SMITHSONIAN INSTITUTION
THE LIBRARY

SMITHSONIAN INSTITUTION
THE LIBRARY

Case Shelf

L-12
folio
(C-1)

Another edition entitled, "Naturgeschichte ... der Menschen und der Saugethiere" ...2te...Auflage, appears to have been issued at Zurich in 1840.

Copied from Catalogue of British Museum, 1913.

1840

Naturgeschichte
und
Abbildungen
DER
MENSCHEN
und der
Säugethiere,
nach den neuesten Systemen und vorzüglichsten Originalien bearbeitet

VON

H: R: SCHINZ

Med. Dr. & Prof. der Naturgeschichte &c.a

Herausgegeben

in der Lithographischen Anstalt v. J. Mouegger

in

ZÜRICH.

15-1105

2H
15
3354
1834
Mamm.
1571104

Einleitung.

Alle Körper, welche auf dieser Erde sich finden, sind entweder natürlich, so wie sie die Natur erschaffen hat, oder künstlich, so wie die Hand des Menschen sie veränderte. Die Geschichte des Entstehens und Vergehens aller Naturkörper ist Gegenstand der Naturgeschichte. Allein die natürlichen Körper zerfallen vorerst in zwei Hauptabtheilungen, in die der Unbelebten und der Belebten. Die Erstern heißen auch Unorganische, weil ihre einzelnen Theile keine bekannte Bestimmung haben, und sie durch Trennung und Verkleinreung nur ihre Form, nicht aber ihr Wesen verändern. Die Mineralogie beschäftigt sich mit diesen Körpern, die man auch Mineralien nennt. Die zweite Hauptabtheilung befaßt die organischen Körper.

Organische Körper nennen wir diejenigen, welche aus einzelnen bestimmten Theilen oder Organen bestehen, von denen jeder seinen besondern Zweck oder seine besondere Verrichtung hat, welche sämmtlich zur Erhaltung des Ganzen zusammenwirken, und von welchen keines ohne Gefahr des Ganzen abgetrennt werden kann, da nur im Zusammenhang und der Harmonie aller die Vollkommenheit des Körpers, welchem sie angehören und zudienen sollen, besteht. Einzelne abgetrennte Organe können, bei weit aus den meisten organischen Körpern, nicht für sich fortleben, da sie nur vom Ganzen aus die Stoffe ziehen, welche zu ihrer Erhaltung nothwendig sind. So wie also diese einzelnen Organe durch ihr Zusammenwirken zur Erhaltung des Ganzen beitragen, so ist auch die Mitwirkung des Ganzen zur Erhaltung des einzelnen Organs nothwendig.

Die Geschichte der Organisation ist die Geschichte der Entstehung und der Bildung der organischen Wesen im Allgemeinen und in ihrer Beziehung auf uns; sie lehrt uns die innige Verbindung des Menschen mit seinen Mitgeschöpfen; sie gibt uns die erhabensten Begriffe von dem schaffenden und erhaltenden Geist der Natur, und von dem engern Bande, welches alle Wesen umschließt, leitet, nach ewigen Gesetzen regiert, und erhaltet.

Die Hauptkennzeichen eines organischen Körpers sind:

1. Die Entstehung durch Erzeugung. Ein jeder organische Körper entsteht von einem andern, ihm ähnlichen. Davon scheinen jedoch die einfachsten Organismen, an welchen wir kaum mehr einzelne Organe wahrnehmen können, eine Ausnahme zu machen, da sie entstehen, ohne daß es bisanhin möglich gewesen wäre, ähnliche organische Körper zu entdecken, welche vorher da gewesen sind. Sie scheinen daher von selbst, unter gewissen, noch nicht in allen Theilen aufgehellten, Bedingungen zu entstehen. Da aber die meisten von ihnen nur durch Hülfe von Vergrößerungsgläsern entdeckt werden können, so wäre Täuschung möglich, obschon nicht sehr wahrscheinlich. Auf jeden Fall entstehen sie aber auch nur nach gewissen, von der Natur bestimmten, unwandelbaren Gesetzen.

2. Das Wachsthum durch Ernährung. Jeder organische Körper entsteht aus einer anfangs flüssigen, dann fester werdenden Masse, ist bei seiner Entstehung kleiner, und nimmt dadurch, daß er fremdartige Substanzen an sich zieht und sie in seine eigenen Stoffe zu verwandeln vermag, an Größe zu, welche jedoch bei jeder Art ihre bestimmten nicht überschreitbaren Grenzen hat.

3. Die Bildung aus einem zellichten Gewebe. Alle organischen Körper bestehen aus festen und flüssigen Theilen. Letztere sind in den ersten enthalten, und in kleinern oder größern Räumchen oder Zellchen eingeschlossen, deren Wände bald härter, bald weicher sind.

4. Die Fortpflanzung der eigenen Art. Die organischen Wesen bilden eine Kette, welche auf der einen Seite in die fernste Vorzeit, auf der andern in die fernste Zukunft hinreichen. Weit aus die meisten Arten scheinen schon zur Zeit der Schöpfung entstanden, und bis jetzt sich immerfort wieder neu erzeugt zu haben, und ferner sich zu erzeugen.

5. Die Abnahme und das Ende durch den Tod und die Verwesung. Jeder organische Körper hat seinen Anfang, seinen Wachsthum, seinen Stillstand, seine Abnahme, und das Ende aller dieser Wesen ist früher oder später eintretender Tod.

Jedes organische Wesen ist also auch belebt, das heißt, es wird durch ein unsichtbares Wesen in seiner Form, in seinem Dasein erhalten, ungeachtet äußere Einflüsse auf dasselbe einwirken, welche die unbelebten Körper zerstörend angreifen. Die Lebenskraft übt über die Materie, über die Elemente, aus welchen der belebte Körper zusammengesetzt ist, eine Herrschaft aus, wodurch die Gesetze der sogenannten chemischen Verwandtschaft ganz anders wirken, als es bei den todten Körpern geschieht. Wärme und Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit, Luft, Säuren und andere chemische Agentien wirken auf einen unorganischen Körper, oder auf einen todten Körper ganz anders als auf einen lebenden. Dieselbe Wärme, welche den jungen Vogel im befruchteten Ei durch das Brüten entwickelt, macht das unbefruchtete schnell faulen. Sie befördert, verbunden mit Feuchtigkeit, die Entwickelung des Samenkorns, so lange es lebt, zerstört aber bald das todte Samenkorn.

Das Leben ist gleichsam ein erzwungener Zustand, bedingt durch das Dasein der Lebenskraft und durch das äußere Einwirken anderer Kräfte auf den mit derselben versehenen Körper. Die Lebenskraft kann sich nicht thätig äußern, wenn sie nicht in einem organischen Körper vorhanden ist, und wenn nicht auf diesen äußere Kräfte wirken. Sie ist an sich gestaltlos, wie jede Kraft, sie ist unsichtbar, aber ihr Dasein äußert sich so vielfach, als die organischen Gebilde vielfache Gestalten annehmen. Sie allein ordnet und bestimmt die Organisation jedes Geschöpfes nach den ewigen Gesetzen der Natur oder des Schöpfers. Die Organisation ist das Resultat einer großen Zahl von Zusammenwirkungen, welche die Bedingungen des Lebens ausmachen; sobald diese Zusammenwirkungen aufhören, muß auch das Leben aufhören, welches nur durch diese harmonische Thätigkeit unterm Einflusse der Lebenskraft bestehen kann.

Das Entstehen der organischen Wesen ist das größte Geheimniß der Natur, in welches der Geist der Sterblichen so wenig einzudringen vermag, als er uns das Wesen Gottes oder unserer Seele je enthüllen wird. Immer sehen wir nur das schon Bestehende und Gebildete, nicht den Geist der da bildet; sobald aber etwas gebildet ist, so ist das Leben schon vorhanden, denn die Bildung ist Folge des Lebens, nicht Ursache desselben.

Also auch was das Leben sey, wissen wir nicht, wir sehen nur seine Aeußerungen, nicht aber sein Wesen. Nicht enimal eine genügende Erklärung vom Leben haben wir, weil das Leben nicht immer eine sichtliche Wirkung zur Folge hat. Diese ist oft nur negativ, und äußert sich nur darin, daß der belebte Körper seine Bildung erhält, nicht den Außenwirkungen unterliegt, nicht zerstört wird. So können wir so lange nicht mit Gewißheit sagen, ein Mensch sey todt, bis wir die Zeichen der Verwesung oder der Fäulniß an ihm wahrnehmen. Die einfachste und beste Erklärung des Begriffs von Leben ist, was sterben kann, ist todt, worunter wir freilich nur das irdische Leben verstehen, denn über die Fortdauer der Seele sprechen wir hier nicht.

Die Zeit der Entstehung der organischen Wesen kennen wir so wenig, als die Art ihrer Entstehung. Wir wissen nicht, wenn oder wie der erste Mensch, das erste Thier einer Art, die erste Pflanze einer Art entstund. Aber so viel scheint gewiß zu seyn, daß von der ersten Schöpfung an im Allgemeinen die Gestalt der organischen Wesen sich nicht geändert habe, die wenigen und nicht zahlreichen Veränderungen hat der Scharfsinn und die Cultur hervorgebracht, indem er seine Mitgeschöpfe aus ihrem ursprünglichen Geburtsland versetzte, und mit sich in andere Verhältnisse und andere Climate brachte. Daß eine Verschlechterung und Abnahme der organischen Wesen nach und nach vorgegangen sey, oder umgekehrt eine Veredlung, eine Umwandlung vom Niedern zum Höhern, z. B. von einer Pflanze in ein Thier, von einem niedern Thier zu einem höhern, darüber haben wir in der Geschichte der Natur keine Spur, was auch einige Naturforscher darüber geschrieben und geträumt haben mögen. Die Gattungen und Arten sind also von Anfang unserer jetzigen Schöpfung an immer da gewesen, und werden sich auch bis ans Ende immer so fortpflanzen. Gattungen und Arten sind also Urformen, welche sich immer wieder erzeugen und darum nicht untergehen.

Die organischen Wesen, welche über unsere Erde von einem Pole bis zum andern verbreitet sind, theilen sich in zwei große Abtheilungen oder Reiche, welche jedoch durch einige Verbindungsglieder so in einander übergehen, daß es schwer ist, eine ganz bestimmte Linie zu ziehen. Diese Abtheilungen begreifen das Pflanzenreich und das Thierreich.

Der vorzüglichste Unterschied zwischen Pflanzen und Thieren liegt in der Art, wie sie ihre Nahrung aufnehmen, indem auf dieser Verschiedenheit auch der ganze äußere und innere Bau und alle Eigenschaften Bezug haben.

Beide organische Reiche stehen aber unter sich in der innigsten und vollkommensten Verbindung, und beide bilden zusammen erst ein vollkommenes Ganzes, wo alle Theile gleichsam wieder einen zusammenhängenden Organismus bilden. Zuerst mußten Pflanzen vorhanden seyn, wenn Thiere da seyn sollten; denn wo keine Pflanze mehr gedeihen kann, da kann auch kein Thier mehr auf die Dauer bleiben, indem auch die von andern Thieren lebenden Thiere eben der Pflanzenfressenden zu ihrer Nahrung bedürfen. Je mehr Pflanzen ein Land hat, desto mehr davon lebende Thiere hat es, und desto mehr von diesen sich wieder nährende Raubthiere. Im höchsten Norden und Süden, wo das Pflanzenleben aufhört, da hört auch das thierische Leben auf. Nur im Wasser des Meeres, welches eine gleichartigere Temperatur hat, kann auch, näher an den Polen, Pflanzen- und Thierleben noch fortdauern, wenn auf dem mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Lande jede Spur des Lebens verschwunden ist. Dieselben Einflüsse, welche auf die Thiere einwirken, wirken also auch, nur mit einigen Veränderungen, auf die Pflanzen ein, und umgekehrt.

Wenn schon viele Pflanzen ihr Leben weit höher bringen als die Thiere, und einige sogar viele Jahrhunderte, vielleicht ein Jahrtausend, fortleben und Blüthen und Früchte bringen, so sterben sie doch am Ende, und die Verwesung behauptet ebenso ihre Rechte, wenn die Lebenskraft aus denselben gewichen ist, wie bei den Thieren.

Die willkührliche Bewegung ist es also hauptsächlich, welche den Bau der Thiere ganz anderst eingerichtet erforderte, als den der Pflanzen. Diese Bewegung von einem Ort zum andern erforderte vorerst Glieder, vermittelst welcher sie geschieht, und jede Form der Bewegung erforderte wieder eine besondere Form dieser Bewegungswerkzeuge, wie das Gehen, das Kriechen, das Schwimmen, das Fliegen. Daraus folgt schon die Nothwendigkeit eines weit zusammengesetzteren Körperbaues.

Soll das Thier sich von einem Ort zum andern bewegen, so mußte es seine Nahrung mit sich tragen können; dazu waren innere Behälter nothwendig, worin die Speisen aufbehalten und aufgelöst werden. Das Dasein des Magens, oder jenes innern Behälters, in welchem die Nahrungsmittel aufgenommen und zubereitet werden, ist also dem Thiere wesentlich; daher findet man kein eigentliches Thier ohne Magen, und bei den meisten findet sich als Verlängerung desselben ein Darmkanal.

Die Pflanze zieht durch ihre Wurzeln den schon bereiteten Nahrungssaft aus dem Boden, beim Thiere muß dieser Nahrungssaft erst im Magen und Darmkanal bereitet werden, um dann sich dem übrigen Körper mittheilen und sich mit ihm vereinigen, sich in ihn verwandeln zu können. Zu dieser Verrichtung bedarf es auflösender Säfte, es bedarf eigener Organe zur Bereitung dieser Säfte, und sind die Speisen aufgelöst, so müssen sie eingesogen und durch neue Umwandlungen in die Säfte des Thieres verwandelt werden. Dazu waren einsaugende Gefässe, und wieder andere Organe nöthig, in welchen diese Umänderung und Verwandlung allmählig vorgeht. Die einsaugenden Gefässe, welche aus dem Magen und Darmkanal entstehen, sind wohl schicklich den Wurzeln zu vergleichen, da sie dieselbe Verrichtung haben. Bei den Pflanzen steigen die Säfte einfach in den Gefässen auf oder ab, sie gehen von den Wurzeln aus. Bei den Thieren hingegen müssen die Säfte durch andere zusammengesetzte Organe in die verschiedenen Theile des Körpers geführt werden, dazu war ein mehrartiges Gefässsystem nöthig, und ein Sammelplatz der Säfte, von wo aus sie sich dem übrigen Körper mittheilen. Dieser Sammelplatz heißt das Herz, und diese Mittheilung der Kreislauf. Von diesem Herzen strömen auf der einen Seite immer die Säfte aus, und kehren wieder großentheils dahin zurück, immerfort aber Theilchen in allen Theilen des Korpers zurücklassend, wodurch Ausdehnung oder Wachsthum des Körpers, und Unterhalt der Theile oder Ernährung hervorgebracht wird. Ein Herz ist daher allemal vorhanden, wo ein Kreislauf vorhanden ist. Also ist Herz und Kreislauf abermals Folge der Ortsbewegungsfähigkeit des Thieres.

Das Vermögen zu Empfinden, setzt immer Organisation voraus, ist aber nicht unmittelbare Folge derselben. Die Pflanze, vollkommen organisirt, empfindet nicht. Der Zoophyt ist organisirt, aber seine Empfindung scheint höchst unvollkommen zu seyn. Der Wurm, das Insect empfinden, aber ihre Empfindung ist wenig entwickelt, weniger deutlich, als diejenige des Fisches, des Reptils, des Vogels, des Säugethiers.

Die Pflanze hat in ihren einzelnen Theilen Reizbarkeit, Zusammenziehungsfähigkeit, aber ihre Reizbarkeit ist nicht mit Empfindung verbunden. Reizbarkeit und Empfindlichkeit sind daher zwei verschiedene Vermögen, die Reizbarkeit kann ohne Empfindung da seyn, aber Empfindung nicht ohne Reizbarkeit.

Empfindung setzt schon Bewußtsein voraus, bloße Reizbarkeit aber nicht. In eben dem Grade, wie das Vermögen zu empfinden sich vervollkommnet, vervollkommnet sich auch das Bewußtsein, je mehr Organe das Thier hat, je vollkommner ihre Zusammenwirkung und Harmonie ist, desto deutl cher wird das Bewußtsein.

Mit dem Bewußtsein steht das Vermögen der Willkühr in der genauesten Verbindung. Empfindung und Willkühr hängen zum Theil vom deutlichen Bewußtsein ab. Die Idee des Willens setzt Verlangen voraus, und Verlangen kann nicht ohne Bewußtsein bestehen.

Empfindung, Bewußtsein und Willen hängen wieder von besondern Organen ab, welche nur dem Thiere eigen sind. Diese Theile sind das Hirn und die Nerven. Mit der höhern Ausbildung dieser Organe steigen und fallen diese höhern Eigenschaften thierischer Körper. Da, wo bloß Nerven und kein eigentliches Hirn vorhanden ist, kann wohl Reizbarkeit und Empfindung statt haben, aber Bewußtsein und Willen konnen nur undeutlich seyn. In den untern Thierklassen bemerken wir nur Nerven ohne Hirn, daher nur Wille und Empfindung ohne höhere Ausbildung und Wirksamkeit. So wie hingegen mit Nerven auch Hirn verbunden ist, steigen die höhern geistigen Fähigkeiten des Thieres, und zwar stufenweise von

DSI

den Fischen und Reptilien zu den Vögeln, so daß wir endlich bei den Säugethieren diese Eigenschaften am ausgebildetesten antreffen, und im höchsten Grade beim Menschen, welcher das größte und ausgebildetste Gehirn hat.

Mit dem Dasein des Hirnes scheint auch das Dasein dessen, was wir Seele nennen, des geistigen Wesens in uns, verbunden zu seyn. Ohne Hirn ist keine irdische Wirkung der Seele denkbar. Sie ist eine Kraft ohne ein Organ. Als Organ zu ihrer sinnlichen Aeußerung aber scheint ihr das Gehirn zu dienen.

So bilden also alle organischen Wesen eine gewisse Stufenfolge, nicht der Vollkommenheit, denn jeder Organismus ist, für die Stelle, welche er einzunehmen hat, vollkommen gebildet, aber eine Stufenfolge der Zusammensetzung der Organe, anfangend von der einfachen Monade, welche nichts als ein bewegliches Kügelchen, nur durchs Vergrößerungsglas sichtbar, zeigt, hinaufsteigend bis zur erhabenen Gestalt des zusammengesetztesten aller organischen Wesen, des Menschen, und vom Schimmel, der sich nur aus verwesenden Stoffen erzeugt, hinauf bis zur tausendjährigen Eiche oder der himmelanstrebenden Palme, die mit ihrem Gipfel hoch über die übrige Pflanzenwelt hinausschaut. In unzählbaren Gestaltungen zeigt das Leben sich über die ganze Erde verbreitet, während das todte Mineralreich nur in wenigen Formen und überall gleich unter den Polen, wie unter dem Aequator sich findet.

Diese unübersehbare Menge der Wesen aber macht es durchaus nothwendig, sie in gewisse Classen und Ordnungen zu bringen, wenn wir ihre Verschiedenheiten und einzelnen Arten näher kennen wollen.

Die Zahl der bis jetzt bekannten Pflanzen steigt nahe an 50,000, und die Zahl der bekannten Thiere wird nicht geringer seyn, da nur allein die Insekten schon gegen 40,000 bekannte Arten zählen; die Säugethiere gegen 1000; die Vögel zwischen 4 bis 5000; die Fische etwa 4000; die Reptilien 1000 u. s. w.

Der schwedische Naturforscher **Carl von Linneus** war der Mann, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts es zuerst unternahm, alle bekannten natürlichen Wesen zu ordnen, und nach bestimmten Kennzeichen in Classen und Ordnungen zu bringen. Er brachte zuerst Licht in das Chaos, welches vorher da gewesen. Allein einem einzigen Menschen war es unmöglich, alles zu kennen und zu sammeln, besonders da zu seiner Zeit die Sammlungen selten und klein waren. Die Menge der neuen Entdeckungen, welche besonders unserm Jahrhundert angehören, und die nähere Kenntniß mit dem innern Bau der Geschöpfe, machte auch Veränderungen nothwendig, durch welche die Mängel und Lücken der Linne'schen Ordnungen ersetzt und verbessert wurden. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde die Organisation der Thiere besonders von dem französischen Naturforscher **Georg Cüvier** auf's genaueste geprüft, und auf seine Untersuchungen hin baute er ein neues System für das gesammte Thierreich, welches indeß doch in seinen Hauptgrundlagen auf dem Linne'schen beruht.

Die erste Hauptabtheilung befaßt alle Thiere, deren Körper auf einem innern Knochengerüste ruht, und durch eine sogenannte Wirbelsäule unterstützt wird. Er nannte sie daher Wirbelthiere (Animalia vertebrata). Sie haben alle rothes Blut, welches in einem doppelten Kreislauf den Körper durchströmmt, ein eigentliches Herz, ein Hirn und Rückenmark, und dieselben Sinne wie der Mensch. Sie bilden vier Classen, von welchen zwei rothes warmes Blut haben, nämlich die Säugethiere und Vögel. Die beiden andern Classen haben auch rothes, aber kaltes Blut, und befassen die Amphibien oder Reptilien und die Fische.

Da wir uns nur mit der ersten Classe hier befassen, so beschränken wir uns, die eigentlichen Charaktere dieser aus einander zu setzen.

Säugethiere. Mammalia. *Mammifères.*

Thiere mit zwei Herzkammern und zwei Vorkammern, mit rothem warmem Blut. Sie haben einen doppelten Kreislauf, athmen durch Lungen, gebären lebendige Junge, und ernähren dieselben in der ersten Zeit ihres Daseins mit Milch.

Die Säugethiere machen die erste und oberste Classe des Thierreichs aus. Ihnen gehört der Mensch selbst an, welcher als das ausgebildetste Geschöpf auf unserer Erde anzusehen ist, da nicht nur sein Körper sich mit vielen Eigenschaften versehen findet, welche dem Thiere fehlen, sondern auch durch seine höhern Geisteskräfte einen besondern Vorzug erhält. Die Säugethiere haben überhaupt die meisten Organe, und somit sind auch die Verrichtungen derselben vielartiger und zusammengesetzter, als bei den übrigen. Die feinsten Sinne, die mannigfaltigsten Bewegungen bilden zusammen ein Wesen, dessen höhere Eigenschaften ihm mehr Hülfsmittel der Selbstständigkeit gibt, als sie kein anderes Thier zeigt.

Der Haupt-Charakter der Säugethiere, wodurch sie sich bei dem verschiedensten Körperbau, der sich nach dem Aufenthalt richten muß, immer auszeichnen, ist der Umstand, daß sie immer lebende Junge gebären, und dieselben längere oder kürzere Zeit mit einer Flüssigkeit ernähren, welche in eigenen Organen, die man Brüste nennt, erzeugt wird.

Aus der Eigenschaft des lebend Gebärens folgt, daß bei allen Säugethieren Organe vorhanden seyn müssen, in welchen die sich bildenden Jungen so lange sich aufhalten, bis sie eine gewisse, jeder Art bestimmte, Größe erreicht haben, welche sie erst fähig macht, außerhalb der Mutter fortzuleben. In diesem Theil, welcher immer innerhalb dem Leibe der Mutter liegt, bildet sich das Junge mehr oder minder vollkommen aus, und erhält seine Nahrung durch Gefäße, welche durch den Nabel dringen, und das Junge mit der Mutter innig verbinden, indem sie mit der Wand des Behälters, welches das Junge einschließt, verwachsen, und so Säfte von der Mutter aufnehmen und dem Jungen zuführen. Das Organ, worin die erste Ausbildung statt hat, heißt die Gebärmutter oder der Fruchthälter. Wenn das Junge eine solche Größe erreicht hat, daß es nun den äußern Einflüssen zu widerstehen vermag, so wird es geboren, das heißt, aus dem Fruchthälter ausgestoßen; seine Verbindung durch jene Gefäße ist nicht mehr nöthig. Diese, welche man Nabelschnur nennt, werden daher abgerissen, und das Junge führt nun ein selbstständiges Leben, und nimmt erst jetzt seine Nahrung durch den Mund ein.

Den weiblichen Geschlechtstheilen entsprechen auch die männlichen, und ohne innige Vereinigung beider Geschlechter hat keine Zeugung oder Entstehung neuer Wesen im weiblichen Körper statt. Die Männchen aller Säugethiere haben Theile, welche einen Saft erzeugen, den wir Samen nennen; diese Theile heißen Hoden. Der Samen aber muß in den weiblichen Körper gelangen, und dadurch entstehen Veränderungen in andern Theilen des weiblichen Körpers, welche man Eierstöcke nennt. Diese Eierstöcke enthalten sehr kleine häutige Bläschen, in welchen man nichts als eine klare Flüssigkeit entdeckt. Ein oder mehrere solcher Bläschen oder Eier reißen sich nach der Befruchtung los und kommen durch eine eigene Röhre in den Fruchthälter, und in ihnen entsteht und entwickelt sich nun das junge Thier. Wenn dieses seine ihm bestimmte Ausbildung erreicht

hat, so zieht der Fruchthälter sich zusammen, und stößt das Junge aus, welches somit aus dem Körper der Mutter hervorgeht; dieses heißt die Geburt.

Die Säugethiere besitzen ein Herz mit vier innern Höhlen, diese nennt man Kammern und Vorkammern, oder Herzohren. Von den Kammern aus laufen aus jeder ein Gefäß, welches sich bald in sehr viele Stämme und Zweige vertheilt, bis es endlich in die feinsten Reiserchen übergeht. Diese Gefässe sind bestimmt, das Blut vom Herzen weg in alle Theile des Korpers zu führen. Da man an ihnen eine zusammenziehende Bewegung bemerkt, welche man Puls nennt, so heißen sie Pulsadern oder auch Arterien. Aus den feinsten Verzweigungen der Pulsadern geht das Blut, nachdem es seinen Zweck erfüllt hat, in andere eben so feine Gefässe über, welche aber allmälig in größere Stämme sich vereinigen, und dasselbe zum Herzen zurückführen. Da man sie nach dem Tode mit Blut angefüllt findet, und dasselbe durch sie durchscheint, heißen sie Blutadern oder Venen. Unaufhörlich lauft also das Blut vom Herzen weg zu den Theilen und kehrt wieder dahin zurück; dieß heißt der Kreislauf. Das Herz ist der Mittelpunkt desselben, und dieses Organ ist in beständiger, nie ruhender Bewegung; es zieht sich beim Menschen in jeder Minute fünf und sechszig bis siebenzig Mal wenigstens zusammen, und treibt das erhaltene Blut wieder von neuem aus. Die beiden Vorkammern erhalten es zuerst aus dem Körper zurück, indem die Blutadern sich in sie ergießen; sobald sie angefüllt sind, ziehen sie sich zusammen und treiben es in die Kammern, auch diese ziehen sich augenblicklich mit großer Kraft zusammen und treiben es mit Gewalt in die aus ihnen entspringenden Pulsadern, aus welchen es, nach einer eigenen Einrichtung, eben so wenig wieder in die Kammern zurückfließen kann, als es aus den Kammern in die Vorkammern zurück kann. Sobald die Vorkammern sich entleert haben, füllen sie sich von neuem, und so gehen diese wechselweise Zusammenziehungen vom ersten Augenblicke des Lebens an bis zum Tode immer fort, und dürfen nie ruhen. Das Herz ist das erste Organ, welches man in dem sich bildenden jungen Thiere als einen hüpfenden bewegten Punkt bemerkt, so bald es möglich ist, den Körper selbst zu erkennen.

Der Kreislauf ist in den Säugethieren doppelt, das heißt, das Blut bildet einen doppelten in sich selbst zurückkehrenden Strom. Der sogenannte kleine Kreislauf geht von der rechten Herzkammer aus, und führt das Blut durch die sogenannte Lungenpulsader nach den Lungen, und von da kehrt es durch die Lungenblutadern nach der linken Vorkammer zurück. Diese Verrichtung steht mit einer andern im genauesten Zusammenhang, nämlich mit dem Athmen. So nennen wir das Bemühen der Lungen, Luft in den Körper einzuziehen und wieder auszustoßen. Lungen sind zwei große Organe, welche in der Brusthöhle so liegen, daß sie vorn von dem Brustbein, auf den Seiten durch die Rippen, hinten durch die Wirbelsäule des Rückens bedeckt und eingeschlossen werden. Längs dem Rande der Rippen befestigt sich ein fleischiger platter Theil, welcher quer durch den Körper lauft und die Brusthöhle von der Unterleibshöhle trennt, so daß die Lungen von allen Seiten frei in der Brusthöhle liegen. Diese Wand heißt das Zwerchfell oder der Zwerchmuskel. Die Lungen sind große hautige Säcke, welche aber in ihrem Innern aus einer unzähligen Menge anderer kleiner Säckchen oder Zellchen bestehen, die sich durch Luft ausdehnen lassen. Die Lungen hängen an einer großen Röhre, der Luftröhre, welche hinten im Munde mit einer Art von Büchse anfängt, längs dem Halse herunterlauft und sich in zwei Aeste theilend in die Brusthöhle tritt, dann aber in unzählbare Aestchen verbreitet in die Lungenzellchen führt. Die Luftröhre besteht aus abwechselnden häutigen und knorpeligen Ringen, und kann sich daher leicht nach den Biegungen des Halses verlängern oder verkürzen. Jene Büchse aber oder der Luftröhrenkopf besteht aus Knorpeln, welche eine geräumige Höhle bilden, die nach dem Munde hin sich öffnet, aber durch einen Deckel geschlossen werden kann. So steht die Luftröhre mit der Mundhöhle und diese mit der Nasenhöhle in Verbindung. Die Luft dringt durch diese Höhlen ein, tritt in die Luftröhre, durch diese in die Lungen und dehnt sie aus, wird aber im andern Augenblick wieder, doch in veränderter Gestalt, ausgestoßen. Athmen heißt also beim Säugethier Ausstoßen und Einziehen der Luft in die Lungen, wobei zugleich die Rippen und somit die ganze Brust sich wechselsweise erheben und wieder sinken, so daß die Brusthöhle beim Einathmen größer und weiter, beim Ausathmen kleiner und enger ist.

Die Luft ist eine Flüssigkeit, ohne welche kein organisches Wesen bestehen kann. Sie ist kein Element, das heißt, ein aus gleichartigen Stoffen bestehender Körper, wofür man sie ehemals hielt, sondern sie ist aus Stoffen zusammengesetzt, welche Bestandtheile der organischen Körper sind. Beim Athmen zersetzen sich diese Stoffe in den Lungen, und gehen so in das Blut über, daß die Luft sich in den Lungen verändert und nicht mit denselben Theilen versehen ausgeathmet wird.

Da das Säugethier vor der Geburt im Leibe der Mutter und in den Eihäuten eingeschlossen ist, so kann die Luft nicht zu demselben dringen; das Säugethier athmet daher vor der Geburt nicht, und der Kreislauf ist nur einfach. Mit der Geburt tritt aber jene große Veränderung ein, daß das Thier nun mit der äußern Luft in Berührung kommt, und somit beginnt auch erst jetzt das Athmen und der kleine Kreislauf mit der Ausdehnung der Lungen.

Durch das Athmen erhält das Blut neue Stoffe, und gibt solche ab, welche es im Ueberflusse enthielt, welche daher schädlich wirken müßten. Das Blut, welches aus dem Herzen in die Lungen durch die Pulsadern strömt, ist dunkelroth, nimmt aber in den Lungen eine hellere Röthe an, als Beweis, daß sich seine Bestandtheile geändert haben.

Mit dem Athmen in genauer, wenn schon noch kaum gehörig aufgehellter, Verbindung steht eine andere Erscheinung bei den Säugethieren und Vögeln, nämlich die Erzeugung der thierischen Wärme. Man bemerkt, daß der Körper dieser Thiere eine fast beständig gleiche Wärme behält, die Luft um sie her mag bedeutend kälter oder auch wärmer seyn. Da wir nun bemerken, daß bei den Vögeln, deren Athmen noch ausgedehnter ist, als bei den Säugethieren, das Blut noch wärmer ist, so zieht man wohl mit Recht den Schluß daraus, das Athmen durch die Lungen sey die Ursache dieser Wärmeerzeugung, welche wir bei den übrigen Thierklassen nicht antreffen. Da aber auch die Reptilien durch Lungen athmen, ohne warmes Blut zu haben, so müssen noch andere Ursachen mitwirken, diese Wärme zu erzeugen, und diese Ursachen scheinen in dem großen Einfluß des Hirns und der Nerven auf die übrigen Theile und besonders auf die Athmungs- und Ernährungsorgane zu liegen, welcher Einfluß durch die Größe des Hirns der Säugethiere und Vögel bedingt wird. Wir können dieses indeß hier nur andeuten, ohne uns darüber in weitläufigere Erörterungen einzulassen, und begnügen uns nur den Satz aufzustellen, daß von der Art des Athmens bei den Säugethieren sehr wahrscheinlich die Wärme ihres Blutes abhänge.

Das in den Lungen veränderte Blut kehrt also zum linken Herzen zurück, und beginnt nun den großen Kreislauf, indem es aus der linken Herzkammer in die große Hauptpulsader, deren Aeste dasselbe in alle Theile des Körpers bringen, getrieben wird, um durch die großen Blutadern wieder zurückzukehren.

Durch diese Vertheilung des Bluts in alle Theile des Körpers wird allenthalben Wärme verbreitet, und Nahrung hingebracht. Es konnte nicht Zweck des Kreislaufes allein seyn, das Blut nur im Körper herumzuführen. Auf dem Wege läßt es an allen Orten Theile zurück, welche das abgehende ersetzen, und neue Masse hinzufügen. Ebenso lauft es zugleich in alle absondernden Theile, setzt in der Leber die Galle, in den Hoden

den Samen, in den Nieren den Harn, in den Speicheldrüsen den Speichel, im Magen und Darmcanal den Magen- und Darmsaft, und in allen Höhlen Feuchtigkeit ab. Durch diese verschiedenen Abgänge verliert das Blut immerfort von seinen Theilen, daher kommt es verändert zum Herzen zurück. Seine hellrothe Farbe hat sich in dunkelrothe verwandelt, es muß neue Stoffe erhalten, das verlorne zu ersetzen, und so beginnnt es auf's Neue durch die Lungen zu eilen, um auch aus der Luft neue Theile einzunehmen. Durch die beständige Bewegung und durch die Wärme wird es in seiner Bindung erhalten; steht es still, so zersetzt es sich, das heißt, ein Theil gerinnt oder bildet eine festere Masse, und das Wässerige trennt sich, so daß es zu fernerer Erfüllung seines Zwecks nicht mehr dient.

Blut nennen wir jenen rothen, etwas dicken und kleberigen Saft, welcher sich durch die Wirkung der Lebenskraft und der dadurch geleiteten chemischen Kräfte aus den Nahrungsmitteln immerfort neu erzeugt. Es besteht aus einem dickern, festern Theile, den man den Blutkuchen, und einem wässerigen, den man das Blutwasser nennt. Der dichtere Theil ist zugleich mit einem rothen färbenden Stoffe vermischt, der sich aber, wenn man Wasser darauf gießt, demselben mittheilt, so daß nur eine weißlichte, zitternde, gallertartige Masse zurückbleibt. Nur durch den Kreislauf und die daraus folgende beständige Bewegung kann das Blut in seiner Mischung erhalten werden; so bald es außer die Gefässe tritt, so zersetzt es sich, indem der wässerige Theil sich vom Blutkuchen trennt. Die Menge des Blutes ist bei den Säugethieren bedeutend, jedoch schwer zu berechnen, und wahrscheinlich bei einem und demselben Thier zu verschiedenen Zeiten verschieden.

Das Blut ist die Mutter aller übrigen Säfte und aller Theile des Körpers, welche durch Mitwirkung der Lebenskraft aus demselben abgeschieden werden. Knorpel, Knochen, Bänder, Sehnen, Muskeln, Hirn und Nerven, Gefässe, Drüsen, Eingeweide, Haut, Haare, Nägel, kurz alle Theile ohne Ausnahme werden auf eine unerklärliche Art daraus abgesondert, so wie das Fett, Harn, Samen, Speichel, Thränen, Ohrenschmalz; also der ganze Körper mit allen seinen festen und flüssigen Theilen sind im Blute enthalten, werden von demselben erzeugt, ernährt, erhalten und immerfort verändert.

Dieser beständige Abgang, welchen es bei jedem Umlaufe durch den Körper erleidet, muß immer wieder ersetzt werden, wenn das Leben bestehen soll. Wird mehr ersetzt als verbraucht wird, so nimmt der Körper an Umfang und Länge zu, daher das Wachsthum. Wird nur das ersetzt was abgeht, so bleibt der Körper ungefähr gleich, daher der Stillstand nach vollendetem Wachsthum. Wird weniger ersetzt als verbraucht, so nimmt der Körper an Masse und Kräften ab, wie im Alter, und so eilt er nach dem natürlichen Laufe der Dinge seinem Ende früher oder später entgegen.

Den Ersatz des Abgehenden leisten die Speisen, diese müssen aber erst aufgelöst und verändert werden. Dazu nun dienen mehrfache Organe und Säfte, und mechanische und chemische Kräfte müssen gemeinschaftlich diesen Zweck herbeiführen. Die dazu bestimmten Theile bestehen in den Organen des Mundes, des Schlundes, des Magens, des ganzen Darmkanals. Die zur Auflösung nöthigen Säfte liefern die Speicheldrüsen am Kopfe und in der Mundhöhle, die Milz und Leber, die große Speicheldrüse im Unterleib, und die kleinen aushauchenden Gefässe auf den innern Häuten des Darmcanals.

Da die Säugethiere keinen weiten Schlund haben, und da derselbe hinten an der Luftröhre herunter lauft, das Herunterschlucken größerer Massen beim Heruntergleiten das Athmen hemmen und Erstickungszufälle herbeiführen würde, überdem der Magensaft nicht auflösend genug wäre, ganze Stücke zu verdauen oder aufzulösen, oder zu zerreiben, wie dieß bei den übrigen Klassen der Wirbelthiere der Fall ist, so haben alle Säugethiere, welche eine gröbere Nahrung zu sich nehmen, Zähne erhalten, durch welche auf eine mechanische Art die Verkleinerung der Nahrungsmittel zuerst im Munde vorgeht, bis sie vom Speichel befeuchtet in kleinere Bissen getheilt, uud durch die Zunge befördert, hinten in den Trichter des Schlundes kommen, und nun durch die Speiseröhre hinunter in den Magen geleiten.

Der Mund aller Säugethiere wird aus zwei knöchernen Kinnladen gebildet, von welchen nur die untere beweglich ist, und, durch starke Muskeln in Thätigkeit gesetzt, sich öffnen und schließen, auch wohl sich seitwärts bewegen kann. Am obern Rande dieser Kinnlade stehen die Zähne, deren Zahl und Bau, so wie ihr Hervorbrechen, gar sehr verschieden ist. Die meisten Säugethiere bringen ihre Zähne nicht mit auf die Welt, sondern sie kommen erst kürzere oder längere Zeit nach der Geburt, wenn das Thier gröbere Nahrung, als die Muttermilch gewährt, nöthig hat, hervor, und fallen meist ein oder auch mehrere Male wieder aus, um durch andere ersetzt zu werden.

Der Bau der Zähne ist gar sehr nach den Nahrungsmitteln verschieden, welche das Thier genießen muß. Man unterscheidet vorerst drei Arten von Zähnen, welche entweder alle beisammen in einem Thiere vorhanden sind, oder von denen mangelt die eine oder andere Art. Vorderzähne oder Schneidezähne nennt man die vordersten, welche in der Oberkinnlade immer in eigenen Knochen stecken, welche man Zwischenkieferknochen heißt, nur beim Menschen und beim Orang-Utang verwachsen diese Knochen bald mit den übrigen Knochen der obern Kinnlade. Solcher Vorderzähne findet man zwei bis zehn, entweder in der obern und untern Kinnlade gleich viel, oder unten mehr als oben, selten umgekehrt, wenn sie in der Oberkinnlade nicht ganz mangeln. Die Vorderzähne sind zum Zerschneiden oder Zernagen der Speisen bestimmt, und meist meiselförmig, mit scharfem Rande. An den Seiten der Vorderzähne mehr oder minder durch einen Zwischenraum getrennt, stehen die sogenannten Eckzähne, diese sind, wenn sie länger als die übrigen sind, welches meist der Fall ist, hauptsächlich zum Fassen eingerichtet, daher sind sie bei den Raubthieren am stärksten und größten, und durch sie machen diese Thiere die bedeutenden oft gefährlichen Wunden, wenn sie andere Thiere beißen. Hinter diesen, ebenfalls bald näher oder ferner, finden sich die Backenzähne. Diese sind bald zum Zermalmen oder Zerreiben, bald mehr zum Zerreißen oder Zertheilen eingerichtet, und daher entweder oben mit platter, oder schneidender, oder mit Zacken besetzter oder gereifter und eingeschnittener Krone versehen.

Nach diesem verschiedenen Bau kann man auf die Nahrung eines Säugethieres schließen, wenn man dieselbe auch nicht kennt. Bei den einen fehlen die Vorderzähne, bei den andern die Eckzähne, bei keinem die Backenzähne, wenn nicht gar alle Zähne fehlen.

Die Krone der Zähne ist mit einer weißen, sehr harten, glasartigen Materie oder dem Schmelz überzogen, so weit sie aus dem Zahnfleisch hervorragt, doch bedeckt diese Materie nicht immer den ganzen Zahn, und wird bei einigen Thieren durch eine Zwischenmaterie getrennt, so daß sie nur Leisten bildet, welche in verschiedenen Richtungen laufen und vorragen. Die neuen Zähne bilden sich gewöhnlich unter den alten in der Zahnhöhle, und stoßen diese nach und nach weg, indem sie ihre ernährenden Wurzeln drücken. Bei einigen Thieren aber entstehen die neuen Zähne im hintern Theil der Kinnlade, und rücken, den alten Zahn wegdrängend, nach vorn.

Mit dem Bau der Zähne steht gar sehr die Eingreifung der jedem Thiere bestimmten Nahrungsmittel in Verbindung. Die dazu dienenden Organe sind zugleich die Organe der Bewegung, besonders die Theile, welche zum Gehen und Fortschreiten dienen, also Hände und Füße. Der Bau der Zähne, verbunden mit den zur Fortbewegung dienenden Organen, deuten also zusammen fast immer die Nahrung des Thieres an. Beide zusammen wurden daher in neuern Zeiten zur Grundlage der Eintheilung genommen, von welcher später die Rede seyn wird.

Nur sehr wenige Säugethiere haben gar keine Zähne, und diese leben von weichen kleinern Insekten, welche sich leicht ganz verschlucken lassen, und doch im Magen auflösbar sind. Diese Thiere kauen also nicht.

Durch das Kauen werden nun die großen Stücke klein gemacht, mit dem Mundspeichel gemischt, welcher aus den um den Mund liegenden Speicheldrüsen in denselben fließt, die Speisen zugleich erweicht und schlüpfrig macht, so daß sie nun desto leichter in den Schlund gelangen und durch die Speiseröhre in kleinern Bissen in den Magen kommen können.

Die Speiseröhre ist also die Fortsetzung des Mundes und Schlundes, und lauft, als ein enger, doch ausdehnbarer Kanal, dem Rückenrath nach im hintern Theil der Brusthöhle hinunter, geht durch das Zwerchfell, oder der breiten Muskel, welcher die Brusthöhle trennt, durch, biegt sich in der Bauchhöhle um, und geht in den Magen über.

Der Magen ist ein mehr oder minder großer, einfacher oder aus mehrern Höhlen zusammengesetzter, häutiger Sack, welcher dazu bestimmt ist, eine nicht unbedeutende Menge Speisen und Getränke aufzunehmen, und so lange zu beherbergen, bis diese Speisen eine gewisse Auflösung erhalten haben, und in einen fast gleichartigen Brei verwandelt worden sind. Zwischen den Häuten des Magens sind Muskelfasern verwebt, welche in entgegengesetzter Richtung über einander hinlaufen, und durch ihre Wirkung den Magen bald verkürzen und weiter machen, bald verlängern. Diese Bewegung, welche unaufhörlich vorgeht, heißt die wurmförmige, und hat den Nutzen, daß die Speisen beständig hin und her geschoben, durch einander gemischt, und in allen ihren Theilen der auflösenden Kraft des Magensaftes ausgesetzt werden, daher immer mehr sich auflösen und zu einer gleichartigen Masse sich verwandeln. Als chemisches Auflösungsmittel dient die Wärme und der Magensaft. Die Wärme wird von dem Blute mitgetheilt, und der Magensaft durch die aushauchenden Gefässe, welche auf der innersten Haut des Magens sich finden, ebenfalls aus dem Blut abgeschieden. Der Magen ist unten und oben enger und nach oben so geschlossen, daß gewöhnlich nichts mehr nach oben zurückgeht. Nur bei einer Abtheilung der Säugethiere, welche einen ganz besonders eingerichteten mehrfachen Magen haben, werden die Speisen, welche einzig aus Pflanzen bestehen, nur flüchtig gekauet und heruntergeschluckt, steigen aber dann durch eine eigene Einrichtung aus dem ersten Magen wieder stoßweise in den Mund auf, werden auf's Neue und besser gekaut, und wieder niedergeschluckt, um dann in einen zweiten Magen zu gelangen.

Je nachdem die Speisen beschaffen sind, oder je nach der Einrichtung des Magens, bleiben sie längere oder kürzere Zeit im Magen, und gehen dann durch die untere Magenöffnung in den dünnen Darm über, wo sie nun erst ganz aufgelöst werden. Die flüssigen Theile werden meist schon im Magen von kleinen Gefässen eingesogen, welche man einsaugende Gefässe nennt, und diese bringen sie ins Blut.

Der dünne Darm bildet einen mehr oder minder langen, aber den Körper an Länge mehrfach übertreffenden Kanal. Bei fleischfressenden Thieren ist er kürzer als bei pflanzenfressenden. Er ist hautig, wie der Magen, und ebenso mit Muskelfasern versehen, welche ihn bald verengern, bald erweitern, und in beständiger wurmförmiger Bewegung erhalten. Die inwendige Haut ist weich, runzelig, schleimig und immer feucht und schlüpfrig, indem, wie im Magen, die kleinen Gefässe der innern Haut den Darmsaft absöndern. Diese Feuchtigkeit mischt sich dem Speisenbrei bei und löst ihn immer auf, so daß man die einzelnen Theile der Speisen nicht mehr erkennt, wenn sie vorher auch noch so verschieden waren. Neben diesem aber mischt sich im Anfang des Dünndarms noch ein grünlicher bitterer Saft demselben bei, welchen man die Galle nennt. Diese Galle wird in dem großen Organ erzeugt, welches die Leber heißt. Die Leber ist das größte Organ des Unterleibs, und liegt auf der rechten Seite oben in der Bauchhöhle. Die Galle wird durch eigene Gefässe in ihr abgeschieden, welche aus der Milz, einem andern viel kleinern, auf der linken Seite unter dem Magen liegenden Organ kommen, dort ihr Blut sammeln und zur Leber bringen. Die in der Leber abgeschiedene Galle lauft durch verschiedene Kanäle in einen größern Ausführungsgang, und ergießt sich bei den meisten Thieren in eine an der Leber hängende Blase, welche man Gallenblase nennt. In dieser wird sie dicker, gefärbter und bitterer, geht dann durch denselben Gang, durch welchen sie eingetreten ist, zurück in den von der Leber kommenden gemeinschaftlichen Gang, und ergießt sich in den Dünndarm, nachdem dieser Gang sich meist noch vorher mit einem andern Gang, welcher einen speichelartigen Saft aus der sogenannten Bauchspeicheldrüse bringt, vereinigt hat. Die Säfte sind zur Verdauung äußerst wichtig und sehr auflösend, besonders die Galle, und man bemerkt nun nach ihrer Beimischung, daß aus dem Speisenbrei sich eine weißlichte durchsichtige Flüssigkeit, welche man Milchsaft nennt, absöndert. Diese ist nun der eigentlich nährende Theil der Speisen, der bestimmt ist den Abgang, welchen das Blut immerfort erleidet, wieder zu ersetzen. Allenthalben am ganzen Darmkanal fangen die Mündungen äußerst kleiner Gefässe an, welche, wie die Wurzeln einer Pflanze, diesen Saft einsaugen und denselben, nachdem sie durch viele kleine Drüschen gelaufen, und mit einer großen Menge anderer ähnlicher Gefässe, welche von allen Theilen des Körpers herkommen, sich vereinigt haben, endlich alle im hintern Theil der Brusthöhle sich in ein größeres und weiteres Gefäß, welches man den Brustgang nennt, endigen, und ihre Säfte vereinigen. Aus diesem nun fließt der sogenannte Milchsaft, schon dem Blute in mancher Beziehung ähnlich, in eine große Blutader nahe am Herzen, eilt mit dem Blute sich vereinigend nach demselben, und mischt sich während dem Kreislauf innig mit ihm und so wird der erlittene Abgang immer durch neue Ströme frischen Nahrungssaftes ersetzt.

Der Speisenbrei rückt aber im Dünndarm immer weiter abwärts und verliert von seinen auflösbaren Theilen immer mehr, bis er endlich in den letzten Theil des Darmkanals, welchen man, weil er gewöhnlich viel weiter ist, den Dickdarm nennt, eintritt. Hier verliert er durch Einsaugung vollends sein auflösbares, und der Ueberrest geht endlich als Koth durch den After ab. Auch hier treibt die wurmförmige Bewegung diesen unverdaulichen Rest immer weiter abwärts, bis er am Ende des Darmkanals, im sogenannten Mastdarm, sich sammelt, und durch seine Schärfe und Menge zur Ausleerung reizt.

Dieser dem Blute immer zuströmende und höchst nöthige Nahrungssaft oder Milchsaft ist also das Product der Verdauung, welche durch so vielfache chemische und mechanische Kräfte, die vom Mund bis zum After fortwirken, vor sich geht, und unter dem Einfluß der Lebenskraft ganz fremdartige Stoffe völlig in unsere eigene Masse zu verwandeln vermag. Eine Verwandlung, welche keine todte Chemie außer dem Körper nachahmen kann.

Alle zur Verdauung dienenden Theile vom Magen an, also der Magen selbst, der ganze Darmkanal, Milz, Leber, und große Bauchspeicheldrüse, liegen in der Bauchhöhle, und sind in einem häutigen Sacke eingeschlossen, welchen man Sack der Bauchhaut nennt. Die Fortsetzungen dieser Haut bekleiden Magen und Darmkanal als äußere Haut, befestigen als sogenannte Gekröse diese Theile so, daß sie sich zwar frei bewegen, aber immer in einer gewissen Lage erhalten werden. Fernere Fortsetzungen aus häutigen Blättern, welche meist mit Fett bedeckt sind, gehen als eingeölte Häute, welche man Netze nennt, zwischen die Theile, und erleichtern sehr ihre Bewegung, und ebenso werden Leber, Milz und Bauchspeicheldrüse nebst ihren Gefässen theils von dieser Haut umkleidet, theils von ihr in ihrer Lage erhalten. Zwischen den Blättern der Gekröse laufen die Gefässe, welche zum Darmkanal gehen, oder von ihm zurückkommen, und eine große Menge kleinere Drüsen, welche zu den einsaugenden

Gefäſſen gehören, liegen zwiſchen denſelben, und empfangen zuerſt den Milchſaft, welchen die einſaugenden Gefäſſe aus dem Darmkanal bringen. Wahrſcheinlich leidet dieſer Saft in den Drüſen eine Veränderung, welche ihn dem Blute ähnlicher macht, und geht ſo umgewandelt in den Bruſtgang. Die Nieren und die Organe der Urinabſönderung und innern Geſchlechtstheile liegen zwar auch in der Unterleibhöhle, aber nicht vom Sacke der Bauchhaut eingeſchloſſen, ſondern außer demſelben theils nahe am Rückenrath, theils in der Beckenhöhle.

Die wäſſerigen Theile, welche durch ihren Ueberfluß dem Körper ſchaden würden, werden durch die Nieren abgeſondert. Nieren heißen ſehr gefäßreiche drüſige Organe, welche nahe am Rückenrath liegen. Aus dieſen fließt der Harn oder Urin in die Harnblaſe, oder jene häutige Blaſe, welche im untern und vordern Theile des Beckens liegt, und bleibt da ſo lange aufbewahrt, bis die Blaſe voll iſt, und er dieſelbe zur Zuſammenziehung reizt, dann wird er durch die Harnröhre, welche durch die Geſchlechtstheile dringt, ausgeleert.

Der ganze Körper des Säugethiers ruht auf Knochen, welche drei verſchiedene Höhlen bilden, deren jede ein eigenes Syſtem einſchließen und beſchützen. Die oberſte und erſte Höhle iſt die Schädelhöhle, welche im Kopf liegt. Der Kopf beſteht immer aus den Schädelknochen und den Geſichtsknochen. Die Schädelknochen bilden einen dreifachen Gürtel, welcher das Hirn einſchließt. Der vordere Theil oder Gürtel beſteht aus den beiden Stirnbeinen und dem Siebbein; der mittlere aus den Scheitelbeinen und dem Keilbein, und der hinterſte aus dem Hinterhauptbein. Zwiſchen Keilbein, dem Hinterhauptbein und den Scheitelbeinen ſind die Schläfenbeine eingeſchoben, von welchen ein Theil zum Geſicht gehört. Im ungebornen Säugethier theilt ſich das Hinterhauptbein in zwei Theile, ebenſo der Körper des Keilbeins, von welchem noch drei ſeiner Flügelpaare getrennt ſind; das Schläfenbein bildet drei Knochen, von welchen der eine den Schädel ſchließt, der andere das Labyrinth des Ohres enthält, der dritte aber die Wand der Trommelhöhle bildet. Die einzelnen Knochen ſind im Ungebornen verſchiebbar und durch ihre Verſchiebung während der Geburt wird der Kopf verkleinert und die Geburt erleichtert; nach der Geburt aber verwachſen ſie, je nach den Arten und Gattungen bald früher bald ſpäter, und ſchützen nun das Hirn vollkommen, welches in ihrer Höhle liegt.

Das Geſicht wird vorzüglich durch die beiden Kinnladen gebildet, zwiſchen welchen die Naſenhöhle liegt. Zwiſchen den Kieferknochen der obern Kinnlade liegen die beiden Zwiſchenkieferknochen. Hinten verbinden ſich die Kinnladenknochen mit den Gaumenknochen, zwiſchen welche die vordere Platte des Keilbeins ſteigt, welche die Pflugſchar heißt. Am Eingange des Naſenkanals liegen die Naſenknochen, welche mit kleinern Knochen die man Muſcheln und Siebbein nennt, die Naſenhöhle welche zum Athem und Geruchorgan dient, bilden. Neben der Naſe liegen aus mehreren Knochen gebildet die mehr oder minder geſchloſſenen Augenhöhlen.

Der Kopf iſt auf dem oberſten Halswirbel der Wirbelſäule befeſtigt. Der Hals hat ſieben, bei einer einzigen Art neun Wirbel. An den Halswirbeln ſind die Rückenwirbel und unter dieſen die Lendenwirbel befeſtigt, welche mit den Kreuzbeinen und Schwanzbeinen die Wirbelſäule endigen. Die Wirbelſäule bildet einen Kanal, welcher mit der Schädelhöhle durch das große Hinterhauptloch in Verbindung ſteht, und durch das Rückenmark und ſeine Nerven angefüllt wird.

An den Rückenwirbeln befeſtigen ſich die Rippen, deren Zahl wenigſtens zwölf auf jeder Seite iſt. Die obern Rippenpaare verbinden ſich durch die Bruſtbeine, und die untern oder falſchen Rippen bilden durch ihre Knorpel einen fortlaufenden Rand, ſo daß durch die Rippen die zweite Körperhöhle gebildet wird, welche innerlich durch eine Haut umzogen, zwiſchen den Rippen durch Muskeln und unten durch den Zwerchmuskel geſchloſſen iſt, und das Herz und die Lungen einſchließt, von welchen ſchon iſt geſprochen worden. Dieſe Höhle heißt Bruſthöhle.

Die dritte Höhle endlich iſt die Beckenhöhle, welche aus den Beckenknochen beſteht, die hinten mit dem Kreuzbein vereinigt einen Gürtel bilden, der die Eingeweide des Unterleibs unterſtützt, und die Harnblaſe, den untern Theil des Darmkanals und die innern Geſchlechtstheile enthält, durch die Bauchmuskeln aber, welche ſich einerſeits bis an den Rand des Bruſtkaſtens, anderſeits bis an den Rand des Beckenknochen erſtrecken, eine geſchloſſene Höhle bilden, welche im Sacke der Bauchhaut eingehüllt, Magen, Leber, Milz, Darmkanal und die Befeſtigungshäute dieſer Theile, welche man Gekröſe und Netze nennt, enthält, und außer dem Sacke der Bauchhaut noch die Nieren. Die Beckenknochen fehlen einzig den Wallen.

Alle Säugethiere haben vier Extremitäten, Bewegungswerkzeuge der Ortsbewegung, welche aber je nach den Gattungen und ihrer Lebensart äußerſt verſchieden gebildet ſind. Mit Ausnahme der Walle, welche kein Becken haben, ſind die hintern Extremitäten bei allen am Becken befeſtigt. Sie beſtehen aus dem Hüftknochen, dem Unterſchenkel, welcher aus dem Schienbein und Wadenbein zuſammengeſetzt iſt, und dem Fuße, welcher aus der Fußwurzel, dem Mittelfuß und den Zehen beſteht. Die vordern Extremitäten fangen mit dem Schulterblatt an, welches bei den einen durch das Schlüſſelbein mit der Bruſt in Verbindung ſteht, bei den mehreren aber nur im Fleiſche der Muskeln ſteckt. Am Schulterblatt iſt der Hinterarm, an dieſem der Vorderarm, aus dem Ellenbogenknochen und der Schiene beſtehend, und an dieſer die Hand, beſtehend aus der Handwurzel, der Mittelhand und den Fingern, befeſtigt. Alle dieſe Knochen ſtehen durch Knorpel und Gelenkbänder mit einander in beweglicher Verbindung.

Dieſe Knochen bilden alſo die feſte Grundlage des Säugethierkörpers. An ihnen ſind ringsum die Muskeln befeſtigt. So nennt man jene reizbaren rothen Fleiſchmaſſen, welche durch ihre Zuſammenziehungen und Erſchlaffungen, wodurch die an ihnen hängenden Knochen in die verſchiedenſten Lagen gebracht haben, alle möglichen Verrichtungen des Körpers, theils nach dem Willen des Thiers und mit Bewußtſein desſelben, theils ohne Bewußtſein, wie die Muskelfafern des Herzens, des Magens und Darmkanals, vollbringen und möglich machen. Daher theilt man ſie in willkührliche und unwillkührliche Muskeln. Jene gehorchen alſo dem Willen des Thieres und üben jede Bewegung aus, welche das Thier vornehmen will. Durch ſie geſchieht das Stehen, Gehen, Hüpfen, Springen, Schwimmen, Fliegen, Klettern, Gebären, die Ausleerungen des Kothes und Urins; das Kauen, Schlucken, Saugen, Schreien u. ſ. w. Sie ermüden aber bald leichter bald ſchneller, und bedürfen zu ihrer fernern Wirkung zuweilen der Abſpannung oder Ruhe, während welcher ſich ihre Kräfte auf's Neue wieder anſammeln. Die unwillkührlichen Muskeln dagegen bedürfen einer ſolchen längern Ruhe nicht, und wirken immerfort und ohne Aufhören, da ſie Thätigkeiten verſehen, welche niemals ruhen dürfen, wenn das Leben fortdauern ſoll, wie Kreislauf und Verdauung; daher wirken ſie von Anfang des Lebens an bis zum Ende ohne Raſt fort.

Unter allen Thieren haben die Säugethiere das ausgebildeteſte und größte Hirn, und daher in dieſem Verhältniß die kleinſten Nerven und ein kleines Rückenmark. Gehirn nennt man jene weiche, markige, und doch ſehr regelmäßig gebildete Maſſe, welche in der Schädelhöhle durch Knochen allenthalben geſchützt liegt. Es beſteht immer aus zwei Hälften oder Halbkugeln, welche durch eine markige Brücke mit einander in Verbindung ſtehen. Das Innere des Hirns zeigt ſehr deutliche und ſehr beſtimmte aus Mark gebildete Figuren und Höhlen, welche ganz gewiß ihre beſtimmte, obſchon uns unbekannte Verrichtung haben, da ſie ſo gleichartig in allen Gehirnen angetroffen werden. Ferner haben alle Säugethiere auch ein kleines vom großen verſchieden gebildetes und unter demſelben liegendes Hirn, deſſen eigentliche Verrichtung wir ebenfalls noch nicht kennen.

Das Gehirn ist unbestreitbar der Sitz der höhern, der geistigen Eigenschaften, welche dem Thiere vor der Pflanze den Vorzug geben, und um so mehr hervorleuchten, je größer und zusammengesetzter das Gehirn ist. Das, was in uns denkt und handelt, das, was das Bewußtsein unsers Daseins hervorbringt, mit einem Worte jenes höhere, geistig, unsichtbare Wesen, welches wir Seele nennen, hat im Gehirn seinen Sitz. Das Gehirn ist das einzige Organ, wodurch sich die Seele in uns thätig zeigt. Das Leben des Thieres ist nicht an das Gehirn gebunden, denn viele Thiere leben ohne ein Gehirn, aber das höhere, das intellectuelle Leben hängt von diesem ab. Je größer und zusammengesetzter das Gehirn ist, desto mehr dieser höhern Fertigkeiten besitzt das Thier, desto mehr nähert es sich unserm Ideal geistiger Vollkommenheit auf Erde, dem Menschen; desto verwickelter sind die Begriffe, welche seine Handlungen leiten, um desto mehr haben die Handlungen desselben das Gepräge des Bewußtseins, des freien Willens, weil das Organ, durch welches die Seele handelt, vollkommen ist. Mit dem Kleinerwerden des Hirnes sehen wir die Handlungen der Thiere ungewisser und weniger den Umständen angepaßt, und verschieden werden; ihre Handlungen haben mehr das Gepräge der Gezwungenheit, des sogenannten blinden Triebes, welcher ohne deutliches Bewußtsein das Thier so oder so zu handeln zwingt, und es zur bloßen Maschine macht, welche eine unbekannte Kraft in Thätigkeit setzt. Daher bemerken wir unter den Thieren eine große Abstufung der intellectuellen Fähigkeiten, welche mit dem Kleinerwerden des Hirns abnehmen.

Wenn es nun gewiß ist, daß beim Menschen das Hirn der Sitz dessen ist, was wir Seele nennen, wenn wir sehen, daß Verwundungen, Erschütterungen, Druck auf das Hirn beim Menschen die Seelenverrichtungen, das Bewußtsein, die Freiheit der Handlungen schwächen, oder verwirren, oder aufheben. Wenn wir sehen, daß die Säugethiere einen ähnlichen Hirnbau haben, daß auch bei ihnen Verletzungen desselben ähnliche Wirkungen hervorbringen, so dürfen wir, ohne unserer Würde als Menschen etwas zu vergeben, annehmen; auch die Säugethiere, ja alle mit Hirn begabten Thiere, haben eine Seele, und nur die Unvollkommenheit und Beschaffenheit ihres Organs, des Hirns, hindere, daß sie nicht so, wie bei uns, wirke. Die Säugethiere nun, haben nach dem Menschen das zusammengesetzteste Hirn, ihre Handlungen sind verwickelter als bei den andern Klassen der Wirbelthiere; sie gehören also in Hinsicht ihrer intellectuellen Fähigkeiten oben an.

Je entwickelter das Gehirn ist, desto entwickelter sind auch die damit in nächster Verbindung stehenden Sinne. Die Säugethiere besitzen daher alle fünf Sinne, welche der Mensch hat, in größerer Vollkommenheit als die übrigen Klassen. Die Sinnesorgane der Säugethiere unterscheiden sich von denen der Menschen dadurch, daß sie nicht alle, wie bei diesem, auf einer gleich hohen Stufe der Ausbildung stehen, sondern daß sie in den verschiedenen Gattungen einzeln stärker hervortreten. Wenn daher auch einzelne Thiere feinere Sinnen haben als der Mensch, so hat der Mensch doch alle Sinne zusammengenommen in höchster Vollkommenheit.

Die Sinne hängen von den Nerven ab. Diese Nerven entstehen aus dem Hirn und Rückenmark. Rückenmark nennt man jene Marksubstanz, welche oben mit dem Hirn durch das Hinterhauptloch in Verbindung steht, und als eine Fortsetzung desselben in den Wirbelkanal angesehen werden kann. Das Rückenmark scheint hauptsächlich zur Erzeugung der Nerven da zu seyn; es erscheint daher auch in Thieren, welche ein sehr kleines Gehirn haben, eben so groß, ja verhältnißmäßig viel größer, und findet sich selbst bei Thieren ohne Gehirn. Es ist unempfindlich, und in dem Rückenmark hat zuverlässig kein Bewußtsein, keine Seelenwirkung statt; dagegen steht es mit dem Leben selbst in weit genauerer Verbindung. Zerstörung des Rückenmarks und Verletzungen desselben haben keine Störung der Denkkraft zur Folge, aber Aufhören der Thätigkeit aller der Organe, welche von ihm Nerven erhalten; daher auch der Tod erfolgen muß.

Nerven nennt man weiche, markige, mit einer Haut umgebene Faden, welche vom Hirn und Rückenmark herkommen, und allen Theilen, zu welchen sie gehen, Bewegung, Wirkung und Empfindung mittheilen. Sie sind es, welche den Willen der Seele den willkührlichen Muskeln kund thun, und die Muskeln augenblicklich in Thätigkeit setzen; sie sind es, welche die Empfindungen und Eindrücke zum Hirn bringen, und das Bewußtsein wecken. Sie sind es, welche auch die Bewegungen der unwillkührlichen Muskeln leiten, und den Ab- und Aussönderungen auf eine uns freilich unbekannte Weise vorstehen. Sie sind es endlich, welche die Sinne hervorbringen. Die vom Hirn entstehenden Nerven sind hauptsächlich für die Sinnesorgane vorhanden, und stehen diesen Verrichtungen vor; die vom Rückenmark entstehenden leiten dagegen die übrigen Verrichtungen des Körpers.

Das Auge der Säugethiere ist fast kugelförmig, und besteht aus Häuten und Flüssigkeiten. Vorn ist eine durchsichtige, runde, erhabene Haut, welche man die Hornhaut nennt; hinter dieser quer über das Auge gespannt im Innern desselben liegt die Regenbogenhaut, welche in der Mitte eine bald runde, bald eiförmige Oeffnung, die Pupille oder das Sehloch zeigt. Der Raum gerade vor und hinter dieser Haut ist mit einer sehr hellen, wässerigen Flüssigkeit angefüllt, welche die Hornhaut ausspannt und die Regenbogenhaut in ihrer Form erhält. Hinter der Regenbogenhaut liegt ein kristallheller, fester, linsenförmiger Körper, welchen man die Kristall linse nennt, und hinter dieser ist der hintere Raum des Auges mit einer in durchsichtige Häute eingeschlossenen, zitternden, glasartig hellen und glänzenden Masse angefüllt, welcher Glaskörper heißt. Das Innere des Auges ist mit einem schwarzen Schleim überzogen, wodurch die Lichtstrahlen aufgefangen werden. Hinten in's Auge tritt der Sehnerve und verbreitet sich in eine röthliche, sehr zarte, breiweiche Haut. Diese Haut scheint hauptsächlich das Mittel zu seyn, wodurch der Reiz des Lichts dem Gehirn mitgetheilt und das Sehen bewirkt wird. Bei Säugethieren, welche immer in der Erde leben, ist das Auge sehr klein, und bei einigen sogar ist keine Oeffnung in der Haut vorhanden, mithin das Thier wahrscheinlich blind.

Alle Säugethiere haben zwei Augenlieder, sehr viele aber noch dazu eine Blinzhaut, welche am innern Augenwinkel liegt, und gleichsam ein drittes Augenlied bildet.

Alle Säugethiere, außer den Wallen, haben Thränenorgane, und mehrere haben noch eine besondere Drüse am Auge.

Die Gehörorgane liegen bei allen Säugethieren im Felsenbein des Schläfenbeins. Alle haben ein sogenanntes Paukenfell oder eine stark gespannte Haut an der innern Oeffnung des Gehörgangs; bei allen ist eine innere Höhle vorhanden, welche Paukenhöhle heißt; bei den meisten bildet sie nach unten einen mehr oder minder starken, knöchernen, blasenartigen Vorsprung. Diese Paukenhöhle steht bei allen durch eine Röhre, welche man die Eustachische nennt, mit der Rachenhöhle in Verbindung, in den Wallfischen aber mit dem Blasloch. In der Trommelhöhle liegen vier kleine Knöchelchen, wie im Menschen, an welchen sich mehrere kleine Muskeln befestigen. Unter dem Namen Labyrinth und Schneke versteht man zwei gewundene Höhlen im Felsenbein, welche mit der Paukenhöhle in Verbindung stehen. In diesen verbreitet sich der eigentliche Gehörnerve als eine weiche Haut, und hier ist wahrscheinlich der eigentliche Sitz des Gehörs. Fast alle Säugethiere, die im Wasser lebenden Seehunde und Walle ausgenommen, haben ein knorpeliges äußeres Ohr und einen knorpeligen Gehörgang, der zur Paukenhöhle führt. Gestalt, Größe und Beweglichkeit dieser äußern Ohren ist sehr verschieden.

Bei allen Säugethieren ist eine äußere Nase vorhanden, welche aus Knorpeln und Muskeln besteht. Sie variirt in Hinsicht auf Gestalt und Größe. Bei vielen ist sie klein und stumpf, bei andern lang und in einen Rüssel verlängert, aber immer mit zwei Nasenlöchern versehen. Alle haben eine Nasenhöhle, welche nach hinten durch zwei Oeffnungen mit der Rachenhöhle in Verbindung steht, und durch eine knöcherne, zum Theil knorpelige Scheidewand in zwei Hälften getrennt ist. In jeder Hälfte liegen die Muscheln oder zwei gewundene Knochenblättchen, welche man Muscheln nennt, deren Höhlen mit denen des oberhalb liegenden Siebbeins in Verbindung stehen. Den innern Theil der Nasenlöcher überzieht eine, stets mit Schleim überzogene, weiche und feuchte Haut, welche mit vielen Nerven versehen ist. Dieß ist das Organ des Geruchs, wo die von den verschiedenen Körpern aufsteigenden, flüchtigen, riechbaren Stoffe jene Empfindung erregen, welche wir den Geruch nennen. Dieser ist bei einigen Thieren, besonders auch bei einigen Raubthieren, von bewundernswürdiger Stärke.

Mit der Nasenhöhle stehen noch einige andere Seitenhöhlen in Verbindung, nämlich die Stirnbeins-, Keilbeins-, Siebbeins- und Kiefer-Höhlen, deren größere oder geringere Ausbildung den Geruch verstärkt.

Die Zunge der Säugethiere ist ihr Geschmacksorgan, und scheint ihnen weit mehr als den Thieren der übrigen Klassen dazu zu dienen. Es ist ein weicher, beweglicher, aus Muskeln bestehender Körper, welcher hinten am Zungenbein, unten am Unterkiefer befestigt ist. Sie ist nicht bloß Geschmacksorgan, sondern dient auch zum Hinunterschlucken, und bewirkt verschiedene Modifikationen der Stimme. Sie ist mit einer beständig feuchten Haut überzogen, und mit mehr oder minder großen, mehr oder minder weichen Wärzchen bedeckt, in welche sich die feinen Endigungen der Geschmacksnerven endigen und den Geschmack hervorbringen. Die Gestalt dieser Wärzchen und ihre verschiedene Beschaffenheit scheinen Ursache zu seyn, warum die eine Speise einem Thiere angenehm, einem andern unangenehm ist.

Mehr verschieden als alle andern Sinnesorgane sind die Organe des Tastens, welches den Thieren die äußere Beschaffenheit der Körper, ihre Weichheit oder Härte, Nässe oder Trockenheit, Glätte oder Unebenheit u. s. w. bekannt macht. Beim Menschen und dem Affen sitzt das feine Gefühl in den Fingerspitzen, welche mit einer sehr feinen und sehr empfindlichen Haut überzogen sind. Bei allen andern aber ist dieser Sinn von den Fingern und Zehen ganz verdrängt, da entweder große vorragende Nägel und harte Häute, oder gar hornige Scheiden, welche die Zehen ganz einhüllen, vorhanden sind, und nicht nur das feinere Getaste, sondern überhaupt das Gefühl unmöglich machen, wie bei den hufigen Thieren. Bei diesen scheint Nase und Zunge zum Theil den Tastsinn zu vertreten; so ist zum Beispiel der Rüssel das Tastorgan des Elephanten, worin er ein sehr feines Gefühl zu haben scheint. Die langen steifen Haare an den Lippen und den Backen mehrerer Säugethiere scheinen bei ihnen Tastorgan zu seyn, daher sind diese Haare bei vielen sehr beweglich, und obwohl sie selbst als Haare ohne alle Empfindung sind, so theilt sich diese Bewegung der Haut als Reiz mit, der ihnen Kunde von der Beschaffenheit der Gegenstände gibt. Ebenso scheinen die Rollschwänze einiger Thiere Tastorgane zu seyn, so wie auch die Ohren- und Nasenanhänge, welche einige auszeichnen.

Diese fünf sehr entwickelte Sinne, verbunden mit dem zusammengesetzten und großen Hirn, geben den Säugethieren also die zusammengesetztesten Fähigkeiten, ein deutliches Selbstbewußtsein, einen entschiedenen Willen, und ein Vermögen, sich in den verschiedenen Lagen, in welche sie ihrer Bestimmung nach gerathen können, nach den Umständen zu richten, und ihre Handlungen zu ändern. Sie sind viel weniger jenem blinden Trieb unbedingt unterworfen, der die auf einer untern Stufe stehenden Thiere gleichsam zwingt, so oder so zu handeln, ihr Wille ist freier und unbeschänkter. Dagegen haben sie wenig oder nichts von jenen Kunsttrieben, welche den Vogel lehren, ein künstliches Nest zu bauen; die Wespen, Bienen, Ameisen ihre höchst merkwürdigen zusammengesetzten Gebäude zu verfertigen. Am wenigsten Kunsttrieb hat der Mensch, dessen Vernunft ihn zwar fähig macht, die künstlichsten Werke auszuführen, aber nicht ohne daß er sein Nachdenken dazu brauchen muß. Jene Künste sind bei ihm nicht angeerbt, wie bei jenen mit Kunsttrieb begabten Thieren, sondern sie sind Früchte der Anstrengung seines Geistes, der Erfahrung und Beurtheilungskraft, ohne deren Anwendung er unter die Thiere herab sinkt, und das hülfloseste Geschöpf seyn würde.

Die Haut der Säugethiere besteht aus drei Lagen, jede von eigenem Bau und Gewebe. Die äußere bildet das Oberhäutchen. Dieses ist unempfindlich, meist sehr dünne, an den Fußsohlen und andern Theilen aber, welche einer stärkern Reibung ausgesetzt sind, ist es dicker und besteht aus mehrern Lagen. Es geht leicht ab und erzeugt sich wieder. Sehr dick ist die Oberhaut bei dem Elephanten, beim Nashorn und den wiederkauenden Thieren. Schuppenartig ist es auf den Gürteln der Gürtelthiere und auf den Schuppen der Schuppenthiere. Schleimig ist es bei Wallen, und ölig bei den im Wasser lebenden Säugethieren.

Unter der Oberhaut liegt ein schleimiges Wesen, welches man das Schleimnetz nennt. Seine Farbe ist verschieden, und da es durch die Oberhaut durchscheint, so bestimmt es die Farbe derselben. Es ist entweder weiß oder schmutzigbraun, bei einigen Thieren an besondern Stellen sogar veilchenblau oder karminroth, oder silberweiß. Mit der Oberhaut stehen die Nägel in Verbindung, welche ebenfalls unempfindlich sind, und sich, wenn sie abfallen, wieder erzeugen. Sie dienen theils zur Unterstützung des Tastens, wie beim Menschen und den Affen, theils zu Waffen, zur Ergreifung der Beute, zum Klettern und zum Gehen.

Die eigentliche Haut oder das Leder wickelt alle Theile des Körpers ein, bedeckt und beschützt sie. Sie ist mehr oder weniger dick, mehr oder weniger empfindlich, nicht nur nach Thieren, sondern auch nach den Theilen desselben Thiers, und an einigen Stellen mit empfindlichen Wärzchen bedeckt.

Die Haut der meisten Säugethiere ist mehr oder weniger mit Haaren besetzt. An jenem Haare unterscheidet man die Zwiebel oder Wurzel, welche in einer häutigen Scheide eingeschlossen ist und in der Lederhaut liegt, und das Haar, welches aus einer hohlen, mit einer mehr oder weniger gefärbten markigen Masse angefüllten Scheide der Oberhaut besteht. Diese Markmasse bestimmt die Farbe der Haare. Diese varieren sehr in Hinsicht ihrer Dicke, Länge, Weichheit oder Steifigkeit und Farbe. Sie fallen leicht aus, sind unempfindlich, und ersetzen sich leicht wieder. Bei den meisten Thieren fallen sie, wenigstens zum Theil, alle Jahre regelmäßig aus und ersetzen sich wieder, wobei sie oft eine andere Färbung annehmen. Bei einigen geht die Haarbildung in andere Gebilde über, bei dem Igel und den Stachelthieren wird das Haar so grob und steif, daß es einen wahren Federkiel bildet und zum Stachel wird. Schuppen besitzen die Pangolins, einen Panzer die Gürtel- oder Panzerthiere. Die Walle sind ganz unbehaart, und die Haut des Menschen ist auch theilweise nur sehr wenig behaart.

Der Aufenthalt weit aus der meisten Säugethiere ist auf dem Lande, und weit die mehrern sind an die Erde gebunden, und verlassen ihre Oberfläche nie. Andere können vortrefflich klettern, wozu sie sich der Hände und Klauen, und viele auch der Schwänze bedienen, einige sogar kommen selten auf den Boden. Andere graben sich mit Geschicklichkeit in die Erde ein, und mehrere kommen beinahe nie auf die Oberfläche der Erde. Wieder andere können durch Hilfe von Flughäuten sich in die Luft erheben, dagegen sehr schlecht auf der Erde gehen oder kriechen, und endlich gibt es solche, deren ganzer Köperbau zum Schwimmen eingerichtet ist. Bei diesen ist entweder der Gang sehr beschwerlich und sie verlassen

die Küsten der Flüsse und Meere nicht, sie können ganz und gar nicht auf dem Lande sich forthelfen, sondern sind ausschließend an das Wasser gebunden.

Diese Verschiedenheit der Theile der Fortbewegung, welche mit der ganzen übrigen Lebensart, besonders auch mit der Ernährung in enger Verbindung steht, hat die Eintheilungsgründe der verschiedenen Ordnungen und Familien hergegeben.

Die Säugethiere sind über die ganze Erde verbreitet, und einige ihrer Arten gehen über die Polarkreise hinaus, wenigstens über den nördlichen, und finden sich so weit nur immer die Meere befahren und die Länder erforscht werden konnten. Einige haben ein eingeschränktes Vaterland, sind auf kleine Erdstriche begränzt, und wie gewisse Pflanzenfamilien nur den wärmern oder kältern Erdstrichen und Climaten eigen; nur wenige haben sich mit dem Menschen über die ganze Erde verbreitet. Die Zahl der Geschlechter nimmt im Allgemeinen von den Polargegenden bis zum Aequator zu. Dieß gilt nicht bloß von den Pflanzenfressenden, sondern auch von den Insectenfressenden, und mit diesen mehren sich auch die Raubthiere.

Jeder Welttheil, jedes Clima hat seine eigenen Arten und Gattungen, welche in einem andern nicht gefunden werden und nicht fortkommen können. Dieses ist der beste Beweis, daß die Natur jedes Thier da geschaffen hat, wo es in seinem freien Naturzustand vorkommt. Die Säugethiere können unmöglich von einem Centralpunkt ausgegangen seyn und sich über die Erde verbreitet haben. Nicht nur hätten die Meere, den nicht im Wasser lebenden unübersteigliche Hindernisse entgegen gesetzt, sondern die Climate selbst, welche jedem Thierleben angemessen sind, hätten es unmöglich gemacht. Das Rennthier und der Eisbär können in Afrika und in Mittelasien nie gelebt haben; und die Affen, der Elephant, das Nashorn nie in dem kalten Sibirien oder Grönland, so lange die Climate waren, wie sie jetzt sind. Die Thiere Südamerikas und Neuhollands, welche man dort bei Entdeckung dieser Länder fand, haben immer dort gelebt, sind dort erzeugt und erschaffen worden und nicht aus andern Welttheilen dorthin übergangen. Die Natur hat allenthalben durch ihre schaffende Kraft eigene Wesen erzeugt und ihnen je nach ihrer Organisation zuträgliche Wohnplätze angewiesen. Der Mensch allein war durch seine Vernunft geeignet, auch von einem einzelnen Punkte auszugehen, und sich von da über den ganzen Erdball zu verbreiten: Denn seine Vernunft lernt ihn, in allen Gegenden der Erde sich Nahrung zuzubereiten, und seine Fertigkeit sich Wohnungen zu erbauen, Feuer hervorzubringen, und aus so manigfachen Produkten sich Kleidung zu verfertigen, schützt ihn vor der Kälte sowohl, als vor den brennenden Sonnenstrahlen, und lernt ihn die nachtheiligen Einflüsse der verschiedensten Climate, denen die meisten Thiere unterliegen, zu besiegen. Doch sind mit dem Menschen auch viele Thiere gewandert, und haben sich, durch ihn genährt und geschützt, wenn ihre Organisation es nicht geradezu unmöglich machte, an andere Himmelsstriche gewöhnt, vorzüglich war es der Hund, der sich in dieser Beziehung am meisten auszeichnete; er ist das einzige Thier, das, wo der Mensch auszudauern vermag, auch leben kann, und überall angetroffen wird, wo es Menschen gibt.

Wir sprechen nur von den Säugethieren der jetzigen Schöpfung, in welcher höchst wahrscheinlich die Climate der Länder immer so waren, wie sie jetzt sind. Zahlreiche Ueberreste von Thieren, deren Gebeine Jahrtausende im Schooße der Erde sich erhielten, zeugen aber mit Gewißheit, daß es einst eine andere Schöpfung auf Erde gab, daß in dieser Vorwelt die Thiere ganz anderst vertheilt waren, als jetzt, und daß entweder ihre Organisation ganz anderst gewesen seyn müßte, als sie bei ähnlichen Thieren in der Jetztwelt ist, oder daß die Climate sich verändert haben. Ganz Europa, das nördliche Asien und Amerika bergen in unbegreiflicher Menge Reste von Thieren, deren Gattungsverwandte heut zu Tage nur in den wärmsten, und von dem Aufenthalt jener entferntesten Gegenden leben. Da wo jetzt das Rennthier kaum seine Nahrung, das trockene Rennthiermoos, mühsam unter dem Schnee hervorgraben kann, weideten in der Vorwelt Heerden gewaltiger Elephanten und Nashörner an den Ufern des jetzigen Eismeers, und hohe Bäume, worunter auch das Palmengeschlecht, beschatteten die jetzt öden und kalten Gestade. Elephanten, Nashörner, Tapire, Nilpferde, und andere verwandte, jetzt untergegangene, Thiergattungen von Riesengröße, wie der Zitzenzahnelephant, das Dinotherium von 19 Fuß Länge. Gürtelthiere so groß wie Elephanten, bewohnten die Ufer des Rheines, und ihre Gebeine allein, welche weit über die Erde zerstreut sind, zeugen von ihrem einstigen Dasein. Damals mußten wohl die Climate der Erde ganz verschieden von den jetzigen gewesen seyn. Damals lebte der Mensch wahrscheinlich noch nicht, und keine Ueberlieferung gibt uns von den Ursachen einige Kunde, welche diese großen Veränderungen auf der Erde hervor gebracht haben mögen.

Das Studium der Vertheilung der Thiere in der jetzigen Schöpfung hat durch die große Menge der neuern Entdeckungen und Berichtigungen, einen größern Werth erhalten, und die geographischen Kenntnisse sind in Hinsicht der Produkte der Länder gar sehr durch sie aufgeklärt und selbst die physischen Verhältnisse und Gesetze mehr aufgehellt worden. Je mehr wir die Gesetze der Vertheilung der organischen Körper erkennen und auffinden lernen, desto mehr werden wir einsehen, daß die Natur nie nach Zufall, sondern nach gewissen unveränderlichen Bestimmungen, alles geordnet, alles mit einander verbunden und verkettet hat, und das Dasein des einen Wesens, auf dem Dasein eines andern beruhe, und so eine Kette sich bilde, in welcher ein Glied ans andere sich aufs innigste anschließt, und die ganze Natur einem Strome gleicht, der immer wieder in sich selbst zurückkehrt.

Eintheilung der Säugethiere.

Wir halten uns bei der Eintheilung dieser Klasse ganz an das System Cüviers, weil es uns scheint, es sey wirklich das zweckmäßigste, naturgemäßigste und folgerechteste, welches bis jetzt ist aufgestellt worden. Es beruht auf der Zahl, Form und Stellung der Zähne, da diese auf die Nahrung hindeuten, in Verbindung mit den Organen des Gefühls und der Ortsbewegung, indem auf den letzten Organen die mehr oder mindere Schnelligkeit des Ganges beruht.

Die Vollkommenheit der Tastorgane hängt von der Zahl und Beweglichkeit der Finger, und von der mehr oder minder dichten Umhüllung der Fingerspitzen ab, welche bald mit einem Nagel, bald mit einer Klaue, bald mit einer Art von hornigem Schuh versehen sind. Ein solcher Schuh, welcher die Spitze der Finger, da wo sie beim Gehen den Boden berühren, ganz umhüllt, muß das Getaste in diesem Theil ganz aufheben, und ebenso den Zehen oder Fingergliedern die Fähigkeit rauben, etwas damit zu fassen. Das entgegengesetzte Verhalten muß dann eintreten, wenn ein Nagel, der aus einer Platte besteht, nur den Rücken der Fingerspitze einnimmt, und so der entgegengesetzten Seite die ganze Feinheit des Getastes gibt.

Nicht nur der Bau der Backenzähne kann uns auf die Nahrung eines Säugethiers hinweisen, sondern auch der Bau der Kinlade selbst und ihre Einlenkung. Um Fleisch zerreißen zu können, müssen die Backenzähne scharf und sägenformig gezähnt seyn, die Kinnlade sich aber wie eine Scheere öffnen und schließen. Soll dagegen das Thier Körner kauen, so müssen die Backenzähne platte Kronen haben und die Kinnladen müssen einer Seitenbewegung fähig seyn, um zermahlen zu können; die Kronen müssen aber zugleich Unebenheiten haben, wie ein Mühlstein, und ihre Oberfläche muß hart seyn, und nicht zu gleicher Zeit abgerieben werden.

Alle Thiere mit hornigen Fußumhüllungen sind grasfressend und haben platte und gereifte Backenzähnkronen, da ihre Füße ihnen nicht die Geschicklichkeit geben eine lebende Beute zu fassen. Die Thiere mit Klauen dagegen genießen mehrfache Nahrung und außer der verschiedenen Form der Backenzähne, ist auch die Beweglichkeit der Zehen und das in ihnen liegende Getaste an Feinheit verschieden. Vorzüglich bemerkt man in dieser Hinsicht eine Art des Fußbaues, welche außerordentlich viel beiträgt, den Gebrauch dieser Theile vielartig zu machen, und sie geschickt anzuwenden, wenn nämlich ein abstehender Daum den andern Fingern entgegen steht, dadurch wird der Fuß zur Hand, und erhält das Vermögen, auch ganz kleine Gegenstände zu fassen. Unter allen Thieren hat der Mensch die vollkommenste Hand, da die ganze Vorderhand frei ist, und zum Ergreifen angewendet werden kann.

Diese merkwürdigen und charakteristischen Verschiedenheiten geben die besten Unterscheidungsmerkmale der Ordnungen ab, und so kann man folgende Ordnungen aufstellen:

I. Ordnung. Zweihändige. Zwei vollkommene Hände, mit welchen der vielfachste Gebrauch und das feinste Getaste verbunden ist, da zugleich platte Nägel vorhanden sind, welche dasselbe unterstützen; mit diesem ist zugleich ein aufrechter Gang auf zwei Füßen verbunden, und der Bau der Zähne deutet mehr auf Pflanzennahrung. Nur eine Gattung enthält diese Ordnung, nämlich die des Menschen.

II. Ordnung. Vierhändige. Sie haben nicht nur an den vordern Extremitäten, sondern auch an den hintern eine wahre Hand und ebenfalls in den Fingern ein feines Getaste. Der Zahnbau ist wie beim Menschen, nämlich Vorderzähne oben und unten; die Eckzähne aber stehen schon mehr und minder vor, und sind abstehend. Sie leben von Pflanzen, einige auch von Insecten zugleich, Affen, Halbaffen.

III. Ordnung. Raubthiere. Sie haben keinen freien Daum, weder an den vordern noch an den hintern Extremitäten. Die Zahl der Vorderzähne ist verschieden, von 4 bis 6, die Eckzähne stark und vorstehend. Die Backenzähne spitzig oder zackig. Sie leben entweder ausschließlich von Insecten, oder vom Fleische anderer Thiere, einige genießen auch Pflanzenkost zugleich. Der Bau ihrer Zehen, welche mit scharfen Nägeln versehen sind, gestattet ihnen hier kein feines Getaste. Sie theilen sich in mehrere sehr deutliche Familien.

IV. Ordnung. Beutelthiere. Sie zeichnen sich meistens durch eine sehr große Zahl von Zähnen aus, viele haben an den hintern Füßen einen abstehenden Daum oder eine Hand. Sie genießen bald nichts als Fleisch, bald Insecten, bald scheinen sie von bloßer Pflanzenkost zu leben, und machen eine Mittelklasse zwischen den Raubthieren und den Nagern; das Hauptkennzeichen ist, daß die Weibchen einen Beutel am Bauche haben, in welchem sie ihre Jungen, wenn sie schon geboren sind, eine Zeitlang tragen und säugen. Diese Ordnung ist am wenigsten natürlich.

V. Ordnung. Nager oder Nagethiere. Die Füße sind wenig von denen der Raubthiere verschieden, mit Nägeln versehen, zum Tasten und festen Ergreifen ungeschickt. Sie haben keine Eckzähne und nur zwei lange Vorderzähne, mit welchen sie auf eine ganz eigene Art kauen oder vielmehr nagen können. Die Backenzähne sind wahre Mahlzähne. Sie nähren sich vorzüglich von Pflanzen, doch fressen die meisten auch thierische Substanzen.

VI. Ordnung. Klauenthiere oder Zahnlose. Ihre Füße sind mit sehr krummen Nägeln versehen, die einzelnen Zehen können sich nicht bewegen, dagegen graben sie leicht oder klettern geschickt. Es fehlen ihnen die Vorderzähne, mehrern auch die Eckzähne, ja einige haben gar keine Zähne. Sie leben von Pflanzen, und einige ausschließlich von wenigen Insecten. Mit ihnen in mehrfacher Verbindung stehen zwei Thiergattungen, welche zahnlos sind, große Klauen haben und mit Haaren oder Stacheln bedeckt sind. Man kann sie aber doch nicht mit Sicherheit zu den Säugethieren rechnen, da sie Eier legen sollen; auch gleichen ihre Geschlechtstheile eher denen der Vögel. Man kennt ihre Nahrung nicht. Sie bilden daher eher eine Mittelklasse, welche sich für einmal nirgends füglicher als hier einreihen läßt. Man hat sie Monotremen genannt.

VII. Ordnung. Hufige Thiere. Ihre Zehen sind entweder mit einem einzigen hörnernen Schuh oder Hufe bekleidet, oder mit mehrern. Ihr Zahnbau ist verschieden. Ihre Nahrung, eine Gattung ausgenommen, welche Thier- und Pflanzenkost genießt, besteht nur in Pflanzen.

VIII. Ordnung. Wiederkauer. Thiere, deren Zehen mit hörnernen Schuhen versehen sind, in welchen sie daher keine Empfindung haben können. Sie haben oben keine Vorderzähne, die Eckzähne fehlen den meisten, die Backenzähne sind gereift; sie fressen durchaus nichts als Gras, haben einen vierfachen Magen und kauen wieder.

IX. Ordnung. Walle. Sie bilden die letzte Ordnung der Säugethiere, und haben ihres Aufenthaltes wegen, der immer im Wasser ist, einige Aehnlichkeit mit den Fischen, daher heißen sie auch wohl Wallfische. Allein sie athmen ebenso durch Lungen, wie die übrigen Säugethiere, gebären lebendige Junge und säugen sie. Ihre Extremitäten sind ganz zum Schwimmen eingerichtet. Sie haben kein Becken, und die hintern Extremitäten bilden einen waagrechten Schwanz. Die einen sind grasfressend, die andern leben von thierischen Substanzen, Mundbau und Zahnbau sind daher sehr verschieden. Unter ihnen findet man die größten bekannten Thiere der Jetztwelt. Sie vereinigen mit der Stärke der andern Säugethiere den Vortheil, vom Wasser getragen zu werden, wozu besonders auch das Fett dient, womit ihr Körper überdeckt ist.

Der Mensch. Homo.

Er bildet die erste Ordnung, welche Herr Cüvier mit Recht durch das Dasein der zwei Hände bezeichnet, die mit dem aufrechten Gange die körperlichen Eigenheiten der Menschen bezeichnen.

Diese Hauptcharaktere also sind: Der völlig aufrechte Gang; die vollkommenen Vorderhände; der kurze, stark gewölbte Kopf; das sehr zurücktretende Gesicht; das wenige Vorstehen der Oberkinnlade. Vernunft und Sprache geben dem Menschen Vorzüge, welche ihn von den übrigen Thieren besonders scheiden, und zu einer durchaus eigenen Gattung erheben, welche in Hinsicht der Vollkommenheit der Sinne, des Bewußtseins, der Zusammensetzung und Harmonie der Organe, die erste Stelle im Thierreich einnimmt.

Diese Vorzüge, welche der Mensch durch die Vernunft erhält, und die ihn unstreitig zum ersten und höchsten Wesen der irdischen Schöpfung machen; das Bewußtsein, daß der Mensch eine unsterbliche Seele besitze, hat manche bewogen, den Menschen ganz von den Thieren zu trennen, und aus ihm eine eigene Klasse bilden zu wollen. Allein diese Vernunft ist nur die Folge einer größern Entwicklung und Ausbildung des Hirnes, des aufrechten Ganges und der größern Wölbung des Schädels, durch welche eben eine größere Entwicklung der vorzüglich zur Ausübung der höhern geistigen Eigenschaften bestimmten Hirntheile möglich wird. Sein Hirn hat aber eben dieselben Theile, wie das anderer Säugethiere, und niemand kann uns sagen, ob nicht die Thiere auch eine Seele haben, welche nur durch die geringere Entwickelung des Hirnes gehindert wird, so zu wirken, wie die menschliche. Man müßte, wenn man daran zweifeln wollte, auch fragen, ob dann der Blödsinnige auch eine Seele habe? und wer wird es wagen, dieses zu läugnen? aber eben weil sein Gehirn zu vollkommener Ausübung seiner Verrichtungen unfähig ist, ist er blödsinnig, und steht unter sehr vielen Thieren. Die Vernunft ist also nur eine höher ausgebildete Eigenschaft des Menschen, entstehend aus der Organisation seines Gehirns, aber um deßwillen ist er in physischer Hinsicht nicht weniger Thier, als alle andern Säugethiere, zu denen er gehört. Doch wir werden später darauf zurückkommen, wenn wir über die verschiedenen Völker, und darüber sprechen, ob wohl irgend ein Volk in geistiger Hinsicht mehr von der Natur begünstigt sey, als ein anderes.

Betrachten wir in systematischer Rücksicht den Menschen, so zeichnet er sich ganz als eigene Gattung aus. Sein Gebiß wird durch eine dichte Reihe fast gleich großer Zähne gebildet. Vorn stehen oben und unten vier Vorderzähne, welche vorn schief abgeschnitten, an der innern Seite aber meiselförmig geschärft sind, die mittlern obern sind breiter als die Seitenzähne, die untern sind überhaupt viel schmäler, so daß alle vier nur wenig mehr Raum einnehmen, als die beiden mittlern obern. Auf jeder Seite dieser vier Vorderzähne steht ein Eckzahn; diese sind nicht länger als die andern Zähne, aber etwas dicker und stumpfer; die obern haben eine einfache Wurzel, wie die untern und die Vorderzähne, aber diese Wurzel ist länger, und reicht weiter gegen die Augenhöhle hinauf, daher heißen sie auch Augenzähne, indem bei Schmerzen derselben auch oft das Auge in Mitleidenheit gezogen wird; die beiden obern äußern Vorderzähne passen auf die untern Eckzähne. Bei den meisten übrigen Säugethieren sind die Eckzähne länger und mehr konisch zugespitzt; selbst bei den Affen, wo sie sich bei einigen Arten gar sehr entwickeln. Da dieß beim Menschen nicht der Fall ist, so bedurfte es auch keiner Zahnlücke; wo sie hingegen länger sind, muß eine solche Lücke oben und unten vorhanden seyn, in welche die Spitzen der Eckzähne einpassen, weil sonst der Mund nicht geschlossen werden könnte. Auf jeder Seite in beiden Kinnladen befinden sich fünf Backenzähne, diese haben zwei oder drei Wurzeln, und sind oben platt, viereckig, mit vier etwas vorragenden Höckern, welche vier Hügelchen bilden, die in der Mitte durch eine vertiefte Linie getrennt sind, jedoch ist die Längslinie etwas tiefer als die Querlinie. Im Alter reiben sich diese Höcker immer mehr ab, wie wir dieß bei andern Säugethieren auch bemerken.

Da man bei allen Säugethieren aus dem Bau der Zähne auf ihre Nahrung schließen kann, und alle diejenigen, welche höckerige Backenzähne haben, sich hauptsächlich von Pflanzen nähren, so sollte man nach dieser Regel annehmen, der Mensch sey ganz für Pflanzenkost geschaffen, und die Nahrung der ersten Menschen bestund auch wahrscheinlich nur aus Pflanzen. Allein nachdem der Mensch einmal das Feuer erfunden und kennen gelernt hatte, konnte er durch dessen Hülfe auch Fleisch für ihn genießbar machen, und harte sonst unkaubare Pflanzen weich bereiten. Ueberhaupt hat der Mensch mehr als kein anderes thierische Geschöpf die Fähigkeit, sich an die verschiedenste Nahrung zu gewöhnen, wodurch allein es ihm möglich wird, in allen Climaten zu leben und sich über die ganze Erde zu verbreiten. Erfahrungen und Versuche haben indeß gelehrt, daß auch andere Säugethiere sich nach und nach an eine Nahrung gewöhnen können, welche ihnen nicht ursprünglich angewiesen ist. Die Affen, in ihrer Zahnbildung dem Menschen so nahe stehend, wie in ihrer Körperbildung, können leicht gewöhnt werden, gekochtes Fleisch zu genießen, und einige Arten, besonders amerikanische, sind sogar fleischfressend, und verzehren nicht bloß Insecten, sondern auch Vögel. Der Hund, ursprünglich ein Raubthier, liebt zwar vorzüglich Fleisch, kann aber leicht an bloße Pflanzenkost gewöhnt werden, und genießt fast alles, was der Mensch genießt. Selbst die Katze, deren Gattung, wie ihr Zahnbau, zeigt, am ausschließlichsten auf thierische Nahrung angewiesen ist, und die im wilden Zustand gar nichts aus dem Pflanzenreich genießt, verschmäht in der Hausgenossenschaft Brod und Backwerk, und selbst wirkliche Pflanzen nicht, wenn sie nur gekocht sind.

Der Mensch, da er keine vorstehenden Eckzähne hat, womit er etwas, wie die Raubthiere, fassen könnte, kann mit dem Munde nichts auf dieselbe Art ergreifen; seine Vorderzähne dienen mit den Eckzähnen zum Zerschneiden, und seine Backenzähne sind wahre Mahlzähne zum Zerreiben. Es sind durchaus Höckerzähne, welche sich im Alter auch abreiben. Die kurzen Kinnladen, die mäßige Stärke, welche sie besitzen, gestatten zu wenig Kraft, um rohes Fleisch zu zertheilen, wozu auch die platten Kronen der Backenzähne gar nicht brauchbar sind, welche zerquetschen, aber nicht zerreißen.

Schon aus diesem geht hervor, daß der Mensch auch hierin sich als eigene Gattung auszeichnet, und nicht wohl unter irgend eine andere Gattung gebracht werden kann.

Das Linne'sche System stellt die Ordnungen und Gattungen der Säugethiere ganz nach dem Bau der Zähne auf, ohne auch auf den übrigen Bau des Körpers Rücksicht zu nehmen; dadurch entstunden die sonderbarsten Zusammenstellungen ganz verschieden gebauter Geschöpfe. Linne hat besonders die Vorder- und Eckzähne zum Merkmale der Ordnungen gewählt. Da nun der Mensch vier Vorderzähne und vier Eckzähne hat, so müßte er mit den Affen und Fledermäusen in ein und dieselbe Ordnung kommen, was, wenigstens die letztern betreffend, wirklich ins Absurde fällt; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß dennoch, außer den Zähnen selbst, die Fledermäuse einiges in der Bildung gewisser Theile dem Menschen ähnliches haben.

Längst schon haben die Systematiker den Menschen als eine eigene Gattung mit Recht aufgestellt, und Herr Cüvier hat aus demselben die Ordnung der Zweihänder gemacht, im Gegensatz der Thiere mit vier Händen, wozu die Affen gehören. Eine Hand nämlich wird durch den abstehenden Daum bezeichnet, weil dadurch das Erfassen der Gegenstände besonders begünstigt wird.

Kein anderes Säugethier geht beständig auf zwei Füßen, auch der menschenähnlichste Affe, der schwarze Orang-Utang, nicht. Der dazu nöthige Bau fehlt allein diesen Thieren, und ist nur dem Menschen eigen. Zwar können auch die Affen, und sogar die Bären, auf zwei Füßen stehen und gehen, aber es ist dieß eine gezwungene Stellung, die sie nicht lange aushalten können, da ihnen das Fundament zum festen Gange, der mit der ganzen Sohle den Boden berührende Fuß fehlt. Zwar steht der Bär auf der ganzen Sohle, aber sein übriger Körperbau, und vorzüglich die Stellung seines Kopfes, machen ihm das lange Gehen auf zwei Füßen unmöglich.

Dieser aufrechte Gang, welchem viele Naturforscher alle Vorzüge des Menschen zuschreiben, ist in der That ein sehr beachtenswerther Umstand, indem derselbe natürlich auf den Bau des ganzen Körpers und sogar jedes

einzelnen Theils Einfluß hat. So sehr der menschliche Fuß sich dem der Affen zu nähern scheint, so sehr ist er bei näherer Untersuchung von demselben verschieden. Schon darum, weil er eine Hand hat, kann er keinen sichern Stützpunkt ausmachen, indem der Daum das feste Ausdrücken der Fußsohle hindert. Wenn der Affe auf seinen Hinterfüßen steht, so steht er nie auf der ganzen Sohle, sondern nur auf dem äußern Rand des Fußes, und der Daum ist einwärts gebogen, er berührt den Boden in der Regel nicht. Der Daum des menschlichen Fußes aber ist nicht abstehend, länger und dicker als die andern Zehen, welche regelmäßig an Größe abnehmen, aber sämmtlich zum Ergreifen ungeschickt sind, da sie sich nur sehr wenig biegen können. Die Fußsohle ist dagegen aufgeschwollen, und kann in allen Theilen fest und stark auf den Boden angedrückt werden. Dadurch wird es auch möglich, daß der Schenkel ganz scheitelrecht auf dem Fuße stehen kann, beim Affen dagegen schief. Dieser Fußbau macht aber bloß zum Gehen geschickt, dagegen ist das Klettern nach Art der Affen dem Menschen sehr schwer, weil der Fuß nichts faßt. Einige Völker klettern aber so, daß sie mit den Händen den Baum möglichst umfassen, und dann den Fuß fest aufstellen; es bedarf aber dazu sehr langer Uebung. Die Muskeln, welche Fuß und Schenkel bekleiden, sind sehr stark, und besonders die Muskeln des Unterschenkels sind stärker als bei keinem andern Säugethier, daher die stark ausgezeichneten Waden, welche kein anderes Säugethier so hat, selbst der Affe nicht. Auch die Gefäßmuskeln sind sehr ausgebildet und vorstehend. Die Längemuskeln der Unterschenkel setzen sich weiter oben mit ihren Sehnen am Oberschenkel fest, dadurch kann das Knie sich ganz gerade strecken, und der Unterschenkelknochen steht hinten nicht vor, da die Oberschenkelknochen ganz gerade auf den Unterschenkeln stehen. Das Becken, welches beim Stehen die Eingeweide des Unterleibes unterstützt, ist sehr umfassend und breit, besonders beim weiblichen Geschlecht, und wegen den starken Schenkelmuskeln und den breiten Hüftknochen kommen die Schenkel weiter aus einander zu stehen, und der ganze Rumpf erhält eine pyramidalische Form. So bildet sich die Grundlage des Gleichgewichts an aufrechte Stellung. Der Kopf ist von vorn nach hinten außerordentlich verkürzt, und die Kinnladen sehr wenig vorstehend. Er sitzt fast ganz in der Mitte seines Umfangs unten auf der Wirbelsäule fest, so daß das große Hinterhauptsloch, an welchem der oberste Halswirbel einlenkt, völlig dem Scheitel gegenüber steht, bei vierfüßigen Thieren aber vollkommen nach hinten gerückt ist, so daß, wenn das Hirn nicht zurückträte, dasselbe vorn durch seine Schwere überwiegen würde. Daher muß der Kopf eines Vierfüßers sich verlängern, und die Wölbung des Schädels flach werden. Dagegen eben weil der Einlenkungspunkt des menschlichen Schädels in der Mitte liegt, kann er senkrecht auf der Wirbelsäule stehen, wodurch die Last des großen Hirnes viel gemindert wird und vorn und hinten fast gleich vertheilt ist. Aber eben daraus geht hervor, daß der Mensch niemals auf vier Füßen gegangen seyn kann, wie wohl einige Naturforscher haben annehmen wollen; ein einziger Blick auf die Kopfbildung schon, ohne des übrigen zu gedenken, hätte ihnen die Unmöglichkeit gezeigt. Versucht es der Mensch, auf alle Viere zu stehen, so richtet sich sein Gesicht auf die Erde, er kann nur unter sich, nicht vorwärts sehen, und muß dazu den Kopf mit Mühe aufwärts richten. Er hat ebenfalls Mühe, den Kopf zu tragen, da die ganze Masse des großen Hirnes auf die vortretende Stirn drückt und den Kopf schwer macht. Auch fehlt ein starkes Nackenband, welches bei den auf vier Füßen gehenden Thieren vorhanden ist. Die zum Kopfe gehenden Blutgefäße theilen sich in so viele Aeste, wie bei den übrigen Säugethieren; das Blut strömt daher beim hängenden Kopfe in Menge dahin, während sein Rückfluß durch die widernatürliche Lage gehemmt wird; es entsteht daher Ueberfüllung der Gefäße, Druck auf's Hirn, und eine Unbehaglichkeit, welche diese Lage sehr unangenehm machen. Die gar nicht vortretenden Kinnladen treten ganz nach hinten unten, daher ist Essen und Schlucken in dieser Lage zwar nicht unmöglich, aber beschwerlich. Der Fuß ist unbiegsam, der Schenkel so lange, daß das Knie fast auf die Erde reicht, wenn es auch noch so nahe an den Leib angelegt wird; die Arme kommen über die Mittellinie des Körpers hinaus zu stehen, und unterstützen daher denselben nur schlecht; auch die Hände sind, als zu flach und unbiegsam, sehr ungeschickte Stützpunkte, welche mit großer Schwierigkeit den Körper vorwärts bewegen. Die größern Sägemuskeln, welche bei vierfüßigen Thieren den Körper wie an einem Gurt zwischen den Schulterblättern aufhängen, sind am Menschen sehr klein und zu schwach für diesen Zweck. Aus dem ganzen Bau aller Organe geht also die Bestimmung zum aufrechten und nicht zum Gang auf allen Vieren ganz offenbar hervor. Selbst wenn man auch alle fabelhaften Erzählungen als wahr annehmen wollte, und wenn wirklich sogenannte Wilde in Wäldern mit Thieren gelebt und auf allen Vieren gegangen wären, so würde dieß gar nichts beweisen, weil es erwiesen ist, daß die Subjekte, bei denen man dieß angibt, nichts weniger als Wilde, sondern blödsinnige Menschen waren, welche durch Zufall oder vorsätzliche Verlassung von der menschlichen Gesellschaft abgekommen waren, bei denen der angeborne Blödsinn oder der organische Fehler der Sprachorgane hinderten, bald die menschliche Sprache anzunehmen. Alle Völker der Erde gehen aufrecht, und dieß war gewiß schon bei Entstehung des Menschengeschlechtes der Fall. Schon das Kind bemüht sich den aufrechten Gang anzunehmen. Anfangs versagen ihm die schwachen Muskeln den Dienst, allein so wie diese erstarken, erhebt es sich, hält sich an andern Gegenständen an, und sucht das Gehen zu lernen, fällt aber noch öfters um, bis endlich Gewohnheit, Uebung und Stärke der Knochen und Muskeln ihm festen Stand gewähren. Wenn es bei den ersten Versuchen anfangs auf allen Vieren kriechen muß, so sieht man deutlich, wie beschwerlich ihm diese Stellung ist. Durch diese aufrechte Stellung einzig behält der Mensch den freien Gebrauch der Hände, welche durch Lage und Bau zu ihrer Verrichtung geschickt sind, mit welchen es daher Dinge verrichten kann, wie sie kein anderes Geschöpf verrichtet. Der Daum ist nach Verhältniß länger als bei den Affen, (es gibt sogar Affen, bei welchen der Daum an der Vorderhand fast ganz fehlt), alle Finger, der Ringfinger ausgenommen, sind einzeln beweglich; die Arme aber haben an dem breiten Schulterblatt und den starken Schlüsselbeinen eine gute Befestigung, daher ist ihre Muskelkraft, besonders durch Uebung gestärkt, sehr groß.

Selbst im innern Bau des Menschen zeigt sich die Bestimmung zum aufrechten Gange. Das Herz der auf allen Vieren gehenden Säugethiere ist so gelegen, daß seine Spitze vom Brustbein unterstützt wird, und seine Basis gegen die Wirbelsäule hinsteht; beim Menschen dagegen ist der Herzbeutel mit dem Mittelfell verwachsen, so daß seine Spitze schief gegen das Zwerchfell heruntersteigt, und die Basis nach oben gerichtet ist, daher auch der Bogen der großen Pulsader etwas verschieden von dem bei andern Säugethieren ist. Vielleicht kommt von dieser Lage des Herzens die größte Prädisposition des Menschen zu Herzklopfen und Pulsadergeschwulsten, welche man bei ihm mehr bemerkt als bei den Thieren.

Der Mensch hat kein verlängertes Schwanzbein, folglich auch keinen Schwanz, der bei den meisten Säugethieren vorhanden ist, und ihnen zur Bedeckung des Afters und der benachbarten Theile dient. Zwar fehlt der Schwanz auch den menschenähnlichen Affen, den Orang-Utangs und Gibbons und mehrern andern Säugethieren. Der Rücken des Menschen ist nackt und unbehaart, da er im Gegentheil bei den Säugethieren, wo er vorzüglich dem Regen und den äußern Einflüssen ausgesetzt ist, stark behaart erscheint. Nur die größten Thiere der warmen Climate, Elephant, Nashorn, Flußpferd u. s. w., und die im Wasser lebenden Wallfischarten sind auf dem Rücken unbehaart. Dagegen ist der menschliche Kopf mit Haaren stark besetzt. Die menschliche Brust ist flach, und verhältnißmäßig viel breiter als bei keinem andern Säugethiere, daher kann er allein lange auf dem Rücken liegen. Auch hindert die Schwere seines Kopfs und die Lage des Hinterhauptlochs, welches zu sehr nach vorn steht, daß der Mensch nicht schwimmen kann, wenn er es nicht durch längere Uebung lernt, und seine Muskeln nach und nach an die nöthigen Bewegungen gewöhnt. Alle andern Säugethiere schwimmen von selbst, wenn sie auch noch so jung sind. Der Mensch schwimmt auch leichter auf dem Rücken als auf dem Bauche, weil er dann nicht genöthigt ist, den Kopf so stark zu erheben, um zu athmen. Wenn der Mensch indeß das Schwimmen einmal erlernt hat, so vergißt er es niemals mehr, und kann darin selbst eine große Fertigkeit erlangen.

Der menschenähnlichste Affe, der Orang-Utang, kann zwar aufrecht stehen, allein da sein abstehender Daum ihn hindert, fest aufzutreten, so muß er bald auch seine Arme zur Unterstützung brauchen. Schon dadurch wird das Getaste der Vorderhände weniger fein, da durch das Reiben auf dem Boden die Haut der Finger dicker wird. Der freie Gebrauch der Hände unter allen Umständen macht diese Hände auch zu den vollkommensten Greiforganen, und die Finger zu den feinsten Tastorganen, viel feiner als sie beim Affen es nie sind, obschon nicht zu läugnen ist, daß auch bei den Affen der Sinn des Getastes in den Fingern der Vorderhand sitzt und feiner ist, als bei den meisten andern Thieren.

Man kann also mit allem Recht sagen, alle die großen Vorzüge,

welche der Mensch vor den Thieren hat, entstehen vom Bau zum aufrechten Gang; selbst die Thiere scheinen hierin die Ueberlegenheit des Menschen anzuerkennen, und fürchten ihn schon deßwegen. So erzählt Lichtenstein, der Löwe in Afrika falle nicht leicht einen stillestehenden Menschen an, er sehe sich nach ihm um, und entferne sich nach und nach, bis er endlich in vollem Laufe davon fliehe; selbst auf den Tiger scheint diese aufrechte Stellung einzuwirken, und denselben zuweilen vom Angriffe abzuhalten. Die Zähmung der Thiere scheint eben auch dadurch dem Menschen möglich zu werden, sie scheinen schon darum ihn zu fürchten und seiner Stimme zu folgen.

Daß der Bau zum aufrechten Gang zu leichterer Entwicklung des Hirnes und seiner Thätigkeit beitrage, ist kaum zu bezweifeln, daß aber hierin allein die Ursache der größern intellectuellen Thätigkeit des Menschen zu suchen sey, dürfte wohl noch manchem Zweifel unterworfen seyn, so sehr auch manche Naturforscher diese Meinung annehmen. Um dieß besser aus einander zu setzen, müssen wir etwas weiter gehen.

Das Hirn ist unstreitig das Organ, durch welches das Göttliche in uns, welches wir Seele nennen, sich offenbart, wo Bewußtsein und Denken allein entsteht und seinen Sitz hat. Wenn wir die ganze Reihenfolge der Thiere durchgehen, so sehen wir, daß diejenigen Thiere größere intellectuelle Fähigkeiten besitzen, welche ein ausgebildeteres, aus einer größern Masse bestehendes Hirn haben. Wir sehen ferner, daß die Verletzungen des Gehirnes allemal am meisten den geistigen Funktionen schaden, sie vermindern oder ganz aufheben. Die Krankheitslehre lehrt uns, daß oft unbedeutend scheinende Verletzungen plötzlich die geistigen Fähigkeiten gänzlich tilgen, daß diese aber auch oft schnell wieder zurückkommen, wenn jene Ursache gehoben wird. Ein ins Hirn eindringender Knochensplitter, ein eingedrücktes Knochenstück, einige Löffel voll ausgetretenes Blut, Eiter oder Wasser, heben schnell alles Bewußtsein, alle geistige Thätigkeit auf, ohne dem Leben ein Ende zu machen. Ein englischer Matrose fiel vom Mastbaum herunter und wurde bewußtlos aufgehoben, alle angewandten Mittel brachten ihn nicht aus seiner Betäubung, allein er athmete fort, nahm Nahrung zu sich, wenn man ihm solche einflößte, und hatte die gehörigen Ausleerungen. So vegetirte er volle dreizehn Monate, wurde nach Gibraltar in das dortige Hospital und von da wieder nach England gebracht, ohne davon etwas zu wissen, dort erst wurde er trepanirt, und das eingedrückte Knochenstück aufgehoben. Von diesem Augenblick an war sein Bewußtsein wieder zurückgekehrt, er erinnerte sich vollkommen seines Falls und dessen was vorgegangen war, von seinem Zwischenleben aber wußte er nicht das geringste; also hatte hier das eingedrückte kleine Knochenstück jede Seelenfunktion aufgehoben. Alle Empfindung, alles Bewußtsein, und das hervorgehende Denken und Handeln, liegt bloß im Gehirn und es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß alle unsere Neigungen und Fähigkeiten, unsere Leidenschaften und geistigen Triebe durch den Bau unsers Hirnes hervorgebracht und geleitet werden, daher der ungebildete Wille blindlings folgt, der gebildete dagegen diesen seiner Beurtheilung und gewissen Grundsätzen unterwirft, die ihm Religion und gesellschaftliche Verhältnisse auflegen. Der Mensch ist seinen Trieben, wie das Thier unterworfen, aber sein Verstand bestimmt ihn diese Triebe zu beherrschen und sich ihnen nicht blindlings hinzugeben, wie das Thier. Aber leider nur zu oft siegt die Stärke unsere Neigung über die Vernunft, wir geben unsern Trieben nach, auch wenn ihre Ausübung zum Laster wird, und zeigen dadurch unsere thierische Natur, welche über das Geistige in uns gesiegt hat.

Den Satz, daß alle unsere Neigungen und Triebe im Gehirn ihren Sitz haben, hat besonders Doktor Gall in seinem System weitläufig aus einander gesetzt und beleuchtet. Die Hauptsätze, auf welche er sein System stützt, scheinen unwiderleglich zu seyn, die Anwendung dagegen unausführbar. Gall ging nämlich von dem Satze aus, zu jeder Verrichtung unsers Körpers seyen eigene Organe bestimmt, und zwar nicht bloß für die körperlichen, sondern auch für die moralischen. Für die moralischen und geistigen Thätigkeiten der Thiere sey das Gehirn das Organ. So wie gewisse Theile des Gehirnes für die Empfindung des Sehens, Hörens, Riechens bestimmt seyen, so seyen auch für gewisse geistige Eigenschaften der Menschen und Thiere gewisse Theile des Hirnes bestimmt. Gewisse Eigenschaften seyen allen Thieren gemein, z. B. der Geschlechtstrieb, auch für diesen sey ein eigener Theil des Hirnes vorhanden, und dieser sey im untersten Theil desselben zu suchen, und daher bei allen Thieren mit Hirn anzutreffen; die mehreren geistigen Eigenschaften und Triebe dagegen liegen in den obern Theilen des Gehirnes; jemehr solcher Eigenschaften ein Thier besitze desto mehr dafür geeignete Hirntheile müsse es haben, daher werde das Hirn bei mehreren Fähigkeiten größer, und da der Mensch am meisten solcher Fähigkeiten besitze, so sey auch sein Gehirn am größten, und alle Thiere mit höhern und vielfachern Fähigkeiten hätten ein größeres und voluminöseres Hirn. Bei allen Thieren, bei welchen man gewisse Hirntheile antreffe, werde man auch die davon ausgehenden Neigungen finden, aber nicht bei allen Individuen eines und derselben Art in gleicher Stärke, indem zwar ein Organ vorhanden seyn könne, welches aber, weil es weniger ausgebildet ist, als bei einem andern, nicht so stark wirke. Sey ein Organ besonders ausgebildet, so sey es auch verhältnißmäßig größer und entwickelter, wenn man daher den Sitz und die Bestimmung des Organs kenne, so könne man auch auf die moralischen Neigungen eines Menschen oder Thieres schließen. Nun aber seyen die Organe der höhern thierischen Fähigkeiten meist an den äußern Theilen des Hirnes, und bilden, wenn sie stark vorherrschend sind, flache Erhöhungen. Da nun, nach Galls Meinung, das Gehirn früher da ist, als der dasselbe bedeckende Schädel, so bilde sich der Schädel nach dem Gehirn, denn obschon dieses weich sey, so wirke es unaufhörlich durch seine Bewegungen nach außen, und so richte sich die Bildung des Schädels vollkommen nach dem Gehirn, und jede Erhöhung des Gehirns, erscheine auch an dem diese bedeckenden Schädeltheil als Erhöhung, folglich könne man aus dem Bau des Schädels auch auf die geistigen Eigenschaften der Thiere schließen. Es möchte schwer seyn, die Hauptgrundsätze, auf welchen das gallischen System beruht, gründlich zu widerlegen; es ist dieß nach meiner Meinung auch noch keinem gelungen; allein die Anwendung derselben ist darum nicht bloß mißlich, sondern im gemeinen Leben völlig unanwendbar, weil weder die Zahl der geistigen Eigenschaften, welche als Grundeigenschaften anzunehmen sind, und noch viel weniger ihr Sitz mit einiger Sicherheit nachgewiesen werden kann. Aber dieß hebt den Hauptgrundsatz nicht auf, daß der Bau des Hirnes unsere Handlungen bestimme, allein es liegt der Grund wohl eben so viel in feinern, nicht mit dem Gesicht zu ergründenden Bau des Hirnes, als im sichtbaren Umfange. Das Hirn muß eine gewisse Festigkeit haben, wenn es zu seinen Verrichtungen tauglich seyn soll. Vor der Geburt und in den ersten Jahren des Lebens ist es zu weich, daher wirkt es nur unvollkommen, nnd das Kind ist sich seinen Handlungen unbewußt, oder nur unvollkommen bewußt, es vergißt sogleich alles wieder, was ihm den Augenblick zuvor große Freude oder Trauer machte, Weinen und Lachen wechseln alle Augenblicke, und die Leidenschaften sind heftig, aber nicht anhaltend. Erst mit dem vierten Jahre wird das Gedächtniß stärker und die Eindrücke, welche wir in der Kindheit empfangen, sind um so dauerender, je lebhafter sie sind. Im hohen Alter dagegen vergessen wir leicht und werden am Ende wohl wieder zum Kinde, und dieses alles geschieht wahrscheinlich darum, weil in der ersten Kindheit das Hirn noch zu weich ist, im Alter dagegen ist es zu hart, und hat zu wenig Kräfte, es hat freilich auch deßwegen am Umfange etwas abgenommen. Die chemische Beschaffenheit des Hirnes, welche in Krankheiten sich gewiß oft verändert, bringt auch Veränderungen unserer Ansichten und Neigungen hervor, ja wir sehen, daß alles was mittelbar oder unmittelbar auf das Hirn wirkt, auch auf die geistige Thätigkeit Einfluß hat: stärkeres Zuströmmen des Bluts zum Kopfe oder Ableitung desselben; Uebermaß vom Schlafen oder Wachen; Unordnungen im Kreislauf, Krankheiten der Leber und anderer Eingeweide im Unterleib, ändern oft unser moralisches Treiben, unsern Ideengang, und wir können oft am Abend nicht begreifen, daß wir am Morgen einen Gegenstand ganz anders ansahen. Allein dieses streitet durchaus nicht gegen die gallische Lehre, denn bei dem immerwährenden Gedankenwechsel eines Menschen haben doch immer gewisse Neigungen die Oberherrschaft, und treten unter den ungünstigsten Umständen hervor und treiben zur Befriedigung. Gute und böse Begierden spielen in unserer Phantasie, bei dem einen ist es Hochmuth, Geiz, Stolz, Habsucht, bei dem andern Religiösität, Wohlthätigkeit, Liebe zur Verschwendung, Gutmüthigkeit oder Härte, kurz das was man Charakter und Temperament nennt, leitet immer unser Thun, und dieß ist es was im feinern Bau des Hirnes seinen Grund hat, und das Wesen des Gallischen Systems ausmacht. Ist ein Trieb, eine Neigung zu vorherrschend, so schwächt sie die übrigen Funktionen des Hirnes, und bezieht sie alle auf sich, diese Neigung wird die allein herrschende, alle andern unterdrückende Leidenschaft, und führt sehr oft zum partielen oder gar zum allgemeinen Wahnsinn, wie dieß alle Narrenhäusler zeigen. Der Wahnsinn ist oft der Verräther unserer lang geheim gehaltenen und verborgenen Leidenschaften, welche wir nicht stark ge-

nug waren, durch unsere Vernunft zu bezähmen, und doch nicht gehörig befriedigen konnten. Dieß sind die Seelenkrankheiten, wie man sie höchst unrichtig nennt; denn die Seele kann nie krank werden, weil sie etwas höheres, geistiges, unsterbliches ist. Nur das Organ, durch welches sie allein sich äußern kann, das Gehirn, kann vollkommener oder unvollkommener wirken, es kann selbst krank seyn, oder andere Organe können darauf einwirken, oder geistige Getränke dasselbe reizen, so wird der Gedankengang gestört, unordentlich, unzusammenhängend, aber die Seele bleibt gleich, nur ihre Wirkung verändert sich, niemals die Kraft. Wenn eine schlechte Elektrisirmaschine wenig Wirkung macht, eine gute dagegen große, kann man dann sagen, die Elektricität sey schlechter oder besser? nur die Maschine, welche hier die Stelle vertritt, ist schlechter oder besser. Ist die Seele eines Berauschten, eines im Fieber delirirenden, eine andere Seele, als die des nüchternen und gesunden; ist die Seele des Säuglings, des Blödsinnigen, eine andere Seele? gewiß nicht; aber das Organ, womit sie wirkt, ist nicht immer gleich gestimmt, gleich tüchtig; wenn ein Plato, Sokrates, Haller, Newton, im hohen Alter kindlich geworden wären, hätte man dann wohl sagen können, ihre Seele wäre schwach, wäre krank geworden? gewiß nicht; wohl aber, daß das Organ der Seele, das Gehirn, nicht mehr die Dienste leistete, welche es früher diesen unsterblichen Männern geleistet hat. Es bleibt daher der Satz fest, vom Bau unsers Hirnes hängen unsere geistigen Eigenschaften ab; aber sichtlich nachweisen, warum dieser oder jener Mensch größern oder geringern Verstand habe, das ist wohl unmöglich, weil nicht eben im sichtlichen Bau, sondern wohl eher in unsichtbaren Verschiedenheiten, in unbedeutend scheinender, unmerklicher Weichheit oder Härte, Vollsaftigkeit oder größerer Armuth an Flüssigkeiten die Ursache der verschiedenen Fähigkeiten der Menschen liegen mögen.

Nicht nur aber dieß, sondern die Thätigkeit des Gehirns muß so gut geübt und gestärkt werden, als die Thätigkeit des Körpers. So wie wir nur durch vielfache Uebung mechanische Fertigkeiten erlangen, und so wie nicht jeder in gleicher Zeit und in gleichem Grade diese Fertigkeiten erlangen kann, weil dieselben Organe zwar vorhanden, aber nicht alle in gleicher Ausbildung da sind, so kann auch nicht jeder ein Homer, ein Haller, ein Demostnes oder ein Göthe werden, er hat die nöthigen Hirnkräfte dazu nicht; Geistesübungen können nur verborgene Kräfte entwickeln und erhöhen, aber keine hervorbringen, die nicht da sind. So hat in körperlicher Hinsicht das Weib Muskeln wie der Mann, es kann ihre Kräfte durch Uebung verstärken wie der Mann, aber es kann nie die Muskelkräfte des Mannes erreichen, weil seine Muskeln nicht so stark gebaut sind. So ist's auch mit den geistigen Eigenschaften der Völker, der Botokude und der Europäer, der Neger und der Neu-Holländer, der Hottentotte und der Chineser, haben alle dieselben Hirntheile, aber sie sind nicht bei allen gleich entwickelt, nicht bei allen gleich geübt, daher stehen allerdings die meisten Völker den Europäern, oder überhaupt den kultivirten Völkern nach. Wenn aber die Bedürfnisse zwingen, oder wenn der innere Trieb geweckt, und das Hirn im Denken geübt wird, so können auch jene Völker dazu gelangen. Es mangelt ihnen nicht an natürlichen Anlagen, nur an Ausbildung derselben. Man hat Neger gesehen, welche vortreffliche Kopfrechner waren, solche welche von früher Jugend an sich den Wissenschaften widmeten und es so weit brachten, als wir. Die Neu-Holländer, bisher jeder Cultur abgeneigt, lernen in den Schulen von Neu-Südwallis eben so leicht, ja noch leichter, als die englischen Kinder lesen und schreiben, fassen alles leicht, sind ungemein witzig, zur Nachahmung geschickt, und wissen sich leicht in fremde Sitten zu schicken. Allein diese Lebensart gefällt ihnen nicht, Künste und Wissenschaften scheinen ihnen entbehrlich, lieber streifen sie umher und ertragen alle Unbequemlichkeiten ihrer rohen Lebensart. Sie entlaufen den Schulen, werfen ihre Kleider wieder weg, kehren in ihre Wälder zurück, und entsagen willig allen Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens. Was sollen dem Neger in Afrika die Wissenschaften leisten, warum soll er darnach trachten gelehrt zu werden? Das heiße Clima Afrika's erschlafft den Geist, und ladet zur Trägheit, zum ruhigen Leben ein. Der Boden gibt fast ohne allen Anbau die nöthigen Bedürfnisse des Lebens im Ueberflusse. Denn Kleidung wird größtentheils entbehrlich; jedes Dach, welches vor Regen beschützt, ist gut genug; wozu soll er sich mit Studien plagen, welche ihm keine höhern Genüsse gewähren. Versetze man diesen Neger im freien Zustande in ein Clima, wie das unsrige, wo die Natur seine Bedürfnisse nicht so leicht befriedigen kann, so wird er seine Geisteskräfte schon mehr anstrengen und entwickeln müssen, aber er wird anfangs nicht weiter gehen als es nöthig ist, um leben zu können. Nur dann, wenn ein Volk bestimmte Wohnsitze hat, wenn seine Bedürfnisse steigen, wenn starke Bevölkerung den Unterhalt erschwert, werden Wissenschaften und Künste nothwendig, anfangs bloß zur Lebenserhaltung, später wenn man einmal über den Mangel weg zu einem gewissen Wohlstande gelangt ist, hat man Zeit auch Lieblingsgeschäfte zu betreiben, und wem einmal die Thore der Wissenschaften geöffnet sind, dem werden sie zum ordentlichen Lebensbedürfniß, und er verläßt ihre Bahn nicht mehr. So hat die Noth die geistigen Kräfte der Menschen geweckt: man erfand den Ackerbau, man zähmte wilde Thiere zu Hausthieren, man schaffte sich aus ihnen Gehülfen, und enthob sich nach und nach der Nothwendigkeit, allzu anstrengender körperlicher Arbeiten; man gewann Zeit zu wissenschaftlicher Ausbildung; es entstunden neue künstliche Bedürfnisse, deren Erlangung wünschenswerth war; aber eben diese Erlangung erforderte Anstrengung, diese weckte die geistigen Thätigkeiten, und so bildete sich die Cultur einzelner Völker. Andere bleiben zurück, und werden immer zurückbleiben, so lange sie nicht künstliche Bedürfnisse kennen lernen und sie ihnen nicht wünschenswerth werden, oder so lange sie nicht die Noth dazu treibt, ihren Geist mehr anzustrengen. Das Resultat ist aber immer das: Der Bau des Hirnes ist bei allen Menschen im Allgemeinen sich gleich; er bestimmt unsere Neigungen und Triebe, und beschränkt das Maß der Kenntnisse und Fähigkeiten, welche ein jeder zu erlangen vermag. Diese Kenntnisse können nur durch Uebung erlernt werden. Alle Völker der Erde sind einer geistigen Entwicklung fähig, wenn dieselben Umstände sie begünstigen und Noth und Bedürfniß sie dazu treibt. Nie aber werden alle Völker auf dieselbe Stufe der Cultur zu gelangen suchen, sie bedürfen ihrer nicht; aber es ist bewiesen, daß die Kraft dazu in allen Völkern liegt, daß daher in dieser Hinsicht alle Völker der Erde sich ähnlich sind, daß also durch den Bau zum aufrechten Gang und durch den Umfang des Hirnes die große Kluft gebildet wird, welche zwischen dem Menschen und Thiere statt hat. Wie weit die Entwickelung geistiger Fähigkeiten bei den Völkern der Erde im Allgemeinen gelangt sey, das wird die Betrachtung der Menschenrassen und des dazu gehörigen einzelnen Volkes im folgenden Abschnitt darthun.

Um sich zu erklären, warum der Mensch in Hinsicht seiner geistigen Kräfte allen andern Thieren überlegen sey, scheinen folgende Punkte noch besonders berücksichtigt zu werden: 1) Das Gehirn nähert sich unter den Säugethieren beim Menschen am meisten der Kugelgestalt, bei andern Thieren ist es platter. Die zu den frühern Fähigkeiten bestimmten Theile sind also beim Menschen am meisten ausgebildet, und die Wölbung des Schädels lassen ihn die freiste Bewegung. 2) Der Mensch hat das größte Hirn in Verhältniß zur Dicke der daraus entspringenden Nerven, daher entsteht aber auch das Uebergewicht der Herrschaft des Hirnes über diese Nerven, daher der engste Zusammenhang aller Verrichtungen, daher der so große Einfluß der Leidenschaften und Neigungen auf alle übrigen Körperverrichtungen, aber auch umgekehrt, der große Einfluß, welche andern Organe auf unser Gehirn, und damit auf unsere Denkungsart haben. Denn wo ein so inniger Zusammenhang statt hat, muß auch jede Störung in einzelnen Theilen sogleich aufs Ganze wirken. Im Kinde sind die Nerven im Verhältniß zur Größe des Hirns dicker als in Erwachsenen, daher herrscht beim Kinde auch das Körperliche vor. Vom Affen bis zu den niedrigsten Thieren nimmt das Gehirn an Größe und Ausdehnung ab, die Nerven erhalten ein größeres Verhältniß, bis endlich schon bei den Reptilien und Fischen das Gehirn fast verschwindet, und die Nerven dasselbe an Größe vielmal übertreffen, dafür aber auch alle geistige Thätigkeit verschwunden ist. 3) Der Mensch hat das größte große Gehirn im Verhältniß zum kleinen Gehirn. 4) Er hat das größte Gehirn im Verhältniß zum Rückenmark. 5) Das Gehirn des Menschen hat die größte Markmasse.

Die erste Abweichung der Thiergehirne von dem des Menschen besteht bloß in den veränderten Verhältnissen der Lage und der einzelnen Hirntheile unter sich, aber es sind bei den Säugethieren noch alle Theile des Hirnes vorhanden, welche beim Menschen vorkommen. Bei den Vögeln findet sich schon ein größerer Unterschied, es verschwinden ganze Theile des Gehirnes, und dieß ist noch mehr der Fall bei den Reptilien und Fischen. Wir bemerken aber auch unter den Säugethieren Abänderungen in der Größe des Hirnes im Verhältnisse zur Masse des Körpers, welche uns irre machen könnten, wenn wir nicht alle oben angegebenen fünf Punkte zusammen ins Auge fassen. So hat der Elephant zweimal

mehr Hirn als der Mensch, aber ungleich größere Nerven, und sein Riechnervenpaar ist fast armsdick. Selbst einige Affen, und sogar einige Vögel, haben verhältnißmäßig größeres Hirn als der Mensch.

Das menschliche Gehirn wird durch Krankheiten einzelner Theile desselben, oder durch den Einfluß entfernterer Theile, besonders der im Unterleib liegenden Eingeweide, in seinen Verrichtungen oft gehemmt und gestört, und dadurch müssen auch die Seelenverrichtungen gestört werden. Der höchste Grad dieser Störung ist der Blödsinn, in welchem der Mensch unter dem Thiere steht, da ihm gerade das Geistige fehlt, welches ihn über die Thiere erhebt, und er hingegen die Gewandtheit der Thiere nicht hat. Beim Wahnsinn und dem Delirium ist die Thätigkeit des Hirns erhöht, aber in unregelmäßiger Thätigkeit; lange dauernder Wahnsinn führt zum Blödsinn, in diesem ist die geistige Thätigkeit meist aufgehoben, und oft gänzlich null. Je mehr der Mensch denkt, je höher er seine geistigen Fähigkeiten durch Uebung gesteigert hat, desto eher kann die Thätigkeit des Hirns eine falsche Richtung bekommen, und es ist nicht selten, daß die höchste Weisheit oft an Wahnsinn gränzt, weil das Hirn die immer sich drängenden Gedanken nicht mehr fassen kann, und daher in unordentliche Thätigkeit geräth; an Verstand arme Menschen werden selten wahnsinnig. Das Hirn ist nicht bloß im wachenden Zustand, sondern auch im Schlafe thätig; besonders wenn es thätig zu seyn gewohnt ist, dann entstehen Träume. Merkwürdig ist es, daß nicht bloß Menschen, sondern auch Thiere wahnsinnig und blödsinnig werden können, und ein Beweis, daß auch in ihnen eine Seele wohnt. Oder was ist es anders als Wahnsinn, wenn der tolle Hund seinen Meister nicht mehr kennt, ihm nicht mehr folgt, nach ihm wie nach allem andern beißt; wenn der tolle Wolf oder der tolle Fuchs alle Furcht vor dem Menschen verliert und in die Dörfer bei hellem Tage eindringt und Menschen und Thiere anfällt; das Pferd, welches den Koller bekommt, scheint blödsinnig geworden zu seyn, es hört nicht mehr auf die Stimme seines Meisters, vergißt alle seine vorigen Gewohnheiten, und ist weder für Schmerzen noch für Liebkosungen empfänglich; der Elephant und das männliche Kameel fallen in periodischen Wahnsinn.

Das Gehirn ist also das Organ, durch welches allein wir empfinden, unser selbst bewußt sind, den Willen äußern, und die zu dessen Ausführung nöthigen Muskeln in Thätigkeit setzen. Alle Schmerzen, alle Empfindungen einzelner Theile, angenehme oder unangenehme, bemerken wir nur dann, wenn sie vermittelst der Nerven zum Hirn fortgepflanzt werden. Ist die Communication unterbrochen, so nennt man einen solchen Theil gelähmt. Wir können einen solchen Theil, meist ohne daß man äußerlich etwas verändertes sieht, nach unserm Willen nicht bewegen, das Hirn hat die Herrschaft über das Glied verloren; wir können ein solches Glied stechen, brennen, oder auf andere Art verletzen, ohne daß Schmerz entsteht. Der Schmerz hat also nicht in dem verletzten Gliede, sondern nur im Hirn seinen Sitz. Man kann daher in einem Gliede, welches man nicht mehr hat, Schmerzen zu haben glauben. So glaubt z. B. zuweilen ein Mensch, der lange Jahre an einem Fuß Schmerz gelitten hat, und dem man den Fuß wegzunehmen genöthigt war, oft noch Jahre lang bei Wetterveränderungen, in dem Fuß der nicht mehr da ist, Schmerz zu empfinden. Die Empfindung scheint von den Nervenenden des Stummels zum Hirn zu kommen und die Täuschung hervorzubringrn. Wir sehen nicht mit den Augen, wir hören nicht mit dem Ohr, wir riechen nicht mit der Nase, wir schmecken nicht mit der Zunge, wir fühlen nicht mit den Fingern, sondern nur im Gehirn; die Sinnesorgane sind nur die Mittel, durch welche die Empfindungen zum Gehirn gelangen, wenn ihre Nerven den Eindruck fortpflanzen. Beim schwarzen Staar z. B. ist das Auge hell und klar, man sieht keine Spur von Verletzung oder Trübung, aber man bemerkt eine Unbeweglichkeit des sogenannten Augensterns oder des Sehloches, welches sich nicht erweitert oder verengt, wie bei einem gesunden Auge; das Licht dringt ein, und doch sehen wir nicht, der Sehnerve pflanzt die Empfindung nicht zum Gehirn fort; ist eine Heilung möglich, so kann sie nur dadurch geschehen, wenn die Ursache, welche auf den Sehnerven wirkt und denselben hindert die Empfindung des Lichts fortzupflanzen, gehoben werden kann. Beim grauen Staar dagegen ist der Nerve gesund, aber das Auge ist trübe und läßt das Licht nicht durch, wird der trübe Theil weggenommen, so sieht man wieder. So ist's mit dem Gehör, wenn alle Theile des Ohres in Ordnung sind, der Nerve dagegen gelähmt, so hören wir nichts.

Das Gehirn selbst ist ein weicher markartiger Theil, weicher als kein anderer im ganzen Körper, und dennoch hat es einen regelmäßigern Bau als manche andere feste Organe, so daß Abweichungen zu den Seltenheiten gehören. Es besteht aus dem großen Gehirn, welches zwei, oben und vorn getheilte, in der Mitte durch einen markigen Theil vereinte Halbkugeln bildet, und aus dem kleinen Gehirn, welches im Grunde des Schädels seinen Sitz hat. Das Gehirn besteht aus einem eigenthümlichen organischen Gewebe, und ist reich an Blutgefäßen. Die äußere Fläche ist röthlich grau, und heißt Rindensubstanz, sie ist scharf von der innern weißen oder Marksubstanz unterschieden, doch innig mit derselben verbunden. Von außen bemerkt man Erhöhungen und Vertiefungen, welche das Ansehen von Darmwindungen haben. Inwendig bilden sich bestimmte Höhlen und Figuren, welche, da sie sich immer gleich zeigen, für die Verrichtungen des Hirnes eine sehr wichtige Bedeutung haben müssen, welche wir aber nicht kennen. Das ganze Hirn ist mit einer dreifachen Haut umschlossen, wovon die beiden innern es unmittelbar überziehen, und dadurch der weichen Substanz eine gewisse Festigkeit geben. Durch das feste Schädelgewölbe aber ist es gut vor äußern Verletzungen geschützt, wenn sie nicht mit außerordentlicher Gewalt geschehen.

Sehr merkwürdig ist es, daß das Gehirn, der Sitz aller Empfindung, selbst für Verletzungen nicht sehr empfindlich ist, wenn sie nicht tief eindringen. Auch sind solche oberflächlichen Verletzungen nicht immer für das Leben gefährlich, wenn sie aber auf den Grund dringen, so sind sie tödtlich. Erschütterungen des Hirns, wenn auch keine sichtbare Verletzung entsteht, sind für das Leben oft viel gefährlicher, haben auch wohl Lähmungen zur Folge.

Das Rückenmark kann wohl als eine Fortsetzung oder als ein Anfang des Hirnes betrachtet werden, bestimmt die Nerven herzugeben, welche nicht zu den Sinnen gehören, sondern zu den Organen der Ernährung, des Athmens, des Kreislaufes und der Ab- und Aussonderung gehen, so wie auch zu den willkührlichen Muskeln des Rumpfs und der Extremitäten. Obgleich alle willkührlichen Bewegungen nur durch das Rückenmark vollführt werden können, so hat doch in demselben weder Bewegung noch Empfindung statt. Es kann ohne Schmerz verletzt werden, aber seine Verletzungen haben Lähmungen aller der Theile zur Folge, welche unter der verletzten Stelle von demselben Nerven erhalten, das heißt, der Wille kann diese Muskeln nicht mehr in Thätigkeit setzen. Jede Verletzung des Rückenmarks hat diese Folge, und ist daher tödtlich; schnell und augenblicklich, wenn sie nahe am Kopfe geschieht. Bei Verletzungen des Rückenmarks geht das Bewußtsein nicht verloren, aber bei Verletzungen des Hirnes, daher ist es gewiß, daß nur im Gehirn Bewußtsein und Empfindung vorhanden ist, daß es der Punkt ist, von welchem alle Empfindung, alles Bewußtsein ausgeht, wo allein der Wille entsteht, durch welches allein die Seele wirkt. Also nicht im Herzen denken wir, wollen wir: das Herz ist weder böse noch gut, es bewegt sich sogar ohne unsern Willen, ohne unser Bewußtsein, wohl aber hat das Herz dadurch großen Einfluß auf unser Denken und Handeln, weil es das Blut bald langsamer und sparsamer, oder in größerer Menge und Schnelligkeit zum Hirn sendet. Mit der Trennung des Kopfs vom Körper geht alles Bewußtsein verloren, es bleibt aber auch nicht mehr im Kopfe zurück, wie man etwa hat behaupten wollen, denn die Entleerung des Kopfes vom Blut und das Eindringen der Luft in die Schädelhöhle muß schnell alle Verrichtungen des Hirnes unterbrechen. Dagegen können die Muskeln des Gesichts sowohl als die des Rumpfes, durch Reizungen annoch in Zuckungen gerathen und Bewegungen ganzer Glieder hervorbringen, so lange der Körper noch warm ist. Solche Bewegungen zeigen also nicht immer das Vorhandensein des Lebens an, löschen aber schnell nach dem Tode aus.

Die einzelnen Sinne sind bei verschiedenen Thieren weit feiner als beim Menschen, allein alle zusammengenommen, übertreffen die Sinne des Menschen die der Thiere weit, und wenn sie auch einzeln nicht so scharf sind, so scheinen sie doch mannigfaltigere Eindrücke hervorzubringen. So ist der Geruch des Hundes ohnstreitig im Ganzen schärfer und viel weiter reichend, und doch unterscheidet er nicht so viele Gerüche als wir; die Katze hat ein schärferes Gesicht, doch scheint sie die Farben weniger zu unterscheiden. So ist es auch mit dem Gehör; nur der Mensch unterscheidet jene feinern Töne der Musik, doch scheinen ihm hierin einige Singvögel nahe zu kommen. Wenn einzelne Sinne fehlen, werden die andern schärfer und ersetzen zum Theil den fehlenden; wenn aber der fehlende Sinn wieder hergestellt wird, so verliert sich jenes

Uebergewicht einzelner Sinne wieder. Bei einigen sogenannten wilden Völkern stehen einzelne Sinne den feinsten thierischen Sinnen wenig nach, wogegen diese bei durch Cultur veränderter Lebensart stumpfer geworden sind.

Ein Hauptvorzug des Menschen vor den Thieren ist die Stimme, welche kein Thier so moduliren kann, wie der Mensch. Zwar können bekanntlich einige Vögel die menschlichen Töne nachahmen, aber nie so vollkommen sprechen, wie der Mensch, und kein einziges Säugethier kann auch nur ein verständliches Wort hervorbringen, obgleich der Bau der Luftröhre und der Mundtheile von dem des Menschen nicht sehr abweicht, wie z. B. beim Affen, welcher zwar gesticuliren, aber keinen articulirten Ton von sich geben kann. Den Grund, warum nur der Mensch articulirte Töne von sich geben kann, warum er allein eine so große Biegsamkeit und Modulation seiner Stimme hat, ist noch nie anatomisch genügend nachgewiesen worden, und wird es eben so wenig werden können, als anatomisch nachzuweisen möglich ist, warum die Nachtigall und die Spottdrossel so verschiedene Töne vor andern Vögeln von sich geben können. Die Beweglichkeit der Lippen, der Zunge, und der Bau des Gaumengewölbes scheinen besonders zur Sprache beizutragen, so wie auch die geschlossene Zahnreihe vorzüglich der Vorderzähne, denn man findet daß Fehler des Gaumens und der Zunge die meisten Sprachfehler begründen, aber auch fehlende Vorderzähne Veränderung der Aussprache hervorbringen. Allerdings müssen auch die Muskeln des Kehlkopfes und die Einrichtung der Stimmritze ganz besonders zur Modulation der Stimme dienen, aber noch Niemand hat im Bau des Kehlkopfs einer ausgezeichneten Sängerin einen wichtig erscheinenden anatomischen Unterschied gegen weniger begünstigte Kehlen gefunden. Die Veränderung der Stimme, welche das Alter hervorbringt, finden wir auch bei Thieren, sie entsteht durch die größere oder geringere Straffheit und Biegsamkeit der Muskeln, welche nach dem Alter sich ändern. Je biegsamer diese sind, desto höhere Töne können hervorgebracht werden, desto mehr steigt und fällt der Kehlkopf, und um so mehr kann sich die Stimmritze verändern. Uebung dieser Muskeln bringt ebenso eine mechanische Fertigkeit in diesen Bewegungen hervor, wie jede Muskularübung Fertigkeit in mechanischen Handlungen der Menschen und Thiere hervorbringt. Alle Völker der Erde haben eine Sprache, so verschieden, einfacher oder zusammengesetzter, sie auch seyn mag, und jede Sprache hat etwas eigenes, welches nur durch Uebung in der Jugend ganz genau erlernt werden kann. Diese Menge und Verschiedenheit der Sprachen macht es um so schwerer, die Menschen nach Rassen und Abstammung zu unterscheiden, obschon sie die Erkennung gewisser Hauptstämme erleichtert.

Wir haben schon im Allgemeinen von der Zahl und dem Bau der Zähne des Menschen gesprochen. Diese deuten, wie bei den Thieren, auf die Nahrung. Wie bei den übrigen Säugethieren, so wechselt auch beim Menschen ihre Zahl und Gestalt nach dem Alter; die 20 Zähne, welche beim Kinde nach dem ersten Jahre hervorgebrochen sind, fallen im siebenden und achten Jahre aus, und werden durch 32 neue ersetzt, von welchen die hintersten Paare oft erst im achtzehnten, zwanzigsten, ja noch später erscheinen, und daher Weisheitszähne genannt werden. Sie finden sich bei allen Völkern gleich, doch ist ihre Gestalt und Stellung etwas verschieden. Bei den Tartaren sind die Kiefer vorragender, die Zähne lang und weniger an einander geschlossen; bei den egyptischen Mumienschädeln dagegen bilden die Zähne eine dichte Reihe, und nur die untern Schneid- und Eckzähne sind schräge nach vorn herunter abgeschliffen, am meisten das mittlere Paar der Schneidezähne, welche deßhalb auch kürzere Kronen haben. Bei den Negern sind die Zähne vorzüglich breit und stark; bei den Amerikanern laufen die Vorderzähne wie Meisel in eine scharfe Schneide, völlig entgegengesetzt wie bei den Mumienschädeln. Man sieht daher, daß in der alten und neuen Zeit und bei sehr verschiedenen Nationen kein bedeutender Unterschied im Gebisse herrscht. Das menschliche Gebiß ähnelt sehr dem der Affen, nur mit Ausnahme der Eckzähne, welche bei diesen Thieren schon viel größer sind, ja oft eine außerordentliche Entwicklung im Alter erhalten. Da nun die Affen im Allgemeinen hauptsächlich von Pflanzen sich ernähren, (fast alle fressen zwar auch Insecten, und einige amerikanische sogar kleine Vögel), so läßt sich schließen, daß die Hauptnahrung, auf welche der Mensch angewiesen worden ist, Pflanzennahrung seyn sollte; denn rohes Fleisch kann er nur mit Mühe zertheilen, da nur seine Vorderzähne zum Zerschneiden, die flachen, höckerigen Backenzähne aber bloß zum Zerreiben eingerichtet sind. Der Magen ist ebenfalls fast ganz, wie bei den Affen; der Darmkanal hält in seiner Länge das Mittel zwischen Fleisch und Pflanzen genießenden Thieren. Die letztern haben einen längern Darmkanal, weil die Pflanze längerer Umwandlung bedarf, um aufgelöst zu werden, daher auch länger im Darmkanal weilen muß. Er ist sechs bis siebenmal so lang als der Körper, ebenfalls wie bei den Affen. Bei den Fleischfressern ist er nur zwei bis fünfmal, bei den Wiederkauern dagegen fünfzehn bis zwanzigmal länger. Der Mensch kann aber durch seinen Verstand geleitet und durch Hülfe des Feuers und der Kochkunst eine große Menge von Speisen aus beiden organischen Reichen bereiten, dabei gesund bleiben und ernährt werden. Die Wiege des Menschengeschlechts war wohl in einer warmen aber sehr gemäßigten Zone, und es ist fast keinem Zweifel unterworfen, daß die ersten Menschen sich lange Zeit von Pflanzenkost ernährten, so lange bis sie sich Hausthiere zugesellt hatten, von deren Milch sie die erste thierische Nahrung erhielten, oder die Eier der Vögel genossen, bis sie das Feuer erfanden, und endlich anfangs vielleicht bloß die Hausthiere, dann aber auch, als sie bessere Waffen und Fangwerkzeuge erfanden, das Fleisch der wilden Thiere bereiteten und genossen. Kein einziges noch so rohes Volk genießt für gewöhnlich rohes Fleisch, denn wenn dieß auch geschieht, so geschieht es bloß etwa bei gewissen Anlässen oder Ceremonien. Seitdem also der Mensch das Feuer kennt, ist er ein wahrer Allesgenießer geworden, doch kann er nur Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreich verdauen, aus dem Mineralreich genießt er nur das Salz als Würze, Speise ist es nicht. Wohl gibt es Völker, welche einen sonderbaren Appetit nach gewissen Erdarten haben und davon große Stücke verschlingen, aber Nahrung ist eine solche Erde nicht. Die Otomaken, ein südamerikanisches Volk, am Rio Negro, essen einen fetten, milden Letten, wahren Töpferthon von gelblichgrauer Farbe; sie sammeln in ihren Hütten große Vorräthe davon, und diese Erde macht während der Regenzeit fast ihre Hauptnahrung aus, doch essen sie daneben Eidexen, Fische und Farrenkrautwurzeln. Selbst in der trockenen Jahreszeit, wo sie Nahrung im Ueberfluß haben, sind sie nach Letten lüstern und verzehren täglich etwas davon. Sie haben unangenehme tartarische Gesichtszüge, sind fett, aber nicht dickbauchig. Sie scheinen durch diese Nahrung nicht zu leiden, und fühlen sich durch den Genuß auf lange Zeit gesättigt. In allen Tropenländern, sagt Humboldt, haben die Menschen eine wunderbare, fast unwiderstehliche Begierde, Erde zu verzehren, und zwar fetten, stark riechenden Letten. Kinder muß man oft einsperren, damit sie nach frisch gefallenem Regen nicht in's Freie laufen und Erde essen. Die indianischen Weiber, welche am Magdalenenstrome Töpferarbeit verrichten, fahren während der Arbeit oft mit großen Portionen Letten zum Munde. Außer den Otomaken erkranken alle andern Individuen, wenn sie diesem sonderbaren Genusse folgen, und Humboldt sah ein Erde genießendes Kind zum Scelet abgemagert. In Guinea essen die Neger eine gelbliche Erde, welche sie Carunk nennen, und die Negersklaven in Westindien suchen diese Erde sich da zu verschaffen, wodurch sie aber krank werden. Auf Java sah Labillardiere in den Dörfern Kuchen von röthlichem Letten verkaufen, und die Einwohner von Neu-Caledonien essen faustgroße Stücke zerreiblichen Speckstein, um ihren Hunger zu stillen. In Popayan und in mehrern Theilen von Peru wird Kalkerde als Eßwaare für die Indianer auf dem Markte verkauft und mit Coccablättern (Erothroxylon peruvianum) vermischt gegessen.

Der Mensch ist nach allem angeführten dazu bestimmt, von verschiedener Kost zu leben, und es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß einziger Genuß einer und derselben Speise, auch wenn sie an und für sich noch so gesund wäre, der Gesundheit nicht zusagt; daher schon die heilige Schrift sich ausspricht, der Mensch lebe nicht vom Brod allein. Kein einziges Volk der Erde lebt nur von einer Art Nahrungsmittel. Nicht umsonst hat uns die Natur an der Zunge einen Geschmackssinn gegeben, nach welchem wir eine unendliche Menge von eßbaren Substanzen angenehm finden, es ladet uns der Geschmackssinn dazu ein, sehr vieles zu genießen. Von der frühesten Jugend an aber wird der Geschmackssinn nach der Gewohnheit des Landes gebildet, und bei dem einen Volke wird etwas für schmackhaft und vortrefflich gehalten, wovon andern ekelt. Die Chinesen verspeisen Regenwürmer und Vogelnester; die Perser würzen ihre Speisen mit stinkendem Asand; nordwest-amerikanische Völker essen alles ungesalzen; die Eskimaux und andere Völker am Eismeer lieben den Thran, und die Weiber schlürfen mit eben der Lust eine Tasse voll Wallfischfett, wie unsere Damen ihren Kaffee oder Thee; wenn man diesen Damen Saifen zum Waschen gab, so aßen sie dieselbe mit gro-

ßem Appetit und ebenso Talglichter; ihre Kinder saugen an einem Stück Wallfischspeck, wie die unsrigen an einem Stück Zuckerpapier; die Südamerikaner backen sich Ameisenkuchen und essen Käferlarven; die Buschmänner in Afrika genießen Heuschrecken, und sammeln sorgfältig den Inhalt der Gedärme geschlachteter Thiere; die Südamerikaner und Neu-Holländer essen Eidechsen und Schlangen, und die alten Römer aßen Cicaden und Cossusraupen; die Lappen berauschen sich in dem Urin ihrer Rennthiere, wenn diese den betäubenden Fliegenschwamm gefressen haben; die Südseeinsulaner machten sich ein Getränk, wozu sie einige Ingredienzien erst kauten und mit Speichel vermischten. Viele Völker haben den abscheulichen Gebrauch der Menschenfresserei, der noch jetzt besonders auf den Südseeinseln, in Neu-Holland und unter den amerikanischen Botucuden, vielleicht auch in Afrika herrscht. Selbst auf die Menge der Speisen wirkt die Gewohnheit und das Clima sehr viel. Die Spanier gehören zu den nüchternsten Völkern Europa's, und doch als sie Südamerika eroberten, hielt man sie da für furchtbare Fresser; die Araber nehmen mit einigen Datteln oder etwas Gummi vorlieb, und können damit ganze Wochen durch leben, während die Tunguſen unbegreifliche Quantitäten von Fettigkeiten, sogar Talg, verschlucken.

Einige Völker essen auf einmal ungeheuer viel, daß sie im eigentlichen Sinne fast zerplatzen, und könn n dann wieder ganze Tage lang hungern, wobei sie den Bauch einschnüren. So die Buschmänner in Afrika, wenn sie ein Thier schlachten, wird es sogleich rein aufgezehrt und nichts auf den folgenden Tag behalten, so daß sie sich oft niederlegen müssen und furchtbar ausgedehnte Bäuche bekommen; haben sie wieder verdaut, so geht die Fresserei von Neuem an, bis eine ganze Heerde Schafe aufgezehrt ist; nie behalten sie eine Heerde länger als bis sie Zeit gehabt haben sie aufzufressen; deßwegen stehlen sie den europäischen Colonisten oder den Kaffern ihre Heerden. Wenn solche Fressereien viele Tage gedauert haben, so nehmen sie dann wieder lange Zeit mit einigen Heuschrecken vorlieb, bis ihnen die Jagd oder der Diebstahl wieder eine reiche Fresserei verschafft. Auch die Neu-Holländer sorgen nicht auf den folgenden Tag und fressen sich oft so voll, daß sie nicht mehr gehen können, hungern dann aber oft wieder viele Tage lang; viele kommen auch wohl oft vor Hunger um, wenn Jagd und Fischerei unglücklich ausfallen.

Dieß ist der gepriesene Zustand des Naturmenschen, dieß war wahrscheinlich auch der glückliche Zustand der ersten Menschen, und ein goldenes Zeitalter konnte nur in einem Lande statt haben, wo der üppige Boden ohne Arbeit alles hervorbringt, was der Mensch zur Nahrung bedarf, wo eine immer gleiche Wärme die Kleider entbehrlich machte; so muß es im Paradiese gewesen seyn. Aber, wie es scheint, jener Stand der Natur, wo der Mensch kein Eigenthum ansprechen kann, wo er keinem Führer gehorchte, keine ehlichen Verbindungen einging, sondern immer nur blind seinen Trieben folgte, und in süßem Nichtsthun sein Leben hinbringen konnte, dauerte nicht lange, und bald fing Zank und Streit an, denn der Müssiggang ist die Wurzel alles Bösen, daher wurde er aus dem Paradiese vertrieben; der Gelust nach den goldenen Aepfeln brachte den Sündenfall; die Erde gab nicht mehr unbearbeitet Früchte genug hervor, der Winter kam, mit ihm das Bedürfniß zur Kleidung, somit Bedürfnisse verschiedener Art, diese mußten befriedigt werden, dazu erforderte es Nachdenken, Mühe, Arbeit; aber damit auch machte die Civilisation Fortschritte; das gesellschaftliche Leben, ein Hauptzweck des Menschen, bildete sich, und der Stand der Natur wurde ohne Reue verlassen. Dieser Zustand der Natur ist daher nicht der natürliche des Menschen, sein Verstand lehrt ihn, sich fortzubilden, gesellig zu seyn, und es nicht bloß dem Zufall zu überlassen, ihm seine Bedürfnisse zu verschaffen, sondern selbst thätig zu seyn. Die Vertheilung des Menschen in den verschiedenen Climaten zwang sie zur Thätigkeit, und je kälter das Land, desto thätiger muß der Mensch seyn. Der einzelne Mensch ist zu schwach diese Bedürfnisse sich zu erwerben, das kindliche Alter ist zu lange daurend, und schon die lange Zeit, in welcher das Kind ohne Hülfe seiner Mutter nicht leben kann, zeigt, daß gesellige Bande in der Natur des Menschen begründet sind, welche das Thier im allgemeinen gar nicht bedarf. Gerade jene Schwäche, jene Hülflosigkeit des Kindes, welche man oft der Natur als Fehler anrechnete, haben die gegenseitige Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern zur glücklichen Folge; die übrigen Thiere, deren Junge schnell sich selbst helfen können, trennen sich bald von ihren Eltern gänzlich und alle Bande zerreißen damit, sie kennen sich gar nicht mehr und begegnen sich selbst feindlich.

Nicht umsonst hat die Natur in den heißen Climaten eine so große Menge saftiger Früchte hervorgebracht, sie bieten dem Menschen eine angenehme und dem Clima angemessene Nahrung, wenn sie auch nicht so nahrhaft sind als Fleischspeisen; die Wärme scheint selbst gewissermaßen zu ernähren, daher ißt man in den kalten Climaten viel mehr als in den warmen, und in den warmen Sommertagen ist unser Appetit geringer als im Winter, ganze Völker und Sekten leben von Pflanzenkost allein und verabscheuen jene thierische Nahrung, wie die Bramanen und leben dabei so lange, sind auch so gesund wie andere, haben aber eine gewisse Sanftheit des Charakters, welche man bei den fast ausschließend von Fleisch sich nährenden Völkern nicht antrifft; sie leben mit allen Thieren im Frieden und tödten nie ein solches, auch wenn es ihnen Schaden thut, verjagen nicht einmal die unverschämten Affen, welche in ihre Häuser kommen und ihnen im eigentlichsten Sinne den Bissen von dem Mund wegnehmen. Sie besitzen aber auch wenig Muth und Beharrlichkeit und sind wenig leidenschaftlich. So lebten wahrscheinlich die ersten Menschen in jenem Zeitalter, welches man das goldene nannte, aber ihre Verbreitung über weniger warme Erdstriche und der natürliche Geschmackſinn für animalische Speisen lehrte sie bald von ihrer Vernunft Gebrauch machen, das Sinnliche überwog und der Friede wurde gestört, wahrscheinlich schon darum, daß durch die sich mehrende Zahl der Thiere die Früchte von welchen der Mensch lebte verminderten, und diesen folglich für seine eigene Erhaltung zwang gegen sie feindlich zu verfahren. Ohnehin mußten wohl die großen Raubthiere, welche gerade in jenen Gegenden lebten, wo die ersten Menschen sich aufhielten, Löwen und Tiger, den Krieg zuerst ankündigen und den Menschen zwingen, auf Waffen zu denken, mit welchen er sich vor ihnen mehr sichern konnte, und so mußte thierische Nahrung bald allgemein unter den Menschen eingeführt werden. Die Menschen vermehrten sich, sie zogen nach Süden und Norden; in den kälteren und ganz kalten Climaten, wohin sie vielleicht erst nach Verlauf von Jahrtausenden kamen, bot ihnen der Boden wenig oder nichts, während der Appetit sich vermehrte, und so wurden unter diesen Stämmen Fleischnahrung allgemein. Je heißer ein Land, je wärmer das Clima überhaupt ist, um desto mehr Pflanzennahrung ist zuträglich, dennoch muß der aus kältern Ländern kommende sich nur nach und nach daran gewöhnen, jene saftigen und kühlenden Obstarten zu genießen. Je kälter dagegen das Clima ist, desto nahrhafter muß die Kost seyn, desto mehr an Fleischnahrung ist der Mensch gebunden, und desto zuträglicher ist sie für seinen Körper. Die Gesetze von Moses und Mohamed, welche das Essen des Schweinefleisches, des nahrhaftesten von allen, den Bekennern ihrer Lehren verbieten, sind sehr weise auf die Climate berechnet, welche diese Völker damals bewohnten und zum Theil noch bewohnen, verlieren aber ihre Zweckmäßigkeit in kältern Climaten. Wenn der an Fleischnahrung gewohnte Mensch seine Begierde darnach nicht mäßigt, wenn er in ein sehr warmes Clima kommt, so strafen ihn sehr häufig tödtliche Krankheiten von dieser Abweichung von den Gesetzen der Natur. So wie man das Clima verändert, muß man auch seinem Einfluß gemäß leben, wenn man gesund bleiben will. Aber eben diese Gabe, sich in jede Lage finden zu können und sich nach den Umständen zu richten, ist ein großer Vorzug des Menschen.

Die Menschen in allen Theilen der Erde, die Polargegenden ausgenommen, ziehen gegenwärtig ihre gewöhnlichste und tägliche Nahrung hauptsächlich aus den mehligen Früchten der Gräser, welche nach den Climaten verschieden sind. Wir sagen gegenwärtig, denn es ist eine höchst auffallende Erscheinung, daß den amerikanischen Völkern der Genuß der Grasfrüchte und der Milch völlig unbekannt war, während die sogenannte alte Welt fast in jedem Lande Nationen darbietet, welche diese anbauen und milchgebende Thiere pflegen. Die Cultur wahrer Grasfrüchte charakterisirt gleichsam beide Welttheile. In Amerika wird vom 45 Grade nördlicher bis zum 42 Grade südlicher Breite nur der Mais oder das Türkenkorn angebaut, im alten Continente entdecken wir aber überall, seit den frühesten Zeiten, zu welchen die Geschichte hinaufreicht, die Früchte der Ceres, des Waizens, der Gerste, des Roggens und Hafers. Der Waizen soll in Sizilien wild wachsen. Der berühmte Botaniker Sprengel hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß der größere Theil unserer europäischen Getreidearten in Nord-Persien und Indien ursprünglich wild wachse, nämlich Sommerwaizen im Lande der Musikaner, einer Provinz von Nord-Indien; der Spelt (unser Korn) wächst wild bei Hamadan. Die Getreideart, welche am frühesten gebaut wurde, scheint die Gerste zu seyn, diese wächst, nach Plinius, wild an den Ufern der Kur oder Araxes und im Osten von Georgien, in der großen Bucharei

und in Tibet. Diodor sagt, die Atlanter hätten die Früchte des Ceres nicht gekannt, indem sie früher sich von dem übrigen Menschengeschlecht getrennt hätten, als jene Früchte den Sterblichen bekannt waren. Ein Negersklave des Eroberers Cortez war der erste der in Neu-Spanien Waizen baute, indem er drei Körner davon unter dem Reisvorrath, den man mitgebracht, fand. In Quito säete ein Franziskaner-Mönch den ersten Waizen, und das erste Korn wurde von einem andern Franziskanerkloster am Fuße des Pichincha gebaut. Diese Menschen waren also große Wohlthäter Amerika's, welches aber uns dagegen die ebenso schätzbaren Kartoffeln von Peru durch Franz Drake zusandte.

Diese Angaben sind für die Völker und Länderkunde von großer Wichtigkeit, indem sie zu beweisen schienen, daß Amerika nicht von der alten Welt her bevölkert wurde, wenigstens gewiß nicht von den Phöniziern, wie einige wähnten, indem diese wohl den Getreidebau mitgebracht hätten. Auf der andern Seite aber leitet diese Abkunft der Getreidearten dahin, daß die europäische Bevölkerung aus Asien stamme. Auch viele unserer übrigen Culturpflanzen sollen aus Asien herkommen, so wächst die Weinrebe wild in Armenien und Georgien; die Bohnen stammen aus Indien; der Kirschbaum, der Birnbaum, die Aprikosen, Pfirschen, Granatäpfel, Citronen, Oliven, Maulbeere, Baumnüsse, Mandeln und Kastanien sollen aus Asien herkommen. Dagegen soll der Mais oder das Türkenkorn aus Mexiko zu uns gekommen seyn.

Der Reis macht die Hauptnahrung der Asiaten und Italiener aus, und diese einzige Pflanze nährt vielleicht mehr Menschen als keine andere. Jenseits des Aequators gedeihen unsere Getreidearten nicht mehr, wohl aber die verschiedenen Arten der Hirsen, des Holkus und Dura. Der Reis ist auch nach Amerika übergetragen worden und gedeiht im wärmern Theil der vereinigten Staaten, in welchen der Mais in sehr großer Menge gebaut wird. Die Hauptnahrungsfrüchte der warmen Zonen sind, neben den angeführten, die Kürbisarten und Melonen, die Feigen, Datteln und sehr viele Palmfrüchte, die Paradiesfeigen oder die Früchte der Musen, das Mark der Sagupalme und der zarte Wipfel der Kohlpalme, die Coccosfrüchte, die Früchte des Brodbaumes, die Früchte des Lotus; die Früchte der Fackeldisteln in Südamerika; die Akajuäpfel, die Wurzeln der Bataten, Cassaven, Ignamen, Kartoffeln in Amerika; das Mehl der pfeilblättrigen Aronswurzeln. In Europa die Kohlarten, die Pastinaken, Möhren, weißen Rüben und Kartoffeln, die Kastanien. Ueberhaupt liefern die Palmarten der warmen, die Gräser der gemäßigten Climaten die meiste Nahrung. Neu-Holland bringt sehr wenig Pflanzen hervor, welche zur Nahrung dienen, und es ist hauptsächlich die Wurzel eines Farrenkrautes von welchen die Ureinwohner sich nähren. Alle europäischen Getreidearten und andere nützliche Pflanzen gedeihen dort vortrefflich und sind dahin gebracht worden.

Die Nahrung aus dem Thierreich bezieht sich fast auf alle Klassen von Thieren. Unter den Säugethieren geben die zahlreichen Arten der Wiederkauer das beste und angenehmste Fleisch und werden von allen Völkern der Erde gegessen, wenn sie Fleisch genießen. Sie sind sowohl wild als zahm über die ganze Erde zahlreich verbreitet. Schon im hohen Norden lebt das Rennthier dessen Fleisch und Milch benutzt wird. Mit ihm lebt in Amerika der Moschusochse fast unter denselben Breiten; das Elennthier und der Hirsch gehen weit nach Norden. Nordamerika hatte den Bison einst in großer Menge, und er soll sogar des Fleisches und Leders wegen einst ein Gegenstand der Viehzucht gewesen seyn, aber die Amerikaner tranken nur sein Blut, nicht seine Milch; Amerika, Asien und Afrika haben eine Menge Antilopen und wilde Schafe, welche den Bewohnern der Wüstegränzen zur Nahrung dienen und Leder liefern. Die Zucht des Rindviehes, der Schafe und Ziegen, ist fast über alle Länder der Erde verbreitet, so vielfache Veränderungen die Rassen im Laufe der Zeiten und durch den Einfluß der Climate erlitten haben. Indien hat noch wilde Ochsen, zahlreiche Heerden verwilderter Stiere und Kühe beweiden die unermeßlichen Ebenen Südamerika's, die Llanos und Pampas; auch in Neu-Holland, wo das Rindvieh so wenig wie in Amerika zu Hause war, haben sich Ochsen und Schafe sehr vervielfältigt. Den Alpenbewohnern der europäischen Centralalpen dienen Gemse und Steinbock, obschon der letzte hier seiner nahen Ausrottung entgegen sieht; das Lama bewohnt die hohen Cordilleren des Anden in Südamerika, und das nützliche Kameel Afrikas und Asiens Ebenen. Der Riesenhirsch ist ausgestorben und der wilde Auerochse dem Untergang nahe. Aber allenthalben findet der Mensch an diesen zahlreichen Thieren Nahrung und Kleidung, Milch und Butter, Leder und Wolle, selbst schätzbare Arzneien, wie beim asiatischen Bisamthier.

Alle Pflanzen fressenden Thiere überhaupt haben ein gutes und treffliches Fleisch, nur ist es bei einigen zu hart, wie beim Elephanten, Nashorn und Flußpferd. Das Pferd, das Zebra und der Esel, sind gar wohl eßbar; das alles fressende Schwein ist ebenfalls weit über die Erde verbreitet und gibt ein vortreffliches Fleisch. Viele Nagethiere haben gutes und gesundes Fleisch, wie Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Biber und Siebenschläfer. Die neu-holländischen Kenguruhs und Phalanger werden dort gerne gegessen. Die Brasilianer essen selbst die Affen sehr häufig, und der Tapir ist sehr beliebt. Nur wenige Völker essen Raubthiere, doch werden Bär und Dachs selbst in Europa genossen. Der Hund auf den Südseeinseln, und eine Hunderasse soll sogar in Südamerika gänzlich aufgespeist worden seyn. Die nordischen Völker, weniger ekel als die Völker denen eine üppige Natur viele Auswahl darbietet, essen den Wallfisch, das Wallroß und die zahlreichen Arten der Seehunde, und selbst ihr Fett und Thran.

Weit weniger wichtig sind die Vögel als Nahrung im Allgemeinen. Die Raubvögel genießt kein Volk, ihr hartes und übelriechendes Fleisch hebt jeden Appetit auf, dagegen sind die Hühner und Taubenarten sehr wichtig und zahlreich in allen Theilen der Erde; nur innert den Polarkreisen fehlen sie. Die Hühnerarten besonders sind als Hausthiere eben so sehr durch ihre Eier als durch ihr Fleisch nützlich, und das aus Asien stammende Haushuhn ist auch nach Amerika verpflanzt worden, welches uns dagegen den Puter oder welschen Hahn gegeben. Selbst der hohe Norden erzeugt Millionen von Schneehühnern, welche eine gute Nahrung geben. Höchst wichtig ist die ungeheure, fast unglaubliche, Menge der Wasser- und Sumpfvögel, welche im Norden brüten und deren Fleisch dem wenig ekeln Nordländer, wenn es auch etwas nach Thran riecht, doch eine erwünschte Winternahrung gibt. Mehr noch werden die Eier der Sturmvögel, Enten, Alken, Meven, Seeschwalben aufgesucht, deren unermeßliche Schaaren jede Klippe und jedes Ufer bedecken, und gesunde Nahrung oft auf mehrere Monate den armen Einwohnern geben. Der Strauß wird von einigen Völkern Afrika's und der Casuar in Indien und Neu-Holland besonders jung gegessen. Wenig bedeutend als Nahrungsmittel sind die kleinen Vögel, Drosseln, Finken, Sänger, und sind nur für Feinschmecker. Auch die Papageien werden in Amerika gegessen.

Die Amphibien oder Reptilien haben ein viel Gallerte enthaltendes und nahrhaftes Fleisch; daher dienen manche von ihnen zur Speise, und sind selbst wichtige Nahrungsmittel, besonders die Schildkröten und ihre Eier. In Südamerika ziehen ganze Völkerschaften nach dem Amazonenstrom und Orinoko, um Millionen von Schildkröteneiern zu sammeln, welche ein gutes Nahrungsmittel und ein vortreffliches Oel geben; Frösche und selbst die Kröten sind eßbar, erstere werden besonders geschätzt, und die Eidechsen sind eine sehr beliebte Speise der Südamerikaner und Neu-Holländer, besonders werden die Leguanen sehr geschätzt. Selbst die Schlangen, giftige und ungiftige, werden von mehreren Völkern gegessen, da ihr Fleisch angenehm ist, und das Gift innerlich unschädlich ist, wenn es auch schon zufällig genossen wurde.

Für alle Küsten bewohnende Völker sind die Fische eine Hauptnahrung und ihr Fang daher eine Hauptbeschäftigung. Indeß ist das Fleisch der Fische bei weitem nicht so nahrhaft als das anderer Thiere der angeführten Klassen, daher die katholische Kirche sie auch während der sogenannten Fastenzeit zu essen erlaubt. Man bemerkt auch, besonders bei den nördlichen Küstenbewohnern, welche sehr viele Meerfische genießen, sehr fatale Krankheiten, eine Art von Aussatz, welche man dem unmäßigen Genusse derselben zuschreibt. Einige Fische sind sogar zu gewissen Zeiten giftig, oder verursachen Laxiren. Die sehr großen, wie die Haifische, haben ein sehr zähes und übelriechendes Fleisch, und werden nur von den Nordländern gegessen. Auch die Krebse werden sehr häufig genossen, ihr Fleisch ist aber schwer verdaulich, und verursacht bei manchen Personen Hautausschläge.

Von Weichthieren werden die Landschnecken und viele Seemuschelthiere gegessen; sie haben ungemein viele Gallerte, und sind daher nahrhaft, wenn sie gut zubereitet werden, sonst verdaut der Magen sie schwer. Die Chineser essen besonders gerne eine Holothurie, den Trepang.

Von Insecten und Würmern werden wenige gegessen, doch verspiesen schon die Römer Cicaden und Cossuslarven, was die letzten eigentlich waren, weiß man nicht. Die Heuschrecken aß schon Johannes in der

Wüſte, und die Buſchmänner in Afrika lieben ſie ſehr; die Braſilianer und die Californier eſſen verſchiedene Arten von Raupen und Käferlarven, auch wohl einige Arten Ameiſen, und die Bewohner der Fuchsinſeln, die Neger, ja ſelbſt einige Europäer, finden, wie die Affen, einen ſonderbaren Geſchmack an den Kopfläuſen. Faſt nur von Fleiſch lebende Nationen, denen der Boden höchſtens einige Beeren und Zwiebeln gibt, ſind beſonders die Völker am Eismeer, die Grönländer, Isländer, Samojeden, Wogulen, Oſtiaken, Eskimaux, Tſchuckſchen, Lappen und die Bewohner der Nordweſtküſte von Amerika; auch die Neu-Holländer, werden dazu durch Mangel an eßbaren Pflanzen genöthigt. Die Bewohner der tropiſchen Länder genießen dagegen viel mehr Pflanzen, und die Bewohner der gemäßigten Gegenden gemiſchte Nahrung.

Es gehört zu den merkwürdigen Eigenſchaften des Menſchen, daß faſt unter allen Völkern eine vorherrſchende Neigung da iſt, ſich geiſtiger Getränke zu bedienen, um ſich zu berauſchen; nur wenige trinken bloßes Quellwaſſer, um ihren Durſt zu löſchen. Schon Vater Noa trank ſich ein Räuſchchen, und dieſe Schwäche iſt auf ſeine Nachkommen übergegangen. Indeß findet man dieſen Hang doch weit häufiger bei den Völkern welche die kältern Zonen bewohnen. Die Lappen und andere Bewohner der Küſten des Eismeeres berauſchen ſich mit dem giftigen Fliegenſchwamm, da ihnen die Natur nichts anders darbietet, woraus ſie gegorne Getränke bereiten können, und trinken ſogar den Urin der Rennthiere, wenn dieſe den Schwamm gefreſſen haben, da dieſer berauſchende Eigenſchaften angenommen hat. Die Kalmücken und Kirgiſen wiſſen ſich Branntwein aus gegorner Milch ihrer Stuten zu bereiten. Die alten Deutſchen berauſchten ſich mit Meth und Bier, und die neuen mit Wein und Branntwein. Dieſen aus den verſchiedenſten Vegetabilien, Waizen, Kartoffeln, Obſt und Beeren bereitet, brauchen beſonders die Norddeutſchen und Ruſſen. Die Muhamedaner und Malajen ſind Opiumfreſſer und berauſchen ſich mit dieſem, den Körper und die Geiſteskräfte ſchnell zerſtörenden, Gifte, die Indier mit Palmwein, die Chineſer mit Reisbier, die Amerikaner mit Maisbier. Die nordamerikaniſchen Ureinwohner geben oft alles hin, um ſich an ſtarkem Waſſer berauſchen zu können. Ein ſolcher ließ ſich für vier Gläſer Branntwein viermal von einer Klapperſchlange beißen, unterlag aber ihrem Gifte beim viertem Biß, den er in die Zunge machen ließ. Der Mißbrauch dieſer Getränke iſt eine Haupturſache, daß die Zahl dieſer Ureinwohner ſich ſo ſehr vermindert und ſchon viele Stämme ausgeſtorben ſind. Geiſtige Getränke ſind weniger Bedürfniß für die Bewohner der wärmern Climate, welche mehr warme Getränke lieben, wie die Chineſer und die öſtlichen Ruſſen den Thee, die Südamerikaner den aus dem Paraguaykraut bereiteten Thee, die Orientalen den Kaffe. Selbſt die dem Naturzuſtande ſo treu gebliebenen Neu-Holländer beſaufen ſich im Branntwein, ſo oft ſie dazu gelangen können.

Die Muskelkräfte des Menſchen ſtehen denen der Thiere ſehr nach; er kann weder ſo ſchnell laufen als die meiſten Thiere, noch ſo ſchwere Laſten ziehen und heben als viele von ihnen. Durch Uebung und bei kräftiger Körper-Conſtitution kann indeß auch der Menſch hierin es weit bringen, und es iſt oft außerordentlich, wie ſchwer ein Laſttrager ohne große Mühe trägt. Bekannt iſt, daß Auguſt, König von Polen, einſt bei einem Schmied, der ſein Pferd beſchlagen ſollte, mehrere Hufeiſen zerbrach, der Schmied aber, eben ſo ſtark, den Thaler zerbrach, den Auguſt ihm geben wollte. Uebung in gewiſſen Bewegungen macht die Muskeln einzelner Theile ſtark. Man denkt ſich meiſt unter einem Wilden einen ungeheuer ſtarken Mann, und ſtellt ſich die wilden Völker, als im Stande der Natur lebend, immer auch als furchtbar ſtark vor, allein dieſe Vorſtellung iſt im ganzen ſehr irrig. Die arbeitenden Klaſſen unter den civiliſirten Völkern ſind meiſt bedeutend ſtärker in ihren Armmuskeln, als dieſe ſogenannten Wilden. Neuere Seefahrer haben, um dieß zu erproben, eigene Maſchinen mitgenommen, nach welchen ſie die Stärke einzelner meſſen konnten, z. B. wer einen Bogen von gewiſſer Dicke aufs ſtärkſte ſpannen kann, wobei durch Zahlen die Grade angezeigt ſind, wird als der Stärkere angeſehen. Nun konnten die franzöſiſchen und engliſchen Matroſen dieſen Bogen viel ſtärker ſpannen, als die Südſee-Inſulaner oder die Neu-Seeländer, und wenn ſie mit dieſen rangen, ſo blieben ſie meiſt Sieger; kam es aber darauf an, einen weiten Marſch zu machen, ſo wurden die Europäer viel früher müde, als die Wilden. Dieſe Stärke iſt alſo nur relativ für einzelne Organe; nur Arbeit macht ſtark, Müſſiggang ſchwächt die Muskeln, oder läßt ſie ſchwach. Viel ſchwächer iſt im Allgemeinen das weibliche Geſchlecht, weil ſeine Muskeln überhaupt zarter ſind; man findet dieß faſt bei allen Säugethieren eben ſo. Es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß die erſten Menſchen viel größer und ſtärker waren, als wir heut zu Tage ſind. Einzelne Ausnahmen ſind keine Regeln: es gab zu allen Zeiten einzelne Herkules, Samſons, Milons; es gab und gibt Völker, welche einen ausgezeichnet ſtärkern Körperbau und ſtärkere Muskeln haben, als andere, aber der Unterſchied iſt im Ganzen nicht ſo bedeutend, als man ſich denkt. Völker, welche in einem kältern Clima wohnen, ihren Lebensunterhalt durch Händearbeit ſuchen müſſen, ſind immer ſtärker als ſolche in warmen Climaten, denen die Natur faſt alles ohne Mühe gibt, und wo die Wärme die Arbeiten, bei welchen viele Muskelkraft nöthig iſt und anhaltend geübt werden ſollte, ihnen erſpart. Die Helden Homers, Achilleus, Diomedes, Odyſſeus und Ajax waren vielleicht weniger ſtark als geübt in den Künſten des Krieges; ſie waren nicht ſtärker als unſere Vorfahren, welche in den Schlachten von Murten, Sempach, St. Jakob, bei Marignano und Novara eben ſo muthig kämpften und dreinſchlugen, aber auch ſie erhielten ihre nicht übermenſchliche Stärke nur durch Uebung; unſere Laſttrager, Schmiede, Packknechte, die Appenzeller Steinſtoßer, die Schwinger unter den Sennen, die Boxer in England, ſind noch eben ſo ſtark, weil ſie ſich immer fortüben. Wenn es aber um anhaltende Arbeit zu thun iſt, ſo wird es unſer viel kleiner und ſchwächer ſcheinende Landmann dem ſtarken Berneroberländer nicht nur gleich thun, ſondern ihn leicht übertreffen. Der ganze Unterſchied zwiſchen früher und jetzt mag der ſeyn, daß es ehmals mehr ſolche ſtarke Leute gegeben hat als jetzt, weil weniger ſich mit Arbeiten abgeben, welche die Muskelkräfte erhöhen. Das Reſultat des Ganzen aber iſt, daß die civiliſirten Völker den uncivilisirten, ſogenannten wilden Naturkindern, in körperlichen Kräften nicht nachſtehen, daß die übrigen Säugethiere verhältnißmäßig ſtärker ſind, daß aber dieſe angeborne Schwäche den Menſchen gerade dazu gezwungen hat, ſeine Vernunft und ſeine Verſtandeskräfte zu entwickeln, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, die ſchwerſten Laſten, deren Hebung jeder Muskelkraft unmöglich geweſen wäre, leicht zu bewegen und oft mit den einfachſten Maſchinen fortzuſchaffen. Statt der natürlichen Waffen, welche dem Menſchen ebenfalls verſagt ſind, hat er ſich künſtliche erfunden, welche ihn vor den furchtbarſten Thieren ſchützen und eine Ueberlegenheit begründen, welche weder Muskelkräfte, noch Zähne, oder Klauen hervorgebracht hätte. Die Nacktheit ſeiner Haut zwang ihn ebenfalls ſich zu bekleiden, und dieſe Kunſt machte es ihm, neben der Entdeckung des Feuers, möglich, auch in kalten Climaten ſich aufzuhalten. Alles alſo, was man der Natur zum Vorwurf machen könnte, am Menſchen vernachläſſigt zu haben, dient gerade zu ſeinem Vortheil, indem es ihn zwingt, die in ihm liegenden Kräfte zu entwickeln. Dagegen kann man aber auch ſagen, unter allen Geſchöpfen ſey der Menſch, der ſeine Vernunft nicht gebraucht, ſeine Fähigkeiten nicht entwickelt, vielleicht das elendeſte, auch ſchon darum, weil ſein Bewußtſein das vollkommenſte iſt. Glück und Unglück ſind rein menſchliche Empfindungen; das Thier iſt weder glücklich noch unglücklich, wenn es ſich auch ſchon behaglich oder unbehaglich fühlt. Jedes Thier, auch wenn es auf der unterſten Stufe ſteht, iſt mit Inſtinkt begabt, und kennt ſchon den Mitteln der Gefahren zu entgehen, welche ihm drohen. Der vernunftloſe Menſch dagegen wird, ihnen bloß geſtellt, ohne Rettung unterliegen. Kein Thier hat ſo ungemeſſene, ſo verwickelte Leidenſchaften, und bei keinem Thiere äußern ſie dieſen dauernden Einfluß. Aber gerade dieſe mächtigen Leidenſchaften, welche für den Menſchen ſo viele Bedürfniſſe nothwendig machen, ſind die Würze des Lebens, wenn wir ihre Befriedigung hoffen dürfen. Sie ſind da mächtige Triebrad unſerer Handlungen, Entwürfe und Arbeiten; aber auch, wenn die Vernunft ſie nicht beherrſcht, die Quelle unſers Unglücks, der meiſten unſerer Krankheiten, von welchen das Thier nichts weiß, und der Hinfälligkeit unſers Lebens. Nur durch große Opfer, durch Anſtrengung geiſtiger und körperlicher Kräfte, durch gute Erziehung und durch Ausbildung der Vernunft, hat der Menſch die erſte Stellung in der Schöpfung erringen können, ſich zum Beherrſcher, zum Tyrannen ſeiner Mitgeſchöpfe emporgeſchwungen. Nackt geht der Menſch aus dem Schooße ſeiner Mutter hervor, aber alle Reiche der Natur reichen ihm Stoffe zur Kleidung, zur Nahrung oder zum Putze. Silber und Gold, Edelſteine, Seide und Wolle, und die verſchiedenſten thieriſchen- und Pflanzenſtoffe, werden von ihm verarbeitet und gebraucht. Er hat ſich aus dem Thierreich die nützlichſten Gehülfen erworben: der mächtige Elephant, das ſtolze Roß, das langhälſige Kameel, der Eſel, der geduldige Ochs und

das schnelle Rennthier sind seine Hausgenossen in den verschiedenen Climaten geworden. Mit ihm ist der treue Hund, von einem Polarkreise zum andern gewandert, dient in dem einen Lande als Zugthier, und schützt in dem andern vor den Angriffen der Raubthiere, hält den Wolf und die Hyäne von den Heerden ab, greift selbst den stolzen Löwen an, und legt dem Menschen zu gefallen seine Feindschaft gegen andere Thiere ab, oder verwendet sie zu seinem Vortheile. Ohne Waffen geboren, bezwingt der Mensch mit den mächtigsten Waffen jenen Coloß unserer Schöpfung, den ungeheuren Wallfisch, und verfolgt ihn zwischen das Eis der Pole; das Nashorn, das Nilpferd, die sonderbare Giraffe, erliegen, wie der Elephant, seinen Angriffen, und unbezweifelt sind ganze Gattungen durch ihn von der Erde vertilgt worden, und unsere nicht sehr späten Nachkommen werden nur noch in anatomischen Sammlungen die Beweise finden, daß gewisse Thiere einst wirklich gelebt haben, und nicht bloße Gebilde der Phantasie waren, wie man von einigen vielleicht wähnen könnte. Der Mensch hat dem Himmel selbst das Feuer abgeborgt, und wendet es bald wohlthätig zu eigener Erhaltung, bald verderbend zur Bezwingung seiner Mitbrüder und seiner übrigen Mitgeschöpfe an. Unwissend und ohne alle Kenntnisse geboren, entwickelt sich in ihm der göttliche Funke seines Verstandes so weit, daß er selbst mit seinen Sehröhren jenseits der Erde seine Forschungen ausdehnt und die weiten Räume des Himmels zu erforschen vermag. Alle diese Eigenschaften, diese Vorzüge, hat er dem Bau zum aufrechten Gang und der Entwickelung seines Hirnes zu verdanken, wodurch das Göttliche in ihm, die Seele, so frei wirken kann.

Alle Völker der Erde sind im Allgemeinen sich sehr ähnlich gebildet und die Verschiedenheiten betreffen hauptsächlich Gesichtsbildung, Hautfarbe, Körpergröße, Bau und Farbe des Auges, frühere oder langsamere Ausbildung des Körpers und des Geistes, auf welche Zustände Land, Clima, Lebensart, Bedürfnisse und Erziehung Einfluß haben.

So wie man sich ganz falsch unter wilden Menschen größere und stärkere Menschen denkt, so glauben viele, die Bewohner der Erde haben sich im Laufe der Jahrtausende viel verschlechtert; so wie die Erde durch die Bebauung nach und nach von ihrer Fruchtbarkeit verloren habe, so sey auch das Menschengeschlecht einst viel größer und stärker gewesen, und der einzelne Mensch habe in den ersten Zeiten der Erde ein viel höheres Alter, einen viel höhern Wuchs erreicht, einen viel stärkern Körperbau gehabt. Die Erde habe in ihrer jugendlichen Kraft auch stärkere Geschöpfe hervorgebracht. Man hat sich in allem Ernst den Urvater Adam als einen ungeheuern Riesen gedacht, der mit Bedauern auf seine verkrüppelten Nachkommen herabsehen würde, wenn er die gegenwärtigen Generationen sehen könnte. Die heidnische Mythe erzählt uns viel von den Giganten und die Bibel erwähnt ihrer ebenfalls, allein dessen ungeachtet haben wir durchaus keine geschichtliche Nachweisung, daß es ehmals ganze Völker von Riesen gegeben habe, obschon die alten Sagen viel davon sprechen; aber sie sprechen auch von Zwergvölkern, welche es ebenso wenig gegeben hat. Einzelne Riesen und einzelne Zwerge gab es immer und unter allen Völkern. Die Menschenrassen weichen sehr unbedeutend ab. Nach unserer Bekanntschaft mit den Völkern, welche jetzt die Erde bewohnen, bieten die Lappen und die Patagonier die beiden Extreme der natürlichen Statur dar; die Lappen messen gewöhnlich 4 bis 4½ Fuß, welches letztere Maaß für das Mittel gelten kann. Die Frauen sind nur um ein geringes kleiner. Die Patagonier haben gewöhnlich 5 bis 6½ Fuß, die Frauen aber sind um 7 bis 8 Zoll kleiner. Der Wuchs ändert folglich beim Lappen um 6 und bei dem Patagonier um 10 Zoll ab; es scheint sich daraus zu ergeben, daß bei den Nationen von niedriger Statur verhältnißmäßig geringere Größenunterschiede vorkommen, als bei den Nationen von hoher Statur, und ebenso ist der Unterschied beider Geschlechter bei großen Nationen größer. Neben den Patagoniern scheinen die Bewohner der Südseeinseln die ansehnlichste Größe zu erreichen, und Menschen von 6 Fuß sind dort sehr gewöhnlich. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie groß die Riesen der Bibel, Goliath und Og, der König von Basan, waren, es scheint beide waren ungemein große Menschen, aber sie waren eben auch nur Ausnahmen. Die Kinder Enacks sollen Riesen gewesen seyn, aber um wie viel sie gewöhnliche Menschen an Größe übertroffen, wird nirgends gesagt. Höchst merkwürdig ist in Hinsicht der Riesen die Uebereinstimmung der griechischen Mythe mit der Bibel. Die Titanen und Giganten waren Söhne der Götter, und ebenso werden die Riesen in der Bibel als Söhne der Kinder Gottes angesehen. Im sechsten Capitel im ersten Buch Moses kommt die merkwürdige Stelle vor. Die Kinder Gottes? sahen nach den Töchtern der Menschen und nahmen sich zu Weibern, welche sie wollten. Zu diesen Zeiten waren Nephilim auf Erde, denn nachdem die Kinder Gottes zu den Kindern der Menschen kamen, hatten sie ihnen auch Kinder geboren, und diese waren Riesen. Offenbar hat Moses die Mythen anderer Völker in seine Geschichte aufgenommen. Allein ebenso wenig als wir Beweise vom Dasein der Titanen und Giganten haben, und sie für Erzeugnisse der Phantasie halten müssen, eben so wenig können wir diese Riesen der Bibel als einst wirklich existirende Wesen ansehen. Alles beruht auf der Meinung, in der Jugend der Erde sey auch alles größer und kräftiger gewesen, so wie der Greis gewöhnlich glaubt in seiner Jugend sey alles besser gewesen, damals habe es viel kräftigere Leute gegeben als jetzt, so glaubt auch immer die lebende Generation, die frühern Generationen seyen anderst gewesen. Zu diesem Wahne haben allerdings die griechischen Mythen, die Helden, wie Homer sie schildert, und wie wir sehen selbst die Bibel, Anlaß gegeben. Wenn wir unsere Zeughäuser ansehen, so glauben wir auch, unsere Vorfahren seyen größer, stärker und kräftiger gewesen als wir, versuchen wir es aber in die Harnische zu kriechen, so finden wir, daß sie einigen zu groß, andern zu klein sind, daß es also damals, wie jetzt, größere und kleinere, fettere und magerere Männer gegeben hat, daß es aber damals bei der weniger sitzenden Lebensart vielleicht mehr starke Menschen, deren Muskelkräfte geübter waren, als jetzt, gab. Würden wir aber unsere Lebensart verändern, so würde auch dasselbe Verhältniß zurückkehren, folglich liegt dieser Unterschied nur im Zufall, und nicht darin, daß die Menschen wirklich zärter und schwächer geworden wären.

Der Zwerge findet man schon in den ältesten Schriftstellern gedacht. Ueberall findet man, daß sie ein Gegenstand der Wißbegierde der Gelehrten und der Belustigung der Mächtigen waren. In den frühesten Zeiten des römischen Reichs war diese Liebhaberei so allgemein, daß Kaufleute auf die gräßliche Idee verfallen seyn sollen, mit Hülfe von Kasten und Binden künstliche Zwerge zu erzielen. Die Geschichte des Jeffrey Hudson, welcher, als er 8 Jahre alt, der Königin Henriette Maria von England (Gemahlin Carls des ersten) in einer Pastete vorgesetzt wurde; die des Nicolaus Ferry, der unter dem Namen Bebe bekannt ist und dem Herzog Stanislaus von Lothringen angehörte; die des Polen Borvilasky und wieder andere enthalten sehr merkwürdige Momente. Bebe maß 33 Zoll, Borvilasky 28 Zoll, sein Bruder 34 Zoll, seine jüngere Schwester nur 21 Zoll. Der kleinste aller bekannten Zwerge maß in seinem 37 Jahre gar nur 16 Zoll. Manche solcher Zwerge waren blödsinnig, wurden sehr bald alt und schwach, und starben frühe; andere, wie Bebe und Hudson, zeigten vielen Verstand und wurden ziemlich alt. Sie sind in der Regel zum Zorne geneigt, heftig und lebhaft, haben meist einen großen Kopf, eine unangenehme Gesichtsbildung und eine rachitische Constitution. Sie können sich weder mit Leuten ihrer Größe, noch mit solchen von gewöhnlicher Statur fortpflanzen. Sie sind sehr häufig Kinder gutgestalteter, hochgewachsener und sehr fruchtbarer Mütter. Sie sind bei Nationen von hoher Statur nicht seltener, als bei andern, und kommen bei dem einen Geschlecht so oft vor, als bei dem andern. In den einen Fällen zeigt der Zwerg bei der Geburt schon eine geringere Größe, und erreicht später die gewöhnliche Statur der Kinder gleichen Alters. Im zweiten Fall wird er gehörig groß geboren, und entwickelt sich anfangs normal, bleibt aber dann zurück; im dritten Fall wird er als Zwerg geboren und zeigt in jedem Stadium seiner Entwickelung eine weit kleinere Statur.

Wir haben schon angeführt, daß einige frühere Naturforscher, oder vielmehr Geschichtforscher glaubten, daß das ganze Menschengeschlecht ursprünglich von riesigem Wuchse gewesen sey, und sich bis auf unsere Zeiten allmählig vermindert habe. So berechnete im Jahr 1817 der Akademiker Herrion, Adam sey 123 Fuß 9 Zoll, Noa etwas über 100 Fuß, Abraham 80, Moses 30, Herkules 10, Alexander 6, Cäsar nur etwa 5 Fuß hoch gewesen. Nach dieser Gradation müßten wir nur etwa 3 Fuß hoch seyn, und unsere Nachkommen wahre Liliputer werden, wie sie uns Swift in seinem Buche, welches er Güllivers Reisen betitelt, darstellt; dagegen hätte Adam und seine Söhne zu den Riesen Brobdingnag in demselben Buche gehört, und wir, die Enkelchen der Eva, hätten ganz bequem auf dem Busen unserer Urmütter herumspaziren können. Als ein Hauptzeugniß der Richtigkeit dieser Sätze hat man die Auffindung gewaltig großer Menschenknochen angeführt. So sollen in Sizilien bei Trapani im vierzehnten Jahrhundert, Knochen gefunden

worden seyn, die einem Cyclopen von 300 Fuß Höhe, (offenbar dem Poliphem) angehörten. Dahin gehören: die angeblichen Gebeine des Teutobachus, Königs der Cimbrer, welche während der Regierung Ludwigs des XII. in Dauphin gefunden wurden. Jene Knochen, welche man im Dorfe Reiden bei Luzern unter einer vom Winde entwurzelten Eiche fand, welche einem 19 Fuß hohen Riesen, dessen Abbildung man bis zu unserer Zeit am Rathhause zu Luzern, und im Jesuiten-Collegium in Lebensgröße sieht, gehörten. Dahin gehört ein Kopf, den man in einer Gegend am Rheine fand, den aber nachher der berühmte Sömmering, aus anatomischen Gründen, für den durch Krankheit ausgearteten Kopf eines Kindes erklärte. Andere solche Knochen wollte man, als dem großen Christoffel angehörig, erkennen. Genaue anatomische Untersuchungen Cüviers haben aber unwidersprechlich nachgewiesen, daß diese Knochen keinen Menschen, sondern großen voradamischen Säugethieren, Wallfischen, Elephanten Nashörnern angehört haben. Mehrere Beispiele oder seyn sollende Thatsachen hat auch Ballenstädt in seinem Archiv für die neuesten Entdeckungen aus der Urwelt angeführt, welche aber sehr räthselhaft und gar nicht bewiesen sind. Der Riese Goliath muß nach angestellten Berechnungen nicht über 7 bis 8 Fuß gemessen haben, eine Größe, welche auch jetzt noch Riesen reichen, und wenn damals ein solcher Mensch als Riese angesehen wurde, so hat sich also seit Davids Zeit die Größe der Menschen nicht verändert. Ein Hottentot maß 6 Fuß 7 Zoll; zwei Weiber maßen 7 Fuß; ein Engländer 7 Fuß 5 Zoll; ein anderer 7 Fuß 6 Zoll; ein Schweizer, ein Friesländer und ein Schwede 8 Fuß; der Tridentiner Gilli 8 Fuß 2 Zoll; Johann Reichard von Friedberg 8 Fuß 3 Zoll; und endlich ein Schwede von der preußischen Garde 8 Fuß 6 Zoll; dieser war also größer als Goliath. Einer der neuesten Reisenden in Südamerika, Orbigny, fand, daß in diesen Gegenden, welche zum Theil noch von keinem reisenden Naturforscher besucht worden, die Patagonen und die Quichas den Gegensatz machen; die Patagonen erreichen im Durchschnitt 5 Fuß 7 Zoll, die Quichas 3 Fuß 8 Zoll 9 Linien. Im Allgemeinen findet sich, daß es in Amerika mit dem Wuchs der Menschen ist, wie mit den Gewächsen; er nimmt an Größe ab, je mehr man sich aus den Ebenen auf die Höhen der Anden erhebt. Orbigny hat zwei Schädel aus einem sehr alten peruanischen Grabe mitgebracht, welche durch die Enge der Hirnhöhlen nach allen Durchmessern und durch sehr stark abgeplattete Stirnen merkwürdig sind. Nur weiß man nicht, ob diese Schädel wirklich den Typus der alten Peruaner darstellen, oder bloß Mißbildungen sind.

Die Riesen haben, wie Zwerge, fast immer eine mäßige Intelligenz, und manche davon sind sehr beschränkt. Es fehlt ihnen überdem an Energie, Thätigkeit, körperlicher und geistiger Kraft; sie sind träge, langsam; ihre Constitution, ungeachtet ihrer Größe, schwächlich; körperlicher Anstrengung, wie geistiger, unfähig; sie wissen mit ihrer Größe gleichsam nicht was sie thun sollen. Auch sie sind mehrentheils zur Fortpflanzung unfähig und sterben gewöhnlich jung. Man findet sie unter fast allen Nationen, doch mehr unter solchen von ohnehin großer Statur, und nicht unter den Polarnationen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Nationen, welche sehr klein sind, den nördlichsten Theil der nördlichen Halbkugel bewohnen, während diejenigen von großer Statur mehrentheils auf der südlichen Halbkugel, entweder auf dem amerikanischen Festlande, oder auf den Inseln des stillen Meeres zwischen dem 8. und 50. Grad südlicher Breite angetroffen werden. Aber merkwürdig ist besonders der Umstand, daß Völker von kleiner Statur oft neben solchen von großer wohnen. So wird das Feuerland bei Patagonien von kleinen, schlecht gebauten Menschen bewohnt, und die Schweden und Finnen, welche an die kleinen Lappen angrenzen, sind große wohlgebaute Leute.

Die Resultate aus dem Gesagten sind die: So weit die Geschichte reicht, hat sich die Größe der Menschen nur unbedeutend durch Verpflanzung in andere Climate geändert. Wir haben durchaus keine Beweise für die Gegenmeinung, so allgemein sie auch verbreitet seyn mag. Weder die wahrscheinlich ungemein alten, vielleicht vorsündfluthlichen Menschenknochen, welche man neuerdings an verschiedenen Orten entdeckt hat, haben Menschen von außerordentlicher Größe angehört; noch läßt sich aus alten Monumenten, Gräbern, Geräthschaften, Waffen, Gemälden, oder egyptischen Mumien den Schluß ableiten, daß die Menschen in den letzten viertausend Jahren sich bedeutend verändert haben. Ueber diese entfernte Zeit hinaus reichen keine Denkmäler, und wir können uns rücksichtlich der Vorzeit nur an die Analogie halten. Angenommen nun, was freilich eben so wenig zu beweisen ist, die Erde bestehe mit ihrer Bevölkerung etwas mehr als 6000 Jahre, so werden die Menschen in den ersten zweitausend Jahren sich eben so wenig geändert haben; um so mehr, wenn, wie wir zu beweisen gesucht haben, dargethan ist, daß der Mensch in seinem Naturzustande keineswegs stärker, sondern im Gegentheil schwächer ist, als der civilisirte.

Ebenso wie mit der Größe der Menschen in verschiedenen Zeitaltern der Erde, verhält es sich auch mit dem Alter der Menschen. Auch hier ist die Meinung fast allgemein, die ersten Menschen haben viel länger gelebt als wir. Man dachte sich den Mensch in den ersten Zeiten seines Daseins in höchster Fülle der Gesundheit und des Genusses, ohne Sorgen bedurfte er der Arbeit nicht, die Erde gab ihm willig alles, was er bedurfte; noch waren keine Krankheitsgifte entstanden, er folgte seinen Trieben, wie die Natur sie ihm eingab, daher mußte er ein solches Alter erreichen können. Man citirt auch hier die Bibel, welche das Leben der sogenannten Patriarchen auf so viele Jahrhunderte setzt. Allein bei aller Achtung gegen die Bibel müssen wir dieselbe uns doch nur als ein Menschenwerk denken, und namentlich kann das erste Buch Moses, welches uns die Schöpfung und das Leben des Patriarchen schildert, nicht buchstäblich angenommen werden. Moses war in Egypten geboren, war in den Meinungen der Egypter und in der Weisheit ihrer Priester unterrichtet werden, aber er warf sich zum Gesetzgeber und Führer seines Volkes auf und trug seine Schöpfungsgeschichte aus Sagen zusammen, welche er den Begriffen und Traditionen seines Volkes anpaßte, und so entstand sein erstes Buch. Keine einzige Nation, ausgenommen die Israeliten kannten etwas von einem ersten Menschen, den sie Adam nannten, und diese Geschichte wie sie Moses gibt, verbreitete sich erst, als die hebräischen Bücher zu Alexandrien bekannt wurden; nachdem man sie unter einem der Ptolomäer ins Griechische übersetzt hatte. Die Hebräer lasen wenig und schrieben noch weniger, sie hatten nicht die mindeste Kenntniß von Astronomie, Geometrie, Geographie und Physik, und kannten andere Völker wenig. Ihre Sprache ist eine Zusammensetzung der alten Phönizischen und verdorbenen Chaldäischen, und so arm, daß ihr viele Worte ganz fehlen. Die Hebräer sind ohne allen Zweifel arabischen Ursprungs, und Abraham und seine Zeitgenossen waren Nomaden, welche mit ihren Viehheerden umherzogen, um Weide zu suchen. Er mag ein großer Scheik gewesen seyn; Gelehrsamkeit war nicht seine Sache, und die Kenntniß seiner Vorfahren mochte er wohl nur durch unvollständige Traditionen, welche sich durch seine Söhne fortpflanzten, und noch unvollständiger bis auf Moses kamen, erhalten haben. Er ist der erste in der biblischen Geschichte benannte Mann, der auch den andern morgenländischen Völkern bekannt war. Die Indier nannten ihn Brama, die Perser Brahama, die Chaldäer Ibrahim. Die Araber, Stammväter der Juden, hatten bis zu Mohamed keine Kenntniß von Adam und seiner Familie. Auf den egyptischen Denkmälern ist keine Spur von Adam, und eben so wenig kannten ihn die Chaldäer, die Römer und die Griechen. Nur in dem Buche Ezur Weidam der Bramanen, findet man einen Mann Adima und eine Frau Prokritis, und dieses Buch ist älter als die Bücher Moses. Man weiß nicht einmal in welcher Sprache Moses seine Geschichte geschrieben hat, da die hebräische Sprache sich erst später ausbildete, nachdem die Israeliten Canaan erobert hatten, wahrscheinlich schrieb Moses egyptisch. Mit aller Achtung gegen ihn und mit vollem Glauben an das, was nachher von der Geschichte des jüdischen Volkes erzählt wird, dürfen wir daher mit allem Rechte Zweifel gegen die Angaben der Bücher Moses bis zu Abrahams Zeit haben, und alles was von Adam, Eva, Kain, Abel u. s. w. gesagt wird, als aus ältern, höchst unsichern Traditionen zusammengesetzt erklären. Es ist darin auch nur das angeführt, was auf die Geschichte der Israeliten Bezug hat, über die andern Völker der Erde ist uns durchaus nichts gesagt, und doch müssen diese uns eben so gut interessiren, als die Juden. Wer gibt uns Bestimmtheit über die Zeitrechnung vor der Sündfluth? können und müssen wir nicht annehmen, sie sey von der unsrigen ganz verschieden gewesen? So hat man geglaubt berechnen zu können, die Jahre jener Perioden seyen nur drei Monate gewesen. Dann freilich wird man sagen, wie steht es dann mit den 6000 Jahren, welche seit der Schöpfung, oder vielmehr der Zeit der jetzigen Gestaltung vorbeigegangen seyn sollen? dann antworten wir, diese Zeitangabe beruht auf eben so hypothetischen Sätzen, wer kann sie angeben? Der Urvater Adam, wenn er je existirte, hat eben so wenig ein Alter von fast tausend Jahren erreicht, als eine Länge von 123 Fuß gehabt;

und nach der angegebenen Annahme, daß jene Jahre etwa drei Monate dauerten, hätte Methusalem etwas mehr als 200 Jahre erreicht; ein Alter, welchem noch in unsern Tagen mehrere Menschen nahe kommen, da ein gewisser Peter Zart von Keweretsch in Ungarn 185 Jahre alt wurde. So weit die Geschichte hinauf reicht, ist das Alter von hundert Jahren im Ganzen genommen keine Seltenheit, freilich erreichen dieses Alter etwa einer von 10,000. Dieß hat sich wenigstens seit Davids Zeiten nicht geändert, denn dieser sagt ausdrücklich, unser Alter dauert 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80; wenn es nun damals so war, und jetzt noch so ist, so kann man wohl annehmen, daß es seit der Schöpfung der Menschen so war, und nach den angeführten Beweisen, daß die Civilisation die physische Körperstärke nicht vermindert, sondern eher vermehrt, kann dieß wohl auch auf das Alter angewendet werden, und wir können nicht einmal zugeben, daß in der Jugend der Erde, wo das goldene Zeitalter eben so wenig statt hatte, als jetzt das eiserne, mehr Menschen ein so hohes Alter erreicht haben, als jetzt. Hundert Jahre des menschlichen Lebens machten immer eine Ausnahme. Nach bestimmten Angaben erreichte Abraham ein Alter von 175 Jahren; Isaak 180; Ismael 137; Sarah 127; Joseph 110; Moses 120; Josua 110. Unter den Griechen: Epimenides von Creta 157; Gorgias 108; Hippokrates 104. Unter den Römern: Valerius Corvinus 100; Orbilius 100; Lucceja, eine Schauspielerin, war 100 Jahre Actrice, und erschien noch 122 Jahr alt auf dem Theater; eben so alt scheint eine andere römische Schauspielerin und Tänzerin, Galeria Copiola, geworden zu seyn, welche mehr als 100 Jahre auf dem Theater erschien. Daß Italien damals viel alte Leute hatte, geht daraus hervor, daß im Jahr 76 nach Christus zwischen dem Po und den Appeninen 124 Menschen über 100 Jahre alt lebten, wovon der älteste über 140 Jahre zählte. In Parma allein lebten fünf Menschen von 120 bis 130, und in einer kleinen Stadt bei Piacenza lebten 10 Menschen von 110 bis 120 Jahren; Titus Fullonius erreichte 150 und Galen von Pergamus 140 Jahre. In unsern Tagen erreichte jener Peter Zart das höchste Alter; eine Negersklavin in Tukuman 175, sie starb im Oktober 1780; Ivan Rowin aus Szatlova 172; Heinrich Jenkins aus England 169, starb im Dezember 1670; Franz Confist 150, starb 1768; Thomas Parre 152, starb 1635; ein Norweger Drackenberg 146, starb im Juni 1770; Thomas Winslon 146, starb 1768; Eran Williams 145, starb 1782; die Gräfin Eckleston 143, starb 1691; die Gräfin Desmond 140; James Sand 140, dessen Frau 120 u. s. w.

Der Amerikaner Nilei versichert, in der großen Wüste von Afrika Araber gesehen zu haben, welche ihr Leben auf 160 Jahre gebracht, und fast nicht als Kameelmilch genossen, auch nie über den Rand der Wüste hinaus gekommen seyen. Im Jahr 1812 wurden im russischen Reiche geboren 1,264,391; es starben 971,358; mithin mehr geboren 293,000. Der älteste der Gestorbenen war 165; 3 hatten 135 erreicht; einer 130; 15 starben zwischen 120 bis 130; 23 zwischen 115 und 120; 53 zwischen 110 und 115; 127 zwischen 105 und 110, und 527 zwischen 100 und 105. Dieß alles beweist, daß der Mensch noch jetzt ein sehr hohes Alter erreichen kann, angränzend dem höchsten Alter der Vorzeit. Kein Land, kein Clima, vielleicht der höchste Norden ausgenommen, machen Ausnahmen, nur haben einzelne Länder mehr, andere weniger solche alte Leute. Die Lebenskraft solcher alten Menschen ist oft bewundernswürdig. Selbst die Zeugungsfähigkeit geht bei Männern oft über 100 Jahre hinaus. Ein Franzose, Namens Longueville, erreichte ein Alter von 110 Jahren, hatte 10 Weiber gehabt und erzeugte mit der letzten, die er im 99 Jahre heurathete, in seinem 101 Jahre einen Sohn. Thomas Parre aus Shropshire verheirathete sich zum zweitenmal in seinem 120 Jahre mit einer Wittwe und lebte mit seiner Frau 12 Jahre in vergnügter Ehe, so daß sie ihm sein Alter nicht anmerkte. In seinem 130 Jahre konnte er noch dreschen; Augen und Gedächtniß nahmen einige Jahre vor seinem Tode etwas ab, Gehör und Verstand blieben gut. Im 152 Jahre hörte man von ihm in London, er wurde an den Hof berufen, wo ihn die ungewohnte reichliche Kost tödete. Der berühmte Physiologe, Wilhelm Harvey, hatte das Vergnügen ihn zu seciren, und fand alle Eingeweide vollkommen gesund. Eine seiner Urenkelinen starb 103 Jahr alt erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts.

Wenn wir nun die Frage aufstellen, wie lange kann unter den glücklichsten Umständen der Mensch leben? hat sich dieß Verhältniß geändert, haben die ersten Menschen in der Jugend der menschlichen Schöpfung länger gelebt, erreichte man damals ein höheres Alter als jetzt? wird dadurch die Meinung derer bestätigt, welche annehmen, die Erde und ihre Bewohner verschlechtere sich immer, und in der Jugend der Erde sey mehr Kraft und Ausdauer gewesen als jetzt? Es ist das Resultat der Untersuchungen wohl das: Die Erde hat sich im Allgemeinen nicht verschlechtert; die Menschen sind weder kleiner noch schwächer geworden; sie erreichen noch immer das Alter, welches in den ältesten geschichtlichen Zeiten die Menschen erreichten. Wenn auch keiner in der geschichtlichen Zeit mehr das Alter, welches Methusalem erreicht haben soll, nämlich von 200 Jahren, erreichte, so kamen ihm doch einige nahe, und Methusalem hätte die einzige Ausnahme gemacht. Kein Einwurf dagegen ist, daß die wenigsten Menschen dieß Alter erreichen, bei weitem der größte Theil der Menschen stirbt allerdings vor dieser Zeit eines zufälligen Todes durch Krankheiten, deren unzählbares Heer heimlich oder offen an unserm Leben nagen, und vor der Zeit demselben ein Ende machen. Nur der Tod, der nach den ewigen Gesetzen der Natur, denen der Mensch als organisches Wesen unterworfen ist, nach denen jeder Sterbliche den Keim der Zerstörung in sich selbst trägt, der Tod, der durch allmählige Abnutzung unsers Körpers, welche die Jahre herbeiführen, erfolgt, ist der Tod, der nach dem Gange der Natur eintreten muß, und kann natürlicher Tod genannt werden; alle vor diesem Zeitraum eintretenden Todesfälle sind zufällig, durch Lebensart, Körper-Constitution und Abweichungen von den Gesetzen der Natur herbeigeführt. In dieser Hinsicht ist das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens 80 bis 85 Jahre, und von 10,000 erreicht nur einer das Alter von 100 Jahren. Es ist hier genug zu zeigen, wie weit es die Natur unter den günstigsten Umständen zu bringen vermag. Nicht jeder Mensch bringt einen Körper mit auf die Welt, der stark genug wäre, eine solche Lebensdauer zu erreichen, aber es liegt in der Möglichkeit, daß der Mensch ein Alter von nahe an 200 Jahren erreichen kann. Wenn wir die Säugethiere in dieser Hinsicht mit dem Menschen vergleichen, so finden wir, daß die Lebensdauer eines Säugethiers ungefähr acht Mal so lange dauert, als die Zeit des Wachsthums, z. B. ein Säugetyier, welches ein Jahr zu seinem vollem Wachsthum braucht, lebt ungefähr 8 Jahre. Der Elephant wächst bis gegen 30 Jahre, und erreicht ein Alter von 200 Jahren. Der Mensch ist im 22. oder 23. Jahre vollkommen ausgewachsen, folglich sollte sein Leben nach diesem Gesetz etwa 170 Jahre dauern können.

Bei Menschen, welche bloß vor Altersschwäche sterben, erlöschen nach und nach alle Kräfte, und zuweilen werden die Lebensäußerungen so schwach, daß man über ihr Leben fast ungewiß wird; das Lebenslicht löscht nach und nach aus.

Von hundert gebornen Menschen sterben nach angestellten Berechnungen, welche indeß nach Gegenden und verschiedenen Lagen abweichen, 50 zwischen 10 und 20; 10 zwischen 20 und 30; 6 zwischen 30 und 40; 5 zwischen 40 und 50; 3 zwischen 50 und 60; also erreichen von 100 nur sechs oder acht das Alter von 60 Jahren. Die höhere oder tiefere Lage der Gegenden, die Umgebungen der bewohnten Orte, Sitten, Lebensart u. s. w. begünstigen entweder ein langes Leben, oder sie machen seine Dauer im Allgemeinen kürzer. Zum Troste derer, welche gerne lange leben, muß bemerkt werden, daß in unserm Jahrhundert das oben angegebene Verhältniß sich zum Vortheil des langen Lebens geändert hat. Die Verminderung der Pocken, die größere Sorgfalt, welche auf die Kinder verwendet wird, vorzüglich die größere Reinlichkeit mit welchen dieselben behandelt werden, machen die Kinderkrankheiten in sehr vielen Gegenden Europas seltener, es mögen daher vielleicht die Hälfte weniger an manchen Orten sterben, als angegeben werden; daher viel mehr Menschen ihr Leben über 60 bringen. Die Bevölkerung nimmt daher in allen polizirten europäischen Staaten auffallend zu. Dagegen hat man die Bemerkung gemacht, daß die Sterblichkeit unter manchen unkultivirten Völkern sehr zugenommen hat, seit sie in Berührung mit Europäern gekommen sind. So sterben nach und nach die Ureinwohner Nordamerika's aus; viele Stämme, die ehmals mächtig waren, sind ganz ausgestorben, andere sind ihrem Erlöschen nahe, und nach vielleicht kaum einem Jahrhundert sind die meisten dieser Urvölker erloschen. Eben so hat die Bevölkerung mehrerer Südseeinseln, z. B. Otahaiti u. s. w. sehr abgenommen; auch die Stämme der neu-holländischen Ureinwohner in der Nähe der Colonien haben sich sehr vermindert, obschon man ihnen nichts in den Weg legt. Die Bevölkerung China's dagegen scheint immer im Zunehmen, und ist so groß, daß jährlich viele hundert Kinder, besonders weiblichen Geschlechts, ausgesetzt werden. Ueberhaupt hat sich die Bevölkerung der sogenannten alten Welt ganz außerordentlich verändert. Asiens reiche Länder, einst ungeheuer bevölkert, sind menschenarm geworden.

Wenn das Heer der Xerxes, nach der Sage, wirklich auf 4 bis 5 Millionen geschätzt werden konnte, so sind jetzt kaum so viele Einwohner noch da, und die weiten Länder, aus welchen einst die zahllosen Schaaren von Vandalen, Hunnen und so weiter über Europa losbrachen, sind nur sparsam bewohnt; dagegen nimmt Nordamerika an Bevölkerung sehr zu. So verändern sich Reiche, Völker verschwinden, und andere entstehen oder vermehren sich. Doch wir wollen nicht die Geschichte der einzelnen Völker, sondern nur die Naturgeschichte des Menschen behandeln, und gehen daher wieder zu unserm Texte zurück.

Den größten Grad der Sterblichkeit trifft man bei den Negersklaven und in Findelhäusern aus ganz begreiflichen Gründen an. Von den Negersklaven stirbt jährlich der fünfte oder sechste, und von 7000 Kindern, welche jährlich ins Findelhaus in Paris kommen, sind nach 10 Jahren kaum 200 übrig. Das zarte Alter jener Kinder erfordert mehr Sorge, als man in solchen Häusern auf sie verwenden kann.

Bei manchen Menschen scheint eine Art von Verjüngung möglich zu seyn, da man viele Beispiele hat, wo Menschen im 60 oder 70 Jahre neue Zähne oder neue Haare bekommen haben, gleichsam eine neue Jugendzeit betraten. Ein Mann aus dem Bambergischen bekam sogar in seinem 118 Jahre auf einmal 8 neue Zähne, welche, wie die Milchzähne der Kinder, zwar schon nach 6 Monaten wieder ausfielen, aber durch neue ersetzt wurden.

Das menschliche Leben hat seine bestimmten Perioden, welche jede durch eigene Erscheinungen bezeichnet werden.

Die Periode der ersten Kindheit fängt mit der Geburt an, und wird bis zum siebenten Jahre berechnet. So bald das Kind dem Schooße der Mutter entschlüpft ist, so fängt das selbstständige Leben desselben an. Mit Geschrei begrüßt es das Licht der Welt, und dieses Geschrei bezeichnet das erste Athmen. Mit Gewalt dringt die Luft in die Lungen ein, und ihre Zellen entfalten sich nach und nach, und füllen nun die ganze Brusthöhle, welche selbst sich nun auch ausdehnt. Das einmal begonnene Athmen wirkt nun selbst wieder als Reiz auf die Theile der Brust und des Unterleibs, und so wird die Fortsetzung desselben Folge des ersten Einathmens. Der Zusammenhang des Kindes mit der Mutter wird durch die Unterbindung und Abschneidung der Nabelschnur unterbrochen und aufgehoben. Im Innern des Körpers der Kinder gehen nun wichtige Veränderungen im Blutumlauf vor, und die Absönderungen beginnen. Die Haut ist nach der Geburt bei allen Völkern roth, wird nach einigen Tagen gelblich, und bekommt dann erst die jeder Menschen-Varietät eigene Farbe. Die Kinder der Neger werden aber erst gegen das siebente Jahr recht schwarz, haben aber gleich nach der Geburt an der Wurzel der Nägel einen schwarzen Halbmond, dann schwärzen sich die Geschlechtstheile. Beim Europäer sind die Kopfhaare nach der Geburt meist dunkel, dann werden sie wieder heller, und erst im dritten oder vierten Jahre verdunkeln sie sich, und bekommen nach und nach ihre bleibende Farbe. Beim Negerkinde sind sie schon etwas kraus und schwarz. Die Augen sind anfangs blau, werden aber nach und nach dunkler, und erhalten erst nach Jahren die bleibende Farbe.

Das Leben ist noch immer fast ganz pflanzenartig. Das Kind schläft die meiste Zeit, und erwacht nur um zu essen; seine Bedürfnisse zeigt es durch Schreien an. Der ganze Körper ist zart, schwach, alle Verrichtungen sind zwar lebhaft, aber doch kraftlos; die Reizbarkeit ist sehr groß, daher jeder, selbst geringe, Reiz sogleich heftige Rückwirkungen hervorbringt; leicht entstehen Zuckungen und heftige Bewegungen, welche dem Leben oft Gefahr drohen. Die Lage des Kindes, welche es im Mutterleib hatte, ist ihm, so unbequem sie scheint, die liebste. Es ist daher ganz widernatürlich und schädlich, den Körper einzuwickeln, es ist eine wahre Tortur, welche man dem Kinde anthut; die Glieder werden eingezwängt und der Körper in seiner Entwicklung gehindert. Die Muskeln sind anfangs zu schwach, um den Kopf zu tragen; erst in einigen Wochen erhalten sie die nöthige Stärke, der Rückgrath wird härter, und etwa nach einem halben Jahr kann das Kind sitzen, noch immer aber sind Knochen und Muskeln der untern Extremitäten zu schwach, den Körper zu tragen. Dieß ist erst gegen das Ende des ersten Lebensjahres möglich, das Kind lernt erst kriechen, und dann nach und nach den aufrechten Gang des Menschen, um so schneller, jemehr man es der Natur überläßt und nichts erzwingen will. Kein Thier lernt das Gehen so spät, wie das Kind. Diese Periode des bloß vegetativen Lebens dauert fast das ganze erste Jahr durch. Die Sinne sind in den ersten Tagen noch wenig oder gar nicht entwickelt, nur der Geschmackssinn scheint es zu seyn, und ist zuerst thätig; selbst starke Töne machen in den ersten Tagen keinen Eindruck, erst nach acht bis zehn Tagen zeigt dieser Sinn, so wie das Gesicht seine anfangende Thätigkeit. Nach sechs bis acht Wochen erwacht die Aufmerksamkeit auf die Umgebungen, ist aber noch sehr geringe und scheint ohne deutliches Bewußtsein.

Nach sechs Monaten, oft auch noch später, und gegen Ende des ersten Jahres, brechen die ersten Zähne hervor, und zwar meist zuerst die beiden mittlern untern Schneidezähne, dann die entgegengesetzten obern; diesen folgen in unbestimmter Ordnung und Zwischenräumen die übrigen Vorderzähne, zuletzt die Backenzähne, so daß in 20 bis 24 Monaten 20 Zähne hervorgebrochen sind, deren Wurzeln aber, da sie nur für das erste Lebensalter bestimmt sind, auch nur schwach sind. Erst nach dem Hervorbruch der Zähne gewöhnt sich das Kind auch an andere Nahrung als Muttermilch. Der Zahnausbruch ist nicht selten mit mehr oder minder Zufällen begleitet. Das Zahnfleisch ist roth, heiß, und die Kinder beißen gerne darauf, weil es ihnen Linderung schafft. Wir sehen diese Erscheinungen aus der nämlichen Ursache auch bei andern jungen Säugethieren. Diese Zähne, nur für das erste Kindesalter bestimmt, fallen im siebenten und achten Jahre wieder aus, meist in der Ordnung, wie sie gekommen sind. Es bilden sich nämlich unter ihnen in derselben Zahnhöhle, in welcher sie stecken, neue und größere; diese drücken die Wurzeln der Milchzähne, welche nach und nach keine Nahrung mehr erhalten und aufwärts gestoßen werden, daher zu wackeln anfangen und endlich ausfallen. Man bemerkt an den ausgefallenen fast keine Wurzeln mehr, sie scheinen eingesogen worden zu seyn. Die letzten Milchbackenzähne fallen erst im eilften oder zwölften Jahre aus, und nun kommen noch 12 andere Backenzähne mit viel stärkern Wurzeln hervor; so hat der erwachsene Mensch 32 Zähne. Die letzten Paare der Backenzähne kommen oft erst im zwanzigsten Jahre und noch später hervor, und heißen Weisheitszähne.

Das neugeborne Kind hat eine Länge von 18 bis 20 Zoll, sehr selten mehr und höchstens bis 24 Zoll. Es wächst schnell, doch ist das Verhältniß des Wachsthums gegen denjenigen im Mutterleib auffallend geringer, da der Körper in diesen ersten 9 Monaten wenigstens ein Drittheil seiner ganzen künftigen Größe schon erreicht hat. Am Ende der Kinderjahre, im siebenten oder achten, hat der Körper eine Länge von etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß.

Mit dem Zeitpunkt, wo das Kind gehen lernt, entwickeln sich nun auch schnell die rationellen Eigenschaften: Gedächtniß, Aufmerksamkeit, Anhänglichkeit an gewohnte Personen; die Leidenschaften und Begierden erwachen. Mit dem zweiten Jahre bildet sich nun nach und nach die Sprache aus, wozu es indeß viele Uebung erfordert. Gedächtniß und Aufmerksamkeit bringen dem Kinde bald die Namen der Gegenstände bei, und so entwickeln sich mit jedem Monat, mit jeder Woche, die menschlichen Vorzüge.

Dieser ersten Lebensperiode folgt die Periode des Knabenalters, die glücklichste des Lebens; das Wachsthum geht immer noch rasch, doch langsamer als in den ersten Jahren. Die Zähne werden mit neuen ersetzt. Das Zellgewebe ist weich und saftvoll, daher öfters eine geringe Fettigkeit. Der ganze Körper ist abgerundet, ohne starke Eckigkeiten, und bei beiden Geschlechtern weiblich zart. Die Seelenfähigkeiten sind sehr entwickelt; stark und treu das Gedächtniß; lebhaft die Einbildungskraft; schnell der Gedankenwechsel; rasch die Begierden; heftig die Leidenschaften, doch mit wenigem zufrieden; immer nach Neuheit und Veränderung strebend. Diese Periode dauert bis zum 13 oder 16 Jahre, kürzer beim weiblichen, länger beim männlichen Geschlecht. Gegen ihr Ende ist der Körper schön entwickelt, und hat eine ansehnliche Größe erreicht. Die Zähne sind meist alle vorhanden, und jugendliche Kraft und Munterkeit beleben den ganzen Organismus.

Nunmehr erst entwickelt sich der Geschlechtsunterschied in allen seinen Beziehungen, und tritt um so bestimmter hervor, jemehr die beidseitigen Individuen sich dem Zeitpunkt der Mannbarkeit nähern. Er ist am bedeutendsten während der Zeit der Zeugungsfähigkeit, und nimmt wieder an Bedeutung ab, wenn sie aufhört. Je jünger die Kinder, desto ähnlicher sind sich beide Geschlechter. Die Geschlechtstheile abgerechnet sind die Kinder oft kaum zu unterscheiden. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß alle jungen Säugethiere und Vögel männlichen Geschlechtes eben so den Weibchen ähnlich sind. Je mehr aber die Jahre der Mannbarkeit kommen, desto deutlicher spricht sich im physischen und moralischen der Geschlechtsunterschied aus. Umgekehrt nähert sich im Alter das Weib

mehr dem Manne. Auch dieß bemerken wir an Thieren, alte Hennen, welche nicht mehr Eier legen, bekommen zuweilen das Gefieder der Hahnen. Es gibt aber auch Männer, welche bei völlig ausgebildeten Geschlechtstheilen doch einen weiblichen Charakter behalten, und Weiber mit Bärten und männlicher Stimme.

Der ganze Körper des Mannes ist muskulöser, seine Knochen sind stärker, die Muskeln kräftiger und ausgewirkter, eckiger, gröber. Die Verdauung ist beim Manne stärker, der Magen größer. Beim Weibe ist der Kiefer etwas zusammengedrückt, beim Manne mehr bogenförmig; die Mundhöhle schmaler und niedriger, die Mundöffnung kleiner, der Magen enger, die Leber beschränkter, die Gallenbildung schwächer. Beim Manne ist die Reizbarkeit des Magens und Darmkanals geringer, daher verlangt er mehr reizende schärfere Speisen. Die Zahnbildung des Weibes ist kleiner, die hintersten Backenzähne fehlen öfters, die bleibenden Zähne brechen später durch, oder es bleiben gar die Milchzähne stehen. Der Magen ist dünnhäutiger, reizbarer, und verlangt mildere Speisen; die Ernährung geht schneller und vollkommener bei geringerer Menge Nahrungsstoff vor sich. Das Weib ist daher mäßiger und genügsamer, und die Beispiele von Freßlust kommen meist nur bei Männern vor; Völlerei und Schwelgerei ist ganz unweiblich. Der Trieb der Männer geht mehr nach Fleischnahrung, das Weib liebt eher Vegetabilien.

Die Absönderung des Fettes ist beim Weibe reichlicher, daher und bei den zärtern Muskeln sind die äußern Umrisse weichlicher und angenehmer, alles mehr abgerundet, weicher und zarter. Die Haut feiner, weicher, durchsichtiger. Der Haarwuchs ist beschränkter, die Haare am Kopf länger und feiner. Beim männlichen Körper ist die Länge, beim weiblichen die Breite überwiegend.

Entwickelung, Wachsthum, Geschlechtsreife und Verblühen, treten beim Weibe schneller ein, als beim Manne, obwohl das Leben des Weibes nicht kürzer ist. Die Weiber verlieren die Haare später, werden später grau und selten kahlköpfig. Das weibliche Leben ist mehr gefährdet beim Eintritt der Mannbarkeit, bei Schwangerschaft, Gebähren, Wochenbett und Aufhören der Zeugungsfähigkeit; hat das Weib diese Periode überstanden, so lebt es oft länger als der Mann. Es sterben mehr Knaben als Mädchen.

Das weibliche Geschlecht ist empfindsamer, reizbarer, seine Sensibilität reger, die Muskelkraft schwächer; es leidet daher mehr an Krämpfen und Nervenübeln. Der Mann hat eine größere physische Kraft, er leidet häufiger an entzündlichen Krankheiten. Alles am männlichen Körper ist mehr für Kraft, Ausdauer und Strapatzen eingerichtet, zum thätigen, kräftigen Leben; beim Weibe zum duldenden, leidenden. Seine Muskeln sind heller, blasser, lockerer, dünner, schwächer, weicher; alle Theile, selbst die Knochen, haben mehr Gallerte, weniger Faserstoff; die Knochen sind auch zarter und leichter. Die größere Reizbarkeit und Sensibilität des Weibes entsteht auch daher, daß das Rückenmark verhältnißmäßig größer zum Hirn ist, als beim Manne, seine Herrschaft über die Muskeln ist daher vorherrschend. Die Bewegungen sind leichter, freier, gefälliger, anmuthiger, ausdrucksvoller, dagegen weniger kraftvoll und anhaltend.

Alle diese Hauptverschiedenheiten treten erst mit dem Eintritt der Mannbarkeit bei beiden Geschlechtern deutlich hervor, und sind bei voller Reife, im zwanzigsten Jahre beim weiblichen Geschlecht in unserm Clima, im fünf und zwanzigsten beim Manne am auffallendsten. Der Eintritt dieser Periode wird durch höchst merkwürdige Erscheinungen bezeichnet, welche man aber auch bei andern Säugethieren auf ähnliche Art entwickelt beobachtet. Wenn der Körper sich seiner völligen Entwickelung nähert, so bietet die Natur alles auf, die Organe der Fortpflanzung zu ihren Verrichtungen geschickt zu machen. Die frühere Entwickelung überhaupt führt auch diese Periode früher herbei, worauf besonders auch das Clima einen sehr großen Einfluß hat. Der Körper bedarf nicht mehr aller seiner Säfte zur bloßen Ernährung; er kann einen Theil zu andern Zwecken abgeben. Diese Zwecke sind die Fortpflanzung der eigenen Art. Dazu dient beim männlichen Geschlechte der Samen, beim weiblichen aber eine gewisse Vollsaftigkeit der Theile, welche bestimmt sind, die Entstehung des Kindes vorzubereiten, möglich zu machen, und wenn es entstanden ist, dasselbe zu ernähren. Da seine erste Nahrung vom Blute der Mutter hergenommen werden muß, so muß auch immer eine hinlängliche Menge in den Theilen vorhanden seyn, welche zur Aufnahme des Kindes dienen. Erst wenn diese Theile gehörig entwickelt sind, kann auch jene Vollsaftigkeit eintreten, und von diesem Augenblick an kann diese auch unter gewissen Bedingungen geschehen, und die Fähigkeit dazu dauert bis zur Abnahme dieser Vollsaftigkeit im vorgerückten Alter. Wenn aber keine Schwangerschaft statt hat, so entleeren die Gefäße von Zeit zu Zeit das überflüssige Blut, welches nun ausfließt. Diesen Blutfluß bemerkt man beim weiblichen Geschlecht aller Menschenrassen, aber seine Menge und die Zeit des ersten und letzten Eintrittes ist gar sehr verschieden. Die warmen Climate bringen den Zeitpunkt sehr frühe hervor. Shav erzählt, daß in Marokko und in der Barbarei die mauriſchen Mädchen schon im 10. Jahre mannbar seyen, daher können sie schon im 22. Jahre Großmütter seyn; in den noch heißern Gegenden von Afrika tritt die Mannbarkeit oft schon im 9. Jahre ein. In unserm Clima tritt dieser Zeitpunkt sehr selten vor dem 13. Jahre, gewöhnlich erst im 15. oder 16. Jahre ein, und in noch kältern Climaten im 16. oder 17. Jahre. Je früher die Mannbarkeit eintritt, desto kürzer dauert die Empfängnißfähigkeit; da wo sie im 9. oder 10. Jahre eintritt, hört sie schon im 30. auf, in unserm Clima im 45. bis 50. Jahre.

Man hat wohl den Blutabfluß, der dem weiblichen Geschlechte eigen ist, als eine Eigenheit der Menschen angesehen, und wohl gar darin einen Vorzug finden wollen, weil durch ihn der Geschlechtstrieb gemindert werde, und der Mensch desto eher den Gesetzen der Moralität folgen könne. Allein da die Ursache desselben in einer Vollblütigkeit der Geschlechtstheile liegt, welche eben deswegen da seyn muß, damit ein entstehendes Kind Nahrung finde, so ist diese Vollblütigkeit bei allen Säugethieren zur Fortpflanzungszeit vorhanden; hat aber keine Fortpflanzung statt, so erfolgt nicht selten auch ein solcher Blutfluß, so bei den weiblichen Affen. Es ist also auf jeden Fall keine ausschließende Eigenschaft des Menschen, und hauptsächlich Folge, daß das menschliche Weib nicht so regelmäßig schwanger wird und so oft gebiert, wie die in der Freiheit lebenden Säugethiere; es müßte wohl nothwendig eine Vollblütigkeit des Unterleibs und der Geschlechtstheile besonders entstehen, wenn die Natur sich nicht auf diese Art helfen würde; man sieht daher auch häufig Krankheiten entstehen, wenn er unterdrückt wird, und die Periode des natürlichen Aufhörens im Alter ist die gefährlichste für das Leben des weiblichen Geschlechts. Dieses Aufhören hat darin seine Ursachen, daß nach einem allgemeinen Gesetz der Natur, im Alter die Säfte an Quantität abnehmen, das Erdige, die festen, rigiden Theile hingegen sich vermehren. So schließen sich viele kleinere Blutgefäße, sie werden weniger ausdehnbar, und so widerstreben auch die Gefäße der Geschlechtstheile dem Blutandrang, und nehmen endlich weniger auf, einige schließen sich auch wirklich. Da aber bei guter Gesundheit noch viel Blut abgesondert wird, so entstehen durch dieses Aufhören einer so lange gedauerten periodischen Entleerung Unordnungen im Kreislaufe, auch wohl Stockungen in andern Organen, und so ein Krankheitszustand, der, wenn er an und für sich nicht tödtlich ist, doch oft den Keim zu zerstörenden Krankheiten legt. Auch vor dem Eintritt des ersten Blutabflusses entstehen aus ähnlichen Ursachen ebenfalls sehr oft Kränklichkeiten und wirklich oft Krankheiten, selbst tödtliche. Auch hier entstehen Unordnungen im Kreislaufe, die Gefäße der Geschlechtstheile müssen sich erst entwickeln, sie widerstehen dem Andrang des Blutes anfangs, und erst nach dem die verschiedenen Zufälle oft Monate, ja Jahre lang gedauert haben, tritt Regelmäßigkeit ein. Aber eben weil nun dadurch Veränderungen im Kreislaufe eintreten, so werden durch diesen Eintritt nicht selten frühere Krankheiten geheilt und verschwinden. Diese Zufälle vor und nach dem Aufhören des Blutabflusses scheinen indeß mehr Folge des civilisirten Zustandes zu seyn, und bei den weniger civilisirten und sogenannten Wilden viel weniger statt zu haben; wir haben übrigens darüber keine genauen Nachrichten.

Da die Wärme die Gefäße ausdehnt und erschlafft, so ist der Blutfluß in den heißen Ländern stärker, als in den kalten, und tritt eben deßwegen auch früher ein. Bei europäischen Frauen wird er sehr oft stärker, wenn sie in warme Länder kommen, und es entstehen bei ihnen häufig Krankheiten aus dieser Unordnung, und wenn sie schwanger werden, kommen sie leicht zu früh nieder. Bei den Völkern der kalten Zone, den Eskimaux, Lappen u. s. w. tritt der Fluß theils später ein, theils ist er weniger stark. Sie gebären auch viel weniger Kinder, als die Weiber der gemäßigten und warmen Zonen. Ueberhaupt befördert die Wärme gar sehr den Geschlechtstrieb bei beiden Geschlechtern. In den kalten und gemäßigten Gegenden gestattet die Natur dem Manne nur eine Frau; in den wärmern Gegenden dagegen ist die Vielweiberei

einheimisch, übrigens auch da nur denen mehr Bedürfniß, welche ein bequemes Leben führen. Die Vielweiberei selbst macht diese auch mehr nöthig, da durch sie die Zahl der weiblichen Geburten vermehrt wird, mithin es mehr Weiber als Männer gibt; in den gemäßigten und kältern Zonen ist dagegen die Zahl beider Geschlechter gleicher.

Groß und merkwürdig ist der Einfluß der eingetretenen Mannbarkeit auf beide Geschlechter; nicht bloß in physischer, sondern auch in moralischer und psychischer Hinsicht. Das Mädchen, welches in den Kinderjahren ganz unbefangen sich mit Knaben herumtreiben konnte, fängt in der Periode der sich nähernden Mannbarkeit an diesen Umgang zu vermeiden; es zieht sich mehr zu seinem Geschlechte zurück, und findet es unschicklich, allein bei heranwachsenden Jünglingen zu verweilen. Doch fühlt es den geheimen Trieb ihnen zu gefallen und seine Reize durch Putz zu erhöhen. Ein Trieb, der dem weiblichen Geschlecht auf der ganzen Erde eigen ist, und der daher im Innersten des weiblichen Wesens zu liegen scheint, wenn schon derselbe auf die verschiedenste Weise ausgeführt wird. Selbst bei den Völkern, deren Weiber ganz nackt gehen, wissen sich diese nach ihrer Phantasie zu putzen; sie tragen Armbänder, oder Ohrenringe, oder durchbohren sich die Nasenknorpel, oder die Lippen; andere binden ihre Haare in mehr oder minder elegante Formen, beschmieren sie mit Fett und Farben, oder der ganze Körper wird mit Fett beschmiert, bemalt, tatuirt; die Nägel werden gelb gefärbt, die Zähne schwarz; die Chineserinen binden ihre Füße so ein, daß sie eine ganz widernatürliche Kleinheit behalten und nicht mit Sicherheit gehen können; die Türkinen halten eine große Wohlbeleibtheit für die größte Schönheit und mästen sich ordentlich. Alle diese Weiber glauben sich in ihrem Sinne eben so schön geputzt als unsere europäischen Damen einst in den Reifröcken, hohen Absatzschuhen, ellenhohen Frisuren, Perrücken, mit ihren Schönpflästerchen, Ringen an den Zehen, und jetzt in den ungeheuern Ermeln, in welchen sie oft leicht ihre kleinen Kinder verbergen könnten, oder was alles die Mode erfand oder noch erfinden kann, und wahrhaftig eine Frau mit einem Knochen in der Nase ist nicht lächerlicher als eine geputzte europäische Dame; nur der Geschmack ist verschieden, aber man gewöhnt sich an das unnatürliche so leicht als an das natürliche in solchen Sachen; keine Nation kann der andern einen Vorwurf machen. Die Scham scheint ein Gefühl zu seyn, welches dem Menschen allein eigen ist, sie ist bei beiden Geschlechtern vorhanden, aber dem weiblichen in weit höherm Grade. Man findet dieses Gefühl bei allen Nationen, aber freilich auch nach den Begriffen derselben ebenso verschieden. Die Neu-Holländerin findet ihre gänzliche Nacktheit verletze den Anstand nicht. Allein keine Nation wird den Geschlechtstrieb öffentlich in Gegenwart anderer befriedigen. Das Schamgefühl scheint indeß um so größer, je mehr der Mensch sich über das bloß körperliche zum Vernunftleben hervorgehoben hat.

Erst mit dem Eintritt der Mannbarkeit wird das Weib zum Weibe, das heißt, erst in diesem Zeitpunkte hebt sich die Geschlechtsverschiedenheit im Handeln und Denken ganz hervor, wenn schon in der frühern Kindheit sich der Unterschied zeigte, wie sich aus den jugendlichen Spielen ergibt. Der Knabe wird bald vom Geräusch der Waffen, vom Lärmenden, von dem was Stärke und Muth erfordert angezogen, gymnastische Uebungen aller Art sind seine Lust; Tändeleien und Puppenspiele sind vorherrschend bei'm Mädchen. Aber auch die physische Ausbildung wirkt erst jetzt in ihrer vollen Bestimmung ein. Das Becken erhält erst jetzt seine größere Ausbildung, seine dem weiblichen Geschlecht eigene Weite, die Brüste fangen an sich zu erheben und entwickeln sich; die Gesichtsbildung wird bestimmter, die Stimme stärker und voller, und alle Theile des Körpers treten in ihr nun bleibendes Verhältniß, in vollkommenere Harmonie. Immer aber herrscht Zartheit und Weichheit vor, als wesentliches Erforderniß der Schwangerschaft, welche nicht ohne jene natürliche Dehnbarkeit und Weichheit vor sich gehen könnte. Aber eben deßwegen ist auch das Weib nicht zu schweren Arbeiten geeignet, und es ist unnatürlich diesem schwächern Geschlecht, wie so viele Völker thun, solche Arbeiten aufzuladen, welche nur dem Manne zukommen sollten. Weibliche Schönheit kann bei starker körperlicher Arbeit nicht bestehen, sie wird schnell zerstört. Sanfte Sitten und der Genuß eines freien gesellschaftlichen Zustandes; Arbeiten, welche dem weiblichen Körper und seinen Kräften angemessen sind, und diese nicht allzusehr in Anspruch nehmen, sind der Entwicklung der weiblichen Schönheit günstig. Diese kann daher auch unter den höhern Ständen, oder unter Umständen welche eine ruhige Lebensart begünstigen, länger bestehen. Die Weiber welche stark arbeiten, und sich der Sonne aussetzen müssen, verlieren schnell ihre Reize, und die Schönheit kommt unter diesen Classen seltener vor. Die Schönheit ist freilich nur relativ, und glücklicherweise findet der eine ein Mädchen schön, was dem andern eher häßlich scheint, sonst würden noch weit mehr Streitigkeiten aus dieser Ursache entstehen. Die weibliche Schönheit besteht in einem harmonischem Ebenmaße aller Glieder, mittlerer Größe, mäßiger Fettigkeit, Weichheit und Glätte der Haut, sanfter und angenehmer Gesichtsbildung, jener schwellenden und doch weichen und sanften Abrundung der Glieder, schöner Wölbung des Busens, kleinen Händen und Füßen, lebhaften Augen, wohlwollendem Blicke, langem, feinem, wallendem Haupthaar, voller und angenehmer Stimme. Zur Schönheit wird eine gewisse Fettigkeit erfordert, welche die Haut allenthalben gleich ausdehnt. Leider sind eben diese Erfordernisse zur Schönheit der Art, daß sie im Alter viel bemerkbarer schwinden als beim Manne, dessen Schönheit gerade im entgegengesetzten, in Kraft und Stärke besteht, daher sehr häufig aus den schönsten Frauen eben die häßlichsten Matronen werden, weil jenes Fett schwindet, die Haut zu wenig Elasticität und Dehnbarkeit hat, und darum stärkere Runzeln wirft.

Nach den europäischen Begriffen von Schönheit, sind die Völker, welche wir Caucasier nennen, die schönsten, und zwar zählen wir darunter noch jetzt die Bewohner des Caucasus. Das alte Colchis oder das jetzige Georgien, Mingrelien, Tscherkassen, Imereti auch Cachemir bringen die schönsten Weiber hervor, welche, da sie häufig nach der Türkei verkauft werden, die Harems der Sultane und türkischen Großen anfüllen, und sehr viel dazu beigetragen haben, die Türken zu einer schönern Nation zu erheben. Nach andern Nachrichten sollen die Weiber der Lesgier noch die Georgianerinen an Schönheit übertreffen. Griechenland hat sehr schöne Mädchen hervorgebracht. Unter den Frauen von Paphos, Corinth, Amathonte, Gnidus und Lokris, fanden die Phidias und die Praxiteles ihre Originale zu den Bildern der Venus und die Raphaele, Correggios und Titians suchten ihre Originale zu den Bildern der heiligen Jungfrau eben da oder unter den Römerinen. Die Frauen von Chios, die Albaneserinen sind sehr schön gewachsen; die Insulanerinen im egeischen Meere sind schön weiß und haben, wie alle Griechinen, große, schmachtende und schöne Augen. Schon die alten Griechen hielten große Augen für schön, und schrieben solche der Juno zu. Die Weiber im südlichen Europa, die Römerinen, Neapolotanerinen, Spanierinen und Portugiesinen sind meist schön gewachsen, haben einen üppigen Körper, vollen Busen, lebhafte sprechende Augen, dunkle Haare. Die Südfranzösinen sind mehr klein aber lebhaft, angenehm und gut gebaut. Unter den Deutschen gibt es viele Blonde, und je mehr nach Norden, desto mehr, wozu gewöhnlich schmachtende, blaue Augen kommen, die Haut ist weiß und roth, sie sind größer als die Französinen aber weniger lebhaft. Die Engländerinen sind meist groß, schlank, die Haut fein, weiß, blond, ja blaß, aber sie haben wenig Busen, sind auch nicht sehr lebhaft. Ueberhaupt sind die Weiber vom germanischen Stamme weiß und meist blond; diejenigen vom slavischen Stamme, Russinen, Polinen, von schönem Wuchse, lebhaften Augen und schwarzem Haare.

Die caucasischen Stämme, welche die indische Halbinsel bewohnen, haben Weiber von mittlerer Größe aber zierlichem Wuchs, die Hautfarbe ins schwarzbräunliche fallend, die Gesichtszüge fein und schön, die Haut ist sehr fein und weich, wahrscheinlich der vielen Bäder wegen, die Haare sind schwarz, sie leiden aber am Körper keine andern als die Kopfhaare, färben ihre Nägel, auch wohl ihre Lippen roth oder gelb. Diejenigen welche in den Harems eingeschlossen sind, werden meist sehr fett, was sie für schön halten, und sich sehr ordentlich mästen, daher sie oft sogenannte Vollmondsgesichter bekommen; sie altern aber schnell. Auch die Araberinen sind in der Jugend angenehm, aber schon nach wenigen Jahren alt, und werden dann sehr häßlich; sie durchbohren sich die Nasenknorpel, worein sie Ringe hängen; die Wärme macht sie bald braun. Zuweilen malen sie die Backen und die Stirn blau, und die Nägel roth. So häßlich die Männer unter den Juden sind, so schön sind die Weiber, und man rechnet sie zu den schönsten, in Hinsicht ihres Gesichtes.

Alle Weiber der mongolischen Stämme haben eine bräunliche Haut und schwarze grobe Haare. Die Physiognomien sind für uns unangenehm, die Backen vorstehend, die Augen klein und schief, die Stirn zurücktretend. Die häßlichsten sind die Weiber der nogaischen Tartaren und Kalmücken, obschon sie an die Länder der schönsten Caucasier gränzen. Die Nase ist mehr breit als platt, an der Wurzel eingedrückt, die Ba-

cken vorspringend, die Augen klein, schief, weit aus einander stehend, der Mund fast bis zu den Ohren gespalten, die Haut ledergelb, die Brüste groß, schlaff, hängend, die Brustwarze kohlschwarz, die Haare steif, schwarz, grob wie Pferdehaar. Der Unterschied zwischen einer jungen Tartarin und einer gleich alten Tscherkessin ist ungemein groß. Die letzte hat die schönste weicheste Haut, weiß und rothe Backen, schöne blaue Augen, lange, seidenartige, feine, wallende Haare, einen kleinen, schelmischen Mund, eine angenehme Stimme, einen vollen runden Busen, zierliche Umrisse des Körpers, kleine Hände, niedliche Finger und ein allerliebstes Füßchen, also ganz des Gegentheil, und die grellste Abstufung der Stämme zeigen sich hier nahe beisammen. Wir finden es eben so in Indien. Die Weiber in Malaka, Bengalen, Indostan sind angenehm, und obwohl klein und gelb, doch gut gewachsen, dagegen sind die Völker jenseits des Ganges, welche zur mongolischen Rasse gehören, die Bewohnerinen von Siam, Pegu, Arakan, Ava, Laos, Cochinchina, Japan, Thibet, China für unsern Geschmack häßlich, ihre Gesichter unbedeutend und sehr wenig abwechselnd in ihren Zügen, die Farbe gelblich, die Haare schwarz und grob. Die Chinesinen halten kleine Füße für eine Hauptzierde der Weiber, daher die vornehmen Stände den Mädchen von Geburt an die Füße einzwängen, und die Zehen ganz unterbeugen, wodurch zwar der Fuß einer erwachsenen Dame nicht größer als der eines achtjährigen Kindes wird, allein dafür ist der Gang unsicher, wackelig und häßlich. Bei den Chinesen gilt ein dicker Mann für reich, und um so vornehmer, je dicker er ist; die Frauen dagegen müssen mager seyn. Noch häßlicher und unbedeutender sind die Gesichter der Weiber der sämmtlichen Hochpolareinwohner, der Ostiaken, Samojeden, Grönländer, Eskimaux, Jakuten, Tschuwaschen, Kamtschadalen, bis zu den Kurilen. Klein, dick, schmutzig, vom Rauch geschwärzt, das Gesicht rundlich oval, die Nase breit, geflügelt, die Haare lang, grob, schwarz, struppig, das Gesicht oft mit verschiedenen Zeichnungen verziert. Sie sind früh mannbar und daher schnell verblüht, wenn man sagen kann, sie seyen jemals in ihrer Blüthe.

Unter den Völkern Afrika's, sind die Hottentoten die häßlichsten, und ihre Physignomien gleichen den Orang-Utangs, aber mehr dem häßlichen Orang-Utang Borneos, als dem viel schönern Chimpanse Afrika's. Wenn alle Hottentotinen derjenigen gleichen, welche man in Paris die hottentotische Venus hieß, so sind dieß die häßlichsten Geschöpfe die man sich nur denken kann. Cüvier sagt von ihr, ihr Aeußeres war thierisch, die Bewegungen schnell und affenartig, die Lippen dick und vorspringend und sie konnte dieselben bewegen wie die Affen, die Kinnladen stark, die Schneidezähne vorstehend, schief, das Kinn zurückgezogen, die Backenknochen sehr breit und entwickelt, die Nasenwurzel eingedrückt, die Nase platt, mit sehr breiten Flügeln, die Stirne platt und zurückgedrängt, die Augenspalte schmal, aber nicht schief wie bei den Mongolen, der Mund sehr groß, die Ohren klein, fast ohne äußern Rand, wie bei vielen Affen, das Haar kurz, wollig und kraus, die Farbe dunkel, ledergelb, die Augen lebhaft, die Brüste lang und hängend, der Hof um die Warze schwärzlich und mit kreisförmigen Runzeln umgeben. Das Becken sehr weit, daher die Oberschenkel unförmig dick, und was die Aehnlichkeit mit den Affen Afrika's noch sehr vergrößert, ist der ungeheure Fettklumpen ob dem After, wie beim gemeinen Affen, so groß, daß ein kleines Kind bequem darauf sitzen könnte, und bei jedem Schritte zitternd. Diese Sonderbarkeit findet sich aber doch nicht bei allen Hottentoten in diesem außerordentlichen Grade, sondern nur bei den Buschmännern, den wildesten aller hottentotischen Stämmen, wohl aber die Gesichts- und Körperbildung. Dieser Fettanhang entwickelt sich erst im vorgerückten Alter, nachdem sie schon Kinder geboren, und findet sich nicht in der Jugend. Es gab eine Zeit, wo unsere Damen diesen Anhang künstlich nachmachten. Die Gallas in Abyssinien sind, nach Brüce, klein, braun, und die Weiber gleich an Häßlichkeit den Hottentotinen.

Die Weiber der Kafern sind bei weitem nicht so häßlich, gut gewachsen und oft mit angenehmen Gesichtszügen. So sehr auch das Gesicht der Neger abschreckend ist, die platte Nase, die aufgeworfenen, wulstigen Lippen, und die großen glotzenden Augen auffallen, so sind doch viele junge Negerinen nichts weniger als häßlich zu nennen, gut gebaut, mit lebhaftem Blick und liebestrahlenden Augen haben sie nicht unbedeutende Reize, denen die Europäer nicht widerstehen können; aber altern schnell und werden dann um so häßlicher, je schöner sie als jung waren; die hängenden Brüste und die unangenehme Ausdünstung machen sie dann doppelt widerlich.

Furchtbar häßlich sind die Weiber in Neu-Holland, und noch mehr die Diemensländerinnen, welche an Häßlichkeit den Hottentoten am nächsten stehen. Breite, flache und doch etwas vorstehende Nasen, zurücktretende Stirn, weiten Mund, kleines Kinn, lange hängende Brüste, auffallende Magerkeit der untern Extremitäten, krauses, wolliges Haar, oft wohl gefärbt, schwärzliche Haut, geben uns ein wahres, nicht anziehendes Bild des schönes Geschlechts der Diemensländer. Auch bei ihren Nachbarn, den Neu-Holländerinnen, ist die auffallende Magerkeit der untern Extremitäten vorhanden. Hauptmann Sturt fand die eingebornen Weiber an den Ufern des Morumbridge, jenseits der blauen Berge, so häßlich, daß sie kaum noch das Ansehen menschlicher Gestalten hatten; sie waren im höchsten Grade zurückstoßend und sceletartig mager, besonders die Kinder.

Ein sonderbares Gemengsel bilden die Bewohner der zahlreichen Südseeinseln: Chinesen, Malajen, Australneger, wohnen durch einander, und ihre verschiedene Gesichtsbildung macht es schwer, ihre Abstammung zu bestimmen. Im Allgemeinen aber ist das weibliche Geschlecht dort schön. Allzureizend vielleicht beschreibt Cook die Mädchen von Otaheiti und der Freundschaftsinseln, welche Najaden gleich, sein Schiff umschwammen, und als neue Sirenen, welche jedoch die Matrosen nicht fraßen, dieselben anlockten. Auf Nukahiva gibt es Frauenzimmer, besonders unter den Häuptlingsfamilien, welche unsern schönsten Damen wenig nachstehen möchten. Auch auf den Sandwichinseln fand Cook schöne Weiber, jetzt scheinen sie weniger schön geworden zu seyn. Die Bewohnerinnen der Carolinen, Marianen und Diebinseln sind nicht groß aber schön gebaut, und mit sehr regelmäßigen Gesichtszügen. Die Weiber der sogenannten Papus- oder Australneger sind im Gesicht nicht häßlich, und haben weder die platte Nase noch den aufgeschwollenen Mund der Neger; ihre Haare sind kraus, aber nicht wollig, lang und struppig aufstehend, so daß der Kopf dadurch einen ungeheuren Umfang bekommt. Die Weiber in Südamerika haben grobe Gesichtszüge, die Stirn ist niedrig und schmal, und steigt nicht senkrecht empor; selten hat das Stirnbein Vorragungen, dagegen treten die Augenbraunenbogen stark vor; die Augen liegen tief; der Mund ist weit gespalten; die Lippen sind dünn, die Oberlippe vorragend und die Nasenrinne fast verlöscht. Das Haar liegt am Kopfe an, ist schwarz, etwas steif, doch nicht eigentlich grob und rauh; die Brüste sind groß, stehen weit aus einander und haben ungemein dicke Warzen. Die Farbe ist licht gelblich braun, die Wangen nie roth. Der Hals ist bei allen Südamerikanern kurz, die Schultern breit. Bei den Weibern der Botokuden und anderer brasilischen Stämme sind die Gesichtszüge grob und stark ausgewirkt; die Haare lang, schwarz und schlicht; die Backenknochen stark; die Augen schwarz und lebhaft; Mund und Nase etwas dick, meist gerade, mit starken Flügeln und wenig vortretend; die Stirn ist meist platt und etwas zurückweichend; die Brüste etwas hängend; die Zähne schön und weiß. Die Farbe der Haut ist ein röthliches braun, bei einigen fast völlig weiß. Wenn die Botokuden nicht die abscheuliche Sitte hätten, die Unterlippe zu durchschlitzen und ein Stück Holz darein zu thun, so wie große Pflöcke in die Ohren, so wären ihre Physiognomien noch ziemlich schön zu nennen.

Die Weiber der nordamerikanischen Urvölker sind nicht häßlich, und wenn man Chateaubriands Roman glauben sollte, gäbe es wahre Schönheiten unter ihnen. Im Allgemeinen sind sie gut gewachsen und haben regelmäßige Gesichtszüge, vorstehende Nasen und lebhafte Augen. Gar sehr werden die Mulattinnen, oder die Töchter von Weißen und Negerinnen als reizend geschildert; die etwas dunklere Hautfarbe soll gar nicht übel zu den lebhaften schwarzen Augen, dem schwarzen Haare und den weißen Zähnen stehen, und ihr Wuchs meist schön und ansehnlich, die Formen abgerundet seyn, allein wie alle Schönen der wärmern Zonen, sind sie früh reif, leidenschaftlich, und altern schnell.

Alles abgewogen scheinen die Frauen der gemäßigten Zonen, auch abgerechnet die höhere Bildung der vornehmern Stände, den Preis der Anmuth zu verdienen, und ihre Reize am längsten zu erhalten.

Was am weiblichen Geschlecht schön und angenehm ist, jene üppige Fülle der Theile, ist am männlichen unangenehm, abstoßend und seiner Bestimmung nicht entsprechend. Eine ansehnliche Größe, Kraftausdruck in der ganzen Muskulatur, ein starker Bart, ausgewirkte, bestimmte Gesichtszüge, und Beharrlichkeit in jedem Unternehmen sind es, was den Mann ziert. Die Italiener zeichnen sich besonders unter den Europäern als schöne Männer aus, und unter den Deutschen und Polen findet man

viele schöne Männer unter allen Ständen, überhaupt in ganz Europa. Auch die Georgier, Perser, Armenier, Türken, haben viele schöne Männergestalten. Vorzüglich schön sind die Männer der Südseeinseln, dann die Patagonier, die Südamerikaner überhaupt, so wie auch die Nordamerikaner. Auch die Neger wären schöne Männer, wenn nur ihre Gesichter angenehmer wären. Unter den Mongolen und den zu dieser Rasse gerechneten Menschen gibt es wenige Männer, die wir schön nennen könnten. Die Neu-Holländer stoßen durch die Magerkeit ihrer untern Extremitäten ab, und die Hochpolarländer durch ihre Kleinheit und Untersetztheit. Die Hinduh sind nicht groß, aber gut gestaltet; die Papus sind wohl gewachsen, und die Neu-Seeländer haben kräftige und schöne Männer.

Wie beim Weibe, so entwickelt sich der männliche Charakter mit allen seinen Eigenheiten, im körperlichen und geistigen, erst mit der Mannbarkeit. Die Erzeugung des Samens gibt dem Manne nicht nur körperlich, sondern auch geistig seine Kraft, und Ausschweifungen entnerven nicht bloß den Körper, sondern erzeugen auch Unentschlossenheit und geistige Schwäche. Die Leidenschaften, welche beim Knaben wild und stürmisch waren, sind es auch beim Manne noch, aber sein Charakter wird bald mehr ernst, und er weißt sie zu zügeln. Die Formen des Jünglings zeigen Kraft und Muskelstärke, und in seinem Blicke erzeugt sich bald eine gewisse Festigkeit, er fühlt in sich den Trieb etwas in der Welt zu gelten; Lust zu kühnen Thaten und zu Kraft erfordernden Leibesübungen. Am besten kann man die Macht des geistigen Einflusses der Männlichkeit auf den Charakter bei jenen unglücklichen Geschöpfen beobachten, welche durch Naturfehler weder Männer noch Weiber geworden sind, da die Geschlechtstheile nicht gehörig ausgebildet wurden, oder bei denen, welche in der Jugend verstümmelt wurden. Ein Castrat ist auch im Charakter weder Mann noch Weib, und hat die Fehler beider, ohne ihre Tugenden zu haben. Verschlagen, falsch, hinterlistig, geizig ist sein Betragen, feig und unfähig etwas großes auszuführen, beleidigt er durch seine fatale Stimme, durch das weibische Ansehen, sein bartloses Kinn, durch den weibischen Bau seines meist großen und fetten Körpers; alles was den Mann adelt, geht ihm ab, und zu großen Thaten, so wie zu edeln Handlungen ist er unfähig. Diese Einwirkung der Geschlechtlichkeit ist eben so deutlich bei Thieren vorhanden, als beim Menschen. Welcher Unterschied zwischen dem verschnittenen Pferd und dem kräftigen Hengste, zwischen dem geduldigen Ochsen und dem wilden Stiere. Die Männlichkeit ist etwas reelles, nicht bloß in körperlicher, sondern auch in geistiger Hinsicht, und der Castrat ist so, wie er ein unseliges Mittelding ist, auch von beiden Geschlechtern verachtet.

Das mit der Periode der Mannbarkeit eintretende männliche Alter fängt mit dem vollendeten Wachsthum an, und geht stufenweise von den brausenden Leidenschaften bis zur kalten Beurtheilung über. Das Leben ist in seiner Höhe und Fülle; der Körper stark und fähig die Beschwerden zu ertragen, welche das Leben mitbringt, und oft unangenehme Augenblicke herbeiführen; auf der andern Seite aber, da sie mit angenehmen wechseln, auch wieder beglücken. Der Körper nimmt weder zu noch ab, und eine feste Gesundheit ist in dieser Periode am häufigsten. Die gegenseitige Liebe des Gatten und die Freude an den Kindern erheitern das Leben gebildeter Menschen. So dauert diese Periode eines gewissen Stillstandes bis ins 40 oder 45 Jahr. Es verschwinden allmählig die Spuren der Jugend, das Leben wird immer ernster und mühevoller, obschon der Körper noch stark und in geistiger und physischer Hinsicht ausdauernd ist. Das Denken ist ernst und überlegt, durch Erfahrung geleitet, das Kindische eckelt an, das Ernste wird geliebt.

Gegen das fünfzigste Jahr in unserm Clima, oft schon im dreißigsten im heißen, hört jener Blutfluß beim weiblichen Geschlechte auf, die jugendlichen Gesichtszüge verwischen sich, das Ernste wird geliebt. Der Charakter wird etwas rauher, beim weiblichen Geschlecht fast mehr, im Verhältniß, als beim männlichen, und so rückt allmählig das Alter heran, anfangs unmerklich, nach und nach immer merklicher. Es tritt mehr Liebe zur Bequemlichkeit, zum häuslichen Leben, zur Ruhe ein. Die Säfte vermindern sich; die Absönderungen werden sparsamer, aber concentrirter, schärfer, riechender. Die Samenabsönderung beim Manne nimmt ab. Das Gedächtniß wird schwächer, die edlern Sinne stumpfen sich ab, meist zuerst das Gesicht, dann das Gehör; die Knochen werden spröder, brechen leichter; die Haare vertrocknen, werden grau oder fallen aus, es entsteht häufig Kahlköpfigkeit, doch seltener beim weiblichen Geschlecht, als beim männlichen. Die Hautausdünstung nimmt ab, ebenso vermindert sich die Körperwärme, und der Greis erträgt die Wärme weit besser, als die Kälte. Der Appetit wird geringer, der Stuhlgang sparsamer, der Schlaf kürzer, und alte Leute werden oft von Schlaflosigkeit geplagt, bis dann im höhern Alter aus Schwäche oft im Gegentheil Schlafsucht eintritt; die Leidenschaften werden gemäßigter. Viele kleine Gefäße schließen sich, es wird mehr verbraucht als erzeugt. Schon das Aufhören des Blutflusses beim weiblichen Geschlecht und die Abnahme der Samenabsönderung beim Manne, waren die Vorboten zu dieser Säfteverminderung. Das Erdige nimmt überhand, die Knorpel verknöchern zum Theil, und ihre Elasticität nimmt immer mehr ab; daher wird der Gang langsamer, die Bewegungen beschwerlicher und mühsamer; selbst das Athmen wird aus Mangel der Elasticität der Rippenknorpel oft beschwerlicher, keuchender. Bei Männern treten nicht selten Urinbeschwerden ein. Die Zähne fallen großentheils, oft alle, aus. Die Physiognomie wird immer mehr verändert, die Muskeln und das Fett schwinden, daher entstehen Runzeln und Falten; das Kinn schiebt sich vor, das Gesicht tritt zurück. Diese Beschwerden nehmen immer mehr überhand, jemehr das Alter vorrückt. Der Greis wird geschwätzig, und wenn auch sein Gedächtniß geschwächt ist, so erinnert er sich doch oft noch mit großen Wohlgefallen seiner Jugendzeit. Die ersten Eindrücke der Kindheit haften am längsten, und oft erinnert sich der Greis haarklein dessen, was er vor mehr als einem halben Jahrhundert erlebt, gesehen, gethan hat, während er fast alles dessen, was in den letzten Jahren geschehen, sich nicht mehr erinnert. Er ist ein großer Lobredner der Zeit, in welche seine Jugend fiel, da war alles größer, schöner, kräftiger, herrlicher, da war mehr Treu und Glauben, aus dem ganz einfachen Grunde, weil er damals alles mit andern Augen, in einem andern Lichte sah; er begreift nicht, daß die Zeit fortgerückt ist, daß er selbst ganz anders denken und handeln gelernt hat, und daß die heutige Jugend, wie er damals, die Zeit, über welche er schmält, eben so preist, wie er die Zeit seiner Jugend gepriesen hat. Er begreift die Zeit, in welcher er jetzt lebt, nicht mehr und nicht selten überlebt er noch seinen Verstand, er wird wieder zum Kinde, sein ausgetrocknetes Hirn erfaßt die Gegenstände ebenso wenig mehr, als sie das zu weiche Gehirn der ersten Kindheit erfassen konnte. Die Thore, durch welche die Wahrnehmungen in unsere Seele einziehen, Gesicht und Gehör, sind geschlossen, daher verwirren sich die Begriffe. Nach und nach zerreißen die Bande, die den Menschen an das Leben fesseln, die Jugendgefährten hat der Tod meist weggemähet, der Greis findet niemand mehr, mit dem er von seiner Zeit reden kann, er fängt an sich einsam in der Welt zu fühlen, ihre Freuden erheitern ihn nicht mehr, da er sie nicht mehr genießen kann. Die Muskeln versagen ihm ihre Dienste, wankend wird sein Gang, er bedarf des stützenden Stabes, der wärmenden Kleider, weil sein kälteres Blut den Körper bei der sinkenden Reizbarkeit nicht mehr schnell zu durchströmen vermag, der Puls der in der blühenden Jugend 70 bis 75 Schläge in der Minute schlug, ist bis auf 60 herunter gesunken, die straffer und starrer gewordenen Gefäße leisten mehr Widerstand, besonders leiden die Extremitäten an Kälte, da viele kleinen Gefäße sich bereits geschlossen haben; daher die Schwäche der Füße, welche den Körper kaum mehr zu tragen vermögen, daher ihre Kälte, ja nicht selten sterben sie ab und werden brandig. So geht es nach und nach immer langsamer, immer mehr dem Ende zu, bis endlich das Herz selbst zu schlagen aufhört und das letzte rasselnde Ausathmen die Scene beschließt. Die letzten Wochen eines solchen Menschen, der nach dem Gang der Natur den Tod vor Alters stirbt, weil die organische Maschine gleichsam ausgearbeitet ist, schleichen oft dahin, ohne daß er seiner mehr bewußt ist, fast immer schläft er, die Reize sind nicht mehr im Stande die stumpf gewordene Reizbarkeit in Thätigkeit zu setzen, es ist ein Zustand zwischen Leben und Tod, das Leben sogar oft schwer zu unterscheiden. Das Oel des Lebens ist ausgetrunken, und kaum sichtbar glüht noch das Lämpchen, bis endlich der letzte Funken vom leisesten Hauche erlischt, und das Leben flieht, mit ihm aber der Körper der Verwesung heimfällt, da die Lebenskraft es einzig war, welche der Auflösung widerstund, welche der Organismus zusammenhält. Nur selten ist der Tod, herbeigeführt durch das Alter, weil die meisten Menschen werden vor diesem Ziel, welches im natürlichen Gange aller Organismen seinen Grund hat, weggerafft durch das unzählbare Heer von Krankheiten, welche, selbst verschuldet oder ohne unser Zuthun, an unserer Gesundheit nagen, und oft plötzlich dem Leben ein Ende machen. Obwohl im Bau unsers Organismus gegründet, sind die Krankheiten eigent-

lich doch nur zufällig, und der Tod durch das Alter ist der einzig ganz natürliche. Da das Leben selbst den Körper abnutzen muß, so liegt also im Leben selbst die Ursache des Todes; aber der eine Mensch hat eine stärkere Constitution als der andere, und mehr Zähigkeit und Ausdauer. Der eine ist oft schon vor dem 70 Jahre ein wahrer Greis und stirbt des natürlichen Todes durch Erschöpfung, während ein anderer in diesem Alter noch recht lebenskräftig und mit allen Sinnen begabt ist. Im Allgemeinen erreichen mehr Weiber ein hohes Alter, als Männer, wozu die größere Dehnbarkeit und Weichheit ihres Körpers beitragen mag, das höchste menschliche Alter erreichten doch meist nur Männer.

Nach gemachten Berechnungen scheint es ausgemacht, daß im Allgemeinen die Zahl beider Geschlechter ungefähr sich gleich sey. In Europa hat man beinahe allenthalben gefunden, daß mehr Knaben geboren werden als Mädchen, daß aber die Sterblichkeit unter ihnen im ersten Jahr etwas größer sey als bei den Mädchen, sich also die Zahl ziemlich ausgleiche. Nach diesen Erfahrungen würde dann allerdings folgen, daß die Einweiberei Gesetz der Natur sey, und sie wird auch in allen kalten und gemäßigten Ländern der Erde beobachtet. Der hülflose Zustand der Kinder, erfordert die Beihülfe der Männer ebenso gut als der Weiber. Nur in gegenseitiger wirklicher Liebe und Zuneigung, kann eine glückliche Ehe bestehen, und diese Liebe kann der Mann nicht mit mehreren Frauen theilen, und in allen Staaten, wo die Civilisation Fortschritte gemacht hat, wo die Weiber nicht Sklavinen ihrer Männer sind, und die Achtung genießen welche ihnen gebührt, wo der Mann die Verpflichtung auf sich hat, für sorgfältige Erziehung der Kinder mitzusorgen, kann er auch nur eine Gattin sich wählen. Gute Ehen sind die Stützen des Staates und jeder bürgerlichen Gesellschaft. Sie zwingen den Mann, alle seine Kräfte zur Unterhaltung an Weib und Kind zu verwenden, und so ein ordentliches Leben zu führen; er findet im Schooße seiner Familie die beste Erholung für seine Mühe. Jeder Staat soll daher durch Gesetze die Ehen erleichtern und nicht erschweren. Die Geschichte aller civilisirten Staaten zeigt uns, daß mit Zunahme des Cölibats derselbe an seinen Hauptpfeilern untergraben wurde. Das Cölibat ist die Hauptquelle aller Ausschweifungen, welche in großen Städten herrschen. Nicht der Arme ist es welcher sich denselben ergibt, sondern der Reiche, der Begüterte, der Wollüstling. Der Arme heirathet fast immer, und wie spärlich er leben muß, so trachtet er doch Weib und Kinder durchzubringen; der im Wohlstand und Reichthum erzogene dagegen, berechnet, daß er eine Menge Vergnügungen missen müßte, wenn er heirathen würde, daß er seine künstlichen Bedürfnisse nicht befriedigen könnte, welche der steigende Luxus und Gewohnheit verlangen. Er zieht die vermeinte Freiheit vor, und fällt in die Sklaverei seiner Selbstsucht und seiner unordentlichen Gelüste, und so steht er im Alter allein, verlassen, oft verachtet da; durch seine Genüsse abgestumpft und des Lebens überdrüssig; er hat niemand der liebreich seine Sorgen theilt, ihn erheitert. Lachende Erben freuen sich seiner Hinfälligkeit und der Abgestumpftheit seiner Kräfte, oder er muß verarmt, sein sieches Leben in einem Hospital vertrauern. Die Folgen für das andere Geschlecht sind wohl noch trauriger; die Zahl der öffentlichen Dirnen steigt mit der Zahl der Cölibataire, und das einmal gesunkene Weib, welches alle Scham von sich geworfen hat, ist noch viel verächtlicher als der Mann; denn gerade in dem Schamgefühl, welches die Natur dem Weibe gab, hat es einen Schutz vor Ausschweifungen, und dieser einmal bei Seite gesetzt, fällt es tiefer als der Mann von Laster zu Laster. Das Unglück wird durch die Zahl der unehelichen Geburten vergrößert, da diese armen Geschöpfe zum Unglück und Jammer geboren, die Masse des Pöbels vermehren, und somit selbst das Uebel vergrößern, durch welches sie entstanden sind. Die gesetzliche Einführung des Cölibats bei der katholischen Geistlichkeit, hat der Moralität der Völker tiefe Wunden geschlagen, und nicht wenig zum Sinken mancher Staaten beigetragen, Alle Länder, alle Städte wo es wenig unverheirathete gibt, stehen sittlich höher und in ihren Grundlagen fester. Wenn auch durch die vielen Ehen die Bevölkerung vermehrt wird, und weit mehr als dieß durch die Zahl unehelicher Kinder geschieht, so ist diese Bevölkerung besser erzogen und gesitteter; sie schadet dem Staate nicht; sie vermehrt die arbeitende Classe, und wenn auch mehr verzehrt wird, so wird auch mehr producirt, und so das Gleichgewicht erhalten. Anders verhält es sich in den heißen Zonen; hier ist der Geschlechtstrieb viel stärker und erwacht früher, daher ist die Vielweiberei dort seit den ältesten Zeiten eingeführt. Man sollte denken, die Bevölkerung müßte dadurch sehr zunehmen, da man Beispiele hat, daß ein Mann mehrere hundert Kinder erzeugt hat. Allein man darf nicht glauben, daß die Vielweiberei allgemein sey; nur der Reiche hat viele Weiber, der Arme hat nur eine Frau. Die Vielweiberei erhält aber sich selbst dadurch, daß nach allen Erfahrungen mehr Mädchen geboren werden als Knaben. Dennoch aber mehrt sich die Bevölkerung dadurch nicht so sehr als man denken sollte. Die Weiber werden sehr bald unfruchtbar, und die Zeit der Fortpflanzungsfähigkeit hört viel früher auf als in kalten Gegenden, dadurch wird das Gleichgewicht nicht nur erhalten, sondern im Gegentheil zeigt eben die Erfahrung, daß die Bevölkerung eher ab als zunimmt, und die Zahl der Geburten in der Monogamie die stärkere ist, obschon der fruchtbare Boden der warmen Länder weit eher eine große Bevölkerung erhalten könnte. Schönheit und Blüthe des Lebens, erhält sich bei beiden Geschlechtern weit länger als in warmen Climaten. Die Europäerinen, wenn sie nach den heißen Ländern kommen, leiden oft an Blutflüßen, gebähren zu früh, oder verlieren ihre Fruchtbarkeit.

Noch hat man kein Volk kennen gelernt, bei welchem nicht die Ehe eingeführt wäre, so verschieden es auch mit Auflösung des Ehebandes ist, wie wir bei Betrachtung der einzelnen Rassen sehen werden. Im Gegensatz der Vielweiberei ist bei einigen Völkern Indiens die Vielmännerei üblich. Die Völker auf dem Himmelaja, welche an den Quellen des Ganges und Jumna wohnen, haben diese Gewohnheit: Alle Brüder, so viel ihrer sind, haben nur eine Frau, und der älteste wird als Vater des ersten Kindes betrachtet, der zweite als Vater des zweiten u. s. w. Dieser Gebrauch kann einzig dadurch gerechtfertigt werden, daß die Zahl der Weiber kleiner ist als die Zahl der Männer. Dieser Umstand ist viel seltener, als der umgekehrte Fall, da in sehr vielen Gegenden die Zahl der Weiber, diejenige der Männer übersteigt. Kämpfer führt an, daß in der großen Stadt Meaco in Japan, sechs Weiber auf fünf Männer kommen; Labillardier fand in Neu-Holland eilf Weiber auf zehn Männer; nach Azara kommen bei den Guaranis in Paraguay, vierzehn Frauen auf dreizehn Männer; in andern Theilen von Amerika fand man sieben Weiber auf sechs Männer, selbst zwölf Weiber auf acht Männer, und bei den Sioux, zwei Weiber auf einen Mann. Dieser Ueberschuß der Weiber wird noch größer in den wärmsten Ländern, an der Küste von Guinea und auf verschiedenen Inseln Indiens, wie in Java, Bantam, wo die Fürsten sogar eine weibliche Leibwache haben. Die Sclavenhändler entführten viel mehr männliche Neger als weibliche, und Handel und Schiffahrt nehmen weit mehr Männer weg, daher der Ueberschuß an Weibern, besonders in Ländern, wo durch die Wirkung der Vielweiberei ohnehin mehr Mädchen geboren werden als Knaben. Die Vielweiberei nährt also sich selbst, und war zu allen Zeiten bei den Orientalen zu Hause. In ältern Zeiten war die Monogamie nur bei den polizirten Römern und Griechen und bei den germanischen und celtischen Nationen, und selbst in Athen war es erlaubt zwei Frauen zu haben. Die Vielweiberei in warmen Ländern ist der Natur nicht zuwider, aber sie verträgt sich nicht mit der fortgeschrittenen Civilisation, da in der Vielweiberei die Weiber Sklavinen der Männer sind. Die Einführung des Christenthums fand schon um deßwillen bei den Völkern der warmen Länder weniger Eingang, weil es nur eine Frau erlaubt. Selbst mehrere nordische Nationen leben in der Polygamie, wie die Samojeden, Kamtschadalen, Ostiaken, Tunguſen und die Wilden in Nordamerika; aber auch hier zeigt sich der Satz bewährt, daß die Polygamie die Bevölkerung nicht vermehrt; denn viele nordamerikanische Nationen sind schon ausgestorben; andere dem Aussterben nahe, wozu noch viele andere Gründe, besonders bei den letztern der Hang zur Völlerei und anderes viel beitragen mag. Im civilisirten Europa steigt die Bevölkerung allenthalben, nur nicht in großen Städten, wo sie sich sehr vermindern würde, wenn nicht der Zufluß von Außen immer den Abgang mehr als erstatten würde. In Rußland steigt diese Bevölkerung so sehr, daß die Zeit wieder kommen muß, wo die Bewohner dieses colossalen Reiches auswandern und andere Länder überschwemmen müssen, wie einst aus den Steppen Asiens jene Völkerwanderungen begannen, welche das römische Reich zerstörten und über Europa die Finsterniß brachten, welche zwölf Jahrhunderte dauerte. Doch kann fortschreitende Civilisation diesen Zeitpunkt sehr weit hinausschieben oder die Nothwendigkeit gar nicht herbeiführen. Für die Geschichte der Verbreitung des Menschengeschlechtes aber ist es sehr merkwürdig, daß man kein Beispiel weißt, wo Völker aus warmen Ländern in kältere auswanderten, sondern, aus freilich ganz natürlichen Gründen, nur umgekehrt; dieses macht es um so schwieriger, die Bevölkerung der kalten und Polarländer zu erklären. Einst muß allerdings irgend ein Grund, wahrscheinlich übergroße

Bevölkerung die Menschen genöthigt haben, nördlich weit vorzudringen, wo sie doch nichts als starre Wüsten fanden; aber die Geschichte gibt über diese Wanderungen nach dem hohen Norden sehr wenig Data. Auch die Ehen der Armen sind fast immer fruchtbarer als die Ehen der Reichen. Spanien und Portugal und das türkische Reich, wo es zu Europa gehört, sind die einzigen Länder in Europa, deren Bevölkerung abnehmen, weil verkehrte Gesetze und übelverstandene Religiosität jeden Gewerbsfleiß hemmen und dem Anbau des Landes hinderlich sind, und Armuth und Faulheit neben großen Reichthümern bestehen. Eine große Bevölkerung beweist immer einen größern Wohlstand eines Volkes, wenn nämlich diese Bevölkerung gut genährt ist.

Eine merkwürdige Erfahrung ist es auch, daß die Geburten bei den civilisirten Völkern im Allgemeinen viel schmerzhafter, langdauernder und beschwerlicher sind als bei den sogenannten Wilden. Die meisten uncivilisirten Völker gebären schnell und leicht, dennoch aber gibt es auch schwere Geburten, nur unendlich seltener als bei uns. Wenn eine Frau in Otahaiti oder Neu-Holland die Geburt herannahen fühlt, entfernt sie sich von der Gesellschaft, und nach einigen Stunden kommt sie mit dem Neugebornen zurück und macht ihre Geschäfte wie vorher. Unsere Kleidungen, unsere Gewohnheiten, die Häufigkeit der rhachitischen Krankheiten führen nur zu oft ein beengtes Becken und andere oft unmerkliche Fehler herbei, welche den leichten Geburten hinderlich sind. Ohnehin ist das weibliche Becken bei sehr vielen Nationen weiter und besser gebaut. Auch mag die Verweichlichung die Geburtstheile unserer Frauen mehr schwächen, und andere uns unbekannte Gründe, die in dem häuslichen Leben der civilisirten Nationen liegen mögen, dieß Uebel herbeiführen. Die Hausgenossenschaft wirkt selbst auf unsere Hausthiere, welche nicht selten auch schwere Geburten haben, da bei den in der Freiheit lebenden dieß nicht der Fall ist. Uebrigens sind schwere Geburten auf dem Lande nicht viel seltener als in den Städten, und im Allgemeinen kommen in den warmen Ländern viel weniger schwere Geburten vor, als in kältern und gemäßigten.

In einigen Gegenden sollen mehr Zwillingsgeburten als in andern seyn, ohne daß man davon einen Grund angeben könnte, so sollen sie in Chili, nach Molina, sehr häufig seyn; auch in Pensilvanien, wo man aber auch dieselbe Erscheinung bei Hausthieren antreffen soll. Im Allgemeinen rechnet man etwa auf 60 Geburten eine Zwillingsgeburt, etwa auf 1000 Geburten fallen einmal Drillinge, und auf 10000 Geburten Vierlinge. Fünflinge sind die höchste Zahl welche man bemerkt hat. Allein Zwillinge sterben öfters als andere Kinder; Drillinge sterben fast immer in den ersten Wochen oder Monaten. Beispiele, daß sie alle zum erwachsenen Alter gelangen, sind keine aufzuzählen, und von Vier- oder Fünflingen ist gar kein Beispiel bekannt. Die Fruchtbarkeit einiger Frauen ist sehr groß, und man hat kein bestimmtes Verhältniß auffinden können, wie sich dabei die Zahl der Geschlechter verhalte. Die fruchtbarsten Weiber gebären oft am meisten Knaben; so gebar eine Frau 26 Knaben und 6 Mädchen; eine andere in zwei Ehen sogar 41 Knaben und 3 Mädchen; eine dritte gebar 38 Knaben und 15 Mädchen. Fast alle diese Geburten waren Zwillingsgeburten. Was den Geschlechtsunterschied der Menschen und Thiere bestimmen, oder wovon er abhange, darüber ist man in sehr ungleicher Meinung, besonders auch, welches Geschlecht darauf den größern Einfluß habe, allein ein bestimmtes Resultat ist noch nicht herausgekommen, und alles beruht auf Hypothesen. Selbst der fast allgemein angenommene Satz, daß die Vielweiberei die weiblichen Geburten vermehre, ist nicht unbestritten.

Man hat versucht, die Zahl der auf der Erde lebenden Menschen zu berechnen, allein das Resultat dieser Berechnung ist sehr unbestimmt, indem derselben keine positiven Fakta zum Grunde gelegt werden können. Auch ändert sich diese Bevölkerung durch manche Ursachen bedeutend, am wenigsten wohl in neuern Zeiten in Europa, da Civilisation die Kriege weniger mörderisch, die hinraffenden Seuchen seltener macht; die Pocken, wenn nicht ganz ausgerottet, doch sehr modificirt sind. Der Ueberschuß, den Europa an Menschen hervorbringt, gibt es zum Theil nach Amerika ab, dessen Bevölkerung sich seit Anfang dieses Jahrhundert fast verdoppelt hat, während auf der andern Seite die Stämme der Ureinwohner sich immer mehr vermindern, und endlich nach wenigen Jahrzehnten, ganz ausgestorben seyn möchten. Dagegen hat Asiens Bevölkerung gewiß große Veränderungen erlitten, namentlich die Provinzen, welche zum türkischen Reiche gehören oder noch kürzlich dazu gehört haben. Eine tyrannisch-despotische Regierung, welche an das unveränderliche Fatum glaubend, keine Vorkehrungen gegen ansteckende Krankheiten trifft, daher die Pest und andere Krankheiten jährlich Tausende hinraffen, welche mit gehöriger Sorge dem Staate erhalten werden könnten, unaufhörliche Aufstände, furchtbare Bestrafungen, welche den Unschuldigen wie den Schuldigen treffen, haben ein Land entvölkert, welches in den Zeiten der persischen Monarchie Heere von Millionen aufstellen konnte. Wo noch unter den Römern und in den Zeiten der griechischen Kaiser die Zahl der Menschen groß war, hat die Einführung einer Religion und einer Regierungsform, welche jeder höhern Bildung und den Fortschritten der Civilisation feind ist, und dieselben hemmt, theilweise zu Einöden gemacht; nur die Ruinen mächtiger Städte zeugen von dem ehemaligen Flor der seinen Segen selbst bis in die Wüste hin erstreckte, an deren Rand die bewunderten Ueberreste derselben uns gleich Zauberbildern einer fabelhaften Zeit anstarren, und die Wandelbarkeit menschlicher Größe bezeugen. Was ist aus dem Egypten geworden, aus dessen Schooße einst die Semiramise, die Sesostrise und andere Eroberer mit ungeheurer Heeresmacht auszogen, um die Erde zu erobern? Was ist das heutige Cairo gegen das einstige Theben, mit hundert Thoren, aus deren jedem hundert Wagen mit Reiterei und Fußvolk begleitet, ausziehen konnten; wie sind die Millionen seiner Bewohner hingeschwunden? Schon unter Justinian war die Bevölkerung des römischen Reiches um die Hälfte geringer als unter August, sie verminderte sich noch unendlich mehr durch die Folgen der Völkerwanderungen, welche dem römischen Reich den Untergang bereiteten, und Europa in die Nacht des Aberglaubens und der Barbarei stürzten. Nach allen Nachrichten, wenn wir sie auch für übertrieben halten müssen, scheint China das bevölkerteste Land der jetzigen Erde zu seyn. (Die Zahl der Bewohner wird wohl übertrieben zu 330 Millionen angegeben; nach andern nur zu 150 Millionen). Freilich befaßt es einen Raum von 160,000 □ Meilen, fast den zehnten Theil der bewohnten Erdoberfläche; Japan scheint nach China eines der bevölkertesten Länder zu seyn, dann folgt das britische Indien. Von diesen Ländern, von Europa, von Nordamerika und einigen andern Ländern haben wir annähernde Bevölkerungszahlen, allein diese mangeln ganz vom Innern Afrika's, von dem größten Theil Amerika's und von Neu-Holland. Humboldt schätzte die Bevölkerung ganz Amerika's am Anfang dieses Jahrhunderts nur auf 25 Millionen, sie steigt aber jetzt wohl bedeutend höher, wegen Nordamerika. In allem möchte die Zahl der jetzt lebenden Menschen gegen 900 Millionen sich belaufen. Man hat behauptet, in jeder Sekunde würden etwa 51 Menschen geboren, auf diese kämen 25 Mädchen und 26 Knaben, mithin ein Ueberschuß von Knaben, der aber, wie schon gesagt worden ist, sich wieder ausgleicht. Welche Massen von menschlichen Wesen, Weiße und Gelbe, Rothe, Braune und Schwarze. Die Weißen leben ursprünglich fast alle in Europa und allen von da ausgegangenen Colonien; die Schwarzen in Afrika und Australien; die Rothen in Amerika; die Gelben und Braunen in Asien und Australien.

Nach den Angaben, welche am genauesten scheinen, enthält

Europa	mit 492,000 □Stunden		225,000,000
Asien	„ 2,108,000	„	390,000,000
Afrika	„ 1,496,000	„	70,000,000
Amerika	„ 2,197,000	„	40,500,000
Australien	„ 532,000	„	20,300,000

In allem also 6,825,000 □ Stunden und 745,800,000 Menschen. Asien ist der bevölkerte Welttheil; aber im Verhältniß seiner Größe weniger bevölkert als Europa, wo auf eine □ Stunde 458 Menschen, in Asien nicht über 185 kommen. Europa ist also im Verhältniß seiner Ausdehnung der bevölkerteste Theil der Erde, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil es den beträchtlichsten Theil bewohnbaren Landes darbietet. Zwischen dem 34 und 71 Grade nördlicher Breite liegend, befinden sich von Europa nur etwa 4½ Grad seiner ganzen Ausdehnung unter der eisigen Zone, der ganze Ueberrest gehört zu den gemäßigten. Seine Lage verleiht ihm ein ganz eigenthümliches Clima, sehr verschieden von dem anderer unter denselben Breitengraden liegender Länder. Man kann Europa als die westliche Verlängerung des alten Festlandes betrachten, und Erfahrung hat gelehrt, daß die westlichen Theile aller Continente unter gleichen geographischen Breiten, nicht allein wärmer sind, als die östlichen, sondern daß selbst in Zonen von gleicher jährlicher Temperatur die Winter strenger und die Sommer heißer sind auf den östlichen, als auf den westlichen Küsten der beiden Continente. Europa wird im Norden, im Süden und im Westen von Meeren bespühlt. Das mittelländische Meer scheidet es im Süden von Afrika und in einem Theile Asiens; der

atlantiſche Ocean von Amerika. Nur im Oſten hängt es mit dem alten Feſtlande zuſammen. Ein großer Meerarm dringt in ſein Inneres vor gegen die Mitte des nördlichen Theils der gemäßigten Zone. Nirgends hat Europa Wüſten oder öde Steppen; die Heidenländer von Jüttland bis an die Schelde ſich erſtreckend und die Landen im ſüdlichen Frankreich ſind ſeine unfruchtbarſten Gegenden. Das Clima Europa's hat im Allgemeinen einige Aehnlichkeit mit dem der Inſeln, wo Hitze und Froſt weniger ſtark ſind, als in den Feſtländern. Da es dem Pol näher iſt, als dem Aequator, iſt es nicht der glühenden Trockenheit Afrika's ausgeſetzt. Aber da zu gleicher Zeit ſein nördlichſtes Ende noch 19 Grad vom Nordpol entfernt iſt, erleidet es nicht den gleichen Froſt wie Aſien und Amerika, welche weiter gegen Norden hinaufreichen. Die Temperatur in den Borealgegenden Nord-Europa's iſt weniger ſtreng, als in den mehr öſtlich gelegenen, oder in andern Erdtheilen unter derſelben Breite. Der unbebaubare Raum, der keiner Kultur fähig iſt, möchte in Europa etwa auf 8200 □ Stunden ſteigen, und iſt in andern Welttheilen weit bedeutender.

Aſien erſtreckt ſich von Süden nach Norden, von Oſten bis zum 78 Breitengrade. Es bietet, beſonders im Norden, eine ſehr ſtarke Ländermaſſe dar. Nur in der milden und in der heißen Zone iſt ſein weſtlicher Theil vom Meere beſpühlt und kann den Vortheil genießen, der ſich aus dieſer Lage für ſein Clima ergibt. Alle Länder, welche in dieſer feſten Maſſe nördlich vom 45 Grade ſich befinden, haben ein kälteres Clima, als die in Europa unter derſelben Breite. Die Kette der Altaigebirge durchſchneiden Aſien unterm 50 und 51 Grad, 30 Minuten der Breite, und zieht ſich nach Oſten. Sie läßt der vollen Wirkung der Nordwinde den ungeheuern Raum von ihrem Fuß bis zum Eismeer ausgeſetzt. Es gibt daher eine Landſtrecke von 14 bis 16 Breitegraden, welche den ganzen Borealeinfluß des Clima zu leiden hat. Dieſe Region iſt das eigentliche Sibirien. Ein Theil davon iſt in der eiſigen Zone, ein anderer in der gemäßigten, aber immer noch ſehr kalt. Die weſtlichen Gegenden dieſes großen Landes ſind weniger rauh, als die öſtlichen unter derſelben Breite. Der nördliche Theil der gemäßigten Zone iſt eine allmählig gegen das Eismeer ſich ſenkende Ebene, von einigen Hügelreihen und vielen Niederungen durchſchnitten. Dieſe ganze ungeheure Strecke beſteht aus Heiden, Sümpfen, Seen, Teichen, Flüſſen und Bächen, und iſt daher an vielen Orten ganz unbewohnbar. Der ſüdliche Theil iſt dagegen ſchönes Hochland, mit Birken, Tannen, Fichten und Zitterpappelwäldern bedeckt, hat viele Wieſen und fruchtbare Triften, und iſt daher der Ernährung einer zahlreichen Bevölkerung fähig. Zwiſchen dem 80 öſtlichen Meridian von Paris und der Uralkette verſchwinden die Berge. Ein Landrücken, deſſen höchſte Punkte nicht über die Meeresfläche emporragen, bildet die Waſſerſcheide. Dieſer Strich iſt reich an Steppen, ſehr einförmig von den Aral- und Sihunſee'n bis zum Eismeer. In Süden iſt das Land mager und ſalzig, daher Mangel an trinkbarem Waſſer. Jenſeits Jeniſeisk, öſtlich vom Baikal, iſt Sibirien viel gebirgiger. Gegen Norden flächt ſich der Boden ab, iſt im Allgemeinen kalt, feucht, wenig zur Kultur geeignet. Der Baumwuchs vermindert ſich nach und nach, und verſchwindet ganz unter der eiſigen Zone. Torfmoore ſind hier ſehr häufig und der Boden iſt nackt. Längs dem Eismeere ſind unzählige Moräſte, worin ſich bis tief in die Erde Eis bildet, welches im Sommer nie ganz verſchmelzt und des Clima's Strenge vermehrt. Das Eismeer bleibt vom September bis Juni gefroren, und in einigen Buchten ſchmelzt das Eis nie, und da dieſe weit ins Land vordringen, wird es dadurch außerordentlich kalt. Selbſt in der gemäßigten Zone iſt die Steppe Baraba im Sommer faſt immer mit Nebel bedeckt, und der Irtiſch iſt zu Omsk (54° 58′) vom Oktober bis in den April gefroren. Im Sommer friert es oft des Nachts. Zu Irkutsk (52° 18′) ſinkt der Thermometer bis auf 32 Grad unter 0. In Daurien, wo indeß die Viehzucht noch ſehr gedeiht, findet man in den Sümpfen beſtändig Eis unter Moos, und der Boden thaut an gewiſſen Stellen nur zwei Fuß tief auf. Gegen Nordoſt in Kamtſchatka will die Viehzucht nicht mehr gedeihen. Getreide und Kartoffeln können noch bis zum 60 Grade gepflanzt werden. In den Steppen über 62 Grad hinaus, bleibt der Boden auf 12 oder 15 Fuß tief gefroren, und das unterirdiſche Eis thaut der großen Sommerwärme ungeachtet nicht auf.

Das Land in der eigentlichen Polarzone, welches vom Polarmeer begränzt wird, bietet die traurigſte Einförmigkeit dar; man findet nichts als Moraſt und Moorboden, vom Ural bis zum Jeniſei. Oeſtlich vom Jeniſei bis zur Behringsſtraße iſt die Küſte felſig, mit Eis und Schnee bedecktes, unfruchtbares und unbewohnbares Land. Im Sommer beſtändige Nebel, im Winter helles Wetter, aber ungeheure Kälte. Dieſe ganze ungeheure Strecke wird nur von Nomadenſtämmen bewohnt, wie Samojeden, Oſtiaken, Tunguſen, Jakuten, Jukagiren, Tſchuktſchen, Koriaken, Kamtſchadalen und Lamuten, welche Rennthiere und Hunde haben, und von Jagd und Fiſchfang leben.

Aus allem ergibt ſich, daß der größte Theil Sibiriens (ungefähr 540,000 □ Stunden auf 600,000) für den Ackerbau durchaus nicht geeignet, folglich für den Menſchen faſt ganz unbewohnbar iſt. Auch in den Theilen ſüdlich von Sibirien, gibt es große Landſtrecken, wo die Bevölkerung keine Fortſchritte machen kann. Die öſtlichſte dieſer Gegenden iſt die von den Mandſchucken oder Mandſchu bewohnte. Dieſes Volk, mongoliſchen Urſprungs und von demſelben Stamme, wie die Tunguſen, eroberte im Jahr 1641 China, und herrſcht noch daſelbſt. Die Oberfläche der durch den Amur bewäſſerten Mandſchulande, liegt zwiſchen dem 28 und 55 Grad nördlich und beträgt 95,000 □ Stunden. Mehr als die Hälfte davon iſt zur Kultur durchaus nicht geeignet. Das Clima iſt kalt. Der Winter beginnt im September und endigt im April. Die Geſtade, längs dem japaniſchen Meere ſind nur wenig bewohnt; nur an den Flüſſen iſt fruchtbares Land. Die Bevölkerung iſt ſehr zerſtreut, da man an vielen Orten Sandwüſten, Sümpfe, Felſen und Einöden findet. Die meiſten Einwohner ſind Nomaden, Jäger oder Fiſcher.

Die Gegenden des nördlichen China, öſtlich von Peking bis zum gelben Meere, theilen dieſen Charakter der Unfruchtbarkeit mit dem Mandſchulande, und bieten nichts als große Steppen dar. Weſtlich vom Mandſchulande und von China dehnt ſich die Mongolei, eine Hochebene, aus, die ſich ſüdlich an die Gebirge von Tibet (34 und 35 Grad) und nördlich an den Altai (50 Grad) lehnt. Ihre Oberfläche von 250,000 □ Stunden iſt eine ungeheure Steppe, worin man weder Wälder noch angeſiedelte Einwohner bemerkt. Aber baufähiges Land gibt es nur längs den Flüſſen und in den Thalgründen, der zum Theil mit Gehölz bedeckten Gebirge. Der Boden iſt nackt, die Temperatur kalt, da das Land hoch liegt und an vielen Orten mit Natrum bedeckt iſt. Die Wüſte Gobi theilt das Land in zwei Theile. Der unfruchtbare Theil der Mongolei umfaßt wenigſtens 200,000 □ Stunden.

Turkeſtan, zwiſchen der Mongolei, Sibirien, dem kaſpiſchen Meere und Perſien gelegen, hat eine Oberfläche von 105,000 □ Stunden. Mangel an Waldung, Unfruchtbarkeit, Oede, Einförmigkeit, bezeichnen auch hier die Steppen. Bäume findet man nur längs den Bächen, daneben nur Geſträuch. Alle Ströme kann man durchwaten. Im Sommer ſind ſie ausgetrocknet, und ſchon Ende Mai ſind durch die Sonne die Gräſer verbrannt. Getreide kann nur in den Thalgründen gebaut werden, wo auch die Kirgiſen ihre Heerden weiden laſſen. Im Sommer iſt die Hitze ſehr groß, im Winter die Kälte ſtrenge. Man findet hier ſchon Sandwüſten, und mit Salz bedeckte Ebenen. Die ganze Bevölkerung beſteht aus Nomadenſtämmen, da mehr als 88,000 □ Stunden unbebaubar ſind. Aſien bietet in dieſem weſtlichen Theile eine beträchtliche Senkung dar, deren größte Niederungen durch den Aralſee und das kaſpiſche Meer bezeichnet werden. Da wo dieſe Senkung ſich endet, erheben ſich die letzten Verlängerungen des Himalaja, welche ſich nach Weſten ziehen.

Im weſtlichen Theile Hindoſtans iſt die Wüſte Adgemir, welche ſich weſtlich bis über den Indus erſtreckt. Ein Theil von Mekran zeichnet ſich ebenfalls durch ſeine Unfruchtbarkeit aus. Mehrere Theile Perſiens und Afganiſtan, unter anderm Kerman, haben einen ſandigen, von Salztheilen durchdrungenen Boden und ſind wahre Wüſten.

Am rechten Euphratufer beginnt die große Wüſte Syriens, welche ſich bis zum Jordan und bis zum todten Meer erſtreckt, und dann ſich mit jener der Landenge von Suez verbindet. Drei Viertheile Arabiens, deſſen Oberfläche 120,000 □ Stunden beträgt, beſtehen aus Wüſten, worunter die von Akhaf die ausgedehnteſte iſt. Dieſer große Raum kann nur von Nomadenvölkern bewohnt werden. Tibet beſteht großentheils aus unfruchtbaren Gebirgen, welche den Himelaja bilden helfen; ebenſo mehrere Landſtrecken in China, Aſſam, Siam, Ava, Pegu, Cochinchina.

Aus allem dieſem ergibt ſich, daß beinahe zwei Fünftheile der geſammten Oberfläche Aſiens nicht geeignet ſind, die Fortſchritte der Bevölkerung zu begünſtigen; da von den 2,103,000 □ Stunden, zu welchen man die Oberfläche Aſiens berechnet 877,250 durchaus nicht kulturfähig ſind.

Afrika, größtentheils in der heißen und nach beiden Endpunkten in der gemäßigten Zone gelegen, leidet an zu großer Trockenheit. Sandwüsten beginnen schon auf dem Punkte, wo es mit Asien zusammenhängt, und nehmen fast die ganze Landstrecke zwischen dem Ufer des mittelländischen Meeres und dem vierten Grad nördlicher Breite ein. Die Wüste Sahara ist die größte auf der ganzen Erde. Gleich der weiten Fläche des stillen Meeres hat man sie erst in neuern Zeiten zu durchforschen versucht. Mit Einschluß der von Libyen hat sie eine Länge von 1100 Stunden von Osten nach Westen, und erstreckt sich von den Grenzen Egyptens bis zum atlantischen Ozean. Ihre größte Breite beträgt 400 Stunden, die geringste 180 Stunden. Sie füllt einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen, und entwickelt im glühenden Schooße der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Die Oberfläche wird auf 23,000 □ Stunden geschätzt, und ist acht Mal größer als ganz Frankreich. Sie umschließt einige fruchtbare Erdstriche, Oasen genannt, welche, wie Inseln im Meere, im Sande zerstreut liegen, aber nicht alle bewohnt sind. Die Sahara umfaßt mehr als den sechsten Theil der Gesammtoberfläche Afrika's. Andere weniger ausgedehnte Wüsten finden sich zwischen dem Nil und rothen Meere, und stoßen nördlich durch die Landenge Suez mit den Wüsten Syriens zusammen, und so erstrecken sich solche Wüsten mit nicht sehr großer Unterbrechung durch ganz Nordafrika, Arabien, Persien, Afganistan, Turkestan, Tian-chan-lu und die Mongolei.

Selbst der größte Theil des afrikanischen Küstenlandes längs dem Mittelmeer bis jenseits dem Syrtenmeerbusen ist dürr und unfruchtbar, ausgenommen die Hochebene von Cyrene. Auch Nubien hat Wüsten und von der Meerenge Bab el Mandeb bis zum Vorgebirge Guardafui bieten die afrikanischen Gestade keinen lachenden Anblick; nur die Ufer des arabischen Meerbusens machen eine Ausnahme. Vom Vorgebirge Guardafui bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung wird die allgemeine Unfruchtbarkeit nur an den Mündungen der Ströme unterbrochen, und beträchtliche Theile sind ganz verödet. Vom Cap landeinwärts dehnen sich die Korror-Ebenen weit aus, sind aber nur während der Regenzeit begrünt, in der trockenen Jahrszeit sind sie wie ausgebrannte Wüsten. Mehrere Distrikte im Kafferlande sind ihnen ähnlich. Vom Vorgebirg der guten Hoffnung auf der Westküste Afrika's gegen Norden findet man ebenfalls viele dürre unfruchtbare Landstrecken längs dem Meere. Die Vegetation zeigt sich erst an der Südgrenze von Kongo bis zur Mündung des Senegals. Einige Gegenden, denen die Natur Wasser und Erde nicht versagt hat, sind äußerst fruchtbar, aber daher zur Regenzeit furchtbar ungesund, selbst die Eingebornen sterben sehr häufig, die einwandernden Weißen aber fast alle. Mangel an Regen und Wasser ist die Ursache der Unfruchtbarkeit Afrika's, und man kann rechnen, daß die Hälfte dieses großen Welttheils entweder ganz unbewohnbar ist, oder nur von Nomadenstämmen bewohnt werden kann.

Fast dasselbe, was man von Afrika sagen kann, paßt auf Australien. Wassermangel ist auch hier die Ursache großer Unfruchtbarkeit ganzer Gegenden. Die größten Flüsse verlieren sich im Sumpfe, und nach den Gegenden zu schließen, welche bis jetzt im Innern entdeckt und bekannt geworden sind, möchte weit aus der größere Theil Neu-Hollands unbewohnbar seyn, theils wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, theils wegen Mangel an trinkbarem Wasser. Die Bevölkerung ist auch ungemein geringe, und nach dem Aussehen zu urtheilen, mögen jährlich viele der Ureinwohner vor Hunger umkommen, und fast alle sind so mager, daß sie wandelnden Scheleten gleichen. Sie scheinen auch meist keine festen Wohnplätze zu haben und dahin zu ziehen, wo sie Nahrung finden. Merkwürdig ist der Umstand und wichtig für die Bevölkerung, daß der Boden selbst, auch da wo er mit Erde bedeckt ist, unfruchtbar ist, indem nämlich die Erfahrung zeigt, daß in diesem Lande die herabfallenden Blätter und das faulende Holz, weit entfernt des Bodens Fruchtbarkeit zu vermehren, in ihm geradezu das Princip der Vegetation vernichten. Die Verwesung scheint sehr langsam vorzugehen und keine eigentliche Zerstörung statt zu haben. Durchstreift man die Waldungen, so versinkt man bis zu den Knieen in eine Schicht abgestorbener Blätter, und wenn man auf einen festen gesunden Baumstamm zu treten glaubt, so gibt er nach und zertrümmert sich, aber nicht ein Grashalm keimt darunter hervor, und es bleibt nichts übrig als ein Trümmerhaufen, der mit den Schlacken verbrannter Ziegel die größte Aehnlichkeit hat, und gar nicht düngt. Was die Ursache dieser Erscheinung sey, ist unbekannt; sie muß wohl in der Luft liegen. Aber dadurch wird eine Unfruchtbarkeit hervorgebracht, welcher nur durch sorgfältige Cultur des Bodens, nach europäischer Art, einigermaßen abgeholfen werden kann, allein einer wilden Bevölkerung nie genug Nahrung reichen wird. Daher sind ungeheure Strecken nackt und öde, und man trifft oft traurige einförmige Ebenen oder schlecht bewachsene unfruchtbare Gebirge.

Amerika hat mit Asien viel Aehnlichkeit, und erstreckt sich an seinen nördlichsten Theilen so weit wie jenes gegen den Pol hin, an seinen südlichen Extremitäten geht es bis in die gemäßigte Zone. Eine Bergkette, die längste und höchste auf der Erde, durchschneidet den ganzen Continent von Norden nach Süden. Weite Ebenen dehnen sich an ihrem Fuße aus, von den größten und mächtigsten Strömen in langem Laufe bewässert.

In Norden wird Amerika durch das Polarmeer begrenzt, und ist nicht mit Asien verbunden, wie man lange glaubte. Die Küste reicht bis zum 71 Breitengrade. Nördlich liegt die Insel Grönland. Der atlantische Ozean bespült Amerika in Osten, und bildet zwei große Meerbusen, die Baffinsbai und Hudsonsbai; im Süden den mexikanischen Meerbusen und das antillische Meer. Längs der Westküste ist das stille Meer mit wenig bedeutenden Meerbusen; in der gemäßigten ist der von Californien, in der kalten der cookische Busen.

Wie Sibirien hat Nordamerika keine hohen Gebirge, gleichlaufend mit dem Aequator, welche die Macht der Nordwinde brechen könnten, daher sind diese Gegenden den Erkältungen der Polarwinde ausgesetzt, und das Clima Nordamerika's ist viel kälter, als das des Festlandes von Europa unter gleichen Breitengraden, und in Amerika herrscht unterm 53 bis 58 Grade dieselbe Temperatur im Winter, wie in Europa zwischen 63 und 68. Die Mündung des Lorenzstroms bei Quebek unterm 46^0 Breite ist jedes Jahr mit Eis bedeckt, während in Europa unter derselben Breite das Meer beständig offen bleibt. Das Polarmeer in der Baffins und Hudsonsbai ist neun bis zehn Monate mit Eis bedeckt, und die Kälte fürchterlich. Die Kultur des Waizens reicht nicht über 50 Grade hinaus. Das Land wird im Osten von herumirrenden Eskimauxstämmen und im Westen von Indianern bewohnt, welche beide ausschließlich von Fischfang und Jagd leben. Die Eskimaux leben in der Nähe des Meeres, bald gefräßig den ganzen Ertrag eines Fischfangs verzehrend, bald, da sie nicht für den folgenden Tag sorgen, mit allen Qualen des Hungers ringend. Die Indianer haben Hunde, als Last- und Zugthier.

Die unermeßliche Landstrecke zwischen dem Polarmeer im Norden, dem Hudsonsmeere im Osten, dem Missisipi oder Churchillflusse im Süden, den Athapesko und Sklavenseen, nebst ihren Zuströmungen und dem Kupferflusse im Westen vom 55 bis zum 71 Grade, wird unter dem Namen nacktes Land bezeichnet. Nur am Rande der Seen und Flüsse sind Bäume; niedrige Hügelreihen durchstreichen das Land, auf welchen nur in den Thälern verkrüppelte Birken, Weiden und Tannen wachsen, oder auch uur mit Moosarten bedeckt sind. Die Gegenden westlich vom Kupferminenfluß, am Makenziestrom, sind viel schöner, und tragen unterm 68 Grade noch hübsches Gebüsch von Fichten, in welchem sich noch Elennthiere, Hasen, Biber, aber auch Wölfe und Füchse aufhalten. Am Kupferflusse finden sich dagegen Rennthiere und Bisamochsen, und einige Schipewäer-Indianer halten sich da auf. Das nordwestliche oder russische Nordamerika bis nach Alaschka ist ungemein kalt, traurig und wenig bewohnt.

Die westlichen Küsten sind wärmer als die östlichen. Nutka, unter derselben Breite wie Labrador, ist viel wärmer, und die kleinen Bäche gefrieren erst im Januar.

Grönland, dessen bekannte Oberfläche 110,000 □ Stunden beträgt, ist an der östlichen Küste im Innern voller Berge, zwischen denen sich Gletscher befinden, und die ganze Gegend mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Große Hochebenen sind ganz beeist, der Winter dauert acht Monate und das Meer gefriert auf weite Strecken, und in den Sommermonaten herrschen beständig Nebel. Nur längs den Strömen findet man Gräser, sonst nichts als Moose. Die Bevölkerung besteht aus Eskimaux, welche zerstreut in allen Borealgegenden der neuen Welt leben. Man schätzt ihre Zahl im Ganzen nur auf 20,000 Individuen, unter welchen verheerende Krankheiten häufig sind. Das nördlichst wohnende Volk, welches man kennt, wohnt am nordöstlichen Ende der Baffinsbai, zwischen 76 und 77 Grad, und ist durch eine unübersteigliche Bergkette von Grönland geschieden; es hat keine Fahrzeuge, und nährt sich bloß von Wallfischen und Robben; wie es die erstern fängt, wird nicht gesagt.

Die Haut dieser Thiere und die der schwarzen Füchse, dient ihm zur Kleidung. Roß gab diesem Lande den Namen Nordpolhochland.

Die Gesammtmasse aller zu Nordamerika gehörigen Länder, welche wegen Kälte und Unfruchtbarkeit nicht bebaut werden können, beläuft sich auf zwei Drittheile der ganzen Oberfläche, und von 1,200,000 □ Stunden können nur 400,000 von Nomadenstämmen bevölkert werden.

Südamerika erstreckt sich in seinem Australend nicht über die gemäßigte Zone hinaus, welche jedoch kälter ist als die nördlichen Länder unter derselben Breite. Das Feuerland unter dem 55 Grade bringt kein Getreide mehr hervor, und seine kaum mehr als 3000 Fuß hohen Berge, sind mit Schnee bedeckt, steil und öde. Die wenigen Bewohner haben nur Fische und Vögel als Nahrungsmittel. Patagonien, nördlich von der Magellhanstraße, erstreckt sich vom 35 bis 53 Grade südlich, und fängt mit der Quelle des Rio Negro an. Gebirgig im Westen, bietet es im Osten nur eine ungeheure, fast nackte Ebene dar, welche an vielen Stellen, wie die asiatischen Steppen, mit Salz bedeckt ist. Das Klima ist rauh, das Land heftigen Winden und veränderlichem Wetter ausgesetzt. Die Einwohner (nennen sich Tehueleten, die Europäer nennen sie Patagonier) sind von hohem Wuchs und stark, doch hauptsächlich am Obertheil ihres Körpers, und man könnte sie, wenn sie sitzen, für Riesen halten. Allein da sie alle, Männer, Weiber und Kinder, fast immer von der frühesten Jugend an zu Pferde sitzen, sind die untern Extremitäten verhältnißmäßig weniger entwickelt. Das Land beträgt ungefähr 66,000 □ Stunden, und da es zum Getreidebau wenig geeignet ist, so ist auch die Bevölkerung gering. Die Ebenen von Patagonien sind eine Fortsetzung der Pampas, deren flaches Land sich vom Fuße des Anden bis zum atlantischen Ocean erstreckt. Sie beginnen im Norden, am südwestlichen Abhange von Brasilien, unterm 20 Grade südlich, und umfassen 145,000 □ Stunden. Sie sind überall mit Gras bedeckt, während dichte Wälder sich vom rechten Ufer des Paraguaystromes gegen den Parana und die Quelle des Uruguay erstrecken. Unterm 31 Grade sind die Pampas von Buenos-Ayres nur noch 54 Stunden breit. Diese ungeheuern Ebenen werden von mehreren Flüssen bewässert, von welchen sich aber viele in Lagunen und salzige Seen verlieren. Man findet auf diesen Ebenen Sandflächen, Sümpfe, Salzlager und fruchtbares Land, nur in der Nähe der Anden Wälder. Die West- und Südwinde wehen fast beständig mit Heftigkeit. Unzählige Pferde und Rinderheerden leben hier in voller Freiheit; aber von Menschen nur wenige Indianerstämme und Nachkommen von Spaniern oder Gauchos.

Am andern Ende Südamerika's finden sich jene nackten Ebenen, welche man Llanos (Wiesen) nennt. Sie erstrecken sich von der Mündung des Oronoko über San Fernando bis zum Apure, auf eine Länge von 380 Stunden. Im Norden begränzt sie das Küstengebirg von Venezuela; im Westen die Anden; im Süden die Sierra Parima. Ihre Breite beträgt 100 bis 130 Stunden. Im Sommer vollkommen ausgedörrt, öde, dürre und staubig, bilden sie dagegen in der Regenzeit, wenn die Ströme austreten, einen unermeßlichen See. In der einen Jahreshälfte leben die zahlreichen Heerden von Pferden und Rindern als Amphibien, und viele ertrinken; in der entgegengesetzten kommen viele vor Hunger und Durst um. Ihre Ausdehnung beträgt 45,300 □ Stunden. Die menschliche Bevölkerung besteht, zur Zeit, aus wenigen Hirten und berittenen Räuberbanden. Die Ausdehnung aller Steppen von Südamerika kann auf 622,300 Stunden angeschlagen werden, wovon wenigstens 207,000 keiner Cultur fähig sind.

Die ungeheuern Bergketten, Felsen, steinigen und sandigen Gegenden, und die Wüsten Atakama und Sechura am Gestade des großen Ozeans, nebst der von Pernambuko im Innern von Brasilien, nehmen wieder ungeheure Räume ein, so daß wenigstens 250,000 Geviertstunden von Südamerika unbewohnbar oder wenig bewohnbar sind.

Das Resultat aller unbewohnbaren Länder auf dem Erdball ist folgendes:

In Europa	80,000	□ Stunden.
In Asien	877,000	„
In Afrika	748,000	„
In Amerika	650,000	„
In Allem:	2,355,250	□ Stunden.

Da nun die ganze Erdoberfläche der Festländer sich auf 6,293,000 □ Stunden erstreckt, so ist also mehr als ein Drittheil der Erde zu den Fortschritten der Bevölkerung nicht geeignet. Europa bietet unter allen Erdtheilen die meiste bewohnbare Oberfläche dar, und nur seine nördlichen Theile sind schwach bevölkert, wie Rußland und Norwegen, auch ein Theil Schwedens. In Rußland macht aber die Bevölkerung besonders um die ehemalige Hauptstadt Moskau rasche Fortschritte. Rußland zählt ungefähr 53 Millionen Einwohner, wenn aber die fruchtbarsten Provinzen so bevölkert wären, wie die Statthalterschaften Koluga und Tula, könnte bloß der europäische Theil 100 Millionen haben.

Nach dieser Uebersicht ergibt sich nur, welche Hindernisse in gewissen Erdtheilen einer größern Bevölkerung im Wege stehen werden, warum Europa am meisten bevölkert und in einigen Gegenden fast übervölkert ist, wie in der Schweiz. Allein selbst Europa könnte noch viel stärker bevölkert seyn, wenn alle seine Theile gehörig angebaut wären. Spanien könnte leicht das Doppelte seiner Einwohner ernähren, und hat es auch wohl in frühern Zeiten ernährt. Frankreich ist in vielen Gegenden nur sparsam bevölkert, und könnte noch viel mehr Menschen ernähren; Ungarn und die angränzenden Provinzen, sowie die türkischen Länder in Europa, könnten mehr als das Doppelte der Einwohner erhalten, wenn der Boden besser vertheilt und besser angebaut würde, und das einst blühende Griechenland erwartet nur die Hände zum Anbau und Sicherheit des Eigenthums, um weit mehr Menschen ernähren zu können.

Kleinasien, Syrien, Persien und Palästina konnten einst viel mehr Menschen ernähren, und könnten es jetzt ebenso gut, wenn sie besser regiert, das Eigenthum mehr geschützt und Künste und Wissenschaften mehr Unterstützung hätten. Dagegen ist China und Japan nach den meisten Nachrichten wirklich zu sehr bevölkert, und leicht entsteht bei Mißwachs oder nur schlechter Ernde Hungersnoth. Auch das brittische Indien hat starke Bevölkerung, könnte aber bei dem Reichthum seines Bodens noch viele Menschen ernähren, wenn das Clima nicht zu träge machte. Jetzt aber tritt auch da oft Hungersnoth ein, weil so viel kultivirbares Land unbenutzt bleibt. Clima und Wassermangel werden in Afrika und Neu-Holland immer große Hindernisse einer stärkern Bevölkerung in den Weg legen. Nord- und Südamerika dagegen können noch Jahrhunderte durch Menschen aufnehmen und ernähren.

Alter der Menschheit.

Wir kommen nun auf die wichtigen Fragen, wie alt ist die Menschheit? wo lebten die ersten Menschen? stammen alle Menschen von einem Paare ab, oder gibt und gab es ursprünglich mehrere Rassen, welche von besondern Stammeltern entsprossen sind? oder sind diese Rassen erst in spätern Zeiten und durch Clima und Lebensart nach und nach entstanden?

Halten wir uns an die Bibel, und sehen wir das Buch des Genesis als die einzige wahre Geschichte der Entstehung der Menschen an, so sind alle diese Fragen bald beantwortet. Adam und Eva waren die ersten Menschen; sie lebten in den glücklichen Gegenden Mittelasien's, und von diesem Menschenpaare, von diesem Lande aus, verbreiteten sich die Menschen in alle Gegenden der Erde, bis eine ungeheure Sündfluth alles was Athem hatte, vertilgte; die Menschen und Thiere ausgenommen, welche Vater Noa mit in seine Arche aufnahm. Von seinen drei Söhnen und ihren Weibern, von welchen jeder einen andern Theil der Erde bewohnte, stammen alle Völker der jetzigen Erde, Mongolen, Caucasier, Malajen, Neger, Amerikaner. Berechnen wir die Lebensdauer der ersten Menschen bis auf Moses, und die Zeit von Moses bis Christus, so kommen etwa 6000 Jahre heraus, und wir können also sagen, so alt ist die Schöpfung, so lange besteht das menschliche Geschlecht. Somit würde also unsere Berechnung über das Alter der Erde sehr leicht zu machen seyn. Allein gegen die Geschichte der Menschen, wie die Genesis sie gibt, dürften wohl große Zweifel erregt werden. Von unserer Kindheit an haben wir so viel von Adam und Eva, vom Paradiese, von der Arche und ihren Bewohnern, von Jakob und seinen Söhnen u. s. w. gehört, daß sich diese Geschichten tief einprägten, und die jugendliche Phantasie mächtig beschäftigten, so daß wir sie als Religionswahrheiten anzusehen gewohnt sind, obschon die Bibel nichts als eine Geschichte des jüdischen Volkes von Abraham an enthält, und auf die der andern Völker keinen andern Bezug hat, als was etwa in die Geschichte der Egypter, Phönizier, Perser, Meder, Babylonier, Chaldäer eingreift, mit welchen die Juden als Nachbarn in Berührung ka-

men. Von andern entferntern Völkern meldet die Bibel nichts. Und was Moses von der Entstehung der Erde, der Menschen und der Völker, bis zur sogenannten Sündfluth erzählt, hat er wahrscheinlich nach egyptischen und andern orientalischen Traditionen, welche er, als in der Weisheit der Egypter erzogen, kennen mußte, zusammengetragen, und nach der Fassungskraft und den Meinungen seines Volkes zusammengestellt, besonders auch in Beziehung auf den Glauben an einen Gott, im Gegensatz des Glaubens aller damaligen Völker an Vielgötterei. Wir haben schon angeführt, daß von allen übrigen Völkern keines in seinen Traditionen etwas von Adam und Eva weißt, dagegen die Völker im Orient Abraham kannten. Die heiligen Schriften der Inder, Perser und Hebräer stimmen im Ganzen so bewundernswürdig zusammen, daß man eine allgemeine Ueberlieferung nicht bezweifeln darf. Am bekanntesten sind die Bücher Zend-Avesta und die Bücher Moses, und es ist sehr wahrscheinlich, Moses habe aus diesen Büchern geschöpft. Unbezweifelt geht aus beiden hervor, Ostasien sey das Land, von wo aus alle Völker, welche zum caucasischen Stamme gezählt werden, ausgegangen, und die Traditionen gehen über diese Völker sehr hoch hinauf, daher haben die Zend-Avesta und die Bücher Moses, für unsern Stamm hohen Werth, aber von allen übrigen Völkern des Erdballs geben sie uns nicht die geringste Spur, nicht die geringste Andeutung ihres Daseins; als Quellen für die Geschichte der gesammten Menschheit sind sie daher, nach meiner individuellen Ansicht, gar nicht anzusehen. Die sogenannte Alterthumswissenschaft bezieht sich bloß auf einen Theil der Bevölkerung Asien's, Afrika's und Europa's. Vom Ursprunge der Chinesen, Japaner und anderer mongolischen Völkerschaften, von den Malajen, Polyneſiern, Ozeanern und Amerikanern ist auch nicht eine Spur zu finden, es wäre denn die Behauptung, die Söhne Noas haben sich nach den verschiedenen Himmelsgegenden zerstreut, und die Benennung der Völker, welche von ihnen abstammen.

Sehr treu und unverkennbar ist die mosaische Beschreibung des Ursitzes, welcher Gan genannt wird. Dieser Ursitz wird ausdrücklich in's Morgenland verlegt, und zwar auf ein sehr hohes Gebirge, von welchem aus die vier Hauptströme der Erde entspringen, Pischon, Gihon, Hidekel und Phrat, und die drei um das Urland herum liegenden Hauptländer, Chavila, Kusch und Assur, werden namentlich aufgeführt. In diesen Ländern glaubt man ungezweifelt die Länder zwischen dem Indus, Ganges, Oxus und Jaxartes erkennen zu können. Pischon soll der Ganges und das Land Chavila Ostindien seyn; der zweite Strom Gihon soll der Indus seyn und das Land Kusch Südindien. Im Hidekel will man den Oxus und im Phrat den Jaxartes erkennen; in Backtrien alt Assyrien. Wir haben keine Gründe, die Wahrheit dieser Aussage im Allgemeinen zu bezweifeln, aber dagegen können große Zweifel entstehen, daß von diesem Urlande und diesem menschlichen Hauptstamme alle Länder der Erde bevölkert wurden, und alle Nationen und Menschenrassen entstunden.

Der Hauptgegengrund, auf welchen man sich stützen kann, ist nach meiner individuellen Meinung der, daß die Sage von jener großen Fluth unter beinahe allen Völkern der Erde verbreitet ist, und fast eben so allgemein die Geschichte des Noa, nur unter anderm Namen. Die Mexikaner erzählen, eine große Fluth habe die Erde betroffen und alle Menschen umgebracht, nur ein einziges Paar, Manko Capak und seine Frau Mama Ocollo, seyen dem allgemeinen Verderben entronnen, und von ihnen sey die Menschheit wieder fortgepflanzt worden. Fast dieselbe Erzählung finden wir wieder in Deucalion und Pyrrha der Griechen. Diese Fluth soll ungefähr 1500 Jahr vor Christus statt gehabt haben. Auch die Chinesen erzählen von einer großen Fluth, welche zur Zeit des Yao-Niu-Hoa und Peyrum einen Theil von China überdeckte. Alle diese Fluthen hatten in der mehr oder minder geschichtlichen Zeit statt, und die Sagen davon könnten leicht auf jene allgemeine Fluth sich beziehen, welche wir die Sündfluth nennen, denn alle beruhen auf Sagen, und die Zeit ihres Ereignisses ist ungewiß, aber Moses handelt am ausführlichsten über die Sündfluth, und die Nachricht davon hat sich in der Priesterfamilie des Thara bis auf Moses treu fortgepflanzt, und wir haben keine Ursache, sie nicht als Thatsache anzusehen. Aber immer kann sie nicht, mit auch nur einigem Schein der Gewißheit, als allgemein die Erde bedeckend angesehen werden, wohl aber hat sie einen höchst merkwürdigen und unläugbaren Bezug auf die Geschichte der sogenannten caucasischen Menschenrasse; dagegen kann man darin nichts finden, was auf die Geschichte der übrigen Erdbewohner hinweise.

Daß einst ein erstes Menschenpaar vom Schöpfer geschaffen wurde, kann keinem Zweifel unterliegen, und ist in der Natur der Dinge so begründet, wie das Entstehen der ersten Pflanzen und Thiere, welche einst der Schöpfer aus dem Nichts durch seine Allmacht hervorrief. Ob die ersten Menschen aus Erde, oder wie die griechische Mythe von Venus sagt, aus Meerschaum, oder, nach Oken, aus dem Urschleim entstanden sey, das kann uns gleich seyn. Der Schöpfer der Dinge konnte alles benutzen; wir werden niemals bestimmen können, was vorher da war, und woraus der Mensch gemacht sey. Einmal war er nicht da, und wie er entstanden ist, das wissen wir nicht. Allein höchst wahrscheinlich ist es, daß er eines der letzten Geschöpfe war, welche aus der Hand des Schöpfers hervorgingen. Darüber stimmen die Bücher der Natur, das heißt, die aufgefundenen Ueberreste der Menschen und die Bücher Moses wunderbar überein.

Man hat in den neusten Zeiten in Höhlen neben den Knochen von Hyänen und Bären unbezweifelt Menschenknochen entdeckt, und die Frage: gibt es fossile Menschenknochen? ist noch immer nicht entschieden. Die ältern Naturforscher, voll vom Wahne, alle Versteinerungen kommen von der Sündfluth her und seyen die unwiderleglichsten Zeichen der Wahrheit jenes Ereignisses; glaubten auch versteinerte Menschen finden zu müssen. So erklärte der berühmte schweizerische Naturforscher Scheuchzer im Anfang des vorigen Jahrhunderts, den Scelet eines großen Molches, welcher bei Oeningen am Bodensee vorkam, unbedenklich für den Scelet eines vorsündfluthlichen Knaben. Felix Platter, Professor zu Basel, der Sohn des in der Reformation bekannten Walliſers Thomas Platter, erklärte einen bei Reiden im Canton Luzern aufgefundenen Elephantenknochen für den Knochen eines 19 Fuß langen Riesen, und man wollte fast allenthalben sogenannte Riesenknochen gefunden haben. Ablösungen und Concretionen von Mergel oder Sandsteine stellen bisweilen Formen dar, welche auffallende Aehnlichkeit mit Köpfen von Menschen und Thieren besitzen. Bei Flonheim, unweit Alzei, und auf der Mosbacher Höhe bei Wiesbaden, fand Hermann von Meyer eine kiesige tertiäre Mergelschichte mit solchen verhärteten Formen, mit welchen die Leute der Gegend ihre Ofen und Stuben zieren, und sie für versteinerte Kinderköpfe, Hasenköpfe u. s. w. ausgeben. Bei Fürfelden in Rheinhessen fand er ähnliche Concretionen aus Porphyr. Dieß sind wahre Naturspiele einer untern Stufe der Krystallisationskraft. Cüvier hat gezeigt, daß die bei der Insel Guadelaupe gefundenen unbezweifelten Menschenknochen, welche im Kalkstein inkrusirt sind, neuern Ursprungs sind. Wichtig dagegen in dieser Hinsicht sind die, meist in der neuesten Zeit, im Diluvium aufgefundenen Menschenknochen aus Höhlungen oder Spaltfüllungen. Im Dilivium mehrerer Orte Deutschlands und in Unteröstreich liegen nach Bruce und Razumovsky, Knochen und Schädel von Menschen, welche, nach der jetzt üblichen Sitte wilder Völker in entfernten Welttheilen, platt gedrückt sind, mit Knochen erloschener oder in heißen Climaten lebender Thiere vermengt. Diese Knochen müssen von Völkern herkommen, welche Deutschland und Europa in einer Zeit bewohnten, von welcher die Geschichte uns keine Anzeigen mehr geben kann. In Knochenhöhlen Deutschlands, Englands und Frankreichs, in den Spaltausfüllungen von Köstritz und in einigen Knochenbreccien sind ungezweifelt Menschenknochen gefunden worden. Sie sind auch aus einer Höhle am Fuße des Berges Griffon in Sizilien bekannt. In manche dieser Höhlen mögen die menschlichen Knochenüberreste erst in der historischen Zeit gekommen seyn, zum Theil mit Knochen von Thieren, welche nicht älter sind. Aber in einigen, besonders in Frankreich, sollen sie selbst mit Geräthschaften der frühesten Cultur, und mit, wie es scheint, von Menschen bearbeiteten Knochen untergegangener Thierarten, unter solchen Verhältnissen vorkommen, nach welchen sie gleiches Alter mit den fossilen Knochen von zum Theil ausgestorbenen, zum Theil jetzt in entfernten Himmelsstrichen wohnenden Arten wären, mit welchen sie zusammenliegen und Aehnlichkeit in der Beschaffenheit der Knochensubstanz zeigen. Wir müssen auf eine genügende Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung Verzicht leisten. Die Möglichkeit ist immer noch nicht gründlich widersprochen, nach welcher durch unbekannte Ereignisse dennoch diese Menschenknochen später möchten in diese Höhlungen gekommen seyn. Allein auch zugegeben, daß jene Menschen und Thiere zugleich gelebt haben, so ist der von Cüvier aufgestellte Satz gar nicht widersprochen, daß es eine Zeit gab, wo Säugethiere schon auf der Erde lebten, ehe der Mensch da war; sollten aber alle die nicht mehr auf der Erde vorkommenden Thiere zu diesen gehören, und nicht ein großer Theil davon noch mit

dem Menschen gelebt haben können? Haben wir denn nicht unverkennbare Spuren, daß mehr als eine Revolution die Erde verwüstete, ehe sie ihre jetzige Gestalt erhielt. Welche Thierreste finden sich neben den Menschenknochen? Solche von Pferden, Hirschen, Ochsen, Hyänen, Bären, Hunden, Katzen, Dachsen, Füchsen, auch wohl Nashörnern und Elephanten oder Hippopotamen, aber keine Mastodanten, Dinotherien, Anoplotherien, Großthiere, welche höchst wahrscheinlich in einer frühern Schöpfung gelebt haben, und in ihrer Bildung von der jetzt lebender Thiere abwichen. Sind denn keine Thierarten in der geschichtlichen Zeit verschwunden? Wo sind die Elephanten Nordafrika's, von woher einst die Römer diese Thiere zogen; wo sind die Auerochsen Deutschlands, die Wölfe welche einst England bewohnten; wo ist der Steinbock der tyrolischen und schweizerischen Alpen; wo der Riesenhirsch Irlands; wo die Löwen, welche einst Griechenland bewohnten? Sie sind verschwunden von der Erde, vom Menschen verdrängt und vertilgt, und unsere Nachkommen werden nach wenig Jahrhunderten die Formen der Faulthiere und Ameisenfresser, wenn sie noch in Sammlungen vorkommen, anstaunen; da diese Thiere so von der Erde verschwunden seyn werden, wie die obgenannten. Die Hyänen, die Höhlenbären sind der jetzigen Bildung der Thiere nicht fremd, und sie können wohl zu einer Zeit in Deutschland, England und Frankreich gelebt haben, wo der Mensch schon lebte. Könnten diese Ueberreste einer der Geschichte der Menschheit vorher gehenden Periode nicht Ueberreste jener Fluthverheerungen seyn, welche wir Sündfluth nennen? Freilich läßt sich durch diese Annahme nicht erklären, wie die Knochen von Elephanten, Nashörnern, Hippopotamen, zu den übrigen Thieren gekommen seyen. Dieß wird immer ein Räthsel bleiben, da es Thiere sind, welche in einem Clima, wie wir es jetzt haben, nicht hätten leben können. Buckland, einer der ersten Geologen Englands, hat in seinem Werke über die Ueberreste der Sündfluth, die Beweise einer solchen Fluth zusammengestellt, ohne gerade in die Untersuchung einzugehen, ob es möglich war, daß der Mensch Zeuge gewesen. Er hält die Ablagerungen der Fluth, die Ausfüllung der Höhlen und Spalten, und die Knochenbreccien für Bildungen einer solchen allgemeinen Fluth. Wenn man aber auch zugeben muß, es könne der Mensch damals schon gelebt haben, so ist indeß nichts weniger als wahrscheinlich, daß in einer noch frühern Zeit mit jenen in Gyps und Kreide vorkommenden Ueberresten früherer Generationen der Mensch schon existirte, man würde von ihm wohl auch Spuren finden. Von den dem Menschen so nahe stehenden Affen ist auch noch nie eine Spur fossiler Reste gefunden worden. Räthselhaft sind auch die Eindrücke von Menschenfüßen, welche man besonders in Amerika in verschiedenen Gegenden der vereinigten Staaten gefunden haben will, welche nicht bloß in der Einbildung bestehen, sondern wirklich vorkommen sollen. Mehrere halten sie für künstlich ausgehauene Fußstapfen.

Nach allem diesem Gesagten scheint immer klar hervorzugehen, der Mensch sey eines der letzten Kinder, welche aus der Hand des Schöpfers hervorgingen, und gehöre den spätesten Schöpfungen an, aber wie alt unser Geschlecht sey, das können wir nicht sagen, darüber haben wir keine auf Gründe gestützten Angaben, keine Zeitrechnung.

Jeder, der nur auch denkt, muß daher lächeln, wenn er im Kalender liest, welches Jahr der Welt nun eingetreten, und daß unsere Erde nach dieser Berechnung kaum 6000 Jahre alt sey. Alle Schriftsteller, welche über die chinesische Geschichte Forschungen angestellt haben, sind darüber einig, daß die Chinesen als Volk mehr als 5000 Jahre existiren. Fohi soll 2953 vor Christus regiert, und mehr als 2000 Jahr vor Christus sollen die Chinesen schon den Magnet gekannt haben. Yao soll noch früher regiert haben als Fohi. Nach den egyptischen Denkmälern, besonders nach der Entdeckung des Thierkreises von Tentyra, wollte man gar der Erde ein Alter von 20,000 Jahren beilegen, aber nachdem Champolion höchst wahrscheinlich die Hieroglyphen entziffert hat, ist diese Meinung sehr unwahrscheinlich. Monumente werden uns darüber nichts sagen können, denn alle, die wir dafür erkennen, stammen aus Zeiten, wo die Künste schon mehr oder minder Fortschritte gemacht hatten, und wie kann man wohl höher hinauf Monumente erkennen, welche wahrscheinlich, wenn sie vorhanden waren, aus rohen Steinen bestunden, deren Bedeutung uns unbekannt ist. Die Geschichte der Menschheit ist gar nicht alt. Wie viele Jahrhunderte mußten vergehen, ehe die Menschen eine geregelte, von mehrern Nationen anerkannte Zeitrechnung hatten, und wenn auch eine solche noch vorhanden wäre, wer würde sie nach der unsrigen berechnen können. Eine Geschichte hatten die ersten Völker nicht, alles beruhte auf Sagen, und wer weiß nicht, wie im Lauf der Jahrhunderte sich Sagen verändern und in Mythologie ausarten, so daß man gar nicht mehr die Wahrheit ausfindig machen kann. Die Geschichte eines jeden, noch jetzt vorhandenen Volkes, verliert sich in ein fabelhaftes Dunkel, um wie viel mehr die Geschichte längst verschwundener Völker, deren Denkmale wohl ganz vergangen sind. Wer kann das Dunkel lösen, welches die frühere Geschichte der Assyrer, Meder, Perser, Babylonier u. s. w. umhüllt, und gerade die Geschichte dieser Völker müßte für die Geschichte der Menschheit von hoher Wichtigkeit seyn. Eben so fabelhaft ist die Geschichte der Indier, der Chinesen und der Egypter. Wir können also sagen, die Geschichte sey neu, und gehe für das Alter der Erde nicht hoch hinauf, und von der Geschichte der Völker der neuen Welt wissen wir nur gar nichts, die Nachrichten reichen kaum einige Jahrhunderte über die Entdeckung hinauf.

Einige Völker des Orients setzen in ihren Sagen ihre Nachrichten im Gegentheil so hoch hinauf, daß sie wieder ins Unglaubliche fallen. Die Bücher der Hinduh über Astronomie sollen nach ihren Sagen über 2 Millionen Jahre alt seyn; die Babylonier setzten ihre Berechnungen auf 460,000 Jahre vor Alexander hinauf. Der Chaldäer Berosus gibt der Erde ein Alter von 432,000 Jahren. Wo haben wir nun einen Maßstab für das Alter der Menschheit?

Wichtiger in Hinsicht der Frage wegen der verschiedenen Menschenrassen ist die Untersuchung, ob alle Menschen von einem Paare abstammen, oder ob wohl zu gleicher Zeit, oder die einen früher, die andern später, mehrere Menschenpaare in verschiedenen Gegenden der Erde entstanden seyen, ob die Menschenrassen also wirkliche Urrassen seyen, oder nur ausgeartete Varietäten eines und desselben Stammes, und wie in diesem letzten Fall diese Varietäten entstanden seyen, wie sich das Menschengeschlecht ausgebreitet habe, wie die Erdtheile alle bevölkert worden seyen?

Beide Meinungen haben ihre Vertheidiger gefunden, allein die Gründe, welche für beide Meinungen, sowohl diejenige, daß alle Menschen von einem Paare abstammen, als daß schon ursprünglich mehrere Menschenpaare da gewesen seyen, angebracht werden, sind nicht beweisend. Auch hier setzt wieder der Glaube an die Worte der Genesis genauerer Untersuchung ein Ziel. Wir haben schon angegeben, wie weit wir diese als begründet betrachten, nämlich nur in so fern sie auf den caucasischen Stamm Bezug hat. Aber sollten die Neger, die Chineser, die Amerikaner alle von daher stammen? Wir werden später unsere Ansichten über die Menschenrassen aus einander setzen, allein, wenn wir auch nicht die angenommenen fünf Menschenrassen als unbezweifelt annehmen können, so scheinen doch die Neger und Mongolen so ausgezeichnet zu seyn, daß man sie nicht mit den andern verwechseln kann. Sollte es dem Schöpfer mehr Mühe gekostet haben auch in Afrika, oder Neu-Holland, wie in Asien, ein Menschenpaar hervorzubringen, eben so wie er jedem Lande seine eigenen Thiere gab, welche sicherlich nie von einem Centralpunkt ausgegangen sind. Denn niemand, der die Naturgeschichte nur ein wenig kennt, wird glauben, daß alle Thiere von einem Centralpunkt ausgegangen seyen, den man sich ungefähr als einen hohen Berg dachte, auf dessen Gipfel die Thiere des Nordens, an dessen Abhängen die Thiere der gemäßigten und an dessen Fuß die Thiere der warmen Zone lebten. Da hätten ja die Thiere, welche das kalte Clima allein ertragen können, die ganze Erde durchziehen müssen, um nach dem Norden zu gelangen. Dieß konnte allenfalls der Mensch, der durch seine Vernunft und durch die Schmiegsamkeit seines Magens, sich so leicht an Thier- und Pflanzenkost aller Art gewöhnt, aber nicht das Thier. Die Beutelratten bewohnten eben so gewiß Amerika von ihrer Schöpfung an, als das Känguruh Neu-Holland; der bengalische Tiger lebte nie in Afrika und niemals in Amerika, sondern immer in Asien; und Amerika hatte nie zum Bewohner den Elephanten, so wenig als Afrika den Tapir. Der Condor ist immer nur den Anden eigen gewesen, und der graue Geier Afrika's hat nie in Amerika gehaust. Eben so hat aus dem Pflanzenreich, so lange die Climate die jetzigen waren, die Tanne niemals Afrika, die Palme niemals Sibirien bewohnt. Jede Pflanze hat ihren Centralpunkt, von welchem aus sie sich mehr oder minder verbreitete, aber nie hat sie ohne die Hülfe des Menschen Climate übersprungen, und wenn der Mensch durch seine Treibhäuser die Pflanzen der warmen Zonen in kältere verpflanzt hat, so wird er nie eine Pflanze aus Grönland oder Nordsibirien nach dem Senegal oder Neu-Holland versetzen können. So wie also durch eine nur oberflächliche

Untersuchung der organischen Reiche sich die Unmöglichkeit zeigt, daß, gesetzt auch wir nehmen die Sündfluth als Ueberschwemmung, welche den größten Theil der Erde überdeckte, an; wir nehmen sogar an, es haben sich Menschen und Thiere in einem Schiffe gerettet, es ins Reich der Unmöglichkeit gehöre, daß alle Thiere auf diesem Schiffe sich hätten einfinden können. Es betrifft dieß gewiß nur die Hausthiere, alle übrigen müßten also zu Grunde gegangen und seitdem neu geschaffen worden seyn. Diese Fluth kann daher nicht als allgemein angenommen werden und bezieht sich bloß auf einen Theil Asiens, vielleicht auch Europa's und Afrika's, oder dann ist eine zweite Schöpfung entstanden. Man wird einwenden, das könne keinen Bezug auf den Menschen haben, der durch seine Organisation, seine Vernunft sich allenthalben habe ansiedeln, Meere durchschiffen und nach Amerika, wie auf die Inseln des Meeres, habe kommen können. Er allein mache also hier vielleicht eine Ausnahme, wozu etwa noch sein treuer Gefährte, der Hund, komme. Er allein habe von einem Centralpunkt ausgehen, von einem einzigen Paar abstammend, sich über die ganze Erde verbreiten können. Seine Varietäten haben entstehen müssen, da die verschiedenen Climate und Länder, durch welche er wanderte, im Lauf der Jahrtausende endlich ihre Wirkung geäußert, seine Haut weiß erhalten, gebräunt oder geschwärzt habe. Allein warum wird der Neger in Europa nicht wieder weiß, der Weiße in Afrika nicht schwarz. Bewohnen nicht die Mauren, die Araber, seit Jahrtausenden Afrika, warum sind sie nicht zu Negern geworden; warum wurden die Hinduh nicht Mongolen? Ist es also nicht eben so gut möglich, ja wahrscheinlich, der Schöpfer habe mehrere Menschenpaare, als Urpaare, in verschiedenen Gegenden erschaffen, als nur eines. Sollte eine solche Meinung unsere Begriffe von Gottes Allmacht verkleinern? Da indeß allerdings dieses unter die Geheimnisse gehört, über welche der gegenwärtig lebende Mensch sich nie Gewißheit wird verschaffen können, so müssen wir es einem jeden überlassen, sich sein System zu bilden; wir wollen Niemanden überreden, damit der Eifer der Theologen nicht gegen uns erweckt werde.

Wenn wir aber die Geschichte der Menschheit in dieser Hinsicht noch etwas weiter verfolgen wollen, so müssen wir zeigen, wie die Menschen sich nach und nach vertheilten, und was uns die Sprachen darüber allenfalls für Aufklärung geben können.

Man glaubt, die ersten Menschen seyen auf den höchsten Urgebirgen entstanden, und haben sich von da in die Thäler verbreitet. Darum nannte man unsere Rasse die caucasische, weil sie auf den Gebirgen des Caucasus zuerst gewohnt haben soll; die Afrikaner sollen zum Theil vom Atlas; die Amerikaner von der Anden; die Mongolen von den Gebirgen Thibet oder Himmala ausgegangen seyn. Kanngießer glaubt sogar, es sey erwiesen, daß die ersten Menschen auf dem höchsten Gipfel erschaffen worden seyen. Die Gründe, von welchen diese Idee ausgeht, kommen von der Meinung her, die Berge seyen zuerst vom Wasser entblößt worden, die Meere, welche anfangs die Erde bedeckten, seyen nur allmählig gesunken, also haben diese Berggipfel allein bewohnt werden können; je höher die Berge gewesen, desto früher seyen sie bevölkert gewesen. Nach dieser Theorie müßten wir die Wiege der Menschheit auf den Hochebenen Thibet's am Himmala suchen, oder auf dem Chimborazzo in Amerika, oder auf dem Montblanc in Savoyen, oder Glockner im Tyrol, also wo jetzt ewiger Schnee liegt. Wenn aber dieß möglich seyn soll, so müssen wir wieder den Grund aufsuchen, warum jetzt diese Höhen unbewohnbar und kalt sind. Dieß sucht man so zu erklären: Näher an der Erde oder am Wasser ist die Luft dichter, also erwärmbarer und die Lufttemperatur milder; nun standen dazumal die Gewässer allgemein gleich hoch, die Atmosphäre mußte also allenthalben dichter, also erwärmbarer und gleichmäßiger warm seyn; folglich waren die Wohnungen auf den aus dem Wasser emporragenden Berggipfeln auch wärmer und diese Höhen bewohnbar. Mit dem Sinken der Meere wurden die Thäler tiefer entblößt, die Luft auf den Gebirgen dünner und kälter, daher nun erst unwirthbar, und die Menschen mußten sich allmählig in die Thäler und Ebenen, welche nun aus den Fluthen auftauchten und vom Wasser befreit wurden, herabziehen. Der Trieb zur Geselligkeit und die Anhänglichkeit an das ursprüngliche Vaterland hielt die ersten Menschen lange zusammen; aber endlich zwang sie die Vermehrung der Völker und Mangel an Nahrung weiter Wohnungen zu suchen, und so mußten Auswanderungen statt finden. Die ersten Auswanderungen mußten nur auf andere aus den Fluthen vorragende Gebirge über zusammenhängende Höhenzüge gehen, oder wo die Fluthen noch nicht sich zurückgezogen hatten, durch Flöße oder Schiffe.

Nach dieser Theorie bemüht sich Kanngießer aus historischen Quellen den Gang zu beweisen, welchen die Völker genommen, und sucht zu zeigen, daß die ersten Auswanderungen nach Süden gerichtet waren. Der Ursitz der Menschheit war warm und milde; der Mensch, folglich an Wärme gewöhnt; und die Wanderungen gingen zuerst nach Ost- und Südindien, später nach Westen, und erst zuletzt zwang sie die Nothwendigkeit auch nach Norden zu gehen, wo sie immer weiter vordrangen. Lassen wir nun aber diese Theorie als ganz richtig aufgestellt, und den Daten der alten Geschichte entsprechend, so ist immer nur von der caucasischen Rasse die Rede, und nur auf diese bezieht sich die Alterthumswissenschaft. Von den andern Rassen haben wir keine Spur in der Geschichte des Alterthums.

Allein noch frägt es sich, ob wirklich die Theorie die richtige sey, daß die Berge zuerst bewohnt waren und von da aus sich verbreitet haben. Höchst wahrscheinlich ragten die Gipfel der Urgebirge über die Fluthen des allumgebenden und bedeckenden Oceans hervor, aber waren diese Urgebirge der Sitz der ersten Menschen? Entstand der Mensch nicht erst da, als unsere Erde im Ganzen genommen ihre jetzige Gestalt annahm. Wo sind die Beweise daß die Gewässer nur nach und nach abnahmen? Wohl haben wir solche, daß die Erde ganz oder theilweise wieder überschwemmt und ihre Bewohner vernichtet wurden, daß sie nachher immer wieder aus den Wassern hervorging und mit neuen Geschöpfen bevölkert wurde. Aber dieselben Ursachen, waren es kosmische, das heißt, in der Einrichtung des Weltalls liegende, oder waren es Ursachen, welche von der Erde ausgingen, welche ein plötzliches Uebertreten der Gewässer hervorbrachten, konnten eben so leicht ein plötzliches Zurücktreten zur Folge haben, als ein allmähliges Jahrtausende dauerndes. Wo haben wir Beweise, daß seit der geschichtlichen Zeit die Gewässer zurückgetreten seyen. Wohl wissen wir, daß die schwedischen und chilischen Küsten emporgestiegen seyn sollen, aber dieses sind für das Allgemeine nichts bedeutende Beispiele, welche von ganz örtlichen Ursachen herrühren können. Sobald also ein allmähliges Zurücktreten der Wasser nicht erwiesen ist, so sind auch die Meinungen nur in der Theorie begründet; die Gebirge seyen zuerst bewohnt gewesen, und höchst problematisch, also nicht als geschichtliche Wahrheiten anzusehen. Wir müssen daher jedem überlassen die dafür angegebenen Gründe näher zu würdigen. Das einzige was bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit erwiesen ist, ist, daß der erste Wohnsitz der caucasischen Rasse das alte Colchis, oder jetzige Grusien, oder Armenien oder Persien sey. Weiter führt uns die Geschichte nicht.

Ganz in entgegengesetzter Meinung, daß die ersten Menschen Colchis, oder einen benachbarten Theil Asien's bewohnt und sich von da aus verbreitet hätten, glaubt Link, Afrika sey die Wiege der Menschheit und die Neger seyen der ursprüngliche Menschenstamm. Er geht von dem Satze aus, daß die organische Schöpfung stets fortgeschritten sey, und auf weniger vollkommene Bildungen, vollkommnere gefolgt seyen. Aus Sömmering's vortrefflichen Untersuchungen gehe hervor, daß der Neger auch in seinem innern Bau dem Affen näher stehe als der Europäer, was auch die äußere Gestalt zeige. Die Säugethiere, als die erste Klasse des Thierreichs, seyen am spätesten entstanden, und unter ihnen am spätesten der Mensch. (Ein Satz, gegen welchen die meisten Entdeckungen der menschlichen Ueberreste mit Ueberresten untergegangener Thiere, insofern einen Einwurf machen, daß dadurch bewiesen zu werden scheint, daß der Mensch schon mit jenen untergegangenen Arten gelebt habe, welche freilich einer spätern Schöpfung von Säugethiere angehört haben). Der Neger sey der unvollkommenste Mensch, und folglich habe er zuerst gelebt, und erst durch die Verbreitung der Neger über andere Welttheile sey nach und nach durch climatischen Einfluß der edlere Mensch entstanden. Von den Negern könne man deutlich die Uebergänge finden, nämlich die Kaffern, welche schon größer und stärker seyen als die Neger, und mit den Europäern schon hohe Stirn und den erhobenen Nasenrücken gemein haben. Einen andern Uebergang bilden die Hottentoten zu den Mongolen, sie haben eine große Aehnlichkeit mit den Chinesen und Cochinchinesen. Der Kaffer mache den Uebergang von den Negern zum Caucasier, der Hottentote zu den Mongolen. Link selbst aber gesteht, daß wir für die Verbreitung von Afrika her keine Beweise in der Geschichte haben, daß unter allen Welttheilen Afrika als eine Halbinsel, welche nur durch kleine unbedeu-

tende Inselhaufen-Verbindung mit Indien hat, zu jener Verbreitung am unbequemsten scheine. Auch das Innere von Afrika scheine wenig geeignet ein Menschengeschlecht zu ernähren, welches an eine Auswanderung denken könne, und ebenso wenig deuten die afrikanischen Sprachen dahin. Dagegen glaubt er, Afrika habe in den frühern Zeiten mit Indien zusammengehangen, darum sey das Innere der großen Inseln des indischen Meeres von Negern bewohnt, und die kleinen Andaman-Inseln zwischen Vorder- und Hinter-Indien von einem solchen Negervolke besetzt, und von da aus sey Afrika vielleicht bevölkert worden. Allein für alles dieses haben wir auch nicht irgend einen genügenden Grund aufzustellen, und es ist eine nach unserer Meinung völlig unhaltbare Hypothese.

Der treffliche Blumenbach hat zwar mit vielen wichtigen Gründen darzuthun gesucht, daß alle Menschen nur eine Art ausmachen; man muß aber auch noch die Frage unterscheiden, ob alle Menschen von einem Paare entstanden seyen; und da wird von vielen die Möglichkeit zugegeben, daß im Anfange in derselben Gegend oder an demselben Orte, mehrere Individuen beiderlei Geschlechts, nicht ganz gleich, aber doch ähnlich sich gebildet hätten; wie von einer Aussaat nicht alle Pflanzen ganz ähnlich aufkommen, und wir sehen den Grund nicht ein, warum nur ein Paar und nur an einem Orte sich hätten bilden sollen. Dieß zugegeben, hätten wir eben die Variätäten, und bleibende, sich fortpflanzende, Variäteten bilden Arten.

Ein Hauptgrund für die Behauptung, daß die Menschen nicht zu einer Art gehören, ist allerdings die scheinbare Unveränderlichkeit der Unterschiede, wodurch sich die Menschenrassen auszeichnen, und die selbst dann wieder eintritt, wann durch Kreuzungen Bastardrassen entstanden sind, indem diese nach und nach wieder zu den Hauptrassen übergehn, wie folgendes beweist. Das Kind eines Weißen und einer Schwarzen heißt Mulatte; der Mulatte und die Schwarze erzeugen einen Sambo; von Mulatten und Weißen kommt ein Quarteron; von Quarteronen und Weißen ein Musten; das Kind eines Musten von einem Weißen, heißt ein Mustensino; die Kinder von Mustensinos sind durch das Gesetz frei und haben in allem gleichen Rang mit einem Weißen. Sie sind also zur Urrasse zurückgekehrt. Aber noch ein Umstand, wenn er richtig ist, wäre als ein Beweis der wirklichen Urrassen sehr wichtig. Mulatten unter einander sollen selten Kinder zeugen, und wenn es geschieht, diese Kinder sehr schwache und weichliche Geschöpfe seyen, welche meist frühe sterben, und selten groß werden. Erfahrungen im Thierreich, besonders bei den Säugethieren zeigen uns aber, daß solche Thiere, welche aus der Vermischung ähnlicher Arten hervorgehen oder sogenannte Bastarde selten zeugungsfähig sind, wie z. B. Maulesel und Maulthiere: man müßte daher die Mulatten wirklich als Bastarde ansehen und Neger und Caucasier als Stammrassen. Noch merkwürdiger wäre der Umstand, den Henderson anführt; die jetzigen Portugiesen seyen eigentlich halb afrikanischen Ursprungs, da Portugal lange von den Mauren besessen worden, allein sie seyen durch die Jahrhunderte, welche seit jener Epoche verflossen, endlich zu europäischen Caucasiern geworden; dagegen haben die seit Jahrhunderten in Hindostan lebenden Portugiesen wieder weit mehr afrikanische Bildung angenommen, und seyen mehr der Urrasse genähert worden, Allein diese Bemerkung scheint wohl großem Zweifel unterworfen, weil nicht ein Aethiopischer- oder Negerstamm es war, mit dem sich die Portugiesen mischten, sondern die arabische Unterrasse der caucasischen Linie. Auch hat niemand behauptet, daß die ebenfalls seit Jahrhunderten in Afrika wohnenden Portugiesen ausgeartet seyen, anders als was etwa die fortdauernde Wirkung des viel heißern Climas hervorbrachte, eine etwas dunklere Haut, und doch sind sie dort mit Negerstämmen in Verbindung.

Es ist wahr, daß die Umstände welche einzelne Rassen bezeichnen, größtentheils, wiewohl nur einzeln oder zerstreut, auch unter andern Rassen vorkommen. So ist es nicht selten, auch unter den Europäern Menschen mit kurzen, krausen Negerhaaren zu finden. Auch die aufgeworfenen Lippen und platten Nasen kommen zuweilen vor. Ebenso sieht man auch wahre Mongolengesichter unter uns, aber immer fehlt die schwarze oder gelbe Hautfarbe, und unter allen bekannten Rassen findet man unter den Europäern die größten Abänderungen in den Physiognomien, und unter vielen Tausenden trifft man selten mehrere Individuen an, welche einander gleichen. Noch mehr aber, der Neger ist nicht bloß schwarz, nie hat er lange, straffe Haare, und was ihn besonders auszeichnet, ist, daß seine Haut viel sammetartiger, weicher und seine Hautausdünstung ganz anders riechend erscheint. Sein Schädel ist an den Seiten eingedrückt, die Stirn zurückweichend, die Kiefer vorspringend, die Nase aufgeworfen, die Lippen dick, und höchst wahrscheinlich selbst die Schmarotzerinsekten, z. B. die Negerlaus, von der verschieden, welche auf den unreinlichen Europäern vorkommt. Es muß zugegeben werden, daß man der Rassen zu viele gemacht hat, daß es schwierig, ja unmöglich ist, die Uebergänge von einer Rasse zur andern genau und bestimmt anzugeben, daß namentlich die Malajen und Amerikaner keine deutlichen ausgezeichneten Rassenkennzeichen haben, daß durch die Jahrtausende durch bestehenden Vermischungen jene Nebenrassen entstanden seyen, welche wir nicht mehr einzureihen wissen, daß man daher willkührlich mehrere unhaltbare Rassen aufgestellt hat. Die Untersuchung zeigt uns immer drei Hauptquellen nach denen die Menschen gebildet, zwischen welchen die übrigen spielen, Neger, Mongolen und Caucasier. Wir haben keine geschichtlichen Daten, daß sie von einem Urlande ausgingen, im Gegentheil, ihre älteste Geschichte, welche in die fabelhafte Zeit übergeht, läßt eher vermuthen, daß die ersten Stammeltern schon verschieden waren, und wir statt einem Hauptstamm, drei Urstämme anzunehmen haben, welche aber, als sie sich vergrößerten und in verschiedenen Gegenden auswanderten, unter einander sich vermischten, woraus dann jene Bastardrassen ausgingen, von denen eben gesprochen wurde.

In dieser Hinsicht den Menschen zur Seite, und man könnte fast sagen, pararell mit den Menschenrassen steht sein treuer Gefährde, der Hund. Ganz wie beim Menschen nimmt man mehrere Stammrassen der Hunde an, aus welchen aber, durch ihre Vermischung, verbunden mit der geographischen Verbreitung und dem Einfluß der Climate, jene mannigfaltigen Zwischenrassen hervorgingen, die wir nicht mehr auf die Hauptrassen zurückführen können. Das Schicksal der Hunde ist völlig mit dem des Menschen verbunden gewesen. Seine Eigenschaften verbanden diese Thiere wahrscheinlich in den allerfrühesten Zeiten mit dem Menschen, seine Schmiegsamkeit, durch welche er eben sowohl bloß von vegetabilischer Kost, als von animalischer leben kann, und sich an jedes Clima gewöhnt, verbreitete ihn mit dem Menschen über die ganze Erde, wodurch sich climatische Veränderungen der Rassen erzeugten, welche die Zahl der Bastardarten vermehren mußten. Nun ist es aber sehr wahrscheinlich, daß nicht bloß eine Rasse der Hunde zuerst da gewesen seye, sondern mehrere. Wollten wir bloße Hypothesen aufstellen, so können wir vielleicht auch drei annehmen, wie etwa der Windhund, die Dogge und der Pudel, welche mit den ursprünglichen Menschenrassen sich verbanden und beim Zusammenstoßen dieser, sich auch verbastardeten; aber diese Annahme würde auf eben so unsichern Thatsachen beruhn, als die Annahme mehrerer Menschenrassen, als wir angenommen haben, dafür muß jedem überlassen seyn, wie viele solche er anzunehmen Gründe zu haben glaube. Im ganzen Thierreich haben wir kein Thier, welches in dieser Hinsicht dem Hunde gleich stünde, und so sehr man sich auch Mühe gegeben hat, den wilden Hund noch irgendwo zu finden, er ist nirgends gefunden worden. Nach den Gesetzen der Systematic, wie sie sonst im Thier- und Pflanzenreich angewendet werden, gäbe es so viele Hundearten als wir Hauptvarietäten kennen, aber eben die Unsicherheit welche die Uebergänge bilden, haben immer davon abstehen machen, diese Varietäten als Arten anzusehen. Der Hund gibt das einzige Beispiel im ganzen Thierreich, daß so verschiedene Formen aus einem Thiere sich bildeten, da der Unterschied viel größer ist als z. B. zwischen den Pferdevarietäten, oder den Varietäten der Tauben und Haushühner. Die letztern indeß können demnach dem Hunde an die Seite gesetzt werden, da man ebenfalls glauben darf, mehrere Urrassen, die man zum Theil zu kennen glaubt, und welche sämmtlich in Indien zu Hause sind, haben zusammen unter dem Schutze des Menschen sich vermischt und die Varietäten hervorgebracht. Auch bei den Hühnern läßt sich anwenden, was bei dem Hund; auch sie sind sehr weit mit dem Menschen gewandert, und haben mit ihm den Einfluß der Climate getheilt.

Das Resultat alles dessen, was wir über die Menschenrassen gesagt haben, ist, es beruht die Annahme der Rassen auf Hypothesen; die Geschichte der Menschen geht nicht so weit in's Dunkel der Vorzeit hinauf, um darüber nur etwas bestimmtes anzugeben. Die Thatsachen sind: Drei Menschenfamilien unterscheiden sich besonders durch auszeichnende Merkmale der Farbe, des Baues und anderer Kennzeichen von einander, und die übrigen Varietäten scheinen Uebergänge zu seyn. Ob ursprünglich alle Menschen von einem Paare abstammen, oder ob vom Schöpfer mehrere Paare erschaffen wurden, wissen wir wieder nicht. Es

laſſen ſich für beide Meinungen wichtige, aber für keine überwiegende Gründe angeben. Das Alter der Menſchengattung und die Zeit und Art ihrer Entſtehung iſt uns alſo gänzlich unbekannt. Indeß, um alles aufzuſtellen, was allenfalls Aufklärung geben könnte, wollen wir auch noch unterſuchen, ob vielleicht die verſchiedenen Sprachen uns auf einen oder mehrere Urſtämme hinleiten.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Menſch die Anlage zur Sprache mit auf die Welt bringt; ſchon die erſten Menſchen mußten eine Sprache gehabt haben, welche aber gewiß ſehr arm war, da die Begriffe und mit ihnen die Worte erſt mit der Kenntniß ſich mehrten, welche ſie von den umgebenden Gegenſtänden erhielten. Die Sprache welche die erſten Menſchen redeten, war die Urſprache; gab es nur ein Urvolk, ſo gab es auch nur eine Urſprache, gab es aber mehr als ein Urvolk, ſo muß es mehrere Urſprachen gegeben haben. Wir haben uns nicht angemaßt beweiſen zu wollen, daß es mehr als ein Urvolk gegeben habe, obſchon wir die Wahrſcheinlichkeit zugaben, daher wollen wir uns auch nicht anmaßen zu beſtimmen, ob es nur eine oder mehrere Urſprachen gab, noch weniger ob Spuren von dieſen Urſprachen exiſtiren. Gab es nur eine Urſprache, welche ſich natürlich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzte, ſo mußte es lange dauern, ehe mehrere ganz verſchiedene Sprachen entſtunden; gab es aber mehrere Urſprachen, ſo mußte eine Sprachenverwirrung entſtehen, ſobald die Colonien der verſchiedenen Urſtämme zuſammentrafen, und es mußten bald ganz neue Sprachen ſich bilden, da die Völker ihre verſchiedenen Begriffe gegen einander austauſchten. Aber auch eine Urſprache mußte ſich verändern, ſo wie die Völker aus einander rückten, und in neue Volkerſtämme ſich theilten, da ſie nun andere Länder bezogen. Der Ton hängt von dem Organe ab, worauf Clima, Körperconſtitution, Nahrungsmittel und andere äußere Dinge wirken, ſo mußte ſich die Ausſprache mancher Wörter ändern, und ſo veränderten auch die Urſprachen ſich allmählig.

Man ſollte glauben, die Philologie in ihrer weiten Beziehung auf alle Sprachen der Völker angewendet, müßte für die Geſchichte der Menſchheit ein viel größeres Licht verbreiten können, als ſie wirklich verbreitet, wenn wir die älteſten Sprachen kennten. Wir kennen aber nur die morgenländiſchen Sprachen genauer, aus andern Welttheilen wiſſen wir wenig oder nichts, und am wenigſten von denjenigen Völkern, welche nicht einmal die Kunſt zu ſchreiben kennen. Die Hieroglyphen gehören wohl zu den älteſten Schriften, welche auf uns gekommen ſind, aber theils kennen wir ihren Inhalt nur unvollkommen, wie von den egyptiſchen, oder gar nicht, wie von den aztekiſchen, und auch ſie gehen lange nicht in die Zeiten hinauf, wo die Urſprachen geſprochen wurden; dieſe ſind ohne allen Zweifel verloren gegangen.

Ueber die aſiatiſchen Sprachen hat Julius Klaproth viel Licht verbreitet und ihre Verwandtſchaften und Beziehungen aus einander geſetzt. Derſelbe hatte auf ſeinen verſchiedenen Reiſen am Caucaſus, in Sibirien und den an das chineſiſche Reich angränzenden ruſſiſchen Provinzen vielfache Gelegenheit ſich über dieſen Gegenſtand zu unterrichten. Mit den chineſiſchen und mongoliſchen iſt er gleichfalls vertraut und benutzte die Werke der chineſiſchen Hiſtoriker und Compilatoren.

Ueber die afrikaniſchen Sprachen hat Seetzen viel geſammelt, vorzüglich über die Negerſprachen. Er zeigt daß die Fellatahs, ein rother oder kupferfarbiger Stamm ſey, welcher in neuern Zeiten viele Negerſtämme unterjochte, ſeit vielen Jahrhunderten das Hochland Guinea bewohnt hat, wo der Gambia und Rio-grande entſpringen, und deren Bergſtadt Tembo von mehr als einem europäiſchen Abentheurer beſucht worden iſt. Es ſind die Faulahs der engliſchen Reiſenden und die rothen Poulas des Mollien.

Für die amerikaniſchen Sprachen, deren ungemein viele und die in ihrem Bau ſehr verwickelt ſind, ſammelte Hervas und andere Jeſuiten viele Nachrichten. Humboldt brachte ebenfalls viele Wörterbücher mit. Auch über die Sprachen der Bewohner Nordamerika's iſt viel geſammelt worden.

Die Forſchungen zeigen, daß die Zahl der menſchlichen Dialecte und Sprachen ungemein groß ſey. Jefferſon wollte aus der großen Anzahl in Amerika vorgefundenen Sprachen, gegen die verhältnißmäßig geringe Zahl, welche in der alten Welt geſprochen werden, ſchließen, Amerika ſey viel früher als die übrige Erde bewohnt geweſen, wofür wir indeß keine weitern Beweiſe, weder für noch gegen, haben. In den weiten Strecken der nördlichen Provinzen der vereinigten Staaten, findet man jetzt nur noch wenige alte Monumente, welche man Tumuli nennt. Sie beſtehen aus künſtlichen Hügeln, deren ehemals nahe an 3000 vorhanden geweſen ſeyn ſollen, jetzt ſeyen ihrer kaum noch 20; die kleinſten haben 20 Fuß Höhe, auf 100 Fuß Durchmeſſer; noch andere haben 300 bis 400 Fuß Durchmeſſer. Nach der Meinung ſtund auf jedem dieſer Hügel eine Stadt, und die Höhe wurde durch Graben und Palliſaden vertheidigt. Die große Zahl dieſer alten Städte, leitet auf die Vermuthung, daß den Stämmen der Indianer, welche die Europäer bei ihrer Ankunft vorfanden, andere mächtige Völker vorausgingen, welche ſich über den Trümmern noch mächtiger erhoben. Mexico und Peru und die zuerſt von den Spaniern entdeckten Inſeln hatten unzählige Bewohner; ihre Städte waren groß und prachtvoll. In Mexico ſind noch heutigen Tages bewundernswürdige Straßen vorhanden, welche die Berge mit den Ebenen verbinden. Die beiden Straßen von Cusko und Quito ſind gigantiſche Werke, welche man mit römiſchen Straßen vergleichen darf. Dieſe Straßen ſind um ſo bewundernswürdiger und räthſelhafter, wann man bedenkt, daß den alten Amerikanern Pferde und Zugochſen fehlten; doch wohl die größten Hülfsmittel zur Erbauung ſolcher Werke. Aber auch um ſo räthſelhafter iſt der Zweck dieſer Werke, welche eben nicht mit Fuhrwerken befahren werden konnten, und für Fußgänger zu coloſſal ſind. Auch in den Thälern des Miſſiſſipi und Ohio, welche von der Natur mehr begünſtigt ſind als das brennende Clima der Aequatorialgegenden, lebten einſt Millionen von Einwohnern. Man findet Spuren von zweierlei Menſchengeſchlechtern, welche ſich im Verlaufe der Jahrhunderte einander folgten. Das erſte war vielleicht weniger zahlreich, ſcheint aber in der Civiliſation weiter vorgerückt geweſen zu ſeyn. Vielleicht war damals der Glanzpunkt Amerika's. Die Bevölkerung welche die Spanier antrafen, ſcheint eine ſpätere geweſen zu ſeyn. Die jetzigen Indianer wiſſen nichts von der Geſchichte ihres Landes, die Denkmäler ihrer einſtigen Macht ſind ihnen ein Räthſel. In einigen dieſer künſtlichen Hügel, welche hohl waren, fand man Scelete und Waffen der frühern Bewohner; Bogen mit zerfreſſenen Sehnen; Pfeile mit ſteinernen Spitzen und verzierte ſteinerne Aexte mit Schildkrötenköpfen u. ſ. w. Nirgends eine Spur von Eiſen; alle Steine beſtanden aus einem röthlichen, ſehr harten Kieſel, welcher Feuer gibt. Nach Hervas, der ſich auf Lopez Zeugniß beruft, ſoll die Zahl der wirklich von einander verſchiedenen Sprachen welche in Amerika geſprochen werden, gegen 1500 ſeyn. Nach Seetzen beläuft ſich die Zahl der in Afrika geſprochenen Sprachen auf 100 bis 150. Sind dieſe Angaben ziemlich richtig, ſo kann man die Zahl der Sprachen welche auf der ganzen Erde geſprochen werden, ohne große Gefahr der Uebertreibung auf 2000 anſchlagen.

Viele Sprachen, welche wenig oder keine Wörter mit einander gemein haben, bieten dennoch in Hinſicht ihres grammatikaliſchen Baues Aehnlichkeit dar, welches aber noch nicht auf gemeinſamen Urſprung zu ſchließen berechtigt. Eine auffallend charakteriſtiſche Klaſſe der Sprachen bilden die ſogenannten einſylbigen Sprachen. Die Wörter derſelben ſind ſämmtlich einſylbig, und haben keine Endsbeugungen, ſo daß ihre verſchiedenen Beziehungen nur durch die Art der Betonung ausgedrückt wird. Dahin gehören die Sprachen der Chineſer, Thibetaner, Birmaner, Cochinchineſer, Siameſer, Japaner und faſt aller Nationen Hinter-Indiens, welche zur mongoliſchen Raſſe gehören, auch wenn ſie ſonſt nichts mit einander gemein haben.

Eine andere Klaſſe von Sprachen bilden die ſogenannten polyſynthetiſchen, welche aus langen vielſylbigen Wörtern beſtehen, und ungemein feine und ausgebildete Biegungen zulaſſen, ſo daß eine unendliche Mannigfaltigkeit von Endungen und Struckturveränderungen ſtatt findet, welche eben ſo viele Modificationen der durch die Worter ausgedrückten Begriffe bezeichnen. Dahin gehören alle amerikaniſchen Dialekte, von den Eſkimaux an der Beeringsſtraße an, bis zu dem der Feuerländer.

Eine Sprache, welche man als Urſprache anſehen könnte, findet man nirgends, daher kann darüber auch nichts geſagt werden. Alle lebenden Sprachen ändern ſich im Verlaufe der Zeit, denn alle Sprachen müſſen in ihrem Urſprung ärmer geweſen ſehn, und erſt im Verfolge, wenn ſich die Begriffe erweiterten, wenn neue Gegenſtände bekannt wurden, mußte auch die Sprache dafür Wörter erdenken. Die Urſprachen waren daher gewiß alle ſehr arm, und die Sprachen der Völker, welche lange in ihrem Wohnſitze blieben, ſich nicht mit einander miſchten, blieben gewiß lange arm. Allein bald, wenn ſie mit andern zuſammenkamen, mit ihnen Handel trieben, Kriege führten u. ſ. w., ſo mußten auch die Sprachen ſich mehr oder minder miſchen. Das Entſtehen orientaliſcher Sprachen iſt

in der Geſchichte des babyloniſchen Thurmbaues, bei welchem, wie es ſcheint, ſehr viele benachbarte Völker zuſammen kamen, welche verſchiedene Dialekte ſprachen, die ſich vermiſchten, ſo daß daraus wieder neue entſtanden, ſehr natürlich erklärt.

So ſehr man aber auch einzelne Wörter in verſchiedenen Sprachen findet, welche ganz ähnlich lauten und dieſelbe Bedeutung haben, ſo kann man daraus nicht immer auf Abſtammung einer von der andern ſchließen, da der Zufall oder die Bedeutung der Worte oft Aehnlichkeiten hervorbringen. So wird z. B. der Pfau faſt in allen Sprachen der alten Welt ähnlich ausgeſprochen, er deutet auf das Geſchrei des Vogels, Pavon, Pao, Pfau u. ſ. w. Die philologiſchen Forſchungen geben daher keinen ſichern Leitſtern für die Geſchichte der Menſchheit im Allgemeinen; ſie leiten uns nicht auf die Urſprachen; ſie können ſich höchſtens auf die Geſchichte ſpäterer Zeiten für einzelne Völker, und faſt einzig nur auf die morgenländiſchen und auf die europäiſchen Sprachen beziehen, welche aber alle neu ſind.

Die Reſultate des bisher Geſagten über das Alter der Menſchheit und über den Urſprung des Menſchen gehen alſo dahin, daß wir keine geſchichtliche Nachweiſung weder über das eine noch über das andere haben; daß die Menſchheit gewiß älter ſey, als bloß 6000 Jahre; daß der Menſch aber zu den Geſchöpfen gehöre, welche erſt in der letzten Erdperiode entſtunden; daß es eine Zeit gab, wo Pflanzen und Thiere ſchon vorhanden waren, ehe der Menſch vorhanden war; daß aber auch ſchon der Menſch mit einigen verloren gegangenen Thieren gelebt hat, die denen, welche jetzt noch leben, ſehr ähnlich waren; daß die Menſchen von Anfang der Schöpfung an im Allgemeinen weder größer noch ſtärker waren, als ſie jetzt ſind; daß ſie auch nicht länger gelebt haben, als wir jetzt noch leben können; daß die Menſchheit alſo nicht abnimmt, als ſolche nicht altert; daß auch der Menſch von Anfang ſeiner Schöpfung an aufrecht ging, eine Sprache hatte und ſeinen Verſtand brauchen konnte; daß er alſo niemals eine Veränderung in ſeiner Hauptform erlitten habe; daß die Veränderungen ſich nur auf Hautfarbe, Geſichtsbildung und Größe beziehen, und Folge von den Climaten ſind, in welche der Menſch nach und nach verſetzt wurde, ſich aber dann fortpflanzten bis auf unſere Zeit; daß es unausgemacht ſey, ob alle Menſchen von einem Paar abſtammen, oder ob die verſchiedenen Menſchenraſſen, welche man annimmt, auch von verſchiedenen Stammeltern entſprangen; daß es im letzten Fall möglich ſey, daß eine Raſſe älter ſeyn könne, als eine andere; daß eben ſo gut mehrere Erdtheile zugleich mit Menſchen bevölkert werden konnten, als daß alle Völker in einem Urland entſtanden und in die andern Erdtheile eingewandert ſeyen. Alles alſo, was man über dieſe Gegenſtände ſagen kann, beſteht auf Muthmaßung.

Von den Menſchenraſſen.

Die auffallend verſchiedenen mehr oder minder conſtanten Geſichtszüge der Nationen, die Hautfarbe, die Größe, beſonders aber auch der Schädelbau, hat auf die Verſuche geleitet, die Nationen in verſchiedene Hauptraſſen einzutheilen. Allein ſo ſehr man auch über die Hauptverſchiedenheiten betroffen werden muß, welche ſich aus dieſer Unterſuchung ergeben, und auf den erſten Blick ſie richtig glaubt, ſo ſtößt man bald auf die größten Schwierigkeiten, wohin man gewiſſe Völker einreihen wolle. Die Blumenbach'ſche Eintheilung in fünf Hauptraſſen wurde lange zur Grundlage angenommen, da ſie auf den natürlichen Unterſchied der Schädelform baſirt iſt. Blumenbach legte zu dieſem Zwecke ſeine berühmte große Schädelſammlung, aus den Köpfen aller Nationen beſtehend, an und glaubte vorzüglich drei Hauptformen aufſtellen zu können. Den breiteſten Schädel haben die Mongolen, bei den Europäern iſt er mittelmäßig breit, und bei den Negern oder Afrikanern am ſchmalſten. Der Schädel iſt beim Europäer oval; beim Mongolen mehr eckig, indem die Backenknochen mehr hervortreten; beim Neger iſt er dagegen ſchmal und zuſammengedrückt, und die Stirn am meiſten zurücktretend. Nach dieſer Verſchiedenheit nannte Blumenbach die Europäer und die mit ihnen Aehnlichkeit habenden Völker die Caucaſiſche Raſſe, die zweite die Mongoliſche, die dritte die Aethiopiſche; dann aber glaubte er noch zwei weniger beſtimmte Raſſen, nämlich die Malaiſche und die Amerikaniſche annehmen zu müſſen; allein die Kennzeichen, an welchen dieſe letzten Raſſen ſich unterſcheiden ſollen, ſind mehr negativ als poſitiv. Dieſen Anſichten Blumenbachs huldigten die meiſten Naturforſcher, beſonders Sömmering, und was die erſten drei Raſſen betrifft auch Cüvier. Die erſte Idee zur Grundlage dieſes Syſtems ſcheint jedoch Peter Camper gehabt zu haben, indem er die Verſchiedenheit der Geſichtslinie, einer Linie nämlich, welche er in Gedanken von der Oberlippe gegen die Stirne hinzog, als Grundlage aufſtellte. Je mehr dieſe Linie ſich dem rechten Winkel nähert, je edler hält er die Form, wie dieß beim Kopf der ſchönſten Bildung der Fall iſt; je ſchiefer der Winkel iſt, deſto tiefer ſinkt der Menſch zur Brutalität herunter, da die Stirn zurücktritt und dagegen das Geſicht unten vorſteht und thierähnlicher wird; dieß hat beim Neger ſtatt. Camper gedachte aber auch beim Menſchen des Unterſchieds der Breite in der Gegend des Jochbeins.

Niemand wird läugnen, bei Vergleichung der Schädelformen dieſe drei Hauptverſchiedenheiten der Menſchen auffallend zu finden. Nach der Idee, daß die Menſchen zuerſt auf Gebirgen gewohnt haben ſollen, gegen welche man indeß noch manche Gründe anführen könnte, ſoll die caucaſiſche Raſſe von den Gebirgen des Caucaſus herab ſich verbreitet haben; die Mongoliſche von den Gebirgen des Altai, und die Aethiopiſche vom Atlas.

Wir haben früher der Meinung Kanngießers Erwähnung gethan, nach welcher die erſten Menſchen im Morgenland zwiſchen den Flüſſen Indus, Ganges, Oxus und Jaxartes gewohnt haben ſollten, und von wo aus ſie die Erde bevölkert haben, aber es betrifft dieſe, allerdings durch die Geſchichte vielleicht zu beweiſende, Meinung nur die caucaſiſche Raſſe, und von andern Raſſen läßt ſich dieß wohl ſchwer geſchichtlich zeigen, obſchon Herr Kanngießer es verſucht, und wir ſind darüber, nach meiner Anſicht, völlig im Dunkeln.

Die Unmöglichkeit einsehend, alle Völker in diese wenigen Rassen einzutheilen, haben besonders die französischen Naturforscher die Rassen in sehr viele gebracht. Wir wollen sie etwas näher durchgehen und nachweisen, wie sie auf der Erde vertheilt und was die Haupteigenschaften und Gewohnheiten jeder derselben und der dazu gerechneten Völker seyen.

Blumenbach nimmt folgende Rassen an:

1) Die caucasischen oder weißen Völker.

Sie haben im Allgemeinen eine weiße oder der weißen sich nähernde Grundfarbe, welche aber nach den Wohnungen und Climaten sich mehr oder weniger dunkel oder gelblich zeigt. Das Gesicht ist oval; der Gesichtswinkel gerade, das heißt, wenn man von der Oberlippe des stehenden Menschen sich eine Linie denkt, welche von da auf die Stirn gezogen wird, so würde sie auf einer Horizontallinie einen Winkel bilden, der sich dem geraden am meisten nähern würde. Die Gesichtsknochen sind wenig vorspringend; das Kinn rundlich und die Unterkinnlade wenig vorstehend; die Physiognomie überhaupt so verschieden, daß kaum zwei Gesichter einander vollkommen ähnlich sind. Die Hautfarbe ist mehr oder minder weiß, bei den nördlicher wohnenden weißer, als bei den südlichern, wo sie beim männlichen Geschlecht schon ins Gelbe und Bräunliche übergeht. Der Mund ist mäßig gespalten; die Nase mehr oder minder spitzig, auch wohl gebogen. Die Haare lang, fein, weich, wellenförmig, oft gelockt, im Norden blond, braun, in wärmern Gegenden schwarz. Die Größe des Kopfs beträgt ungefähr den achten Theil der Totalhöhe. Die Zähne stehen vertical; die Stirn ist voll und vortretend; die Backen röthlich gefärbt; die Lippen dünne; der Bart stark. Die Schenkel werden gegen das kleine Knie hin dünne; die Waden sind stark; der Gang sicher; die Brüste halbkugelig. Die Zeit der Mannbarkeit tritt beim weiblichen Geschlechte meist zwischen dem zwölften und sechszehnten Jahre ein, beim männlichen zwischen dem fünfzehnten und sechszehnten. Die Zeugungsfähigkeit hört beim Weibe mit dem fünfundvierzigsten bis fünfzigsten, beim Manne erst mit dem sechszigsten oder noch später auf.

Zu dieser Rasse gehören die Völker, welche wir nach unserer Meinung für die schönsten halten. Der Urstamm dieser Rasse bewohnte nach allen Nachrichten, welche weit mehr als von keiner andern geschichtlich nachgewiesen werden können, den Caucasus, Armenien, Persien und das alte Colchis, jetzt Georgien, Mingrelien, Grusien, wo noch immer die schönsten Menschen der Rasse wohnen. Hier ist der Schauplatz, auf welchen uns Moses bei Beschreibung des Paradieses und der Geschichte Noa's versetzt.

Zu diesen Völkern gehört die Abbildung

der Georgier.

Sie ist aus der Reise von Bellanger nach Ostindien genommen, und zeigt uns die schönen Formen und Gesichtszüge beider Geschlechter.

Als die Völker in dem Caucasischen Hochlande sich ungeheuer vermehrten, wurden sie gezwungen auszuwandern. Sie suchten auf der nördlichen Seite des schwarzen Meeres einen Ausgang, und gingen nach Europa über. Nach der Meinung von Kanngießer ging der Weg erst nach den Karpathen, von da nach Dalmatien, Illirien und Thracien auf der einen Seite, und auf der andern zu den Norischen Alpen und der Alpenkette. Alle Völker, welche Thracien betraten, verbreiteten sich nach Griechenland, gingen über die Donau und besetzten Italien, Frankreich, Spanien. Erst nachdem der Süden und Westen von Europa bevölkert war, und die Völker sich auch da wieder vermehrt hatten, drängten neue Auswanderungen allmählig nach Norden. Diese Wanderungen geschahen nur aus Noth, weil die andern Länder schon besetzt waren und kein anderer Weg übrig blieb. Die ältesten bekannten Völker dieser Abtheilung sind die Pelasger und Colcher, aus ihnen gingen die Albaner, Iberer, Asturier, Taurier, Achäer, Samner, Tusker u. s. w. hervor. Die alte Sprache der Pelasger ist die Stammsprache der Griechen, der Lateiner, vieler ausgestorbener Sprachen und aller Sprachen, welche jetzt noch im wärmern Europa gesprochen werden, der Italiener, Franzosen, Spanier, Portugiesen und Romanier. Es gehören also die Bewohner von Sizilien, Italien, Griechenland, der europäischen Türkei, Spaniens und Portugals zu dieser Abtheilung, und das alte Colchis ist das Mutterland, von wo aus die ersten Colonien ausgingen.

Herr Bory St. Vincent trennt die eigentlichen Caucasier von den Pelasgern. Bei den ersten sind die Weiber ausgezeichnet durch die Weiße und Frische ihrer Farbe. Der Mund ist sehr klein; die Augenbraunen dünne; das Haar sehr schön schwarz, fein, seidenglänzend, herrlich gelockt. Die Nase fast gerade, das Gesicht rein oval, der Busen sehr regelmäßig rund; der Wuchs schön; aber sie sind zum Fettwerden geneigt. Die Weiber werden besonders von den Türken und Marokkanern gesucht. Die Männer sind nicht minder schön, aber dem Trunk und andern Lastern ergeben.

Die Pelasger sind nicht weniger schön als die Caucasier. Der Kopf des olympischen Jupiter, des Apollo von Belvedere und der Venus von Medicis, geben eine Idee ihrer Züge. Die Farbe ist weniger weiß; der Kopf ist etwas kleiner als bei den Caucasiern; das Haar weich, meist kastanienbraun, außerordentlich lang; der Fuß etwas größer; der Schenkel nach unten etwas weniger schmächtig. Das Oval des Gesichts ist etwas länger und nach unten mehr verschmälert. Die Nase ganz gerade und in directer Linie von der Stirn herabsteigend; die Augen liegen tief und sind von einer geraden Braune beschattet, sie sind meist groß und blau. Die Männer haben einen starken schwarzen Bart, sind von sanguinisch cholerischem Charakter, aber mit wenig Muth begabt, hinterlistig, schlau und eifersüchtig.

Die Celten bildeten eine Nebenabtheilung der caucasisch-europäischen Rasse. Die Menschen, welche dahin gehören, sind etwas größer, als die vorige. Die mittlere Größe der Männer ist etwa 5 Fuß 5 Zoll; die Haare weniger lang, aber dicht, und bilden einen dichten Kopfbusch. Die Stirn ist auf den Seiten mehr gewölbt und schön gegen die Schläfen abfallend; die Nase von der Stirn in einer Vertiefung abspringend; die Augen weniger groß, meist schwarz oder braun, bisweilen grau. Der Bart stark und hart. Die Haut weniger weiß, meist etwas gelblich. Das Temperament melancholisch pflegmatisch. Körper und Gliedmassen gut proportionirt, robust, stark behaart, selbst bei den Weibern. Die Waden sind stark; die Unterschenkel zierlich; der Fuß im Verhältniß klein.

Man kann die ersten Wohnungen dieser Völker zwischen dem Rhein und der Rhone nachweisen; woher sie früher kamen, ist unbekannt. Sie sind von da nach Mittel-Europa gewandert, auch nach Britannien übergegangen und nach dem Orient bis zu den Scythen vorgedrungen, aber von da wieder zurückgewandert. Ihre Voreltern sollen Menschenfresser gewesen seyn. Ihre Sprache ist ganz eigen. Dahin gehören die Basken in Frankreich und Spanien, in Navarra und Catalonien, die Nieder-Bretagner, ein Theil der schottischen Hochländer und die Walliser in England. Dieses sind noch die einzigen Reste eines zahlreichen und mächtigen Volks.

Die germanischen Völker haben eine mittlere Größe von 5 Fuß 6 Zoll, eine weiße Farbe, welche sich oft ins Blasse zieht; das Gesicht ist rundlich; die Augen blau; die Zähne oft verdorben; die Haare fein, meist blond. Die Männer sind gut gebaut, stark, tapfer; die Frauen frisch, von vollen Formen, und werden selten vor dem 16 bis 17 Jahr mannbar. Sie sind lymphatischen Temperaments, zum Dickwerden geneigt. Sie theilen sich in zwei Hauptvarietäten. Die Teutonen bewohnten seit der geschichtlichen Zeit die weiten Gauen Deutschlands, einst, wie jetzt noch, in viele Völker getheilt, und sich bis nach Holland, Dänemark, Norwegen, England, Schweden und Preußen verbreitend, haben ihre verschiedenen Dialekte, die holländische, dänische, englische, schwedische und deutsche Sprache hervorgebracht. Tapfer und kriegerisch widerstanden sie lange den Römern, und schlugen sie in mancher Schlacht; ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel der Vorzeit.

Zu diesem Stamme gehören die Abbildungen des

Herzog von Leuchtenberg

und der Ballet-Tänzerin

Noblet.

Man hätte dazu jeden schönen Mann oder Frau als Muster nehmen können, wählte aber vorzüglich einen Mann, der in der neuesten Geschichte sich berühmt gemacht hat. Sohn des Gen. Beauharnois und der nochmaligen Kaiserin Josephine, wurde er, von Napoleon an Kindesstatt angenommen, ein berühmter Feldherr und Vicekönig von Italien, wo er sich durch seinen Verstand und edeln Charakter die Liebe seiner Untergebenen erwarb. Nach dem Sturze Napoleons wurde er, vermählt mit einer baier'schen Prinzessin, Herzog von Leuchtenberg, und starb vor einigen Jahren in München. Seine Schwester ist die Gemahlin des Kaisers Don Pedro und sein Sohn wird wahrscheinlich die Königin von Portugal heirathen.

Von der Noblet kann man nichts weiter sagen, als daß sie eine schöne Tänzerin sey.

Die Slavischen Stämme sind mit den germanischen nahe verwandt und kamen wahrscheinlich von Ungarn und den Karpathen her. Die Männer sind groß und schlank, tapfer, stark, aber oft dem Trunk und der Völlerei ergeben, und unreinlich; die Weiber schön, gut gewachsen und mit schwarzen Haaren. Sie bewohnen gegenwärtig Ungarn, Polen, Lithauen, Slavonien, Curland, Liefland, das europäische Rußland und Böhmen, und sprechen eine ganz eigene Sprache. Sie vermischten sich mit den Tartaren. Ihre Hautfarbe ist etwas dunkler als die der übrigen Europäer. Sie stehen in der Cultur der übrigen Europäer sehr zurück, und leben als Leibeigne ihrer Herren. Faulheit, Unwissenheit, List und Falschheit sind den Slaven eigen. Daneben sind sie gastfreundschaftlich, gefällig, und haben ein vorzügliches Geschick andere Sprachen zu lernen und andere Künste nachzuahmen. Sie leben in Familien beisammen, in welchen der älteste, auch wenn er noch jung wäre, doch die absolute Herrschaft führt. Die Weiber sind ihren Männern sehr unterworfen, und essen nie, ehe ihre Männer auch gegessen haben. Sie ziehen im Sommer Milch und Pflanzenkost, im Winter den Genuß des Fleisches vor. Ihr Geschmackssinn ist sehr abgestumpft, dagegen lieben sie Branntwein und alle gebrannten Wasser, von welchen sie eine große Menge zu sich nehmen können. Der Körperbau ist stark, sie haben viel Muth, sind rachsüchtig und kriegerisch. Sie ziehen die Sclaverei der Freiheit vor, und sind kriechend gegen ihre Herren, tyrannisch gegen ihre Untergebenen. Durch Bitten richtet man bei ihnen nichts aus, sondern nur durch Schläge, sie können daher nur durch Furcht in Schranken gehalten werden. Wie der Hund nach erhaltenen Schlägen gegen seinen Züchtiger wedelt, so dankt der geprügelte Russe seinem Züchtiger und küßt die Hand, welche ihn geschlagen hat. Gegen Schmerz ist er wenig empfindlich, daher prügelt auch er seine Untergebenen, wie er geprügelt wird.

Zu diesen slavischen Stämmen zählt man auch die Usbecken, die czeremissischen Tartaren oder die alten Scythen, die Türken, die zahlreichen Nationen der Krimm, und von Kuban und andere, welche um das schwarze Meer herum wohnen, die Bewohner der Ukraine und des Reiches Astrakan. Sie haben eine bräunliche Hautfarbe, schwarze Augen, dunkelkastanienbraune Haare, obschon sie unter einem eben so rauhen Himmelsstriche leben, als die Dänen, Schweden, Saxen, Holländer und Engländer, welche sich durch ihre weiße Farbe, blonden Haare und helle Augen auszeichnen. Sie scheinen einst, wie die Sauromater, Hunnen, Dacier, lange um das schwarze Meer und den Caucasus gewohnt zu haben, und machten dann Einbrüche jenseits der Donau. Die slavischen Nationen haben zu keinen Zeiten für die Zukunft gesorgt und niemals Liebe zu Wissenschaften und Industrie gezeigt, wie die celtischen und gothischen Stämme. Die Slavonier oder alten Dacier sind im Allgemeinen von hohem Wuchs, und haben einen starken durch Strapazen abgehärteten Körper. Sie heirathen frühe; die Männer lassen den Bart wachsen, wenigstens den Schnurrbart; ihre Haare sind schwarz, straff, und meistens tragen sie solche in gedrehte Zöpfe; die Frauen tragen metallene Zierarten an dem Hals, oder in den Ohren und Haaren. Beide Geschlechter tragen im Winter Pelze, die Aermern Schafpelze. Die Gesichtszüge sind männlich; die Farbe braun; der Blick wild und oft drohend; die Augen sind lebhaft; die Stimme hart und rauh; ihre Gesänge und Nationaltänze kriegerisch und ernst; die Männer sind tapfer und kühn, sie gehen fast immer bewaffnet, entweder mit Pistolen oder wenigstens einen Dolch im Gürtel; sie schlafen meist auf der Erde, und sitzen oft mit gekreuzten Beinen, wie die Asiaten. Aus ihnen wurden in den letzten Kriegen, besonders in Oestreichs Diensten, jene unbezahlten Freischaaren gebildet, welche unter dem Namen der Rothmäntel, Panduren und Croaten, die Geißel der Länder wurden, durch welche sie zogen. Sie haben den Charakter der Scythen und Sarmaten beibehalten, wie Justin sie schildert, und sind raub- und plünderungssüchtig geblieben, wie sie es zu seiner Zeit waren. Es ist merkwürdig, wie oft selbst lasterhafte Eigenschaften eines Volkes sich Jahrhunderte durch eben so gut fortpflanzen, als Tugenden.

Die germanischen Stämme dagegen zeichnen sich durch ihre Civilisation, durch Wissenschaften und Künste, und durch die Liebe zur Freiheit aus. Sie sind dabei ruhig, nüchtern, tapfer und ihren Zweck immer verfolgend, daher sind sie auch von den übrigen Nationen geachtet, und ihre Colonien haben sich weit verbreitet, und große Nationen, wie Indien, mußten sich ihnen unterwerfen, und sich unter ihren vorwaltenden Geist biegen. Sie sind menschlich und milde gegen ihre Untergebenen, freimüthig und gerade im Umgang, ruhig, arbeitsam und industriel; also ganz das Gegentheil der Slaven. Wenn die germanischen Stämme auch große Reiche beherrschen und erobert haben, so geschieht es mehr durch die Ueberlegenheit des Geistes, als durch Uebermacht der Waffen, und die milde regierten Völker finden sich nicht unglücklich oder erniedrigt. Die Slaven, besonders die Russen, haben dagegen weite Länder erobert, halten sie aber nur durch die Gewalt der Waffen und durch Furcht und grausame Strenge im Zaume, und haben doch immer Empörungen zu bekämpfen und zu unterdrücken.

Die fränkisch-germanischen Stämme, oder die Franzosen, sind viel lebhafter, unbeständiger und beweglicher als die übrigen. Eitel, ehrgeizig, ruhmsüchtig, tapfer und unternehmend, haben sie in unsern Tagen unter Napoleon Europa unterjocht, aber weniger ausharrend und unvorsichtiger auch ihre Eroberungen und ihre Herrschaft gegen die Deutschen wieder verloren. Ihre Geistesprodukte sind glänzend, beredt, wortreich, ingenios, aber meist nur oberflächlich, zierlich, aber weniger gründlich, als die Deutschen, welche dagegen schwerfälliger, aber auch viel gehaltreicher sind.

Die Spanier, den wärmsten Theil Europa's bewohnend, entstunden aus celtischen und pelascischen Stämmen, sind aber, ungeachtet sie sich der Reinheit ihres Blutes rühmen, mit maurischem Blute gemischt. Unbiegsam, abergläubig, stolz, gravitätisch, religios bis zur Schwärmerei, sind sie arbeitsscheu, dabei aber mäßig, und haben wenig Bedürfnisse, daher können sie Strapatzen und Mangel zur Bewunderung ertragen. Unversönlich und rachesüchtig, wenn sie beleidigt werden, sind sie dagegen gastfreundlich, gefällig und dankbar gegen geleistete Dienste, und liebenswürdig im Umgange. Die Weiber schön und lebhaft, sind zu kleinen Intriguen geneigt, feurig und beständig in der Liebe; aber auch eifersüchtig und unversönlich rachsüchtig, wenn sie sich vernachläßigt glauben. Die Männer sind freiheitliebend, ernst und tapfer, verachten daher fremde Sitten und Industrie, und stehen deßwegen in der Cultur sehr zurück, obwohl sie sehr geistreiche Schriftsteller haben und vielen lebhaften Verstand besitzen.

Die Italiener, einst als Albaner, Lateiner und Römer, tapfer, kühn, beharrlich, Besieger der Erde, sind tief gesunken, zwar stolz, freiheitsliebend mit dem Munde und unerhört praleriſch, doch erbärmlich feige, träge, wollüstig, rachsüchtig, fremder Herrschaft oder unbeschränkt regierenden Fürsten und Pfaffen unterworfen, dabei geistreich, unterhaltend, und in manchen schönen Künsten, besonders in der Musik, Baukunst und Dichtkunst vorragend, immer noch eine ausgezeichnete Nation, voll Lebhaftigkeit und Feuer. Ihnen ähnlich sind die jetzigen Griechen, doch kühner, ausharrender und tapferer, haben sie sich vom Joche der türkischen Tyrannei los gemacht. Unbeständig, wie ihre berühmten Vorfahren, aber mit großen Talenten und glühender Phantasie belebt, erwartet diese große Nation ihre Wiederauferstehung in geistiger Hinsicht von der nicht fernen Zukunft. Treu und Glauben sind leider bei ihnen nicht fester, als bei ihren Vorfahren, und sie müssen noch manchen harten Kampf bestehen, ehe sie aus ihrer Versumpfung sich wieder zur edeln und hoch gebildeten Nation erheben.

Große Ereignisse, gewaltige Erschütterungen der Reiche, haben in diesem Jahrhundert die europäisch-caucasische Menschheit erregt, in alle Theile hat sich neues, reges Leben verbreitet, und mit jedem Jahre erhoben sich die Reiche mehr aus dem Schlamm und der Versumpfung, in

welche Europa durch die finstern Jahrhunderte des Faustrechts und der Feudalität versunken war. Das westliche Europa, Spanien und Portugal, so lange unter dem Joche des Geisteszwanges, der Inquisition und des Aberglaubens seufzend, sehen einer glücklichern freiern Zukunft entgegen, und werden bald Stützen geistiger Freiheit werden. Europa hat aber hohe Zeit, wenn es sich nicht von seinen amerikanischen Colonien, welche mit ihm zum caucasischen Stamme gehören, will überflügeln lassen, wo unbeschränkte Denk- und Glaubensfreiheit die moralische Entwickelung so sehr begünstigt.

Unter dem glücklichsten Himmelsstriche gelegen, wo weder eine drückende Hitze jede Thätigkeit des Geistes und Körpers lähmt, noch eine erstarrende Kälte die Freuden des Lebens verbittert, konnte es nicht fehlen, daß im Central-Europa die geistige Cultur höher steige, als irgendwo. Daher entwanden sich Deutschland, England und Holland, frühe den Ketten der Barbarei, und mit Ernst und Arbeitsamkeit verbunden, nahm die Geistes-Cultur einen gewaltigen Aufschwung, der sich über alle Stände verbreitete und dem Geiste eine Richtung gab, den keine despotische Regierung mehr wird verdrängen können. Dieser Geist hat sich aber auch den Regierungen selbst mitgetheilt; sie sehen ein, daß es besser sey, ein hoch gebildetes Volk zu leiten und in seinen Fortschritten zu unterstützen, als diese Fortschritte zu hemmen; daß dieß der einzige Weg sey, Revolutionen zu verhüten, welche immer und unter allen Umständen, auch bei ihrer mildesten Form, doch immer traurige Auftritte veranlassen müssen. Industrie und Fleiß, und daher steigender Wohlstand, vermehren das Glück dieser Völker, und entwickeln immer mehr ihr geistiges Treiben. Die Franzosen sind Freunde der Tafel und des Weines, wie die Deutschen, weniger ernst, weniger gründlich, aber mit mehr Enthusiasmus versehen regen sie auf, was nachher die Deutschen verarbeiten. Munter, beredt, voll Imagination, kühn und tapfer, gelang es ihnen wohl eine Zeit lang, Europa zu unterjochen, während sie selbst dem Geiste des Despotismns erlagen, den ihr Beherrscher wieder einzuführen wagte. Aber bald schüttelte die Nation, zurückgedrängt auf ihren Boden, das Joch wieder ab, und schreitet um desto fester vor im Geiste der wahren Freiheit, die unter den caucasisch-europäischen Stämmen gewiß den Sieg erringen wird, nach welchem auch die westlichen und südlichen Europäer, aber mit zu weniger Beharrlichkeit und Kühnheit streben. Unter diesen Völkern allen genießen die Frauen eine Freiheit und Gleichheit der Rechte, welche immer den Zustand der Civilisation anzeigt. Nur die slavischen Stämme seufzen noh unter dem Joche der Sclaverei und der Leibeigenschaft, und die Spuren der Cultur, welche sich unter ihnen zeigen, sind Folgen einer Treibhaus-Cultur, die niemals frei sich entwickeln wird, bis auch die geistige Freiheit gesichert ist.

Europa hat daher zu allen Zeiten, so weit die Geschichte dieses Welttheils reicht, in der Civilisation große Fortschritte gemacht, und diese Bildung war die Ursache, daß Rom einst die Herrschaft über die bekannte Erde sich errang. Dieser Geist der bürgerlichen Ordnung, diese Oberherrschaft der Vernunft und der geistigen Entwicklung zeigt seine Kraft allenthalben, wohin die caucasisch-europäischen Stämme vorgedrungen sind, er ist der Geist der die amerikanische Freiheit entwickelt hat, der die vereinigten Staaten so schnell zu einem unerhörten Wohlstand und Größe gebracht hat, wovon wir kein Beispiel in der Geschichte kennen. Die europäischen Caucasier beherrschen damit das große Indien, sie haben in Neu-Holland einen Staat gegründet, dessen Bewohner anfangs durch ihren Auswurf, durch ihre Verbrecher gegründet, jetzt schon, nach kaum fünfzigjährigem Dasein, dem hoch civilisirten Mutterstaate sich an die Seite setzen darf. Sie sind tief nach Afrika eingedrungen, und haben auch da höhere Cultur verbreitet; sie haben ihre Herrschaft über die herrlichsten Inseln der Südsee ausgedehnt, und es bedürfte wahrscheinlich keiner allzu großen Anstrengung, selbst das uralte Reich China sich zu unterwerfen, wenn es zweckdienlich wäre. Durch Rückschritte in der Cultur hat Spanien seine Herrschaft über das ungeheure Südamerika verloren, welches größtentheils von caucasischen Stämmen bevölkert, endlich sich dem Joche des Mutterlandes, welches dasselbe stiefmütterlich behandelte, entriß und selbstständig der höhern Entwickelung, wenn auch schon langsam, entgegen geht.

Für viele Jahrhunderte noch wird unter allen Umständen der europäisch-caucasische Stamm der mächtigste unter den Erdbewohnern seyn, und dieß nur allein durch seine fortgeschrittene Civilisation, welche die moralische Kraft weit über die physische erhebt. Bei keiner Rasse sind die Umstände so günstig, daß sich dieselbe auf diesen Grad der Cultur erheben kann. Auch sie hat ihre Grenze, die wir aber nicht kennen; der menschliche Geist, einmal den Entdeckungen geöffnet, schreitet unaufhaltsam auf dem Wege der Vervollkommnung fort, und seine Schranken kennt Niemand. Auch Rom war einst, als auf einem hohen Grad der Cultur stehend, die Beherrscherin der damals bekannten Erde geworden, und ihr Reich schien ein ewiges zu seyn, als barbarische Völker über das Reich einbrachen und jene Cultur von Grund aus zerstörten. Sollte der jetzigen Cultur nicht von derselben Seite her Zerstörung drohen können, von welcher sie auf Rom einbrach. Die Nachkommen jener Völker bilden die Macht Rußlands, noch immer sind sie Barbaren, und stehen drohend da, die Fortschritte zu hemmen. Glücklich, daß es auch bei ihnen zu dämmern anfängt und hoffentlich auch sie, von der moralischen Kraft höherer Civilisation ergriffen, nach und nach menschlicher werden, der Entwickelung ihrer bessern Kräfte entgegen eilen, und so die Gefahr vermindert oder ganz aufgehoben wird, daß die europäische Menschheit in die Barbarei zurück sinken könne.

Aus dem Urlande Asiens gingen aber noch andere Stämme aus, welche sich nach Asien und Afrika verzweigten. Es ist dieß die arabische Unterrasse; dahin gehören die Araber der Wüste oder Beduinen, die Araber mit fixen Wohnplätzen, die Juden oder Hebräer, die Druſen und andere Bewohner des Libanons, die Mauren, Marokkaner, Berbern, Abyssinier und andere Völker des nördlichen Afrika's. Wenn diese Menschen sich nicht sehr der Sonne aussetzen, bleiben sie weiß. Sie sind indeß nicht ungemischt, indem sie vor und nach Mahomed weite Länder erobert und sich mit andern Volkern vereinigten. Besonders geschah dieß in Afrika mit den Vandalen. Sie bemalen sich die Haut; die Weiber sind verschleiert und leben eingeschlossen, wie bei allen mahomedanischen Völkern. Die Araberinnen sind oft sehr schön, verblühen aber früh. Ihr Temperament ist cholerisch sanguinisch; die Männer sind von hoher Statur; die Weiber die kleinsten von allen. Das Gesicht ist oval, aber von beiden Seiten her sehr verlängert, daher das Kinn spitzig, während die weite Stirn sich hoch erhebt. Sie wird im Alter bald kahl, aber nicht hinten. Die Nase ist schmal, vorstehend, spitz und eine Adlernase; die Augen schwarz und groß; die Augenbraunen stark und gebogen; die Lippen schmal; der Mund angenehm; der Kopf im Verhältniß etwas groß; der Körper mager; die Haare schlicht, etwas grob, werden sehr lang, und von den Weibern in Zöpfen getragen. Die Weiber sind oft schon im neunten Jahre mannbar, und sind es selten später als im dreizehnten. Die Vielweiberei ist bei den meisten dieser Völker im Gebrauch. Sie haben keinen specifischen Geruch der Hautausdünstung; ihr Charakter ist strenge und ernst.

Die arabischen Völker sind kriegerisch und tapfer, sie verachten den Tod; gegen einander sind sie treu, gegen ihre Nachbaren oder andere Völker listig, falsch und räuberisch, und Stehlen ist bei ihnen kein Laster. Sie sind sehr gastfreundlich, und wer einmal von ihrem Brod gegessen und unter ihren Zelten geschlafen, ist vor jedem Ueberfall sicher, und wäre er auch ihr größter Feind; so lange er bei ihnen bleibt, schützen sie ihn mit ihrem eigenen Leben, wenn er ihnen aber außer ihrer Lagerstätte begegnet, so berauben sie ihn ohne Bedenken.

Die Mauren sind die Nachkommen der alten Mauritanier und der Numidier; ihr Hauptsitz ist Nordafrika, die sogenannten Barbaresken-Staaten, die Gegend wo das alte Karthago stand, das jetzige Algier, Tunis, Tripolis, Marokko und Fez. Einzelne Stämme sind weit in Afrika eingedrungen, bis Zanguebar und Nord-Madagaskar. Ja man findet Spuren von ihnen bis in Indien und in die Südsee. Ihre Kaufleute durchreisen ganz Afrika, einzeln oder in Caravannen. Die Berbern sind sehr ausgelassen, und ungeachtet ihnen der Wein verboten ist, betrinken sie sich doch oft mit einer Art Bier. Sie begehen alle Arten von Verbrechen, und das Recht des Stärkern ist vorherrschend. Sie sind dabei grausam, geldgierig, geizig und verrätherisch. Ueberfall und Raub ist bei ihnen sehr häufig, und wird von einem Stamme gegen den andern geübt.

Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig; die Augen groß, lebhaft und schwarz; die Haut bräunlich; die Zähne schön, stark und blendend weiß; die Größe mittelmäßig; sie werden sehr selten fett, und sind fast alle mager; der Bauch platt, da die Hitze des Clima's und die Trockne der Gegend beständig eine sehr starke Hautausdünstung zur Folge hat; dabei ist ihre Gesundheit fest, und viele erreichen ein sehr hohes Alter. Im Essen sind sie mäßig; sie tragen den Kopf oft unbedeckt, ohne Beschwerde davon zu haben, doch tragen die meisten einen Turban. Kälte können

sie gar nicht ertragen. Diese Mauren haben einst in der Geschichte der europäischen Menschheit und in der Cultur eine große Rolle gespielt, und niemand, der sie in ihrem jetzigen Zustand der Barbarei kennt, kann sich denken, daß dieses Volk einst mächtig zur Wiedererwachung der Cultur und der Wissenschaft in Europa mitwirkte, daß unter diesem Volke Künste und Wissenschaften blühten, während das übrige Europa in der tiefsten Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit schmachtete. Sie hatten blühende Reiche in Spanien gebildet, und im zehnten Jahrhundert reiste man aus Frankreich und andern europäischen Ländern nach Spanien zu den Arabern, um bei ihnen besonders Mathematik und Medizin zu studiren, weil sich anderwärts keine Gelegenheit dazu fand. Sie bekennen sich alle zur mahomedanischen Religion, und der Geist der Tapferkeit, der bei ihnen wohnte, begeisterte sie schnell zu Eroberungen. Wie ein reißender Strom brachen sie aus Arabien hervor und eroberten Syrien, Palästina, Phönizien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Egypten, Cypern, und drangen in Afrika bis zur Meerenge von Gibraltar vor, eroberten Spanien, Portugal, Sizilien, und drangen tief in Frankreich ein. Schon 80 Jahre nach Mahomeds Tode erstreckte sich das Reich der Araber von Egypten bis Indien, von Lissabon bis Samarkand. So roh sie anfangs waren (der Calif Omar verbrannte bekanntlich die kostbare Bibliothek zu Alexandrien), so befreundeten sie sich bald mit andern Nationen, und unter der Regierung der Califen aus der Familie der Abassiden, begann im achten Jahrhundert Beförderung der Wissenschaften und Künste. Harun el Raschid rief Gelehrte aus allen Ländern in sein Reich und belohnte sie fürstlich. Sein Nachfolger Monun bot dem griechischen Kaiser hundert Centner Gold und beständigen Frieden, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zum Unterricht überlassen wollte, und Hochschulen wurden zu Bagdad, Basora, Bachara, Kufa, und Bibliotheken in Alexandrien, Bagdad und Cairo angelegt.

Nach blutigen Kriegen endlich aus Europa vertrieben und nach Afrika zurückgedrängt, bildeten sie das Reich Marokko und Fez. Mit ihrer Vertreibung sank Spanien wieder unter das Joch des Aberglaubens zurück, sie selbst aber verwilderten wieder und sanken zu ihrem jetzigen moralischen Elende herab. Zerstreut trifft man sie in ganz Afrika an, meist als Kaufleute, besonders auch unter den Negerstämmen.

Die Beduinen oder nomadischen Araber leben abgesondert in einzelnen Stämmen, welche patriarchalisch von ihren Scheiks regiert werden. Sie halten sich unter Zelten auf, und ziehen allenthalben umher, wo sie für ihre Pferde und ihre Kameele Nahrung finden. Selten sind ihre Stämme zahlreich und immer mit einander im Streite. Am Rande der unfruchtbarsten Erdstriche ist ihre Vermehrung, ungeachtet der Vielweiberei, nicht sehr stark, denn wenn sie auch äußerst einfach leben, und an die stärksten Strapazen gewöhnt sind, kommen in ihren Fehden gegen einander viele um. Manche erreichen indeß ein hohes Alter. Sie leben vom Raube, und nähren sich von der Milch ihrer Kameele; sie fallen die Caravannen an und plündern sie, ermorden ihre Führer, oder machen sie zu Sklaven. Selbst auf's Höchste abgehärtet sind sie gefühllos und grausam, verrätherisch und großmüthig, je nach Umständen. Nie verletzen sie das Gastrecht, und wer einmal ihr Brod gegessen hat, den beschützen sie selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens. Sie sind kühne, listige und verschlagene Räuber, welche bei ihren Raubzügen oft unglaublich weite Tagreisen machen. Einer ihrer Haupternährungszweige ist die Pferdezucht der sehr bekannten herrlichen Pferderasse, welche nach ihnen genannt wird. Grausam gegen die Menschen, sind sie äußerst zärtlich gegen ihre Pferde, mit denen sie ihre Wohnung theilen, und mit der ängstlichsten Sorgfalt darauf halten, daß ihre Rasse sich rein erhalte. Die Reisenden müssen ihre Sicherheit oft theuer erkaufen, und sich von ihnen als Schutzwache begleiten lassen. Seit Jahrtausenden durchschwärmen diese Stämme weite Länderstrecken Asiens und Afrika's. Abraham war ein Araberscheik, der ganz dieselbe Lebensart führte.

Sie haben eine vortheilhafte Körperbildung; die Haut ist bräunlich, und nie werden sie sehr fett, da die beständige Hitze des Clima's dieß unmöglich macht. Nie haben sie bezwungen werden können, da sie ein leidenschaftliches Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit haben; auch überwunden entziehen sie sich bei der ersten Gelegenheit dem Joche wieder, und rächen sich oft fürchterlich. Stürmisch im Angriff, fliehen sie bald, wenn sie zurückgeschlagen werden, um unvermuthet wieder zu kommen.

Wir haben aus Capitain Lions Reisen in Afrika, unter der Aufschrift Costume de Tripoli, einen Araber der arbeitenden Klasse und einen Musikanten und Tänzer eben dieses Volkes abbilden lassen.

Die Araber, im eigentlich sogenannten Lande Arabien, haben feste Wohnsitze, und das Land ist nördlich von den großen Wüsten Irak und Dschesira begränzt, nordwestlich hängt es durch die Landenge Suez mit Afrika zusammen. Das Küstenland ist mit Oliven, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muskatnüssen, und vorzüglich mit Kaffeebäumen besetzt, und liefert den bekannten Mokka-Kaffee; das Innere besteht aus einer Wüste mit Flugsand, Dornen und salzigen Kräutern besetzt, und der Boden geht von den traurigsten Sandwüsten in den fruchtbarsten über.

Die Juden oder Hebräer sind ein arabischer Stamm, seit Abrahams Zeiten, der ihr Stammvater ist, von den übrigen Arabern getrennt. Ihre Geschichte liefert uns die Bibel. Unauslöschliche Züge bezeichnen diese Nation, welche seit der Zerstörung ihres Reiches unter allen Völkern der Erde zerstreut, Physiognomie und Charakter beibehalten haben. Den Ackerbau und die Künste scheuend, geben sie sich allenthalben nur mit Handeln und Schachern ab; sind betriegerisch, diebisch, kriechend, zu allen Geschäften bereit, welche mit leichter Mühe Geld eintragen, schmutzig und unreinlich; die Männer häßlich, die Weiber dagegen oft außerordentlich schön, aber schnell alternd und verblühend. Noch immer harren sie auf die Ankunft ihres Messias und auf die Wiederherstellung ihres Reiches. So oft von den Christen verfolgt, mißhandelt, aus ganzen Ländern verjagt, wußten sie sich doch immer wieder einzunisten, und vermehren sich bald, wo sie feste Wohnplätze haben, ins Unglaubliche, zum großen Aerger der Länder, deren Bewohner sie durch ihren Schachergeist oft sehr benachtheiligen. Man wirft ihnen große Feigheit vor. Nach dem, was uns die Bibel, ihr Geschichtbuch erzählt, hatten ihre Vorfahren einen ähnlichen Charakter. Ihre ganze Handlungsart hat etwas eigenes, die Nation bezeichnendes, was auch diejenigen nicht verläßt, welche Christen geworden sind.

Eine eben so sonderbare Menschenunterrasse, gehört wahrscheinlich ebenfalls dem arabischen Zweige an, vielleicht auch dem indischen, da ihr Ursprung sehr räthselhaft ist; es sind dieß die Zigeuner. Nach allen Nachrichten kam dieser Stamm zuerst im Jahr 1417 nach Deutschland, von der türkischen Gränze und über Ungarn her, und durchwanderte in Truppen von mehreren hunderten unter Anführern, die sich den Titel als Grafen oder Herzöge beilegten, in elendem Aufzuge Deutschland, die Schweiz, Böhmen, Frankreich, selbst Spanien; sie gaben vor, aus Egypten zu kommen. Zahlreich sind sie jetzt noch in der österreichischen Monarchie, in Ungarn, Siebenbürgen, im Banate. Noch häufiger in der Moldau und Wallachei, in der Tartarei, in Bulgarien und andern türkischen Provinzen, auch findet man sie in mehreren Gegenden von Asien und in Egypten. Sie bekennen sich zu keiner Religion, leben in wilder Ehe, und ernähren sich vom Betteln, Stehlen, Diebshehlerei und Wahrsagen. Sie scheuen den Ackerbau, wie die Juden, ziehen aber ein nomadisches Leben allem andern vor, lagern Sommer und Winter in den Wäldern oder in Felsenhöhlen. Am liebsten treiben sie noch Musik oder sind Kessel- und Pfannenflicker, sie verfertigen auch Nägel und andere Kleinigkeiten. Sie sind aber träge und sehr arbeitsscheu. Beständig in Lumpen gehüllt und schmutzig, sehen sie auch häßlich aus, haben eine braungelbliche Farbe, von welcher man, freilich nicht immer sagen kann, ob sie von Schmutz herrührt oder angeboren ist. Die Mädchen sind als jung, oft schön und wohl gewachsen, werden frühe mannbar, aber alt abscheulich häßlich. Sie sind boshaft, listig, verschlagen und es fehlt ihnen nicht an Geisteseigenschaften. Zwar diebisch und betriegerisch, sind sie doch feige und greifen nicht mit Gewalt an. Sie sprechen eine eigene Sprache, über welche keine Grammatik existirt. Die Versuche, sie zu einer bürgerlichen Niederlassung zu bringen und mehr zu civilisiren, indem man ihre Kinder wegnahm, sie gut erziehen ließ, sind größtentheils mißlungen, und da wo sie sich, wie in Ungarn, angesiedelt haben, bestehen ihre Wohnungen nur aus elenden, Thierhöhlen ähnlichen Hütten. Sprachforschungen neuerer Zeiten, machen es wahrscheinlicher, daß sie aus Hindostan herkommen, und also jener Unterrasse angehören von welcher wir nun sogleich sprechen werden, da ihre Sprache mit der Sprache der untersten Kasten, der Hinduh, der Parias, Aehnlichkeit hat. Da die Parias von den andern Kasten mit der äußersten Härte behandelt werden, so ist es wahrscheinlich, daß eine Anzahl von ihnen, bei irgend einer Gelegenheit, allenfalls bei den Kriegszügen des mongolischen Eroberers Tamerlan ausgewandert seyen, um in andern Ländern ein günstigeres Loos zu suchen, welches sie aber noch nicht gefunden zu haben scheinen. Auf jeden Fall gehören sie der caucasischen Rasse an.

Ein dritter Zweig der caucasischen Rasse breitet sich in Indien aus. Die dazu gehörenden Völker sind ursprünglich weiß, nur die Sonne hat sie etwas geschwärzt, und die in den Serails eingeschlossenen Weiber, haben die weiße Farbe beibehalten. Man rechnet zu diesem Zweige die der englisch-ostindischen Compagnie unterworfenen Völker, die Bewohner von Bengalen, der Küste von Coromandel, die Staaten des ehemaligen Großmoguls, die Malabaren, Baniamen, die Völker von Condahar und Calecut. Sie sind kleiner als die Araber, und ihre Gesichtszüge ähneln mehr den westlichen Rassen als den Arabern. Die Farbe ist dunkelgelb, oft ins rußschwarze oder bronzirte sich ziehend. Der Wuchs ist zierlich, der Körper wohl gebaut, ohne mager zu seyn, sie werden nicht selten dick. Die Weiber sind reinlich, von lieblichen Formen, gebären sehr leicht, sind oft schon im neunten Jahre mannbar, werden aber bald zur Zeugung unfähig und erreichen sehr selten ein hohes Alter. Die Nase ist meist abgerundet, nicht platt; der Mund mäßig groß, mit scheitelrecht stehenden schönen Zähnen versehen; die Lippen dünn, meist gefärbt; das Kinn rundlich, oft mit einem Grübchen; die Ohren mäßig groß; die Augen groß und dunkel; die Haare lang, schlicht und glänzend, meist sehr fein; der Bart dünn. Lord Valencia bemerkte, daß die Bewohner des Nordens von Bengalen, größer und stärker seyen, als in den südlichen Theilen; allein sie haben, wie alle Hinduh, schwache Kniee und Schenkel; der Kopf soll verhältnißmäßig klein seyn. Der Charakter ist sanft, doch zuweilen heimtückisch; sie sind abergläubisch, doch gelehrig, mäßig, und mit wenigem zufrieden, industrios und arbeitsam, daher nicht kriegerisch. Als Soldaten im Dienste der Compagnie sind sie jedoch folgsam, tapfer, ausdauernd und alle Strapazen leicht ertragend, treu. Sie bewohnen die Ufer der Flüsse Indus und Ganges, und bevölkerten nach und nach die ganze westindische Halbinsel bei Ceylon; sie finden sich auch auf den laquedinischen und maldinischen, und andern Inseln dieser Meere. Mit den Malajen und Mongolen haben sie sich gemischt, da ihre Wohnplätze an jene angränzen. Aus Untersuchungen Paterson's ergibt sich, daß der Schädel eines Hinduh zum Schädel eines Europäers sich verhalte, wie zwei zu drei, oder wie der Schädel eines fünfjährigen Knaben, zu dem eines dreißigjährigen Mannes, daher soll der Hinduh geistig weit hinter den Europäer stehen.

Ihre Regierungsform war ehemals höchst despotisch, die Strafen grausam und das Volk sehr unterdrückt. Die ursprüngliche Sprache ist die Sanscrit-Sprache oder die heilige Sprache. Die Religion ist zum Theil die Mahomedanische, zum großen Theil aber die Bramanische. Diese Religion verbietet das Tödten der Thiere und den Genuß des Fleisches. Sie lassen daher die Thiere sich ungestört vermehren, und werden von ihnen, besonders von den Affen, oft sehr geplagt. Diese kommen nicht selten in die Häuser und nehmen den Bewohnern die Lebensmittel ungestört vom Munde weg. Sie glauben an eine Seelenwanderung; die Seelen der guten Fürsten wandern in die Körper der Elephanten, besonders der weißen, welche sie daher gar sehr verehren; die Seelen der bösen, kommen zur Strafe in die Körper der Tiger, Schweine und anderer unreinen Thiere. Noch haben mehrere barbarische Gebräuche nicht ganz ausgerottet werden können, namentlich das Verbrennen der Witwe auf dem Scheiterhaufen mit ihrem verstorbenen Manne. Ihre religiösen Büßungen sind oft sehr grausam, und ihre Fakirs zerfleischen oder peinigen sich auf eine sehr verschiedene Weise, um sich den Ruf der Heiligkeit zu erwerben. Diese Völker sind in Kasten eingetheilt, an welchen sie strenge hängen. Auch haben sich die obern Kasten mehr gemischt, und sich einander genähert. Die erste Kaste ist die der Bramen oder Braminen, von welchen sie glauben, sie seyen aus dem Gebirn des Gottes Brama hervorgegangen; sie bilden den Lehrstand oder die Priester. Ihre Kaste ist unverletzlich, und der Mord eines Braminen das größte Verbrechen. Die zweite Kaste bilden die Schetris, der Wehrstand, aus Bramas Schultern entstanden; sie dürfen nichts treiben als das Waffengeschäft, zu ihnen gehören alle Tajas oder Fürsten. Die dritte Kaste ist die der Banionen oder Kaufleute, aus Bramas Bauch entsprossen; die meisten sind Banquiers und Juwelenhändler; einige treiben auch Ackerbau und Viehzucht. Die vierte Kaste bilden die Schuten oder eigentliche Bauern und Krämer, Fischer, Hirten und Taglöhner. Die letzte und unterste Kaste endlich machen die Paria; sie sind unrein und unehrlich, verrichten die schmutzigen Arbeiten, essen unreine Speisen, selbst gefallenes Vieh; sie dürfen die ersten Kasten nicht berühren, nicht in die Tempel und auf die Märkte kommen, nicht aus den gewöhnlichen Brunnen Wasser schöpfen, und wären sie frech genug, einen Vornehmen durch ihren Anhauch zu verunreinigen, so darf sie dieser ungestraft tödten. Als Strafe werden zuweilen Verbrecher unter die Parias gestoßen, und viele solche Ausgestoßene entleiben sich selbst. Man rechnet die Zahl der Indier welche der englischen Compagnie unterworfen sind, auf 70 Millionen. Die Industrie der Indier ist alt, aber nicht fortschreitend; sie haben einen großen Landhandel mit Catun, seidenen Zeugen und bemalter Leinwand, bis nach Thibet, Persien und Arabien. Der Seehandel dagegen ist unbedeutend. Alle diese einst mächtigen Reiche, sind jetzt Unterthanen einer Gesellschaft von Kaufleuten, welche eine zwar verhältnißmäßig kleine, aber hinlängliche Truppenmacht unterhält, um sich Gehorsam zu verschaffen.

Zu dieser Unterrasse gehört die Tafel, welche einen indischen Fakir und ein gemeines Weib zeigt. Sie sind aus der Reise der Favorite genommen.

Die Kopten, die alten Bewohner Egyptens, gehören entweder zum arabischen oder indischen Zweig der caucasischen Rasse, und sind Ueberreste der uralten Bevölkerung Egyptens, von welcher uns die sogenannten Mumien oder einbalsamirten Körper den bestimmten und wichtigen Beweis geben, daß die Bildung der Menschen sich nicht ändert, da die ältesten Mumien weit über 2000 Jahre hinauf eben dieselbe Bildung zeigen. Die Negermumien zeigen die Bildung des Negers gerade so, wie wir sie jetzt noch finden, und die Kopten oder alten Egyptier ebenfalls so. Man hat in den neuesten Zeiten an diesen Mumien eine Bildung bemerkt, welche zeigt, daß auch selbst in scheinbaren Kleinigkeiten die Natur sich gleich blieb. Man hat nämlich den sonderbaren Umstand erst entdeckt, daß die Ohröffnung der alten Egypter höher oben steht, als bei andern Völkern; das Ohr also überhaupt höher am Kopfe sitzt. Diese Bildung findet man aber noch auffallend bei den Kopten. Der Eingang zum innern Ohr, steht bei den übrigen Nationen ungefähr der Nasenspitze vorüber; bei den Kopten fast in der Höhe der Augen. Champolion sah in Ober-Egypten mehr als fünfhundert Bewohner, die den Namen Kennuhs führen, welche alle diese charakterisch auffallende Eigenthümlichkeit der Höhe des äußern Ohres und Gehörganges befassen, und der koptische Arzt Elias Bocton, ist in dieser Hinsicht ein vollkommener Egypter, aus der Zeit der Pharaonen. Auch bei den Juden steht das Ohr fast eben so hoch. Diese immer sich fortpflanzende Sonderbarkeit, scheint wirklich ein auffallender Beweis zu seyn, daß die Menschenrassen von Anfang an so gebildet waren, wie sie jetzt noch sind. Die Mumien sind daher für die Naturgeschichte der Menschheit außerordentlich wichtige Documente, deren Aufbewahrung wir nicht bloß einem unnützen Luxus und Gebrauch der Egypter, sondern ihrer Weisheit und Vorsicht zu verdanken haben. Die Aufhebung dieses Gebrauches hat über Egypten unendliches Elend verbreitet und war seiner Bevölkerung in neuern Zeiten besonders hinderlich. In einem heißen Lande, wie das flache Land Egypten's, welches jährlich vom Nil überschwemmt wird, müssen Leichen, welche nicht gut begraben sind, leicht schädliche Ausdünstungen und ansteckende Krankheiten verbreiten, wenn sie zahlreich sind. Es ist daher Thatsache, daß durch die Anhäufung der schlecht begrabenen Leichen in Cairo, welche durch das steigende Wasser aufgewühlt werden, die Pest entsteht, und daß sie einzeln in Cairo niemals ganz aufhört, aber in der Zeit nach dem Rücktritt des Nils, oder bei anfangender Ueberschwemmung am stärksten wüthet, und sich dann durch Ansteckung und die Sorglosigkeit der Mahomedaner oft weit verbreitet. Den uns sonderbar scheinenden Gebräuchen alter Völker, liegen daher oft tiefere Gründe unter, als wir beim ersten Ansehen glauben.

2) Mongolische Rasse.

Gelbe oder olivenfarbige.

Das Gesicht ist breit, platt, zusammengedrückt; die Nase dick und an der Wurzel niedrig; die Nasenlöcher sehr groß und seitlich ausgebreitet; die Jochbeine dick, erhaben, vorstehend; die Schläfen dagegen vertieft; die obere Kinnlade platt und sehr breit; die Augenöffnung schmal, fast linienförmig, etwas schief, da der äußere Augenwinkel mehr nach oben steht, daher stehen die Augen weit aus einander; das Kinn ist kurz; der Kopf ist

im Ganzen groß; die Knochen grob; die Oeffnung der Nasenlöcher ist fast zirkelrund und die Nasenscheidwand breit, so daß sie in dieser Beziehung etwas mit den amerikanischen Affen gemein haben.

Die Hautfarbe dieser Menschen ist in allen Climaten gelb wie Leder, und nähert sich der Farbe getrockneter Pomeranzenschaalen. Die Haare sind immer schwarz, stehen dünne, sind gerade und grob. Das Gesicht bildet eine Art von Raute oder verschobenes Viereck; Stirn und Kinn enden spitzig; der Bart ist immer dünne. Die Regenbogenhaut der Augen ist immer dunkel oder schwarz. Die Backen sind nie röthlich gefärbt; die Haut nicht rußfarbig, wie bei den Hinduh, noch schwarz, wie bei den Negern, auch in den heißesten Climaten, und diese Hautfarbe ändert nie. Die Gestalt des Körpers ist etwas plump und von mittelmäßiger Größe, daher nicht angenehm, fleischig; die Schenkel kurz und die Knie nach außen, die Füße einwärts gekehrt. Bei allen Mongolen ist die Nase stumpf, platt; die Augenbraunen schwarz und dünne; die Ohren groß; die Lippen dick und fleischig; die Zähne sehr weiß; die Barthaare werden frühe grau, und fallen oft ganz aus, was bei den Caucasiern nie geschieht, und überhaupt dieser Rasse eigen ist. Die Weiber sind klein und von zartem Bau, und die Farbe ihrer Haut fällt mehr ins Weiße, obschon die Grundfarbe braungelb ist, wie bei den Männern.

Man kann die Menschen dieser Rasse, welche an Zahl der caucasischen gleichkommen mag oder sie eher noch übertrifft, ebenfalls in drei Unterrassen theilen.

Die erste ist die kalmückisch-mongolische, welche bei den Alten zum Theil unter die Scythen gezählt wurde. Bory de St. Vincent nennt sie daher Scythen. Zu diesen gehören die Turkomannen, Kirgisen, Aleauten, Tschuwaschen, Buräten, Kalmücken, Mongolen, Mantschu, Kosaken, Baschkiren und die chinesischen Tartaren. Sie bewohnen Bucharien, Daurien, Songarien und die tartarisch-chinesischen Steppen. Zu ihnen gehören auch die tangutischen Stämme in der Nähe von Thibet, und die nogaischen Tartaren am Kuban, welche man für Abkömmlinge der alten Hunnen hält, entstanden aus Vermischung dieser, welche eigentliche Mongolen waren, mit den Tartaren. Sie sind also die Ueberreste jener barbarischen Horden, welche einst unter Attila, das römische Reich in seinen Grundfesten erschütterten, bis nach Italien vordrangen, und alles vor sich her verwüsteten, bis sie endlich in den catalaunischen Feldern (den Ebenen bei Chalon an der Marne) geschlagen und fast vertilgt wurden. Zu ihnen gehörten in noch ältern Zeiten die Hamaxobiten, Sauromaten und Agathirsen, welche nach Pomponius Mela am meotischen See wohnten. (Man muß die Mongolen ja nicht verwechseln mit den Bewohnern der Mogolei in Indien, unter welchen man die Hinduh versteht, welche einst das Reich des Groß-Mogols ausmachten, welches die Engländer eroberten. Der Name entstund daher, weil am Ende des fünfzehnten Jahrhundert, einer der Nachkommen Timurs, ein Mongole, der Stifter des Staates war, dessen Bewohner aber, wie wir gesehen haben, zur caucasischen Rasse gehören.)

Die ältere Geschichte der Mongolen ist theils ganz unbekannt, theils fabelhaft. Im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zogen an der Nordseite von China und Corea drei Völker umher; in Westen die Mongen oder nachherigen Mongolen; weiter nach Osten die Kitanen und oberhalb Corea bis an das östliche Weltmeer die Niudschen oder Kin, welche mit den Mandschuh, den jetzigen Beherrschern China's, ein Volk sind. Diese drei Völker, welche sich nach und nach insgesammt zu großen herrschenden Nationen aufgeschwungen haben, waren damals noch unbeträchtlich und schwach. Im zehnten Jahrhundert unterjochten die Kitanen die beiden andern Völker, und unterwarfen sich die nördlichen Provinzen von China. Die Niudschen empörten sich aber bald mit Erfolge, wurden von den Chinesen zu Hilfe gerufen, und unterjochten sowohl China als die Kitanen, und beherrschten Nord-China und die Mongolei, bis ans östliche Weltmeer. Die Mongolen waren in mehrere kleine Stämme oder Horden getheilt, welche, ungeachtet der Herrschaft der Niudschen, ihre eigenen Chans oder Fürsten hatten. Einer dieser kleinen Fürsten trat unter dem Namen Dschimgis-Chan, als Welteroberer und Stifter einer neuen Monarchie auf, und drang in zwanzig Jahren unter schrecklichen Verwüstungen, nachdem er sich Chinas und der ganzen Mongolei bemeistert, bis in Vorderasien und in Europa bis an den Dneper vor, und eroberte alle diese Länder. Seine Nachfolger unterwarfen sich ganz Nord- und Südchina, und drangen bis Moscau vor. Ganz Rußland, außer Nowgorod, war den Mongolen zinsbar. Auch Polen, Schlesien, Mähren, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Servien und Bulgarien wurden mit Raub und Mord heimgesucht, und ebenso drangen sie in Asien bis Bagdad und Aleppo in Syrien vor. Im vierzehnten Jahrhundert verfiel das Reich der Mongolen; allein Timur oder Tamerlan stellte es wieder her, und drang bis an den Ganges in Indien vor, bis dieß ungeheure Reich endlich im fünfzehnten Jahrhundert sich ganz auflöste. Jetzt stehen diese Ueberreste der Mongolen unter den mandschurischen Beherrschern China's, und ein kleiner Theil unter Rußland.

Sie sind Vagabunden oder Nomaden, leben nicht in Städten oder Dörfern, sondern in Zelten von Filz, welche man Jurten nennt; sie treiben besonders Viehzucht, nähren sich von der Jagd und vom Fleische und der Milch ihrer Heerden. Pferdefleisch essen sie vorzüglich gerne, und aus der Milch ihrer Stuten bereiten sie eine Art von Branntwein und Käse. Die Pferde bilden mit ihren Herren gleichsam eine Familie.

Die Religionen welche diese Völker verehren, ist die Religion des Lama und die Lehre des Coran; die letztere findet immer mehr Anhänger. Sie leben, ungeachtet ihr Klima kalt ist, in der Vielweiberei. Beim Tode eines Mannes, werden seine Waffen und sein Lieblingspferd mit ihm begraben. Sie treiben keine Art von Wissenschaften, sind aber dennoch nicht so grausam als man sie gewöhnlich schildert, sondern umgänglich, offen und munter, gastfreundlich; aber sehr verschlagen und listig, wenn es um Rache zu thun ist. Sie sind jähzornig, kriegerisch, und lieben gemeinsame Gastmale. Dagegen sind sie sehr unreinlich, waschen nie ein Gefäß mit Wasser, sondern reinigen es allein mit trockenem Grase oder einem Stück Filz. Ihr gewöhnliches Getränk ist Milch. Daneben lieben sie sehr Thee und Taback, letztern auch die Weiber. Alle Geschäfte werden durch die Weiber verrichtet. Alle Männer sind Krieger, und sind zu Beschützung ihrer Heerden beständig in Thätigkeit. Doch helfen die Männer den Weibern bei Aufschlagung ihrer Filzhütten, schlachten Vieh, spalten Holz, treiben und tränken die Heerden. Sie sind treffliche Reiter, und zwar beide Geschlechter. Ihre Waffen bestehen noch immer hauptsächlich aus Lanzen, Pfeil und Bogen, Dolchen und gekrümmten Säbeln. Nur die Wohlhabenden bedienen sich der Feuergewehre, welche nach und nach die Oberhand erhalten werden. Die Songaren wußten sich selbst aus Erdsalpeter Schießpulver zu bereiten. Ein Hauptgeschäft der Männer ist die Jagd, welche sie auch häufig mit den Falken treiben.

Die Weiber sind sehr fruchtbar, die Polygamie ist zwar erlaubt, aber selten, da die Zahl der Geschlechter so ziemlich gleich ist.

Die bedeutendsten Stämme, welche unter Rußland stehen, sind die Kalmücken und Buräten. So häßlich die Gesichtsbildung auch erscheint, so hat doch die Bildung aller mongolischen Völker nach Pallas, etwas offenes, sorgloses, freimüthiges und geselliges, und unter den Weibern gibt es angenehme Physiognomien und sogar Schönheiten. Durch Vermischung mit Russen und Tartaren finden sich, besonders in den südlich von Baikal gelegenen Gegenden Sibirien's, oft Kinder von angenehmen und schönen Gesichtern; dagegen sind Kinder von ursprünglich mongolischen Stämmen bis ins zehnte Jahr von Gesicht höchst unförmig und aufgedunsen; sie werden erst beim Aufwachsen angenehmer. Die Kinder haben beinahe alle, von der Geburt an, schwarze Haare, nur höchst selten braune.

Ihre Sinne sind sehr fein, besonders Geruch, Gesicht und Gehör; sie sehen auf unbegreifliche Entfernung, und hören das Geräusch trabender Pferde, wenn sie das Ohr auf den Boden halten, sehr weit. Die Kalmücken haben viele natürliche Fähigkeiten, sind ihren Fürsten treu, neugierig, munter und aufgeweckt, dabei sorglos, leichtsinnig, leichtgläubig, argwöhnisch und feige. Die Kirgisen sind mehr phlegmatisch, und noch träger und feiger als die Kalmücken. Bei allem Mangel an Erziehung und Aufklärung haben sie einen natürlichen Verstand, und wie die slavischen Nationen, viel Fähigkeit, Sprachen zu erlernen. Die mit den Chinesern in Berührung stehenden Mongolen sind in ihren Sitten milder. Unter sich sind sie einträchtig; selten schlagen sie sich unter

einander, selbst im Trunk nicht, und selten kommt es zu blutigen Händeln oder Mordthaten. Sie sind zwar gegen Fremde sehr gastfreundlich, aber dabei sehr diebisch; unter sich selbst aber nicht. Sie sind gar nicht eifersüchtig, denn sie überlassen ihre Weiber nicht selten Fremden.

Die männliche Kleidung besteht aus einem Oberkleid, welches bis auf die Waden reicht, mit langen, sehr weiten, nach der Hand zu ganz engen Aermeln; aus einem oder mehreren über einander gezogenen leichten Unterkleidern, welche bei Reichern aus Damast oder anderm Seidenzeug gemacht sind, und um den Leib mit oder ohne Oberkleid mit einem Gürtel befestigt. Darunter tragen die Wohlhabenden ein kurzes, vorn offen, leinernes Hemd. Die Beinkleider bestehen aus Zeugen oder Leder; im Winter wird Pelz auf der bloßen Haut getragen. Pelzwerk ist im Winter allgemein.

Die Kleidung der Weiber ist wenig verschieden, nur ist das Kleid länger und von leichterm und besserm Zeuge. Die Männer tragen den Kopf ganz geschoren, nur in der Mitte des Haarkopfs bleibt langes Haar stehen, welches, wie bei den Chinesen, in ein auch wohl zwei Zöpfe geflochten wird. Die Weiber tragen dagegen lange Haare in viele kleine Zöpfe geflochten, auch Ohrenringe, und beide Geschlechter Halbstiefel; auf dem Kopfe tragen sie Mützen verschiedener Art aus Leder.

Die Mädchen sind gewöhnlich schon im zwölften Jahre mannbar, dürfen aber bis zum vierzehnten sich nur verloben, nicht heirathen.

Die Thibetaner oder Tangutaner bilden einen den Mongolen verwandten Stamm. Thibet ist ein asiatisches Hochland, und gränzt ostwärts an China, südwärts an Hindostan und Ava, westwärts an Kaschemir und Nepaul, und südwärts an die große Sandwüste Koby, welche es von der Bucharei trennt. Der südliche Theil wird Butan und der nördliche im engern Sinne Thibet genannt. Das eigentliche Thibet ist unfruchtbar und rauher als Butan. Die Einwohner sind kleiner und schwächer, als ihre südlichen Nachbarn in Butan, aber obgleich ihre Gesichtsbildung mongolisch ist, doch schöner, und viele haben angenehme Gesichtszüge. Ungeachtet das Land sehr hoch liegt und sehr viele unfruchtbare Gegenden hat, ist es doch stark bevölkert, und soll, nach einer im Jahr 1730 gemachten Zählung über 30 Millionen Menschen enthalten. Sie sind größtentheils wohl gewachsen und tragen keinen Bart, sondern die Männer reißen ihn aus, wozu sie ein eigenes Instrument haben. Die Hautfarbe nähert sich dem Kupferfarben. Die Geistlichen oder Lamas tragen bei gewissen feierlichen Anläßen einen falschen Bart, und zeichnen die Oberlippen, Wangen und Stirn mit schwarzen Flecken. Sie sind sehr unreinlich und voll Ungeziefer, da sie keine Thiere tödten, weil sie an die Seelenwanderung glauben. Sie waschen sich nie. Die gemeinen Leute kleiden sich in grobes, inländisches Wollenzeug, im Winter mit Pelz gefüttert; die Vornehmern tragen chinesische Seidenzeuge mit Pelz. Beide Geschlechter tragen beständig Stiefel. Sie sind freundlich, im Handel ehrlich, und sollen kriegerischer seyn als ihre Nachbarn, die Chinesen. Die thibetanische Religion verbietet ihren Anhängern wohl Thiere zu tödten, aber die Noth hat sie wahrscheinlich gezwungen dieses Gesetz zu übertreten. Indeß beobachten viele fromme Thibetaner gewisse Vorsichtsregeln, wodurch sie ihr Gewissen zu beruhigen glauben. Wer Vieh verkauft, erinnert den Käufer, die Thiere nicht zu schlachten; manche verkaufen sie auch deßwegen gar nicht. Schlächter zu werden halten sie für ehrlos. Sie nähren sich vorzüglich von Kuhmilch, Butter und Käse. Die Flüsse und Seen geben ihnen Fische genug, und ihre Heerden sind zahlreich. An Getränken genießen sie Thee und eine Art von Bier. Die Polygamie ist in Thibet erlaubt, allein sie wird selten geübt; dagegen ist in mehreren Gegenden die Vielmännerei eingeführt. Es ist dieß vorzüglich und vielleicht einzig der Fall in den Gebirgsgegenden des Himmalaja, in den Hirtendörfern welche um die Quellen des Jumna und des Ganges sich finden. Die Gebirgspäße welche aus Nepaul nach Thibet führen, gehören zu den höchsten der Erde, oder sind wohl die höchsten, so wie das Gebirge des Himmalaja oder Himmala das höchste bekannte Gebirge der Erde ist. Nach den Angaben mehrerer Naturforscher soll die Schneegränze unter dem Aequator ungefähr 15,000 Fuß hoch seyn; jedes über 15000 Fuß hohe Gebirge ist mit ewigem Schnee bedeckt. Nun ragt der Himmalaja in seiner höchsten Spitze, dem Delawaciri, nach mehreren Messungen 28000 Fuß übers Meer empor, und alle Päße nach Thibet sind außerordentlich hoch. Obschon der Himmalaja gegen den 30. Grad nördlich liegt, soll doch die Gegend des ewigen Schnees erst mit 16000 Fuß anfangen, und Höhen von 13 und 14000 Fuß noch Getreide hervorbringen und mit Dörfern besetzt seyn. Hier nur herrscht die Gewohnheit, daß alle Brüder, so viel ihrer seyn mögen, nur eine Frau haben. Das erste Kind, welches eine Frau gebiert, wird dem ältesten Bruder zugeschrieben u. s. w. Es gibt hier keine mannbaren unverheiratheten Weiber. Diese sonderbare und unnatürliche Sitte muß wohl ihren Grund im Mangel der Weiber haben, anders läßt sie sich nicht erklären. Ob, wenn es wirklich constatirt ist, durch die Vielweiberei mehr Mädchen geboren werden, durch die Vielmännerei das Gegentheil entstehe, ist nirgends beobachtet worden; es scheint auch wohl nicht der Fall zu seyn. Es wäre aber höchst interessant zu wissen, welchen Einfluß auf Körperconstitution, Fruchtbarkeit, Sittlichkeit und Bevölkerung die Vielmännerei hätte. Darüber sind aber noch keine bestimmten Data angegeben worden, und jene Gegenden sind noch zu unbekannt und zu entlegen von uns, als daß wir gehörige Aufklärung zu erwarten hätten.

Hausthier der Thibetaner ist der thibetanische oder tangutische Büffel oder der Ochs mit dem Pferdeschwanz (Bos grunniens). Diese Art hat feines, seidenartiges Haar, und der lange, pferdartige Schwanz, wird als Zierart sehr gesucht, und macht einen bedeutenden Handel des Landes aus.

Ein Hauptzweig der mongolischen Rasse wird durch die Chinesen gebildet, zu welchen die Bewohner von Corea, Japan, Tunkin, Cochinchina, Siam und Birma gehören. Sie sollen aus Thibet und vom Himmalaja herabgestiegen seyn.

Die Chinesen dienen als Typus. Ihr Gesicht ist rund, ja breit in der Mitte, Wangen und Wangenknochen vorstehend; die Augen klein, klaffend, schief, nach innen stehend; die Augenwimper derselben hoch und runzelig, wenig geöffnet, linienartig; die Augenlieder dick und aufgedunsen, fast ohne Wimpern; dagegen die Augenbraunen stark gebogen, dünn und schwarz; die Nase durch einen tiefen Eindruck von der Stirn getrennt, rund und etwas flach; der Mund groß; das Kinn rund; die Ohren sehr groß und abstehend; die Scheitelbeine eingedrückt, daher der Scheitel oben schmal; die Haare schwarz, glatt, glänzend, nie gelockt, immer schlicht. Die Männer scheeren es ab bis auf einen kleinen Zopf, der vom Scheitel herabhängt; die Hautfarbe ist gelb, bei den Weibern mehr weiß und talgartig, ölig.

Das chinesische Reich ist, so wie das älteste der bestehenden Reiche, zugleich auch das größte und bevölkertste. Man ist freilich über seine Bevölkerung durchaus nicht einig, aber auch die niedrigste Angabe ist 150 Mil.; nach andern, sollte sie auf 333 Mil., und nach den neuesten sogar auf 370 Mil. steigen, mithin den dritten Theil der ganzen Erdbevölkerung enthalten. Es hat einen Flächenraum von 160,000 □ Meilen, oder fast den zehnten Theil des bewohnten Erdbodens. Die Mantschutartaren von welchen wir schon unter den mongolischen Nationen Erwähnung thaten, beherrschen dieses große Reich. Die Gränzen gegen das russische Reich machen die altaischen, sajanischen und dauurischen Gebirge; im Westen, Thibet und Nepaul; östlich Birma und die Reiche Laos und Tunkin; südlich das chinesische Meer. Die sogenannte große Mauer trennt es nördlich von den Mongolen. Die Geschichte der Chinesen reicht über 4000 Jahre hinauf und für diesen ganzen Zeitraum haben sie regelmäßige, fortlaufende, nach periodischen Tage und Jahrcirkel eingetheilte Geschichtbücher, wodurch die Zeitrechnung wirklich bestimmt werden kann, wie sonst bei keinem alten Volke. Der Kaiser Yao regierte im Jahr 2357 vor Christus. Mit den egyptischen Sagen haben sie durchaus nichts gemein, und es geht daraus hervor, daß zwischen den mongolischen und caucasischen Völkern immer eine scharfe Linie gezogen war.

Die Gesichtszüge und der Bau des Schädels, bezeichnen die mongolische Abkunft; doch hat ein Aufenthalt von vielen Jahrhunderten in einem milden Clima die charakterischen Kennzeichen etwas verwischt. Eine Chinesin hält sich nur für schön, wenn sie kleine Augen, dicke Lippen, langes schwarzes Haar und recht kleine Füße hat; um letzteres zu erlangen, werden den Mädchen in früher Jugend die Zehen unterwärts gebunden, und durch Binden überhaupt das Wachsthum der Füße gehindert, wodurch bewirkt wird, daß eine erwachsene Frau, ein Füßchen, nicht größer als ein zehnjähriges Kind erhält. Dadurch wird aber natürlich der Gang wackelig, unsicher und beschwerlich. Bei den Männern gilt die Beleibtheit als große Schönheit, als Zeichen des Reichthums und eines müssigen Lebens, und sie bekommen dadurch einen

Anspruch auf Hochachtung; magere Leute gelten dagegen nicht. Die Vornehmen lassen die Nägel an den Fingern wachsen, denn lange Nägel sind ein Zeichen des Adels und vornehmer Geburt; Haare und Bart färben sie schwarz. Letzterer wird freilich sorgfältig wegrasirt wie die Kopfhaare. Die Gesichtszüge der Chinesen sind sich so ähnlich, daß es Fremden oft schwer fällt die Individuen von einander zu unterscheiden, es ist eine wahre Nationalphysiognomie vorhanden, Die Chinesen haben die Tugenden und Laster eines sclavischen, dabei kunstfleißigen und handelnden Volkes. Die Regierungsform ist unbeschränkt monarchisch. Neun Classen von Beamten, welche die Europäer Mandarinen nennen, verwalten die verschiedenen Civil- und Militärämter. Unzählige, durch Gesetze vorgeschriebene Ceremonien, erinnern jeden Augenblick an den Unterschied der Stände. Seit den ältesten Zeiten herrscht unter den Chinesen eine gewisse Geistesbildung, und die Dichtkunst steht bei ihnen in solchen Ehren, daß sie vorzüglich zu Ehrenbezeugungen und politischen Vorrechten führt. Die mechanischen Künste werden in mancher Beziehung auf eine dem Europäer fast unerreichbare Fertigkeit getrieben, z. B. die Arbeiten in Metallen, Elfenbein, Perlmutter, die Seidenfärberei, die Tuschfabrikation. Viele Erfindungen, welche in Europa erst späterhin gemacht wurden, waren in China schon längst bekannt, so sollen die Chinesen den Magnet schon 2000 Jahre vor Christus gekannt haben. Die Magnetnadel kannten sie ebenfalls lange vor uns, blieben aber doch in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau nur unvollkommen verstehen. Das Schießpulver kannten sie lange vor den Europäern. Ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porzelan, Lack und anderm, ist bewundernswürdig. Sie druckten Bücher viel früher als wir, indem sie die Charaktere in Holz schnitten, welche Kunst sie jetzt noch üben. In der Malerei und Bildnerei haben sie ebenfalls viele Kenntnisse, aber ihnen mangelt bei ersterer die Schattenlehre. Ihre Brücken, Landstraßen, Thürme und die große Mauer sind bewundernswerth. Diese läuft über hohe Gebirge und tiefe Thäler hin, von der Provinz Schen-si bis Wang-hay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 450 Stunden. Die Zeit der Erbauung ist unbekannt. Aber ungeachtet dieser Geistesbildung schreiten sie nicht vorwärts, da der Geist ihrer Regierung die Verbindung und Vermischung mit andern Nationen möglichst zu verhindern sucht. Die einzige Stadt Canton ist dem Handel mit dem Ausland unter gewissen Bedingungen geöffnet, und es hält sehr schwer in's Innere zu kommen. Unsere Nachrichten über das Innere sind daher sehr dürftig, und beruhen hauptsächlich auf den Nachrichten der Jesuiten, welche sich früher einschleichen konnten, um die Chineser zu Christen zu bekehren, aber große Christenverfolgungen haben ihre Bemühungen größtentheils vereitelt. Durch diese Abgeschlossenheit bleiben sie mit den Fortschritten der Künste des Auslandes völlig unbekannt. Sie reisen sehr selten, weil es ihnen sogar verboten ist; dennoch aber haben sich viele Familien in Java, Sumatra und in andern asiatischen Ländern angesiedelt, und sind allenthalben fleißige und intelligente Kaufleute und Handwerker; da sie aber nicht zurückkehren, so nützen ihre Erfahrungen ihrem Vaterlande nichts, und daher schreiten sie nicht vor. China steht gegen Europa auf einer niedrigen Stufe, da der geistige Verkehr und Ideenumtausch fehlt. Die chinesische Sprache ist sehr schwer zu erlernen, da sie nicht, wie unsere Sprache, durch Buchstaben, sondern durch Charakteren sich ausdrückt; sie besteht aus mehr als 8000 Charakteren, und Zeichen, von welchen nur die gewöhnlichsten sich zu merken, ein langes Studium erfordert. Die Sprache besteht für ein europäisches Ohr aus kaum 350 einsylbigen Wörtern; aber der Chinese unterscheidet durch verschiedenartige Aussprache eine viel größere Menge.

Im gewöhnlichen Leben tragen die gemeinen Chinesen nur Mützen von schwarzer Seide, mit einem Knöpfchen von schwarzer oder rother Seide darauf. Der reiche Chinese dagegen ist ganz in Seide gekleidet, und zwar meist in geblümtem Damast; in der kalten Jahrszeit trägt er enge seidene Hosen, welche unten zugebunden werden. Sie bestehen aber nicht aus einem Stücke, wie die unsrigen, sondern aus zwei Theilen, einem besondern für jedes Bein, welche dann oben durch eine Schärpe zusammen gebunden werden, woran noch ein Beutelchen zur Uhr, zum Tabak und zum Opium gehängt wird. Die seidenen Oberjaken mit langen Aermeln sind im Sommer einfach, im Winter wattirt, und werden zur Seite mit wenigen runden Knöpfen befestigt, die gewöhnlich bei den Wohlhabenden von Gold sind. Diese Jacke reicht nur bis zur Mitte des Körpers, und ist bei recht vornehmen oft von hohem Werthe; z. B. von Sammet mit eingewirkten Blumen und ganz ohne Naht. Handschuhe werden nicht getragen, sondern man zieht, wenn es kalt ist, die Arme in die weiten Aermel zurück. Der Zopf ist die größte Zierde der Chinesen, und durch Abschneiden desselben wird er so entehrt, daß er sich oft das Leben nimmt. Die Priester tragen keine Zöpfe, weßhalb sie sehr verächtlich behandelt werden. Droht man einem Chinesen, daß man ihm den Zopf abschneiden wolle, so wird er immer sagen, man solle ihm lieber den Hals abschneiden. Diese Zöpfe übertreffen an Länge die längsten Haare unserer Damen, und sind schwarz gefärbt. Die eiteln Chinesen, deren Haar gerade nicht sehr lang ist, lassen sich schwarze Seide in den Zopf einflechten, so daß der Zopf bis zu den Fersen reicht. Der übrige Kopf ist bis auf die Scheitel geschoren, und dieß geschieht durch Abrasiren, was äußerst schwierig ist, da dieses Kopfhaar durch das beständige Rasiren so hart und grob, wie Borsten wird. Die Klasse der Barbierer ist in China sehr zahlreich, da sich Niemand selbst rasiren kann. Dieses Geschäft erfordert daher viel mehr Zeit als in Europa, und man sieht beständig die Barbierer umherlaufen, mit großen Kasten versehen in welchen sie ihre Instrumente tragen; der eine dient ihnen zugleich zum Sitze, und in dem andern haben sie ein Kohlenbecken und einen Topf mit heißem Wasser. Sie rasiren Bart und Kopf und das ganze Gesicht, schneiden die Häärchen in der Nase und den Ohren mit kleinen Instrumenten weg, stutzen die Augenbraunen und den Schnurrbart zu, und flechten den Zopf. Man sieht diese Operationen täglich auf offener Straße an den gemeinen Chinesen vornehmen. Wir haben einen solchen Barbier in seiner Amtskleidung abbilden lassen.

Nur selten sieht man auf der Straße in dem Gewühl der Männer eine Frau oder ein Mädchen. Damen vom Stande kann man nur an den Ufern der Flüsse zu sehen bekommen, wo sie aus den Schiffen aussteigen um in die Sänfte gebracht zu werden oder sich einzuschiffen. Mit ihren kleinen Füßen gehen sie dann wie auf Stelzen und Dienerinnen, deren Füße wenigstens um etwas größer sind, müßen sie dann an den Seiten halten. Ihre Kleidung ist theatralisch und ungemein bunt. Der Kopfputz besonders ist mit goldenen Nadeln und Blumen geziert, auch sehr viel falsches Haar wird dabei in Anwendung gebracht. Das Gesicht wird oft ganz weiß geschminkt, bis auf ein Paar rothe Flecken an den Backen und dem Kinne; andere sind ganz fleischroth gefärbt, und haben nur auf der Unterlippe einen rosenrothen Fleck von der Größe eines Groschens.

Von der ungeheuern Bevölkerung China's gibt uns eine ganz neue Reisebeschreibung Nachricht, sie betrifft zwar nur die Stadt Canton, die einzige wo die Europäer Zutritt haben, aber die übrigen Städte sollen ebenso bevölkert seyn. Nach dieser Nachricht hätte Canton 1,236,000 Einwohner, wovon 152,000 bloß auf dem Wasser in Schiffen leben, deren der Bezirk von Canton über 80,000 haben soll. Jedes ist zehn bis zwölf Fuß lang und sechs Fuß breit, und für immer befestigt. So liegen diese Schiffe in langeu Reihen dicht neben einander, alle von gleicher Form; der Vordertheil ist breit und flach und dient zur Straße, welche zwischen diesen Reihen von Schiffen ebenso gerade fortlaufen, wie in der festen Stadt. In den Straßen der Stadt ist das Gedränge unglaublich, und häufig entsteht eine solche Stockung, daß man lange nicht von der Stelle kommen kann. Das Gedränge ist um so viel größer, da die Straßen noch mit allen möglichen Niederlagen von Eßwaaren verengt sind.

Kein Volk genießt so viele sonderbare Dinge wie die Chinesen. Sie essen fast alles, was andere Völker verschmähen. Auf den Märkten verkauft man eine Menge von lebenden Vögeln. Neben Enten, Gänsen, und Hühnern, sieht man Adler, Habichte, Eulen, Störche, Rohrdommel, Reiher, Strandläufer und Kibitze; und neben Schweinen, Hunde und Katzen. Für einen Europäer kann nichts lächerlicher seyn, als wenn er die Chinesen mit einer Tragestange ankommen sieht, auf welcher zwei Vogelbauer befindlich sind, welche, statt der Vögel, Hunde und Katzen enthalten. Eine kleine, dicke Art Pudel scheint die beliebteste zum Essen zu seyn. In ihren Rohrkäfigten sitzen sie ganz betrübt, wenn sie zu Markte gebracht werden, während die Kater ein entsetzliches Geheul machen, als ob sie ihr Schicksal kennten. Das Fleisch von gut gefütterten Katzen ist in China sehr geschätzt, und kommt auf die Tische der Reichen. Andere Chinesen bringen auf ihren Tragestangen eine Reihe von mehreren Dutzend Ratten, welche ganz reinlich abgezogen und durch ein Querholz an den Hinterbeinen aufgehängt sind und nicht übel aussehen; sie werden jedoch nur von den Armen gegessen. Außerdem werden Schildkröten, Muscheln, Vogelnester von einer kleinen Art

von Schwalben, welche aus verhärtetem Schleime bestehen, und besonders der Trepang (Holutharia trepang), eine Art von Würmer, verkauft, welche letztere sehr geschätzt sind; man fischt sie in den indischen Meeren von Sumatra. Auch Seescheiden und sogar Regenwürmer werden gegessen. Arme Chinesen tragen Fischgräthe heim, von denen die Reichen das Fleisch abgegessen haben, um sie noch abzunagen. Fische aller Art werden auch gegessen, und zwar besonders viele junge Heyfische, welche man anderswo nicht genießt. Frösche werden in unzähliger Menge verzerrt, und auch Krebse. Früchte findet man von sehr verschiedenen, uns zum Theil fast ganz unbekannten, Arten, worunter auch eine Art von Wolfsmilch, die Früchte der Orangen, Citronen, Pampelmusen, Ananas, Gurken, Melonen, Aepfel, Birnen, Kürbise, Bohnen, Erbsen, Karthoffeln und die Wurzeln einer Art Seerose, Schößlinge von jungem Bambusrohr, chinesische Oliven, Yams, Mais u. s. w., so daß die Tafeln der Vornehmen mit einer unglaublichen Menge verschiedener Speisen bedeckt werden. Reis ist indeß eine Hauptnahrung der Chinesen. Bei den Tafeln der Reichen herrscht eine ungeheure Verschwendung, und die Zahl der Speisen, welche in mehr als 20 Gängen aufgetragen werden, ist unglaublich, da bei jedem Gange 50 bis 60 Gerichte aufgetragen werden. Dabei wird zwischen hinein Thee und ein gegorenes Getränk von Reis und Wein getrunken. Ein solches Mahl dauert bei 6 Stunden, bis die vielen hundert Speisen alle die Reihen passirt haben, und dieß in einem Lande, wo die Armen selbst um den Besitz der Excremente ihrer Mitbrüder gleich auf frischer That und offener Straße sich schlagen. Reichthum auf der einen und die schmutzigste Armuth auf der andern Seite sind hier einheimisch.

Ungeachtet Garten- und Ackerbau in großem Ansehen stehen, und mit großer Vorliebe und Sorgfalt betrieben werden, erzeugt doch das Land, seiner übergroßen Bevölkerung wegen, nicht immer genug Nahrungsmittel, und Theurung und Hungersnoth, welche viele Tausende wegraffen, sind gar nicht selten, und lichten die Bevölkerung merklich.

Bei der Menge der Menschen und bei der Schwierigkeit viele Kinder zu erhalten, ist Kindermord sehr häufig, indem nämlich neugeborne Kinder, doch nur Mädchen, von ihren Eltern ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen werden, also umkommen müssen, wenn nicht jemand, was sehr selten geschieht, sie aufnimmt. Die Männer sind sehr wollüstig und ergeben sich sehr oft unnatürlichen Lastern. Die Vielweiberei ist erlaubt, und die Reichen haben oft ein großes Serail; nur sie haben mehrere Weiber, da die Armen sie nicht erhalten könnten.

Die Chinesen sind feige und furchtsam, und mit einem guten Stocke bewaffnet, darf man dreist gegen einen ganzen Haufen gehen. Fährt ein Europäer vor einem chinesischen Fahrzeuge vorüber, so rufen die Kinder und oft auch die Erwachsenen ihm zu, Fanqua (weißer Teufel), und machen mit ihren Händen die Bewegungen, welche der Scharfrichter beim Kopfabschneiden nach ihrer Landessitte beobachtet. Wenn man aber dann mit einem Stocke vom Boot aus droht, oder nur Miene macht das Boot nach ihrem Schiffe zu richten, so ergreifen diese feigen Menschen sogleich die Flucht. Die Chinesen sind betrügerisch, ohne Treu und Glauben. Die Gemeinen sind gegen die Vorgesetzten und Vornehmen sehr kriechend; die Vorgesetzten gegen die Gemeinen hart und strenge, aber eben so kriechend gegen die Höhern. Sie theilen oft beim geringsten Anlaß Schläge auf die Fußsohlen aus, erhalten selbst von ihren höhern Mandarinen wieder solche, ohne daß es ihrer Ehre nachtheilig ist. Die Strafen sind hart und sehr grausam.

Die Chinesen berauschen sich oft mit Opium, welchen sie rauchen. Zwar ist die Einfuhr des Opiums verboten, allein durch Schmuggeln wird sehr viel eingebracht. Das Opium wird nicht gegessen, sondern geraucht; eine Sitte, welche nicht bloß in China, sondern auch bei vielen malaischen Völkern Hinter-Indiens und auf Sumatra schon lange, ehe die Europäer in diese Gegend kamen, im Gebrauch war. Sie bedienen sich dazu ganz eigenen Pfeifen, in Gestalt einer Flöte, und rauchen jedesmal nur etliche Grane, welche mit 6 bis 8 Zügen verbrannt sind. Bald stellt sich die angenehm berauschende Kraft des Opiums ein. Merkwürdig ist es, daß das häufige Rauchen des Opiums und die häufige Trunkenheit davon der Gesundheit nicht sehr nachtheilig seyn soll, da diese Menschen oft sehr alt und wohlgenährt werden. Dagegen scheint es die Geistesverrichtungen mehr zu schwächen. Auch das Tabakrauchen ist sehr häufig, und zwar bei beiden Geschlechtern, und für vornehme Frauen ist es die hauptsächlichste Unterhaltung, da sie daneben gar nichts zu thun haben. Ihre Pfeifen sind so lange, daß sie sich, bei ihrem elenden Gange, derselben als Stöcke bedienen.

Wir haben einen Chinesen und zwei Damen im Hauskleide, von der Insel Timor, auf der Tschonka spielend abbilden lassen. Das Tschonkaspiel wird mit einer Art von Steinen, wie unser sogenannte Neunesteinspiel, gespielt, und ist bei Damen sehr beliebt. Die männliche und weibliche Kleidung ist deutlich zu bemerken, und besteht bei den Damen aus geblumtem Seidenzeuge.

Das Volk bekennt sich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo, die Religion der Kaiser aus dem Stamme der Mantschus ist die Lama-Religion. Die älteste Geschichte China's ist dunkel und fabelhaft, wie die Geschichte fast jedes Volkes. Nach ihr regierten mehrere Millionen Jahre Götter in China, so daß aus dieser Geschichte nichts anders hervorgeht, als daß dieß Reich vielleicht das Aelteste auf der Erde sey. So groß und furchtbar auch die chinesische Macht erscheint, so macht es doch die offenkundige Feigheit der Chinesen wahrscheinlich, daß eine geringe Macht europäisch-disciplinirter guter Krieger sich das ganze Land unterwerfen könnten.

Die Chinesen kleiden sich in einen langen weiten Ueberrock mit langen weiten Aermeln und Hosen, meist von seidenem Zeuge, und darunter ein baumwollenes Hemd. Die Weiber tragen lange Haare, welche sie durch eine Art von Nadeln an dem Kopf aufgeschürzt befestigen. Die Stirne der Männer ist immer glatt abrasirt bis auf den Scheitel, der Hinterkopf dagegen bleibt behaart.

Zu den Chinesen müssen auch die Cochinchinesen gezählt werden. Cochinchina kann auch Westchina genannt werden; es ist ein schmales Küstenland ostwärts von Camboja in Hinter-Indien, und erstreckt sich vom 11 bis 17 Grad nördlicher Breite. Die Einwohner sind von Farbe dunkler als die Chinesen, übrigens ihnen an Kleidertracht und Sitten sehr ähnlich. Sie sind gegenwärtig den Chinesen zinsbar, und die Chinesen und Japaner sind im Besitz ihres Handels.

Die Cochinchinesen sind im Allgemeinen unter der mittlern Größe, ihre Glieder sind schlank und mager; ein Turban von schwarzer Seide oder blauem Cattun bedeckt ihren Kopf, der mit langem Haar bedeckt und nicht, wie bei den Chinesen, geschoren ist. Die Augen sind ziemlich groß, aber selten gut geöffnet; die Backenknochen vorstehend; die Nase breit und kurz; die Farbe kupferroth; der Mund ungeheuer groß, durch Betel roth gefärbt; die Zähne schwarz und schmutzig. Allein ungeachtet der Häßlichkeit ist der Ausdruck des Gesichts bei den gemeinen Cochinchinesen sanft und genügsam, da im Gegentheil die Physiognomie der Mandarinen den Ausdruck von Mißtrauen und Falschheit zeigt. Die Kleidung ist einfach, und gleicht sehr der chinesischen. Der Rock meist von demselben Stoff wie der Turban, hat keinen Kragen, ist an der linken Seite zugeknüpft und reicht bis unter die Knie. Unter ihm tragen sie lange Hosen, welche bis auf die fast immer nackten Füße reichen, da nur die Mandarinen in Gegenwart ihresgleichen oder ihrer Untergebenen dieselben bedecken dürfen. Myriaden von Schmarotzerinsekten sitzen in diesen Kleidern, und wetteifernd streiten sich um diese Leibspeise beide Geschlechter. Man sorgt daher eifrig dafür, daß dieser Thiergarten beständig besetzt sey. Dieser sonderbare Geschmack ist allen Cochinchinesen gemein, und man muß es als ein Geschenk betrachten, wenn man einem von seinem Ueberfluß mittheilt; schon oft hatten es die Europäer, die denselben Geschmack nicht theilen, zu bereuen, ein solches Geschenk verschmäht zu haben.

Das schöne Geschlecht hat in Cochinchina gar wenig Reize. Die Weiber haben immer einen nackten Kopf, oder sind nur für Augenblicke mit dem unter diesem brennenden Himmelsstriche so nöthigen Strohhut bedeckt; die langen Haare sind mit einem Kreise von langen Nadeln von verschiedenen Metallen, je nach dem Reichthum, besetzt. Die Kleidung ist ganz die nämliche, wie beim Manne. Diese Damen wären indeß doch nicht ganz ohne alle Reize, ihr Blick ist sanft und wohlwollend, der Körperbau regelmäßig, der Busen rund und halb bedeckt, Füße und Hände klein; durch welches alles eine anziehende Weiblichkeit entsteht, welche aber durch die Unreinlichkeit, durch die dicken hängenden Lippen, von denen immer eine rothe Betelbrühe herunterfließt, und durch die schwarzen Zähne wieder ganz verdorben wird, und eher Abscheu erregt. Schwarze Zähne gelten als eine Zierde, und werden künstlich durch kaustische Mittel hervorgebracht. Die Physiognomie hat immer etwas leidendes und trauriges, dennoch genießen die Weiber der Mittelklasse, vor ihrer Verheirathung, viel Freiheit, und üben großen Einfluß auf das

andere Geschlecht aus, spielen auch in der Ehe oft die Herrscherinnen. Die Männer sind arbeitsam, intelligent, und würden unter besserer Regierung sich sehr entwickeln können. Sie sind von sanftem Charakter, mißhandeln ihre Büffel, welche ihre Haupthausthiere sind, niemals; diese Thiere sind aber dagegen auch folgsam und zahm.

Eine große Menge Kinder sterben an den Pocken; dennoch wurde die Einführung der Vaccination verboten, da man eine zu große Bevölkerung befürchtete, obgleich das Land sehr fruchtbar ist.

Da die Cochinchinesen sehr mäßig sind, so sind sie auch wenigen Krankheiten unterworfen. Den Gebrauch des Opiums kennen sie kaum; sie essen sehr wenig, und nähren sich vorzüglich mit Fischen, Ignamen, Pistazien und einer Art kleiner aber guter Erbsen; etwas Reichere nehmen dazu an Festtagen Schweinefleisch und Enten, deren sie, wie die Chinesen, eine unendliche Menge erziehen; Hühner essen sie nicht, wohl aber ihre Eier, und zwar am liebsten, wenn sie halb gebrütet sind. Sie essen keine Ochsen oder andere größere Hausthiere, obgleich ihre Häute einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen; Hunde und Katzen, welche die Chinesen so sehr lieben, lassen sie ganz ruhig. Die Kühe halten sie bloß für die Fortpflanzung, und haben einen wahren Abscheu gegen die Milch, welche man um keinen Preis bekommen kann. Woher dieser sonderbare Aberwille kommen mag, ist fast unerklärbar, um so mehr als das Fleisch der getödteten Elephanten für sie ein großer Leckerbissen ist, und eigene Feste zu dessen Genuß angeordnet werden.

Diese Menschen sind sehr gesetzt, tanzen nicht und singen niemals; ihre Conversation ist weder laut noch wortreich, und ihre näselnde Sprache und Betonung ist dem Ohr des Fremden unangenehm. Nur an ihrem Neujahrstage sind sie munterer, laden sich gegenseitig ein, schlachten Schweine und Enten, und verzehren in den drei Tagen, welche das Fest dauert, die Ersparnisse vieler Monate; ihre gewöhnliche Nüchternheit wird bei Seite gesetzt, sie durchwachen die Nächte mit Trinken einer Art von gebranntem Wasser, welches sehr berauscht. Auch bei Hochzeiten und Begräbnissen vergessen sie ihre stille Lebensart, und schwelgen die Nächte durch.

Die Bewohner von Thiampa unterscheiden sich wenig von den Cochinchinesen, doch sind sie industrieller und reinlicher. In ihrer Hauptstadt Sai Gong unterhalten sie eine große Zahl Kriegselephanten und ein gut geordnetes Seearsenal.

Die Bewohner des Reiches Cambogia sind zu friedlich, als daß sie ihren Nachbarn, den Cochinchinesen, widerstehen könnten, daher sind sie ihnen zinsbar und weniger industrios. Sie sind groß und stark gebaut, und haben angenehme Gesichtszüge. Die Cochinchinesen sind viel weniger feige als die Chinesen, und gute tapfere Krieger.

Wir haben einen Soldaten von der Garde und ein paar Soldaten einen Linienregiments abbilden lassen. Die Gardesoldaten sind vollkommen uniformirt. Ihre Kleidung besteht in einer weiten Weste von gelber Farbe, ohne Aermel und Kragen; die Einfassung ist breit und von einer abstechenden Farbe, um das Regiment zu bezeichnen; die Hosen sind von blau oder weißem Baumwollenzeug, reichen aber kaum unter die Knie; auf dem Kopfe tragen sie einen hohen spitzigen Strohhut, mit einem rothen oder gelben Federbusch, eine französische Flinte und einen Habersack.

Auch die große längliche Halbinsel, welche zwischen China und den japanischen Inseln liegt, und von den Europäern Corea, von den Chinesern Tschaosien, von den Japanern Corey genannt wird, ist von Völkern bewohnt, welche aus einer Vermischung von Mantschu, Tunguſen und Chinesern entstanden ist; sie sind den Chinesern sehr ähnlich, doch nach unsern Begriffen schöner und besser gebildet. Ihr König ist Vasall von China. Die Coreaner sind von mittlerem Wuchs, ziemlich starkem Körperbau, haben eine dunkle Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und ein kühnes Aeußeres. Sie gehen gekleidet wie die Chinesen vor ihrer Unterjochung durch die Mandschuren; mit langen außerordentlich breiten Aermeln aus Baumwolle; auf dem Kopfe tragen sie schwarze spitz zulaufende Hüte mit breitem Rand, aus Bambusrohr geflochten.

An der Ostspitze von Asien liegt das japanische Reich, ein großer Archipel. Seine Größe mag ungefähr 1200 □ Meilen betragen, erstreckt sich vom 30 bis zum 47 Grade nördlicher Breite und ist durch steile Felsen und ein stürmisches Meer schwer zugänglich. Die Nation, welche dieses Land bewohnt, ist eine der geistreichsten und interessantesten Asiens. Alles was sich auf den Ursprung der japanischen Nation bezieht, ist fabelhaft, da sie behaupten, ihr Reich sey anfangs von sieben himmlischen Geistern oder Göttern regiert worden, und die Familie ihrer Kaiser sey nicht menschlichen Ursprungs. Die Zahl der Einwohner ist sehr groß, wird aber sehr ungleich, von 15 bis 30 Millionen, angegeben.

Nur der rege Fleiß der Japaner hat den Boden fruchtbar gemacht, der bis zum Gipfel der Berge angebaut ist. Die Alten kannten wahrscheinlich Japan gar nicht, und die Europäer bekamen erst durch Marco Polo Nachrichten von diesem Lande. Die Japaner gleichen in ihrem Aeußern, in Gesichts- und Körperbildung, und auch in ihrer Kleidung den Chinesen sehr, scheinen eine Mischung der malayischen und mongolischen Rassen zu seyn, und haben wahrscheinlich von China her Künste und Wissenschaften erhalten, da die Kunstprodukte, Zeitrechnung und Astrologie rein chinesisch sind. Allein obgleich Japan, wie China, allen Fremden, den Holländern ausgenommen, streng verschlossen ist, so bildeten sie sich doch zu einem originelen und selbstständigen Volke, schätzen aber Künste und Wissenschaften auch an andern Völkern, welche sie sonst theils wegen ihrer schlechten Aufführung, deren sie sich in frühern Zeiten, als sie noch Zutritt hatten, theils wegen der schimpflichen Behandlung, welche sie sich aus Gewinnsucht gefallen lassen, verachten. Die Japaner sind die fleißigste und gesitteteste Nation von Asien; ein edles Volk, witzig, verständig, bildsam und gelehrig. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern und durch diese belehrt, haben die Japaner sich in mehreren Wissenschaften hervorgethan. Geschichte, Astronomie, Arzneikunde, Dichtkunst, Musik und Malerei, werden sehr geschätzt. Sie schreiben sich, wie die Chinesen, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst bei. Die Kinder werden frühe in die Schule geschickt und sehr strenge erzogen. Bücher und Landcharten dürfen nicht ausgeführt werden. Die Japaner sind geschäftig und arbeitsam, und erlauben sich Vergnügungen bloß zu Erholung. Dagegen sind sie sehr wollüstig, grausam nnd rachsüchtig. Die Religion ist indischen Ursprungs und die Lehre des Fo ist die herrschende. Es gibt aber mehrere Sekten, und das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten neben den Hauptgottheiten. Sie haben zahlreiche Mönche und Nonnen, und eine Menge Klöster. Die indische Religion ist durch eine Menge Zusätze entstellt. Der Ackerbau ist durch Staatsgesetze als Hauptbeschäftigung vorgeschrieben. Ziegen und Schafe sind aus Japan verbannt, da man sie der Cultur nachtheilig hält. Seide und Baumwolle vertreten die Stelle der Wolle. Schweine gibt es nur in einer Gegend allein, Hunde im Ueberfluß, sonst wenig Säugethiere. Man pflegt die Hunde auf öffentliche Kosten.

So sehr auch die Japaner in ihrer Kleidung, Sitten, Künsten und Wissenschaften den Chinesern gleichen, so weicht doch ihre Sprache sehr von der chinesischen ab; sie hat nur sehr wenig chinesische Wörter, und ist nicht einsilbig, auch hat sie keine Aehnlichkeit weder mit der Mantschusprache noch mit der Kurilischen, und die Conjugationen sind ganz eigenthümlich. Ein Beweis, wie wenig die Sprachen auf gemeinsamen Ursprung der Völker hindeuten, oder dafür oder dagegen Beweise geben. Die Japaner sind zum Handel sehr aufgelegt, und ihre Schiffe bedeckten einst, vor Ankunft der Europäer, die benachbarten Meere, und sie betrieben bedeutenden Aktivhandel bis an die Nordwestküste von Amerika. Allein ihre Beherrscher fingen an zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren könnten, und verboten daher allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre Seiden und baumwollenen Zeuge, ihre Porzellan und ihre lakirten Blechwaaren mit erhöheten Blumen und Figuren sind berühmt und gesucht, ihre Stahlwaaren vortrefflich, besonders Schwerter und andere Waffen, deren Ausfuhr verboten ist.

Die Gebirge sind eben so stark bevölkert, als die Städte. Man sieht selten eine etwas große Ebene, welche nicht mit mehrern Städten, Dörfern oder Weilern bedeckt wäre. Nicht hohe Thürme deuten die Nähe der Städte an, sondern die große Volksmenge, welche die Landstraßen bedeckt. Die Wege sind bis auf die höchsten Berge bequem gebaut; sie sind breit, immer gut unterhalten und mit Alleen von Tannen, Zedern, Kastanien- oder Kirschbäumen besetzt. Auf Flüssen und Seen sieht man unzählige Fahrzeuge, welche nach allen Seiten hin eilen. Die Städte sind mit Wällen, Graben und Mauern umschlossen, oft mit Kanälen durchschnitten, alle Häuser, die fürstlichen Schlösser ausgenommen, gleich hoch, und die Straßen gerade.

Die von Natur elfenbeinweißen Zähne der Japaner werden schwarz gefärbt. Sie lassen sich die Augenbraunen abscheeren, färben die Lippen grün, und schminken das Gesicht kreideweis. Obschon die Vielweiberei erlaubt ist, sind doch die japanischen Frauen treue Gattinnen und zärt-

liche Mütter. Sie heirathen sehr jung, besonders in höhern Ständen. Die Männer sind sehr ausschweifend und öffentliche Häuser in großer Zahl vorhanden. Ehescheidungen sind häufig, wenn die Frau keine Kinder hat. Uebrigens sind sie nicht Sklavinnen der Männer. Die Gesetze sind strenge; die Polizey sehr wachsam. Die Japaner haben ein hohes Ehrgefühl, und sie sterben lieber, als daß sie eine eingebildete Entehrung ertragen. Man betrachtet es daher als eine verdienstliche Handlung, den Verbrechern die Mittel darzubieten, sich das Leben zu nehmen, und nie steht einer an, es zu thun, indem er sich den Bauch aufschneidet. Alle Offiziere und Civilbeamte sind mit dem Gedanken so vertraut, einmal in die Nothwendigkeit kommen zu können, sich den Bauch aufzuschneiden, daß sie immer mit einer besondern Kleidung versehen sind, welche man Selbstmördern gesetzlich anziehen muß. Selbst auf Reisen nehmen sie dieß Gewand mit.

Die Ainos sind ein den Japanern untergebenes Volk, welches die Insel Jesso bewohnt. Sie sind von mittlerm fast ganz gleichem Wuchs, der höchstens 5 Fuß 2 bis 4 Zoll beträgt, von dunkler fast schwarzer Gesichtsfarbe, starkem buschigem Bart, schwarzem struppigem Haar, welches schlicht herunter hängt; sie gleichen den Kamtschadalen, nur sind ihre Gesichtszüge regelmäßiger. Die Weiber sind häßlich, kämmen sich das Haar gerade ins Gesicht, färben die Lippen blau, tatuiren sich die Hände, und kleiden sich eben nicht reinlich. Sie sind aber sehr sittsam. Ihr Charakter zeugt von ausgezeichneter Herzensgüte; Habsucht und Dieberei scheinen ihnen fremd. Die Kleidung besteht aus Fellen von Hunden und Seehunden, fast wie bei den Kamtschadalen. Im Sommer tragen sie gelben, groben, aus Baumrinde gewobenen Zeug, oder baumwollenes, welches sie von den Japanern beziehen, auch wohl japanische Pantoffeln aus Stroh. Den Kopf tragen sie unbedeckt. Zuweilen tragen die Männer Ohrenringe aus einem einfachen messingenen Ring. Die Hausgeräthschaften sind von japanischer Arbeit. Sie brauchen die Hunde zum Ziehen, und erziehen sehr häufig junge Bären. Ihr Getränk besteht nur in Seewasser. Krusenstern hält die Ainos für das beste aller Völker. Sie scheinen in der glücklichsten Harmonie unter sich zu leben, und man konnte unmöglich das Haupt der Familie erkennen, so gleich behandelten sie sich unter einander. Nie sah man sie unter sich streiten. Sie halfen, wo sie konnten, forderten nie etwas.

Nach den ältesten Nachrichten von der Insel Jesso sollten ihre Bewohner behaart seyn; die Chineser, die Holländer und die Russen unter Spangenberg im Jahr 1739 beschrieben sie so. Dennoch hält Krusenstern dieß für unrichtig, wohl haben alle Männer einen starken, struppigen Bart, allein übrigens haben sie nicht mehr Haare am Körper als andere Menschen.

Auch die Bewohner der kurilischen Inseln sind meist Japaner mit Kamtschadalen gemischt, und ein großer Theil dieser Inseln steht unter Japan.

Die dritte Unterrasse, welche man zu der mongolischen zählt, ist die der Hyperboreer oder Nordpolarnationen, welche die kältesten Zonen Europa's, Asiens und Amerika's bewohnen, und sehr wahrscheinlich aus der alten Welt einst über das Eis nach Amerika gewandert sind. Man ist zwar über ihren Ursprung noch im Zweifel, und einige haben sie sogar für ausgeartete Caucasier gehalten. Es ist schwer zu begreifen, daß Völker aus wärmern Ländern Lust bekamen, in jene unwirthbaren Gegenden zu wandern, welche sie jetzt bewohnen, wo drei Viertheile des Jahres der Boden mit Schnee und Eis bedeckt, eine mehrere Monate dauernde Nacht herrscht, und das Pflanzenreich von seinem Segen nichts spendet. In Thierpelze gehüllt, leben sie in diesen rauhen Gegenden mit großen Beschwerden geplagt, oft sogar ohne Holz, um das Eis zu schmelzen, welches sie immer umgibt. Es gehören zu diesen Nationen auf dem alten Continent, die Lappen, Samojeden, Ostiaken, Tunguſen, Jukagiren, Tschukschen und Kamtschadalen, auch die Koräken, und in Amerika die Eskimos und Grönländer. Man hat auch die Bewohner der aleutischen Inseln dazu gerechnet. Einige glauben auch, die untergegangenen mexikanischen Azteken haben dazu gehört.

Die Menschen dieser Rasse tragen das Gepräge ihres Climas, welches seiner Rauhigkeit wegen das Wachsthum beim Menschen eben so wenig begünstigt hat, als im Pflanzenreich, bei welchem der Einfluß der Kälte die stärkere Entwickelung ebenfalls hindert, indem sie die Gefäße zusammenzieht, wie wir schon in den Nadeln der Nadelbäume sehen, die Tanne wird zur Zwergtanne, die Birke und Weide zur Zwergbirke und Zwergweide, und endlich erreicht der Holzwuchs gar sein Ende mit höchstens einigen Zollen Höhe.

Die Eskimos bilden unter den Hyperboreern wohl die zahlreichste Völkerschaft. Sie bewohnen Grönland, die Küste Labrador und des nordamerikanischen Eismeeres. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie einst aus Asien auswanderten und über Sibirien nach Grönland kamen, daher zur mongolischen Rasse gehören, was Blumenbach annimmt; Cüvier dagegen glaubt, sie stammen von caucasischer Rasse. Es ist dieß schwer zu entscheiden, da ihre Gesichtsbildung wirklich bald auf diese, bald auf jene hinweist. Eine Geschichte, welche so weit hinaufginge, ihre Abkunft zu beurkunden, haben sie nicht, da sie überhaupt des Schreibens unkundig, und ihre wenigen Traditionen ohne allen sichern Grund sind. Ihre Sprache ist von allen andern verschieden, und kann also auch keine Auskunft geben. Es ist unbegreiflich, was Menschen bewegen konnte, so weit nördlich zu gehen, wo die Natur fast zwei Drittheile des Jahres unter erstarrendem Eise verborgen liegt, die Kälte einen fast unglaublichen Grad, bis auf 40 und 42 Grade unter dem Gefrierpunkt erreicht, das Pflanzenreich beinahe gar nichts mehr hervorbringt, und die Winternacht fast vier Monate dauert. Nicht einmal eßbare Hausthiere können sie ziehen; zwar findet sich das Rennthier und der Moschusochse noch im Sommer in Grönland, allein diese Thiere wandern im Winter aus, da selbst das Hauptnahrungsmittel des Rennthiers, das Rennthiermoos, dort nicht mehr wächst, oder so tief mit Eis und Schnee bedeckt wird, daß die Thiere es nicht mehr finden können, und ihnen die Einwohner keine Nahrung geben könnten. Nur der Hund, der dem Menschen allenthalben gefolgt ist, der in den brennenden Gegenden Afrika's die Heerden vor dem Angriff der Löwen, Panther und Hyänen beschützt, ist hier Hausthier und wird als Zugthier vorzüglich benutzt, hat aber den Charakter des Climas angenommen; er ist stark, groß, sehr behaart, heult nur, und wird sehr schlecht gehalten. Die Hunde müssen sich mehrentheils selbst Nahrung suchen, und sind deßwegen fast immer hungrig. Sie bekommen nur die abgenagten Knochen ihrer Herrn. Im Sommer schweifen sie frei herum, und fressen Muscheln, todte Fische und Beeren. Sechs bis acht Hunde vor einen Schlitten gespannt, ziehen fünf bis sechs Seehunde und den Eskimo selbst. Mit dieser Last laufen sie in einem Tage an die fünfzehn deutsche Meilen.

Die Eskimos sind träge und unwissend, und die im nördlichen Theil Grönlands lebenden Horden streifen im Sommer umher, um auf Rennthiere und Bisamochsen Jagd zu machen. Sie sind von kleiner Statur, selten fünf Fuß hoch, mager, aber aufgedunsen, dickschenkelig; der Kopf rund, sehr groß; das Gesicht breit und kurz, platt nach der Stirn zu; die Nase eingedrückt; die Backen dick, vorstehend; die Augenlieder nach den Schläfen gezogen; die Augen gelbbraun, nie blau, tiefliegend; der Mund groß; die Zähne weiß, aber aus einanderstehend; die Haare schlicht, grob und pechschwarz, immer fettig. Einige Männer tragen lange, doch dünne, Bärte, andere sehen kahl im Gesicht aus, als wenn ihnen der Bart ausgerupft wäre. Im Allgemeinen ist das Gesicht breit und kurz, bei einigen sind die Backenknochen sehr stark, und das Gesicht mehr länglich; die Nase platt und die Lippen dick. Die Männer haben eine feine Stimme. Hände und Füße sind verhältnißmäßig sehr klein. Die Hautfarbe ist schmutzig olivenfarb, und was merkwürdig ist, um so dunkler, je mehr die Wohnung nördlich liegt; auch ist das Gesicht der nördlichern breiter und die Bärte dünner. Die Weiber sind im Allgemeinen häßlich; ihre Brüste schlapp und hängend, birnförmig; die Brustwarzen lang, runzelig und kohlschwarz. Sie sind spät mannbar und wenig fruchtbar, gebären aber leicht. Einige Weiber der südlichern Horden sind weniger häßlich, und scheinen eine Mischung von dänischem Blute zu haben. Sie sind im Allgemeinen höchst unreinlich, schmutzig, ölig, von Rauch ihrer Hütten geschwärzt.

Die nördlichsten sind sehr unwissend, da sie von der ganzen Welt abgesondert leben, und kennen bloß den Fleck Erde, welchen sie bewohnen; sie halten den südlichern Theil Grönlands für unbewohnbarer als ihren eigenen, weil sie südlich unübersehbare Eismassen sehen.

Holz ist bei ihnen in größtem Werthe, da das Land keine großen Bäume mehr hervorbringt. Die größte Holzpflanze ist die Zwergweide, welche kaum drei Zoll Höhe erreicht, und diese allein liefert den Brennstoff in einem Lande, wo der Thermometer über 40 Grade unter dem Gefrierpunkt zeigt, wo die armen Einwohner genöthigt sind den langen Winter in Eishütten zuzubringen, welche sie in Kuppolform oder Ofenform sich jeden Winter aus Eisstücken erbauen, und in welche sie auf

den Knieen einkriechen müssen. Dieser Feurungsstoff und Thranlampen geben ihnen die einzige Wärme. Ihre Sommerwohnungen bestehen aus Stein und sind mit Seehundsfellen bedeckt. Die Schlitten, dem einzigen Fuhrwerk dessen sie sich bedienen, sind statt aus Holz aus Wallfischrippen gebaut und mit Seehundsleder zusammengebunden. Ihre Canots, wenn sie solche haben, denn diese haben nicht alle, bestehen aus Fischbein mit Leder überzogen, und sind sehr leicht, so daß ein Mann sie leicht tragen kann. Sie sind ganz zugemacht, und der einzige Mann, der das Canot leitet, sitzt in der Mitte in einem Loch, die Beine vor sich streckend und unter der Decke verborgen. Es gehört eine große Uebung und Geschicklichkeit dazu, sich in das schwankende Fahrzeug zu setzen und das Gleichgewicht zu erhalten. Dennoch gehen sie mit diesen schwachen Maschinen oft weit in's Meer auf den Seehundsfang. In den wärmern Gegenden Grönlands, wo sich Treibholz findet, bauen sie jedoch auch größere Boote für mehrere Personen, besonders haben sie eigene Weiberboote, welche größer sind, aber von Männern selten bestiegen werden. Die erste Art kleiner Kähne tragen sie von einem Ort zum andern, um sich ihrer gleich bedienen zu können, wenn das Eis mangelt. Zu diesem Ende führen sie auch auf ihren Schlitten eine mit Luft aufgeblasene Seehundshaut mit sich, um den Schlitten, an den sie gebunden ist, in der Höhe erhalten zu können, wenn er in's Wasser fällt, oder das Eis aus einander geht.

Ihre Waffen bestehen aus Eisen und Knochen, ersteres suchen sie besonders einzutauschen, man fand auch bei einigen nördlichen Stämmen Eisen, welches von einem Meteorstein zu kommen scheint, von dem eine große Masse nördlich liegen soll. Auch aus Wallroßzähnen machen sie sich durch schleifen Messer.

Sie sind äußerst unreinlich, sie waschen sich selten und speisen ohne Bedenken aus Gefässen, welche die Hunde ausgeleckt haben, ohne sie zu reinigen. Sie essen auch ihre Läuse und verrichten ihre Nothdurft in Gegenwart aller Menschen. Sie bewahren den Urin auf, und bedienen sich dessen um ihre Thierhäute zuzubereiten; da dieser aber bald in Fäulniß übergeht, verbreitet er einen unerträglichen Gestank. In ihrer Winterwohnung verbreitet sich oft ein furchtbarer Geruch von ihren zuweilen halbfaulen Wintervorräthen, dem verdorbenen Thran und Speck. Die verheiratheten Frauen, welche Kinder haben, sind unreinlicher als diejenigen welche keine haben, da die ersten nicht fortgejagt werden dürfen, die andern dagegen die Liebe der Männer durch größere Reinlichkeit zu erwerben suchen.

Ungeachtet der Zustand, in welchem diese Menschen leben, großes Mitleiden in uns erregt, so sind sie doch dabei fröhlich und, da sie nichts besseres kennen, zufrieden. Sie sind gutmüthig, furchtsam und oft argwöhnisch, die einzelnen Stäume leben unter einander friedlich. Einige scheinen im Handel durchaus ehrlich, andere sind dagegen diebisch. Die ehrlichsten sind, nach Parry, die nördlichsten, welche an der Baffinsbai wohnen. Die auf dem festen Lande wohnenden Eskimos sind kriegerischer, raubgieriger, und fallen nicht selten Reisende an, wie Fränkli auf seiner Reise in den Gegenden am Kupferminenfluß erfahren hat.

Die Kleidung des Eskimos ist der Strenge des Climas völlig angemessen, und macht es allein begreiflich, wie es möglich sey, bei Lampenfeuer in Schneehütten den langen furchtbaren Winter zuzubringen. Der Seehund ist das Thier, was ihnen die Viehheerden ersetzen muß, indem er ihnen Speise und Kleidung liefert. Sie tragen eine Art von Pelzkragen, oder vielmehr Frack, von Seehund, welcher vorn bis zu den Schenkeln und hinten bis auf die Hüften reicht und am Halse mit einer Caputze versehen ist, welche über den Kopf gezogen werden kann. Er ist völlig wie ein Sennenhemd der Schweizeralpenbewohner gemacht, nur von Seehundspelz. Die Caputze bedeckt den ganzen Kopf und läßt bloß das Gesicht frei. Die Hosen, welche bis unter die Kniee reichen, sind von derselben Haut gemacht; die Aermel sind weit, so daß die Hände leicht ganz darin zurückgezogen werden können. An den Beinen tragen sie Stiefel von Seehund, welche bis über die Kniee hinauf gehen, im Winter mit einwärts auf den Leib gekehrter Pelzseite. Im Winter tragen sie diese Kragen oft von Hundspelz, welcher ein ungemein warmes und schönes, langhaariges Pelzwerk liefert. Männer und Weiber kleiden sich fast gleich, nur ist dieß Ueberhemd bei den Weibern vorn kürzer, hinten dagegen sehr lang, ihre Stiefel sind mit einer Art Umschlag versehen, der bis auf die Füße geht und wahrscheinlich dazu dient, heraufgezogen werden zu können, um die nackten Schenkel zu decken, indem die Beinkleider nicht den ganzen Schenkel umhüllen, sondern einen Theil nackt lassen. Die Kinder sind sehr gut und auf dieselbe Art bekleidet. Die Häute sind sehr nett und ordentlich zusammengenäht, obschon ihre Nadeln bloß aus Knochen und der Faden aus Seehundssehnen besteht. In einigen Gegenden des südlichen Grönlands werden auch Kleider von Rennthierfellen getragen und häufig auch Vogelhäute zusammengenäht, die mit den Federn gegerbt sind, welche, auf dem bloßen Leib getragen, außerordentlich warm geben. Diejenigen Stämme, welche mit den Europäern mehr in Berührung kommen, tragen im Sommer zuweilen auch Kleider aus Leinwand. Zwischen dem Ueberkleide und dem untersten Pelz tragen viele, wenn sie in die See gehen, ein Hemd von zusammengenäheten Seehundsdärmen, welches das Naßwerden vollkommen verhütet. Dieses Hemd ist jedoch bei den sibirischen Nationen üblicher, als bei den Eskimos. Es ist vollkommen gemacht wie ein Hirtenhemd mit einer Caputze. Dieses Hemd wird von den Tungusen angezogen, wenn sie in die See gehen und in ihren kleinen Canots sitzen, es wird dann am Rande des Loches, worin sie sitzen, befestigt und am Halse und Gesicht zugezogen, so daß durchaus kein Wasser auf die Haut oder die darunter getragenen Kleider eindringen kann.

Die Eskimos der nördlichsten Gegenden müssen sich fast bloß von thierischer Nahrung erhalten. Die Nahrung besteht in Rennthierfleisch, Seehundsfleisch, Wallroßfleisch, Fleisch von Vögeln, Schneehühner, Alken, Lummen, Papageitaucher und mehrere Arten Enten. Im Sommer sammeln sie, wie alle nordischen Nationen, die Eier der zu Millionen an den Küsten brütenden Seevögel, welche ihnen eine angenehme und sehr nahrhafte Kost geben. Auch den Wallfischspeck suchen sie genießbar zu machen. Fische haben sie im Sommer im Ueberfluß, besonders Lachse, welche getrocknet werden und sich so auf den Winter aufbewahren lassen. Es ist ihnen sehr leicht, im Sommer auf den Winter genug Vorräthe zu sammeln, da in diesem Clima die getödeten Thiere nicht leicht in Fäulniß übergehen, sondern unter Steinen aufbewahrt oder getrocknet sehr lange halten, und im Winter geht ohnehin nichts zu Grunde, da die Kälte alles frisch erhält. Sie sind keine Kostverächter und essen die nach Fischthran riechenden Seevögel, welche ein europäischer Gaumen verschmäht, mit großem Appetit; sie verzehren verdorbenes und stinkendes Fleisch und selbst das in den Gedärmen der Rennthiere und Schneehühner halb verdaute wird sorgfältig aufgesammelt und verspiesen. Sie brauchen zu ihren Kochereien viel Fischthran und Robben oder Wallroßfett, und sollen, nach dem Berichte mehrerer Reisenden, oft Wallfischthran in Blasen mit sich führen und verschlucken. Sie kochen ihre Speisen in kleinen kupfernen oder topfsteinernen Gefässen über Lampenfeuer, oder wo sie Holz haben können, mit Holz. Ihr Getränk ist reines Wasser, welches sie im Sommer mit Eis erfrischen. Die mehr südlich wohnenden Eskimos könnten gar wohl Rennthiere halten, wenn sie sich damit abgeben wollten. In den nördlichen Gegenden wäre dieß aus Mangel an Futter im Winter nicht möglich. Die Zahl der Eskimos ist nicht groß, und besonders kann die Bevölkerung des nördlichen Grönlands nur sehr klein seyn. Parry und Roß sahen auf ihren Reisen nach den arktischen Hochländern nie mehr als 14 oder 20 beisammen, Männer, Weiber und Kinder. Sie haben keine Religion, oder wenigstens keinen Gottesdienst, sind aber ungemein abergläubisch und glauben an Zauberer, welche sie Angekoks nennen, und böse Geister. Sie leben in der Vielweiberei; ihre Ehen sind aber sehr locker, und wenn eine Frau von ihrem Manne keine Kinder hat, darf sie einen andern Mann nehmen, oder er kann sie fortschicken; hat sie aber Kinder, so darf er sie nicht verlassen. Die Männer sind nicht eifersüchtig, und nicht selten überlassen sie ihre Weiber andern. Die Weiber sind wenig fruchtbar, und haben selten mehr als zwei Kinder. Unverheirathete Mädchen sind dagegen sehr zurückhaltend. Sie werden spät mannbar, gebären aber leicht. Blutsverwandte heirathen sich nicht. Sie heirathen ohne alle Ceremonien, und scheiden sich sehr leicht. Die Weiber sind nicht Sklavinnen der Männer. Diese geben sich mit nichts als mit der Arbeit und Zubereitung der zur Verschaffung der Nahrung nöthigen Dinge, als Boote, Bogen, Pfeile und Wurfspieße ab, gehen auf die Jagd und den Seehunds-, Wallroß- und Rennthierfang. Die Weiber verfertigen die Kleider, helfen die Hütten bauen, kochen u. s. w. Die Erziehung der Kinder ist sehr einfach, man läßt sie machen was sie wollen, schlägt sie auch nicht, dennoch arten sie nicht aus, sondern ergreifen bald eine nützliche Beschäftigung. Krankheiten herrschen wenig unter ihnen, und mehrere scheinen ein hohes Alter zu erreichen, wenn nicht Unglücksfälle

sie betreffen, und äußerst selten sieht man Verunstaltete. Dagegen werden sie im Alter oft blind, was ohne allen Zweifel der Wirkung des Schnee's zuzuschreiben ist. Die Pocken haben zuweilen bei den am Kupferminenfluß lebenden Eskimos, so wie die Masern, Verheerungen unter ihnen angerichtet. Ihre Freude bezeugen sie durch lautes Geschrei und Springen in die Höhe, wenn man ihnen angenehme Geschenke macht. Sie haben auch eine Art Nationaltanz, und bedienen sich als Musik einer Art von Trommel, auf welche sie mit Seehundsknochen schlagen. Es sieht lächerlich aus, wenn diese bis zur Unförmlichkeit verhüllten Figuren tanzen. Wir haben einen solchen Tanz abbilden lassen, wo ein Weib die Musikantin macht und ein Kind tanzt, während ein anderes ganz ruhig zusieht. Dann haben wir eine Gruppe Eskimos vorgestellt, bei welcher man ihre Sommer- und Winterkleidungen sehen kann. Alles ist natürlich bei dieser Nation darauf berechnet, die möglichst warme Kleidung sich zu verschaffen, um dem furchtbar strengen Winter trotzen zu können.

Die Versuche der Engländer, den Nordpol zu erreichen, haben uns in den neuesten Zeiten besser mit dieser Nation bekannt gemacht, als es früher der Fall war. In den Reisen von Roß, Parry, Fränklin, findet man sehr viel über die Sitten und den Charakter der Eskimos, und viele charakteristische Abbildungen, von welchen wir einige ausgehoben haben.

Die Eskimos sind zwar von einem Heere von Krankheiten frei, welche gewöhnlich der höhern Cultur zugeschrieben werden, und eben so von den verheerenden Seuchen warmer Länder. Aber ihre Unvorsichtigkeit zieht ihnen dagegen sehr oft tödtliche Krankheiten zu, indem Schwelgerei und Mangel beständig mit einander abwechseln, daher ist die Sterblichkeit unter ihnen stark genug, daß dieses Volk sich eher vermindert als vermehrt. Dazu kommt dann die Gefühllosigkeit, mit welcher Hilflose behandelt werden. Stirbt ein Vater, und hinterläßt eine Witwe oder ein jüngeres weibliches Kind, so werden beide von den Verwandten hilflos ihrem Schicksal überlassen, und kommen sehr häufig aus Mangel um. Im Ganzen sind die Eskimos gesund und stark. Der uneingeschränkte Genuß reizender thierischer Nahrung macht sie sehr vollblütig, und Nasenbluten ist bei ihnen sehr häufig, wodurch die Natur selbst vielen Krankheiten vorbeugt. Ihre Hütten, wenn sie solche haben, sind aus Steinen aufgebaut und an den Seiten mit Wallfischrippen gestützt; die Dächer bestehen aus Häuten, Rasen und Schnee; andere wohnen bloß in Schneehütten. So lange die Temperatur im Innern den Gefrierpunkt nicht übersteigt und die Dünste in dem Innern gefrieren, die Luft trocken und rein bleibt und ihr Vorrath gerade ausreicht, ohne Schwelgerei zuzulassen, bleiben sie gesund. Wenn die Schmelzung eintritt, die Dächer der Hütten schmelzen und die Wände aufthauen, so wird die Athmosphäre der Hütten unerträglich stinkend von den fauligen Ausdünstungen, der nun in Zersetzung übergehenden, so lange aufbewahrten Speisen, verbunden mit dem Thrangeruch der brennenden Lampen. Wenn nun zugleich ein guter Fang, etwa von Wallrossen, gemacht wird, sie sich nun der unbegreiflichsten Schwelgerei überlassen und in der Völlerei, nicht des Weines, sondern des Fleisches, sich wälzen, um der bedrängten Natur in ihren Operationen beizustehen, so müssen Krankheiten die Folge seyn. Nicht selten erfolgen Entzündungen im Unterleib, welche schnell tödten, oder auch Brustentzündungen. Von andern Krankheiten bemerkte man fast gar keine, und, was merkwürdig ist, von Hautkrankheiten hat man keine Spur bei ihnen entdeckt, wohl aber eine mit dem Scorbut nahe verwandte Krankheit, welche nicht selten vorkommt. Augenkrankheiten oder Schneeblindheit ist häufig. Als Schutzmittel dagegen tragen sie eine Art hölzerner Augenschirm. Es gibt aber auf der ganzen Erde kein Volk, welchem es mehr an Heilmitteln fehlt, als diesem. Mit Ausnahme eines Mittels, Blutflüsse zu erregen, von welchem sie wissen, daß sie ihnen heilsam sind, wissen sie keine rationelle Heilmethode. Die arme Natur reicht ihnen kein einziges Heilkraut; dagegen tragen sie Amulete, welche gewöhnlich aus Zähnen oder Haaren von irgend einem Thiere bestehen, und welche sie um so kräftiger wähnen, je seltener sie sind. In wirklichen Krankheiten verlassen sie sich ganz auf ihre Zauberer, oder Angekoks, welche durch sinnlose Ceremonien und allerlei Hokuspokus heilen wollen, deren Zauberkraft sie sehr fürchten. Sie verbieten ihnen dieses oder jenes Fleisch, aber nicht in der Quantität, sondern nur in der Qualität. Z. B. dürfen sie in der einen Krankheit kein Wallroßfleisch essen, aber wohl Seehund so viel sie wollen, und umgekehrt. Einigen wird das Herz verboten, andern die Leber. Eine arme Frau war wie vom Schlage getroffen, als sie bemerkte, daß das Fleisch, was sie im Munde hatte, ein Stück gebratenes Herz und nicht Leber war; und ein Mann befand sich in ähnlicher Unruhe, als er aus Irrthum ein Stück Fleisch gegessen hatte, was in dem Kessel seiner Frau gekocht worden war. Dagegen sind körperliche, durch Mißbildung veranlaßte, Fehler sehr selten; bei einer Frau bemerkte man eine Art von Hasenscharte durch unvollkommene Entwickelung der Gaumenknochen.

Zu den Polarnationen, welche zur Rasse der Mongolen zu gehören scheinen, gehören die Bewohner der Küsten des Eismeeres in Asien und Amerika, die Kamschadalen, Tschukschen, Tungusen, Koriäken, die Aleauten, die Bewohner von Kozebuesund, von Alaschka, Unalaska, und andere Gegenden von Nordwestamerika, welche wahrscheinlich aus Asien nach Amerika übergegangen sind. Ihre Physiognomien, der schmale Scheitel, die breiten, starken Backenknochen, die schiefstehenden kleinen, blinzelnden Augen und der gedrungene Bau ihres Körpers lassen keinen Zweifel über ihre Abkunft. In der neulich herausgekommenen Reise von Ermann (Reise um die Erde durch Nordasien von Adolph Ermann. Berlin 1833) sucht derselbe aus Vergleichung der ostiakischen Sprache mit der ungar'schen die Vermuthung aufzustellen, daß die Ostiaken einerlei Ursprung mit den Ungarn haben. Die Ostiaken bewohnen das nördliche Sibirien in der Gegend von Beresow, sie sind klein, aber wohl gebildet, munter und thätig. Die Männer tragen ihre Haare in einen doppelten Zopf geflochten. Die Weiber sind klein, wohl beleibt, mit etwas schief geschlitzten, schwarzen, funkelnden Augen und sanfter feiner Stimme. Frauen und Mädchen sind tief verschleiert bis auf die Schultern, und verbergen die Hände unter den Schleier. Sie haben die Sitte des Tatuirens, welche sonst bei asiatischen Völkern selten ist. Männer und Weiber sind mit Ausnahme der Kopfbedeckung vollkommen gleich gekleidet und ihre Bekleidung besteht im Sommer aus fünf, im Winter aus sechs Kleidungsstücken. Kurze Hosen aus gegerbtem Rennthierfell zieht man zuerst über den Körper, sie werden um die Hüften eng zusammen gehalten und reichen eine Hand breit über das Kniee, und werden dort mit den bis dahin reichenden Strümpfen verbunden. Diese bestehen aus höchst biegsamem weichem Pelz, dessen Haar gegen die Haut des Bekleideten gekehrt und durch sorgsames kunstreiches Abscheeren an allen Stellen von gleicher Länge ist. Darüber zieht man eben so lange Stiefel von dem ungleich stärkern Felle alter Rennthiere, die Haare nach außen gekehrt, an der Sohle aber mit vorwärts gekehrtem Haar, um beim Abwärtsgehen auf glattem Eise Widerstand zu leisten und das Ausgleiten zu verhüten. Der Untertheil des Stiefels ist sehr weit und geräumig, das Rohr aber enge und wohl anschließend, auch mit Riemen befestigt. Auf die nackte Brust wird das erste Oberkleid angezogen; es besteht aus einer Art von eng anschließender Weste mit Aermeln und hat am Halse ein Loch, um den Kopf durchzulassen. Der Material ist Rennthierleder mit den Haaren nach innen gekehrt, an der Hand ist ein Fausthandschuh angenähet, die Haare nach außen. Dieser besteht aus hartem Leder, da es bei der Rennthierfahrt, dem Fischfang und auf der Jagd oft starke Reibungen gibt; unten ist der Handschuh aufgeschlitzt, damit die Finger nach unten vorgestreckt werden können und doch von oben Schutz haben. Ueber diese Weste wird ein zweites Oberkleid angezogen, wodurch in vielen Fällen der Anzug vollendet wird; wenn man aber länger im Freien bleiben muß, oder bei strenger Kälte reist, so wird ein drittes Oberkleid von Pelz, als letztes Schutzmittel, angezogen. An die Halsöffnung dieser beiden Kleider ist eine Caputze oder eng anschließende Kappe angefügt, welche nur das Gesicht hervorragen läßt, meist läßt man die spitzigen Ohren des Rennthiers als Zierde an der Caputze stehen. So kann auch ein der nordischen Kälte ungewohnter Europäer ohne Beschwerde im Freien es aushalten. Am Saume der Kleider fehlt nie eine Verbrehmung vom Pelze junger langhaariger Hunde, und immer ist das Oberkleid aus dem Pelze eines winterhaarigen alten Rennthiers gemacht, wodurch der Ostiake das Ansehen eines schön behaarten Eisbären erhält. Diese Oberkleider werden durch einen Gurt über die Weichen befestigt, und so der Gang gar nicht gehemmt. An dem Gurte wird auch ein Messer mit breiter Klinge und hölzernem Griffe befestigt.

Die Wohnungen der Ostiaken sind nach ihrer Lage verschieden; einige nähern sich im Bau den russisch-sibirischen und gleichen völlig kubischen Kasten aus über einander gehäuften dicken Baumstämmen; eine Erdschicht bedeckt das platte Dach, und Erdwälle schließen sich von unten an die Wände. Von der Südseite dringt man in das Innere

durch eine halbmondförmige Oeffnung; wenige Fuß über dem Erdwall ist als Fenster eine kleine viereckige Oeffnung zwischen den Stämmen, und eine Fuß dicke Eisscholle verschließt dieses Fenster; sie ist von Außen durch eine Stange angedrückt, und wird, wenn sie verschmilzt, durch eine andere ersetzt. Durch sie dringt Helle ein, aber nicht stark genug, um Gegenstände von Außen zu erkennen. Bei andern sind die Fensteröffnungen durch die Haut der Quappe, eines Fisches, (Gadus Lota) der in den dortigen Gewässern häufig ist, verschlossen. Diese Haut wird stark mit dem Rogenfette des Fisches gerieben, und dadurch durchsichtig, so daß einiges Licht durchscheint. Gemauerte Ofen in den Zimmern und wohl angebrachte Kamine sichern im Innern die Wärme. Zwischen den Wohnhütten liegen andere Hütten, welche bloß zur Aufbewahrung der Vorräthe dienen; sie stehen auf Pfählen 8 bis 10 Fuß über der Erde, um die Vorräthe gegen die diebischen Hunde zu schützen.

Die Ostiaken sind gutmüthig, gastfreundschaftlich und im Handel sehr ehrlich, Diebstahl ist unerhört; es sind muntere, fröhliche, arbeitsame Menschen, welche ungeachtet der Strenge ihres Climas doch ein vergnügtes Leben führen. Das Rennthier und vorzüglich aber der Ueberfluß an Holz, gewähren ihnen vor den Grönländern unendliche Vorzüge, und sie führen ein sorgenfreies, und in seiner Art sehr bequemes Leben. Fische haben sie genug, jagdbare Thiere im Ueberfluß, und das zahme und wilde Rennthier gibt ihnen alle übrigen Bedürfnisse: Fleisch, Milch, Zugvieh und warme Kleidung, zu welch letztern auch der Hund durch seinen trefflichen Pelz beiträgt, der sie vor allen Unbilden des Clima möglichst schützt. Ja man könnte sagen, viele Völker der tropischen Zonen seyen viel weniger begünstigt. Viele haben das Christenthum angenommen; andere sind noch Heiden. Die Priester dieser letztern, oder Schamanen, behängen ihre Kleider mit metallenen Abbildungen von Vögeln, Fischen und Raubthieren, mit Zähnen und Knochen von Seethieren. Sie weissagen, und wissen durch geschickt angebrachte Gaukeleien zu betriegen, und sich das Ansehen von Zauberei zu verschaffen; die Umstehenden glauben, daß sie mit Geistern in Verbindung stehen.

Liebe zum Branntwein ist diesem Volke ebenso eigen, wie den Russen, und oft geben sie für einen Schluck Branntwein alles hin. Männer und Weiber lieben ihn gleich, und betrinken sich so oft sie können. Wenn sie im Winter reisen, nehmen sie Zelten mit, welche mit Thierfellen bedeckt werden, und vor den furchtbaren Windstürmen und der grimmigen Kälte Schutz gewähren. Zunächst auf der Stange ruht die Haarseite der Felle; die zweite Lage dagegen kehrt die Haarseite nach Außen, zusammengenähete Streifen von Rennthierhaut, werden dachziegelförmig über einander gelegt. Eine Thüre wird am Ausgange des Zeltes angebracht. Der Boden wird mit Rennthierfellen, die auf dem Schnee liegen, gedeckt, und so die Kälte möglichst abgehalten, indem man sich mit dem Rücken an die behaarten Wände des Zeltes anlehnt, und in der Mitte starkes Feuer anzündet, wodurch wohlthätige Wärme verbreitet wird. In den Hütten sowohl als in den Zelten entkleiden die Männer den Oberleib, und setzen ihn allenthalben dem Feuer aus, um ihn recht zu durchwärmen, nur der Rücken bleibt vom Pelze gedeckt. Statt des Fadens bedienen sich die Ostiakinnen und Samojedinnen der gespaltenen Rennthierflechsen, und nähen damit sehr sauber und fest.

Die Samojeden, Nachbarn der Ostiaken, haben sehr viel Aehnlichkeit in Kleidung und Sitten mit den Ostiaken. Die Kleidung der Weiber ist aber nicht ausschließlich von Rennthierfell zusammengenähet. Die Männer tragen einen spitzigen Bart und sind im Ganzen sehr schön gewachsen; die Weiber dagegen sehr klein. Sie besitzen auch noch Rennthiere, und wohnen meist unter solchen Zelten, wie wir sie angegeben haben, sind aber nomadisirend, und ändern fast täglich im Winter ihren Zeltplatz, um den Rennthieren frisches Moos zu verschaffen. Ihre Sprache ist von der Ostiakischen verschieden. Die Gesichtsfarbe ist blühend und das Ansehen sehr gesund, die Schultern sind breit, und die Größe bis 5½ Fuß. Die Rennthiere haben eine auffallende Lüsternheit nach dem menschlichen Harn, sobald sie sehen, daß jemand das Wasser läßt, laufen sie zu und fangen den Harn in der Luft mit vorgestreckter Unterlippe auf, lecken hernach auch begierig den mit Harn benetzten Schnee. Die Samojeden sind sehr gesetzte Leute, und haben einen ernsten Charakter, und unterscheiden sich sehr von der lebhaften Munterkeit der Tunguſen und der stets fröhlichen und gebildeten Ironie der Kamtschadalen.

Die Kleidung der Weiber unterscheidet sich von der männlichen. Sie tragen einen Pelzrock aus vielfarbigen Fellen von Hunden, Wölfen und Vielfraßen zusammengenähet, oft auch mit europäischen Zeugstreifen besetzt. Ein Schwanz von einem Vielfraß hängt am Hintertheil des Kleides herab, und die putzliebenden Schönen tragen anstatt des Schleiers der Ostiakinnen einen Pelzhut, dessen breite Fortsätze zu beiden Seiten und über den Nacken herabfallen, und so einem Helm ähnlich sind. Endlich sind ihre Haarzöpfe, welche hinten am Hute herabhängen, ein Gegenstand besonderer Sorgfalt. Sie brauchen nur Rennthiere zum Zug, keine Hunde.

Die Kamtschadalen gehören zu denselben Völkern wie die Ostiaken und Samojeden, und bilden nur noch den Ueberrest einer Nation, welche niemals sehr zahlreich gewesen seyn mag, vollends aber bei der Eroberung des Landes durch die Russen, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, so sehr an Zahl sich verringerten, daß sie fast ausgerottet wurden; jetzt würde ihre Zahl unter einer mildern und sorgsamern Regierung wieder zunehmen, wann nicht verheerende Krankheiten, besonders der Scorbut, immer viele dahin rafften, und die Blattern mehrmals grausam gewüthet hätten. Sie hielten sich ehemals für die einzigen Bewohner der Erde, doch hatten sie einige Kunde von den benachbarten Koriäken und Tschuktschen, und einst scheiterte ein japanisches Fahrzeug an ihren Küsten. Sie waren alle Heiden, und ihre Stämme führten oft Kriege mit einander, wozu gewöhnlich die gewaltsame Entführung der Weiber Veranlaßung gab, da diese, wie es scheint, immer in geringerer Zahl vorhanden waren. Ihre Kriege waren äußerst grausam und ausrottend, daher eben die geringe Menschenzahl. Selten ward der Krieg offen geführt, sondern meist durch Hinterlist, und alle Feinde, deren man habhaft werden konnte, umgebracht. Die Bedrängten ermordeten oft selbst ihre Weiber und Kinder und stürzten sich dann in den Feind.

Bei Gastereien heizte der Wirth zuvörderst seine unterirdische Wohnung so lange, bis die Hitze unerträglich wurde; dann entkleidete er sich sowohl als der Gast völlig, und nun wurde so lange gegessen und getrunken, bis der Gast gestand, er könne nicht mehr; dann erst waren alle Regeln der feinen Lebensart erfüllt. Als Berauschungsmittel brauchten sie einen Aufguß des Fliegenschwammes, der in kleinern Quantitäten fröhliche Stimmung, in größern aber mehrtägiger Wahnsinn hervorbringt. Jetzt sind die Kamtschadalen alle Christen, und ein äußerst gutmüthiges, gastfreundliches und furchtsames Völkchen, durch Farbe und Gesichtsbildung mit den Chinesen und Japanern verwandt. Ungeachtet sie Christen sind, haben sie einige heidnische Gebräuche beibehalten, worunter das Tödten krüppelhafter Kinder gehört. Sie halten noch Kühe und Hunde zum Schlittenziehen, bauen in unsern Zeiten viele Kartoffeln, und nähren sich neben denselben besonders von Fischen. Sie wohnen in kleinen Dörfern an Flüssen im Lande, selten an der Küste, und niemals in den von den Russen angelegten Städten. Ihre Dörfer nennen sie Ostrogs. Ihre Häuser sind von Holz, und so niedrig, daß sie im Winter oft ganz unter dem Schnee vergraben liegen, und man von ihnen in einiger Entfernung keine Spur wahrnimmt. Die Ehen sollen häufig unfruchtbar seyn, welches man dem Umstande zuschreibt, daß die meisten Familien unter sich verwandt sind. Die kamtschadalischen Weiber sind gute Hausfrauen, reinlich und ordnungsliebend. Die ganze Zahl der Kamtschadalen im Jahr 1822 bestand in 1428 männlichen und 1330 weiblichen Individuen. Alle Bewohner von Kamtschaka besaßen damals 91 Pferde, 718 Stück Rindvieh, 3811 Hunde und 12000 Rennthiere, welch letztere aber den Koriäken ausschließlich gehörten.

Der nördlichste Theil der Halbinsel bis an das Eismeer hinauf wird von den Tschuktschen bewohnt. Sie sind die einzige Nation im nördlichen Sibirien, welche sich noch nicht unbedingt dem russischen Scepter unterworfen hat, obschon sie Rußland's Oberherrschaft anerkennen. Es ist ein nomadisirendes, kriegerisches Volk, welches mit seinen Rennthierheerden herumzieht. Sie griffen früher die Russen unaufhorlich an. Sie sind von starkem Körperban, über mittlere Größe, haben hervorstehende Backenknochen, kleine chinesische Augen. Der Bart fehlt allgemein. Ihre Waffen bestehen aus Bogen, Pfeilen, Messern und Lanzen; letztere durchgängig von Eisen, mit kupfernen Verzierungen. Sie tragen meistens drei Messer; das erste eine Elle lang, wird in einer Scheide an der linken Seite getragen; das zweite etwas kürzer, wird unter dem Kleide am Rücken verwahrt, so daß der Griff an der linken Schulter hervorragt; das dritte Messer nur einen halben Fuß lang, ver-

ſtecken ſie im Aermel, ſie gebrauchen es zur Arbeit. Die Weiber tatuiren ſich Arm und Geſicht. Augenkrankheiten ſind auch bei ihnen häufig, wahrſcheinlich verurſacht ſie der viele Schnee und der Oehldampf in den Jurten oder Winterwohnungen. Es ſind fröhliche Menſchen, welche Muſik, Tanz und Geſang ſehr lieben. Sie leben ſowohl unter ſich als mit den Amerikanern in beſtändigem Kriege. Sie ſind ſehr ſchmutzig und unreinlich.

Die Bewohner von Kotzebue-Sund hinter der Beringsſtraße in Amerika, ſcheinen ganz derſelben Abkunft zu ſeyn. Sie ſind von mittlerer Größe, ſtarkem Körperbau, geſundem Anſehen. Ihre Kleidung welche aus Fellen beſteht, iſt im höchſten Grade unreinlich. Den Capitän von Kotzebue begrüßten ſie auf folgende, eben nicht ſehr angenehme Art. Er mußte auf ein ſchmutziges Leder ſich niederſetzen; nun trat einer nach dem andern hinzu, umarmte ihn, rieb ſeine Naſe ſtark an der ſeinigen, und endigte ſeine Liebkoſungen damit, daß er in die Hände ſpie und ihm damit einige Mal über das Geſicht fuhr. Nun wurde ein hölzerner Trog mit Wallfiſchſpeck, als große Delicateſſe aller nordiſchen, die Seeufer bewohnenden, Völker herbeigebracht und tapfer gezecht, und hernach unter den poſſirlichſten und furchtbarſten Grimaſſen ein Tanz, unter dem Getön einer Art von Tamburin, und Geſang aufgeführt. Sie bewohnen hölzerne Wohnungen mit ziemlich geräumigen Zimmern. Die Fußboden ſind drei Fuß über die Erde angebracht, und unter dieſen Vorrathsbehälter und Hundsſtälle. Das Innere war ziemlich reinlich. Die Sommerkleidung beſteht aus Wallfiſchdärmen, welche geſchickt zuſammengenähet werden. Das Anſehen iſt äußerſt ſchmutzig, und das Geſicht hat den Ausdruck der Grauſamkeit. Einige tragen auch kurze Hemden von Rennthier- oder Hundsfellen, und andere gehen ſogar halb nackt, da ihnen eine Sommerhitze von 10 Grad ſchon unerträglich iſt; ihr Haar iſt kurz geſchnitten, und der Kopf immer unbedeckt; unter der Lippe tragen ſie Wallroßknochen, was ihren ohnehin widerlichen Geſichtern ein eckelhaftes Anſehen gibt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir bei allen den nordiſchen Völkern, welche die Küſten der Eismeere bewohnen, noch mehr in's Einzelne eingehen wollten. Ihre Sitten und Lebensart ſind bei allen ungefähr ſich gleich, oder ähnlich. Dahin gehören die Lappen, Wogulen, Koriäken, Tunguſen, Jakuten u. ſ. w. Die arme Natur, die grimmige Kälte u. ſ. w. zwingt, ſie alle zu ähnlicher Lebensart und Kleidung, ähnlichem Hang zur Unmäßigkeit und Völlerei. Capitain Cochrane theilt in ſeiner Reiſe einige Beobachtungen über die Gefräßigkeit der Tunguſen mit. Ein Kind zu Tabalak, welches nicht über 5 Jahr alt war, las auf dem Boden mit ſeiner Hand die von einem brennenden Licht heruntergefallenen Talgtropfen auf und verzehrte ſie, nicht aus Hunger, ſondern aus der Gewohnheit, welche bei den Tunguſen herrſcht, nicht eßbares zu Grunde gehen zu laſſen. Man gab dann dem Kind eine Kerze aus Talg, ſie wurde verſchlungen, eine zweite und dritte ging denſelben Weg, endlich mehrere Pfunde ſaure, gefrorne Butter, zuletzt ein Pfund Seife. Das Kind hätte noch mehr gefreſſen, wenn man es ihm gegeben hätte. Es gibt nichts von Fiſch oder Fleiſch, von welchem Thier es auch ſey, ſo faul oder verdorben es auch ſeyn mag, was dieſe Menſchen ohne allen Nachtheil verzehren können. Cochrane ſah mehrmals, daß ein Jakute oder Tunguſe in einem Tage 40 Pfund Fleiſch verzehrte, wodurch aber aus einem magern Menſchen ein voller Dickbauch wurde. Ihre Magen ertragen faſt ſiedend heiße Getränke, Thee oder Suppe. Drei verzehrten ein Rennthier in einer Mahlzeit. Nichts geht verloren, nicht einmal der Inhalt der Gedärme, welcher mit Fett und Blut, zu einem ſchwarzen Pudding gemacht, verzehrt wird. Es iſt, als ob dieſe Menſchen einen andern Magen hätten, als wir.

Wenn und wie dieſe Völker ſich von den übrigen Mongolen getrennt und nach Norden gezogen ſeyen, wenn ſie nach Amerika übergeſchifft ſeyen, davon erzählt uns keine Geſchichte etwas. Aber alles ſpricht dafür, daß ſie mongoliſchen Urſprungs ſeyen und nicht caucaſiſchen.

3) Aethiopiſche Raſſe.

Sie bewohnt hauptſächlich Afrika und theilt ſich wieder in drei Unterraſſen: die Negervölker, die Hottentotten und die Kaffern. Man hat auch die Papus und Auſtralneger dazu gezählt, und in der That läßt ſich dafür viel ſagen; wir werden in einem eigenen Abſchnitt von dieſen merkwürdigen Völkern ſprechen.

Der Kopf iſt ſchmal, wie von der Seite zuſammengedrückt, beſonders der Hinterkopf; die Stirn etwas platt; der Hinterkopf kugelig; die Wangenknochen vorwärts gerichtet; die Lippen dick und wulſtig; die Naſe dick und ſtumpf; der Kinnladenrand ſchmal, nach vorn verlängert; die Oberzähne ſchief vorſtehend; das Kinn zurücktretend; die Beine häufig krumm. Die Hautfarbe mehr und minder ſchwarz; die Haut weich und ſammetartig; das Haar wollig, kraus und immer ſchwarz, wird aber im Alter grau; die Stimme fein, ſchreiend. Das Blut ſoll dunkler und Kohlenſtoff haltender ſeyn, als bei den andern Raſſen? Die Hautausdünſtung riecht ſehr unangenehm; die weiblichen Brüſte hängend und birnförmig; die Geſchlechtsentwickelung geht ſehr früh vor und die Mannbarkeit tritt ſehr früh ein; der Blutabfluß iſt ſtark; die Beckenknochen ſehr breit und umfaſſend, daher die Hüften weit zur Seite herausſtehend und die Schenkel krumm. Die Stirn runzelt ſich früh; die Augen ſind groß, glänzend und immer etwas feucht; die Ohren ſtehen vom Kopfe ab; die Rachenhöhle iſt hochroth; die Zähne weiß und ſehr ſtark; der Bart dagegen dünne und ſchwach. Es gibt unter ihnen ſchöne und ſtarke Menſchen, und die Weiber ſind als jung oft ſehr reizend, verblühen aber ſehr ſchnell. Das Hinterhauptloch ſteht mehr nach hinten als bei den andern Raſſen, welches ſchon die größere Hinneigung zum Affen andeutet.

Da die Kinnladen mehr vorſtehen, ſo erforderte es auch ſtärkere Kaumuskeln; die Jochbogen ſind ſehr ſtark, und der Hals und Nacken dicker und weniger ausgefüllt als bei den Caucaſiern; Hinterbacken und Waden weniger ſtark; das Gehirn ſchmäler, und im Verhältniß zu den Nerven kleiner; dieſe am Urſprung dicker; das Geſicht iſt um ſo entwickelter und vorſtehender, je kleiner und zurücktretender der Schädel iſt. Der Schweiß iſt färbend, und ſcheint mehr ammoniacaliſche Theile zu enthalten, daher ſein übler Geruch. Die Farbe iſt zwar gewöhnlich ſchwarz, und es gibt nicht gar ſelten Neger mit derſelben Bildung, aber milchweißer Haut und weißem Haar, welche aber unter andern Raſſen auch vorkommen, und weniger auffallend erſcheinen, da ſie weniger von der Anderer abſtechen. Es ſind ſolche von der Weißſucht befallenen Menſchen mit rothen Augen, wie weiße Mäuſe, weiße Kaninchen u. ſ. w. Es iſt eine Hautkrankheit, wobei der Kohlenſtoff unter der Oberhaut ſich weniger niederſchlägt. Die Augen ſind außer dieſem Fall bei den Negern dunkelbraun. Dieſe Albinos ſind ſchwächliche Menſchen, zur Zeugung ſelten fähig, mit ſchwachem Geſicht.

Die Neger.

Keine Menſchenraſſe hat in Hinſicht ihrer geiſtigen Fähigkeiten ſo viel zu gelehrten Streitigkeiten Anlaß gegeben, als die der Neger, hinſichtlich auf die Rechtfertigung oder Verwerfung der Sklaverei. Da die Vertheidiger derſelben den Grundſatz aufſtellen wollten, die Neger ſeyen eine Raſſe, deren Fähigkeiten weit unter denen anderer Menſchen ſtehen, ſie ſeyen von der Natur gleichſam mit dem Fluche bezeichnet, andern dienen zu müſſen. Der gelehrte und treffliche Sömmering hat gründlich gezeigt, daß die Neger anatomiſch ſich von der caucaſiſchen Raſſe unterſcheiden. Im Neger iſt der Schädel zum übrigen Gerippe im Ganzen größer, die Hirnſchale kleiner, aber die Geſichtsknochen viel gröber und entwickelter. Der Kopf liegt auf den Halswirbeln mehr vorwärts, deßhalb iſt der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken oder der Nacken weniger eingebogen. Ein Negerſchädel ohne Unterkiefer auf eine ebene Fläche gelegt, liegt ſo ſehr hinten auf, daß die Zahnreihe die Fläche nicht berührt, ſondern in die Höhe ſteigt. Die Löcher der Hirnſchale ſind weiter, da auch die Nerven gröber ſind; der Bruſtkaſten mehr faßartig; die Schultern ſchmäler; die Lenden ſchlanker; die obern und untern Gliedmaßen im Ganzen länger; Hände und Füße flächer und ſtärker, die Knie weiter von einander entfernt. Auch der Magen der Neger ſoll weit rundlicher als beim Europäer ſeyn. Die Halbkugeln

des Hirnes sind schmäler, und das Verhältniß des Gehirnes zu der Größe der Nerven kleiner.

Daß die schwarze Farbe der Neger nicht bloß von der Hitze des Climas und von der Sonne abhängt, ist schon längst anerkannt. Die Negerkinder sind bei ihrer Geburt röthlich oder vielmehr gelb; nur einzelne Theile, wie der Umkreis der Nägel am Händen und Füßen und die Geschlechtstheile, sind bräunlich. Nach und nach schwärzen sich die andern Theile, und im Laufe von acht bis zehn Tagen ist die Farbe vollendet. Diese Veränderung geschieht in jedem Klima ganz auf dieselbe Art; ebenso wie umgekehrt der Weiße in Afrika geboren, nicht schwarz wird. Die Muskeln sind dunkler und ziehen sich ins Braune; der graue Theil des Hirns zieht sich ins schwärzliche, und auch die übrigen Hirntheile sind dunkler. Die Galle der Neger soll viel dunkler seyn. Die Ursache der Schwärzung oder dunklerer Färbung hat also nicht bloß Einfluß auf die Haut, sondern auf alle Theile des Körpers. Die schwarze Farbe liegt eigentlich im Schleimnetz unter der Oberhaut, und chemisch untersucht, soll ein stärkerer Absatz dunklern Kohlenstoffes die Ursache seyn. Diese größere Menge des Kohlenstoffes soll auch den Grund der stärker und unangenehm riechenden, färbenden Ausdünstungsmaterie der Neger seyn. Auch der schwarze färbende Stoff im Auge soll viel dunkler seyn. Die Schädelknochen sind dicker, und die Näthe fester; das Gehirn hat von Außen weniger Windungen, auch sind sie weniger tief. Schon Herodot führt an, die Schädel der Neger seyen härter als die Schädel der Perser. Alle Knochen der Neger sind härter, haben mehr Kalktheile, und der Scetet ist weißer als beim Europäer. Schon diese Härte und Dicke des Schädels läßt dem Hirn weniger Spielraum und Entwicklung. Diese Größe der Nerven, im Verhältniß zum Gehirn, erklärt es, warum die Sinnesorgane der Neger mehr entwickelt sind. Geschmacks- und Geruchsorgane sind beim Neger feiner. Die Entwickelung der Sinne kann nur auf Kosten der geistigen Eigenschaften bestehen, die Sinnlichkeit ist daher ein jeder Beziehung beim Neger vorherrschend, das Geistige weicht zurück. Beim Caucasier tritt die Stirn vor, der Mund dagegen zurück; beim Neger dagegen tritt die Stirn zurück und der Mund vor, er nähert sich offenbar mehr den Thieren.

Der Charakter des Negers ist leichtsinnig, unvorsichtig, leidenschaftlich für Musik, Tanz, Spiel und Geschlechtstrieb. Sie sind fast alle Wohlschmecker. So träge sie zur Arbeit sind, so unermüdet sind sie in Lustbarkeiten, sie tanzen ohne Ermüdung ganze Nächte durch, ihre Bewegungen sind leicht und gewandt; sie lernen leicht alle mechanischen Künste, Schwimmen, Springen, Seiltanzen; sind sehr geschickt im Nachahmen. Beim Tanzen bewegen sie alle Theile des Körpers mit unbegreiflicher Leichtigkeit, fast wie die Affen. Die Neger unterscheiden einen Menschen, ein Schiff im Meere und andere Gegenstände, in einer Entfernung, in welcher ein Europäer sie kaum mit einem Fernrohr entdeckt. Sie vernehmen durch die Luft sehr weit eine Schlange, oder verfolgen das Wild, wie der Hund, durch die Spur. Das geringste Geräusch geht zu ihren Ohren, und der fliehende Neger erkennt von weiter Ferne durch den Geruch, daß ihm Weiße auf der Spur sind. Auch ihr Getaste ist sehr fein. Aber so fein ihre Sinne sind, um so stumpfer sind ihre Gedanken; sie geben sich den ersten Eindrücken unbedingt hin. Nicht einmal die Furcht hindert sie, ihren Leidenschaften freien Lauf zu lassen. Man hat gesehen wie sie sich den größten Gefahren aussetzten, die grausamsten Strafen überstanden, bloß um eine Geliebte einen Augenblick zu sehen. Zerfleischt von der Geisel ihres Züchtigers, weckt der Ton einer elenden Musik schon die Begierde zum Tanz in ihnen, sie hüpfen vor Vergnügen. Ein einfacher Gesang, oder ein Gedicht des Augenblicks, kann sie Tagelang unterhalten, und nach seinem Rhitmus vollführen sie die schwersten Arbeiten. Ein Augenblick der Freude entschädigt sie für ein Jahr von Leiden. Den Eindrücken der Leidenschaften bloß gegeben, vergessen sie Vergangenheit und Gegenwart, und ertragen geduldig ihr Elend für einen Augenblick des Vergnügens. Immer von Extremen zu Extremen übergehend, sind sie wie Schafe, wenn sie unter der Gewalt stehen, wie Tiger, wenn sie plötzlich losgelassen werden. In dem einen Augenblick fähig, sich für ihren guten Herrn tödten zu lassen, opfern sie aus Rache ihre Geliebten, tödten ihre Weiber und zerschellen ihre Kinder an Mauren und Felsen. Nichts ist schrecklicher als ihre Verzweiflung, nichts rührender als ihre Ergebenheit. Die Nothwendigkeit ist der einzige Damm ihrer Leidenschaften. Sie sind daher sehr rachsüchtig, und ihre Rache ist so überlegt als furchtbar ausgesucht. Afrika's Hitze wallt in ihrem Blut, und wie die Flammen des Aetna wüthet ihre Rache, und der Rachegeist pflanzt sich schnell über eine ganze Colonie fort. Was ihre Sinnlichkeit in Thätigkeit setzen kann, ergreifen sie mit Hastigkeit; was dagegen Nachdenken erfordert, ist ihnen gleichgültig, wie dieß bei allen sehr sinnlichen Menschen der Fall ist.

Der Charakter der Neger ist feige, verschlagen und listig; er schmeichelt, wenn er Rache im Sinne hat; kriechend auf der einen Seite gegen seinen Herrn, ist er stolz, gebieterisch und grausam gegen seine Untergebenen, und der schwarze Sklavenaufseher ist meistentheils grausamer gegen seine ihm untergebenen Mitsklaven und Landsleute, als der Weiße. Der Neger liebt die Pracht, das Spiel, eine gute Tafel, und treibt es, wenn er kann, in Kleidern und Geschmeide bis zur Uebertreibung. Man kann allerdings sagen, dieser gehässige Charakter sey durch die Sklaverei sehr gesteigert worden; die Grausamkeit, mit der sie behandelt werden, mache sie kriechend, betrügerisch, falsch und hinterlistig, und würdige ihren Charakter viel tiefer herunter, als er von Natur ist. Eben dieser Leichtsinn gibt ihnen oft eine Herzensgüte, wie wir sie selten unter den Weißen wahrnehmen, und der Beispiele sind viele, wo Neger und Negerinnen mit der größten Anhänglichkeit an ihrer gütigen Herrschaft hingen, und in Gefahren selbst das Leben für sie ließen. Wenn bei dem Aufstand von St. Domingo die Neger, wüthenden Tigern gleich, auf die furchtbarsten Martern sannen, ihre Herren zu ermorden, so sah man andere ihre Herren mit eigener Gefahr beschützen und vom Tode durch List und eigene Entbehrungen retten. Humboldt erzählt, wie ein Negersklave in Amerika, als er sah wie ein Crocodil seinen Herrn ergriffen hatte, sich mit einem Messer bewaffnet in den Fluß stürzte und das Crocodil durch Verwundung der Augen zwang, seine Beute fahren zu lassen.

Der freie Neger ist ein ganz anderer Mensch, als der Sklave, er hat zwar denselben Grundcharakter des Leichtsinns und der Unbeständigkeit, aber seine natürliche Güte blickt doch häufig hervor, und hat er einige Bildung erhalten, so weißt er dieselbe wohl anzuwenden. Man kann den Negerstaat von St. Domingo nicht zu den schlecht verwalteten Staaten rechnen, es existiren dort viele weise Gesetze und gute Einrichtungen. In dem neu errichteten Staat Liberia, bestehend aus den freigelassenen Negern der vereinigten Staaten, soll Fleiß, Ordnung und Gesetzlichkeit herrschen und dieser Negerstaat im höchsten Aufblühen begriffen seyn. Dieß führt uns zu der in neuern Zeiten so oft aufgeworfenen Frage, ob die äthiopische Rasse in Hinsicht ihrer intellectuelen Fähigkeiten wirklich von der Natur geringer ausgestattet worden sey, als die übrigen Menschen.

Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn wir von dem Satz ausgehen, das Gehirn sey Organ der Seele; seine Größe und sein Bau bestimmen die Neigungen, Leidenschaften, intellectuelen Eigenschaften der Thiere; in einem entwickeltern und größern Hirn liege auch eine größere Anlage zu Fähigkeiten und zur Intelligenz; dann die äthiopischen Völker auf einer etwas niedern Stufe stehen, und zwar so Kaffer, Neger, Hottentotte, letzterer also den Uebergang zum Thiere machen würde, und der Neger noch etwas höher stünde. Nach allen Untersuchungen und Erfahrungen kann man nun aber diesen Satz nicht umstoßen, sondern muß ihn im Allgemeinen als richtig erkennen. Wenn nun noch dazu kommt, daß es ebenso gewiß ist, daß ein allzuheißes Clima der Entwickelung des Geistes hinderlich ist, und daß der Mangel an aller Erziehung diese Entwickelung ebenso wenig begünstigt, so müssen wir annehmen, die Neger sind ein Volk, welches wirklich auf einer niedern Stufe steht. In einem Lande, wo die Fruchtbarkeit so groß ist, daß der Boden fast ohne allen Anbau alles zum Leben nöthige hervorbringt, läßt es sich auch nicht erwarten, daß dessen Bewohner, deren Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind, sich einer großen Thätigkeit befleißen werden, da nur die Befriedigung künstlicher oder natürlicher Bedürfnisse der Menschen zur Anwendung seiner intellektuelen Kräfte antreibt, wenn ihre Erlangung Mühe kostet. Wir haben aber mehrere Beispiele, welche zeigen, daß unter günstigen Umständen in einzelnen Fällen sich die intellektuelen Fähigkeiten der Neger ebenso entwickelten, wie bei den Caucasiern. Ein Neger, Eliza Capitain, war ein sehr beliebter Prediger und schrieb Predigten und andere Werke in holländischer und lateinischer Sprache. Ein anderer Neger, Benjamin Bannaker, erwarb sich ohne alle Unterweisung durch Studium von Fergusons Werken astronomische Kenntnisse. Man sieht in Amerika Neger Berufe treiben, welche Verstand und

Kenntnisse erfordern, wie Aerzte u. s. w. Es sind sogar Negerinnen, als geschickte Dichterinnen in englischer Sprache, mit sehr viel Beifall aufgetreten. Nach solchen Beispielen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Neger dieselben Geistesfähigkeiten hat, wie der Europäer, daß es aber weit seltener ausgezeichnete Individuen unter ihnen gebe, kann unter den Umständen, unter welchen sie leben, nicht auffallen, da ihnen meist alle Mittel zur Bildung fehlen, und vielleicht auch öfters, das geben wir zu, die Anlagen. Aber es frägt sich hier nur, sind die Neger als Menschen einer höhern Ausbildung fähig, liegt die Möglichkeit in ihrer körperlichen Constitution und dem Bau ihres Gehirns? und da müssen wir unbedenklich mit Ja antworten und damit jene Scheingründe gänzlich verwerfen, welche eine strafbare und mehr als unchristliche Menschenkrämerei damit bemänteln will, der Neger sey zum Dienste der Weißen geboren und schon von der Natur gebrandmarkt. Wohl sagt man, wir rauben die Neger nicht, ihre eigenen Brüder verkaufen sie uns. Wer aber unterhält und stiftete diesen Menschenhandel, als gewissenlose, sich Christen nennende, Weiße? Wenn auch die Neger selbst in ihrem Lande ihre Mitbrüder zu Sklaven machen und die Sklaverei in Afrika allgemein statt hat, soll dann der Weiße, der Cultivirte, der Christ, sie auch treiben? Ehre den Männern Englands, welche sich bestreben, diesen Schandfleck der Christenheit zu tilgen; mögen sie bald ihr Ziel erreichen.

Die Negervölker in Afrika haben aber niemals eine höhere Stufe der Civilisation erreicht; nie haben sie Künste und Wissenschaften getrieben; niemals schöne Gebäude aufgeführt, große Städte gebaut. Ihre Hütten sind elend, kaum hinreichend, sie vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Sie ahmen nicht einmal die mechanischen Künste ihrer Landsleute, der Mauren, nach; sie haben keine sinnreichen Spiele, keine gefährlichen Waffen, und werden daher, und bei ihrer angebornen Feigheit, leicht die Beute eines tapfern Angreifers, und wären längst von den europäischen Colonisten unterjocht, wenn die Dürre und Hitze des Landes mehr anlockte und das Clima den meisten nicht so verderblich wäre.

Die Sprachen der verschiedenen Negerstämme sind sehr arm und einsylbig; sie kennen nicht einmal die Schreibekunst; sie denken nicht an die Zukunft und vergessen das Vergangene sehr schnell wieder; sie haben daher auch keine Geschichte. Die mahomedanischen Mauren und Araber lernten sie zwar ein Alphabet kennen, allein sie schreiben doch nicht, und ihre Sprache ist grammatikalisch wenig bearbeitbar. Ihre Musik ist ohne Harmonie, obschon sie dieselbe sehr lieben; sie ist sehr lärmend, aber ohne Kunst. Sie haben keine gebildete Religion; viele sind Mahomedaner geworden, ohne sich strenge an die Lehren des Koran zu halten; die meisten aber sind Heiden. Sie sind äußerst abergläubisch, und haben eine kindische Furcht vor Geistern, Zauberern und Gespenstern. Fast alle tragen Amulete, welche sie vor Gefahren und dem Einfluß der Geister schützen sollen; dazu dienen die einfältigsten Dinge, jedes beschriebene Papierschnitzel, jeder Knochen. Viele tragen als Schutzpatron irgend eine Wurzel, ein Stück Holz, einen Stein u. dgl., und erwarten von ihm Hülfe und Schutz; fällt ihnen aber dann doch ein Unglück vor, so werfen sie ihren Schutzpatron weg und wählen einen andern eben so elenden.

Alle Negerstämme erkennen zwar ohne Ausnahme ein höchstes Wesen. Sie nehmen an, daß dieses Wesen unbedingt existire, und daß das Dasein alles Endlichen darin begründet sey. An eine eigentliche moralische und physische Weltregierung, welche unmittelbar von diesem Wesen geführt werde, glauben sie nicht bestimmt, ordnen demselben aber eine Menge übersinnliche von ihm erschaffene Wesen, oder eine Art Engel unter, welche sie Fetische nennen, welchen die Regierung der Welt und der menschlichen Schicksale überlassen sey. Doch hört man zuweilen den Neger sich geradezu an das höchste Wesen wenden, wenn er beleidigt wird, und nicht im Stande ist sich zu rächen, so bricht er oft, indem er die Augen gen Himmel richtet, in die Worte aus: Jongman strafe dich. Sie machen sich aber keine freundliche Vorstellung von der Gottheit oder der Fetischen. Sie huldigen ihnen nur aus Furcht, nicht aus Liebe, und opfern ihnen nur, um die vermeintlich zerstörende Einwirkung derselben abzuwehren. Dem Monde bezeugen sie eine Art von Verehrung, und bringen im Vollmonde die Nächte mit Musik, Tanzen, Singen und Trinken zu, da sie glauben, daß er gerade deßwegen scheine, damit sie tanzen können.

Im Anfange, glauben sie, erschuf Gott mehrere schwarze und weiße Menschen, erst die Schwarzen, und dann die Weißen. Die Schwarzen waren ihm vorzüglich lieb; er brachte zwei zugedeckte Gaben, und erlaubte den Schwarzen zuerst zu wählen. Sie wählten die größte Gabe, welche nur das enthielt, was zum Fetischdienste und den Bedürfnissen des Lebens gehört. Die Gaben, welche die Weißen empfingen, enthielt Bücher, als die Quelle alles dessen, wodurch die Europäer sich auszeichnen. Sie beneiden aber die Weißen darum nicht, sondern finden sich sehr glücklich.

Sie anerkennen einen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, ohne davon für das zukünftige Leben einen Einfluß anzunehmen, und glauben die Freuden jenseits seyen bloß sinnliche. Der tapfere, mächtige, reiche Mann, so fern er feierlich zur Erde bestattet wird, muß nothwendig jenseits des Grabes in Herrlichkeit und Freude leben, während man dagegen dem armen, braven, aber schlecht begrabenen, jenseits kaum ein elendes Schattendasein nach dem Tode einräumen will. Man thut ihm viel Ehre an, wenn er seinem vorigen Herrn wieder aufwarten darf. Es ist in der That höchst merkwürdig, wie wenig bei uncultivirten Völkern den Menschenrechten, nach denen alle Menschen gleich sind, eingeräumt wird, und wie tief der Begriff von Vorrechten der Geburt allgemein unter den Menschen verbreitet ist, der doch auf den ersten Anblick der unnatürlichste aller Begriffe zu seyn scheint.

Die Tugenden der Neger sind bloß auf ihren eigenen Stamm eingeschränkt. Fremden gutes zu thun, halten sie für lächerlich. Schiffbrüchige Leute, sie mögen Europäer, Neger oder Mulaten seyn, verkaufen oder tödten sie ohne Barmherzigkeit, und sehen alle gestrandeten Güter, als ein Geschenk des Meeres an. Unkeuschheit wird nur in so fern für strafbar gehalten, als sie in das Eigenthumsrecht eines andern eingreift, also nur, wenn man mit der Frau oder Sklavin eines andern, welche beide als Sachen betrachtet werden, Umgang hat. Vertraulicher Umgang mit Unverheuratheten ist nicht strafbar. Lügen gehört zu den Lastern, welche die Neger selten begehen; sie sind gemeiniglich von offenem Charakter, bewahren mit unverbrüchlicher Treue anvertraute Geheimnisse und halten pünktlich ihr Wort; dagegen haben die Neger in dieser Hinsicht kein Vertrauen zu uns. Gegen seine Landsleute ist der Neger ehrlich und redlich.

Die Neger sind auch mit den edlen Gefühlen der Freundschaft nicht unbekannt. Freunde kommen oft zusammen und bringen die Zeit mit Schwatzen, Tabakrauchen und Branntwein- oder Biertrinken zu, welches letztere aus Mais bereitet wird. Sie stehen einander mit Rath und That bei, und machen zuweilen nicht unbedeutende Aufopferungen für einander. In der Ehe leben sie oft einig und glücklich mit einander, wenn schon die Frau Sklavin ist. Sie sind sehr dankbar für empfangene Wohlthaten und vergessen sie nie. Daher die vielen Beispiele von Aufopferungen der Sklaven für ihre guten Herren.

In Worten und Betragen sind sie fast immer anständig, und verrathen oft eine richtige und scharfe Urtheilskraft. Oft bezeigen die Neger sich sehr mitleidig und theilnehmend, und der Keim zur Entwickelung ihres Verstandes und Veredlung des Herzens liegt in ihnen, und es bedürfte bloß eines andern Climas und einer andern Behandlung der Sklaven, um sie zu gebildeten Menschen zu machen. Alle Fehler des Negers, Grausamkeit, Rachsucht, Trunkenheit, Wollust, kommen von seiner Erziehung, von seinem Aberglauben und vom Einfluß des brennenden Climas her, unter welchem er geboren ist und lebt. Alles was mit dem Todten begraben wird, alles was auf das Begräbniß verwandt wird, kommt nach ihrer Meinung dem Verstorbenen jenseits zu gut. Die Sklaven, welche bei einigen Negervölkern am Grabe geschlachtet werden, stehen jenseits als Aufwärter des Beerdigten auf. Viele Negerfamilien ruiniren bei Begräbnissen ihr Vermögen, viele Mitglieder der Familien werden verkauft, um aus dem gelösten Gelde dem Verstorbenen ein prachtvolles Begräbniß zu verschaffen. Sie begraben die Leichen 24 Stunden nach dem Tode. So bald ein Neger von Wichtigkeit gestorben ist, werden eine Menge Musketen abgeschossen, welche so stark als möglich geladen werden, daher oft verspringen und Unglück anrichten. Ohne Lärm ist der Neger nicht in seinem Elemente. Eine Menge Weiber begeben sich ins Trauerhaus, man trinkt gewaltig Branntwein, dann heulen und weinen diese Weiber ganz erschrecklich, schlagen sich auf die Brust, klatschen in die Hände, und da die Negerinnen weinen können, wenn sie wollen, so rollen ihre Thränen über den ganzen Körper. Die Neger aber halten es für unmännlich zu weinen. Bei einigen Stämmen gibt man den Todten eine Tabakspfeife und Tabak in den Sarg, weil man meint, der Todte müsse über einen Fluß setzen,

an welchem ein altes, häßliches, mit Wunden bedecktes Weib Wache hält und ihn nicht herüber lassen will, er muß ihre Wunden lecken. Allein das Feuer fürchtet sie und schreit ihm zu, er solle eilen. Die Leichname werden zuweilen in den Häusern, welche sie im Leben bewohnten, begraben. Man glaubt den Verstorbenen martern zu können, wenn man seinen Körper mißhandelt; im Kriege werden daher die Grabstätten oft zerstört, und um diesem zu entgehen, werden die Todten in die Häuser vergraben.

Wenn die Leiche beerdigt ist, so fängt die Todtenfeier an, welche oft acht Tage dauert. Man tanzt, musizirt, zecht und schießt, als ob man die Trauer vertreiben wollte, und glaubt dadurch dem Todten auch wohl zu thun. Man besingt das Leben und die Thaten des Verstorbenen. Der Neger singt gern, und bei allen Auftritten des Lebens, wenn er froh und wenn er betrübt ist, ja selbst wenn er aufgebracht ist, macht er seinem Zorne durch Gesang Luft. Die Gesänge sind aber meist kurz und unzusammenhängend, und oft dichtet sie der Sänger selbst.

Die Neger fürchten sich gar nicht vor dem Tode, Selbstmorde fallen häufig vor, und ein Selbstmörder wird mit allen Ceremonien begraben. Lange Krankheiten fürchten sie sehr, da sie dabei mager werden, weil sie glauben, es sey für die Glückseligkeit nach dem Tode weit besser, wohlbeleibt aus diesem Leben zu gehen. Es gibt Weiber, die sich, wenn sie auf jemand erbittert sind, das Leben nehmen, weil sie glauben, daß dann auch ihr Feind sterben müsse. Derjenige, auf dessen Rechnung dieß geschieht, wird getödtet; entflieht er, so wird einer aus seiner Familie getödtet; bringt er aber sich selbst um, so ist die Absicht des Weibes erreicht. Sklaven tödten sich häufig selbst.

Daß die Todten des Nachts wieder herum wandeln und ein gespenstisches Wesen treiben, wird allgemein geglaubt. Erblickt man diese Gespenster, so muß man schnell die Augen schließen, sonst geschieht ein Unglück. So wie man glaubt, daß die Todten des Nachts ihr Wesen treiben, so gehört diese Zeit eigentlich den Fetischen an.

Unter Fetischen denken sich die Neger eine Art Engel, oder böse und gute Geister. Man stellt sie sich unter menschlicher Gestalt vor, mit langen Kleidern angethan, und in Gesellschaft ihrer Familien des Nachts herumwandernd. Die sogenannten Fetischpriester benutzen diesen Aberglauben zu einer Menge Ränke und Betrügereien. Ganze Nationen, einzelne Menschen, Flüsse, Seen, Steine, Bäume, auch sogar Termitengebäude und Ameisenhaufen, haben ihre Fetische, und in den Häusern, in den Dörfern und außerhalb derselben, haben sie Bilder, welche Fetische vorstellen. Diese Bilder sind meist aus Thon, und stellen, höchst roh, ein menschliches Bild vor. Oft sind sie von gewöhnlicher Lehmfarbe, oft aber auch roth und weiß angestrichen. Auch bloße Pfähle roth und weiß angestrichen, werden für Fetische gehalten. Die Begriffe aber, welche sie eigentlich mit diesem Dienste verbinden, scheinen sehr verwirrt zu seyn. Die Neger sind übrigens religiös sehr duldsam, und haben an Orten, wo er etwa betrieben wird, selbst Achtung und Ehrfurcht gegen den christlichen Gottesdienst, und weit entfernt, Religionskriege zu führen, suchen sie vielmehr die Götter, welche andere anbeten, sich zuzueignen und ihre Gewogenheit sich zu erwerben.

Sie opfern bei Nacht den Fetischen, um ein Uebel abzuhalten, oder sich ein Gut zu erwerben. Die Opfer bestehen aus Hühnern, Mais, Eiern und andern Kleinigkeiten, welche an gangbare Orte hingelegt werden. Man bedient sich dazu der sogenannten Fetischpriester, einer zahlreichen Klasse von Betrügern, welche vorgeben, mit diesen Geistern in Verbindung zu stehen, die Opfer für sich nehmen und noch dazu von den Opferern belohnt werden. Es gibt sogenannte heilige Wege, welche Fetischpriester anlegen lassen, die niemand betreten darf, da die Fetische öfters darauf spaziren sollen. Kommt man auf einen solchen Weg aus Versehen, so muß man opfern, um den Zorn des Fetisches zu beschwichtigen. Die Einkünfte der Fetischpriester sind daher oft sehr gut. Ihre Kleidung ist nicht sehr hervorstechend. Gewöhnlich haben sie einen dicken Kranz von Blättern, mit Blut oder rother Farbe bestrichen, um den Hals, eine spitzige Mütze von Blättern oder Thierhäuten auf dem Kopf, und in der Hand tragen sie einen Stock, an dessen Ende ein Büschel langer Haare von Elephanten- oder Kuhschwänzen befestigt ist. Sie machen auch die Zauberer, Beschwörer und Aerzte. Sie entdecken bei Diebstählen den Dieb, den sie in einem Becken mit Wasser zu sehen behaupten, und sind überhaupt gefürchtete Gaukler, welche mächtig auf das Volk einwirken können.

Die Negerstämme sind zahlreich und der Negerkönigreiche viel; sie sind in stetem Kriege unter einander, mehr um Sklaven zu machen, als den Feind zu tödten, es sind eigentliche Raubzüge und Sklavenjagden; einzelne Dörfer werden überfallen, geplündert, und die Einwohner als Sklaven fortgeführt und an die Europäer oder Mauren verkauft. Aber auch die Neger untereinander verkaufen sich oft. Männer verkaufen zuweilen ihre Weiber und Mütter ihre Kinder; ja sie sind oft böse, wenn die Fremden den Antrag nicht annehmen; kein Betrug, keine List wird gespart, Unschuldige in's Garn zu bringen. Man rechnete, daß ehmals, ehe England den Negerhandel aufhob, jährlich 200,000 Menschen ihrem Vaterland entführt und in die christliche Sklaverei geschleppt wurden, ohne diejenigen, welche in Afrika selbst als Sklaven blieben; daher ist es begreiflich, daß die Bevölkerung der Negerstaaten nur gering seyn kann, obgleich die Vielweiberei allgemein ist, und die Weiber sehr fruchtbar sind. Viele der kleinen Könige und Häuptlinge der Neger halten mehrere hundert Weiber. Der König von Yurriba erzählte dem Capitain Clapperton, er wisse nicht wie viele Weiber und Kinder er habe, aber das wisse er, daß wenn sie sich die Hände reichen und eine Linie bilden würden, sie mehr als eine Tagreise Raum einnähmen. Die Weiber der Neger sind allerdings Sklaven ihrer Männer, aber sie haben weit mehr Freiheit, als die Weiber der Türken oder Araber. Die Ehen werden sehr leicht und einfach geschlossen; der Mann verständigt sich mit dem Mädchen und hält dann um sie an; ist sie reich, so erhält sie eine Aussteuer von Sklaven und Vieh. Das Mädchen wird immer befragt, man hat aber kein Beispiel, daß sie Nein gesagt hätte. Stirbt ein Mann, so werden diejenigen seiner Weiber, welche keine Kinder haben, verkauft; diejenigen dagegen, welche Kinder haben, erben ihn und leben frei. So lang die Trauerzeit währt, tragen sie Stricke um den Kopf, den Hals und den Leib; wenn sie aber einen andern Mann finden, so legen sie diese ab. Die Keuschheit ist bei beiden Geschlechtern nicht groß, und wird eben als keine Tugend angesehen. Sehr oft tragen Väter oder Mütter ihre Töchter den Fremden zur Frau an; gefällt einem Mann seine Frau nicht mehr, so schickt er sie ohne Umstände weg; ist sie untreu, so verkauft er sie; sobald sie aber von ihm Kinder hat, so darf er dieß nicht thun. Vornehme haben oft Weiber als eine Art Leibwache. Den König von Yurriba begleiteten sechs junge ganz nackte Mädchen mit Spießen bewaffnet zu einem Besuche, den der König bei dem Reisenden Clapperton machte. Da der König im strengsten Trabe oder Galopp ritt, so mußten sie mit den Pferden wettlaufen; sie begleiteten ihn in's Haus, wo Clapperton wohnte, banden aber bei ihrem Eintritt ein Tuch vor den Unterleib und legten es wieder ab, als sie fortgingen. Die Weiber spinnen, weben, kochen, verrichten alle Hausgeschäfte, gehen auf den Markt, kaufen ein und verkaufen; selbst die Weiber des Königs gehen als Höckerweiber auf den Markt, und bringen ihrem Herrn das erlöste Geld heim. Unter der schwersten Arbeit sind sie immer munter, singen und tanzen häufig. Die Weiber sind aber, wie ihre Männer, unmäßig, und selbst die Weiber des Königs betrinken sich oft, kauen Tabak oder sogenannte Bourunnüsse. Sie stampfen das Getreide und den Reis, holen Wasser, kurz alles wird durch sie gemacht, während ihre Männer gar nichts thun. Sie tragen als Putz besonders Glas-Corallen, vorzüglich rothe, auch Armbänder von Glas-Corallen oder Jaspis.

Beide Geschlechter gehen bis zum zehnten Jahre ganz nackt, dann bekleiden sich die Mädchen mit einer einfachen Schürze oder einem Leibrock, der um die Hüfte gebunden wird. Aeltere und Reichere kleiden sich ganz ordentlich, aber leicht und einfach. Bei der Verheirathung geben die Männer auch den Eltern des Mädchens ein Geschenk, welches bei Reichern mit Musik überbracht wird. Sie sind reinlich, waschen und putzen sich alle Tage. Mit Tagesanbruch stehen alle im Hause auf, die Frauen machen das Haus rein, die Männer waschen sich vom Kopf bis zum Fuß, nachher waschen sich die Frauen und Kinder, dann kommt das Frühstück, die Frauen und Kinder essen zusammen. Nachher reiben sich Frauen und Kinder ein mit Rothholz und Fett, wodurch die schwarze Farbe der Haut heller wird. Wo man glaubt, daß es sich am besten ausnimmt, wird etwas von dem rothen Pulver aufgetragen. Die Augenlieder werden gefärbt; die Hausfrauen und die gut aussehenden Sklavinen geben der innern Seite der Lippen eine gelbe Farbe mit Gora, der Blume des Tabaks und der Rinde einer Wurzel; die äußern Lippen, das Haar, die Augenbraunen werden mit bereitetem Indigo gefärbt. Dann gehen die Weiber an ihre Geschäfte. Der Herr des Hauses geht gewöhnlich auf den Markt, oder

ſitzt unter der Hausthüre, hört oder erzählt Neuigkeiten, oder ſpricht vom Preiſe der Waaren. Einige Weiber holen Holz, oder Gras, wenn ein Pferd im Hauſe iſt; andere reinigen die Aecker vom Unkraut; ſäen Reis und Mais u. ſ. w. Um Mittag kommen alle nach Hauſe und jedes erhält ſeine Portion Speiſe; um zwei oder drei Uhr gehen die Weiber wieder an ihre Geſchäfte bis zum Sonnenuntergang, und bringen dem Herrn den Gewinn, welcher ſorgfältig nachgezählt und behalten wird. Die jungen Leute gehen dann aus, wenn es Mondſchein iſt, um zu tanzen oder ſpielen, und die ältern ſchwatzen auf dem freien Platz vor dem Hauſe bis nach Mitternacht, wo ſie ſich zur Ruhe begeben. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß Sklaven wieder Sklaven beſitzen und Eigenthum haben; haben ſie keine Kinder, ſo fällt nach ihrem Tode alles ihrem Herrn zu. Die Sklaverei iſt allgemein, und das ganze Volk theilt ſich in Freie und Sklaven. Allein das Schickſal der Sklaven iſt im Allgemeinen nicht ſchlimm, ſie werden ſehr milde behandelt, nicht geſchlagen, und gelten als Mitglieder der Familie, eſſen auch nicht viel ſchlechter als dieſe und oft an einem Tiſche. Die böſen widerſpänſtigen Sklaven werden vorzüglich an die Sklavenhändler verkauft, beſonders an die Küſte gebracht und an die Europäer verhandelt. Es iſt daher wahr, die Europäer ſind nicht ſchuld an der Sklaverei der Neger, und die meiſten Sklaven, welche ſie kaufen, waren es ſchon in ihrem Vaterlande. Die Sklavenhändler in Afrika ſelbſt behandeln die Sklaven auf ihren Reiſen grauſam; ſie werden an einander gekettet und müſſen dabei oft ſchwere Laſten auf dem Kopf tragen, beſonders die Weiber, daher kommen viele vor Mühſeligkeiten, Hunger und Durſt um, ehe ſie an die Küſte kommen; und die Ankommenden ſind meiſt krank und zu Scheleten abgemagert, da bei ihren Zügen durch die Wüſten ihnen Lebensmittel mangeln.

Die Regierung der Negerreiche iſt meiſt unumſchränkt deſpotiſch und der Fürſt iſt Herr über Leben und Tod aller ſeiner Unterthanen, welche er alle für Sklaven anſieht; ſelbſt die Vornehmen behandelt er als Sklaven, ſie müſſen ſich, wenn ſie zu ihm kommen, mehrmahls vor ihm niederwerfen und den Kopf und Körper mit Staub beſtreuen. Beim Tode eines Königs müſſen ſich einige ſeiner Günſtlinge ſelbſt umbringen, und mehrere Sklaven oder andere gemeine Leute werden hingerichtet, damit er in der andern Welt Bedienung habe. In allen Verſammlungen ſteht der Scharfrichter mit blitzendem Schwert oder Beil dem König zur Seite, und nach Laune beraubt der König den Unterthan ſeines Lebens. So ſoll der König der Aſhantees zuweilen nur ſagen, dieſer oder jener Mann iſt zu ſchön, um in meiner Gegenwart zu athmen, und ſein Kopf fällt. Wird er über jemand zornig, ſo ſchickt er nach dem Kopfe des Mannes, der ſich auch nie widerſetzt. Man hat die Neger beſchuldigt Menſchenfreſſer zu ſeyn und erzählt, daß ſogar auf den Fleiſchbänken Menſchenfleiſch verkauft werde. Dieß ſcheint unrichtig, und es iſt erwieſen, daß die wenigſten Negerſtämme Menſchenfleiſch genießen, ja einen Abſcheu davon haben. Im Reiche Jakoba ſoll man aber wirklich Menſchenfleiſch genießen, und der Sultan Bello erzählte dem Capitain Clapperton, er habe geſehen, wie man dort Menſchenfleiſch eſſe; er habe es dem Statthalter von Jakoba nicht glauben wollen, als aber ein Tuarik wegen Diebſtahl gehangen worden, haben fünf Perſonen von ſeinem Fleiſche gegeſſen. Wenn dort einer klage, er ſey unwohl, wenn er auch nur leichtes Kopfweh habe, ſo werde er ſogleich getödtet, aus Furcht ihn durch Krankheit zu verlieren, da ſie keinen der daran ſtirbt eſſen. Wenn jemand krank werde, ſo bäte eine andere Familie ſich ihn aus, da ſie keine Verwandte eſſen, und gebe nachher dafür einen andern kranken Verwandten. Wenn ſie in den Krieg ziehen, ſo würden Todte und Verwundete immer gegeſſen. Die Herzen würden den Anführern gegeben. Menſchenfleiſch, erklärten ſie, ſchmecke beſſer als kein anderes, beſonders von Weibern. Dieſe böſe Gewohnheit ausgenommen, wären ſie ſehr reinlich und ſonſt kein ſchlimmes Volk. (Tagebuch der zweiten Reiſe des Capitains Clapperton in's Innere von Afrika).

Die Neger ſcheinen ohne dieß keine böſen Völker zu ſeyn, wie die neuern Reiſen faſt alle bezeugen. Denham, Clapperton und andere Reiſende wurden im Ganzen gut behandelt, und zum Theil mit Wohlthaten überhäuft. Allerdings wurde Mungo Park mit ſeinen Leuten getödtet, aber die Urſache iſt noch nicht ausgemittelt, und wenn Denham getödtet wurde, ſo geſchah es nicht durch Neger; auch Lander ſoll nur in einem Streit umgekommen ſeyn. In derſelben Stadt, wo Mungo Park umkam, wurde Clapperton und Lander gut aufgenommen. Alle Fremde aber, welche dieſe Gegenden beſuchen, müſſen den Königen und Statthaltern Geſchenke oder ſtarke Zölle geben. Im Ganzen aber ſind die Neger auch in ihren Geburtsländern betrügeriſch, diebiſch und lügenhaft. Doch findet man auch viele recht gutmüthige unter ihnen, und wenn das Clima für den Europäer nicht ſo gefährlich wäre, ſo könnte man ſehr wohl bis in's Centrum von Afrika dringen, was aber bis jetzt nur wenigen Europäern geglückt iſt. Afrika iſt das Grab beinahe aller geworden, welche es gewagt haben, in ſein Inneres durch die Negerſtaaten einzudringen.

Die Neger ſind mehrern Krankheiten unterworfen, welche die Weißen nie bekommen und umgekehrt, was abermal zu beweiſen ſcheint, daß ſie wirklich eine eigene, urſprüngliche Raſſe bilden. Der Pian der Neger iſt eine Hautkrankheit, welche einige Aehnlichkeit mit der veneriſchen Krankheit hat; die Haut wird mit einem eiternden Ausſchlag bedeckt, ſie iſt für die Neger ſo anſteckend, daß die geringſte Berührung ſie fortpflanzt, und wie die Blattern durch die Luft anſteckt; aber nie befällt ſie die Weißen, und man ſieht nicht ſelten ſchwarze Säugammen, welche von dieſem Uebel befallen ſind, die Kinder der Weißen ſtillen, und dieſe bleiben dabei geſund. Sie befällt, wie die Pocken, nur einmal dieſelbe Perſon. Eine andere Krankheit, welche die Neger beſonders auf den amerikaniſchen Inſeln befällt, iſt das Magenweh, man nennt es auch Herzweh. Es iſt nicht dasſelbe Uebel, was wir Cardialgie oder Magenweh benennen, ſondern es beſteht in einer allgemeinen Schwäche der Verdauungsorgane mit Sinken der Lebenskräfte, und rafft viele Neger weg. Beſonders ſind die Congoneger dieſem Uebel unterworfen. Die Haut des Negers wird gelb, die Zunge iſt mit weißem Ueberzug belegt, der Kranke fällt in einen Zuſtand von Schwäche, in eine Art von Schlafſucht und unbezwingliche Erſchlaffung, welche in Waſſerſucht übergeht, die unheilbar iſt. Alle milden Nahrungsmittel eckeln den Kranken an, dagegen verlangt er mit einer Art von Wahnſinn ſcharfe, erhitzende, geſalzene, oder auch ſaure Dinge, bekommt auch einen Geluſt nach Lehmerde; die Beine ſchwellen, der Bauch wird hart und geſpannt, das Athmen beengt, und nach Verlauf einiger Monate unterliegen faſt alle dem Uebel. Sehr häufig leiden die Neger an Abſceſſen, Hautgeſchwüren, Halsentzündungen, Rothlauf, entzündlichen und gaſtriſchen Fiebern, Leberkrankheiten, Ruhr und Verſtopfungen des Unterleibs. Dagegen ſind ſie frei vom gelben Fieber, oder werden doch ſehr ſelten davon befallen, während dieſe Krankheit ſo furchtbar für die Weißen iſt und an manchen Orten drei Viertheile der Ankommenden wegrafft. Gicht und Blaſenſtein ſind ihnen unbekannt. Die Verknöcherung des Scelets geſchieht beim jungen Neger ſchneller und vollkommner als bei den Weißen, daher die Rhachitis oder die Krümmung des Rückgraths und der Glieder faſt nie vorkommen. Der Puls der Neger iſt ſchneller, die Haut wärmer, und die Verrichtungen der Lungen ſind wirkſamer; ſie bedürfen weniger des Athmens von reiner Luft, als die Weißen, daher entſteht vielleicht auch die größere Venoſität ihres Blutes und der Ueberſtuß an Kohlenſtoff in demſelben. Sie ſind ſehr zu Nervenkrankheiten geneigt, ſehr häufig iſt die fallende Sucht unter ihnen, auch Wahnſinn, Verzweiflung und Selbſtmord. Obſchon die Hautausdünſtung bei den Negern ſtärker iſt, ſo ſcheint die Oberhaut doch undurchdringlicher bei Hautausſchlägen, daher ſind ihnen die Pocken ſo ſehr verderblich, weil die Natur zu ſchwach iſt den Ausbruch derſelben vorzubringen; ſie richten furchtbare Verheerungen unter ihnen an, die Vaccination iſt öfters ſchwierig und der Ausbruch mit mehr Beſchwerde begleitet. Clapperton bemerkte in ihrem Lande auch eine Art von Ausſatz unter ihnen, wobei nach und nach Finger und Zehen brandig werden und abfallen.

Merkwürdig iſt, daß die Haare der Neger ſehr früh grau werden, aber nicht ausfallen, und man trifft unter den Negern keine Kahlköpfe an. Daß ſie zuweilen von der Weißſucht befallen werden, iſt ſchon geſagt worden; ſeltener trifft man unter ihnen gefleckte an, wo einzelne Stellen ganz weiß erſcheinen, während der größte Theil ſchwarz bleibt, auch ein Theil des Haares wird oft, neben dem ſchwarzen, ganz weiß angetroffen. Blumenbach hat einen ſolchen abbilden laſſen, der an der Stirne, am Bauch und an der Vorderſeite der Schenkel weiß war, ſo daß aber in dem Weißen wieder ſchwarze Flecken zu ſehen waren. Zuweilen ſoll es auch rothe Neger haben. Die ſchwarze Farbe der Neger iſt indeß bei weitem nicht bei allen gleich dunkel. Die ſchwärzeſten Neger ſind die Ualofen; die Negerſtämme an der Gambia und an der Sierra Leona, die Fulier und Mandingos ſind braunſchwarz, und die Congoneger, die Bewohner von Whida, Congo, Angola und

der Goldküste sind weniger schwarz; die Ashantees sind grauschwarzröthlich. Alle haben eine äußerst weiche, feine, sammetartige Haut, welche wie eingeölt erscheint. Wenn sie schwitzen, bedeckt sich ihre Haut mit einem öligen schwärzlichen Wesen, welches die Linge färbt und einen unangenehmen Geruch, wie Lauch, verbreitet. Die Negerinnen sind weniger schwarz als die Neger. Merkwürdig ist es, daß fast jede Krankheit die Farbe der Haut der Neger ändert, und ihre Frische schwächt. Narben nehmem nie die rein schwarze Farbe an, sondern werden grau. Der unangenehme Lauchgeruch ist am stärksten bei den Joloffs und Fulas. Er soll zuweilen so stark seyn, daß man ihn eine Viertelstunde nach dem Durchpassiren der Neger noch riecht. Bei denen vom Senegal und Sofala ist er weniger stark. Auch bei den Negerinnen ist er nicht so stark, dagegen um so stärker bei Negern, je stärker ihre Männlichkeit ist; bei Kindern und Greisen verliert er sich.

Die Neger, welche in die Sklaverei der Europäer kommen, zeigen je nach den Stämmen, von welchen sie kommen, auch verschiedene Charaktere. Die meisten Neger kommen von der Goldküste und von der Küste von Angola. Die Länder Cabindo, Loango, Malimbo, St. Paul de Loando und Benguela liefern die meisten Sklaven. Die gelehrigsten und beliebtesten sind die Mandingos, und die dümmsten und stupidesten die Ibos. Diese sind furchtsam, träge und von einem melancholischen Temperament, und tödten sich selbst sehr häufig aus unbedeutender Ursache. Die Koromantin-Neger aus Juida oder Widah sind stolz, wild und rebellisch. Die Sklaven von Wanga sind dick, mit großem Munde, dicken Lippen; die Nase sehr platt. Sie sind außerordentlich dumm, und gehen wenig vor den Thieren voraus; dagegen die von Hussa sehr intelligent, fein gebaut, flink, mit schwarzen sehr ausdrucksvollen Augen, ausdrucksvollem Gesicht und langer Nase. Auch die Neger von Yurriba haben lange Nasen, oft fast Adlernasen.

Die Brüste der Negerinnen sind von Natur lang und birnförmig, und enthalten sehr viel Milch, und in Sofala sollen auch Mädchen, die nicht Mütter sind, zuweilen Milch in den Brüsten haben. In den Colonien hält man immer Negerinnen, als Säugammen für die Kinder der Weißen. Man hält die Negerinnen aus Mandingo für die zärtlichsten und treusten Mütter. Sie können, dieses Ueberflusses an Milch wegen, die Kinder sehr lange säugen. Diese, wenn sie einige Stärke erlangt haben, hängen am Rücken der Mutter, so daß diese arbeiten kann, ohne sie halten zu müssen, und die Brüste sind so lang, daß sie den Kindern über die Schulter gereicht werden können.

Wir haben aus dem schönen Werk von Rugendas mehrere Neger und Negerinnen aus verschiedenen Stämmen nach Sklaven, welche in Rio Janeiro und auf den dortigen Plantagen gehalten werden, abbilden lassen.

Die Sklavenhändler in Mozambique kaufen am liebsten die Maquois, welche nicht weit aus dem Innern kommen; sie sind munter, aber grausamer und unternehmender, als die übrigen Neger, und erregen nicht selten Aufstände am Bord der Sklavenschiffe. Sie tragen ein eiförmiges Zeichen auf den Schläfen, ein kleineres zwischen den Augen, und Wellenlinien auf dem Rücken eintatuirt. Die Manjaven sind die häufigsten Sklaven; sie tatuiren sich Sterne auf Körper und Backen und Horizontallinien auf die Schläfen; sie sind sanft, melancholisch, und lieben ihre Herren, wenn sie nicht mißhandelt werden. Sie sind aber weniger gut gewachsen und schwächer als die Maquois. Sie lieben die Musik mit Leidenschaft; ihre Gesänge sind kurz, werden oft wiederholt und haben angenehme und sanfte Melodien.

Die Maravis-Neger haben denselben Charakter, sind aber weniger gut gebaut und kleiner; sie sind auf Rücken und Brust mit großen Querlinien tatuirt, und essen das Fleisch von Hunden, Katzen und Ratten.

Die Jambaner sind groß, wohlgebaut, aber kühn und böse; man darf ihnen nicht trauen. Ihr Stamm bezeichnet sich mit einer Reihe von Punkten, welche von der Höhe der Stirn bis auf die Spitze der Nase gehen.

Die Sofalas gleichen den Jambanern, und haben beinahe denselben Charakter; sie verachten und hassen die Manjavas und Maravis, welche sich ihnen nicht nahen dürfen. Die Weiber dieses Stammes sind die schönsten, allein sie durchbohren sich die Mitte der Oberlippe mit zwei kleinen Löchern; ein Gebrauch, den übrigens viele Sklaven haben, welche von Mozambique kommen. Die Sofalas sind mit krummen Linien bezeichnet, welche von der Stirn bis auf die Schläfen gehen, auf den Backen und am Körper sind sie punktirt.

Die Makandos sind gut gebaut und sehr intelligent, daneben haben sie die Sitten der Sofalas. Sie bezeichnen sich mit einer Linie kleiner Punkte, welche vom Augenwinkel ausgeht und sich gegen die Schläfen umbiegt. Jeder dieser Stämme hat eine eigene Sprache. Die Sprache der Maquois ist hart, diejenige der Manjavas sanft und gut accentuirt.

Wir haben oben angeführt, wie leicht die Negerfürsten mit dem Leben ihrer Unterthanen spielen; noch einige Beispiele mögen dieß bestätigen. Bowdich erzählt, er sey von einem ehrwürdig aussehenden alten Manne im Lande der Ashantees mit Palmwein und Früchten freundlich bewirthet worden. Dieser Mann habe ihm ganz unbefangen gesagt, daß er in einigen Tagen hingerichtet werde, weil er sein Leben durch abergläubische gottesdienstliche Gebräuche verwirkt habe, und daß er nur noch den König gebeten habe, ihm, seines Alters wegen, nicht zuzumuthen nach der Hauptstadt zu kommen, sondern die Todesstrafe an ihm in seinem eignen Hause vollziehen zu lassen. Dieß gewährte ihm der König, und an demselben Tage, an welchem Bowdich in der Hauptstadt ankam, traf auch das Haupt des alten Mannes dort ein. So wenig machen sich diese Fürsten ein Gewissen, ihre Unterthanen zu tödten, und diese ergeben sich ganz gleichmüthig. Aber merkwürdig ist es überdieß, wie auch hier eine Inquisition herrscht, und selbst gewählter Gottesdienst mit dem Tode bestraft wird. Der König von Dahomeh hat aus seinen Frauen sich eine Leibwache gebildet, und läßt alljährlich viele Menschen opfern, wobei das Volk Freudenlieder anstimmt und wilde Tänzer die Opfergerüste umgaukeln. Gleitet ein Tänzer aus, so wird er sogleich geopfert. Im Jahr 1785 soll der König von Dahomeh sogar 127 Menschen bloß deßwegen geopfert haben, um einen Platz seiner Wohnung, der noch nicht gehörig mit Menschenschädeln geziert war, mit Köpfen ausschmücken zu können, und in eben diesem Lande sollen jährlich zu Anfang der Ernte 65 Menschen geopfert werden. Als der König von Landa von einem andern besiegt wurde, ließ er eine Frau opfern, befahl ihren Leib aufzuschneiden und seinen eigenen Kopf darein einzunähen, nachdem er sich selbst werde getödtet haben, damit sein Schädel nicht als Siegeszeichen dem Feinde in die Hände falle. Auch bei den Fantis sind Menschenopfer gebräuchlich, aber seltener. So wurde im Jahr 1816 beim Tode des Häuptlings ein Mädchen geopfert. Zu Apollonia begräbt man lebendig das zehnte Kind. Werden im Königreich Benin Zwillinge geboren, so müssen Mutter und Kinder sterben, wenn der Vater ein Priester ist. Um die Flußschifffahrt zu befördern, spießt man dort lebendig eine Jungfrau. Doch scheinen in den neuesten Zeiten durch den Einfluß der Weißen die Sitten milder zu werden, da, wenigstens bei den Ashantees, nicht mehr so viele Opfer fallen.

Da wir von den Negersklaven sprechen, welche nach den europäischen Colonien geführt worden, so mag es auch hier an seinem Orte seyn, von den Veränderungen zu sprechen, welche die Originalrassen durch Vereinigung erleiden, welche in den warmen Zonen, wo Europäer, Neger und Eingeborne unter einander leben, unvermeidlich ist, die wir aber in Europa nicht kennen.

Man nennt die Kinder eines Europäers, welcher sich in den Tropenländern mit einer eingebornen Weißen verheirathet, Creolen; man gibt aber diesen Namen allen Kindern, welche in beiden Indien von Fremden geboren werden, und heißt daher auch die Negerkinder Creolen, welche in den Colonien geboren werden, wohin sie von den Europäern gebracht worden. Es ist also eine allgemeine Benennung aller in den Tropenländern gebornen Ausländer.

Das Clima übt seinen Einfluß schon auf die Kinder der Europäer aus, wenn sie in einem Tropenlande erzeugt werden, und der Creole hat schon Vieles in seinem Charakter, was von dem seiner Eltern abweicht. Der weiße Creole ist in der Regel gut gebaut, von mittelmäßiger Größe, eher mager als fett, mehr zart als stark und mehr schlank als dick. Sein Temperament ist lebhaft, er ist feurig, leidenschaftlich, stolz und gebieterisch. Geboren und aufgewachsen unter einem Heere von Sklaven, welche immer bereit sind seine Wünsche zu erfüllen, und alle seine Launen und Befehle auszuführen, wird er von Jugend auf gewohnt, sich als einen Menschen anzusehen, der zum Herrschen geboren sey; er sieht alle andern Menschen als Knechte an, welche unter seinen Befehlen stehen. Diese Anmaßung, dieser Stolz, machen ihn in Europa verhaßt, wo man nicht gewohnt ist, sich so von andern behandeln zu lassen. Auf der andern Seite macht sie dieser Stolz unfähig eine niederträchtige Handlung zu begehen; sie sind oft freigäbig, gastfreundlich und bieder, mehr aus Stolz als von Charakter. Sie verachten ihre Sklaven, und fürchten sich

zu ihnen herabzusteigen, wenn sie ihre Fehler annehmen; aus diesem Grunde allein, thun sie das Gegentheil. Sehr begreiflich paßt diese Schilderung nicht auf alle gleich, aber im Allgemeinen zeigen sie sich so. Ihre Leidenschaftlichkeit reißt sie zu allen Vergnügungen hin, und bereitet ihnen, nicht selten, ein frühes Alter. Sie haben einen aufgeweckten Geist, aber ihr Leichtsinn und ihre Lebhaftigkeit macht sie unfähig zum anhaltenden Denken und zum Fortschreiten in wissenschaftlichen Dingen.

Auch das weibliche Geschlecht unter den Creolen nimmt Theil an diesen Charakterzügen der Männer. Die Mädchen werden früher reif als in Europa, und sind in der Liebe leidenschaftlicher, lebhafter, launiger, leichtsinniger, verblühen früher als ihre europäischen Schwestern, und nicht selten ergeben sie sich dem Trunke und andern Ausschweifungen.

Die schwarzen Creolen erleiden nur in so fern Veränderungen, daß ihre Geburt und Erziehung in der Sklaverei sie in ihren Sitten mehr ihren Herren annähert; sie sind geduldiger, thätiger, arbeitsamer, da sie die Freiheit nie gekannt haben, wie ihre Eltern, theilen aber den Leichtsinn und die Leidenschaftlichkeit mit ihnen.

Der Name Mulatte bezeichnet einen Menschen, der von einem Europäer und Neger abstammt. Solche Verbindungen geschehen in den Colonien sehr häufig, da die weißen Herren den Reizen ihrer schwarzen, schönen Sklavinnen nicht widerstehen können, um so mehr, als diese ihrerseits die Verführungskünste auch sehr wohl verstehen, indem sie natürlich durch Erwerbung der Gunst ihrer Herren auch gewinnen. Aus diesen Verbindungen entstehen aber nur unglückliche Menschen, welche der Colonie keinen Vortheil bringen. Ungeachtet ihre Väter Freie sind, bleiben sie doch Sklaven. Sie besitzen weder die Intelligenz und Erziehung der Weißen, noch die Unterwürfigkeit der Neger. Sie bilden daher eine Mittelklasse ohne eine bestimmte Stellung, und sind alle Augenblick zum Aufruhr geneigt. Gehaßt von den Negern, weil sie sich über dieselben die Rechte der Weißen anmaßen wollen, und verachtet von den Weißen der reinen Rasse, als Bastarde, sind diese farbigen Menschen, wie man sie auch nennt, den Colonien sehr gefährlich.

Der Charakter der Rassen zeigt sich zuweilen auch noch auf eine merkwürdige Art. Fermin und Person führen zwei Fälle an, wo eine Weiße Zwillinge gebar; der eine war ein Mulatte, der andere weiß; der erste Fall geschah in Surinam, der zweite in Jamaika.

Man kann vier verschiedene Fälle der Rassenvermischungen annehmen. Der erste bezeichnet die eben angegebene Verbindung des Weißen mit der Negerrasse. Der Mulatte hält in der That das Mittel in Körperbildung und Charakter. Die Farbe ist schwärzlich; die Haare halb gekräuselt und wenig lang; der Mund etwas vorgeschoben. Wann die Mulatten sich unter einander mischen, so erzeugen sie den Eltern ähnliche Kinder. Ihre Ehen sollen aber häufig unfruchtbar, und ihre Kinder schwächlich seyn.

Der zweite Fall betrifft die Verbindung des Weißen, mit dem asiatischen Indianer der gelben Rasse; diese Kinder nennt man besonders Metis. Sie sind in Ostindien eben so häufig, wie in Amerika die Mulatten.

Mit dem rothen Amerikaner zeugt der Europäer den Mestizen; dieß bildet den dritten Fall. Die Kinder dieser Art sind meist schwach. Mit dem Amerikaner zeugt der Neger den Zambo; diese sind sehr starke Menschen, von braunschwarzer Kupferfarbe; sie heißen auch Bobo, in Mexiko Chino. Man nennt auch wohl Zambo den Sprößling eines Negers und einer Mulattin, oder eines Negers mit einer Chino. Die Sprößlinge des Negers mit der Europäerin sind immer stärkere und thätigere Menschen, mehr zu harten Arbeiten geeignet, als die Sprößlinge des Negers mit der Amerikanerin. Die Mulatten sind ungemein geschwätzig, in der Liebe heftig, zum Zorne geneigt.

Die Sprößlinge eines Negers mit einer Malajin oder Ost-Indierin nennt man Buganesen; sie sind bräuner und schlanker als die Mulatten aus europäischem Geblüt, und machen den vierten Fall aus.

Alle diese Kreuzungen können sich wieder fortpflanzen, sey es unter sich oder mit andern Rassen. Kinder der Weißen mit Hottentotten, heißen auf dem Cap Baster; sie gleichen mehr dem Weißen als dem Hottentotten, und sind thätiger, muthiger und kraftvoller als dieselben. Doch bleiben die vorspringenden Backen bis in die vierte Generation sichtbar. Aus der Verbindung des Negers mit dem Hottentotten entsteht ein Sprößling, der, in Hinsicht des kräftigen Körperbaues, noch höher steht als der Baster. Die Hautschwärze hat sich in Olivenfarbe verwandelt, und man hat die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß eine Hottentottin mit dem Hottentotten selten mehr als drei bis vier Kinder zeugt, die Verbindung mit dem Neger aber fruchtbarer ist. Es versteht sich von selbst, daß in den Colonien diese Rassenmischung durch vielfältige Kreuzung der Halbrassen sehr vielfältig wird, und am Ende eine Menge Farbige gibt, welche sich wieder mehr oder minder der Urrasse nähern, welche alle in jenen Theilen der Erde ihre besondern Namen haben, welche uns wenig interessiren können. In der dritten Generation mit derselben Rasse nähern sich die Sprößlinge um drei Viertheile der Urrasse, und in der vierten sind sie zu derselben zurückgekehrt. Bei diesen Kreuzungen bemerkt man, daß der Kopf fast immer mehr dem Vater ähnlich ist als der Mutter, eine Beobachtung, welche man auch bei Thierbastarden gemacht hat.

Die Hottentotten.

Nach unsern Begriffen befaßt diese die allerhäßlichsten Menschen, welche den Uebergang vom Menschen zum Affen machen. Der untere Theil des Gesichts ist noch vorspringender als beim Neger, und geht in eine wahre Spitze aus; der Gesichtswinkel ist ungefähr 75 Grade; die Farbe der Haut braunschwarz oder umbrafarben; die Augen stehen weit aus einander, und sind immer halb geschlossen; Die Nase ist sehr breit mit breiten Flügeln und sehr platt, so daß die Nasenwurzel oft ganz dem Gesicht gleich steht, gar nicht vorragt und zwischen den Augen ganz verflächt ist; die Lippen sind noch mehr aufgeschwollen als beim Neger, die Haare gleichen Flocken; die Backen stehen stark vor, und die Stirn ist so flach, daß man sie fast nicht bemerkt; dagegen geht das Hinterhaupt sehr lang und zugespitzt aus, gerade das Gegentheil als bei den Europäern und Mongolen. Ihre intellectuelen Fähigkeiten sind sehr geringe, und aller Geistesanstrengung ist der Hottentotte unfähig; Faulheit und äußerste Trägheit ist diesem Volke eigen, dabei aber ist es zugleich feige, aber gutmüthig, und läßt sich ohne Widerstand unterdrücken; sie können aber nicht einmal als gute Sklaven benutzt werden, dazu sind sie zu dumm und zu träge. Sobald sie Mangel an Lebensmitteln haben, sonst nicht, zeigen sie sich bei den afrikanischen Colonisten, und bieten ihre Dienste an. Wenn sie dann nach einiger Zeit einen kleinen Vorrath von Schafen, Früchten oder Brot verdient haben, ziehen sie wieder heim in ihre Dörfer oder Kraale, um ihrer Trägheit zu fröhnen und kommen gewiß nicht eher wieder, bis sie der entschiedenste Hunger dazu zwingt. Doch muß es schon sehr arg kommen, ehe sie sich dazu bequemen, ja sie leiden lieber Hunger und schnüren sich den Leib mit Riemen zusammen, als daß sie arbeiteten. Eine Zeit lang halten sie es wohl bei bloßer vegetabilischer Kost, bei Zwiebeln und Wurzeln aus; gänzlichen Mangel an Fleisch aber erträgt kein südafrikanischer Wilder in die Länge, und das ist es, das sie endlich dahin treibt, sich den Colonisten als Viehhirten zu verdingen. Böses thun sie nichts, weil sie auch zum Schaden zu faul sind. Wenn die Männer häßlich sind, so sind es die Weiber noch viel mehr; zwar gibt es auch unter den jungen Mädchen noch erträgliche Gesichter, allein die langen hängenden Brüste und die sehr dicken Hüften entstellen sie sehr, und zugleich verblühen sie sehr schnell, so wie sie früh reif werden, und werden dann über alle Beschreibung häßlich, um so mehr, als sie schrecklich unreinlich sind, wozu noch kommt, daß ihre Ausdünstung nach stinkendem Asand, verbunden mit dem Geruch stinkenden Fleisches, duftet. Sie leben ohne Gesetze in ihren Kraals, aber doch friedlich unter einander. Der Körperbau der Hottentotten zeigt eine besondere große Schlaffheit und Weichheit. Ihre Sprache ist sonderbar schnalzend und wenig articulirt, daher schwer zu verstehen, und viele Wörter kann der Europäer gar nicht aussprechen. Man hat sie dem Kullern des Puters verglichen. Die Augen sind kastanienbraun, und durch die schmalen Augenlieder, wie bei den Chinesen, immer halb geschlossen und blinzelnd, doch ist der Sinn des Gesichtes bei ihnen sehr entwickelt und sie sehen auf unglaubliche Weite. Wenn der Neger zur Arbeit viel zu träge ist, so ist er um desto lebhafter bei Spiel und Tanz, allein alle solche Vergnügungen sind dem Hottentotten zu mühsam, und sie haben nicht einmal Nationaltänze, wie sonst beinahe alle bekannten wilden Völker. Doch scheinen die von Cap entferntern Horden weniger faul und vergnügen sich zuweilen auch mit Tanz, wie diejenigen, welche Lichtenstein begleiteten, zeigten. Ueberhaupt sind die Stämme der wilden Hottentotten im Innern des Landes etwas lebhaf-

ter, da ſie der Noth mehr ausgeſetzt ſind, als die nahe am Cap wohnenden, und die Jagd ſie nöthigt Anſtrengungen zu machen. Nach hottentottiſchen Begriffen ſind Sprechen und Arbeiten die größten Plagen des Lebens. Sie nehmen meiſt nur eine Frau, doch zuweilen auch zwei, und obſchon der Ehbruch bei ihnen als Capitalverbrechen angeſehen wird, darf doch die Frau unter gewiſſen Umſtänden einen Stellvertreter für ihren Mann nehmen. Wenn eine Hottentottin Zwillinge bekommt und nicht beide leicht ernähren kann, läßt ſie den ſchwächern umkommen, und eben ſo wird auch ein übelgebildetes Kind getödtet.

Kein Volk iſt ſtupider und unreinlicher als die Hottentotten. Sie beſchmieren ſich die Haut mit ſchlechtem Fett, welches ſich mit dem Schweiße vermiſcht, oder mit Kuhmiſt, und tragen als Zierde Armbänder von ungegerbtem Leder, welches oft am Körper fault. Sie eſſen die Eingeweide der Thiere, ohne ſie zu reinigen, und bewahren die Milch in unreinen und ſchmierigen Lederſchläuchen auf. Mit Koth überdeckt liegen ſie ganze Tage auf dem Boden ausgeſtreckt, mit nichts ſagendem Blick und brennender Tabakspfeife im Munde, deren Füllen und Wiederanzünden ſie ſehr beläſtigt. Ohne Tabak kann der Hottentotte nicht leben, er raucht von Morgen bis Abends, und durch Verſprechen von Tabak kann man ihn allein aus ſeiner gewohnten Ruhe bringen. Die hängenden Brüſte der Weiber reichen oft faſt bis auf die Schenkel, und bei einigen ältern Weibern erzeugen ſich am Unterrücken Fetthöcker, wie bei den Affen, oft von ſolchem Umfang, daß ihre Kinder darauf reiten können. Sie haben keine Religion, ſind abergläubiſch und fürchten ſich vor Zauberei und böſen Geiſtern. Die unter den Coloniſten am Cap lebenden Hottentotten werden beſonders als Hirten gebraucht und ſtehen in Dienſten derſelben, ohne eigentlich Sklaven zu ſeyn. Sie ſind etwas reinlicher als ihre wilden Stammgenoſſen.

Zu den Hottentotten gehören auch die Buſchmänner oder Buſchhottentotten, welche nach den Berichten einiger Reiſenden nur verlaufene Sklaven und Räuber ſeyn ſollen; allein nach zuverläßigen Berichten eine eigene Nation mit eigener Sprache bilden, welche aber auf der Stufe der Civiliſation nicht höher ſteht, als die Neuholländer oder Feuerländer. Sie leben in kleinen Horden im ſüdlichen Afrika von der Jagd und dem Raube, den ſie von andern Völkern erbeuten und ſtehlen. Es ſind dieß im eigentlichen Sinne Wilde, faſt ohne Sprache, ohne Geſetze, ohne Regierung, ohne Religion. Sie ſind nicht mehr als vier Fuß hoch. Die Farbe ihrer Haut iſt, wo man ſie erkennen kann, gelb. Die allgemeinen Unterſcheidungszeichen der Hottentotten, die breite, platte Naſe, welche zwiſchen den Augen ſich verflächt und die breit hervorragenden Wangenknochen, werden bei der Magerheit der Buſchmänner doppelt bemerkbar. In ihrer Geſtalt iſt allerdings Verhältniß, und man würde ſie nicht häßlich nennen können, wenn ſie wohl genährt wären, aber die dürren Schenkel, das plumpe Kniegelenk und die wadenloſen Beine, geben ihnen einen häßlichen Anblick. Und doch ſind die Männer noch ſchön zu nennen in Verhältniß mit den Frauen. Die ſchlaff herabhängenden Brüſte und die übermäßig dicken weit unter dem hohlen Rücken vorſtehenden Hintertheile, in welche ſich, gerade wie bei den afrikaniſchen Schafen, alles Fett des Körpers geſammelt zu haben ſcheint, machen, nebſt der übrigen Häßlichkeit der ganzen Geſtalt und der Geſichtsbildung, dieſe Weiber in den Augen des Europäers zu wahren Scheuſalen. Die Hottentottinnen, wie ſehr ſie auch in vielen Stücken mit den Buſchmannsweibern übereinkommen, können doch in Vergleichung mit ihnen, wegen der größern Leibesgeſtalt und der allgemeinern Wohlbeleibtheit, noch für ſchön gelten. Mit einem dichten Ueberzug von Fett und Aſche überdeckt, ſah Lichtenſtein ein Paar Männer am Feuer ſitzen; dieſe Rinde bedeckte das Geſicht und die magern Glieder. Nur unter den Augen, die vom Rauche des qualmenden Feuers oft thränen, war ein kleiner Fleck rein gewaſchen, an welchem man die eigenthümlich gelbe Farbe der Haut wahrnehmen konnte. Ein wilder, ſcheuer, unſicherer Blick und wollüſtig ſchlaffe, jedoch liſtige, Geſichtszüge unterſcheiden den Buſchmann auffallend von der gutmüthigen Phyſiognomie der Hottentotten. Die einzige Kleidung beſteht in einem Schaf- oder Antilopenfell, das wie ein kleiner Mantel, mit der rauhen Seite nach innen, über die Schultern hängt und um den Hals mit einem ledernen Riemen zuſammengebunden wird. Den Kopf deckt eine ſchmierige Kappe mit vielfarbigen kleinen Glas-Corallen unregelmäßig beſetzt; ähnliche tragen ſie um den Hals; um die Handgelenke, ein Paar eiſerne oder kupferne Ringe und ähnliche von hartem Leder. Die Mitte des Leibs bedeckt das Fell eines kleinen Jakals oder andern ähnlichen Thiers, um die Hüften befeſtigt, und an den Füßen tragen ſie Feldſchuhe oder Sohlen von Rindsleder. Unter der ledernen Mütze hängt das wollige Haar herab, mit Fett und Staub zu zahlloſen ſchmalen Zotten zuſammengedreht. Ihre Sprache beſteht in ſchnalzenden und klatſchenden Tönen, welche ſchwer nachzuahmen ſind. Sie kennen unter ſich keinen Namen und fühlen das Bedürfniß nicht, einander zu rufen und perſönlich zu unterſcheiden.

Sie bewohnen eine der ödeſten Gegenden Südafrika's, die Gegenden zwiſchen dem Orangefluß und den nahen Gebirgen. Oft vergeht ein Jahr, ohne daß Regen gefallen wäre; der Boden iſt mit Felsbrocken und Geröll bedeckt, und enthält nur eine dünne Schicht verwitterter Steinmaſſe, in welcher kaum Saftgewächſe gedeihen können. Nur ſchnell vorbeiziehende Wolken entleeren ſich hier bisweilen, und gleichſam nur zufällig. Nur wenige Thiere finden hier Nahrung, welche die Natur eigens für dürre Landſtriche geſchaffen hat. Der Strauß, die Elennantilope, das Nashorn und das genügſame Schaf, von welchem der Menſch allein das kümmerliche Leben friſten kann. Das Rindvieh gedeiht hier nicht. Schlangen, Eidechſen, Ameiſen und Heuſchrecken ſind die Thiere, welche der Buſchmann erjagt und von welchen er ſich nährt; nur ſelten erliegt ein größeres Wild ſeinem ſchwachen Geſchütz. Des Trinkens faſt entwöhnt, begnügt er ſich Tage lang ohne Waſſer, kaut ſtatt deſſen Saftgewächſe, und genießt ſeine Speiſen ohne Salz. Seine Nahrung muß er immer an einem andern Orte aufſuchen und den Zügen der Antilopen und Inſekten nachgehend, kann er keine ſtete Wohnung haben, ſondern er birgt ſich des Nachts in Höhlen und in ſelbſt geſchaarte Gruben, oder in der milden Jahrszeit unter den Zweigen der Bäume, wo er deren findet. Bei dieſer Lebensart kann die körperliche Bildung dieſes Volks wohl keine andere ſeyn. Sie ſind klein, hager, ſcheinbar ſchwach, aber durch die Abhärtungen ihres irrenden Lebens auch wieder größerer Anſtrengungen fähig; ihr äußeres Anſehen iſt weniger ſchlaff, als das der Hottentotten. Die höhern Sinne, Geſicht und Gehör, ſind von unglaublicher Schärfe, da dieſelbe ſie täglich üben, um ihre Nahrung von weitem zu erſpähen und zu erlauern. Die niedern Sinne dagegen ſind ſchwach und man ſollte glauben, ſie hätten weder Geſchmack, noch Geruch, noch Gefühl, denn man bemerkt bei ihnen weder Eckel gegen die widrigſten Speiſen, noch Empfindlichkeit gegen die auffallendſten Aenderungen der Lufttemperatur.

Jeder Einzelne iſt nur auf augenblickliche Befriedigung der erſten thieriſchen Bedürfniſſe bedacht, ohne die Zukunft voraus zu denken, ohne dauernden Beſitz eines Gutes ſich ſichern zu wollen oder zu können. Unter dieſen Umſtänden kann es nicht möglich ſeyn, in größern Geſellſchaften zu leben. Nur Familien gibt es, oder einzelne kleine Horden, welche der Geſchlechtstrieb, die Liebe zu den Kindern und die zur Gewohnheit gewordene Anhänglichkeit der Geſchwiſter zuſammenhält. Die Schwierigkeit, Lebensmittel zu erhalten, läßt auch keine größere Geſellſchaften zu; und ſelbſt die Familien müſſen zuweilen ſich trennen, weil derſelbe Ort nicht für alle die nöthigen Lebensmittel hervorbringt. Ein Theil wandert hier, ein anderer dorthin, nur der Zufall führt ſie zuweilen wieder zuſammen, und wenn die Umſtände dann günſtiger ſind, wenn etwa die Jagd ihnen größere Thiere in die Hände liefert, oder wenn die Noth ſie endlich zwingt, einen gemeinſamen Raub zu unternehmen, der ihnen einen reichen Vorrath gibt, leben ſie auf längere Zeit wieder mit einander. Keiner hat vor den übrigen ein höheres Anſehen durch ererbten Rang; nur die Körperkraft entſcheidet, und der Stärkere oder Gewandtere macht dieſe oft in ſolchem Grade geltend, daß der Schwächere ihm ſeine Waffen, ja ſelbſt ſein Weib und ſeine Kinder, abtreten muß, wenn er das Leben behalten will. Nur die Neuholländer und Diemensländer können in Hinſicht ihrer Lage mit den Buſchmännern verglichen werden, und außer ihnen gibt es keine Wilden auf der ganzen Erde, deren ganzes Daſein dem Thiere näher ſtünde, als bei den Buſchmännern, deren Bedürfniſſe, Sorgen und Freuden unbedeutender, und ſie daher ſelbſt der Cultur unfähiger wären. Beſonders aber findet man kein Volk, bei welchem ein ähnlicher Grad von thieriſcher Rohheit, mit ſo viel Verſchmitztheit und mit ſo vielen Beweiſen geübter Seelenkräfte verbunden iſt.

Schlaf, Eſſen und Trinken ſind die einzigen Bedürfniſſe, und wenn man Tabakrauchen und Branntweintrinken dazu rechnet, die einzigen Freuden, welche der Buſchmann kennt, aber er kann ihnen auf längere Zeit entſagen. Derſelbe Buſchmann, der mit fünf ſeiner Landsleute ein

fettes Schaf in einer Stunde, ein Quagga in einer halben Nacht ganz und gar verzehrt, ist im Stande drei bis vier Tage und länger Hunger zu leiden; auch wenn ein solches Fest nicht vorhergegangen ist. Oft ist bloße Faulheit die Ursache seines Hungers, er schnürt sich lieber den Bauch ein und verschläft den Hunger, als daß er sich mit körperlichen Anstrengungen Nahrung zu verschaffen suchen sollte. Monate lang lebt er von kleinen Zwiebeln, welche sich in den Niederungen finden und verläßt die Gegend nicht eher, als bis er alle verzehrt hat. So träge er ist, so zeigt er umgekehrt wieder eine außerordentliche Ausdauer in allen seinen Unternehmungen, wenn er sie einmal beschlossen hat. Tagelang scharren sie in niedrigen Gegenden nach Wasser, und wenn sie glauben, daß es sich finden müsse, so stehen sie nicht ab, bis sie es gefunden haben. Der ganze Lohn ist oft eine Handvoll Wasser, die ein jeder sich, wie ihn die Reihe trifft, herausholt, indeß der Folgende geduldig wartet, bis das Loch wieder so voll gelaufen ist, daß auch er schöpfen kann. Von der Spur eines einmal verfolgten Wildes bringt sie nichts ab, von einem einmal beschlossenen Unternehmen schreckt keine Schwierigkeit sie zurück. Nur der erste Schritt ist ihnen schwer, haben sie sich aber einmal von ihrer Unthätigkeit aufgerafft, so führen sie ihr Unternehmen mit List, Ausdauer und Kühnheit zu Ende. Aber diese Kühnheit ist kein kriegerischer Muth, sie wagen vieles auf gut Glück. Aber nie stellen sie sich in offenem Felde gegen ihre Feinde, ein Flintenschuß jagt hunderte in die Flucht, und wer ihnen mit einem Knüppel bewaffnet auf den Leib rennt, hat sicher von der überlegenen Zahl keinen Widerstand zu furchten. Ihre Art Krieg zu führen besteht darin, aus einem sichern Hinterhalt Pfeile abzudrücken, einen Unbewaffneten unerwartet hinterwärts zu durchstoßen.

Ihre größte Fertigkeit besteht im Gebrauche ihrer Waffen, und in dem Erspähen ihres Feindes, oder seiner Bewegungen. So unvollkommen auch ihre Sprache ist, so haben sie doch eine sehr zusammengesetzte Art sich durch Geberden und Zeichen telegraphisch verständlich zu machen, so daß sie sich in meilenweiten Entfernungen, vorzüglich bei Nacht durch Feuer, auf den Gipfeln der Berge angelegt, von der Zahl ihrer Feinde, oder von der Stärke einer zu raubenden Heerde und dem Vertheidigungszustande der sie bewachenden Hirten zu benachrichtigen wissen. Das Gesicht ist so geschärft, daß dem Buschmanne Gegenstände in Entfernungen deutlich werden, die das beste europäische Auge nur mit Fernröhren bewaffnet wahrnimmt. Lichtenstein sah, daß Buschmänner Heerden von Antilopen auf eine Entfernung von anderthalb Meilen nachwiesen. Ein Buschmannsknabe, den der General Jansen mit nach Europa nahm, sah von dem Verdecke des Schiffes aus andere Schiffe am äußersten Rande des Horizontes, welche der Matrose auf dem Mastbaume nicht sah, und die man kaum mit Fernröhren entdecken konnte, und umgekehrt mußte er Schiffe aufsuchen, welche der Capitain vom Mastbaume aus mit Fernröhren entdeckte, und es gelang ihm jedesmal.

Die Waffen, ihr einziges Eigenthum, bestehen aus Bogen und Pfeilen, deren Spitzen meist vergiftet sind. Die Bogen sind etwa 5 Fuß lang und bestehen aus dem härtesten Holze, die Sehne aus zusammengedrehten Sehnenscheiden größerer Thiere. Die Pfeile sind etwa dritthalb Fuß lang, der Schaft besteht aus Schilfrohr, und ist am untern Ende eingekerbt und mit einer Raubvogelfeder versehen. Die Spitze besteht aus einem derben Knochen, gewöhnlich von einer Antilope, und ist scharf zugespitzt, oder mit einem dreieckigen eisernen Plättchen versehen und dicht mit Gift überzogen. Dieses Gift wird aus mehrern Substanzen zusammengesetzt. Das Haupt-Ingrediens ist Schlangengift, mit dem giftigen Safte großer Wolfsmilcharten eingedickt, zuweilen auch mit dem giftigen Saft der Blutzwiebel (Haemanthus toxicarius) vermischt. Dieses Gift hat eine scharf alcalische, die Blutmasse schnell zersetzende, Kraft. Eine besonders boshafte Einrichtung des Pfeiles besteht darin, daß er an einer Stelle etwa ein Zoll weit unter der Spitze zur Hälfte durchsägt ist, damit er gleich abknicke und stecken bleibe, wenn er etwa auf einen Knochen trifft; dicht neben dieser eingesägten Stelle ist ein widerhakendes Federplättchen halb nach hinten gerichtet, welches bei unvorsichtigem Ausziehen des Pfeiles das Abbrechen der Spitze in der innersten Wunde bewirkt, wo denn gar keine Hilfe mehr möglich ist, weil gleich nachher alles darüber herschwillt. Holz zu den Bögen und die eisernen Spitzen bekommen sie von weit her, durch Tausch gegen fertige Pfeile von andern Völkern, und ein einziger Pfeil kostet ihnen einen ganzen Tag Arbeit. Sie wissen, daß das Gift nur dann wirkt, wenn es in's Blut kommt und essen die dadurch getödteten Thiere, so wie die Körper der Giftschlangen, ohne Gefahr.

Der Köcher wird aus dem hohlen Stamme einer großen Aloe verfertigt und der Boden und Deckel sind von Leder. Er wird an einem Riemen lose über die Schulter getragen, so daß sie ihn zum Gebrauch gleich auf den Unterarm gleiten lassen können, an welchem sie ihn auch während dem Schießen hängen lassen; so können sie in einer Minute fünf bis sechs Schüsse thun, wobei sie den Bogen senkrecht halten. Sie fehlen oft in der Höhe, nie in der Richtung; die Entfernung, in welcher sie treffen können, ist achtzig Schritte, darüber hinaus fehlen die Besten. Auf der Jagd muß List und Gewandtheit die Unvollkommenheit der Waffe ersetzen. Auf dem Bauch kriechend nähern sie sich der scheuen Antilope, Leib und Kleider mit Staube bedeckend, um durch die Farbe nicht aufzufallen; sie bewegen sich nicht, sobald das Thier aufmerksam zu werden droht, und erreichen so oft erst nach mehrern Stunden meist ihren Zweck. Eben so vorsichtig und planmäßig verfahren sie bei ihren Räubereien, und wagen nie einen Angriff, ohne alles vorher erspäht und ausgekundschaftet zu haben, und sind schon auf jeden Fall über die zu nehmenden Maßregeln und die zu gebenden Zeichen einverstanden. In den Zeiten des letzten Mondviertels hat man sie am meisten zu fürchten, denn dann unternehmen sie den Raub im Dunkeln vor Mitternacht, um nachher im Mondschein desto schneller fliehen zu können. Ueberhaupt führen sie ihre Unternehmungen immer in den ersten Nachtstunden aus, um die übrige Nacht zur Flucht anzuwenden. Auch bei kaltem Regenwetter hat man sie sehr zu fürchten. Sehr oft trifft man die Hirten ermordet und das Vieh geraubt an.

Vom Dasein eines höchsten Wesens scheinen sie keine Idee zu haben, sind aber dessen ungeachtet vom dümmsten Aberglauben befangen. Nie machen sie einen Vorrath, oder sparen das Vieh, welches sie gestohlen, lange auf, sondern, mit einem großen Vorrath von Vieh versehen, sind die Buschmänner furchtsam und scheu und werden schwerlich der angreifende Theil. Sie werden ihres Lebens nicht eher wieder froh, bis sie Alles aufgefressen haben und sie nun sicher sind, daß man ihnen nichts wieder nehmen kann. Daher ist auch eine zahlreiche Heerde nur auf wenige Wochen hinreichend, da von nahe und fern alle Buschmänner, welche von dem vorhandenen Reichthum Kunde erhalten, herankommen und nicht mehr weggehen, bis nichts mehr übrig ist. Ihre Gesellschaftlichkeit selbst ist also nur zufällig und hängt von der Menge der Nahrung ab, welche sie erhalten können, und niemals bilden sie ein Volk oder eine bestimmte Horde auf lange Zeit. Gegen Weib und Kinder sind sie meist ganz gleichgültig und verlassen sie ohne Mitleid, doch scheinen sie unter einander sich selten zu bekriegen. Lichtenstein, dem wir alle diese Nachrichten über die Buschmänner abborgen, sagt, indem er ein Paar solche mehr als eine Stunde betrachtet habe, um sich zu überzeugen, ob sie einen Platz in der Reihe der vernünftigen Wesen verdienten, er könne nicht umhin zu behaupten, ein Buschmann gleiche in Mienen und Geberden mehr einem Affen als einem Menschen. Der eine davon war ein alter Kerl von etwa 50 Jahren mit greisem Haar und spitzem Bart, Stirn, Nase, Wangen und Kinn mit tiefem schwarzem Schmutz überzogen und rund um die Augen ein weißer Ring, den die vom Rauche stets überfließenden Thränen rein erhalten, hatte ganz die Physiognomie der kleinen blauen Affen aus dem Kafferlande. Was diesem Vergleich volle Wahrheit gab, war die Lebhaftigkeit der Augen und die Beweglichkeit der Augenbraunen, die sich bei jeder Veränderung der Miene mit auf- und niederzogen; auch die Nasenflügel und Mundwinkel, ja sogar die Ohren, bewegten sich unwillkührlich mit, und drückten den flüchtigen Wechsel der Begierde und mißtrauischer Aufmerksamkeit auf seine Umgebungen aus; dagegen verrieth kein Zug des Gesichts Bewußtsein des Denkvermögens, oder irgend eine mildere über das Thierische ausgehende Regung des Gemüths. Als man ihm vollends ein Stück Fleisch gab und er von seiner sitzenden Stellung halb aufstund und den Arm mißtrauisch darnach lang ausstreckte, es schnell an sich zog und dann geschwind in das Feuer steckte, mit den Augen noch immer umherspähend, ob es ihm nicht etwa jemand nehmen wolle, so glich er in seinen Bewegungen vollends einem Affen. Er zog das Fleisch bald wieder aus dem Feuer, wischte es eilig mit der rechten Hand auf dem linken Arm ab, riß dann mit den Zähnen große mehr als halb rohe Bissen ab, und ließ sie sichtbar die magere Kehle noch ganz hinabgleiten; als er auf den Knochen kam, wo seine Zähne nicht mehr aushalfen, bediente er sich eines an seinem

Halfe hängenden Messers, womit er sich die mit den Zähnen gefaßten Bissen dicht vor dem Munde abschnitt, ohne sich in die Nase und Augen zu stechen, was ihm ein Europäer nicht leicht nachthun würde. Nachdem der Knochen rein abgenagt war, steckte er ihn auf's Neue in's Feuer, zerschlug dann zwischen zwei Steinen die beiden Enden, sog dann das Mark heraus, und füllte ihn unmittelbar darauf mit Tabak. Den dicken Knochen nahm er tief in den Mund und schluckte den Rauch mit gierigen Zügen ein, wobei er dann die Augen zukniff, wie jemand der das größte Behagen verräth. Nach drei bis vier Zügen reichte er den Knochen seinem Landsmann, der ebenfalls einige Züge daraus that und ihn dann bis auf weiteres noch brennend in seinen ledernen Sack steckte.

Wir hielten es für nöthig, über dieses, auf der untersten Stufe an der Gränze der Thierheit stehende, Volk etwas weitläufiger zu seyn, um nachher eine Vergleichung mit den Neuholländern machen zu können, der vielleicht noch etwas höher steht. Die Ostiaken und Samojeden an den Gestaden des Eismeeres, befinden sich in einem angenehmern und mehr civilisirten Zustande als diese wilden Afrikaner.

Wir bilden hier ein solches Hottentottenweib ab, welches, unter dem Namen der hottentottischen Venus, in Paris starb.

Die Kaffern.

Die Menschen dieser Rasse sind bei weitem schöner als die übrigen äthiopischen Stämme, und in der Civilisition zwar nicht weit, aber doch viel weiter vorgerückt als die Hottentotten und Neger. Darunter bezeichnet man alle Wilden, südlich von Quiloa und östlich von der Cap-Colonie bis an die Negerstaaten. Die Gränze ihres Gebiets dehnt sich westlich bis an den Meridian des Cap Agulhas aus, bis zum 25. Grad südlicher Breite, von da geht die Gränze in südöstlicher Richtung gegen die Quellen des Orangenflusses, und von diesem Punkt gerade nach Süden.

Der allgemeine Charakter aller Stämme dieser großen Nation, den wir der Charakteristik derselben nach Lichtenstein entnehmen, ist folgender:

An Leibesgestalt unterscheiden sich die Kaffern von allen andern Völkerschaften Afrika's. Sie sind von ausgezeichneter Größe, Stärke und besonders Ebenmaß der Glieder. (Ganz das Gegentheil der Buschmänner, welche an ihre Wohnungen gränzen.) Ihre Farbe ist braun, das Haar schwarz und wollig. Ihre Gesichtszüge sind charakterisch, und gestatten nicht, daß man sie zu einer der angenommenen Hauptrassen zählen könnte. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen, und mit den Hottentotten die breiten Wangenknochen gemein. Der Bart ist schwach, aber stärker als bei den Hottentotten. Sie reden eine volltönige, weiche, wohlklingende Sprache, ohne Schnalzen. Die Wurzelwörter sind ein- und zweisylbig, ihre Laute einfach, ohne Doppellauter. Ihre Rede ist langsam, bedeutend, ruhend auf der vorletzten Sylbe. Die Dialekte der Stämme sind zwar auf vielfache Art von einander abweichend, aber die entferntesten Stämme verstehen sich doch. Sie leben von Rindviehzucht und wenigem Ackerbau. Eine Art von Hirse (Holcus Caffrorun) ist ihr einziges Getreide; Milch von Kühen und Ziegen ihre Hauptnahrung.

Sie sind halb Nomaden und verändern ihre Wohnplätze selten und sehr ungern, nur unter dringenden Umständen, siedeln sich aber leicht an neuen Wohnorten an. An Cultur unter einander verschieden, werden die civilisirtern an dem festern Bau ihrer Hütten, und dem seltenern Wechsel des Wohnortes erkannt.

Sie haben häufig Kriege unter einander, wobei die Weiber mehr als die Männer geschont werden, daher sind der Weiber bedeutend mehr als der Männer, und die Vielweiberei ist allgemein, wobei die Weiber als Sklavinnen gehalten werden und die Geschäfte übernehmen müssen, welche eigentlich den Männern zukommen sollten. Ihre Kleidung besteht in Thierfellen, welche sie künstlich gerben. Die Männer gehen fast ganz nackt, und hüllen sich bloß in einem um den Hals festgebundenen Fell, in Form eines Mantels ein; um die Hüften ist ein Leder gebunden. An den Armen und Schenkeln tragen beide Geschlechter Ringe von Elfenbein, und Sandalen an den Füßen. Die weibliche Kleidung besteht in einer Art Hemd, welches unter den Armen festgebunden wird, die Brüste bedeckt, und bis unter die Kniee reicht. Ihre Waffen sind Hassagayen oder eine Art von Wurfspießen und Knotenstöcke, die sie Kiri nennen, und bei einigen auch Schilder. Vergiftung der Waffen wird verabscheut. Sie glauben an einen unsichtbaren Gott, den sie aber nicht verehren, auch nicht bildlich darstellen oder in den Weltkörpern suchen. Ihre religiösen Gebräuche sind Einweihungen des Viehes, Wahrsagungen der Zauberer, Beschneidung der Jünglinge von zwölf bis vierzehn Jahren. Sie kennen keine Schriftzeichen irgend einer Art. Metalle werden gegraben und bearbeitet, aber die bildenden Künste sind noch im ersten Entstehen.

Der Kaffer ist kriegerisch und grausam gegen seine Feinde; dem Freunde treu ergeben, aber mißtrauisch, selbst gegen die Seinigen; daheim im Frieden träge und unbeschäftigt. Er liebt die Reinlichkeit und den Putz, und hält auf eheliche Treue. Er ist mäßig und haushälterisch; zeigt viel gesunden Verstand, ohne sich doch von grobem Aberglauben losmachen zu können. Das Volk ist in eine unbekannte Zahl von unabhängigen Stämmen vertheilt, und jeder derselben von einem unabhängigen Oberhaupt regiert, dessen Würde auf seine Nachkommen forterbt. Doch sind Beispiele von Usurpationen nicht selten, und Aufstände abtrünniger Krieger stören oft die Ruhe der Stämme, und verhindern ihre Fortschritte in der Cultur und in der Bevölkerung. Diese nähme aber bei der Körperkraft der Nation und bei der Vielweiberei zu, da sie durch ein treffliches Clima unterstützt wird, wenn nicht eben die Vermehrung der Menschen durch ihre Ausdehnung immerfort Anlaß gäbe dem Gebiete anderer Stämme nahe zu kommen, wodurch unaufhörliche Kriege entstehen, welche oft ganze Stämme aufreiben. In jeder Hinsicht stehen sie ihren Nachbarn, den Hottentotten, entgegen, und bilden von ihnen einen solchen Abstand, daß man unmöglich auf gleichen Ursprung schließen kann. Es scheint daraus hervorzugehen, daß diese Völker nicht immer neben einander gewohnt haben. Lichtenstein hält es für mehr als wahrscheinlich, daß die Kaffern ein, von ferne her, eingewandertes Volk seyen. Da weder Hottentotten noch Kaffern schreiben können, so haben beide Völker keine Geschichte, und nicht einmal Sagen, welche einige Aufklärung geben könnten. Mehrere Merkmale, wie die Sitte der Beschneidung, einige geringe Kenntniß der Astronomie, ihr Aberglaube und einige Worte ihrer Sprache, haben Barrow auf die Vermuthung gebracht, sie seyen arabischen Ursprungs. Aber dieses alles scheint uns zu beweisen, daß sie von einem gebildetern Volke abstammen. Die Gesichtsbildung, welche so wenig der Negerphysiognomie als der der Hottentotten gleicht, beweist auf jeden Fall, daß sie nicht gleichen Ursprungs sind. Sie nähern sich in mancher Hinsicht der europäischen Gesichtsbildung, entfernen sich aber in der andern wieder sehr davon. Es ist dieß eines von den Völkern, welches die Eintheilung in Rassen sehr erschwert, und in keine der angenommenen paßt. Sie scheinen auf jeden Fall vom nördlichen Afrika ausgegangen zu seyn, und haben eine bedeutende Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Mozambique, Madagascar, Zangebar und Abyssinien.

Sie nennen sich selbst Koassa oder Kaussa, und haben für den Inbegriff ihrer Völkerschaft den allgemeinen Ausdruck Ammakosina, und nehmen es sehr übel, wenn man sie Kaffern nennt. Die Männer sind von schönem, kräftigem, schlankem Bau; ihre Glieder haben das glücklichste Ebenmaaß; die meisten haben die Größe von 5½ Fuß, viele sind noch größer. Der Schädel der Kaffern ist hoch gewölbt und von angenehmer Form; das Auge lebhaft; die Nase nicht platt, sondern mit erhabenem Rücken; die Zähne von blendender Weiße. Sie halten sich in aufrechter Stellung sehr gerade, und ihr Gang ist fest und edel; ihr ganzes Aeußere verkündet Kraft und Muth. Die Weiber sind nicht weniger schön, nur durchgängig kleiner, selten über 5 Fuß hoch. Eine sehr feine Haut, schöne Zähne, angenehme Gesichtsbildung, in welcher sich Frohsinn und Zufriedenheit ausdrückt, ein schlanker, voller Wuchs, machen ihre Gestalt auch in den Augen des Europäers anlockend. Nur die dunkle Hautfarbe und das kurze, in schmale Zotteln zusammengedrehte, schwarze Haar, stören etwas den angenehmen Eindruck, ehe man sich an diesen Anblick gewöhnt. Männer und Weiber malen sich den Körper mit rothen Erdarten. Sie tragen diese Farbe mit Wasser auf, und bestreichen sich nachher, wenn sie trocken geworden, reichlich mit Fett; eine Sitte, zu welcher sie ihr warmes Clima veranlaßt. Diese Einreibung wird nicht täglich, sondern etwa alle drei bis vier Tage erneuert. Einige Kafferstämme tattuiren sich auch.

Krankheiten sind unter ihnen selten, da ihre mäßige, sorglose Lebensart, hinlängliche Körperanstrengung und das gesunde Klima sie davor schützt. Die meisten Todesfälle erfolgen nach hitzigen Fiebern. Sie gebrauchen dagegen äußere und innere Mittel, welche ihnen die Erfahrung an die Hand gab. Sie glauben aber, daß alle Krankheiten durch Zauberei entstehen, und die dagegen gebrauchten Mittel als Entzauberung wirken, daher ist ihr Arzneivorrath reich an den widersinnigsten Mitteln. Herrschen diese Fieber epidemisch, so gebrauchen sie dagegen örtliche Aderlässen, welche sie durch Einschnitte in das kranke Glied mit einem scharfen und spitzigen Eisen, und hernach darauf gesetzte Schröpfköpfe hervorbringen, welche aus querabgeschnittenen und oben durchbohrten Enden von Rinderhörnern bestehen. Wechselfieber sind ganz unbekannt, da es keine Sümpfe bei ihnen gibt. Die Kinderblattern haben oft heftig unter ihnen gewüthet, und sehr viele Menschen weggerafft. Venerische Krankheiten sind völlig unbekannt, und Ausschlagskrankheiten, außer den Pocken, ebenfalls. Lichtenstein bemerkt als etwas höchst sonderbares, daß er von den Kaffern niemals einen habe husten, nießen, gähnen oder sich reuspern hören. Daß sie also den Schnupfen, den Lungencatarrh, und wie man glauben sollte auch die Langeweile und Schläfrigkeit nicht kennen? Auch finden sie es unanständig in Gegenwart anderer sich zu kratzen, obschon sie nicht frei von Ungeziefer sind, und noch viel unerlaubter sind Unanständigkeiten gröberer Art.

Man findet bei ihnen keine Spur von Gottesverehrung, und sie sollen nicht einmal ein Wort haben, welches die Bedeutung Gott hat. Desto größer ist ihr Glauben an Zauberei und Wahrsager; ja sie lassen sich von gewissen Menschen, welche man Priester nennen könnte, aus der Hand wahrsagen; sie hielten auch die christlichen Missionärs für Zauberer. Es gibt Stellen, an welchen Niemand vorbeigehen darf, ohne einen Stein, einen Zweig oder eine Hand voll Gras darauf zu werfen. Sie wissen den Grund dafür nicht anzugeben. An der Mündung des Flusses Keissi lag ein Anker von einem gestrandeten Schiff; der König ließ davon ein Stück abschlagen, zufällig starb der Mann der es gethan hatte bald nachher, und seitdem hält man diesen Anker für ein zauberisches Wesen, welches über die angethane Beleidigung zürne. Man gab ihm den Namen, mit welchem ihn jeder Vorübergehende ehrerbietig grüßt. Wenn sie einen Elephanten erlegt haben, so entschuldigen sie sich bei dem todten Thiere, und sagen ihm, es sey nicht absichtlich getödtet worden, schneiden ihm den Rüssel ab und begraben ihn feierlich, wobei sie sagen, der Elephant sey ein großer Herr, und der Rüssel seine Hand. Sie glauben ihre Ochsen seyen aus einer großen Höhle im Norden ihres Landes hergekommen, und es habe darin Ochsen und Kühe in Menge, aber man finde diese Höhle nicht mehr. Wie bei uns ehemals die Hexen, so müssen Zauberer die Ursache der Krankheiten seyn, und man sucht sie zu entdecken, wobei gewöhnlich ein altes Weib als Wahrsagerin dienen muß. Derjenige, den sie dafür angibt, wird dann auf eine grausame Art getödtet, indem man ihn unter Ameisen vergraben und von ihnen zu Tode quälen läßt, oder ihn mit glühend gemachten Steinen bedeckt. Zuweilen kann er sich dadurch retten, wenn er die Leute beschwatzen kann, er sey nicht der eigentliche Zauberer, aber dieser habe den Verdacht nur auf ihn gewälzt, dann wird er unschuldig erkannt. Bei anhaltender Dürre sucht man auch bei Wahrsagern Rath. Ein solcher taucht im Blute eines geschlachteten Rindes eine Ruthe, besprengt damit die Gegend, dann begibt er sich allein in seine Hütte, und behauptet nun, im Traume erfahren zu haben, wenn der Regen erfolgen soll. Man erwartet diesen einen Monat lang geduldig, erfolgt er aber nicht, so wird der Wahrsager unfehlbar todtgeschlagen, meist aber macht er sich vorher davon. Es herrschen bei diesen Völkern auch gewisse Begriffe über sittliche Unreinheit. Alle Kinder sind unrein, bis sie unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen werden; alle Wöchnerinnen während einem Monat; alle Weiber während der Menstruation; Witwer vierzehn Tage; Witwen während einem Monat nach dem Tode des Gatten. Mit einem solchen Unreinen darf Niemand Gemeinschaft haben, bis er sich gewaschen, aufs Neue den Körper mit Farbe eingerieben und den Mund mit Milch ausgespühlt hat. Während der Zeit der Unreinheit darf er sich nicht waschen, nicht färben und keine Milch genießen. Zauberer sind ehrlos und unrein, so lange sie diesen Gewerb treiben. Auch einer der einen Menschen getödtet hat, ist auf einige Zeit unrein; sogar wer einen Löwen getödtet oder ihm die erste Wunde beigebracht hat, wird auf einige Tage unrein, obschon sie ihn als einen Helden ehren. Um jemand zu ehren, geben sie ihm einen neuen Namen, dessen Bedeutung niemand kennt, als der Erfinder. Besonders begegnet dieß den Weißen, welche einige Zeit unter ihnen bleiben, und sie werden ungemein schnell unter ihren neuen Namen bekannt.

Wann ein Gewitter in einen ihrer Kraale einschlägt, muß derselbe sogleich von allen seinen Bewohnern verlassen, oder wenigstens die Hütte eingerissen, und durch das Schlachten einer gewissen Zahl Ochsen gereinigt werden. So lange dieß nicht geschieht, hat Niemand Gemeinschaft mit den Bewohnern des Kraals. Betrifft dieses Unglück den Kraal des Königs, oder bricht derselbe aus einer andern Ursache von dem bisherigen Wohnplatz auf, so werden ungefähr hundert Ochsen geschlachtet, welche alle da liegen bleiben. Wer Lust hat, kann von dem Fleische holen; das übrige verzehren die Hyänen.

Sobald man bei einem Kranken den Tod herannahen sieht, wird er aus einer Hütte, an einen einsamen Ort, unter den Schatten eines Baumes gebracht. Hier macht man sogleich Feuer an, und setzt ein Gefäß mit Wasser neben ihn. Nur der Ehegatte des Sterbenden und die nächsten Anverwandten bleiben bei ihm. Sieht man, daß es mit ihm zu Ende geht, so wird ihm das Wasser über den Kopf gegossen, um ihn, wo möglich dadurch ins Leben zu rufen. Hilft auch das nicht, und ist man überzeugt, er werde bald sterben, so entfliehen alle schleunigst, und niemand bleibt bei dem Sterbenden als der Ehegatte. Die Verwandten bleiben aber in einiger Entfernung stehen, und lassen sich durch Zurufen den Zustand des Kranken, und endlich seinen Tod melden. Ist dieser erfolgt, so reinigen sie sich und kehren dann sogleich in ihre Wohnungen zurück. Die Frau, die ihrem sterbenden Manne den letzten Dienst erwies, verläßt den Leichnam, um den man sich nicht mehr bekümmert, der daher von den Hyänen verzehrt wird. Die Hyänen werden deßhalb heilig gehalten, und niemals getödtet. Die Frau geht nun mit einem Feuerbrande, den sie von dem neben dem Todten brennenden Feuer nimmt, an einem einsamen Ort, wo sie abermals ein Feuer anmacht, welches sie nicht darf verlöschen lassen. Des Nachts kommt sie heimlich in den Kraal, verbrennt die Hütte, welche sie vorher mit ihrem Manne bewohnt hatte, und kehrt dann in die Einsamkeit zurück, in welcher sie einen Monat lang bloß von Wurzeln und Beeren leben muß. Wann diese Zeit vorüber ist, wirft sie ihre Kleider weg, wascht sich den ganzen Leib, zerkratzt sich Brüste, Arme und Schenkel mit scharfen Steinen, umgürtet sich den Unterleib mit einem Geflechte von Binsen, und kehrt nach Sonnenuntergang in den Kraal zurück. Auf ihr Begehren wird ihr von einem unbeschnittenen Knaben ein Feuerbrand gereicht, um an dem Orte, wo ihre Hütte stand, ein Feuer anzumachen. Zugleich bekommt sie frische Milch, um sich den Mund auszuspühlen, und ist von diesem Tage an wieder rein. Die Kuh aber, von welcher die Milch genommen ist, wird nie wieder gemolken, auch nicht geschlachtet, sondern als unrein ihrem natürlichen Tod überlassen. Den folgenden Tag wird ein Rind geschlachtet, ihre Verwandten essen mit ihr von dem Fleisch, geben ihr das Fell um einen neuen Mantel zu machen, helfen ihr eine neue Hütte bauen, und so nimmt sie wieder Theil am geselligen Leben. Ein Witwer hat dieselben Trauergebräuche zu beobachten, nur mit dem Unterschiede, daß er nach einem halben Monat zurückkehrt. Ueberdieß nimmt er die Haare aus dem Schwanz eines Ochsen, macht sich daraus ein Halsband, und trägt dasselbe bis es verschlissen ist. Der Ochse ist unrein und wird nicht geschlachtet.

Stirbt ein Erwachsener plötzlich in seiner Hütte, so ist dadurch der ganze Kraal verunreinigt, und muß von allen seinen Bewohnern verlassen werden. Die Leiche bleibt unberührt in der Hütte liegen. Stirbt ein Kind in der Hütte, so wird dieselbe geschlossen und verlassen, ohne daß sich die Unreinigkeit auf die Uebrigen erstreckt.

Nur die Oberhäupter und ihre Frauen werden begraben. Man läßt sie in ihren Hütten sterben, wickelt die Leiche dann in ihren Mantel, und scharrt sie in eine Viehhürde ein. Nachdem das Grab wieder mit Erde gefüllt ist, treibt man einige Ochsen so lange in der Hürde umher, bis die Grabstelle wieder mit der übrigen Erde gleich geworden, und nicht mehr zu unterscheiden ist. Auch diese Ochsen sind fortan unrein und dürfen nicht mehr geschlachtet werden. Die Witwen des Verstorbenen verbrennen alles Hausgeräthe welches sie gemeinschaftlich mit ihm gebraucht hatten, begeben sich dann auf drei Tage in die Einsamkeit, und beobachten bei ihrer Rückkehr dieselben Gebräuche. Dann aber wird der Ort auf immer von allen seinen Bewohnern verlassen, und nie, selbst von einer andern Horde, wieder bebaut. Nur sieht man sich zuweilen

nach dem Grabe um, und hält es für ein übles Zeichen, wenn die Gebeine eines verstorbenen Oberhauptes auf die eine oder andere Weise beunruhigt werden.

Ein Fürst, dessen Frau stirbt, hat dieselben Gebräuche zu beobachten, wie allen übrigen; die Trauerzeit dauert drei Tage, und dieß ist der einzige Fall, in welchem ein Oberhaupt von seinem Gefolge verlassen wird. Auch dann wird der Ort, an welchem die Frau des Oberhauptes starb, für immer verlassen.

Die Kaffern haben viel Liebe zu ihren Kindern. Die Mütter stillen dieselben bis sie zwei Jahre alt sind; haben sie nicht genug Milch, so wird dafür Kuhmilch gegeben; nie stillet eine Frau ein fremdes Kind. Kinderkrankheiten sind selten; höchst selten hört man ein Kind schreien. Bis ins siebente Jahr bleiben die Kinder allein unter Aufsicht der Mutter, welche sie strenge zum Gehorsam anhält, ohne daß sich der Vater um sie bekümmert. Sobald die Knaben so groß sind, daß sie einige kleine Dienste leisten können, nimmt sie der Vater unter seine Zucht. Die Mädchen bleiben bei der Mutter, und helfen ihr im Hauswesen. Sind die Kinder über zehn bis eilf Jahre alt, so werden sie, unter Aufsicht des Oberhaupts der Horde, unterrichtet; die Knaben im Gebrauche der Waffen und in Leibesübungen, die Mädchen in Handarbeiten. Sobald sie mannbar werden, so werden sie beschnitten. Zu dieser Operation werden keine Priester oder besondere Personen gebraucht, sondern ein Mann nach Belieben vom Oberhaupte gewählt. Die Wunden werden mit Kräutern gebähet, und da man nicht leidet, daß sich eine Kruste über die Wunde bilde, so ist die Heilung langsam, und kann bis zu zwei Monaten dauern, während welcher Zeit alle neu beschnittenen Knaben abgesondert beisammen leben müssen. Nach völliger Heilung wird die Hütte, worin sie lebten, nebst den Kleidern welche sie bisher trugen, den Milchkörben und allem übrigen Hausgeräth, verbrannt. Die Jünglinge waschen sich, bekommen neue Kleider und Waffen, werden nun unter die Erwachsenen aufgenommen und heißen wehrbare Männer. Auch die Mädchen werden unter gewissen Feierlichkeiten unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen, wenn sie mannbar geworden sind.

Von dieser Aufnahme dürfen weder Knaben noch Mädchen mit ihren Eltern oder andern Erwachsenen essen, weil man sie für unrein hält. Von dieser Zeit der Aufnahme an schlafen sie nicht mehr in der Hütte ihrer Eltern, sondern bei unverheiratheten oder verwitweten Verwandten ihres Geschlechts.

Der Knabe hütet früh im Dienste seines Vaters das Vieh, und bekommt zum Lohn einen Antheil an dem jungen Vieh, womit sich die Heerde vermehrt. Sobald er ein Mann geworden, wird seine Heerde durch ein Geschenk seines Vaters vergrößert. Nun wendet er zunächst einen Theil seines Vermögens zum Ankauf einer Frau, und tritt deßhalb mit dem Vater des Mädchens, welches er zu haben wünscht, in einen ordentlichen Handel. Der Preis bestimmt sich nach dem Ansehen, in welchem der Vater und die Familie steht, und nach dem Reichthum des Bräutigams. Daher vermischen sich die höhern und niedern Stände nicht leicht mit einander, und nur besondere Schönheit eines ärmern Mädchens kann es in eine höhere Familie bringen, und dem Vater einen höhern Kaufspreis verschaffen. Das Mädchen selbst wird nie gefragt. Die Hochzeitfeier wird durch Schlachten von Ochsen und mit Schmausen gefeiert, und dauert so lange, bis das Fleisch der geschlachteten Thiere verzehrt ist. Die Frau hat von nun an dem Vater nicht mehr zu gehorchen, sondern nur dem Manne. Ohngeachtet das Mädchen nicht um ihre Einwilligung gefragt wird, bewirbt sich der Mann gewöhnlich vorher um die Zuneigung und Einwilligung des Mädchens, und nun wird mit dem Vater gehandelt. Der Preis besteht immer in einer Anzahl von Kühen, deren Zahl selten über zehn beträgt. Die Heirath geschieht aber erst, wenn das Mädchen in Hinsicht seines Gesundheitszustandes untersucht worden ist. Das Oberhaupt des Kraals ertheilt dann förmlich seine Einwilligung zur Heirath, und spricht beiden Ehegatten zu, sich gegen einander recht zu verhalten. Ein Trunk Milch von den Kühen des Bräutigams ist das Zeichen der geschlossenen Ehe. Die meisten Kaffern haben nur eine Frau, die Könige und Oberhäupter der Kraale aber vier bis fünf oder noch mehr.

Ehescheidungen sind höchst selten und von Verstoßung weißt man nichts. Eine Frau, welche ihrem Manne entlauft, wird mit Gewalt zurückgebracht. Der Ehebruch wird nur der Frau zum Verbrechen gemacht. Ertappt der Mann den Verführer, so hat er das Recht ihn sogleich zu tödten; allein dieß geschieht selten, sondern der Beleidigte klagt ihn vor dem Oberhaupt an, und theilt mit diesem das Strafgeld, welches der Ehebrecher bezahlen muß. Folgt eine Schwangerschaft darauf, so ist die Strafe doppelt, und der Verführer muß alles in Vieh bezahlen; damit ist aber die Sache abgethan. Die Frau hat keine Vorwürfe zu fürchten, und der Mann nimmt ihr Kind wie sein eigenes auf. Durch vertrauten Umgang einer unverheiratheten Frauensperson mit einem Manne leidet ihre Ehre nicht im geringsten, selbst wenn sich Folgen offenbaren. Wenn keine Verheirathung statt hat, so zahlt der Mann den Eltern eine Entschädigung an Vieh, und der Vorfall hat auf nachherige anderweitige Verheirathung keine Folgen. Reisenden werden oft als Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit Gesellschafterinnen angeboten. Der Mann darf mit unverheiratheten Weibern vertrauten Umgang haben. Eben zwischen Oheim und Nichte und zwischen Geschwisterkindern finden nicht statt.

Die Kafferinnen sind sehr fruchtbar, da sie aber so lange säugen, so folgen die Geburten nicht schnell hinter einander, da während dieser Zeit der vertraute Umgang den Eheleuten untersagt ist. Die Zahl der Weiber ist durch kein Gesetz beschränkt; die Kinder werden dann von den verschiedenen Müttern gemeinsam erzogen, welche friedlich die häuslichen Arbeiten theilen. Gibt es Mißverständnisse, so muß die jüngere weichen und sich eine eigene Hütte bauen. Die Zahl der Kinder einer Frau ist im Durchschnitt acht bis zehn. Verwaiste Kinder werden von den Verwandten erzogen, und solche beziehen auch den Kaufspreis der Mädchen vom Bräutigam. Im Aeußern sind die Kafferinnen sehr sittsam. Ihre Kleidung bedeckt den ganzen Körper; nur Gesicht, Arme und Füße sind bloß, und nie erscheinen sie vor Fremden mit unbedecktem Haupte.

In öffentliche Angelegenheiten darf sich keine Frau mischen; desto größer aber ist ihr Ansehn in häuslichen Geschäften, welche sie allein besorgen und leiten. Selbst bei Verwendung des Vermögens unterwirft sich der Mann unbedingt der Meinung der Frau. Nie mischt sich der Mann in die Streitigkeiten der Weiber, wenn es nicht zu Thätlichkeiten kommt, wo er dann immer seine Gattin eifrig beschützt. Gegen Eltern und bejahrte Verwandte sind die Kaffern sehr ergeben und achtungsvoll, und behandeln sie bis zum Tode sehr liebreich, und der Vater hat immerfort eine Stimme in den Angelegenheiten seines Sohnes; stirbt er, so tritt der Oheim oder ein älterer Bruder an seine Stelle. Auch alle andern ältern Personen werden liebreich behandelt und geachtet, arme und kranke Blutsverwandte gepflegt und unterstützt.

Die Hütten haben eine halbkugelförmige Gestalt, sind acht bis neun Fuß im Durchmesser, aber selten so hoch, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann. Der Eingang ist etwa vier Fuß hoch, und wird mit einer Thüre von Flechtwerk verschlossen. Das Gerippe der Hütte besteht aus schlanken Stäben, welche in den Boden gesteckt und oben vereinigt werden. Die Zwischenräume werden mit Zweigen durchflochten, der obere Theil mit Binsen bedeckt, und der untere mit einem Gemische von Lehm und Kuhkoth dicht überstrichen. Einige Stämme bauen stärkere und doppelte, mit einander in Verbindung stehende Hütten. Der Boden wird aus gestampften Ameisenhaufen bereitet, ist hart und wird reinlich gehalten, auch oft erneuert. Sie schlafen auf Binsenmatten, mit ausgestreckten Gliedern, da die Hottentotten sich dagegen zusammenkugeln. Zur Decke dient ihr Mantel.

Das Vieh wird des Nachts in eingezäunte Plätze getrieben und so vor den Raubthieren gesichert. Die Rindviehzucht ist ihr einziges und vorzüglichstes Gewerbe, welchem die Männer allein obliegen und mit allem Fleiß besorgen. Daher ist ihr Vieh, wenn es nicht an Regen fehlt, immer wohlgenährt und milchreich. Die Thiere selbst folgen ihrem Führer auf den Ruf oder Pfiff. Wenn die Weide schlecht wird, so brechen sie mit dem ganzen Kraal auf, und suchen einen bessern Ort. Die Ochsen werden zum Reiten und Tragen abgerichtet. Die Reitochsen werden durch einen durch die Nase gesteckten Pflock, an welchem die Zügel befestigt sind, regiert, und sind meist vortrefflich zugeritten. Die Oberhäupter der Kraale halten sich Stiere zum Reiten, und ganze Heerden von Stieren als Beweise ihres Reichthums. Diese sind sehr böse und unbändig, und werden zu einer Art Stiergefecht abgerichtet, indem sie dieselben gewöhnen, auf ein gewisses Geschrei, auf den der es macht, loszurennen, der ihnen dann recht behende ausweichen muß. Sie wissen auch den Hörnern sehr verschiedene Gestalten zu geben, indem sie dieselben von ihrem Keimen an biegen wie Antilopenhörner. Das Gebrüll der Kühe ist ihre liebste Musik, und sie wenden oft alles daran

eine wohlklingend brüllende Kuh zu bekommen. Kuhmilch ist ihre Hauptnahrung, und sie gewinnen auch Käse und Butter, welchen letztern sie aber nicht essen, sondern nur zum Einschmieren der Haut brauchen. Nur wenn ihnen die Jagd kein Fleisch verschafft, schlachten und essen sie ihr Vieh.

Sie sind eifrige Jäger und brauchen ihre Hassagayen sehr geschickt. Ihre Jagden sind aber sehr verderblich, indem sie ein Waldstück allenthalben umzingeln, das Wild dann auf einen Punkt zusammen treiben, und nur einen schmalen Ausweg offen lassen, durch welchen das Wild entfliehen kann, aber von den wehrhaften Männern, welche hier lauern, niedergestochen wird. So wird mehr Wild getödtet als gebraucht werden kann, und vieles muß unnütz verfaulen. Die Beute wird unter Alle getheilt. Viel Wild wird in Schlingen gefangen, welche sie so künstlich in das Gebüsch zu stellen wissen, daß das Wild mit den Beinen hängen bleibt. Größere Thiere wie Büffel, Elendantilopen u. s. w. fangen sie in Gruben, welche auf dem Wege angelegt werden, der zum Wasser. führt. Für noch größere Thiere, wie Hippopotame und Elephanten, werden die Gruben tiefer gemacht, und in dieselben Pfähle mit der Spitze aufwärts gesteckt, an welchen sich das unglückliche Thier, welches hineinfällt, spießt. Der Elephanten können sie sich nur mit der größten Mühe und Gefahr zuweilen bemächtigen, indem sie dieselben, durch eine Menge beigebrachter kleinen Wunden, durch ihre Hassagayen, ermüden, und so ihrer Meister werden können.

Hunde halten sie in großen Ehren, lassen sie aber oft fürchterlich hungern, daher sind sie immer mager und räudig, doch stark genug um Raubthiere abzuwehren. Schafe essen sie sehr gerne, allein ihr Land ist nicht für die Schafzucht geeignet. Hühner trifft man bei ihnen keine an. Keiner besitzt eigenes Land, allein sie bepflanzen doch gewisse Stücke um ihre Kraale mit Hirse (Holcus Caffrorun et Sorghum) und Wassermelonen, gehen aber beim Feldbau sehr roh zu Werke. Auch mehrere Kräuter bauen sie, als Surrogat für Tabak. Den Hirs essen sie mit Milch gekocht, backen daraus in heißer Asche eine Art Brod, und brauen ein bierartiges Getränk daraus. Fische und Seethiere essen die an den Küsten wohnenden Kaffern nur aus Noth. Hat jemand einen Ochsen geschlachtet, so kommen sämmtliche Nachbaren herbei, und bleiben, bis alles verzehrt ist. Selbst wenn der König schlachtet, theilen seine Unterthanen sein Mahl mit ihm, dagegen wird ihm von jedem geschlachteten Thier das Bruststück geschickt Brust, Kopf, Herz und Füße des geschlachteten Thieres dienen ausschließlich den Männern zur Speise; nie bekommt ein Weib davon.

Die Kleidung besteht aus Thierfellen von Rindern oder wilden Thierhäuten, besonders Antilopen. Die Pantherhäute müssen alle den Oberhäuptern abgeliefert werden, welche wohl dann auch ihre Günstlinge damit beschenken. Die Felle werden gut gegerbt, und die Mäntel bestehen fast immer nur aus einem Stück. Die Mäntel der Frauen werden meist mit kupfernen Knöpfen besetzt, deren Menge den Rang bezeichnen. Knöpfe von Metall sind daher ein guter Handelsartikel bei ihnen, aber nur glatte, glänzende. Auch mit ganzen Büscheln wilder Kazenschwänze werden die Schultern der Frauenmäntel geziert. Das Fett, womit sie sich einschmieren, wird mit mineralischen Theilen gemischt und gefärbt, was nicht unangenehm läßt, aber immer abfärbt. Den Kopf tragen die Männer bloß, oder mit einem zollbreiten, ledernen Diadem an der Stirne, bedeckt. Die Weiber tragen eine Art von Turban, aus gefaltenem, fein gegerbtem Leder, in der Mitte eine Quaste von Korallenschnüren, oder Troddeln von Leder, mit Kupferstückchen, welche sehr artig, etwas schief, über die Stirne hängen. Die Männer schmücken den Kopf auch gern mit einer aufrechtstehenden Quaste von Zebra- oder Jakalhaaren. Um den Hals tragen die Weiber mancherlei Schnüre von Steinchen, Muscheln, Glaskorallen oder wohlriechenden Holzstückchen. Aehnliche Korallenschnüre tragen sie in den Ohren, oder auch Knöpfe oder Ringe von Kupfer. Am linken Oberarm sieht man einen bis zehn Elfenbeinringe, oft der breiteste von 1½ Zoll. Am rechten Arm wird oft ein Lederriem mit mehreren aufrecht stehenden Pantherzähnen, und am Handgelenk kupferne oder eiserne, dünne Armbänder, welche an einer Stelle offen sind und sich durch Biegen anschließen, getragen.

Um die Hüften tragen die Männer schmale, lederne Gürtel, so dicht mit Knöpfen oder eisernen und kupfernen Plättchen besetzt, daß man von dem Leder nichts sieht. Die Frauen aber sind von der Geburt an, mit ledernen Schürzen bedeckt, die ebenfalls mit Kupfer verziert sind. Bei weitem die meisten bedecken auch den Busen, mit einem breiten Streifen Leder, der über die ganze Brust geht, und unter den Armen durch auf dem Rücken fest gebunden wird. Die Finger, besonders die Daumen, selbst die großen Zehen, sind mit Ringen von Kupfer und Eisendrath geziert, und die Männer führen meist an einem Knie einen schönen, federbuschartigen Schweif von Quaggahaaren oder Löwenmähnen, auch wohl den Büschel eines Löwenschwanzes, der fast bis an das Fußgelenk herabhängt.

Die Waffen bestehen in einem fünf bis sechs Fuß langen Speer oder Hassagaye, Schild und Kirri. Der Speer ist immer mit einer oft zwei Zoll breiten, zweischneidigen, eisernen Spitze versehen. Der Schild besteht aus gehärtetem, durch ein hölzernes Kreuz gespanntem, Ochsenleder. Der Kirri ist eine Keule oder kurzer Knüppel von Holz, womit sie im Kampfe die anfliegenden Hassagayen auf die Seite schlagen. Die weiteste Entfernung in welcher sie den Speer zu werfen vermögen, ist hundert Schritte. Aber schon auf sechszig Schritte ist der Wurf ungewiß; wenn er aber trifft, noch kräftig genug, ein Bret zu durchbohren. Den Kirri brauchen sie auch zum Schleudern, und treffen damit in ziemlicher Entfernung, besonders auf der Jagd. Auch dient er ihnen als Ackergeräth zum Auflockern der Erde.

Die Kaffern sind tapfer und muthig, und bekriegen sich oft unter einander, ohne eigentlich sehr streitsüchtig zu seyn. Kein wehrbarer Mann schließt sich vom Kriege aus, und Entfliehen bringt unauslöschliche Schande. Die Veranlaßung zum Kriege geben der Abfall rebellischer Oberhäupter vom gemeinschaftlichen König, oder Eroberungssucht des Letztern, nicht für Land, sondern für zinsbare Unterthanen, oder es entsteht Streit über Viehweiden. Immer aber geht eine Kriegserklärung vorher, außer gegen die Buschmänner, welche sie zu allen Zeiten wie Raubthiere verfolgen, und ihre Stämme bis auf das letzte Kind auszurotten suchen. Ihre Kriege dauern aber selten lang, und sind nicht sehr mörderisch; der Friede wird bald geschlossen. Flieht der Feind, so sucht man sich hauptsächlich der Weiber und Kinder und des Viehes desselben zu bemächtigen. Der Besiegte anerkennt das Oberhaupt des Siegers und wird ihm zinsbar; dann werden Weiber und Kinder zurückgegeben, und niemals haben sie für ihr Leben zu fürchten. Gefangene werden nicht getödtet, und nach dem Kriege, ohne Lösegeld, frei gelassen.

Der Tanz der Kaffern ist steif, und steht im Gegensatz zu ihrer Gewandtheit und Leichtigkeit beim Gefechte. Die Männer treten dabei in eine Reihe mit verschlungenen Armen, und stampfen unter wunderlichen, unangenehmen Bewegungen des Kopfes, der Schultern und des Unterleibes heftig auf den Boden, indem die Weiber unter ähnlichen Grimassen langsam sich um die Männer drehen, eine der andern folgend. Dann heulen sie eine Melodie, welche nichts angenehmes für ein europäisches Ohr hat.

Sie wissen die Metalle zu bearbeiten, gewinnen sie aber nicht selbst, sondern durch Tauschhandel. Sie hämmern das glühend gemachte Eisen oder Kupfer mit Steinen, und brauchen als Brennmaterial, getrockneten Ochsenmist. Einige Stämme im Innern wissen indeß auch das Metall zu gewinnen und Holzkohlen zu verfertigen. Zum Feuer anmachen nehmen sie zwei Stäbe Holz von verschiedener Härte, und bringen, das eine Stäbchen quirlförmig umdrehend, eine solche Hitze durch Reibung hervor, daß das Holz zu brennen anfängt. Zum Kochen verfertigen sie aus Thon große Töpfe, welche an der Sonne gehärtet werden und inwendig nicht glasirt sind. Sie wissen aus Binsen so dichte Körbe zu flechten, daß sie darin Milch aufbewahren können. Sie haben zwar Zahlen, die wenigsten können aber weiter zählen als zehn, und doch ist ihre Vorstellung von der Größe einer Heerde so bestimmt, daß sie den Mangel eines Stückes sogleich merken, auch wenn die Heerde aus vier- bis fünfhundert Stücken besteht. Ihr Gedächtniß ist für sinnliche Anschauungen sehr stark. Sie erkennen Menschen, welche sie vor langer Zeit gesehen, sogleich wieder, und wissen alle Umstände, welche sich beim ersten Zusammentreffen ereigneten, sogleich wieder anzugeben. Eben so fest prägt sich ihnen die Gestalt oder Zeichnung eines Thiers ein. Einzelne erkannten unter den Ochsengespannen Lichtenstein's die Ochsen wieder, die während des Krieges einmal in ihrer Gewalt gewesen, und ihnen nachher wieder abgenommen worden waren. Mit der Zeitrechnung dagegen ist es nicht so; sie sind nicht im Stande, eine Zeit, die länger als ein paar Monate von der Gegenwart entfernet ist, zu berechnen, obgleich sie die Umstände und Thatsachen von weit länger her sehr gut wissen. Sein Alter weiß keiner anzugeben. Das Alter eines abwesenden Kindes wird durch eine Beschreibung seiner Größe angedeutet, und eine Frau

nennt die Anzahl der Kinder, welche sie geboren hat, um ihr Alter anzuzeigen. Höchst selten scheinen diese Menschen ein Alter über sechszig Jahre zu erreichen.

Die neuesten Nachrichten über die Kaffern sagen, daß mehrere, den europäischen Colonien am Cap zunächst wohnende, Stämme sich nach und nach civilisiren, und durch Missionäre zum christlichen Glauben theilweise bekehrt worden seyen. Unsere Schilderung der Sitten dieser Nation könnte daher in einigen Jahren nicht mehr auf alle Stämme passen, von welchen wir aber bei weitem nicht alle kennen. Alle Nachrichten stimmen aber darin überein, daß diese Kaffern zu den schönsten Menschen gehören.

In gewissen Beziehungen haben ein Theil der Bewohner von Madagascar so viel ähnliches mit den Kaffern, daß es höchst wahrscheinlich ist, sie gehören zum nämlichen Stamme, und die Kaffern der Kafferei seyen entweder Nachkommen von Madagassen, welche von dort vertrieben worden seyen, und sich nach Südafrika nach und nach verbreitet haben, oder aber, was indeß weniger wahrscheinlich ist, die Kaffern haben sich bis nach Madagasgar verbreitet. Da indeß die Madagassen, welche zu diesem Stamme gehören, manches eigen haben, so müssen wir ihrer besonders Erwähnung thun. Allein nicht bloß auf Madagascar, sondern auf den entferntesten Inseln von Oceanien finden wir Nationen, welche der äthiopischen Rasse anzugehören scheinen, und sich bald den Negern, bald mehr den Kaffern annähern, niemals aber den Hottentotten, welche ganz für sich dazustehen scheinen. Zu den oceanischen Völkern, welche hier gemeint sind, gehören die sogenannten Papus, die Alfuros oder Endamenen, die Tasmanier oder Australneger und die sämmtlichen Bewohner des großen Neuhollandes. Zur Vervollkommnung unserer Darstellung der Menschenstämme ist es nothwendig diese Völker einzeln zu betrachten. Wir müssen sie vorläufig zur ätheopischen Rasse zählen, und es dann jedem überlassen über ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zu urtheilen. Herr Bory de St. Vincent hat sie Melanier genannt.

Wir gehen nun zur Betrachtung der einzelnen Stämme über:

Die Madagassen. So nennt man das, den Kaffern verwandte, Volk, welches einen Theil der Insel Madagascar bewohnt. Diese Insel, welche, nächst Neuholland und Borneo, die größte ist, da man ihre Oberfläche auf 10,000 □ Meilen rechnet, liegt, in einer Entfernung von 73 deutschen Meilen, der afrikanischen Küste von Mozambique vorüber, und wird zu Afrika gerechnet. Ganz im tropischen Klima gelegen, ist sie sehr fruchtbar und an Früchten und Pflanzen der heißen Zone reich. Sie wird durch eine, von Norden nach Süden laufende, hohe Bergkette in zwei Theile getheilt. Von diesen Bergen strömen reiche Quellen und Bäche herab, deßwegen ist auch die Insel so fruchtbar und kann unter die schönsten Länder der Erde gerechnet werden. Sie ist eines von den Ländern, wo die Natur sich gefallen hat, ganz eigene Produkte hervorzubringen, welche in keinem andern Lande hervorgebracht werden. So z. B. finden sich an der afrikanischen Küste eine Menge Affenarten; Madagascar dagegen hat gar keine, wohl aber eine zahlreiche Gattung von Thieren, welche mit den Affen einige Aehnlichkeit im Kopfbau und in ihrem Naturel haben, aber von ihnen ganz abweichen, nämlich die Gattung der Makis oder Halbaffen, welche auf der ganzen Erde nirgends als hier gefunden werden. Die Berge sind bis an ihre Gipfel mit Waldungen bedeckt, und bieten die größte Mannigfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Für den Europäer aber ist das Klima sehr ungesund, und die europäischen Colonien der Franzosen und Engländer wollten nie recht dort gedeihen. Wir kennen von dem Innern dieser Insel wenig mehr als die Portugiesen, welche Madagascar im Jahr 1506 entdeckten, uns hinterlassen haben. Die Insel hat zweierlei Einwohner; die Madagassen oder Molagaschen, von schwarzer Farbe; und eingedrungene Fremdlinge arabischen Ursprungs, welche zum Theil schon vor Mahomed dort eingewandert scheinen, zum Theil aber erst im sechszehnten Jahrhundert einwanderten und jüdischen Ursprungs zu seyn scheinen. Sie sind jetzt der herrschende Stamm, da aus ihnen die Fürsten des Landes gewählt werden. Sie verehren Noa, Abraham, Moses und haben die Beschneidung. Allein nur die Ureinwohner oder Madagassen beschäftigen uns hier, da ihre Gestalt, Sitten und Gebräuche mit denen der Kaffern große Aehnlichkeit haben, und sie daher zum äthiopischen Stamme zu zählen sind, während jene der arabischen Unterrasse angehören. Die ganze Insel hat nach den Nachrichten, welche ihr am meisten Einwohner geben, höchstens vier Millionen.

Die Farbe der Ureinwohner ist schwarz, und nach den meisten Berichten sollen sie mit den Bewohnern von Mozambique sehr viel Aehnlichkeit haben, allein in Hinsicht der Schönheit des Körperbaues und der dünnen Lippen den Kaffern auffallend ähnlich seyen. Die Männer sind groß, lebhaft, ihre Gesichtszüge angenehm. Auch die Weiber sind wohl gestaltet, und wirklich nach unsern Begriffen schön. Beide Geschlechter sind sehr wollüstig, und die Männer sind in Gegenwart der Weiber meist sehr aufgeräumt, singen und tanzen öfters; die Weiber werden auch nicht sklavisch behandelt, und man könnte die meisten Ehen glücklich nennen.

Die Mannbarkeit tritt schon im neunten oder zehnten Jahre ein, dafür altern aber die Weiber auch sehr schnell. Sie sind sehr fruchtbar, und die Bevölkerung würde sehr stark anwachsen, wenn nicht aus Aberglauben häufig Kinder ermordet würden. Die Weiber der Großen gehen einen Monat nach der Geburt nicht aus, und tragen zwei Monate lang als das Zeichen daß sie erst niedergekommen, einen Büschel von Palmblättern. Auf die Keuschheit der Mädchen vor der Verheirathung wird gar keinen Werth gelegt; es steht ihnen frei, jedermann ihre Gunst zu schenken. Die Reichen haben meist vier Frauen, die aber jede eine eigene Wohnung haben. Der Vater schämt sich nicht, die Ehre seiner Tochter feil zu bieten und trägt sie dem Fremden selbst an, und die Mädchen ihrerseits ermuthigen den Fremden oft den Traktat einzugehen. Wenn auch ihre Schönheit reizt, so ist dagegen ihre Unreinlichkeit und die Art sich anzubieten abstoßend und widrig. So leicht ein näherer Umgang mit unverheiratheten Mädchen eingeleitet werden darf, so sind dagegen die Männer sehr eifersüchtig auf ihre Weiber, welche ihrerseits auch in der That nicht im Rufe sind, streng auf eheliche Pflicht zu halten. Der Ehebruch ist zwar nicht erlaubt, aber die mit demselben verknüpfte Strafe ist sehr gelinde, und zieht auch keinen Schimpf für die Frau nach sich. Dagegen wird der vertraute Umgang mit nahen Verwandten mit dem Tode bestraft. Wer heirathen will, hält bei den Eltern um die Tochter an, und beschenkt sie, wie bei den Kaffern, mit Ochsen, hier aber auch mit Schafen, welche die Kaffern nicht haben, und mit silbernen und goldenen Armbändern oder andern Kostbarkeiten, welche aber alle wieder herausgegeben werden müssen, wann die Frau den Mann verläßt.

Das weibliche Geschlecht steht aber bei den Madagassen nicht auf dem tiefen Stand der Erniedrigung und Sklaverei, wie bei andern Völkern, welche in der Vielweiberei leben, und die Geschichte des Landes gibt mehrere Beispiele, wo Weiber sich zu Herrscherinnen heraufschwangen. So hatte eine gewisse Dian-Rhea die ganze Insel unter ihren Szepter gebracht. Man sollte denken, daß nach dem häufigen Umgang der Eingebornen mit Europäern, man häufig Mulatten finden sollte, allein es ist dieß nicht der Fall, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Weiber Mittel haben, entweder die Frucht ihres Umgangs vor ihrer Reife abzutreiben, oder daß sie das Neugeborne aufopfern, was bei einem Volke, wo der Kindermord so häufig ist, leicht der Fall seyn möchte.

Wenn je eine Nation grausam genannt werden kann, so ist es diese. Sie können aber sich sehr leicht verstellen, und man darf ihren guten Mienen niemals vertrauen. Rachsucht und Verrätherei halten sie für kein Laster, und an den überwundenen oder ihnen in die Hände gerathenen Feinden, üben sie die abscheulichsten Grausamkeiten aus. Sie schneiden den Weibern ihrer Feinde den Bauch auf, und lassen sie eines langsamen Todes sterben; ihre Kinder tödten sie auf eine eben so schreckliche Art. Sie glauben an einen Gott, der alles erschaffen hat, von dem nichts Böses komme, der auch Herr über Leben und Tod sey. Aber eben, weil von ihm nichts Böses kommt, beten sie ihn auch nicht an. Der Teufel dagegen ist eine böse Gottheit, der Urheber alles Uebels und aller Krankheiten, daher bringen sie ihm aus Furcht Geschenke; auch erkennen sie einen Gott des Reichthums, den sie ebenfalls durch Geschenke bestechen wollen. Wie die Neger glauben sie an Fetische oder Geister, welche sie in sieben Classen abtheilen. Es gibt männliche und weibliche Geister. Sie bewohnen einsame Orte, und sind bald sichtbar, bald unsichtbar. Es gibt böse und gute unter ihnen; sie denken sich dieselben ungefähr so, wie man in den Mährchen die Feen und Zauberer sich denkt. Wie die Kaffern und Neger sind die Madagassen unbegreiflich abergläubisch. Es mag ihnen das geringste begegnen, so glauben sie an böse und gute Vorbedeutungen, und fragen ihre Wahrsager um Rath, ehe sie etwas Wichtiges unternehmen. Eben dieser Aberglaube ist schuld, daß sie häufig ihre neugebornen Kinder aussetzen und dem Hungertode oder den wilden Thieren preis geben. Die Priester nämlich betrachten die Kinder gleich nach der Geburt, und je nachdem sie ihnen gut oder böse aus den Augen zu sehen scheinen, so rathen sie dem Vater, sie ent-

weder zu behalten oder wegzuwerfen. Auch der unglückliche Moment, Tag und Stunde worin sie geboren werden, kann Ursache der Aussetzung werden, da der Aberglaube annimmt, Kinder in gewissen Stunden oder Zeichen geboren, werden einst Vater oder Mutter umbringen oder anderes Unglück anrichten. Solche böse Zeichen aber kommen in mehr als der Hälfte des Jahres vor, daher jährlich viele Kinder Opfer dieses Aberglaubens werden. Zuweilen lassen indeß Väter solche ausgesetzten Kinder von Sklaven wieder aufsuchen und durch sie erziehen, erkennen sie aber nie für ihre Kinder ; andere aber suchen durch Opfer und Gaukeleien den bösen Einfluß der Gestirne zu hemmen, und erhalten so das Kind. Kommt eine unverheirathete Sklavin nieder, ohne daß sie von ihrem Herren unterstützt wird, so wirft sie ihr Kind ins Wasser, oder begrabt es lebendig , oder erdrosselt es, um der Mühe der Erziehung überhoben zu werden. Auch wenn eine Frau während der Schwangerschaft oft krank war, oder bei der Geburt viel Schmerzen erlitt, so klagt sie oft das unschuldige Kind deßwegen an und erdrosselt es, weil es ohne Zweifel sehr bösartig seyn müsse, da es ihr so viel Schmerz verursacht habe. Stirbt eine Mutter an der Geburt, so wird das Kind lebendig mit ihr begraben, weil man glaubt, es sey besser es sterbe mit der Mutter, als daß es ohne dieselbe lebe.

Die Gesetze, welche aber nicht geschrieben sind, sondern nur auf Herkommen beruhen, sind strenge und grausam. Mord wird mit dem Tode bestraft; Straßenraub mit vierfachem Ersatze des Geraubten, und wenn der Dieb dieß nicht hat, mit der Sklaverei. Den Dieben werden die Hände durchstochen.

Gegen Landsleute sind die Madagassen gastfrei; der Reisende hält, wenn er müde ist, im ersten besten Dorfe an, und tritt ohne weiter in ein Haus, welches ihm gefällt, und erhält immer Wohnung und Kost. Gegen die Weißen sind sie dagegen gar nicht so gut; sie müssen die ersten Nothwendigkeiten des Lebens theuer genug bezahlen. Der Madagasse überläßt sich von Jugend an seinen Leidenschaften, ist träge und faul. Seine Beschäftigungen sind die Jagd, Fischerei und die Sorge für die Heerde. Drei Viertheile seines Lebens bleibt er zu Hause, liegt ausgestreckt auf einer Matte, und spielt auf einem musikalischen Instrumente. Die Eifersucht plagt ihn so wenig als die Liebe mit ihren Sorgen, und eben so wenig ist ihm Freundschaft ein Bedürfniß. Er ist unbekümmert um die Zukunft. Ein musikalisches Instrument, ein Tuch, womit er sich den Körper umwickelt, eine Flinte, Pulver und Blei machen seinen Reichthum aus. Bei leichten Arbeiten ist er immer munter; geht er über Feld, so spielt er Tritri (ein musikalisches Instrument); pflanzt er Reis, so singt er ein selbstgedichtetes Liedchen, welches seine Weiber und Sklaven wiederholen. Er sieht mit dem nämlichen Gleichmuth seine Kinder von ihm weggehen und zurückkommen. Er fürchtet nichts als Gespenster und Teufel, welche ihm sein Aberglaube immer vorgaukelt. Besonders fürchtet er bei der Nacht die Begräbnißplätze, weil hier der Teufel haust, und die modernden Gebeine ihm das Bild des Todes hervorrufen. Jung und alt liebt er starke Getränke; im Genuß der Liebe ist er ausschweifend und dieß verkürzt sehr sein Leben. Nachdem er sich in der Jugend allen Ausschweifungen überlassen hat, heirathet er erst in der Mitte seines Lebens. Die Hochzeits-Ceremonien sind so einfach als möglich; man schlachtet einen Ochsen, verspeist ihn mit seiner Familie und trinkt dabei einige Flaschen starker Getränke.

Die Madagassen haben keine Teller noch anderes Tischgeschirr nothwendig; die Blätter einer Pflanze, welche einige Aehnlichkeit mit Bananen hat, liefert ihnen Tischtuch, Schüsseln, Teller und Löffel. Die Pflanze heißt Ravanalo (der systematische Name ist unbekannt) und wächst in sumpfigen Gegenden. Man kocht den Reis in einem irdenen oder eisernen Topfe, und wickelt dann einzelne Portionen in ein oder mehrere Blätter von Ravanalo, worin derselbe lange warm bleibt, bedeckt dann den Boden eines Zimmers mit denselben Blättern, um welche nun die Gesellschaft sich setzt. Alle andern Gerichte werden auf dieselbe Art aufgetragen, und selbst flüssige Stoffe können in diesen Blättern aufgetragen werden. Beim Essen setzen die Madagassen ihre Ellenbogen auf ein Kissen, und genießen die Speisen in dieser, ihnen eigenen Körperlage. Sie schwatzen während dem Essen wenig, und trinken erst am Ende der Mahlzeit.

Ihr Aberglaube läßt sie nur an Zauberer und Hexenmeister glauben, und wenn einem Vornehmen irgend etwas unangenehmes begegnet, so soll ein solcher daran Schuld seyn; man sucht ihn auf, und bezeichnet bald diese bald jene Person, auf welche die Priester etwa einen Haß geworfen haben. Eine solche ist verloren, wenn sie sich nicht durch die Flucht retten kann; man läßt ihr keine Vertheidigung zu, sie wird auf der Stelle eingekerkert und ohne Nahrung gelassen. Kein Mensch darf mit ihr sprechen, nicht einmal ihre nächsten Verwandten. Nach zwei oder drei Tagen wird sie aus dem Gefängniß geführt, und muß einen Gifttrank trinken. Meist sieht sie einen Hund vor ihren Augen sterben, welchem man das Gift zur Probe gereicht hat. Zuweilen überlebt das Thier die Probe, aber der Mensch unterliegt ihr. Der Beklagte trinkt das Gift mit der größten Gelassenheit, als ob es das angenehmste Trank wäre. Sobald das Gift wirkt, empfindet er die schrecklichsten Schmerzen in seinen Eingeweiden und stirbt unter schrecklichen Qualen, wodurch das Volk in seinem Glauben bestärkt wird, und ihn für einen ausgemachten Zauberer hält. Kann er sich erbrechen, so ist er gerettet und wird als unschuldig erkannt. Auch wer im Verdacht ist mit Blutsverwandten vertrauten Umgang gehabt zu haben, muß die gleiche Probe aushalten, und jährlich unterliegen viele Menschen diesem barbarischen Gesetze, da ihnen keine Vertheidigung erlaubt ist. Das Gift wird aus der Frucht eines starken Gesträuches mit milchartigem Safte (vielleicht eine Wolfsmilch) bereitet, und mit dem Saft der Blätter des großen Cardamomenbaumes (Amomum madagascariense) vermischt. Zuweilen müssen auch Leute, welche des Diebstahls verdächtig, aber nicht überwiesen sind, sich der Giftprobe unterziehen.

Die Kleidung der Madagassen ist sehr einfach, besonders die weibliche. Sie besteht aus einer Art von Unterrock, welche unter den Brüsten befestigt wird; ein großes Stück Zeug in Form einer Tunika genähet, dient als Mantel, und reicht bis auf die Schenkel, ein Zipfel auf der rechten Seite bedeckt die Schulter, auch wohl den Kopf, wenn es regnet oder die Sonne zu sehr brennt. Die Brust wird von einer Art Corset bedeckt, welches vorn nicht offen ist, sondern über den Kopf angezogen wird. Am Halse und um das Handgelenk werden Bänder getragen, welche als Amulete dienen, und aus gewissen Hölzern oder wohlriechenden Wurzeln bestehen, welche in Leinwand eingenähet sind; sie sollen vor der Kraft der Zauberei schützen. Die Armbänder bestehen aber auch aus Samenkörnern mit halben Piastern untermischt, oder gar aus Gold- und Silberketten. Ein Spiegel ist für die Toilette einer Madagassin eben so unentbehrlich, wie für die einer Europäerin; jeden Morgen nach dem Aufstehen besehen sie sich wohl eine Viertelstunde darin, um zu sehen, ob in der Nacht nicht etwa eine Verunstaltung ihres Körpers vorgegangen sey, und bei Tage besehen sie sich darin wohl fünfzig Mal. Die Männer tragen eine Art von Hosen, welche ihnen bis unter die Knie reichen, oft auch nur eine Binde um die Hüften, und einen ähnlichen Mantel. Auch sie tragen Amulete von Holzstückchen, oder von Krocodilzähnen, oder von Muscheln. An den Füßen tragen sie Schuhe aus einer festgebundenen Sohle bestehend, und eine Art von Körbchen auf dem Kopfe. Es gibt in Madagascar auch Weiber, welche sich mit Wahrsagen abgeben. Zu diesem Zwecke bedienen sie sich einer Art Samenkörner, welche sie auf ein Tuch werfen, und aus der Art wie sie fallen nun ihre Schlüsse ziehen; allein sie sind in ihren Wahrsagungen meist unglücklich.

Die Beschneidung ist bei den Madagassen allgemein eingeführt, und geschieht gewöhnlich alle drei Jahre, welche Ceremonie von den Großen der Provinz vollzogen wird, denen man dafür Ochsen und schwarze Hühner als Opfer bringt. Auch auf die Wunde wird das Blut eines schwarzen Huhnes geträufelt. Die Madagassen haben viel Geschmack für mechanische Arbeiten, und es gibt fast kein Handwerk, in welchem sie nicht Bescheid wüßten. Sie bearbeiten Gold und Silber, und wissen es zu schmelzen, und verfertigen daraus sehr schöne Ketten von mehreren Ellen Länge; sie sind auch gute Färber. Aus Horn machen sie schöne Pulverhörner. Das Blei ist sehr selten; ihre Kugeln bestehen aus einer Mischung von Eisen und einer Art von Glimmer; sie sind nicht ganz rund und haben oft Seitenflächen. Eine nicht unbedeutende Zahl von Menschen ist beständig in Bergwerken beschäftigt Metalle zu gewinnen. Nur die angeborne Trägheit, in Folge des warmen und erschlaffenden Klimas, hindert weitere Fortschritte in mechanischen Künsten. Sie legen sich bei jeder Unpäßlichkeit nieder, und arbeiten nachher lange nichts; sie arbeiten überhaupt sehr langsam. Die Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung. Der Buckelochse, von welchen zuweilen einzelne Stücke bis achthundert Pfund wägen, die Ziege, das Schaf und der Hund sind ihre Hausthiere. Die Schafe haben keine Wolle, sondern gerade Haare. Enten und Gänse ziehen sie nicht, wohl aber Haus- und Perlhühner. Ihre

Hauptnahrung ist der Reis und einige Wurzeln. Milch und Rindfleisch, welches sie mit der Haut braten, genießen sie ebenfalls sehr gerne. Brod essen sie nicht. Ihre Waffen bestehen aus Flinten und Wurfspießen, welch letztere aber immer mehr in Abgang kommen. Ihre Hütten oder Häuser bestehen aus Holz, und sind so niedrig, daß man darin nicht aufrecht stehen kann. Sie haben Städte und Dörfer; die Städte sind mit Graben umgeben und mit Palisaden geschützt. Die Dächer sind mit Blättern bedeckt. Die Wohnungen werden am häufigsten an den Ufern der Bäche und Flüsse angelegt.

Was wir von den Völkern wissen, welche unmittelbar der äthiopischen Rasse angehören, haben wir nun angeführt; aber noch bleibt uns übrig, von den schwarzen Völkern zu sprechen, welche unter dem Namen der Papus und Australneger bekannt sind, und von den meisten Schriftstellern zu der äthiopischen Rasse gezählt werden.

Die Papus oder Papuas. Unter diesem Namen versteht man die schwarzen Völker, welche ein krauses, aber nicht wolliges Haar haben. Sie bewohnen fern von Afrika die Küsten der Inseln Waigiu, Sallavaty, Gammen und Botento, dann aber vorzüglich den nördlichen Theil von Neu-Guinea, von der Spitze Sokelo bis zum Vorgebirge Dory. Quoy hat versucht zu beweisen, daß diese Menschen einen Zwischenstamm oder eine Bastardrasse bilden, welche ohne allen Zweifel durch Vermischung der Schwarzen mit den Malajen entstanden ist, welche dieselben Gegenden bewohnen, und den größern Theil der Bevölkerung ausmachen. Diese Neger-Malajen haben von den Gewohnheiten der beiden Urrassen von denen sie stammen, etwas angenommen; mehrere glauben an Mahomed, und andere huldigen dem Fetischdienst. Eine Menge Worte ihrer Sprache sind malajischen Ursprungs, besonders das Wort Radjah, welches die Fürsten oder Herrscher bezeichnet. Sie bilden also ein Mittelvolk, welches ganz natürlich zwischen den Malajen und Papuländern wohnt, und die Küsten einiger wenigen Inseln bevölkert, welche unter dem Aequator zwischen den malajischen Inseln Tidor, Ternate und Neu-Guinea liegen. Fast alle diese Völker stehen unter der Herrschaft der Malajen, welche sich auch des Handels und des Verkaufs der Sklaven, welche aus Kriegsgefangenen gebildet werden, bemächtigt haben. Diese Bastard-Papus sind im Allgemeinen schlank und nicht stark. Die Hautfarbe ist sehr hell; sehr häufig aber ist diese Haut mit dem staubartigen Aussatze behaftet, der den Völkern der schwarzen Rasse, welche die Inseln bewohnen, eigen ist. Ihre Physiognomie ist nicht unangenehm; sie sind klein, der Unterleib vorstehend, der Charakter furchtsam. Alles zeigt den verderblichen Einfluß ihrer Lebensart und ihrer Wohnungen.

Es ist schwer, unterscheidende Merkmale, welche die Papus hinlänglich charakterisiren, anzugeben, ebenso wie die Charaktere der Bewohner von Timor und Ombai. Die Papus sind im Allgemeinen von mittlerer Statur, zuweilen wohlproportionirt und stämmig. Bei den meisten sind die untern Extremitäten dünn. Die Farbe der Haut ist dunkelbraun; die Haare schwarz, weich, äußerst dicht und von Natur kraus, wodurch der Kopf einen ungeheuern Umfang erhält, besonders wenn diese Menschen die Haare nachläßig über das Gesicht herunterhängen lassen. Der Bart ist, selbst bei Greisen, schwach und wie die Augenbraunen, Schnauzbart und Augen von schwarzer Farbe. Die Nase ist etwas stumpf, die Lippen etwas dick und die Backenknochen groß, aber bei weitem nicht wie bei den Negern. Ihre Physiognomie ist daher nicht unangenehm, und das Lachen steht ihnen nicht übel. Bei einigen ist die Nase weniger platt, und das Haar schlicht über die Schultern herabhängend. Bei zwei Individuen fand Freycinet das Haar sogar fast weiß und gerade über die Schultern herabhängend, wahrscheinlich waren dieß Abkömmlinge von Chinesen oder Europäern. Andere gleichen den Negern gar sehr, sie kommen ihnen in der Färbung der Haut, in der Gestalt des Schädels, dem kurzen, wolligen und krausen Haar, der sehr stumpfen Nase, den aufgeworfenen Lippen, und besonders auch dem schiefen Gesichtswinkel sehr nahe. Man bemerkt an den Schädeln eine Abplattung der hintern und vordern Theile, und zu gleicher Zeit ein breites Gesicht. Die Stirnhöcker sind vorspringend, die Schläfenbeine sehr convex, und das Stirnbein bildet unter den Schläfen einen starken Vorsprung; die Nasenknochen stehen nicht weit vor. Die Papus sind bis zum Mißtrauen vorsichtig, haben großen Hang zum Diebstahl und große Vorliebe zur Fleischnahrung; man hält sie auch für Menschenfresser. Ihre geistigen Fähigkeiten sind nicht gering, so daß eine gute Erziehung sie auf eine hohe Stufe der Bildung bringen könnte. Ihres Haares wegen kann man sie Völker mit gewundenen Haaren nennen

Sie bewohnen die Küsten von Neu-Guinea, die Inseln, welche man nach ihrem Lande Papus nennt, die Inseln Louisiade, Neu-Brittanien, Neu-Irland, Bucka, St. Cruz und die Salomons-Inseln, Bougainville, Admiralitäts-Inseln, heiligen Geist-Inseln und Neu-Caledonien, und scheinen später eingewandert zu seyn als die Oceanier, welche sich vor ihnen ins Innere zurückziehen mußten. Sie haben große Aehnlichkeit mit den kafferischen Madagassen, und selbst mehrere ihrer Gewohnheiten scheinen auf denselben Ursprung hinzudeuten. Die Bewohner von Neu-Guinea nennen sich selbst Papuas, bezeichnen dagegen mit dem Namen Endamenen die Neger mit geraden, groben Haaren im Innern mehrerer der genannten Inseln, welche man auch unter dem Namen der Alfuren bezeichnet und mit den sogenannten Australnegern verwechselt, welche in Diemensland und in Neu-Holland in zahlreichen, aber schwachen Stämmen zerstreut leben. Woher die Bewohner von Vandiemensland mit kurzem krausem Haar gekommen seyen, ist schwer zu sagen, es ist wahrscheinlich, daß sie über Neu-Caledonien und die Hebriden in unbekannter Zeit eingewandert seyen.

Das Innere von Neu-Guinea ist also von den Alfures bewohnt, welche die Küstenbewohner Endamenen nennen; sie scheinen Urbewohner zu seyn. Dagegen bewohnen die Papus nur die Küsten, und scheinen als später eingedrungene Fremdlinge die ersten verdrängt zu haben. Beide Völker leben in beständigem Kriege mit einander, und haben keine gegenseitige Gemeinschaft. In einigen Gegenden sind die Endamenen an der Küste geblieben und nennen sich Arfakis oder Bergbewohner, die Papus aber Küstenbewohner. Die Papus leben in einzelnen gesonderten Stämmen, im Zustande beständigen Mißtrauens und Unruhe. Ihre Dörfer sind Wasserdörfer, indem die Häuser alle auf Pfählen über dem Wasser stehen. Diese Dörfer sind aber immer klein, und die Leitung der Bewohner hängt von einem Häuptling ab, den das Alter dazu macht. Der Wuchs der Papus ist im Allgemeinen mittelmäßig groß, doch findet man unter ihnen einzelne sehr schöne Männer. Der Bau ihrer Glieder ist proportionirt und regelmäßig, und oft sind die Formen stark und athletisch. Die Hautfarbe ist schwarz mit etwas gelb vermischt, daher ziemlich hell, etwas verschieden. Das Haar schwarz, sehr dicht und etwas wollig; sie haben die Gewohnheit es entweder zerzaust zu tragen, oder es in langen stark gewundenen Büscheln oder Flechten auf den Hals herunterhängen zu lassen. Die Gesichtszüge sind sehr regelmäßig, obschon die Nase etwas aufgeworfen und die Nasenflügel seitlich erweitert sind. Das Kinn ist klein und gut gebildet; die Backenknochen ziemlich vorspringend; die Stirn erhaben; die Augenbraunen dicht und lang; der Bart dünn; mehrere tragen einen Schnurrbart und lassen ihn auch am Kinn stehen wie einige afrikanische Völker. Die Physiognomie verräth die innern Gefühle, welche den Papus beherrschen, und von dem beständigen Mißtrauen und den gehässigsten Leidenschaften geleitet werden, und man bemerkt in den Gesichtszügen aller schwarzen Völker mehr den Ausdruck des Instinktes als der Intelligenz. Die Weiber haben zwar einen zärtern Bau, sind aber meist häßlich. Doch findet man unter den mannbaren Mädchen in Neu-Guinea oft sehr gut gebildete, mit regelmäßigen und sanften Gesichtszügen; allein zur Sklaverei herabgewürdigt, und mit Arbeiten überladen, welche dem schwächern Geschlechte nicht angemessen sind, muß sich die Schönheit schnell verwischen. Je mehr ein Volk von der Civilisation entfernt ist, desto mehr sind die instinktiven Fähigkeiten bei ihm entwickelt, und besonders die Feinheit der Sinne groß. So ist auch das Gesicht und Gehör der Papus bewunderswürdig stark. Allein da ihre einzige Beschäftigung darin besteht, die Gefräßigkeit zu befriedigen, so ist diese Funktion über alle andern herrschend, oder die andern werden bloß zur Befriedigung dieser einen angewandt; die Kau- und Schläfenmuskeln sind von besonderer Stärke, und man bemerkt selbst an den Schädeln sehr starke Vorragungen zur Befestigung dieser Muskeln.

Die Papus bewohnen nicht bloß die Bucka-, Bougainville-, Neu-Brittanien- und Neu-Irlands-Inseln, sondern auch, wenn man den Nachrichten sehr unterrichteter Reisenden glauben darf, siedeln sie sich auf den Inseln des heiligen Kreuzes, den Arsaciden, den Hebriden und Neu-Caledonien; Colonien von ihnen siedelten sich auf den Schiffer- und Fidjis-Inseln an, wo man ebenfalls eine solche Bastardrasse antrifft. Nach Herrn Marinier haben die Bewohner der Fidji-Inseln krause und wollige Haare. Sie pudern sie mit Asche, und kräuseln sie sorgfältig, so daß sie einer ungeheuern Perrücke gleich sehen. Sie tragen Armbänder aus Rinde und Muscheln, gehen aber daneben fast ganz

nackt. Obgleich nahe an den Tonga-Inseln, stehen die Fidjis weit unter den Bewohnern von Tonga, sie gleichen weit mehr den Negern; ihre Sprache ist rauh, läßt das „r“ viel ertönen und ist sehr verschieden von der von Tonga.

Die Eingebornen von Bucka sind von mittlerer Größe und haben vollkommen den Charakter und die Gewohnheiten der Papus; wie sie, ist ihr Haar halb wollig, lang und zerzaust. Die Bewohner von Port-Praslin in Neu-Holland, diejenigen der Insel York, im Canal St. Georg, unterscheiden sich nicht von ihnen, ausgenommen daß es bei denselben viele große und starke Männer gibt. Bei mehreren ist die Hautfarbe heiter und nähert sich dem Gelben der Oceanier. (Wir haben einen Neu-Irländer vom Hafen Carteret abbilden lassen.)

Das Gesicht der Greisen bei diesen verschiedenen Völkern ist im Allgemeinen ruhig, heiter und leidenschaftslos, allein einem schnellen Muskelspiel unterworfen. Nur selten bemerkt man Wohlwollen und Zutrauen in ihren Zügen, weit häufiger blickt Falschheit und Mißtrauen durch. Wir haben gesehen, daß es unter den Kaffern von Madagascar viel schöne Männer gibt. Ihr Haar ist mittelmäßig wollig und wallt in großen Flocken um den Nacken; die Haut ist gelbbraun; die Nase leicht abgestumpft; der Mund groß. Ganz dieselben Züge bezeichnen die Papus von Dorery und Birare in Neu-Brittanien, die Bewohner von Neu-Irland und der Inseln Bucka.

Die Papus gehen meist ganz nackt. Nie bemerkte man an den Bewohnern der Insel Bucka oder Neu-Brittanien und Port-Praslin das geringste Kleidungsstück, um die Geschlechtstheile zu verhüllen. Nur die Eingebornen von Dorery und die Bastard-Papus machen eine Ausnahme, denn obschon sie weder weben können, noch die Kunst verstehen Baumrinde in Zeuge zu verwandeln, so bedecken sie die Schaamtheile doch mit einer Art von Gürtel aus der Blumenscheide der Kokospalme oder den häutigen Hüllen der Bananenblätter verfertigt. Die Stämme an den Küsten im Norden von Neu-Guinea, welche fast täglich mit den Malajen und vorzüglich mit den Insulanern von Guebe verkehren, empfangen gegen Paradiesvögel und Schildkröten, roth und blau baumwollene Zeuge, welche besonders die Weiber tragen. Eben so machen sie von breiten und spitzigen Hüten Gebrauch, welche auf chinesische Art aus den Blättern von Pandanus verfertigt und sehr künstlich zusammengenähet sind. Alle diese schwarzen Völker bezeichnen Schultern und Brust mit Einschnitten, welche warzenartige Erhöhungen in geraden oder krummen Linien liegend, zwischen sich zeigen. Diese Mode finden wir wieder unter den Negerstämmen von Afrika, wo sie zur Bezeichnung der Stämme dient; die Madagassen und alle schwarzen Bewohner der Südsee bezeichnen sich damit, so auch die Diemensländer und Australier.

Die meisten Papus tragen ihr Haar gekräuselt und zerzaust, und einige Familien geben ihrer Frisur eine sonderbare Form, während andere die Haare hängen lassen. Diese Haare sind mit Ockerstaub und Fett meist roth gefärbt; ebenso bemalen sie auch das Gesicht oder zeichnen auf das Gesicht und die Brust Streifen mit Korallenkalk. Diese sonderbare Gewohnheit herrscht besonders um Port-Praslin, und auf den Inseln der Louisiade; sie findet sich aber auch bei den Neu-Holländern in Neu-Süd-Wallis. Dagegen tatuiren sich die Papus wenig, und bezeichnen damit bloß einige Linien am Arm oder um die Mundwinkel der Frauen. Alle lieben den Putz, und bedienen sich dazu der Federn, der Fischschuppen oder des Perlmutters; sie schmücken damit den Kopf, oder die Waffen, oder machen sich Gürtel. Alle tragen Armbänder von blendender Weiße, welche sehr künstlich gearbeitet und fein polirt sind. Sie verfertigen solche aus der dicken Schale von sehr großen Kegelschnecken, welche sich in den Meeren um diese Inseln finden. Auch die Nase wird durchbohrt und darin ein Stück Holz getragen. Die Eingebornen von Navihi-Lewu, einer der Fidjis, stecken einen Büschel Federn in die Nase, welcher wie ein Schnurrbart über die Lippen hängt.

Den Gebrauch Betel mit Areka und Kalk zu kauen, haben die Papus ohne Zweifel von den Malajen entlehnt. Die Bewohner der Inseln Bucka, Choiseul und Louisiade, so wie die Papus von Neu-Guinea haben diesen Gebrauch. Die Letztern besonders tragen Amulette, welche Götzenbilder vorstellen; sie befestigen dieselben hinten am Halse durch ein Halsband, welches aus Thierzähnen besteht. Man findet in ihren Hütten auch eine Art von Mütze, auf welcher ein sehr künstlich zu einer Lilie geformtes Pandanusblatt befestigt ist, wie man solche in Abyssinien finden soll. Die afrikanische Abkunft wird aber noch mehr durch den Umstand bewiesen, daß die Papus hölzerne Ohrgehänge tragen, auf welche sie beim Schlafen den Kopf stützen. Auf Waigui und Dorery findet man allgemein dieses Geräth, welches mit mehr oder minder Kunst einen Sphinxkopf darstellt, wie man sie unter dem Kopf der egyptischen Mumien entdeckt hat. Die Bewohner von Dorery und Waigiu machen sehr oft solche kleine Götzenbilder, welche sie auf ihre Grabmäler pflanzen oder an einen besondern Ort ihrer Hütten verwahren. Auch werden solche Schnitzwerke vorn auf ihren Piroguen angebracht. In einer eigenen Hütte, welche man als Tempel ansehen kann, stehen eine Reihe solcher Idole mit verschiedenen Lumpen bekleidet, welche Götter vorstellen sollen, und nach ihrer Mächtigkeit geordnet sind. Auch Thiere werden als Gottheiten ziemlich treu abgebildet; das Krocodil auf Waigiu, der Hay und der Phalanger im Hafen Praslin, der Hund auf Dorery. Die Papus verehren die Todten, und hängen die Köpfe ihrer Feinde an den Wänden ihrer Hütten auf, wahrscheinlich in der Meinung, sie um die Glückseligkeit im andern Leben zu bringen. Sie glauben an einen Gott, der nur Gutes thut, und an einen Teufel oder bösen Geist, von welchem alles Böse ausgeht.

Die Industrie dieser Völker steht auf einer sehr niedrigen Stufe, doch verfertigen die Weiber von Dorery Töpfergeschirr, und wissen, wie die von Waigui, die schönen silberglänzenden Blätter des langblätterigen Pandanus zusammen zu nähen, und daraus Matten zu bilden, denen sie einen ausgeschnittenen Rand geben und mit den lebhaftesten und solidesten Farben zu bemalen verstehen. Diese Matten brauchen sie als Schutz gegen den Regen; auf Praslin machen sie auf dieselbe Art Caputzen. Die Bewohner von Neu-Brittanien und Neu-Irland zieren die Nase mit verschiedenen Dingen; sie stoßen einen kleinen Stab durch die Nasenscheidewand; ebenso die Bewohner von Neu-Süd-Wallis und die Papus am Hafen Rony.

Die Papus kennen die Kunst nicht, welche sonst auf den Inseln Oceaniens ausgeübt wird, ihr Fleisch in Gruben zu braten; sie legen es einfach über glühende Kohlen, auf eine Art von Rost, und setzen es der Wirkung des Feuers unmittelbar aus. Da indeß ihre Hauptnahrung aus tropischen Früchten besteht, welche das Land im Ueberfluß hervorbringt, so treiben sie auch etwas Landwirthschaft. Die Papus in Neu-Guinea pflanzen einiges Gemüse und eine Art Bohnen, welche sie Aberun nennen, machen eine Hauptnahrung aus; daneben genießen sie auch Fische und Muscheln, welche sie an den Felsen im Meere sammeln; auch fangen sie wohl Reptilien, welche sie essen.

Man kennt ihre bürgerlichen Einrichtungen wenig. Die Regierung scheint patriarchalisch zu seyn, und sie gehorchen den Aeltesten der Familie oder des Stammes, denen sie alle Achtung bezeigen. Alle denen man den Titel Radjah beilegte waren Greise.

Ihre Religion scheint reiner Fetischdienst zu seyn, wie man ihn bei allen schwarzen Völkern Afrika's findet. Die Papus haben aber große Verehrung für die Grabstätte ihrer Väter, und bauen darüber Hütten um sie zu schützen. Sie erbauen eigene Gerüste aus Holz, um die getrockneten Knochen derselben darauf zu legen, und stellen Gefässe dazu, um Opfer darein zu legen; diese bestehen in Betel, Tabak und Fischen. Sie bezeichnen auch das Grabmal des Gestorbenen mit seinen Waffen.

Die Hütten zeigen in ihrer Einrichtung bei den verschiedenen Stämmen bedeutende Verschiedenheiten. Die Hütten der Neu-Irländer haben afrikanische Form, sie sind abgerundet, mit Stroh bedeckt, und haben einen engen und niedrigen Eingang. Bei den Bewohnern von Waigiu und Neu-Guinea stehen die Dörfer im Grund der Baien, am Ufer eines Flusses. Die Häuser stehen auf Pfählen über dem Wasser, und man kann nur auf unförmlichen, schmalen Brücken zu denselben gelangen, die man im Fall der Noth sogleich abbrechen kann, indem ihnen die Flucht zu Wasser offen steht. Zu diesem Ende sind ihre Piroguen immer unter den Pfählen der Hütten verborgen. Werden sie aber zu Wasser angegriffen, so fliehen sie zu Lande und verbergen sich in den Wäldern. Diejenigen welche im Innern des Landes wohnen, bauen ihre Hütten auf Anhöhen, von welchen aus sie das Land erspähen können, und umgeben sie mit Palisaden; aber nicht zufrieden mit der Sicherheit welche sie durch diese Umzäunungen erhalten, haben einige ihre Wohnungen sogar auf Bäume gebaut, deren Stämme sie abglatten. Sie bauen solche in einer Höhe von 12 bis 14 Fuß, und gelangen zu denselben durch eine Leiter von Bambusrohr, welche sie jeden Abend heraufziehen. In diesen Wohnungen liegen immer eine Menge Pfeile zu allfälliger Vertheidigung bereit, so daß die einen dieser Volksstämme über dem Wasser leben und

die andern in der Luft wie die Vögel niſten. Alle dieſe Vorſichtsmaßregeln haben ſie wegen des beſtändigen Krieges nöthig, in welchen ſie mit ihren Nachbarn, den Endamenen, verwickelt ſind.

Die Schiffe der Papus ſind auch verſchieden von denen der Oceanier. Alle zu dieſen Stämmen gehörigen Völker, die Bewohner des Hafens Praslin, der Inſeln Neu-Brittanien, Neu-York, Bucka u. ſ. w. haben ſchmale und leichte Piroguen, mit breiten zuſammengefügtem Borde. Die Zuſammenfügungen der Breter ſind mit einem zähen Kitt verbunden. Beide Enden der Schiffe ſind aufſtehend und meiſt mit einigen Zierarten verſehen. Dieſe Piroguen haben keine Balancirſtangen. Solche findet man aber an den nördlichen Küſten der Papusländer; alle für den täglichen Gebrauch beſtimmten Fahrzeuge haben ſolche, dagegen fehlen ſie auf den Kriegsfahrzeugen.

Die vorzüglichſten Waffen der Bewohner von Dorery und Waigiu ſind Pfeile und Bogen. Die langen Pfeile endigen mit einer ſehr ſcharfen Bambusplatte mit Eiſen verſehen. Eben ſolche Bogen aus ſchönem rothem Holze zierlich verfertigt, findet man auf Neu-Irland, Neu-Brittanien und Bucka. Neben dieſen Waffen aber, bedienen ſich dieſe kriegeriſchen Völker vorzüglich der Keulen aus hartem, ſchwerem Holz und langer Wurfſpieße zuweilen mit Spitzen von Menſchenknochen (wahrſcheinlich ſind ſie Menſchenfreſſer); ſie führen ferner Steinſchleudern und tragen immer Schilde, welche faſt den alten römiſchen Schildern an der Form ähneln. Sie ſind mit Muſcheln geſchmückt, welche ſymetriſch vertheilt ſind.

Alle ſcheinen muſikaliſche Inſtrumente zu beſitzen; bei den Bewohnern von Dorery und Waigiu hat man zwar keine geſehen, wohl aber bei den Papus vom Hafen Praslin und Neu-York. Man findet bei ihnen die Trommel und den Tamtam wie bei den Negern von Alt-Guinea, auf dieſelbe Art verfertigt. Was aber auf Praslin beſonders merkwürdig iſt, iſt, daß ſie eine Panflöte beſitzen, welche acht Noten hat. Als Bloſſeville das Dorf Leukiliki, eine Stunde vom Hafen Praslin, beſuchte, wurde er erſt dann von den Einwohnern empfangen, nachdem ſie einen Tanz ausgeführt hatten, den ſie Luck-Luck nannten. Die Tänzer waren dabei ganz unter einer Art von Korb verborgen, der aus Pandanusblättern beſtand; es ſah gerade aus als ob ſie unter einer Fiſchreuſche ſtäcken, was ein lächerliches Anſehen gab. Auch dieſe Gewohnheit ſcheint aus Afrika zu kommen. Major Gray beobachtete einen ähnlichen Tanz im Königreich Wulli in Afrika.

Außerordentlich merkwürdig aber iſt es, daß die Sprachen dieſer Stämme, deren gemeinſame Herkunft kaum bezweifelt werden kann, ſo ungemein verſchieden iſt; nicht bloß von Inſel zu Inſel, ſondern von Dorf zu Dorf. Man kann ſich keine andere Urſache denken, als der tödtliche Haß und die beſtändigen Kriege den dieſe Völkerſtämme gegen einander führen. Der Charakter dieſer Völker macht ſie immer mißtrauiſch gegen einander, und die Erfindung einer neuen Sprache mag Folge dieſer Stimmung ſeyn. Die Sprachen ſind aber ſämmtlich rauh, voller Kehllaute und ſchwer nachzuahmen.

Zur nähern Kenntniß der Papus gehört das Portrait des Mambeo, wo die Mode zerzauste Haare zu tragen, recht deutlich ſich zeigt; auf einem andern Blatt ſind die Bewohner von Rawak abgebildet.

Alfures. Die Alfures, auch Alfuros oder Endamener gehören ebenfalls zu dieſer Raſſe der Schwarzen und ſind mit den Papus verwechſelt worden. Sie ſind wahrſcheinlich die erſten Bewohner der Molucken, der Sund-Inſeln, der Philippinen, Neu-Guinea's und anderer Inſeln Oceaniens geweſen und durch andere kriegeriſche Völker in verſchiedenen Zeiten von den Küſten vertrieben worden, bewohnen aber noch jetzt das Innere dieſer großen Inſeln auf den Gebirgen, und werden daher auch Gebirgsneger genannt. Sie haben zwar grobes, aber nicht krauſes, ſondern glattes Haar und ſchwarze Haut. Man findet ſie in den unzugänglichen Gebirgen der Molucken; auf den Philippinen nennen die Spanier ſie Indios; auf Mindanao heißen ſie Bergneger; auf Madagascar Binzinber und in Neu-Guinea Endamener. Sie bewohnen dort nicht bloß das Innere, ſondern höchſt wahrſcheinlich die ſüdlichen Küſten dieſes Landes und die Küſten der Meerenge von Torres.

Sie führen ein wildes, und nach unſern Anſichten, trauriges und elendes Leben. Immer im Kriege mit ihren Nachbarn, haben ſie, wenigſtens in Neu-Guinea, beſtändig Angriffe zu fürchten, und müſſen daher auch immer auf ihrer Huth ſeyn und trachten den Fallſtricken zu entgehen, welche ihnen immerfort gelegt ſind. Es iſt ein Vertilgungskrieg den beide Partheien führen. Die Papus tödten ſie faſt immer, wenn ſie ihnen in die Hände fallen, und hängen ihre Köpfe als Tropheen in ihre Hütten auf. Dagegen umſchleichen auch die Alfuren ihrerſeits die Dörfer der Papus und tödten die einzeln, welche ſie in den Wäldern antreffen. Die Papus ſchildern ſie als ſehr wild, grauſam und den Charakter düſter; ſie gehen nackt, verſtehen keine Künſte, und irren beſtändig in den Wäldern umher, von deren Früchte ſie leben. Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile. Allein dieſen Nachrichten kann man nicht trauen, ſie kommen von den Papus, ihren beſtändigen Feinden. Auf jeden Fall ſcheint daraus hervorzugehen, daß die Alfuren auf einer ſehr tiefen Stufe der Civiliſation ſtehen. Daß ſie Menſchenfreſſer ſeyen wird nirgends geſagt. Die einzigen Individuen, welche die letzten europäiſchen Reiſenden auf Neu-Guinea ſahen, waren drei Sklaven auf Dorery. Sie hatten eine zurückſchreckende Phyſiognomie; eine platte Naſe; vorſpringende Backenknochen; große vorſtehende Augen; vorwärts ſchief ſtehende Zähne; lange, dünne Schenkel; ſchwarzes, ſehr dickes, kurzes, grobes, glattes Haar; die Hautfarbe ſchmutzig ſchwarzbraun, dunkel. Sie gehen ganz nackt, machen ſich Einſchnitte in Arme und Bruſt, und tragen in der Scheidewand der Naſe ein Stück Holz, von nahe an ſechs Zoll Länge. Der Charakter ſcheint ſchweigſam und ſtille; die Phyſiognomie verräth Wildheit, die Bewegungen ſcheinen unentſchloſſen und langſam. Ihre Geſichtszüge ſcheinen eine vollkommene Stupidität zu verrathen, allein die Sklaverei in welcher dieſe Individuen waren, könnte wohl darin vieles geändert haben. Die Papus widerſprachen ſich oft, ſey es, weil ſie die Fragen falſch verſtanden, oder daß ſie die Europäer durch Schrecken abhalten wollten, näher zu unterſuchen. Das Reſultat iſt immer: Wir kennen dieſe Menſchen noch nicht, und ihre Geſchichte wie ihre Sitten ſind in tiefes Dunkel gehüllt.

Vergleicht man die Schädel der Alfuros, welche man in den Hütten der Papus als Siegeszeichen aufgehängt findet, mit den Schädeln der Papus, der Neger von Mozambique, der Neuſeeländer und der Europäer, ſo findet man allerdings weit mehr Aehnlichkeit zwiſchen dem Schädel der Alfuros mit dem des Negers, als mit dem des Europäers, aber einige Verſchiedenheit zwiſchen den der Papus. Der Schädel der Papus iſt merkwürdig durch eine ſtarke Abplattung an ſeinem hintern Theil, welcher ſo groß iſt, daß er eine viereckige Fläche bildet, an welcher die Ecken abgeſtumpft ſind. Dieſer Bildung ungeachtet iſt der Durchmeſſer von der Stirn zum Hinterhaupt nicht viel kleiner als am Schädel des Europäers oder des Negers von Mozambique oder des Alfuros, dagegen der Querdurchmeſſer der Scheitelbeine breiter; der Höhendurchmeſſer des Kopfes aber iſt wie beim Alfuros und Europäer. Der Schädel der Alfuros nähert ſich am meiſten dem Schädel des Negers, doch nähert ſich ſein Geſichtswinkel mehr dem rechten, das Geſicht iſt folglich unten weniger vorſtehend; auch die Wangenbeine ſind nicht ſo ſtark vorſpringend als beim Neger, aber ſtärker als beim Papus und Europäer; die Kinnladen ſpringen ebenfalls weniger vor als am Neger, aber mehr als am Papus und Europäer. Er ſteht in der Mitte zwiſchen dem Schädel des Neu-Seeländers und des Negers.

Die Papus haben die Gewohnheit die als Triumphzeichen aufbewahrten Köpfe der Endamenen ſo aufzubewahren, daß ſie dieſelben in Holz einfaſſen, welches zu einem grobgeſchnitzten Menſchenbilde gehört. Es ſtellt einen ſitzenden Menſchen vor, deſſen Hals eine Fläche trägt, auf welcher der Kopf des Feindes, feſt im Holze eingefaßt, ruht. Die Augenlöcher ſind mit einem runden Stück Perlmutter gefüllt, welche die Augen vorſtellen und mit einem ſchwarzen Kitt befeſtigt ſind. Die Zahnreihen ſind mit ſehr vorſtehenden, hölzernen Lippen bedeckt. Andere Alfuros-Schädel hängen in Reihen an der Wand einer Hütte feſtgemacht, welche gleichſam eine Art von Tempel vorſtellt. Die Papus lieben dieſe Triumphzeichen ſehr, und ihre Phantaſie gefällt ſich ſehr in der Idee ſie mit neuen Schädeln von Unglücklichen vermehren zu können, welche ihnen in die Hände fallen. Es war den reiſenden Franzoſen nicht möglich durch Gegengeſchenke ein ſolches Bild erhalten zu können, ſie bemächtigten ſich aber eines ſolchen heimlich am Abend vor der Abreiſe ihres Schiffes. Es iſt nun im Muſeum in Paris aufgeſtellt.

Von den Alfuros, welche das Innere der Molucken und Sund-Inſeln bewohnen, iſt noch wenig bekannt, als daß man weißt, daß es grauſame Völker ſind, welche Menſchenfleiſch genießen. Die in Sumatra wohnenden heißen Batas, die auf Borneo Idaans. Sie haben Sklaven und verkaufen ſie. Abgeſondert von den Malajen und Europäern der Küſte, ſtehen ſie faſt außer aller Gemeinſchaft mit ihnen, und was man

von ihren Sitten weißt, beſteht meiſt nur in Sagen, welche die Malajen von ihnen verbreiteten.

Von den Batas haben wir durch Marsden einige Notizen erhalten. Sie ſind kleiner als die Malajen, haben aber eine ſchönere Hautfarbe, vielleicht weil ſie entfernt vom Meere leben, welches ſie nie beſuchen. Sie kleiden ſich in eine Art von Baumwollenzeug, aus eigener, aber ſchlechter und roher Fabrik; die Lieblingfarben ſind rothbraun und ſchwarzblau; ſie gürten ſich mit einem Gürtel aus Stroh und tragen einen Hut aus Baumrinde. Die jungen Weiber tragen zinnerne Ohrenringe, oft vier bis fünf in einem Ohr.

Die Nahrung des gemeinen Volkes beſteht in Mais und ſüßen Pataten; nur die Reichen eſſen gewöhnlich Reis. Nur an öffentlichen Feſten wird Fleiſch gegeſſen, wobei ſie aber gar nicht eckel ſind, indem ſie auch das Fleiſch gefallener Büffel oder der Krocodile genießen. Die Flüſſe haben wenig Fiſche, da ſie ſehr reißend ſind und öfters Fälle bilden. Pferdefleiſch halten ſie für ſehr delikat und pflegen dieſe Thiere ſehr ſorgfältig, geben ihnen Getreide, und halten ſie ſehr reinlich. Das Land bringt gute Pferde im Ueberfluß hervor. Allein ſie eſſen nicht bloß das Fleiſch der Thiere, ſondern auch Menſchenfleiſch. Dieß geſchieht indeß nicht aus Hunger, oder weil ſie es anderm Fleiſche vorziehen, ſondern als eine Art von Ceremonien-Speiſe, vorzüglich aus Rache gegen ihre Feinde. Die Schlachtopfer, welche bei dieſen barbariſchen Feſten fallen, beſtehen aus Kriegsgefangenen oder Verbrechern, welche die Geſetze zum Tode verdammen. Die Kriegsgefangenen können ausgewechſelt oder losgekauft werden; daher läßt man ſie oft lange leben, und ſie werden erſt dann geſchlachtet, wenn ſie nicht losgekauft werden; der Preis des Loskaufs iſt meiſtens 24 Piaſter. Die Verbrecher können erſt dann hingerichtet werden, wenn das Urtheil durch den Häuptling oder Raja beſtätigt wird, welches dadurch geſchieht, daß er ein Stück Zeug ſchickt um den Kopf zu bedecken, und eine große Schüſſel mit Salz und Citronen. Der unglückliche Gefangene oder Verbrecher wird dann an einen Pfahl gebunden, und das verſammelte Volk wirft mit Lanzen nach ihm. Sobald er tödtlich getroffen iſt, laufen ſie wie wüthend mit Meſſern hinzu, zerſchneiden ihn in Stücke, und dunken dieſe Stücke in die mit Salz und Citronen gefüllte Schüſſel, braten ſie leicht über einem ſchon vorher angemachten Feuer und verſchlingen ſie mit wilder Wuth. So wird oft in kurzer Zeit der ganze Körper verſchlungen. Es ſcheint indeß nicht, daß ſie dabei die Abſicht haben, die Schlachtopfer beſonders zu quälen oder die Todesſchmerzen zu verlängern; ihre Wuth iſt gegen den todten Körper gerichtet, den ſie aber noch ganz warm verzehren. Nach einigen Berichten ſollen ſie die im Krieg Getödteten nicht freſſen; allein nach andern, ſehr wahrſcheinlichen, Berichten ſollen auch dieſe nicht verſchont werden, und man ſagt, daß ein gewiſſer Raja ein Gefecht bloß um deßwillen fortſetzte, um den Leichnam eines Europäers, mit Namen Nairm, zu erhalten.

Das merkwürdigſte bei dieſer furchtbaren Gewohnheit dieſes Volkes iſt das, daß es daneben nicht ſehr grauſam zu ſeyn ſcheint. Verbrechen ſind nicht häufig, der Diebſtahl faſt unbekannt, und ſie halten ihr Wort, was ſie einmal gegeben, unverbrüchlich; dagegen betriegen ſie gerne Fremde, wenn ſie nicht durch Gaſtfreundſchaft, welche ihnen heilig iſt, zurückgehalten werden; ſie halten einen ſolchen Betrug nicht für ein Verbrechen. Der Ehebruch iſt ein Capital-Verbrechen, aber nur für den Mann, wenn er überwieſen iſt. Die Weiber werden geſchoren und als Sklavinnen verkauft, wenn ſie ein Verbrechen begangen haben, was ſie ohnehin ſchon ſind. Jeder Ehebrecher aber kann ſich von der Strafe loskaufen, wenn er das Geld dazu hat, oder ſeine Verwandten es ihm vorſtrecken. Die Summe beſtimmt der Beleidigte.

Sie haben Häuſer von Holz, die Dächer ſind mit einer Art Pflanze bedeckt, welche dem Pferdeſchwanz (Equisetum, Kazenſchwanz,) gleicht. Sie bauen ordentliche Dörfchen, welche ſelten mehr als 20 Häuſer haben; jedes Haus hat noch vorn eine offene Gallerie, wo die Bewohner am Tage ſich aufhalten und die unverheiratheten Männer ſchlafen

Die Vielweiberei iſt allgemein, und jeder kann ſo viel Weiber nehmen, als er will und erhalten kann. Die Weiber wohnen alle unter einem Dach, allein jede kocht ſich ſelbſt, und nach der Reihe jede dem Mann. Die Weiber ſind kaum beſſer als Sklavinnen, und müſſen außer der Haushaltung den Boden, beſonders auch Reis, anpflanzen. Die Männer ſind alle Krieger, daneben aber thun ſie nichts als Flötenblaſen und Spielen. Dieſes letzte iſt ihre größte Leidenſchaft, welche ſie häufig ruinirt. Wenn einer mehr verſpielt als er zahlen kann, wird er Sklave. Zuweilen läßt ihn ein großmüthiger Gegner frei, unter der Bedingung, daß er ein Pferd ſchlachten und ein Feſt geben muß. Sie lieben auch ſehr das Wettrennen mit Pferden. Uebrigens ſind ſie mit ihren Nachbarn faſt immer im Kriege, denn die geringſte Veranlaſſung dazu wird immer mit Freude ergriffen, und der Krieg dauert oft mehrere Jahre. Sehr ſelten gibt es aber Treffen im offenen Felde. Ihre Kriege ſind Strauchkriege, wo einer den andern im Hinterhalt überfällt, auf ihn ſchießt, und, wann er ihn nicht verwundet hat, davon läuft. Ihre Dörfer ſind alle befeſtigt. Ihre Waffen beſtehen aus Flinten und Lanzen von Bambus. Ihre Sprache iſt ſehr von der malaiſchen verſchieden. Die meiſten können aber leſen und ſchreiben; ſie gehören daher, ungeachtet ihrer Menſchenfreſſerei, zu den Völkern, welche nicht mehr ganz auf der unterſten Stufe der Civiliſation ſtehen und einen großen Vorzug vor den Alfuros haben, welche in Neu-Guinea wohnen.

Die Bewohner der Inſeln Neu-Hebriden und Neu-Caledonien gehören zu den Papus. Cook war der erſte, der uns mit dieſen Menſchen bekannt machte und ſie deutlich von den Oceaniern unterſchied. Ihre Haare ſind ſchwarz oder braun, gekraust und aufſtehend, oder in dünne Zotteln vertheilt, welche aber künſtlich dadurch hervorgebracht werden, daß ſie die dünne Rinde einer Pflanze darum winden, wodurch ſie wie kleine Schlangen oder gewundene Dräthe ausſehen. Andere tragen in ihren wolligen Haaren ein Stückchen von Holz oder Rohr, etwa 9 Zoll lang, womit ſie ſich kratzen, da ſie viele Schmarotzer-Inſekten in den Haaren haben; noch andere zieren ſie mit Hahnen- oder Eulenfedern. Zuweilen tragen ſie eine Art Hut oder Mütze, aus Binſen geflochten. Auch das Barthaar drehen ſie zuſammen, ſo daß es drathartig ausſieht. Der Bart iſt daneben dick und ſtark. Weiber und Kinder tragen die Haare kurz, aber auch ſo zuſammengewunden. In den Ohren tragen ſie Gehänge, an denen ein Kettchen befeſtigt iſt, welches unter dem Halſe durch an das Gehänge des andern Ohres geht, und alſo eine Art von Halskette bildet.

Ihr Wuchs iſt mittelmäßig, und eher klein zu nennen. Die Geſichtszüge ſind nicht unangenehm; die Naſe indeß breit; der Mund groß; die Augen lebhaft. Sie ſind überhaupt lebhafte und muntere Menſchen, welche aber nicht gerne arbeiten, wie alle Wilde, da ihr Boden ſie leicht ernährt. Sie wiſſen ihre Waffen, Keulen, Bogen und Pfeile, geſchickt zu gebrauchen, und ſind tapfer, wie Cook ſelbſt erfahren hat. Die Weiber werden als Sklavinnen behandelt, und müſſen alle ſchwere Arbeiten verrichten. Sie ſind häßlich, und bedeutend kleiner als die Männer. Die Farbe iſt ſehr dunkel bronzefarbig, aber nicht ſchwarz. Sie färben das Geſicht bleifarb, roth oder braun, zuweilen auch weiß, oft ſogar ſchwarz und weiß, und ſalben ſich mit Cocosöl. Sie machen ſich Einſchnitte in die Haut, beſonders an Armen und am Bauche, durch Bambus oder ſcharfe Muſcheln, wodurch eine erhöhte Narbe entſteht. Von den meiſten übrigen Papus zeichnen ſich die Weiber durch mehrere Bekleidung aus, da ſie eine Art von Leibrock tragen, der bis unter die Knie reicht. Die Männer dagegen gehen ganz nackt, tragen aber einen Gürtel um den Leib in der Nabelgegend, welcher ſo hart gebunden iſt, daß er ganz einſchneidet, und den Bauch wie in zwei Theile theilt. Ein Riem geht von ihm zwiſchen den Beinen durch und verhüllt die Geſchlechtstheile ſo dürftig, daß ſie noch auffallender erſcheinen. Die Naſenſcheidwand iſt meiſt durchbohrt, und in das Loch wird ein walzenförmiger Stein geſteckt. Beide Geſchlechter tragen Armbänder, die Weiber auch Halsbänder von Muſcheln. Als Muſik-Inſtrument haben auch ſie die ſiebenſtimmige Syrinxflöte. Sie ſtehen unter Häuptlingen, welche aber wenig Anſehen zu haben ſcheinen. Sie bauen ganz einfache Hütten, welche ſie kaum vor dem Regen ſchirmen. Ihre Nahrung beſteht hauptſächlich in Vegetabilien, deren die Inſeln in großer Mannigfaltigkeit hervorbringen. Aber auch Schweine, Geflügel und Fiſche genießen ſie, und Cook nimmt es für gewiß an, daß ſie Menſchenfreſſer ſeyen. Sie vergiften ihre Pfeile, und die davon entſtehenden Wunden ſind ſchnell tödtlich. Von ihren Religionsgebräuchen iſt nichts bekannt. Ihre Sprache iſt ſehr abweichend von der der Oceanier.

Wir haben die Landungen Cooks mit den Inſeln Mallikolo und Tanna aus ſeinen Reiſen abbilden laſſen. Sobald das Schiff vor Mallikolo die Anker ausgeworfen hatte, kamen ſogleich die Piroguen der Bewohner ans Schiff, andere ſchwammen auch dahin, alle in der Abſicht einen Tauſchhandel anzufangen. Sie boten beſonders Pfeile an. Einige waren bloß von Holz, andere mit einer Knochenſpitze und einem ſchwärzlichen Gummi überzogen, aber nicht vergiftet. Sie ſprachen ſehr viel

und laut, und waren sehr munter. Am folgenden Tag kamen sie wieder in solcher Menge, daß man genöthigt war einem Theile die Aufnahme zu verweigern. Dadurch erzürnt spannte einer seinen Bogen, und wollte einen vergifteten Pfeil auf einen Schiffer abschießen. Seine Landsleute hinderten ihn aber, und einige, die auf dem Schiffe waren, sprangen sogar durch das Fenster der Cajüte ins Wasser, um ihn zu hindern. Cook selbst trat nun vor, und drohete ihm, allein er richtete nun seinen Bogen nach ihm. Cook kam ihm aber zuvor und schoß mit einem Schrootschuß auf ihn, welches ihn erschreckte, aber nicht abhielt sogleich wieder zu zielen, bis ein zweiter Schuß seine Hände sinken machte. Es schien sich ein Gefecht erheben zu wollen, man wollte sie durch einen Musketenschuß in die Luft erschrecken, aber ohne Wirkung, nun schoß man mit einem Vierpfünder über ihre Köpfe weg, dieß wirkte. Alles floh, die auf dem Schiffe sprangen durch die Fenster ins Wasser, und die in den Kähnen sprangen zum Theil hinaus um sich durch schwimmen zu retten. Auf dem Lande angekommen zündeten sie sogleich viele Feuer an, wahrscheinlich als Versammlungszeichen. Cook wagte dennoch den folgenden Tag eine Landung, zwar wohl bewaffnet und in Begleitung eines Detaschements Soldaten. Er trug einen Friedenszweig in den Händen, worauf auch die Bewohner sich beruhigten und mit ähnlichen Zweigen ihm bei der Landung durch's Wasser entgegen kamen, und dann durch Geschenke das gute Vernehmen ungestört blieb, obschon 5 bis 600 bewaffnete Bewohner mit Pfeilen und Keulen vorhanden waren. Der Friede wurde auch nicht mehr gestört, und durch Gegengeschenke bekräftigt. Cook und seine Gefährten erstaunten sehr über die Geläufigkeit der Sprache, wodurch die Ohren wahrhaft betäubt wurden.

Fast eben so wurde Cook auf Tanna empfangen. Anfangs waren die Bewohner furchtsam, allein bald wurden sie grob, und suchten alles wegzunehmen was ihnen gefiel, und es schien als ob Feindseligkeiten unausweichlich wären. Musketenschüsse in die Luft erschreckten sie nicht, aber ein Kanonenschuß hatte dieselbe Wirkung wie auf Mallikolo. Sie sprangen aus ihren Schiffen alle ins Wasser, und schwammen dem Ufer zu. Von etwa 200 hatte ein einziger das Herz im Fahrzeug zu bleiben; er zeigte nicht die geringste Furcht, und lachte verächtlich über die Consternation seiner Landsleute. Ein anderer, welcher durch einen Schuß verwundet ward, hielt dennoch aus obgleich mehrmal geschossen worden, und war so großmüthig, seine Freundschaft anzubieten und dem Capitain eine Cocosnuß zu schenken. Auch hier stellte sich die Freundschaft her, die Landung ging ohne Hinderniß vor sich, und es entspann sich ein friedlicher Verkehr und gegenseitige Unterhaltung. Die Landung auf Erramanga, einer andern Insel dieser Gruppe, war weniger glücklich. Ohne Ursache suchten sich die Einwohner plötzlich des Bootes zu bemächtigen, und bedeckten die Engländer mit einem Regen von Steinen und Pfeilen, so daß diese sich mit Flintenschüssen vertheidigen mußten, wobei es mehrere Todte und Blessirte von Seite der Einwohner gab, welche sich erst nach dem zweiten Feuer zurückzogen. Glücklicher Weise für sie, gingen bloß die Hälfte der Gewehre los, es hätte sonst wahrscheinlich vielen das Leben gekostet. Aus dem Benehmen dieser Menschen aber geht überhaupt hervor, daß ihnen nie zu trauen ist, und daß der Reisende, auch beim Anschein der höchsten Vertraulichkeit und des tiefsten Friedensscheins, sich immer vor Verrath in Acht zu nehmen hat.

Neu-Caledonien. Die Bewohner von Neu-Caledonien haben vieles mit den Bewohnern von Tanna gemein. Sie sind aber größer, stärker und wohlgebauter, scheinen sehr friedliche Menschen zu seyn und stehlen nicht. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und angenehm. Einige sind sehr groß, und Cook fand mehrere über 6 Fuß hoch. Die Lippen sind etwas dick; die Nase platt; das Haar kraus aber grob und lang, Kopfhaar und Bart schwarz. Die einen lassen es wachsen und scheeren es nicht ab, andere dagegen schneiden es ab, und lassen nur einen Schopf auf jeder Seite stehen, welchen sie sorgfältig kräusen; noch andere tragen das Haar überhaupt, wie die Weiber, kurz. Da dieses grobe Haar oft gekämmt werden muß, so haben sie eine Art von Kamm, aus hartem Holz gemacht; die Zähne daran sind zahlreich. Sie brauchen dieses Instrument häufig um sich zu kratzen, oder die Schmarotzer-Insekten zu fangen. Sie gehen nackt, ausgenommen daß sie die Geschlechtstheile mit Blättern oder Rinde bedecken. Einige tragen auf dem Kopfe eine hohe, runde, schwarze Mütze, was ihnen Ansehen zu geben scheint, da sie nur die Häuptlinge und Krieger tragen.

Die Weiber tragen einen kurzen Rock aus den Fibern der Bananenblätter. Er wird um die Hüften festgebunden. Er ist von Außen schwarz gefärbt und mit Perlmutter geziert. Beide Geschlechter tragen Armbänder und Ohrgehänge. Die Haut ist an einigen Stellen tatuirt, aber die Punkte sind nicht geschwärzt.

Als Waffen haben sie Bogen und Pfeile, Lanzen, Keulen und Steinschleudern. Die Waffen sind oft schön mit Schnitzwerk geziert. Die Keulen haben bald einen runden Knopf am Ende, bald eine schnabelförmige Spitze; alle sind ordentlich gearbeitet.

Die Wohnungen sind halbzirkelförmig, und gleichen in etwas den Bienenkörben; sie sind aber so verschlossen, daß die Atmosphäre darin unerträglich heiß ist. Der Eingang ist ein langes, viereckiges Loch, durch welches man kriechen muß. Die Höhe vom Boden bis zum Dach ist nur etwa 4½ Fuß; allein das Dach erhebt sich in eine Art von Kuppel, welche mit Relief oder Muscheln geziert ist. Die Wände bestehen aus Flechtwerk, das Dach dagegen aus langem, grobem Gras. Im Innern der Hütten sind Gestelle von Holz angebracht, um das Hausgeräth darauf zu stellen. Der Boden ist mit getrocknetem Grase und Pandanusmatten bedeckt und dient zu Schlafstellen. Meist findet man zwei Feuerheerde und das Feuer brennt fast immer. Da der Rauch keinen Ausweg hat, so ist die Hitze und der Rauch unerträglich und ein Ungewohnter kann kaum darin einen Augenblick aushalten. Gewohnt an diese Hitze, sind die Bewohner außer den Wohnungen sehr frostig, und machen fast immer kleine Feuer, wo sie sich einige Zeit aufhalten müssen. Der Rauch in den Hütten aber schützt sie vor den Stichen der Moskiten, welche sehr häufig sind. Der Hausrath besteht aus einem oder einigen irdenen Töpfen, zum Kochen der Wurzeln und Fische.

Die Nahrung besteht aus Fischen und den Wurzeln mehrerer Pflanzen. Sie genießen auch die Rinde eines Baumes, welche einen fadesüßlichen Geschmack hat. Bananen und Zuckerrohr wachsen im Ueberfluß, Brotfrüchte sind seltener und die Kokosbäume nicht sehr groß.

Sie begraben ihre Todten auf eigenen Friedhöfen, und errichten als Grabmal Hügel, um welche sie Lanzen und Pfeile in die Erde stecken. Ihre Fahrzeuge bestehen aus gehöhlten Baumstämmen und sind grob und schwerfällig.

Vanikoro. Die Bewohner dieser Inseln, deren Daseyn nur erst neulich bekannt geworden ist, scheinen auch zu der Bastardrasse der Papus zu gehören. Die Entdeckung dieser Inselgruppe verdankt man dem unglücklichen Seefahrer La Peirouse, der aber davon keine Nachricht geben konnte, da er mit aller seiner Mannschaft hier den Tod fand. Erst vierzig Jahre nach diesem Ereigniß fand man endlich, nachdem umsonst mehrere Reisen zur Entdeckung dieses geschätzten Seefahrers gemacht worden, die Stelle, wo das Unglück geschehen, aber das Wie bleibt ein Räthsel, da von der Mannschaft niemand mehr am Leben war, und nach dem Charakter der Bewohner es mehr als wahrscheinlich ist, daß sie, wenn sie nicht Hauptschuld an diesem Unglück waren, doch die Mannschaft umgebracht haben, daher sie über dieses Ereigniß ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachteten.

Die Gruppe der Vanikoro- oder Peirouse-Inseln enthält nur eine sehr schwache Bevölkerung, welche aber viel eigenes hat. Ihre Faulheit, die beständigen Kriege, welche sie unter sich unterhalten, und das ungesunde Klima vermindern diese Bevölkerung so, daß nach einem Jahrhundert dieses Völkchen bis auf wenige Familien verschwunden seyn dürfte.

Sie sind, wie alle schwarzen Bewohner dieser Gegenden, furchtsam, mißtrauisch und gegen die Europäer feindlich gesinnt. Ungeachtet der ungemeinen Häßlichkeit ihrer Weiber, sind sie sehr eifersüchtig auf sie und stellen sie ungern den Blicken der Fremden bloß. Die Männer sind im Allgemeinen klein, mager, sehr oft mit offenen Wunden geplagt, oder narbig vom Ausfatz; daneben sind sie munter und gewandt; nur wenige zeigen angenehmere Gesichtszüge und proportionirte Formen. Das Gesicht ist lang, die Stirne hoch, dagegen die Schläfengegend sehr flach und wie eingedrückt, was der Physiognomie einen ganz eigenen Eindruck gibt. In der Nasenscheidewand tragen sie Holz oder Muschelstücke und noch Ringe daran. In den Ohren tragen sie große Ringe. Die Männer gehen nackt, und haben keine Bedeckung als einen Gürtel von Eibischblättern, an welchem ein Stück Zeug über die Geschlechtstheile als Schürze hängt. Die Weiber tragen sich ebenso, nur ist die Schürze länger, und reicht bis auf die Knie. Die Haare der Männer und Weiber, besonders wenn sie sich putzen, sind nach hinten geschoben und in ein Stück Zeug eingewickelt, welches hinten einen Sack bildet, fast wie das Haarnetz der Spanier. Die Ränder dieser Haube sind mit Blumen oder grünen Blättern bekränzt. Sie kauen fast immer Betel, wodurch

Zähne und Zahnfleisch ein häßliches Aussehen erhalten. Den Kalk tragen sie in einer kleinen Kürbisflasche mit hölzernem Stöpsel; die Areka und den Betel in kleinen, gut gearbeiteten Beuteln. Sie lassen sich tatuiren, aber nur auf dem Rücken; die Figuren bezeichnen Fische oder Eidechsen.

Sie nähren sich vorzüglich von Fischen, Muscheln, Schildkröten, Tarowurzeln, Kokosnüssen, Bananen und einer Art süßer Pataten. Sie besitzen zwei Varietäten vom Brotbaum, bauen und essen auch die Früchte des Pandanus. Die Tarowurzel ist eine Art Aron, (Arum) aus welcher ein sehr nährendes Satzmehl bereitet wird. Sie besitzen auch Schweine, allein sie sind theuer und selten.

Ihre Wohnungen sind reinlicher und bequemer als man von einem so barbarischen Volke erwarten könnte. Sie sind 10 bis 20 Fuß breit. Eine dreifache Reihe von Pfeilern trägt das Dach, welches eine Höhe von 12 bis 15 Fuß über dem Boden erreicht. Dach und Wände bestehen aus Matten von Kokosfasern oder Kakosblättern; die Thüre ist ordentlich hoch, und in der Mitte der Hütte steht der Feuerheerd. Das Hausgeräth steht auf Gestellern in den Winkeln der Hütte. Sie haben noch größere Gebäude oder öffentliche Häuser, worin sie Waffen aufbewahren; vielleicht dienen sie auch zu Tempeln. Sie scheinen einen Gott anzubeten und religiöse Gebräuche zu befolgen. Sie haben beharrlich geläugnet, daß sie Menschenfleisch essen; dagegen eingestanden, daß sie die Körper ihrer todten Feinde an die Ufer des Meeres werfen und sie dort faulen lassen. Sie bewahren dann ihre Schädel als Siegeszeichen, und bewaffnen mit den kleinen Knochen der Extremitäten ihre Pfeile.

Ihre Sprache ist sehr verschieden von den Sprachen der Polinesier aus malajischem Stamme, und unterscheidet sich in allen Hinsichten von der der benachbarten Inseln. Sie stehen unter verschiedenen Häuptlingen. Ob sie in der Vielweiberei leben, weißt man nicht, aber es ist sehr wahrscheinlich, und die Weiber werden sklavisch behandelt. Kaum kann man häßlichere Geschöpfe finden, als diese Weiber, welche die sonderbare Mode haben, ihre welken Brüste mit einem Bande so zu binden, daß sie gleichsam doppelt erscheinen, was sie noch häßlicher macht.

Diese Menschen sind sehr hinterlistig, und Reisende haben sich sehr vor ihnen in Acht zu nehmen. Sie fürchten nur die Uebermacht der Waffen, und ohne die nöthige Vorsicht wäre wahrscheinlich auch die Mannschaft des Schiffes Astrolabe, welche die Ueberreste von La Peirouse aufsuchte, ihr Opfer geworden. Die Abbildung der Bewohner von Vanikoro ist nach dem Atlas des Schiffes Astrolabe.

Tasmanier oder Diemensländer. Die Bewohner der großen, von dem Holländer Abel Tasman entdeckten und von ihm Diemensland genannten Insel, auf welcher jetzt eine englische Colonie, deren Hauptstadt Hobarttown heißt, angelegt ist, scheinen einen andern Zweig der äthiopisch-kafferisch-madagascarischen Rasse zu bilden, und unterscheiden sich neben viel Anderm von ihren Nachbarn, den Neu-Holländern, durch die kurzen, krausen Haare. Die Nachrichten neuerer Reisenden sind aber etwas widersprechend, welches aber daher zu kommen scheint, daß wenige Jahre seitdem die Europäer sich hier angesiedelt haben vieles hat ändern können. Die Abbildungen, welche wir geben, zeigen in der That eine bedeutende Verschiedenheit. Die erste ist nach Peron, die andere nach dem Atlas von Dumont d'Urville und dreißig Jahre später als die erste. Die Tasmanier sind lichtschwarz; der Schädel etwas platt; die Haare kurz, kraus, wollig und sehr grob; die Nase breit, besonders die Nasenflügel; der Gesichtswinkel mittelmäßig. Sie haben in ihrer Organisation und in mehrern Gebräuchen etwas mit den Papus gemein, so daß sie von einem Hauptstamm herzukommen scheinen. So färben sie die Haare mit einer Eisenerde sehr roth; machen sich künstlich durch Einschnitte in die Haut, warzenförmige Erhöhungen oder erhöhete Narben; kochen oder braten ihre Nahrungsmittel auf glühenden Kohlen; flechten niedliche Körbe aus Zweigen und Binsen; schlafen auf der Erde neben großen Feuern; tragen große Ohrringe von Holz; bauen konische Hütten über die Gräber ihrer Freunde und Verwandten, und leben endlich in der Vielweiberei. Dagegen bauen sie sich, ungeachtet die Rauhigkeit des Klima's und die Armuth ihres Bodens es ihnen nöthig zu machen scheint, keine Wohnungen, sondern begnügen sich mit momentanen Schutzmitteln gegen den Wind, indem sie sich hinter Wänden von Baumrinden verbergen, welche sie durchaus nicht hinlänglich vor der Kälte schützen. Ihre Sprache ist von der der Neu-Holländer ganz verschieden.

Zur Charakterisirung dieser Menschen führen wir einige Stellen aus Perons Reisen an. Als wir, sagt Peron, in einer Bai am südlichen Ende von Diemensland ans Ufer traten, sahen wir zwei Eingeborne auf einem hohen, steilen Felsen. Auf die Zeichen der Freundschaft, welche wir ihnen machten, kam der eine von ihnen, mehr gestürzt als gegangen, vom Felsen herab, und war im Augenblick mitten unter uns. Es war ein junger Mann von 22 bis 24 Jahren, von einer durchaus starken Leibesbeschaffenheit, ohne einen andern Fehler als die Dünne der Arme und Schenkel, wodurch sich sowohl die Tasmanier als die Neu-Holländer so sehr auszeichnen. Seine Gesichtsbildung hatte nichts unfreundliches noch wildes; seine Augen waren lebhaft und geistvoll, und sein Aussehen drückte Wohlwollen und Erstaunen zugleich aus. Als er unsere weiße Haut sah, schrie er vor Erstaunen laut auf und trippelte äußerst heftig mit den Füßen. Am meisten beschäftigte ihn die Schaluppe, er sprang in dieselbe und schien, ohne sich um die Matrosen darin zu bekümmern, ganz vertieft in seine Untersuchung, und beobachtete alles stillschweigend. Ein Matrose reichte ihm eine gläserne Flasche mit Arrak. Der Glanz des Glases machte daß der Wilde vor Verwunderung laut aufschrie, aber bald lenkte sich seine Aufmerksamkeit wieder auf die Schaluppe; er warf die Flasche in die See, als ob es ein ihm ganz gleichgültiges Ding sey. Er versuchte das Schiff in die See zu treiben, als es aber nicht ging, stieg er unwillig aus. Der zweite Eingeborne war ein alter Mann von etwa 50 Jahren, mit grauem Bart und Haar. Sein Gesicht schien ebenfalls gutmüthig, zeigte aber Furcht. Auch er untersuchte durch Oeffnung der Weste die Haut der Weißen, und gab dann zwei Weibern ein Zeichen, sich zu nähern, welches sie erst nach einigem Bedenken thaten. Das ältere Weib, etwa 40 Jahre alt, zeigte durch ihre Runzeln am Bauche, daß sie Mutter mehrerer Kinder sey; sie war ganz nackend. Auch das jüngere Weib, etwa 26 Jahre alt, war ganz nackend, mit Ausnahme einer Känguruhshaut, in welcher sie ein kleines Mädchen trug, welches sie noch säugte. Ihre Brüste waren etwas welk; ihre Gesichtsbildung nicht uninteressant, und ihre Augen hatten einen geistreichen Ausdruck, wie er nachher bei keiner Wilden mehr bemerkt wurde. Sie schien ihr Kind sehr zu lieben, und war für dasselbe sehr besorgt. Alles was man diesen Menschen als Geschenk anerbot, wurde sehr gleichgültig aufgenommen.

Als der junge Mann bemerkte, daß die Matrosen Feuer anzünden wollten, suchte er eifrig Baumäste zusammen, und verschaffte dann, mit einer Art von Fackel, die er ganz nahe verwahrt hatte, in wenig Augenblicken ein großes Feuer, da die Temperatur ziemlich kalt war und kaum 9 Grad zeigte. In diesem Augenblick schrie das junge Weib vor Schrecken auf. Sie sah nämlich, daß ein Matrose, der ein Paar Pelzhandschuhe trug, diese auszog und in die Taschen steckte. Sie hatte die Handschuhe für wirkliche Haut gehalten, und erstaunte nun gar sehr, daß man diese abziehen und einstecken könne. Gleich nachher nahm der Alte eine Flasche mit Arrak weg, als er sie aber zurückgeben mußte, wurde er unwillig und entfernte sich mit der ganzen Familie.

Nicht weit davon stieß Peron und seine Gefährten auf eine Hütte der Eingebornen, welche nichts anders war, als ein künstliches Schirmdach aus Rinden, die in einen Halbzirkel gestellt und an einige dürre Aeste angelehnt war. Solche Häuser können bloß vor der Einwirkung allzukalter Winde schützen, daher ist ihre Rundung gegen die Südwestwinde gerichtet, da diese Winde in den südlichen Gegenden die kältesten sind. Ihre Kähne oder Piroguen sind nicht viel besser, und bestehen ebenfalls aus Baumrinden, auch drei Rindenrollen werden durch Riemen von Rinden plump zusammengefügt und befestigt. In diesen schirmenden Hütten, die aber, als oben unbedeckt, nicht einmal vor dem Regen beschützen, leben diese Menschen in Familien oder kleinen Stämmen beisammen. Die Familie welche Peron hier antraf, bestand aus 9 Personen, wovon die beiden bejahrten die Eltern schienen; der junge Mann und seine Frau schienen zugleich Gatten und Geschwister; ein jüngeres Mädchen von 16 bis 17 Jahren schien die Schwester der jungen Frau, und die Kinder derselben anzugehören.

Die Hauptnahrung dieser Familie, und vermuthlich der Tasmanier überhaupt, wenn sie an den Küsten wohnen, scheint aus Fischen und Schalthieren zu bestehen. Besonders ist hier eine Art von Seeohren (Schneckenmuschel, Haliotis), welche sehr groß wird, Hauptnahrung. Sie werden in der Schale über das Feuer gesetzt, darin wie in einer Schüssel gekocht und ohne weitere Würze verschluckt. Peron fand sie sehr zart und gut. Peron und seine Gefährten versuchten die Einwirkung des Gesanges auf diese Menschen, und sangen den

Marseillianermarsch. Anfangs waren sie mehr unruhig als überrascht, aber nach einigen Augenblicken hörten sie aufmerksam zu; die Mahlzeit wurde unterbrochen, und die Beweise ihres Vergnügens zeigten sie durch so seltsame Verzerrungen ihres Gesichts, daß sich die Franzosen kaum des Lachens enthalten konnten. Kaum war eine Strophe zu Ende, so brachen alle vor Verwunderung zu gleicher Zeit in ein lautes Geschrei aus. Der junge Mann besonders war wie außer sich; er faßte sich an den Haaren, kratzte sich mit beiden Händen auf dem Kopfe, bewegte sich auf tausenderlei Art hin und her, und wiederholte sein Geschrei mehrmals hinter einander. Zärtliche und leichte Lieder machten wenig Eindruck, wie man aber immer bemerkt hat, daß nur laute und kriegerische Musik Eindruck auf rohe Menschen macht, da sanfte Töne zu wenig erschüttern. Das junge Mädchen zeichnete sich durch die Sanftheit ihrer Gesichtsbildung und durch den Ausdruck ihrer einnehmenden Blicke sehr aus. Sie hieß Ureh-Ureh, war wie ihre Eltern völlig nackt, ohne daß es ihr einfiel hierin etwas anstoßiges zu finden. Sie war schwächlicher als ihr Bruder und ihre Schwester; sie wurde sehr zutraulich, und zeigte wie sie sich putze, indem sie einige Kohlen in die Hände nahm, sie zerrieb und sich damit das Gesicht schwärzte. Sie zeigte hierauf ein großes Vertrauen auf den Reiz den diese Schminke ihr geben werde. Liebe zum Putz ist daher den nackt gehenden Weibern eben so eigen als unsern Schönen, und diese Wilde zeigte, daß das weibliche Geschlecht auch unter den rohesten Menschen eine angeborne Güte und Milde besitzt, welche sich freilich durch die grausame Behandlung, die es von den Männern erleiden muß, und die schwere Arbeit, welche ihm auferlegt wird, bald genug, so wie die Schönheit, verliert. Die kleinern Kinder waren sehr munter und neckisch, und wurden mit den Europäern sehr bald vertraut.

Die Geräthe und Werkzeuge der Familie waren eben so einfach wie ihre Wohnung, wenn man diese so nennen kann. Ein Blatt eines Meergrases (fucus palmatus), dessen Ende durch ein hölzernes Stift zusammengehalten wird, dient zum Trinkgefäß; ein Stück Granit vertrat die Stelle eines Messers, um die Rinde der Bäume abzulösen, und die Wurfspieße zu schärfen; ein hölzerner Spatel war besonders bestimmt, die Muscheln von den Felsen wegzunehmen. Ureh-Ureh allein trug einen zierlich gemachten Sack aus Binsen, den sie an Herrn Peron gegen ein Geschenk eines Halstuches und einer Hammeraxt abtrat, deren Gebrauch er ihrem Bruder zeigte, worüber die ganze Familie in Erstaunen und Ausrufung ausbrach. Die ganze Familie begleitete die Europäer Abends zu ihren Schiffen, wobei einer den Knaben, einer den jungen Mann, ein anderer den Alten an der Hand, Herr Freycinet aber das junge Mädchen am Arm führte, welches, ungeachtet der Weg durch Gesträuche und Stauden führte, wodurch die nackten Glieder häufig geritzt wurden, und, wie es schien, Schmerz litten, immer lustig plauderte, aber böse wurde, daß man es nicht verstand. Als man ihr eine rothe Feder zum Geschenk anbot, so sprang sie vor Freuden in die Höhe, lachte, schrie, und schien trunken vor Vergnügen und Glückseligkeit. Beim Abschied wurde sie traurig, und die ganze Familie lud durch Geberden zu baldiger Wiederkehr ein.

Einige Vorfälle aber zeigten, daß der Charakter dieser Menschen nicht so gut und unschuldig ist, als es anfangs schien. Nicht lange nach der ersten Zusammenkunft kamen viele Diemensländer mit der Mannschaft des Schiffs zusammen und schienen sehr friedlich gesinnt. Ein See-Cadet wünschte ihre körperliche Stärke kennen zu lernen, und bot einen Kampf an, Mann an Mann, welcher angenommen wurde. Der See-Cadet warf den Diemensländer mehrere Male nach einander zu Boden. Dieser Kampf schien das gute Vernehmen im geringsten nicht zu stören, der Verkehr dauerte noch mehr als eine Stunde fort, und die Wilden wurden reichlich beschenkt. Plötzlich aber wurde ein Wurfspieß nach dem Cadeten geworfen, welcher über die ganze Oberfläche der Schulter streifte und ins Fleisch eindrang, worauf aber die Diemensländer plötzlich entflohen. Dieß machte vorsichtiger, allein in einem andern Theile des Canals fiel noch ein Angriff vor, bei welchem die Wilden einen Hagel von Steinen ausgossen, der aber glücklicher Weise Niemand traf. Ein drittes Mal wurde ein Franzose, der eben einen Wilden zeichnete, plötzlich von diesem angegriffen, und, obschon man dieß nicht ahndete, und im Gegentheil den Menschen mit Geschenken besänftigen wollte, so warfen die Wilden abermal Steine auf die sich einschiffende Mannschaft. Alle diese Angriffe geschahen ohne die geringste Veranlassung von Seiten der Franzosen, und man sieht daraus, daß diese Naturmenschen nichts weniger als gutartig sind, und daß man nicht mißtrauisch genug gegen sie seyn kann. Der Umgang ist immer schwer und gefährlich.

Sie haben die Gewohnheit, wie die Neu-Holländer, die Wälder in Flammen zu setzen, wenn sie Feinde befürchten. Bei einer Streiferei traf Peron einmal 20 Weiber beisammen an, welche alle völlig nackt waren Man machte mit ihnen Bekanntschaft, und bemerkte nun, daß sie einen sehr muntern Charakter hatten; sie sprachen alle zu gleicher Zeit, fragten alle auf einmal, und machten tausenderlei Grimassen und Geberden. Auch sie hörten sehr gerne Gesang, horchten aufmerksam zu, und wenn eine Strophe beendigt war, gaben sie ihren Beifall durch lautes Geschrei oder Lachen zu erkennen. Sie setzten sich oder hockten vielmehr beständig auf die Fußhaken; eine Stellung, welche uns ungemein mühsam scheint, den Wilden aber ganz eigen ist. Nur einige trugen Känguruhhäute über die Schultern, bekümmerten sich aber im Geringsten nicht um ihre Nacktheit, und zeigten sich in so mancherlei Stellungen und Posituren, daß man sich schwerlich einen richtigen Begriff von dem ganz seltsamen und malerischen Anblick dieser Versammlung machen kann. Ihre schwarze, vom Seehundsfett eckelhafte Haut; ihre kurzen, krausen, schwarzen und schmutzigen Haare, welche bei einigen mit Ockerstaub roth gefärbt waren; ihre ganz mit Kohlen überschmierten Gesichter; ihre durchgehends magern und welken Formen; ihre langen, herabhängenden Brüste; mit einem Worte, ihre ganze physische Beschaffenheit war zurückstoßend. Nur zwei oder drei junge Mädchen von fünfzehn oder sechszehn Jahren, hatten ziemlich angenehme Formen und anmuthigere Umrisse, und der Busen war fest und nicht hängend. Sie hatten etwas Treuherzigeres, Einnehmenderes und Sanfteres in dem Ausdruck ihrer Gesichter, also die Anmuth der Schönheit und Jugend; da im Gegentheil die ältern Weiber eine unedle und plumpe Gesichtsbildung zeigten, mehrere hatten einen wilden und düstern Blick; an allen bemerkte man etwas unruhiges und niedergeschlagenes, wahrscheinlich wegen der Sklaverei in welcher sie schmachten. Fast alle waren mit Narben, den traurigen Früchten der Mißhandlungen ihrer wilden Männer, bedeckt. Eine einzige unter ihnen war immer unerschrocken, munter und lustig. Sie suchte den Gesang auf eine ganz possirliche Weise nachzuahmen, was ihre Gefährtinnen sehr belustigte, und sang dann selbst, nach ihrer Weise, sehr schnell. Gesang und Sprache sind so geschwind, daß man unmöglich einen bestimmten Laut unterscheiden kann. Es ist eine Art von Rollen, für welche sich in unsern europäischen Sprachen keine Vergleichung und keine Aehnlichkeit finden läßt. Durch ihren eigenen Gesang, der mit Beifall von den Europäern aufgenommen wurde, wurde die Diemensländerin noch munterer, und fing an verschiedene, kurze Tänze aufzuführen, wovon einige für äußerst unanständig gehalten werden könnten, wenn den Menschen in diesem Zustande der Gesellschaft ein ähnliches Gefühl eigen, und das Schamgefühl nicht völlig fremd wäre. Peron und ein anderer seiner Gefährten wurden von diesem Weibe im ganzen Gesicht mit Kohlen eingeschmiert, und nun von den andern bewundert und mit weit mehr Vergnügen angesehen. Ihr Wohlwollen und Zutraulichkeit vermehrte sich, ohne daß sie sich nahe kommen ließen. Bei der geringsten Bewegung welche die Europäer machten oder machen zu wollen schienen, um die Grenze zu überschreiten, sprangen sie alle schnell von ihren Haken auf und nahmen die Flucht. Beim Aufbruche wollten die Weiber denselben Weg, wie die Europäer gehen, allein die letzten mußten dem Strande nach gehen, während die ersten auf den gleichlaufenden Sandhügeln gingen. Sie trieben ihren Scherz immer fort und waren sehr munter, ungeachtet sie fast alle beladen, und einige schwer beladen waren. Sie kamen nämlich vom Fischfang, und trugen die Beute von großen Krabben und Muscheln in ihren Binsensäcken, welche mit einem Reif von Stricken, um die Stirne befestigt, über den Rücken herabhingen. Plötzlich erhob eine von ihnen ein lautes Geschrei, indem sie die Fahrzeuge und Schiffsleute entdeckten, bei welchen auch ihre Männer waren, über welche unvermuthete Zusammenkunft die Weiber vielleicht eben so erschracken, als über die Europäer. Ihre grimmigen Männer warfen zornige und wüthende Blicke auf sie, welche eben nicht geeignet waren, sie zu beruhigen. Diese Männer hatten ein düsteres und drohendes Ansehen, und in ihrer ganzen Stellung zeigte sich etwas Uebelwollendes, Gezwungenes und Falsches, welches sie vergebens zu verbergen suchten; sie sahen aus, als ob sie über die Fruchtlosigkeit ihrer Angriffe ärgerlich wären und Rache brüteten. Die Weiber legten ihre Säcke zu den Füßen ihrer Männer nieder, welche sogleich die Beute theilten, ohne ihnen etwas anzubieten, und stellten sich dann zusammen

hinter die Männer, welche auf dem Abhange des Sandhügels saßen, dort wagten sie es nicht mehr weder aufzublicken noch zu reden.

Ihre Todten werden verbrannt, und über die Brandstätten werden Denkmäler errichtet, welche aus einem plump gebildeten Kegel von Baumrinde bestehen, die mit dem untern Theile in die Erde gesetzt und oben mit einem Bande, ebenfalls von Rinde, zusammengebunden sind. Unter den Rinden angebrachte Stangen dienen ihnen zur Stütze. Peron untersuchte ein solches Denkmal, dessen Bestimmung er nicht errathen konnte, und fand den Boden des Kegels mit einer Schichte sorgfältig in concentrischen und tiefen Stücken von Gras gebildet, welche durch acht kleine, hölzerne Stäbe gestützt und zusammengehalten wurden. Ueber ihr lag ein großer, abgeplatteter Granitstein, und unter dem Grase ein großer Haufen weißer Asche. Aus dieser zog Peron erst ein Stück eines Menschenkinnbacken hervor, woran noch Fleisch hing, neben diesem lagen sehr schwarze, aufgetriebene, zerreibliche und leichte Kohlen, welche unbezweifelt von verbranntem Fleische herrührten, da neben ihnen noch eine Menge halbverbrannte Knochen lagen, mit Stücken halbverbrannten Fleisches sich fanden. Sie lagen alle in einem kreisförmigen Loche, welches mit Fleiß gemacht worden war. Es kann keinem Zweifel fel unterliegen, daß dieß ein Grabmal war, und daß die Todten verbrannt werden. Diese Grabmäler werden immer auf Hügeln angebracht. Es ist merkwürdig, wie dieser Gebrauch des Verbrennens der Todten, und diese Grabmäler, zu so rohen und nackt gehenden Menschen gekommen ist. Fast ganz unbekannt mit jedem Grundsatze der gesellschaftlichen Einrichtung, ohne eigentliche Oberhäupter, ohne Gesetze, ohne Kleidung, ohne sichere Mittel das Dasein zu erhalten, ohne bestimmte Wohnplätze, kennt der Mensch hier keine andern Waffen, hat keine andern Werkzeuge, als seinen Wurfspieß und seine Keule, welche beide gleich plump sind. Familienweise ziehen diese Völker am Ufer des Meeres umher, und ziehen aus denselben den größten Theil ihres gewöhnlichen Unterhaltes. An den Stellen am Ufer, welche durch Ueberfluß an Muscheln, durch die Leichtigkeit ihrer habhaft zu werden, ihm an allen diesen Rücksichten seine Bedürfnisse vortheilhaft gewähren können, an diesen Stellen verweilt er am längsten, und besucht sie am öftersten wieder.

Merkwürdig ist auch der Umstand, daß diese Wilden, bei allen Gelegenheiten sich am meisten über die weiße Haut der Europäer verwunderten, und sogar nicht recht zu glauben schienen, ob sie auch Menschen wie sie wären. Bei einer Zusammenkunft mit vierzehn Diemensländern wollten dieselben die Waden und die Brust der Europäer untersuchen, was diese zuließen, und ein oft wiederholtes Geschrei zeigte ihr Erstaunen über die weiße Farbe der Haut. Aber bald wollten sie die Untersuchung weiter treiben, da sie wahrscheinlich zweifelten, ob die Fremden wie sie beschaffen seyen, und sich über ihr Geschlecht vergewissern wollten. Sie drangen so hitzig und hartnäckig auf diese Untersuchung, daß man sich ihr kaum entziehen konnte. Da sie jedoch den Widerwillen bemerkten, so bestanden sie nur noch bei einem Matrosen darauf, welcher, wegen seiner Jugend und wegen seines Mangels an Bart, geschickt zu seyn schien, ihre Vermuthung zu bestätigen oder ihren Zweifel zu zerstreuen. Der Jüngling willigte endlich in ihr Verlangen, und die Wilden schienen vor Freuden außer sich; kaum hatten sie erkannt, daß er beschaffen war wie sie, so fingen sie vor Erstaunen und Freude an alle zusammen so laut zu schreien, daß man von dem Geschrei ordentlich betäubt wurde. Diese Menschen waren alle ziemlich groß, und schienen, bis auf einen ältern Mann, das Alter von 16 bis 30 Jahren zu haben; sie maßen von 5 Fuß 3 Zoll bis zu 5 Fuß 6 Zoll. Einer war besonders proportionirt und schön gewachsen, hatte aber auch den gemeinschaftlichen Fehler bei wohl entwickeltem Kopf, breiten und fleischigen Schultern, breiter Brust und starken Hinterbacken, doch die Extremitäten, besonders die Schenkel, dünne zu haben; auch der Bauch war zu dick.

Die Gesichtsbildung war sehr ausdrucksvoll; die Leidenschaften malen sich darin kräftig und folgen schnell auf einander; veränderlich, wie ihre Gemüthsbewegungen, wechseln und verändern sich die Züge ihres Gesichts nach diesen. Ihr Gesicht ist schrecklich und wild im Drohen, unruhig und falsch im Argwohn; beim Lachen ist es ausgelassen lustig und fast in Zuckungen; bei den Aeltesten ist es verdrießlich, hart und düster; aber durchgehends bei allen einzelnen Personen, und zu welcher Zeit man sie auch beobachten mag, behält ihr Blick immer etwas Widriges und Grimmiges, was dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann. Diese Falschheit zeigte sich auch wieder bei derselben Zusammenkunft. Beide Theile saßen scheinbar friedlich zusammen an einem Feuer. Die Franzosen bemüheten sich die Bedeutung einiger Worte von ihnen zu erfahren, wobei die Wilden viele Fassungskraft zeigten und die Geberden leicht verstanden und begriffen; sie wiederholten mit Gefälligkeit die Worte, und lachten oft überlaut über die mißlungene Aussprache derselben. Der Begriff von Umarmen und Liebkosen schien ihnen ganz fremd, und sie hatten keine Worte dafür. Während dieser friedlichen und angenehmen Unterhaltung, entstand plötzlich ein Geschrei im Innern des nahen Waldes; die Wilden sprangen auf, ergriffen die Waffen, und sahen bestürzt nach dem Meere, auf welchem ein Fahrzeug sichtbar war, was von dem französischen Schiffe kam. Man konnte sie indeß wieder beruhigen, so daß sie sich wieder setzten. Sie wurden aber immer unruhiger und zerstreuter. Sie sprachen mit einander, hefteten düstere und grimmige Blicke auf die Franzosen, und schienen auf Gewalt zu sinnen, und nur die Flinte eines unerschrockenen und kräftigen jungen Franzosen schien ihnen Furcht einzujagen. Wahrscheinlich aus Falschheit wollten sie ihn überreden, nach den Vögeln auf den nahen Bäumen zu schießen. Ihre Kühnheit nahm indeß mit ihrem Mißtrauen zu. Einer von ihnen wollte durchaus Herrn Peron's Weste haben, faßte ihn plötzlich dabei und hielt die Spitze des Wurfspiesses auf ihn gerichtet. Peron stellte sich, als nähme er die Drohung für Scherz, faßte geschickt die Spitze der Waffe und wandte sie weg; dann deutete er auf den andern Franzosen, welcher eben auf den Wilden seine Flinte anlegte, und rief das Wort Mata (Tod). Dieß verstand der Wilde, und legte seine Waffe so gleichgültig nieder, als wenn nichts vorgefallen wäre. Plötzlich aber erfaßte ein anderer Peron's goldenen Ohrenring, und steckte seinen Finger dadurch; glücklicher Weise ging er auf; ohne dieses hätte der Wilde Peron's Ohr unfehlbar durchgerissen. Diese Menschen waren aber mit Geschenken fast überladen worden, man hatte allen ihren Wünschen und Einfällen nachgegeben, und doch zeigten sie eine solche Falschheit, daß Peron, ohne jene Furcht vor der Flinte, gewiß ein Opfer davon geworden wäre. Nur durch die Drohung mit der Waffe ging die Zusammenkunft, die so friedlich begonnen hatte, ohne Schaden ab und endete gut. Der Umgang mit diesen Menschen ist also immer von der Art, daß man nicht genug auf seiner Hut seyn kann. Schon frühere Seefahrer haben die Falschheit der Diemensländer ganz so kennen gelernt, wie Peron. Die Entdeckung, welche Tasman von diesem Lande Ao. 1642 gemacht hatte, blieb unbeachtet und unbesucht, bis im Jahre 1772 der Franzose Marion, der nachher in Neu-Seeland ermordet wurde, diese Küste besuchte, und Umgang mit den Eingebornen hatte, welcher im Anfang freundschaftlich war, sich aber ohne Ursache mit Stein- und Lanzenwürfen von Seite der Einwohner endigte, dem die Franzosen durch ein Gewehrfeuer antworteten, welchem die Wilden natürlich nichts entgegensetzen konnten, und, nachdem einige von ihnen getödtet und verwundet worden, die Flucht nahmen. Nach Marion besuchten die Capitäne Fourneaux und Cook Diemensland, und hatten Verkehr mit den Eingebornen. Sie fanden sehr viel Aehnlichkeit zwischen den Diemensländern und den Bewohnern der Tanna und Mallikolo. Seitdem ist dieses Land oft besucht worden, ohne daß wir neue Nachrichten über die Bewohner desselben erhalten hätten. Zwar wurde im Jahr 1823 die englische Colonie dort begründet, und der Anfang zur Stadt Hobarttown gelegt. Die Eingebornen naheten sich freundschaftlich den Engländern, allein der commandirende Lieutenant Jeffreys hielt ihre Absicht für feindlich, und empfing sie mit Kanonendonner und Flintenfeuer, wodurch mehrere getödtet und verwundet wurden. Seit dieser Zeit faßten die Diemensländer einen tödtlichen Haß gegen die Engländer, der immer noch fortdauert und jede Annäherung hindert.

Unsere Kenntnisse über dieses arme und nicht zahlreiche Volk sind daher sehr unvollkommen, und um sie zu charakterisieren, konnten wir nichts anders thun, als das Ergebniß der Zusammenkünfte anführen, wie sie aus Peron's Reise sich darboten. Die Diemensländer scheinen überhaupt sehr wenig zahlreich zu seyn, und man gibt wahrscheinlich zu viel an, wenn man diese ganze Nation zu 20,000 angibt. Man weißt von ihrer Religion, ihren Heirathen, ihren gesellschaftlichen Verhältnissen und ihrer Sprache so viel als nichts. Jahrhunderte ändern in den Sitten von Menschen, welche auf der allerniedrigsten Stufe der Cultur stehen nichts; sie haben keine Geschichte, keine Erinnerungen, welche über ein Menschenalter hinaufgehen. Man würde sich daher umsonst bemühen, Nachforschungen über ihre Herkunft und frühern Verhältnisse anzustellen. Und wahrscheinlich wird kaum ein Jahrhundert vergehen, so wird jede

Spur dieſer Menſchen, diejenigen ausgenommen, welche in Büchern aufbewahrt ſind, verſchwunden ſeyn, wenn nämlich die engliſche Colonie ſich, wie es den günſtigen Anſchein hat, immer mehr vergrößert und ausbreitet, ſo wird das ganze Land europäiſch geſittet und bebaut, und die ſchwachen Reſte der Ureinwohner werden verſchwinden, da ſie ſich nicht in unzugängliche Gegenden zurückziehen können, und eben ſo wenig als die Ureinwohner Neu-Holland's ſich civiliſiren werden. Zwar haben doch einige ſich den Engländern genähert, welche als Fiſcher oder Seehundsfänger, einſame Punkte der Inſel beſuchen. Nach den Berichten des Lieutenant Jeffreys leben einige Frauen der Ureinwohner mit Matroſen, und wenn auch dieſe Menſchen, wie es ihr Handwerk mitbringt, ſehr rohe Sitten haben, ſo finden dieſe unglücklichen Weiber ſie ohne Zweifel ſanft, in Vergleichung mit der Grauſamkeit und Barbarei, mit der das weibliche Geſchlecht von den Eingebornen behandelt wird. Nach Jeffreys ſollen dieſe Weiber viel angenehmer ſeyn als die Neu-Holländerinnen; ihre Glieder ſind beſſer gebaut, und die Geſichtszüge viel angenehmer, wie uns auch Peron von den jungen Mädchen erzählt, und nur die furchtbar ſchlechte Behandlung ihrer Männer, die Sklaverei und das Elend in welchem ſie leben, macht ſie ſo bald alt und häßlich. Sie ſind reinlicher als die Neu-Holländerinnen, und ſchneiden ihre Haare von Zeit zu Zeit ab. Ihr Charakter iſt furchtſam, ſanft und anhänglich; ſie ſind treue Mütter, wie folgendes Beiſpiel zeigt: Eine Diemensländerin, welche mit einem Engländer mehrere Jahre gut lebte, entfernte ſich eines Tages von der Fiſchergeſellſchaft, bei welcher ihr Mann war, mit ihrem ſäugenden Kinde und wurde von ihren Landsleuten überfallen; dieſe warfen ſich auf ſie, droheten ihr, entriſſen ihr ihr Kind, und warfen es in einen brennenden Holzhaufen. Dieſe Gräuelthat gab der Mutter übermenſchliche Kräfte. Mit der größten Schnelligkeit durchrannte ſie den Haufen ihrer Landsleute, holte ihr Kind aus dem brennenden Haufen und floh, dasſelbe in ihren Armen haltend, in ein Gehölz jenſeits eines Fluſſes. Die Wilden verfolgten ſie, aber Angſt und Mutterliebe gaben ihr Flügel; ſie entkam unter dem Schutze der Nacht, und verbarg ſich und ihr Kind glücklich. Sie wurde lange vergeblich geſucht; endlich zogen ſich ihre Verfolger zurück, lagerten ſich nachläßig bei ihrem Feuer und entſchliefen. Als das arme Weib dieß bemerkte, verließ ſie ihren Verſteck, flüchtete ſich, und erreichte noch vor Tage die zehn engliſche Meilen entfernte Stadt Launceſtown, wo ſie, von einem engliſchen Edelmanne und ſeiner Frau, ſo gut aufgenommen wurde, daß dieſe das Kind erzogen. Capitän Dümont d'Urville ſah dieſes Mädchen im Jahre 1827. Es war etwa eilf Jahre alt und ſehr ſchön; die Farbe der Haut etwas kupferfarb; die Backen roth; die Augen groß und ſchwarz, das Weiße derſelben blaulich; die Augenlieder lang und gut geöffnet; die Zähne blendend weiß, und die Glieder bewunderungswürdig geformt. Die arme Mutter litt ſehr an den Folgen der Strapazen ihrer Flucht und den Brandwunden, welche ſie beim Entreißen ihres Kindes aus den Flammen erhalten hatte; auch das Kind war ſo ſchlimm zugerichtet, daß es dem Tode nahe war. Alle Kinder, welche aus dem Umgang der Europäer mit Eingebornen entſpringen, ſollen ſchön ſeyn.

Natürlich fürchten ſich die Weiber, welche mit Europäern in Verbindung ſtehen ſehr, ihren Landsleuten in die Hände zu fallen, welche ſie tödten, oder mißhandeln, und ihre Kinder verbrennen. Sie ſind ihren weißen Männern außerordentlich zugethan, und wenn dieſe durch ihre Geſchäfte genöthigt ſind, ſie einige Zeit zu verlaſſen, ſo richten ſie eine Art von Geſang an eine eingebildete Gottheit, um Schutz und glückliche Wiederkunft ihrer Männer zu erflehen. Dieſer Geſang ſoll ſehr angenehm ſeyn, die Stimmen rein, die Cadenzen richtig, und das Ganze eine Harmonie bilden, welche auch einem delicaten Ohr Vergnügen machen muß. Da im Diemensland, wie in Neu-Holland, die Zahl der Weiber bei den Coloniſten noch viel geringer iſt, als die der Männer, ſo muß dieſes beſonders ſolche Verbindungen mit eingebornen Weibern begünſtigen.

Die Diemensländer aber ſuchen noch immer alle Berührung mit den Engländern zu vermeiden, und ihre ſchwachen Stämme haben ſich in die höchſten und unzugänglichſten Gebirgsgegenden zurückgezogen, von wo aus ſie zuweilen die Heerden der Coloniſten, und dieſe ſelbſt überfallen. Fällt ein ſolcher in ihre Hände, ſo wird er grauſam umgebracht. Es herrſcht daher ein beſtändiger Krieg zwiſchen beiden Nationen, der natürlich mit Vortheil von den gut bewaffneten Coloniſten betrieben wird, wodurch die Zahl der Einwohner ſich ſehr verringern muß, um ſo mehr als die Vegetation des Landes ſehr wenig eßbare Pflanzen hervorbringt, und das eßbare Wild auch nicht zahlreich iſt, daher ohne Zweifel oft Hunger unter ſolchen Menſchen entſtehen muß, welche vorher vorzüglich von den Früchten des Meeres lebten, von dem ſie nun entfernt ſind, und durchaus keinen Ackerbau treiben, noch Hausthiere haben. Das Känguruh macht wahrſcheinlich ihre Hauptjagd und Nahrung aus; auch werden ſie Schlangen, Eidechſen und Vögel eſſen.

Wenn die Diemensländer ſich allerdings durch mehrere Kennzeichen von den Bewohnern von Neu-Holland unterſcheiden, wie durch dunklere Hautfarbe und krauſere Haare, ſo haben ſie doch unbeſtreitbar vieles mit ihnen gemein, namentlich die Dünne der Glieder und dieſelben Geſichtszüge, und ſcheinen daher denſelben Urſprung zu haben.

Man glaubte anfänglich, ſie hätten keine Häuptlinge über ihre ſchwachen Stämme, allein die Engländer glauben nun bemerkt zu haben, daß jeder Stamm einem Manne gehorche.

Seitdem ſie in den Gebirgen leben, hat die Kälte ihres Aufenthalts ſie wahrſcheinlich genöthigt, ſich mehr äußerer Bedeckungen zu bedienen. Ihre Kleidung beſteht im Winter aus zuſammengenäheten Känguruhfellen, welche ſehr warm geben. Im Sommer gehen die Männer nackt, die Weiber aber legen die Känguruhhaut nicht ab, und binden ſolche um Schultern und Körper. Sie gehen alſo nicht mehr ganz nackt wie vor dreißig Jahren, als Peron ſie ſah, wenigſtens nicht alle Stämme. Ihre Hütten aber ſind um nichts beſſer geworden. Ihre Kähne tragen bis zu zehn Perſonen; ſie wiſſen ſie ſehr gut zu leiten, und fahren ſchnell und ſicher über Flüſſe, Seen und Meeresarme. Sie ſind ſehr geſchickt im Werfen der Lanze, ihrer einzigen Waffe. Unter ihnen ſelbſt ſcheinen keine beſondern grauſamen Gewohnheiten zu herrſchen; auch befehden die Stämme ſich wenig unter einander. Ob ſie eine Art von Prieſtern, eine Art von Gottesdienſt, oder welche Begriffe von einer Gottheit haben, iſt unbekannt. Ebenſo ob ſie in der Vielweiberei leben oder nicht. Wohl weißt man, daß ſie die Weiber für niedriger und für Sklaven halten, und dieſe alle ſchweren Arbeiten verrichten müſſen, ohne Dank von ihren grauſamen Männern dafür zu erhalten.

Die Auſtralier oder Neu-Holländer. Sie bilden, wie die Diemensländer, einen andern Zweig der madagaſſiſch-kafferiſch-äthiopiſchen Raſſe, allerdings nahe verwandt mit den benachbarten Tasmaniern und Papus, aber in Sitten und Charakter von ihnen verſchieden. In Hinſicht der Civiliſation ſtehen ſie den Tasmaniern völlig gleich und unter den Papus. Allein die Tasmanier und Auſtralier ſind dennoch gar ſehr von einander verſchieden. Die Sitten und Gebräuche, ihre rohen Künſte, ihre Waffen, ihre Fiſcher- und Jagdgeräthe, ihre Wohnungen, ihre Fahrzeuge und ihre Sprache ſind durchaus verſchieden, was Peron ganz vorzüglich bemerkt hat, und wie aus den genauen Nachrichten ſich zeigt, welche uns Philipp, Collins, White, d'Entrecasteaux, Flinders, Grant, King und beſonders Dümont d'Urville geben. Man hat ſie Auſtralneger benannt, allein es ſcheint dann doch, daß ſie mit den Negern wenig gemein haben, als einen Anſchein in der äußern Geſtalt. Ihr Haar iſt nicht wollig; ihre Haut iſt zwar dunkel, aber nicht ſo ſchwarz wie beim Neger. Der Neger iſt groß und ſtark, ſeine Schenkel und Arme fleiſchig und wohl gebildet, und ſein Geſicht bei Weitem nicht ſo häßlich und affenartig, als beim Auſtralier. Auch in Hinſicht der Civiliſation ſteht der Auſtralier tief unter dem Neger und Kaffer, und hat keine oder ſehr wenig Gewohnheiten mit dem Neger gemein. Von einer, auch nur entfernten, Aehnlichkeit der Sprache iſt gar keine Spur. An Geiſtesfähigkeiten ſteht der Auſtralier zwar dem Neger nicht nach, er übertrifft ihn vielmehr, wenn er unterrichtet wird. Er ſcheint ſeine Unwiſſenheit zu lieben, und ſtößt allen Unterricht von ſich, verwirft die größere Bequemlichkeit, welche die Civiliſation gewährt, obſchon ſie ihm von den Coloniſten angeboten worden iſt; lieber lebt er im Elend, aber frei von allen Banden. In wenig zahlreichen Stämmen zerſtreut, oder vielmehr nur familienweiſe führt er, in den weiten Oeden Neu-Holland's zerſtreut, ohne Häuſer oder Hütten, ohne ein ſicheres Obdach, ohne Kleidung, in vollkommener moraliſcher Verſunkenheit, ein thieriſches Leben. Wie der Buſchmann, der Diemensländer, der Eskimaux, lebt er heute im größten Ueberfluſſe, wenn Jagd oder Fiſchfang günſtig waren; aber er ſammelt keine Vorräthe auf den folgenden Tag, wie ſo viele Thiere es thun, ſondern hungert lieber, und nimmt dann mit der elenden Farrenkrautwurzel verlieb, dem faſt einzigen vegetabiliſchen eßbaren Produkt Neu-

Holland's. Die Stämme und Familien haben wenig oder keine Verbindung unter einander.

Die Fruchtbarkeit Neu-Hollands ist sehr gering, und nur eine sorgfältige Cultur kann sie größer machen. Wassermangel ist fast überall; daher leben die Bewohner vorzüglich an den Ufern der Flüsse oder an den wenig zahlreichen Bajen, welche ins Ufer einschneiden. Wie bei allen wilden Volkern ist die Sinnlichkeit vorherrschend, und viele Handlungen geschehen instinktmäßig, und ersetzen mit den scharfen Sinnen die nur schlafenden, intellektuelen Fähigkeiten.

Eine vollkommene Freiheit scheint für diese Völker eine absolute Nothwendigkeit ihres Daseins; sie verabscheuen jede Art der Civilisation, weil sie ihnen einen unerträglichen Zwang aufzulegen scheint, und von allen Gewohnheiten der Europäer, welche sie täglich in den bevölkerten Colonialstädten der Engländer von ihnen ausüben sehen, haben sie gerade die verwerflichsten und zurückstoßendsten sich eigen gemacht, namentlich die Liebe zu geistigen Getränken. Wollene Kleider tragen sie nur zur Bedeckung der Brust. Sie haben keinen Begriff von Scham, denn, ungeachtet sie sehr häufig in die Städte kommen, so gehen sie immer ganz nackt, ohne die Geschlechtstheile im geringsten zu verhüllen.

Die Sitten dieser Nation sind so interessant und eigen, daß wir über diesen Gegenstand etwas weitläufiger seyn müssen, und die genauesten Nachrichten, welche uns Herr Dümont d'Urville in seiner Reise mittheilt, benutzen wollen. Sie betreffen zwar hauptsächlich die Bewohner von Neu-Süd-Wallis, da man diese am besten kennt; wir werden aber auch das anführen, was wir von andern Stämmen wissen.

Die Eingebornen von Neu-Süd-Wallis, in der Gegend von Botany-Bai, Broken-Bai und Port Jackson, leben familienweise, und erkennen keine andere Herrschaft als die des ältesten der Familie. Trifft man daher einen Stamm an, so tritt immer der Aelteste hervor, um zu unterhandeln. Die Familie nennt ihn vorzugsweise Vater. So nennen sie auch den Gouverneur der englischen Colonie, und alle diejenigen, welche in größerem Ansehen stehen. Jeder Stamm wird nach dem Ort genannt, wo er gewöhnlich wohnt, mit Beisatz des Wortes Gal. So heißt die Küste südlich von Botany-Bai, bei den Einwohnern Gouja und der Stamm Gouja-Gal; die Küste nördlich vom Port Jackson heißt Kemmirai und der Stamm Kemmirai-Gal. Dieser letzte Stamm ist der zahlreichste und mächtigste in diesen Gegenden von Neu-Holland, und die Glieder dieser Familie sind zugleich auch körperlich den andern überlegen. Sie haben das sonderbare Vorrecht, von jedem männlichen Individuum der nahe wohnenden Küstenstämme einen Zahn zu fordern. Es zeigt sich aus diesem Vorrecht, daß ihre Gewalt anerkannt wird. Wahrscheinlich ist dieses Vorrecht schon alt, denn hier ändern Jahrhunderte wenig.

Von irgend einer Art Religion findet man in Neu-Holland keine Spur. Diese Menschen beten weder Sonne, noch Mond, noch Sterne an; obschon sie das Feuer sehr nöthig haben, so verehren sie es auf keine Art; eben so wenig ein Thier, Säugethier, Vogel, Reptil oder Fisch. Man hat niemals bemerkt, daß Furcht vor einem materielen oder eingebildeten Wesen sie zu guten Handlungen bestimmt, oder von bösen abhalte. Wohl haben sie indeß eine Idee von einem fortdauernden Dasein jenseits, aber sie scheint unabhängig von jeder religiösen Idee, und hat keinen Einfluß auf die Handlungen ihres irdischen Lebens. Man hat öfters die Frage an sie gestellt, was wohl nach dem Tode aus ihnen werde. Mehrere antworteten, sie tauchen ins Meer, oder sie werden jenseits des Meeres leben; allein die Meisten glauben, sie flögen in die Wolken. Der Neu-Holländer Benilong, der in England war, wo er sich sehr viele Kenntnisse der englischen Sitten und Gebräuche erworben hatte, wurde gefragt, woher die Engländer nach Neu-Holland gekommen wären, er antwortete: „Aus England." Als man ihn aber fragte, woher denn die Neu-Holländer gekommen seyen, ob von einer andern Insel oder Lande, antwortete nach einigem Besinnen: „Ohne Zweifel von keinem andern Lande, sondern aus den Wolken, „wohin sie nach dem Tode zurückkehrten." Er stellte sich vor, dieß geschähe in Gestalt von kleinen Kindern, welche zuerst auf Baumzweigen lebten, und dort sich von einer Art kleiner Fische nährten, bis sie endlich den Gipfel der Bäume erreichten und davon flögen. Die jungen Neu-Holländer, welche sich in Sydney (der englischen Hauptstadt von Neu-Süd-Wallis) aufhalten, gehen am Sonntag sehr oft in die Kirche, ohne zu wissen warum. Zuweilen sah man sie ein Buch nehmen, und sehr geschickt die Geberden des Predigers nachahmen, und sich kindisch freuen, wenn man über sie lachte. Sie sind überhaupt vortreffliche Mimiker, und ahmen alles mit der größten Genauigkeit nach; sie sind wahre Spaßmacher und Karikaturenschneider.

Man kann indeß für gewiß annehmen, daß sie das Gute vom Bösen unterscheiden, Glück oder Unglück fühlen, und Worte dafür haben. Thut man ihnen Unrecht, oder bietet man ihnen einen stinkenden Fisch an, den sie niemals essen, so sagen sie, es sey schlecht. Erweist man ihnen einen Dienst, oder sehen sie ein Känguruh, so sagen sie gut Im übrigen drücken sie moralische und physische Eigenschaften oft mit denselben Worten aus, und ihre Ideen sind in dieser Hinsicht verwirrt, und die Sprache zu arm; so nennen sie einen feigen Menschen und einen Feind mit dem gleichen Ausdruck der Verachtung Wiri; ihre Freunde nennen sie Baudjiri, und wenn sie sehen, daß einer, der sie beleidigt hat, gestraft wird, so brauchen sie denselben Ausdruck. Sie zeigen großen Abscheu, wenn man sie fragt, ob sie Menschenfleisch essen. Einen hinterlistigen Mord, obgleich ihr Rachegefühl sie nicht selten dazu treibt, tadeln sie, wogegen sie nichts gegen den Tod der aus Zweikampf entsteht einwenden; sie billigen sehr Handlungen der Großmuth und Güte. Sie nennen einen Menschen feig, der einem Lanzenwurf nicht muthig entgegen steht, sondern flieht. Aber wenn sie auch Gutes und Böses trennen, so bezieht sich ihre Idee bloß auf das Irdische, das Jenseits bekümmert sie nicht; sie haben keinen Glauben an Belohnung oder Strafe im künftigen Leben, welches schon daraus sich zeigt, daß sie meinen, sie gehen dort als Kinder ein. Von Priestern oder irgend einer auch nur anscheinend religiösen Feierlichkeit, findet man keine Spur bei diesem Volke.

Männer und Weiber sind in der Regel klein und meist schlecht gewachsen, ihre Glieder sind sehr dünne und mager, besonders bei den Stämmen, welche in Wäldern wohnen, welche daher weniger Hülfsquellen besitzen und sich oft im Fall befinden, auf Bäume klettern zu müssen, um Hornig zu suchen, oder Thiere zu fangen. Sie erinnern in dieser Hinsicht lebhaft an die Schlankaffen Asien's und die Klammeraffen Amerika's, welche vollkommene Baumthiere sind. Mit einer kleinern, steinernen Art bewaffnet, hauen sie in die Bäume Löcher ein, bloß so groß, um die große Zehe darein stecken zu können. Zu diesem Ende halten sie den Stamm mit der linken Hand, und brauchen die Rechte zum arbeiten, so steigen sie so hoch sie wollen, oft 80 bis 100 Fuß.

Die Züge der Männer sind hart und abstoßend; in der Nasenscheidwand tragen sie einen Knochen oder ein Stück Rohr. Das Haar tragen sie zerzaust und der lange struppige Bart gibt ihnen ein scheußliches Ansehen, nicht unähnlich den amerikanischen Brüllaffen. Die Weiber behalten immer etwas von der Zartheit und Anmuth, welche diesem Geschlecht unter allen Völkern eigen ist; zuweilen sieht man wohl etwas der Scham ähnliches, indem ihre schwärzlichen Backen erröthen, und in sich bemühen durch eine gewisse Stellung ihre Nackheit zu decken. Die Nase ist platt, die Nasenlöcher groß und seitlich breit, die Augen liegen tief, und sind mit starken Braunen beschattet. Zuweilen tragen sie um den Kopf ein kleines Netz von Beutelthierhaaren geflochten, so breit, als die Stirn, welches sie bis auf die Augenbraunen hinunterziehen, wenn sie besser sehen wollen. Die Lippen sind dick, und der Mund ungeheuer groß; die Zähne sind schön weiß und stehen dicht beisammen. Bei mehrern steht die Unterkinnlade stark vor, und einer von ihnen, mit Namen der alte Wirang, hätte füglich für einen Orang-Utang gelten können. Die Farbe ist, nachdem die Haut von Fett und Koth, womit sie gewöhnlich bedeckt ist, gereinigt worden, bei einigen so schwarz, wie beim afrikanischen Neger; bei andern hat sie einen Anstrich von kupferroth, wie bei den Malajen, Das Haar ist nicht wollig, selbst bei den Schwarzen, sondern lang und schlicht, wie man besonders bei Benilong bemerkte, als er aus England zurück kam, wo man einige Sorge für seinen Putz trug. Sie sind schwarz, bei einigen scheinen sie etwas röthlich.

Ihr Gesicht ist sehr scharf; ihre Existenz hängt oft von der Schärfe dieses Sinnes ab, denn wer ein kurzes Gesicht hätte, welcher Fehler aber ganz unbekannt bei ihnen ist, könnte den Lanzenwürfen nicht ausweichen, oder sie richtig werfen, welche Kunst sie mit großer Fertigkeit und Schnelligkeit ausüben.

Beide Geschlechter reiben sich die Haut mit Fischthran ein, wodurch sie einen unausstehlichen Gestank verbreiten, allein dieß schützt sie vor den Stichen der Moskiten, welche, da einige Arten sehr groß sind, furchtbar stechen. Einige Individuen sind so unreinlich, daß zuweilen die Fischeingeweide am Kopfe hängend von der Sonne gebraten werden, und das

Oel ihnen über Geſicht und Körper träufelt. Man lehrt die Kinder vom zweiten Jahr an, ſich einzureiben.

Dieſe nackten Wilden ſchmücken ſich dennoch mit mehrern Zierarten. Einige bekränzen ihre Haare mit Fiſchknochen, oder mit Vogelfedern, Vogelknochen, Holzſtücken, Hundsſchwänzen oder Känguruhzähnen, welche ſie mit einer Art von Gummi befeſtigen. Andere, ſüdlich von Botani-Bai wohnende, kleben ihre Haare mit eben dieſem Gummi in eine Art von Schnur zuſammen. Oft bepudern ſie die Haare mit rother oder weißer Erde. Roth, wenn ſie in das Treffen gehen, weiß, wenn ſie tanzen wollen. Die Form, die Materie und die Art des Anbringens dieſer Zierarten hängt ganz vom Geſchmack der einzelnen Perſonen ab, es herrſcht hierin keine Mode; mehrere treiben dieſe Kunſt ſo weit, daß ſie wahrhaft ſcheußlich ausſehen. Was kann ſich aber auch ein Europäer abſcheulicheres denken, als einen Kerl mit Fiſchöl eingeſchmiert, geſchwärzt, mit einem weißen Ring um die Augen, ebenſo ſolche Wellenlinien an Armen und Beinen. Zuweilen färben ſie ſich ſchwarz, und die Rippen bezeichnen ſie ſich mit weißen Linien, wie Geripppe, wodurch ſie wie Geſpenſter ausſehen.

Beide Geſchlechter bedecken ſich überdieß mit Narben, welche ſie für eine beſondere Zierde halten. Sie ſchneiden ſich die Haut mit Muſchelſchalen ein, und halten ſie offen, damit ſich ordentliche Narbenränder bilden können; wenn dieſe Wunden ſich nachher mit Haut bedecken, ſo bilden ſie, als ſehr ehrenvolle Zeichen, die Figuren von Treppen oder Näthen. Dieſe Wunden bringen ſie ſich meiſt in der Jugend bei, dadurch werden die Spuren bleibend und verwiſchen ſich nicht ganz im Alter.

Die Weiber verſtümmeln ſich auf eine eigene Art, indem ſie ſich die beiden Gelenke des kleinen Fingers an der linken Hand wegnehmen laſſen, weil ſie behaupten, dieſe Gelenke hindern ſie beim Aufrollen der Fiſcherſchnüre um die Hand. Die Operation geſchieht durch Abbinden der beiden Gelenke, indem man das Gelenk ſehr hart mit einer Haarſchnur umwindet, und ſo fortſchnürt, daß der Kreislauf gehindert wird, wodurch die vordern Gelenke brandig werden und endlich abfallen. Nur ſehr wenige Mädchen entgehen dieſer Verſtümmlung und werden dann verachtet. Die Männer ihrerſeits, beſonders die Küſtenbewohner, müſſen einen vordern Zahn hergeben; dieß geſchieht unter beſondern Ceremonien, welche wir ſpäterhin angeben werden.

Wenn dieſe reinen Naturkinder ſolche Thorheiten begehen, um ſich zu ſchmücken, obſchon ſie daneben die Kleider der erſten Eltern im Paradieſe ohne Feigenblatt tragen, wer wird die Moden unſerer Schönen noch lächerlich finden, welche einſt ihre Backen roth und weiß färbten, damit ſie in ewig blühender Jugend erſcheinen ſollten, oder unſere Männer, welche vor der Zeit Greiſe ſeyn wollten und ihren Kopf mit ehrwürdigem Weiß bedeckten, oder ihr ſchönes Haar abſchnitten, und den Kopf unter eine gewaltige Wolkenperrücke ſteckten, welche ſie ebenſo zur Karrikatur machte, wie es der Neu-Holländer iſt, wenn er ſein Haar mit Knochen und Holz beklebt; beides iſt naturwidrig, und im närriſchen Putz ſteht der Wilde dem gelehrten Europäer nicht nach, ausgenommen, daß der erſte die Mode nicht ändert, ſondern Jahrhunderte lang dieſelben Gewohnheiten beibehält.

Außer der oben angegebenen künſtlichen Verſtümmlung bemerkt man ſehr ſelten mißgewachſene Subjekte oder verunſtaltete Glieder; nur ein- oder zweimal bemerkte man im Sande die Spuren eines übelgeſtalteten Fußes. Bucklichte oder Verkrümmte gibt es nicht; dagegen ſind in keinem Theile der Erde die Mütter ſo nachläßig in Beſorgung ihrer Kinder; es begegnet nicht ſelten, daß dieſe kleinen Geſchöpfe ihren ſchlafenden Müttern entſchlüpfen und in das neben ihnen brennende Feuer rollend ſich jämmerlich verbrennen. Der Schlaf dieſer Menſchen iſt ſo feſt, daß ſie ſchwer zu erwecken ſind.

Die Wohnungen der Neu-Holländer ſind nicht künſtlicher als die Hütten der Diemensländer. Sie beſtehen bloß aus Baumrinde, welche gebogen wird, und an beiden Enden in der Erde ſteckt, ſo daß der darunter befindliche nur unvollkommen vor dem Regen und Wind geſchützt wird. Nie tragen ſie dieſe Hütten mit ſich. Bei denen, welche an der Küſte wohnen, ſind dieſe Hütten etwas größer, und beſtehen aus den Rinden mehrerer Bäume, welche mit einander verbunden werden, ſo daß das Ganze die Form eines Ofens erhält; der Eingang iſt niedrig und die Hütte kann ſechs bis acht Perſonen bergen. Die Feuerſtellen werden mehr am Eingange als in den Hütten ſelbſt angebracht. Es ſind dieſe Gebäude, wenn ſie dieſen Namen verdienen, die ſchmutzigſten, ſtinkendſten Rauchlöcher, welche man ſich denken kann. Neben dieſen Wohnungen höhlen ſich auch Grotten in den Felſen aus, wenn ihre ſchwachen Inſtrumente dazu fähig ſind, oder erweitern ſolche, welche die Natur hervorgebracht hat. Der Boden von ſolchen Höhlen beſteht ſehr häufig aus einer Lage von Seekonchilien, welche den europäiſchen Bewohnern als Kalk dienen, und dazu benutzt werden. In den Wohnungen ſchläft die ganze Familie, Männer, Weiber und Kinder, ohne Ordnung, wie der Zufall es gibt, unter einander liegend, wie die Thiere in ihrem Neſte, geſchützt gegen ſchlechtes Wetter und Hitze. Sie lachen über die Häuſer der Europäer, und wußten dem Gouverneur Maquarie ſchlechten Dank, daß er für ſie ſolche bauen ließ. Als man den Chef Bungari frug, was er von dieſen Häuſern denke, zuckte er die Achſeln und ſagte: „Sie ſind brauchbar, wenns regnet.“

Der Schlaf dieſer Menſchen iſt ſo tief, daß derſelbe von ihren Feinden oft benutzt wird, ſie zu überfallen und zu tödten. In einem Fall dieſer Art, war der Mörder auf den Punkt ſeinen Mann zu faſſen, als er gewahr wurde, daß ein Kind in den Armen ſeines Schlachtopfers ſchlafe; er nahm daher erſt das Kind weg, und tödtete dann den Vater. Er brachte hernach das Kind nach Sydney, damit man für dasſelbe ſorge. Die Wilden kennen indeß die Gefahr ſehr wohl, deren ſie ſich während dem Schlafe ausſetzen, und ſuchen daher ſehr angelegen von den Coloniſten kleine ſpaniſche- oder Dachshunde zu erhalten, damit dieſe durch ihr Gebell ſie erwecken.

Die Küſtenbewohner, welche am beſten bekannt ſind, nähren ſich faſt ausſchließlich von Fiſchen, und ihre Hauptbeſchäftigung iſt Fiſchfang; allein jedes Geſchlecht betreibt ihn auf eigene Weiſe. Der Mann bedienet ſich der Harpune; das Weib fiſcht mit der Angel. Die Harpune beſteht aus einer Stange von 15 bis 20 Fuß Länge, welche vorn vier gezähnte Spitzen aus Knochen oder mit Gummi zuſammengeleimten Holzſpitzen hat. Bei ruhigem Wetter halten ſich die Männer in ihren Piroguen auf, und geben auf die Oberfläche des Waſſers acht, immer bereit ihre Harpune auf den ſich zeigenden Fiſch zu werfen, den ſie ſelten fehlen. Die Fiſcherſchnüre der Weiber werden von ihnen ſelbſt verfertigt, und beſtehen aus dem Baſt eines Geſträuches; die Angel dagegen aus Perlmutter, welches ſie ſo lange auf Steinen abſchleifen, bis es die gewünſchte Form erhält. Obſchon dieſe Angel keinen Wiederhaken haben, dienen ſie ihnen doch ſehr gut. Während dem Fiſchen, welches die Weiber ebenfalls in ihren Piroguen verrichten, ſingen ſie faſt immer. Dieſe Piroguen ſind elende Barken aus Rinde, welche kaum 6 Zoll über Waſſer gehen. Immer brennt ein Feuer, welches durch trockenes Meergras unterhalten wird, am Strande, um die gefangenen Fiſche ſogleich zu braten.

Außer den Thieren, welche dieſe Wilden in den Wäldern erhaſchen können, bieten die Wälder faſt nichts eßbares dar. Es iſt eine Eigenheit Neu-Holland's, daß es überhaupt keine eßbaren Früchte hervorbrachte, obſchon die aus Europa dahin gebrachten Obſtarten ſehr gut gedeihen. Einige Beeren, eine Art Jams-Wurzel, die Wurzel eines Farrenkrautes, die Blumen der verſchiedenen Arten der Bankſien, und zuweilen wilder Honig, iſt alles was das Pflanzenreich darbietet. Daher ſind auch die innern Theile Neu-Hollands unbewohnbar, und die ganze geringe Bevölkerung bewohnt die Küſten oder die Ufer der Flüſſe und Seen, welche Fiſche liefern. Die Waldbewohner haben daher die größere Mühe ſich Lebensmittel zu verſchaffen, und erreichen nur mit großer Mühe ihren Zweck, Thiere zu fangen. Das Känguruh erjagen ſie mittelſt ihrer Hunde, dem einzigen Hausthiere, welches die Neuholländer haben, und dem einzigen, welches nicht Beutelthier iſt, die Seehunde ausgenommen. Sie bereiten dem Wild auch Fallſtricke, oder erhaſchen es auch auf Bäumen, welche ſie auf die angezeigte Art mühſam beſteigen. So fangen ſie die fliegenden Phalanger. Die Waldbewohner bereiten ſich einen Taig von Farrenkrautwurzeln und zerſtampften Ameiſen, wozu ſie in der Jahreszeit auch die Puppen dieſer Inſekten hinzuthun. Sie verſchmähen nichts, was ihnen in die Hände fällt, Reptilien, Würmer, Raupen und allerlei Muſcheln.

Der niedrige Standpunkt, auf welchem die Neu-Holländer ſtehen, beweiſt ſich am meiſten durch die Art, wie ſie ihre Heirathen ſchließen. Allerdings haben ſie wirklich geſchloſſene Ehen, aber ihre Weiber werden immer geraubt, und der erſte Akt der Ehe iſt eine grobe Gewaltthätigkeit, welche in jedem andern Lande jeden Funken der Liebe erlöſchen würde. Die jungen Männer erwählen ſich ihre Gattinnen faſt immer aus einem andern Stamme, oft ſelbſt aus einem feindlichen. Daher iſt

Geheimniß nothwendig, und das arme Schlachtopfer wird in Abwesenheit ihrer Beschützer geraubt. Der Barbar betäubt sie mit Keulenschlägen, welche auf Kopf, Schultern, Hals oder jeden andern Theil des Körpers fallen und großes Blutvergießen zur Folge haben; dann ergreift er sie, und schleppt oder trägt sie über Felsen, Stauden und Stöcke, mit aller Kraft und Schnelligkeit deren er fähig ist. Der Liebhaber, oder vielmehr Räuber, bekümmert sich nicht über die Wunden, welche ein solches Verfahren nothwendig zur Folge haben muß, und bestrebt sich nur, sie zu seinem Stamme zu schleppen. Hier befriedigt er seine Leidenschaft, und das so mißhandelte Mädchen wird nun seine Gattin, und wird als solche vom Stamme dafür anerkannt. Der beleidigte Stamm nimmt wieder Rache, und erwartet dazu die günstige Gelegenheit. Die Geraubte aber ergibt sich in ihr Schicksal, und verläßt selten ihren Mann und den neuen Stamm, zu welchem sie nun gehört. Diese Art von Raub ist so gebräuchlich bei diesem Volke, daß die Kinder ihn in ihren Spielen nachahmen.

Die Weiber werden von ihren Männern in der größten Sklaverei gehalten. Begegnet eine Familie auf ihren Wanderungen Europäern, so erhalten die Weiber den Befehl, sich auf eine gewisse Distanz zu entfernen, und dürfen sich nicht bewegen, ohne dazu Erlaubniß zu haben. Der geringste Ungehorsam oder Widerstand gegen den Mann wird mit einem Keulenschlag auf den Kopf bestraft, der nie ohne Blutvergießen abgeht und oft Schädelbrüche zur Folge hat. Ein so barbarisches Verfahren scheint indeß die Anhänglichkeit der Weiber eher zu vermehren als zu vermindern, und die Weiber zeigen ihre Wunden und Narben als eine Art von Ehrenzeichen. Man sah mehrere Weiber, welche auf ihren geschornen Köpfen so viele Narben hatten, daß sie nicht zu zählen waren. Sehr selten suchen sich die Frauen zu rächen, und mehrentheils wird das gute Einverständniß nachher nicht gestört. Der Mann nimmt oft mehrere Frauen, aber sie rächen sich oft durch den Umgang mit andern Männern, oder tödten wohl aus Eifersucht ihren Mann. Der schon angeführte Wilde Benilong hatte vor seiner Abreise nach England zwei Frauen, welche ihm allenthalben nachfolgten. Die eine davon mit Namen Barang-Aru hatte er vom Stamme Goru-Barou-Bulla in Botani-Bai, auf die obbeschriebene grausame Art geraubt. Die Eingebornen von Hawkesburi haben fast immer zwei Frauen, und die Vielweiberei ist häufiger als die Einweiberei. Man will aber niemals bemerkt haben, daß beide Frauen eines Mannes Kinder haben; sie zanken sich fast immer; die erste hat aber immer den Vorzug vor der zweiten, und genießt fast ausschließlich die Gunst des Mannes, die zweite aber ist bloße Sklavin und trägt die meiste Last der Familie.

Obschon die Scham ursprünglich bei den sogenannten wilden Völkern nicht gefühlt zu werden scheint, so hat man doch bemerkt, daß die Weiber, da sie sahen, daß die Weißen in der Nacktheit etwas anstößiges finden, eine Idee von Schamhaftigkeit angenommen, und sich schämen nackt zu gehen; viele unter ihnen wurden sehr zurückhaltend, und zeigten sich nicht gerne vor Fremden, obschon sie immer ganz nackt gehen und gegen Männer ihrer Nation in dieser Hinsicht vollkommen gleichgültig sind. Diese wilden Weiber sind indeß einer wahren Liebe in ihrer ganzen Reinheit nicht unfähig, wie folgende Geschichte beweist: Ein Wilder, vom Stamme zu Paramatta, von etwa 22 Jahren, hatte zwei Schwestern, die eine von 20, die andere von 14 Jahren. Als er einst von der Jagd auf Känguruh zurückkam, kamen ihm seine Schwestern nicht, wie gewohnt, entgegen. Er vermuthete sie seyen ausgegangen um Wasser oder Lebensmittel zu holen, und ging daher nicht in seine Wohnung, sondern setzte sich am Fuße eines Baumes nieder, um auszuruhen und sie zu erwarten. Die Nacht kam heran, und mit ihr ein Gewitter mit Sturm und Regen, wodurch er genöthigt wurde in seiner Höhle Schutz zu suchen. Ein Blitz der eben leuchtete, ließ ihn den Körper seiner jüngern Schwester, im Blute gebadet, entdecken. Schon erschrocken über den Kampf der Elemente, brachte dieser Anblick seinen Schreck aufs Höchste; auf die Knie stürzend suchte er die Betäubte aufzurichten, aber umsonst; sie lag in völliger Ohnmacht. Er lief hin, um Wasser zu holen, und wusch und rieb sie damit, wodurch sie endlich aus der Ohnmacht erwachte. Sie schrie dann: „Ach, lieber Bruder! „Unsere Schwester ist geraubt worden, und ich fand fast den Tod, da „ich sie vertheidigen wollte. Der Räuber schlug sie mit seiner Keule „und umfaßte sie dann, um sie wegzuschleppen; ich hing ihm an die „Arme, um ihn zu hindern, als mich ein Schlag von ihm auf die Erde „warf und in den Zustand versetzte in dem du mich fandest.“ Indem sie erzählte vergoß sie einen Strom von Thränen, und der Bruder konnte sich ebenfalls des Weinens nicht enthalten. So brüteten sie Rache, und dachten auf Mittel diese auszuführen. In dieser traurigen Unterhaltung passirten sie die Nacht, und mit Anbruch des Tages machten sie sich auf den Weg, um den Schuldigen bei seinem Stamme aufzusuchen. Der Rachedurst verkürzte ihre Reise, sie erreichten den Ort wo der feindliche Stamm wohnte. Bald bemerkte der Wilde die Schwester des Räubers der Seinigen, welche sich etwas entfernt hatte, um Brennholz zu sammeln. Dieß gab ihm die beste Gelegenheit, sich zu rächen. Er befahl seiner Schwester, sich zu verbergen, und lief dann auf das Mädchen zu, erhob seine Keule und wollte sie zu Boden schlagen, um seiner Rache zu genügen. Das Schlachtopfer zitterte; dennoch, obschon sie die Macht des Feindes anerkannte, nahm sie allen Muth zusammen. Sie erhob die Augen bittend zu ihm, und ihre Blicke begegneten denen des Wilden, ihre Schönheit rührte ihn so, daß er unbeweglich dastand und sie ansah. Das Mädchen ihrerseits bemerkte seine Rührung, warf sich auf die Knie und bat um Erbarmen; ehe sie aber reden konnte, hatte das Gefühl der Rache dem der Liebe Platz gemacht. Er warf seine Keule weg, schloß das Mädchen in die Arme und versprach ihr seine Liebe. Seine Güte erwarb ihm das Zutrauen der Schönen, und so endigte sich auch seine Rache durch gegenseitigen Austausch. Er rief seine Schwester, welche ihrerseits ebenfalls das Vergehen des Bruders vergaß, und die neue Schwester als Schwägerin gerne aufnahm. Der Bruder erkundigte sich nun nach dem Zustand seiner ältern Schwester und hörte, sie sey zwar noch leidend, werde aber bald wieder hergestellt seyn. Zugleich entschuldigte die junge Frau ihren Bruder wegen der Gewaltthat, welche er angewendet, um sich eine Frau zu verschaffen mit der herrschenden Sitte, sagte aber zugleich ihrem neuen Gemahl, er habe ein weißeres Herz (sie spielte auf die Sitten der Engländer an), er habe sie nicht geschlagen, sie liebe ihn und seine Schwestern, und hoffe von ihnen wieder geliebt zu werden, ihr Bruder aber sey ein böser Mensch. So endigte sich diese Geschichte, welche zeigt, daß doch auch Mitleiden und zartere Gefühle das Herz dieser Wilden zuweilen rühren könne. Diese Familie lebte nun in einer kleinen Hütte beisammen, welche der Gouverneur Barrington in der Nähe seines eigenen Hauses ihnen hatte bauen lassen.

Die Sitten dieser Wilden haben überhaupt noch viel sonderbares, was sie vor allen andern Völkern unterscheidet.

Die Mädchen tragen in ihrer Jugend ein kleines Vortuch um die Hüften, bestehend aus dem Fell eines Känguruh oder Opossum, welches einige Zoll über den Gürtel herunterhängt. Dieses tragen sie bis zum Alter der Mannbarkeit, oder bis sie geheirathet sind, dann legen sie es ab. Es ist in der That sehr merkwürdig, daß gerade umgekehrt, wie bei andern wilden Völkern, hier die erwachsenen Weiber nackt gehen, da bei den Negern u. s. w. dieß nur bei Kindern geschieht. Die Eltern der Neu-Holländer geben also ihren Kindern das Beispiel völliger Nacktheit; Männer und Weiber tragen selten irgend ein Kleidungsstück, und wenn man ihnen auch schon Kleider gibt, so legen sie dieselben auch immer wieder weg, indem sie es unbequem finden, solche zu tragen. Sie machen eine ungemein lächerliche Figur, wenn man ihnen Kleider anzieht, um so mehr, als ihre ungemeine Magerkeit gar nicht in die gewöhnlichen Kleider der Europäer paßt, sie daher schon in dieser Hinsicht wahre Zerrbilder vorstellen. Wir haben eine solche Scene abbilden lassen, wo ein mit Hosen angekleideter und mit einem Spiegel beschenkter Wilder zu seinen Landsleuten zurückkommt und ihnen seine Geschenke zeigt. Man glaubt wahrlich einen Affen zu sehen und keinen Menschen. Zwei andere Abbildungen bezeichnen eben diese auffallende Magerkeit der Glieder. Nur diejenigen, welche ganz in der Nähe der Engländer oder unter ihnen leben, tragen eine Art von Hosen, oder umgürten sich mit einem Gürtel, der kaum die Schamtheile deckt. Die Männer brennen sich zuweilen den Bart weg; eine Operation, welche sehr schmerzhaft ist.

Ihre Waffen bestehen in einer Lanze, einem Holz, um diese zu werfen, welches sie Womerra nennen, einem Schild und einer Keule. Sie haben acht Arten Lanzen, welche sich durch die Zahl der Widerhaken unterscheiden, auch ihr Schaft ist verschieden. Einige sind einfach zugespitzt, andere haben einen oder mehrere Widerhaken, und noch andere sind mit Stücken von zerbrochenen Austerschalen geschärft. Sie sind sehr geschickt im Werfen dieser Lanzen, und treffen ihr Ziel auf 50, 60 bis 70 Schritte weit, wobei der Wurf mit großer Kraft geschieht. Die mit Widerhaken versehenen Lanzen sind daher wahrhaft furchtbare Waffen. Das Holz oder der Stock, mit welchem sie werfen (Womerra), ist etwa

drei Fuß lang, und hat an dem einen Ende einen mit Gummi befestigten Ansatz, an dem andern eine Muschel. Dieser Stock bleibt in der Hand, wenn die Lanze geworfen wird. Es gibt zwei Arten davon: bei der einen dient die Muschelschale zugleich als Messer, bei der andern ist der Ansatz ohne Muschelschale und am Ende abgerundet. Mit dieser graben sie die Farrenkraut- und Batatenwurzeln aus.

Auch ihre Schilder sind von zweierlei Art: der eine besteht aus Rinde, und ist nicht im Stande einem Lanzenwurf zu widerstehen; der andere besteht aus festem, hartem Holz, welches überdieß im Feuer gehärtet wird; ihrer Schwere wegen wird diese Art seltener gebraucht.

Eben so sind die Keulen oder Waddis von verschiedener Art. Die einen haben eine bedeutende Größe; andere sind sehr breit und sehr lang, und die damit gegebenen Streiche reichen hin, um den Schädel zu spalten, und sind immer hinlänglich, um eine Frau niederzuschmettern. Ein anderes Instrument nennen sie Worrong. Es ist schmal, etwa drei Fuß lang, und dreiseitig; an dem einen Ende hat es eine Handhabe, welche durch Feuer ausgehöhlt wird; an den beiden andern Seiten sind als Zierde grobe Zeichnungen von Linien und Wellenlinien angebracht. Mit diesem Instrument schlagen sie während ihren Tänzen auf die Keulen.

Ihre steinernen Aexte stehen bei den Engländern im schlimmen Andenken, da sie ihnen bei der Gründung der Colonie oft tödlich wurden. Der statt des Eisens dienende Stein wird mit einem sehr zähen und fest werdenden Gummi befestigt. Die meisten dieser Instrumente sind mit Figuren geziert, welche nach den vorzüglichsten Stämmen verschieden sind, und dazu dienen, das Eigenthum zu bezeichnen. Auf ähnliche Art werden die Fischergeräthschaften bezeichnet, und selbst die Gesänge beim Tanz sind nach den Stämmen verschieden.

Sie tragen sehr häufig brennende Stoffe bei sich, da es ihnen große Mühe kostet, Feuer anzumachen. Zu diesem Ende hin versammeln sich mehrere, machen einen Kreis, und wechseln in dem sehr mühsamen Geschäfte mit einander ab. Sie müssen nämlich das Feuer mit einem Stück Holz anzünden, welches sie mit großer Schnelligkeit in einem Loche drehen, das in einem Brette oder andern Stück Holz angebracht ist, bis endlich durch die Reibung das Holz sich entzündet. Eine Art, welche bei sehr vielen wilden Völkern gebraucht wird.

Diese Menschen, welche in gewisser Hinsicht so wenig Intelligenz zeigen, sind in vielen Beziehungen doch sehr gewandt. Man findet auf breiten Steinen, oder an ihren Pirogen, oft sehr kenntliche Figuren von Menschen in verschiedenen Stellungen, oder von Fischen und andern Thieren. Wenn man die groben Instrumente betrachtet, mit denen diese Zeichnungen gemacht werden, so muß man über ihre Geschicklichkeit erstaunen, welche nichts weniger als gering ist.

Merkwürdig ist, daß in ganz Neu-Holland niemand eine Idee von siedendem Wasser hatte, ehe die Europäer hinkamen, weil sie keine Kochgefässe hatten. Sie mußten daher alles bloß gebraten oder geschmort essen. Als daher die Engländer ihre Fische oder Fleisch kochten, so geschah es öfter, daß ein Wilder die Hand in den Kochtopf steckte und sich wunderte, daß sie sich verbrannte; dieß konnte er gar nicht begreifen.

Wenn sie auch gar keine Religion haben, so sind sie dagegen sehr abergläubisch, wie alle Menschen, welche auf einer untern Stufe der Cultur stehen. Bei der Operation des Zahnausziehens ihrer Jünglinge machen sie verschiedene Gaukeleien. Ein gewisser Kol-bi ward verwundet, und begegnete einem Manne aus dem Stamme Kerredai, welcher, indem er viele Grimassen schnitt, behauptete, er habe die Spitzen von zwei Lanzen aus der Brust des Kol-bi gezogen, was Kol-bi glaubte, ungeachtet ihm nie eine Spitze in der Brust stecken geblieben war. Eine junge Neu-Holländerin, welche in Sidney wohnte, machte oft Ausflüge ins Innere der Bai, und kam eines Tages sehr unwohl zurück, ohne daß man äußerlich Symptome der Krankheit entdecken konnte. Da man sie um die Ursache ihres Uebelseins fragte, behauptete sie, die Sache komme daher, daß eine Frau aus feindlichem Stamme in eine Hütte gepißt habe, vor welcher sie habe vorbeigehen müssen, dadurch sey sie behext worden. Als sie selbst dieser Frau ihre Krankheit klagte, rühmte sich dieselbe stolz ihrer Kunst. Diese sonderbare Idee wirkte so auf das Mädchen, daß es ernstlich krank wurde, und ein Aderlaß sie nicht ganz heilen konnte, bis man auf eine andere lächerliche Art sie herstellte. Man ließ sie auf die Erde sitzen, und band ihr einen Strick um die Stirne, wie die Männer der Nation sie zu tragen pflegen, richtete dann einen Knoten mitten auf die Stirne; ein anderes Mädchen nahm nun das Ende des Stricks, und rieb sich selbst damit ihre Lippen, so lange bis sie bluteten. Dieses Blut ließ man dann in daneben gestelltes Wasser traufeln, die Kranke glaubte das Blut komme aus ihrem Kopfe, da wo der Knoten an der Stirn liege, und rinne an dem Strick in den Mund ihrer Freundin. Diese Operation wird bei Weiberkrankheiten öfters vorgenommen.

Die Mannschaft eines Schiffes der Colonie mußte wegen widrigem Winde eine Zeit lang in einem Hafen verweilen, und die Matrosen sammelten Muscheln, um sie in der Nacht zu kochen. Ein Eingeborner, der dieß sah, sagte ihnen, daß der Wind sich nicht bessern werde, wenn sie ihr Kochen fortsetzten. Die Matrosen kochten aber immer, und in der That änderte sich der Wind nicht, worauf die Matrosen ihrerseits ebenfalls ihren Aberglauben zeigten, indem sie dem Neu-Holländer Schuld gaben, daß er den Wind zurückhalte, und ihn deßwegen mit Schlägen behandelten. Als man den Wilden um die Ursache seiner Wahrsagung fragte, sagte er, daß sie niemals Fische des Nachts gebraten hätten. Derselbe glaubte auch, daß wenn man unter einem Felsen stehend zische, der Fels herunterfalle und den oder die Zischenden erschlage; daher ist es eine bestimmte Regel für diese Wilden, niemals unter einem Felsen zu zischen.

Sie glauben auch an Geister. Diese Geister schleichen umher, mit gekrümmtem Körper, die Arme vorwärts streckend, so springen sie den Personen, welche sie besuchen wollen, an den Hals. Sie stehen auch in dem Wahne; daß derjenige, welcher beim Grabmal eines Verstorbenen schlafen könne, sein ganzes Leben durch von aller Geistesfurcht befreit werde; indem während dem Schlafe der Geist des Verstorbenen den Schläfer aufsuche, ihm an den Hals fahre, den Körper öffne, die Eingeweide herausnehme, sie aber nachher wieder hereinlege und die Wunde schließe. Sehr wenige wagen es, sich während der Nacht einem Grabmal zu nähern; diejenigen, welche es wagen, werden dann Hexenmeister, und alle welche diese Künste treiben, haben die Operation, von der wir sprachen, aushalten müssen.

Sie glauben an einen guten Geist, den sie Koyan nennen, und an einen bösen, der Potoyan heißt. Unter dem ersten stellen sie sich einen Schutzengel vor, der für sie wacht und vor den Fallstricken des andern bewahrt, er beschützt besonders die Kinder, und hilft die verlornen Kinder aufsuchen, welche der Böse verlockt, um sie zu fressen. Ist ein Kind, was bei dem unsteten und herumschweifenden Leben dieser Menschen oft geschieht, verloren gegangen, so opfern sie dem Koyan einige Lanzen und suchen nun das Kind auf; finden sie es, so glauben sie dem Engel danken zu müssen; finden sie es nicht, so glauben sie, seinen Zorn sich zugezogen zu haben. Potoyan schweift des Nachts umher und sucht seine Beute, er fürchtet aber das Feuer, welches sie deßhalb immer des Nachts zu unterhalten suchen. Aus Furcht vor ihm gehen sie auch des Nachts nie aus, und schlafen beim Feuer. Die Wilden um Sydney lagern sich immer um ein großes Feuer; die mehr im Innern wohnenden Stämme machen dagegen nur kleine. Man kann dem Potoyan rufen, wenn man ein brennendes Stück Holz schnell um den Kopf schwingt. Er verräth sein Kommen durch ein leises, lang gezogenes Zischen oder Brausen, wie das Zischen des Windes, wenn er durch die Baumäste fährt; daher fürchten sie dieses Zischen. Ein Colonist in Norfolk (Neu-Südwallis) benutzte einst diese Furcht, um einen Trupp Wilde, welche seine Gallerie zum Nachtlager gewählt hatten, zu vertreiben, da ihn ihr beständiges Geschwätz und Gezänke nicht schlafen ließ. Er öffnete leise das Fenster, und fing an zu zischen. Plötzlich fingen die Wilden an leise zu sprechen, endlich folgte eine tödtliche Stille und alle horchten ängstlich. Das Zischen wurde wieder gehört, und die Wilden erhoben sich, schlichen so leise als möglich davon und dachten nie mehr daran, hier ihre Schlafstelle aufzuschlagen.

Im Wasser haust ein Ungeheuer, der War-wi, eine Art von Crocodil in Hinsicht seiner Länge. Es soll die Flüsse bewohnen und nach Belieben aufs Land gehen, um Kinder zu stehlen, welche es nachher ins Wasser schleppt und da verzehrt. Noch ein anderes Ungeheuer in menschlicher Gestalt, bewohnt die Höhlen der Felsgebirge. Es hat die Kraft, die Eingebornen zu ergreifen, aber vor den Weißen hat es Respekt und kann ihnen nichts anhaben.

Sie geben auch sehr Acht auf die Meteore, und fürchten Donner und Blitz, glauben aber durch das Singen gewisser Worte und durch starkes Athmen das Gewitter vertreiben zu können.

Wenn eine Frau nieder kommt, darf niemand zugegen seyn als Weiber. Die Hülfe, welche man ihr leistet, besteht einzig darin, daß man ihr von Zeit zu Zeit kaltes Wasser auf den Unterleib schüttet, während

eine andere, welche einen Strick um den Hals der Gebärenden gebunden hat, mit dem andern Ende sich an der Lippe kratzt, bis sie blutet. Das Kind wird ohne andere Hülfe geboren, und niemand empfängt es. Schon nach einigen Stunden geht die Mutter gewöhnlich wieder an ihre Geschäfte und sucht Holz, um Feuer anzumachen. Das Kind hat anfangs eine röthliche Farbe, wird nun auf die Erde auf ein Stück Rinde gelegt und auch von der Mutter auf dieser Rinde getragen, bis es so stark geworden, um auf den Schultern sitzend von ihr getragen zu werden, indem es die Beine um ihren Hals schlingt. Die Noth zwingt es bald, sich an den Haaren der Mutter festzuhalten, um nicht herunter zu fallen. Die röthliche Hautfarbe verändert sich bald in Schwarz, begünstigt durch den beständigen Rauch und die Unreinlichkeit, in welcher diese armen Geschöpfe von Jugend auf gehalten werden. Die Eltern zieren es bald nach Landesart. So bald die Haare lange genug sind, kleben sie ihm mit Gummi Knochen von Fischen oder Thierzähne in dieselben, bemalen die Glieder mit Kalk, und binden den Mädchen die Fingergelenke ab, noch ehe sie die Schultern der Mutter verlassen.

Hat das Kind das Alter von einem Monat oder sechs Wochen erreicht, so wird es benennt. Der Name wird gewöhnlich von irgend einem Körper hergenommen, den sie täglich sehen, von einem Säugethier, Vogel, Fisch u. s. w., ohne alle weitere Ceremonie.

Die Kinderspiele sind Nachahmungen der Handlungen der Erwachsenen. Schon im zartesten Alter üben sie sich im Lanzenwerfen und im Auffangen derselben. Im achten Jahre spielen die Knaben schon Mädchenraub, wie ihre Väter es mit ihren Müttern machten, und gehen dabei nicht schonender zu Werke. Sehr bald helfen sie bei der Jagd und dem Fischfange. Die Kinder sind schon sehr empfindlich gegen Beleidigungen; erhalten sie bei ihren Spielen von einem Kameraden einen harten Schlag, so rächen sie sich sogleich und erwiedern denselben. Sie haben viel Talent die Erwachsenen zu verspotten, sie machen die Stellung eines Soldaten nach, die stolzen Geberden der Offiziere, oder die faule Haltung eines trägen Sträflings. Lacht man über ihre Fratzen, so freuen sie sich sehr und lachen aus vollem Herzen mit.

Im zwölften oder fünfzehnten Jahr wird der Nasenknorpel durchstochen und ein Stück Holz oder Rohr eingesteckt, welches in ihren Augen eine große Zierde ist, obschon es die Aussprache sehr hindert. Meistens tragen nur die Männer diese Zierde, doch zuweilen auch die Weiber. In demselben Alter wird ihnen auch ein Vorderzahn ausgezogen. Der Engländer Colins sah dieser Operation zu, und ließ sie zeichnen. Die Umstände dabei sind merkwürdig. Die Eingebornen versammelten sich in großer Anzahl, und mehrere in der Colonie bekannte Jünglinge mußten sich dazu hingeben, um so unter den Stand der Männer erhoben zu werden. Ein Häuptling der Waldbewohner, und mehrere aus andern Stämmen kamen dazu. Allein die vorzüglichsten Acteur sind aus dem Stamme Kemmirai, denen der Tribut des Zahns gebührt. Einige Nächte wurden dem Tanze geweiht, und die Wilden bedeckten sich bei diesem Anlaß mit ihrem besten Schmucke, und entwickelten einen sehr verschiedenen Geschmack. Die einen bemalten sich die Mitte des Gesichts weiß; andere begnügten sich mit einem weißen Kreise um die Augen, welches sie furchtbar entstellte. Die Kemmirais trugen die Farben ihres Stammes; die meisten waren mit Schildern und Keulen bewaffnet, und trugen auch Lanzen und Womeras oder Werfhölzer. Der Platz, wo die Ceremonie vorgehen sollte, wurde vorher von Gras und Gesträuchen gereinigt, und bildete einen eiförmigen Raum von 25′ Länge und 16′ Breite. Auf der einen Seite des Platzes stunden die Kemmirais in Waffen; auf der andern fanden sich die jungen Leute, welche einen Zahn verlieren sollten. Nun marschirten die Bewaffneten singend, oder vielmehr schreiend, vorwärts, und schlugen mit den Lanzen auf die Schilder, und regten den Staub so auf, daß alle Umgebungen damit bedeckt wurden. Sobald sie bei den Knaben angekommen waren, trat jeder einzeln aus der Reihe, und erfaßte einen Knaben, mit welchem er zu den Seinigen zurückkehrte, welche ihn mit einem Geschrei begrüßten, und ebenso den Knaben empfingen. So wurden nach und nach alle die fünfzehn Knaben, welche in einer Reihe auf einem Stück Holz saßen, abgeholt, und an das andere Ende des Platzes getragen, wo sie wiedrum an einen Halbkreis sich setzen mußten, mit unterschlagenen Beinen, niedergebücktem Kopf und zusammengelegten Händen. In dieser gezwungenen Stellung mußten sie die ganze Nacht verharren, ohne sich rühren oder die Augen aufheben zu dürfen; auch bekamen sie nichts zu essen. Die Kemmirais machten nun einige mysteriöse Geberden. Plötzlich fiel einer auf den Boden, und rollte auf demselben in verschiedenen Stellungen umher, wie wenn er stark Schmerzen empfinde, und brachte am Ende einen Knochen zum Vorschein, als ob er ihn erbrochen hätte. Während diesem Spektakel umringten ihn eine Menge der Eingebornen, tanzten unter lautem Geschrei um ihn herum, und schlugen ihn auf den Rücken, bis er den Wunderknochen von sich gegeben hatte, worauf alle Schmerzen nachließen. Kaum war der erste fertig, so machte ein zweiter die ganze Ceremonie wieder, und so fort. Diese Possen hatten zum Zweck, die jungen Leute glauben zu machen, daß die Operation, welche sie ausstehen sollten, ihnen nur geringen Schmerz verursachen werde; denn um so größer der Schmerz, den der Operateur empfinde, um so geringer werde er bei den Kindern seyn. So endigte der Tag.

Den folgenden Tag, bald nach Aufgang der Sonne, eilten die Kemmirais, einer hinter dem andern auf der Platz, kamen dort unter lautem Geschrei an, und liefen dreimal um den Platz herum, auf welchen auch die Knaben geführt wurden. Sie mußten sich abermals mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen setzen, und nun wurden wieder eine Menge sonderbarer Ceremonien gemacht. Zuerst liefen die Kemmirais auf allen Vieren vor den Knaben mehrmals im Kreise herum, indem sie den Lauf der Hunde vorstellen wollten. Zu diesem Ende hatten sie einen Gürtel umgebunden, aus welchem oben auf dem Rücken ein schwertförmiges Holz hervorguckte, welches so ziemlich den Schwanz des Hundes vorstellte. So wie sie vor den Knaben, welche ihrerseits ganz still und mit trauriger Mine da saßen, ohne auf die Grimassen der Kemmirais zu sehen, vorbeikrochen, so regten sie mit den Füßen den Sand und Staub auf, womit die Kinder ganz bedeckt wurden. Damit wollte man den jungen Leuten zeigen, daß sie nun die Hunde behandeln dürfen, und zugleich welche treffliche Eigenschaften die Hunde haben darthun.

Dann erschien ein starker Mann, und trug auf seinen Schultern die Figur eines Känguruh, aus Gras gemacht; ein anderer trug einen Bündel Stauden, und hatte in der Nase zwei Blumenzweige, welches ihm ein sonderbares Ansehen gab. Beide thaten als ob sie der Last unterliegen müßten, und hinkten keuchend. Die andern Erwachsenen saßen auf dem Boden und sangen. Diese Ceremonie sollte anzeigen, daß die Knaben nun Erlaubniß bekämen, die Känguruhs zu tödten.

Nun zogen sich die Männer zurück, und befestigten am Gürtel lange Grasbüschel, statt der schwertformigen Hölzer, welche über den Hintern lange herabhingen, und den langen Schwanz der Känguruh vorstellen sollten; nun huckten sie auf die Fersen und hüpften so in der Reihe hinter einander, indem sie die Hände so hielten, wie die Känguruh ihre Vorderfüße, und kratzten sich damit, wie diese Thiere zu thun pflegen. So wollten sie eine Heerde Känguruh vorstellen. Ein Stehender schlug mit seiner Keule auf einen Schild, und that, als ob er eine Lanze nach den Thieren werfen wollte. Dieser Anblick war zu gleicher Zeit lächerlich und sonderbar; es sollte eine Känguruhjagd vorstellen. Als sie vor den Knaben vorbeihüpften, sprang einer nach dem andern plötzlich auf, ergriff einen Knaben, und setzte ihn sich auf die Schultern, wobei er zugleich den Grasschwanz wegwarf; so trug er den Knaben, wie im Triumph, an den Platz, wo die Operation endlich vor sich gehen sollte.

Abermals verschwanden mehrere der Acteurs auf einige Augenblicke, um sich auf die folgende Scene vorzubereiten. Ein Mann nahm nun einen andern auf die Schulter, und setzte sich mit ihm auf einen Baumstrunk, und vor ihm über, in einer gemessenen Entfernung, ein anderer ebenso. Beide, der Tragende und der Getragene, streckten die Arme weit aus, was ein ganz sonderbarer Anblick gab. Zwischen diesen beiden Gruppen lagen mehrere Wilde platt auf den Boden hingestreckt, einer dem andern so nahe als möglich, mit dem Gesicht gegen die Erde gerichtet. Nun mußten die Kinder zwischen diese Gruppen hineingehen, und so, wie sie sich dem Sitzenden näherten, bewegten sich diese von einer Seite zur andern, streckten die Zunge heraus, rollten ihre Augen, und gaben sich überhaupt ein fürchterliches Ansehen; dann mußten sie über die Liegenden hingehen, welche sich bäumten und wanden, als ob sie im Todeskampfe wären, und ein leises Murmeln, welches wie dumpfer Donner tönte, von sich gaben, und gelangten dann so zur zweiten Gruppe der Sitzenden, welche eben so grimassirten, wie die ersten. Diese Scene sollte den Muth der Kinder prüfen.

In der sechsten Scene hatten alle Männer sich auf einen Haufen

vereinigt, und bildeten einen Halbkreis. Einer hielt in der einen Hand einen Schild, in der andern eine Keule, mit welcher er dreimal auf den Schild schlug, beim dritten Schlag stießen alle andern ihre Lanzen in das Centrum seines Schildes. So endigte sich das sonderbare Schauspiel, und nun begann die Operation. Ein Mann nahm einem Knaben von etwa zehn Jahren auf die Schultern, und setzte sich mit ihm ins Gras; dann zeigte man ihm den Knochen, der aus dem Magen des Wilden herausgekommen seyn sollte, und den man am Ende so geschärft hatte, daß er geeignet war, das Zahnfleisch zu lösen, da es sonst nicht möglich wäre, den Zahn auszustoßen ohne ihn zu brechen. Dann wurde ein Wurfstock, der von sehr hartem Holze war, auf acht oder zehen Zoll verkürzt; dieses geschah, indem man ihn auf einen Stock legte, und darauf mit einem schneidenden Instrumente schlug; jedesmal wurde die Axt dreimal in der Luft geschwungen. Das dünne Stück des so zubereiteten Holzes, wurde nun an den Zahn angesetzt, so hoch als immer das Zahnfleisch es erlaubte. Nun schlug der Operateur mit einem großen Stein auf das Holz, und trieb so den Zahn heraus. Bemerkenswerth ist, daß er bei jedem Schlag dreimal in der Luft schwang, so daß diese Zahl etwas mysteriöses haben muß. Sobald die Operation fertig war, wurde der Knabe zu seinen Kameraden geführt, welche ihm das Zahnfleisch zusammendrückten, und ihn mit einer neuen Zierde schmückten. Man band ihm nämlich einen Gürtel um die Lenden, an welchem ein hölzerner Säbel hing; der Kopf wurde mit einer Binde umwunden, welche mit bandartigen Stücken der Rinde der Xanthorrhaea geschmückt war, die durch ihre blendende Weiße einen sonderbaren Effect hervorbrachte. Der Schmuck war einer Krone nicht unähnlich. So wurde die Operation an jedem einzelnen vollzogen, während welcher die Zuschauer ein furchtbares Geschrei machten, theils um die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich zu ziehen, und ihre allfälligen Seufzer nicht hören zu machen. Das Blut welches aus der Wunde floß, ließ man über die Brust laufen, so daß es auf den Kopf des Mannes tropfte, auf dessen Schultern das Kind saß, und sowohl an der Brust des Kindes, als auf dem Kopf des Mannes trocknete. Der Name des Mannes wurde hierauf dem des Kindes beigefügt.

Die Operirten setzten sich nun alle in eine Reihe auf einen Baumstamm, und sprangen dann, auf ein gegebenes Zeichen, plötzlich auf, und stürzten auf die Zuschauer, Männer, Weiber und Kinder los, welche vor ihnen flohen. Von diesem Augenblicke an wurden diese Kinder unter die Männer gezählt, hatten das Recht Lanzen und Keule zu tragen, in den Kampf zu gehen, Mädchen zu entführen und alles zu thun, wozu ihre Kräfte hinreichen. Die Zähne gehörten den Kemmirais, wurden aber auch als Zeichen der Dankbarkeit verschenkt. Einige trägt der Operateur zum Zeicher seiner Würde um den Hals.

Diese ganze Ceremonie scheint zum Zweck zu haben, die jungen Leute kriegerisch zu machen, sie zu gewöhnen Schmerz zu ertragen und die Waffen zu führen.

Obgleich die Weiber vollkommene Sklavinnen ihrer Männer sind, so sind sie doch am häufigsten die Ursache des Streites der Männer, und nehmen an jeder Rauferei Theil, ja zuweilen treten sie zuerst auf den Schauplatz, und greifen an. In einem Streite zwischen den Bewohnern der Gegend um Sydney und denjenigen von Botany-Bai, trat eine alte Frau aus den Linien der letzten vor. Sie trug einen schön genäheten Opossum-Mantel, und war mit einer Keule bewaffnet. Sie fing mit Ausrufung von Scheltworten an, und schlug einem Manne der andern Parthie tüchtig auf den Kopf, den er ihr aus affectirter Verachtung hinhielt, was noch mehrere andere thaten, welche keinen Widerstand leisteten. Ein hübscher Junge aber hatte wenig Lust sich schlagen zu lassen und stand gegen sie; allein, wenn er nicht sehr gewandt gewesen wäre, so hätte sie ihn mit seiner eigenen Lanze durchstochen, welche sie ihm entriß. Nun erst traten die Männer vor, und die Zuschauer hatten Gelegenheit, die Kraft und Geschicklichkeit zu bewundern, welche sie im Werfen und Ausweichen der Lanzen anwandten. Der Kampf dauerte bis in die Nacht. Dann setzten sie den Streit mit Keulen fort, wo es denn einige tüchtige Verwundungen und blutige Köpfe absetzte, ohne daß indeß einer tödtlich verletzt war.

Wer Blut vergießt, wird immer von den andern bestraft; die Strafe besteht darin, daß er sich den Lanzenwürfen aller aussetzen muß, welche Lust dazu haben solche auf ihn zu werfen; bei dieser Strafe kennt man keine Verwandtschaft. Stirbt jemand, Mann oder Weib, alt oder jung, so werden die Freunde des Verstorbenen bestraft, als ob sie Schuld an seinem Tode hätten. Man hat Beispiele von grausamen Behandlungen bei solchen Gelegenheiten. Ein Mann wurde ermordet. Seine Witwe mußte seinen Tod an einem der Verwandten des Mörders rächen; sie begegnete einem Kinde, welches ihr kaum verwandt war, führte es an einen einsamen Ort, und behandelte es mit Keulenschlägen und einem scharfen Stein so grausam, daß man es tödtlich verwundet nach Sydney brachte, wo es nach einigen Tagen starb. Es hatte sechs bis sieben starke Kopfwunden, und das eine Ohr war am Knochen abgeschnitten. Die Eingebornen nahmen kein Interesse an der That, und fanden sie ganz in Ordnung. Man hat die Bemerkung gemacht, daß allemal, wenn Weiber sich rächten, die Rache am eigenen Geschlecht ausgeübt wurde.

Das Gefühl der Rache und die Idee von Ehre, welche diese Wilden gebildet haben, haben zuweilen sonderbare Ereignisse zur Folge. Ein Eingeborner von Botany-Bai ward von zwei Wilden eines andern Stammes mißhandelt. Einer dieser Beleidiger sollte nun seinerseits von dem ersten bestraft werden. Zu diesem Zwecke vereinigten sie sich am Ufer eines Baches, um zu tanzen, welches sie nun bis Mitternacht thaten. Der zu bestrafende tanzte, schlief mitten unter seinen Feinden. Den folgenden Morgen, als er noch am Fuß eines Baumes schlief, warfen diejenigen, welche ihn schlagen sollten, auf ihn; einer warf seine Lanze nach ihm, fehlte aber, darauf gab ihm der andere zwei Schläge mit seiner Keule; dieß erweckte ihn natürlich. Als er sich entwaffnet sah, senkte er traurig seinen Kopf. Allein man that ihm weiter nichts, und sein Feind versuchte sogar das Blut seiner Wunde mit Gras zu stillen. Sie wurden gute Freunde; da der Beleidigte sich gerächt glaubte, vergaß er das Unrecht welches ihm widerfahren war. Zwei Wilde aus verschiedenen Stämmen begegneten sich in Sydney und griffen einander an. Der eine war seiner Stärke wegen bekannt; der andere war viel jünger, und wohl im Stande ihm zu widerstehen. Der erste hatte noch keinen Vortheil erhalten, als die Handhabe des Schildes des andern brach, und der Schild ihm aus der Hand fiel. Diesen Augenblick, wo der andere sich bückte, benutzte der Gegner, und schlug ihn auf den Kopf, so daß er taumelte, und wiederholte seine Schläge, als er schon am Boden lag. Allein überzeugt, daß diese Handlung ihm niederträchtige Rache zuziehen werde, wenn der Verwundete sterbe, floh er und verbarg sich. Wirklich starb der Verwundete, und die Verwandten schworen Rache. Sie nahmen diese zuerst an einem Verwandten des Mörders, welchen sie auf die schrecklichste Art schlugen. Da der Entflohene wohl wußte, daß er sich entweder der Strafe aussetzen, oder gewärtigen müßte, umgebracht zu werden, so stellte er sich, und begab sich bewaffnet auf den Platz. Der Zorn seiner Feinde war so groß, daß er, ungeachtet seiner Geschicklichkeit im Auffangen der Lanzen, der Menge unterlegen wäre, wenn ihn nicht europäische Soldaten, schwer verwundet, gerettet hätten. Solche Racheausführung führt oft zu einem allgemeinen Kriege zwischen benachbarten Stämmen; einer will den andern rächen, und so entstehen förmliche Schlachten, in welche sich Weiber und Kinder mischen. Die Bestrafung des Mörders gehört zu einer Art des öffentlichen und gesetzlichen Urtheils, welches aber in seiner Ausführung tragische Folgen auch für solche hat, welche anfangs unschuldig sind, allein im Laufe des Streits darein verflochten werden.

Bei der Gesundheit der Wilden heilen oft die gefährlichst scheinenden Wunden. Aber die Gewalt und Geschicklichkeit, mit welcher die Lanzen geworfen werden, ist so groß, daß man sich oft an die Kämpfe der homerischen Helden erinnert. Man sah Lanzen am Rücken eindringen, durch den Körper quer durchgehen und vorn mehrere Zoll vorstehen; haben nun die Lanzen mehrere Widerhaken, so kann eine solche Verwundung kaum anders als tödtlich ausfallen.

Eigentliche dauernde Kriege bemerkte man unter diesen Völkern nicht, sondern es sind vielmehr legale Kämpfe einzelner, gegen einander bei Individuen verschiedener Stämme, wobei die Stämme gegenseitig zusammenkommen und als Secundanten und Richter des Kampfes erscheinen. So sehen die Colonisten oft neun, zehn und noch mehrere Stämme sich ein Stelldichein geben, und durch Boten einander Streit verkündigen. Bald erscheint der ganze Stamm auf dem Platze; andere senden dagegen nur Deputirte, welche dann unter den Befehl der Anführer ihrer Verbündeten treten. Die versammelten Krieger sind dann bemalt, roth, weiß, blau, und oft kann man bedeutende Verschiedenheiten im Körperbau der Stämme bemerken. So sind nicht alle Stämme gleich mager; einige sind klein, aber untersetzt und gut gebaut. Nicht bloß die Männer, sondern auch die Weiber werden öffentlich bestraft, wenn

sie einen Mord begangen haben, oder einen Mann und ein Weib haben sterben lassen. (Wir haben früher gesagt, daß auch der natürliche Tod an den Verwandten des Verstorbenen bestraft wird, als ob sie daran Schuld wären.) Eine solche Zusammenkunft ist zu charakteristisch, als daß wir nicht noch etwas davon sagen sollten, da kein anderes Volk etwas ähnliches in seinen Sitten hat. Sie lassen die Colonisten ruhig zusehen.

Es waren bei diesem Fall etwa zwölf Stämme zusammengekommen, und hatten sich in den, den Platz umgebenden, Gebüschen gelagert. Der folgende Tag war zum Kampfe und zur Bestrafung schuldiger bestimmt. Sechs Weiber traten nun zuerst in die Schranken, welche beklagt waren, einen Mann umgebracht zu haben. Jede war mit einem Stocke bewaffnet, geeignet, die Schläge zu pariren, welche sie bekommen sollten; in derselben Linie waren zwei Männer aufgestellt, bloß mit einem schmalen, hölzernen Schilde versehen. Die Weiber sollten Keulenschläge erhalten, und die Männer sich den Lanzenwürfen aussetzen. Nun trat ein Mann aus dem beleidigten Stamme hervor, um die Weiber zu strafen; sie hielten den Stock vor und bekamen ihre Schläge auf diesen; bei der fünften aber fiel der Schlag mitten auf den Hals, sie sank um, erhob sich aber wieder um ihre Strafe vollends zu empfangen. Mehrere Männer und Weiber folgten dem Manne und thaten wie dieser; alle waren am härtesten gegen die fünfte. Doch nur zwei schlugen sie noch ernstlich, der eine auf die Brust, der andere auf den Scheitel. Bei jedem Streiche fiel sie nieder, erhob sich aber, auf ihren Stock gestützt, wieder. Nun kam die Reihe an die Männer; etwa fünfzehn Wilde traten vor, und warfen ihre Lanzen, einer nach dem andern, nach ihnen, allein diese parirten so geschickt, daß sie gar nicht verletzt wurden, obgleich die Lanzen ein bis zwei Zoll in den Schild eindrangen. Ein Mann las die Lanzen zusammen und brachte sie ihren Eigenthümern zurück. Oft fingen die Strafbaren selbst die Lanzen auf, und schickten sie den Feinden werfend zurück, indem sie diese wegen ihrer Ungeschicklichkeit verspotteten. Von Zeit zu Zeit wurden die Strafen gegen die Weiber wiederholt, und die Wilden ließen ihnen ihre Womerangs um die Köpfe sausen; dieses Instrument ist mehr geeignet zu schrecken als zu beschädigen. Nachdem die Männer etwa sechzig Lanzenwürfe jeder ausgehalten, ließ man sie, wie die Weiber, gehen. Einzig jene Unglückliche schien die Strafe zu fühlen; sie konnte sich kaum auf den Füßen halten, und wurde von den andern Weibern ihres Stammes in das nahe Gehölz geschleppt. Das Ganze dauerte eine halbe Stunde. Einige Minuten nachher traten mehrere Krieger von beiden Seiten vor, in Kampf mit einander, so daß nach und nach etwa zwanzig Mann gegen einander, Mann gegen Mann, kämpften. Sie warfen sich gegenseitig Lanzen zu, mit einer solchen Ordnung, Kaltblütigkeit, Ernst und Wuth, daß das Ganze das Ansehen eines Turnieres hatte. Alle Würfe wurden standhaft erwartet und parirt, während die Weiber sich oft in die Reihen mischten, um ihre Männer anzufeuern. Eine ganz nackte Frau, von sehr schönen Formen, lief gegen einen der Krieger, der vor ihr den Kopf senkte, welchem sie dann, ganz ruhig und ernst, einige Keulenschläge gab; dieß wiederholte sie drei- oder viermal, dann verschwand sie aus der Versammlung. Während so die Lanzen regelmäßig von beiden Seiten in gleicher Zahl flogen, bemerkte man einen jungen Mann, gegen welchen besonders die Würfe der Gegenparthie gemeinsam gerichtet waren, obschon er der Würfe nicht erwiederte. Da die Lanzen auf alle Seiten hin flogen, weil die Streiter ihre Stellung alle Augenblicke änderten, so mußten sich die Zuschauer sehr in Acht nehmen. Gegen die vielen gegenwärtigen Europäer waren sie übrigens vollkommen friedlich, aber sie bekümmerten sich auch nicht um sie, doch warnten ihre Chefs, wenn etwa Gefahr war. Lange dauerte der Kampf, ohne daß ein Unfall begegnete, bis endlich jener junge Mann, der sich nicht vertheidigen durfte, weil er eines Mordes angeklagt war, von einer Lanze in die Hüfte getroffen wurde, worauf der Kampf ein Ende hatte und alles friedlich aus einander ging. Zuweilen wird indeß aus solchen Spielen Ernst und es gibt Blessirte.

Nach Aussage eines Anführers des Stammes Mericon sollen die Gebirgsbewohner jener Gegenden Menschenfresser seyn, was indeß noch einigem Zweifel unterliegen möchte, da außer dieser Nachricht keine andere Spur dieser Gewohnheit vorgekommen ist.

Einige Eingeborne haben eine große Fertigkeit zum Werfen eines Instrumentes, welches Womerang (nicht der schon beschriebene Womerra) heißt. Dieses besteht aus einem säbelförmigen, in der Mitte gebogenen, Holz, und ist eine Art von Keule, welche aber geworfen wird. Der Womerang dient dagegen zum Werfen der Lanzen. Die Künstler im Werfen der Womerang werfen ihn in die Höhe, indem er von der Rechten zur Linken sich dreht, steigt er in eine außerordentliche, etwa in einem Winkel von 48 Graden vorwärts vom Werfer, bis auf die Höhe von wenigstens 150 Fuß, immer sich drehend, und kommt dann wieder zu den Füßen des Werfers zurück, so daß die Zuschauer zu beiden Seiten nicht wissen wo sie ausweichen müssen, bis sie einmal seinen Gang kennen. Es bedarf einer langen Uebung, um ihn wieder zu den Füßen des Schützen zurückkehren zu lassen. Das Holz, woraus er gemacht ist, ist sehr hart und schwer, und wird noch mehr durch Feuer gehärtet. Es hängt von dem Spiele des Schützen ab, wohin er gehen und fallen soll. Seine Schwere schmettert den nieder den er trifft, und seine drehende Bewegung macht es schwer ihm auszuweichen. Man braucht ihn im Krieg und auf der Jagd.

Stirbt ein Mensch eines natürlichen Todes, so rächen sich die Verwandten, wie schon ist angegeben worden, ebenso, als wenn er gemordet worden wäre. Ein schöner, junger Mann starb an einer Erkältung. Einige Wochen nachher versammelten sich Wilde aus mehreren Stämmen und tanzten die ganze Nacht. Am folgenden Tage bemächtigten sich der Bruder und ein Verwandter des Verstorbenen eines Knaben, und versetzten ihm jeder einen Keulenschlag, so daß die Hirnschale sprang. Die Schwester des Verstorbenen schlug ihn auch mit einer Lanze, so daß die europäischen Aerzte erklärten, er werde kaum mehr geheilt werden. Der Junge weinte und seufzte nicht, und erklärte, daß diejenigen welche ihn geschlagen, seine Freunde seyen, mit denen er täglich umgehe. Er starb. Einige Tage nachher wurde seines Todes wegen ein Verwandter des erst Verstorbenen, ein alter Mann, mit einem Keulenschlage hart verwundet. Weder Jugend, noch Alter, noch Verwandtschaftsbande, noch Freundschaft schützen vor solchen Verletzungen. Jeder Todesfall gibt Anlaß zu solchen Gefechten, deren Ausgang häufig den Tod anderer, ganz unschuldiger Menschen zur Folge hat. Das merkwürdigste dabei ist, daß bei einem Volke, bei welchem hinterlistige und nächtliche Mordthaten häufig sind, die strengsten Gesetze bei diesen Gefechten gelten und gewissenhaft befolgt werden.

Die Küstenbewohner, welche sich fast ausschließlich von Fischen nähren, sind häufig einer Hautkrankheit unterworfen, welche mit der Raude (Scahies) viel Aehnlichkeit hat; sie befällt zuweilen fast alle Personen eines Stammes. Im Jahr 1789 entstanden die Pocken, und rafften eine unglaubliche Menge Eingeborner weg. Ganze Stämme starben aus, und allenthalben lagen unbegrabene Leichname in den Höhlen und Hütten, oder am Strande, auf dem Sand. Die wenigen Ueberlebenden waren in andere Gegenden geflohen. Merkwürdig ist aber dabei, daß die Ansteckung sich nicht auf die Europäer verbreitete, obschon damals in Sydney sehr viele Kinder waren, welche die Pocken noch nicht gehabt hatten, und der Umgang mit Angesteckten häufig war.

Um sich von der Kolik zu heilen, hauchten sie ehemals in die Hand, und legten diese dann auf die schmerzhafte Stelle, und sangen dabei eine eigene Melodie. Oft legten sie auch den Mund auf den schmerzhaften Theil, bliesen darauf, und machten ein Getöne wie das Bellen eines Hundes. Seitdem aber die Engländer da sind, gehen sie oft zu ihren Aerzten. Oft werden schmerzhafte Theile gebunden und durch Hinderung des Kreislaufes das Uebel gehoben. Im Allgemeinen heilen ihre Wunden schnell, und ihr Kopf scheint eine eigene Beschaffenheit zu haben, da sogar Schädelbrüche, welche in Europa tödtlich wären, bald heilen, und sie nur kurze Zeit von ihren gewohnten Geschäften abhalten. Die von der Keule getroffenen Weiber stürzen meist zu Boden, was dagegen bei den Männern selten der Fall ist. Durch die Europäer sind sie auch mit der venerischen Krankheit angesteckt worden, welche nicht selten ebenfalls große Uebel bei ihnen zur Folge haben und sie in einen traurigen Zustand versetzen.

Die Neu-Holländer besitzen kein anderes Eigenthum als ihre Waffen und Fischergeräthe, welche sie selbst verfertigen. Doch scheinen sie auch zuweilen liegendes Eigenthum zu haben, so sonderbar dieß auch scheinen mag. Der schon angeführte Benilong behauptete, die Insel Memel, bei Sydney, sey sein Eigenthum, und habe schon seinem Vater gehört. Er setzte großen Werth auf diesen Besitz, und nannte mehrere andere seiner Landsleute, welche ebenfalls erbliches Land besitzen, ohne daß ihnen dieser Besitz je bestritten worden wäre.

Es ist schwer zu sagen, ob diese sonderbaren Menschen einen National-

charakter haben, da ſie ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften beſitzen. Der Auſtralier iſt grauſam und edelmüthig, egoiſtiſch und theilnehmend, rachſüchtig und zum Verzeihen geneigt, argwöhniſch und zutraulich, tapfer und feige, offen und verſchlagen; kurz er ſcheint die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften zu vereinigen, indem er ganz andere Begriffe von ſeinen Handlungen hat, als wir. Seine Rachſucht und die barbariſche Art das andere Geſchlecht zu behandeln, entwürdigt ihn in den Augen der civiliſirten Menſchen, und doch müſſen mir den Muth bewundern, den er im Kampfe, Mann gegen Mann, zeigt, und den Gleichmuth mit dem er den Schmerz erträgt. Er ſteht in Hinſicht der Tapferkeit hoch über dem Buſchmann, dem er in anderer Hinſicht ſo nahe ſteht.

Der Auſtralier berechnet liſtig den Effekt ſeiner Lügen, und ſucht auf alle mögliche Art zu überzeugen, daß nur er die Wahrheit ſage, der andere dagegen lüge. Freundſchaft und Verdrießlichkeit ſind ihm keine fremden Gefühle, aber ſeine Geſinnungen ſind niemals lange dauernd. Beim Begräbniſſe einer Tochter ſah man den ganz geſchwärzten Vater traurig und in Thränen gebadet; aber gleich nachher war er gleichgültig, und ſein Geſicht zeigte nichts als die Runzeln des Alters. Selbſt die Sorge für den eigenen Unterhalt geht nicht über die Gegenwart hinaus, und für dieſe Menſchen gibt es keinen folgenden Tag. Sie eſſen und ſchlafen, erwachen und ſuchen ſich Nahrung; ſo vergeht ihr Leben. Sie ſind unternehmend für den Augenblick, aber nicht ſo beharrlich wie der Buſchmann, wenn er einmal aus ſeiner Trägheit erwacht iſt, und einen Entſchluß gefaßt hat. Indeß ſieht man häufig die Weiber ſtundenlang in ihren Piroguen ſitzend, und den brennenden Strahlen der Sonne ausgeſetzt, ſingend, dem Fiſchfang obliegen, während die Männer, nahe dabei am Ufer liegend, unbekümmert ſchlafen, und dieſe armen Weiber werden doch grauſam beſtraft, wenn ſie den erwachenden Männern nicht ihren Appetit befriedigen können.

Iſt man gut bewaffnet, ſo nähern ſie ſich mit ſcheinbar großer Unterwürfigkeit, und man würde glauben mit dem freundſchaftlichſten und friedlichſten Menſchen umzugehen; iſt man aber unbewaffnet, ſo iſt man immer in größerer oder kleinerer Gefahr. Sie haben einige oberflächliche aſtronomiſche Kenntniſſe, aber keine von der Geſtalt der Erde; ſie glauben daß die Sonne während der Nacht wieder dahin zurückkehre, woher ſie am Morgen gekommen ſey.

Die Ehrfurcht gegen das Alter iſt eine ihrer lobenswerthen Eigenſchaften; ſie treiben dieſe auf einen ſehr hohen Grad, wenn der Greis blind iſt; in dieſem Fall darf kein Menſch vor ihm ſtehen, und wenn er in einer Pirogue fährt, ſo muß der Ruderer hinter ihm ſtehen.

Die Leichenbegängniſſe ſind verſchieden. Junge Leute werden begraben, ältere Perſonen dagegen verbrannt. Benilong verbrannte den Körper ſeiner erſten Frau, welche über fünfzig Jahr alt war. Das Begräbniß eines jungen Mannes dagegen war mit mehreren Ceremonien begleitet. Dieſer junge Mann wurde plötzlich krank; man brachte ihn deßhalb ins Hoſpital zu Sydney, wo ſein Freund Benilong ihm abwartete. Dieſer ſang beim Bette des Kranken, legte ſeinen Mund auf die ſchmerzhaften Theile und blies, abwechſelnd mit Singen, darauf; ſchwang in Waſſer getunkte Baumreiſer über das Bett des Kranken. Den folgenden Tag kam ein ſogenannter Kerredai, der berufen worden war, machte allerlei Körperverdrehungen, und legte ſeinen Mund an verſchiedene Theile des Körpers des Kranken; dann ſchien er ſelbſt gewaltige Schmerzen zu empfinden, und ſpie ein Stück Knochen aus, das er vorher zu ſich geſteckt hatte, und endigte den Spuck damit, daß er tüchtig aß und trank. Natürlich war damit dem Patienten wenig geholfen, und er ſtarb.

Am Nachmittag legte man den todten Körper in eine Hütte, nahe an dem Ort wo er ſollte begraben werden. Viele Wilde kamen zuſammen, Männer, Weiber und Kinder, und ſchrien wie Verzweifelte. Plötzlich griffen zwei Männer einander mit ihren Keulen an, und die Weiber erhielten einige Keulenſchläge, aber offenbar bloß als Ceremonie und nicht in der Abſicht jemandem Leid zu thun. Man bedeckte dann den Körper mit einem Tuche, und Kol-By, der Freund des Verſtorbenen, blieb die ganze Nacht bei ihm. Am Morgen darauf fingen die Weiber abermals an zu heulen, und dieß dauerte einige Zeit. Dann legte man den Körper in eine Pirogue nebſt einer Lanze, einer Harpune und einer Fiſcherſchnur. Dabei waren die Männer ganz ſtill, die Weiber und Kinder aber lärmten und heulten ſchrecklich. Der Vater ſah allem, ganz ſchweigend, müſſig zu, was man mit der Leiche des Sohnes machte, und zeigte das Bild des tiefſten Schmerzes. Als alles bereit war, erhoben die Jünglinge und Männer die Pirogue, welche als Sarg diente, und deßwegen verkürzt worden war, und ſtellten ſie auf die Köpfe zweier Männer, welche ſodann den Körper weiter trugen. Ihnen voran gingen Benilong und ein anderer Eingeborner. Dieſen folgten andere mit Grasbüſcheln, welche ſie neben dem Todten hin und her bewegten, als ob ſie einen böſen Geiſt austreiben wollten; eben ſolche Büſchel trugen Benilong, und ſchlugen beſtändig damit in die Luft. Der Vater folgte bewaffnet dem Todten. So wurde er unter einer Menge ſonderbarer Ceremonien endlich zu dem ſchon fertigen Grabe gebracht, wo Weiber und Kinder und die andern Männer ſchon ſaßen. Nach dieſen warf der Vater zweimal ſeine Lanze; offenbar aber vermied er zu treffen. Nun ſtreute man Gras auf den Boden des Grabes, und legte den Körper ſo, daß die Sonne ihn der Länge nach beſcheinen konnte, reinigte deßwegen auch ſorgfältig die Nähe des Grabes von Gebüſchen. Der Kopf wurde gegen Nordweſt gelegt. Nun deckte man das Grab mit Erde, und dann mit Gras und Geſträuchen, über welche ein Bret gelegt wurde. Derjenige welcher das Gras geſtreut hatte, legte ſich nun der ganzen Länge nach auf das Bret, auf den Rücken, die Augen zum Himmel gerichtet. Dann endlich entfernte ſich alles und die Ceremonie war beendigt. Niemand durfte den Namen des Verſtorbenen nennen, welche Gewohnheit allgemein bei Leichenbegängniſſen beobachtet wird.

Wird ein Körper verbrannt, ſo höhlt man die Erde drei oder vier Zoll tief aus, und legt dann auf dieſe Vertiefung Aeſte und Geſträuche, und auf dieſe, größere Stücke Holz etwa drei bis vier Fuß hoch, ſo daß die aus dürrem Holze gebauten Seiten des Holzſtoßes vorragen, die Mitte, wo das Geſträuch liegt, aber vertieft iſt. Auf ein wenig Gras wird nun der Körper, mit dem Kopf gegen Norden gerichtet, gelegt, nebenbei einige Fiſchergeräthe oder Waffen, und ſo wird der Holzſtoß angezündet und verbrannt. Am folgenden Tage ſammelt man die Aſche, und vergräbt ſie mit den halbverbrannten Knochen an dem Orte ſelbſt, wo der Körper verbrannt wurde, bedeckt ſie mit etwas Erde, ebnet den Boden darüber ſo viel man immer kann, und errichtet dann mit Rinde ein einfaches Dach darüber wie in Diemensland. Dieſe Ceremonie wird mit großem Ernſt vollzogen, und der Wilde ſcheint ſich ganz den traurigen Gefühlen hinzugeben. Wenn eine ſäugende Mutter ſtirbt, ſo wird das Kind mit der Mutter begraben. Es wird lebend in dasſelbe Loch gelegt, dann tödtet es der Vater mit einem Stein, und begräbt es dann ſchnell. Sie finden dieß nicht unmenſchlich, da ſie ſagen, es ſey unmöglich das Kind ferner zu ernähren. Wenn eine Eingeborne Umgang mit einem Europäer hat, und gebiert ein männliches Kind, ſo wird dieſes gewöhnlich umgebracht, wahrſcheinlich weil ſie ſich vor der Ueberlegenheit der Weißen fürchten; weibliche Kinder bleiben am Leben.

Es iſt ſchon angegeben worden, daß man Spuren habe, daß die Bergbewohner auch Menſchenfreſſer ſeyen. Ein gewiſſer Taylor, bei welchem einige dieſer Bergbewohner einkehrten, wurde von ihnen umgebracht. Man ſchickte deßwegen ein Commando Soldaten aus, um die drei Schuldigen, welche man kannte, zu fangen und zu ſtrafen; nun fand man noch die ſeeletirte Hand des Umgebrachten, welcher höchſt wahrſcheinlich gefreſſen worden war.

Alles was wir bisher angeführt haben betrifft die Stämme in der Nähe der See und der ältern engliſchen Colonien. Die Neu-Holländer im Innern des Landes ſcheinen verſchieden zu ſeyn. So ſollen die Bewohner in der Nähe der Colonie Bathurſt viel größer, muskulöſer und ſchöner gebaut ſeyn als die Küſtenbewohner. Einer ihrer Häuptlinge, der den Namen Samſtag trug, ſoll nach einem Bericht aus Bathurſt vom Jahr 1826, ſo ſchön ſeyn, daß er einen Apollo vorſtellen könnte, und ein anderer, der ſich Sonntag nannte, war nicht nur groß, ſondern auch ſo muskulös und ſtark, daß er nicht übel einen Herkules hätte vorſtellen können. Die Glieder dieſer Männer hatten nicht dasſelbe Mißverhältniß. Sie haben aber auch überflüſſige Nahrung. Ein kleines, niedliches Beutelthier, welches von Baumblättern lebt, gibt ihnen ihre Hauptnahrung. Es wird ſehr fett und gibt ein delikates Eſſen. Man fängt ſie ſehr leicht in Baumlöchern; ſie ſind auch ſehr häufig, und die Wilden ſchmieren ſich mit ihrem Fett Hals und Bauch ein, beſonders wenn ſie in den Krieg gehen; daneben jagen ſie Känguruhs und eſſen eine Art Cicaden, welche ſie aus der Erde graben wenn ſie ihre Verwandlung beſtehen. Die Flüſſe ſind ſehr fiſchreich, aber die Fiſche werden nicht an Angelſchnüren gefangen, ſondern mit den Lanzen geſtochen. Alles Fleiſch wird bloß über dem Feuer gebraten. Sie kleiden ſich mit den ſehr warmen Fellen der Beutelthiere, welche mit knöchernen Nadeln und mit Faden aus den Schwanzhaaren desſelben Thieres ge-

dreht, sehr gut zusammengenähet werden. Im Winter kehren sie die Pelzseite der Mäntel gegen den Leib. Sie ziehen die Haut sehr geschickt mit schneidenden Steinen ab. Sie sind munter, singen fast immer, und dichten kurze Gesänge auf einzelne Personen, worin sie bald loben, bald satyrisiren. Sie sind sehr treu an ihren Freunden, tapfer und großmüthig, hassen dagegen Grausamkeit. Sie halten es für schlecht Weiber oder Kinder im Kriege zu beleidigen, und beweinten bitter den Tod ihrer Weiber und Kinder, welche in einem Zwist mit den Engländern umkamen. Sie lieben die ruhigen Weißen sehr, und bewundern ihre Künste und Industrie; dagegen sind sie Todfeinde der Vagabunden, welche ihnen zuweilen ihre Weiber stehlen.

Sie haben einigen Begriff von Eigenthum und sagen, alle wilden Thiere gehören ihnen, den Engländern aber gehören die von den angebauten Feldern gewonnenen Früchte, was aber die Erde ohne Arbeit hervorbringe gehöre ihnen. Sie haben sehr verworrene Ideen über gute und böse Geister, kennen hingegen nichts von einer Gottheit. In den Wäldern hausen Gespenster, welche sie sehr fürchten, obschon in diesen Wäldern kein Thier lebt, welches dem Menschen schaden könnte. Sie haben keine Gesetze, aber ihre Häuptlinge üben großen Einfluß auf sie aus. Liebe und Freundschaft sind ihnen nicht fremd.

Milch und Brot, Tabak und Zucker lieben sie sehr; dagegen verachten sie starke Getränke. Sie lassen sich sehr gerne rasiren und die Haare nach englischer Art schneiden und kämmen sich ordentlich. Es gibt unter ihnen viel mehr Weiber als Männer, daher ist die Vielweiberei stark eingeführt, und mancher hat drei bis sieben Frauen, von denen sie zuweilen einige ihren Freunden, wenn diese keine haben, abtreten. Dieser Mangel an Männern scheint von ihren häufigen Kriegen herzukommen, in welchen sie keine Kriegsgefangenen machen, sondern die Männer tödten. Die Weiber aber werden die Beute des Siegers, der sie für sich behält, zuweilen aber auch nach ihren Familien oder ihrem Stamme zurückschickt. So mischen sich, der Kriege ungeachtet, die Stämme.

Es ist schwer den Umfang des Gebietes anzugeben, den jeder Stamm bewohnt. Die Bewohner von ganz Neu-Holland scheinen in eine große Menge von kleinen Stämmen vertheilt zu seyn, welche sehr weit verbreitet, doch alle unter sich gemeinschaftlich haben. So bewohnen die Gegend von Bathurst etwa acht Stämme, von denen Individuen aus jedem zuweilen die Colonie besuchten. Sie haben keine fixen Wohnungen, sondern treiben sich bald da, bald dort in ihrem Wohnkreise herum, und bauen sich nur bei nasser Witterung einen Schutzort aus Baumrinde. Die Männer tragen zuweilen eine Art von Hut auf dem Kopf; niemals die Weiber. Neben dem Mantel tragen sie keine andere Kleidung. Die Weiber hörte man niemals singen, wohl aber lachen sie gerne, wie die Weiber anderer Völker.

Die Männer sind in der Wahl ihrer Nahrungsmittel wunderlicher, als die Weiber. Die letztern aßen mit großem Appetit das Fleisch einer gefallenen Kuh, welches die Männer nicht berührten. Immer essen die Männer zuerst, dann die Weiber und zuletzt die Kinder. Die Weiber klettern eben so geschickt auf Bäume, um Beutelthiere zu fangen, wie die Männer, und schälen Baumrinde ab. Die Kinder suchen sich selbst sehr frühe Nahrung, und üben sich mit Keule und Lanze. Die Waffen verschiedener Stämme sind verschieden; einige sollen sich auch der Bogen und Pfeile bedienen.

Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Farbe der Haare, welche man bei diesen Stämmen bemerkt hat; bei einigen sind sie schön braun. Die Weiber werden ebenso verachtet und sklavisch behandelt, wie bei den Küstenbewohnern, doch sah man sie nicht mit Keulen schlagen, und auch der abscheuliche Weiberraub scheint nicht statt zu haben. Es gibt unter ihnen viele, welche man schön nennen kann. Die Augen sind lebhaft und schön braun oder schwarz; die Lippen dünne, und die Zähne prächtig weiß. Wenn sie etwas haben wollen, so sind Stimme und Blick schmeichelnd. Ueberhaupt hat ihre Stimme etwas weiches und melodisches. Sie scheinen sehr gesund zu seyn; doch hat man die venerische Krankheit bei ihnen bemerkt, welche von den Europäern eingeführt wurde, und, da sie keine Mittel dagegen haben, fürchterliche Folgen hat. Sie lieben sehr warme Speisen. Die Weiber fürchteten sich lange vor einem Reiter, da sie Mann und Pferd, wie einst die Mexikaner, für Ein Geschöpf ansahen.

Sie leben mit den Colonisten in bester Eintracht und stehlen nicht, haben sich aber gewöhnt, öfters um Nahrungsmittel zu betteln. Bei einigen entferntern Stämmen hat man Hütten bemerkt, welche aus Flechtwerk von Aesten bestehen, und im Stande sind zehn bis zwölf Personen Schutz zu gewähren. Bei einem Schiffbruch, wobei einige Engländer mitten unter einen entfernten Stamm geriethen, fanden die Eingebornen nichts sonderbarer als das heiße Wasser. Männer und Weiber hatten sich um einen, auf dem Feuer stehenden, Topf versammelt; als aber das Wasser zu kochen anfing, erhoben sie ein großes Geschrei und liefen alle davon. Dieser Stamm war vollkommen nackt, und bedeckte nur die Hände und Arme mit einigen Stückchen Känguruhfell. Die Nasenscheidewand ist immer durchbohrt, und in dieselbe wird ein Stück Holz gesteckt, welches die Nasenlöcher ganz verstopft. Die verschiedenen Stämme bemalen sich den Körper auf mancherlei Art. Bei einem Treffen, in welchem einige getodtet wurden, bemerkte man, daß die Leute des Stammes ihre Todten mit fortschleppten, ihnen die Haut abzogen, diese über einem Feuer trockneten; was sie aber weiter mit dem Körper und der Haut gemacht hatten, konnte man nicht erfahren.

Die Sprachen der verschiedenen Stämme, welche man bis jetzt kennt, sind sehr ungleich. Diese Sprache ist dem Ohr nicht unangenehm, und bei Gelegenheit ausdrucksvoll und wohlklingend. Die Dialekte der Bewohner um Sydney sind aber sehr verschieden von denjenigen welche Cook am Endeavourflusse fand. Die Nordländer konnten sich den Wilden um Sydney gar nicht verständlich machen. Stämme, die nur 50 bis 60 englische Meilen von einander wohnen, haben für die Sonne und den Mond ganz andere Namen. Also können auch hier die Sprachen nicht auf einen gemeinsamen Ursprung hindeuten.

Obschon man bei weitem noch nicht alle Theile Neu-Hollands kennt, so scheint doch gewiß zu seyn, daß es sehr schwach bevölkert ist. Seine Fruchtbarkeit ist sehr gering, und in manchen Gegenden herrscht Mangel an Wasser; die Ernährungsquellen sind daher sehr unsicher, und die Bewohner oft dem Hunger ausgesetzt. Ebenso raffen die beständigen Kriege der Wilden unter einander und ihre Rachsucht, viele Menschen weg, und so ist die Masse dieser Wilden nicht bedeutend. Ihre Bekanntschaft mit den Engländern hat ihnen Laster und Bedürfnisse kennen gelernt, welche die Bevölkerung nicht vermehren; venerische Krankheiten und Liebe zu starken Getränken vermindern, wie in Nordamerika, die Bevölkerung, und nach kaum einem Jahrhundert werden viele Stämme verschwunden seyn, besonders solche, welche in der Nähe der Colonien wohnen.

Wir haben geglaubt alles, was die Sitten der Neu-Holländer betrifft, anführen zu müssen, um einen Begriff über diese sonderbaren Menschen zu geben, und zu zeigen, daß wenn sie auch schon mit der äthiopischen Rasse aus der Unterabtheilung der Kaffern einige Ähnlichkeit haben, sie doch in ihren Sitten und Gewohnheiten nichts mit ihnen, und eben so wenig mit den Diemensländern oder Papus, gemein haben. Diese Völker beweisen, wie schwer es ist, die Rassen einzutheilen und zu entdecken woher die Bevölkerung der Inseln der Südsee und Oceaniens eigentlich herkomme, oder welchem Hauptstamme sie angehöre.

4) Malaische Rasse.

Blumenbach hat aus den Malajen eine eigene Rasse gebildet, allein wirklich ohne ganz bestimmte und unterscheidende Merkmale aufstellen zu können. Sie ähneln etwas den Chinesen und den Hinduh, sind von schönem Wuchse, muskulös und von schlanken Gliedern. Ihr Fuß ist klein, obschon nie in Schuhe gepreßt; ihre Hautfarbe ist rhabarbergelb, etwas ins Ziegelrothe bis ins Braune, anderseits Gelbe, Kupferrothe, selbst ins Weiße und Schwarze übergehend. Die Augen sind weit geschlitzt; das obere Augenlied nicht dick, aber stets halb geschlossen; die äußern Augenwinkel etwas höherstehend; die Wangen etwas vorstehend; die Regenbogenhaut schwarz; die Haare lang, schwarz und glänzend. Die Weiber sind im Ganzen schön; das Innere ihres Mundes und ihrer Kehle ist von violetter Farbe. Sie sind im neunten oder zehnten Jahre mannbar, aber nicht sehr fruchtbar. Sie haben viele Beweglichkeit und Anstand, waschen sich oft, und sind sehr reinlich. Die Männer sind rachsüchtig, wild, unbeständig, faul und diebisch. Sie bewohnen meist nur Küsten und Inseln, und sind daher weit verbreitet auf Malacka, Ceylon, Ost-Madagascar, Java, Sumatra,

Borneo, Celebes, Timor, den Philippinen und Formosa; doch auf diesen Inseln nur an der Küste. Dagegen bewohnen sie ganz die Laquendiven-, Maldiven-, die Nicobar-Inseln, die Molucken-, Marianen-, Carolinen-, Freundschafts-, Societäts-, Marquesas-, Sandwichs- und Neu-Seelands-Inseln.

Einige Naturforscher halten sie bloß für einen abgerissenen Zweig der Hindu-caucasischen Rasse, vermischt mit mongolischem Blute. Sie sind in den neuesten Zeiten mit den Namen der Polynesier und Oceanier bezeichnet worden. Mehrere nahmen an, ihre Ahnen stammen aus der Tartarei oder dem Königreiche Ava. In eine große Menge kleiner Inselstaaten verstreut, haben diese Malajen mehr oder minder treu die Tradition ihrer Abstammung bewahrt, und so zerstreut sie auch immer seyn mögen, so bleibt ihnen eine gewisse charakteristische Aehnlichkeit in der Körper-Organisation und den Sitten. Es ist indeß nicht zu läugnen, daß der Charakter der Bewohner der Inselgruppen Tahiti, Sandwich, Mendoza und Neu-Seeland große Abweichungen zeigt, und auf einen andern Ursprung schließen läßt. Daher, nach den Untersuchungen und Beobachtungen der neuesten Reisenden, die angenommene malaische Rasse wenigstens in zwei Unterabtheilungen gebracht werden muß, wovon die einen die wahren Malajen, die andern die Oceanier enthält, zu welchen man die Bewohner der zuletzt angeführten Inseln rechnen muß. Wir werden daher von diesen beiden Unterrassen besonders sprechen.

Die Malajen. Die Malajen sind in der Civilisation bedeutend weiter vorgerückt als die Oceanier, welche erst in den neuern Zeiten zum Theil durch den häufigen Verkehr mit den Europäern Fortschritte gemacht haben, welche ihre frühern Sitten nach und nach ganz verändern werden. Die Malajen, deren politische Existenz in der Geschichte Asiens erst seit dem zwölften Jahrhundert näher bekannt worden ist, wo einige ihrer Stämme aus Menang-Kabu, dem Hauptstaate der Malajen auf Sumatra auswanderten, verbreiteten ihre Eroberungen auf das feste Land Asiens, und verlegten ihre Hauptmacht nach Johor, auf der Halbinsel Malacka. Als Küstenbewohner betrieb dieses geldgeizige und kriegerische Volk bald einen ausgedehnten Küstenhandel. Durch ihre Verbindungen mit den Mauren am schwarzen Meere, nahmen sie nach und nach arabische Sitten an, und bekannten sich endlich zum Muhamedanismus. Die Schifffahrtskunde wurde bald von ihnen vervollkommnet; sie erlangten Reichthümer, und befehdeten dann die Bewohner der östlichen Inseln, deren Küsten sie in Besitz nahmen, und die Bewohner entweder ausrotteten oder in das Innere der großen Inseln verbannten. Die Geschichte nennt uns die Begründung ihrer Herrschaft auf Borneo, Celebes, Timor, und die weitere Verbreitung auf andere Inseln von Polynesien. Sie haben vieles von den Arabern angenommen, mit denen sie sich vermischt haben; dennoch behielten sie viel charakteristisches, obschon auch unter ihnen mehrere Varietäten bemerkt werden.

Einen der vorzüglichsten Hauptstämme bilden die Javaner. Sie machen eine zahlreiche Nation aus, und lange erhielten sich unter ihnen die Traditionen ihres indischen Ursprungs, und die vorhandenen alten Monumente bezeugen eben diese Abkunft. Der Hof ihrer Sultane war glänzend, und ihre Religion indisch. Alle umliegenden Inseln hatten vor der Ankunft der Portugiesen dieselbe Regierungsform, dieselben Gewohnheiten und dieselben Titel für die Häuptlinge. Dieß betrifft besonders die Staaten von Celebes, Tidor, Ternate, Buru, Borneo und Sumatra. Aber von diesen großen Inseln ist Java allein ganz von Malajen bewohnt, und dieses große Land scheint der erste Punkt gewesen zu seyn, den die aus Indien kommenden Colonisten in Besitz nahmen, und erst von da aus haben sich die Malajen auf die andern Inseln nach und nach ausgedehnt, und die frühern Bewohner aus dem Stamme der äthiopischen Rasse wurden von den Küsten vertrieben und ins Innere verbannt. Die daher entstandene gegenseitige Feindschaft blieb fortdauernd so stark, daß sich die beidseitigen Stämme fast nirgends vermischten, und so beide als rein angesehen werden können. Alle Städte und Niederlassungen der Malajen auf den genannten Inseln, liegen am Rande der Bajen oder am Ausfluß der schiffbaren Flüsse. Man kann besonders in Ceram und Buru beobachten, in welchem Grade abgesondert die Malajen und Alfurus von einander leben. Die Alfurus haben ihre eigene Sprache vollkommen beibehalten und üben noch die Sitten und Gebräuche ihrer Väter. Ihre Ideen beschränken sich auf eine kleine Zahl von Gegenständen, welche ihnen zu ihrer Existenz nöthig sind; dagegen haben sie auch den Trotz und die Wildheit eines Volkes, welches auf einer sehr niedern Stufe der Kultur steht, beibehalten.

Es ist begreiflich, daß die Malajen, welche unter der Herrschaft der Europäer stehen, in ihren Sitten Veränderungen erlitten haben, und daß sie durch ihren beständigen Umgang mit verschiedenen Völkern, vorzüglich auch mit den Chinesen, fremde Gewohnheiten zu den ihrigen machten, und wenn auch ihre Zahl nicht groß ist, so finden sich doch die reinen Sitten der Malajen nur auf den Inseln, wo das Volk seine ganze Unabhängigkeit erhalten hat, wie auf Guebe, Oby, Chilolo oder Halamahira, Flores, Lombock, Bali u. s. w. Obschon aber die Javaner die ausgezeichnetesten Malajen sind, so finden sich doch leichte Nuancen zwischen ihnen und den Bewohnern von Amboina, Timor, Mocassar und Budy; allein sie sind wirklich unbedeutend.

Die Regierungsform aller malajischen Stämme ist rein despotisch. Die Personen ihrer Rajas und Sultans sind geheiligt, und ihre Unterthanen hegen gegen sie die tiefste Verehrung und kriechendste Erniedrigung, wie im ganzen Orient. Die schwärzeste Hinterlist und Betrugsucht, ein brennender Durst nach Rache, welcher gerade durch den harten Druck, dem die Gemeinen unterliegen, genährt wird, charakterisiren dieses Volk, und die malajische Treulosigkeit ist eben so bekannt, wie bei den Römern die punische, und die malajische Geschichte bietet eine unzählige Menge Beispiele von Mordthaten und dem schändlichsten Verrathe dar. Die Seeräuberei ist bei diesem Volke sehr häufige Lieblingsbeschäftigung, wobei oft furchtbare Grausamkeiten gegen die Beraubten angewandt werden. Sie sind fanatische Muhamedaner, verbinden aber damit noch eine Menge hinduischer Ceremonien. Die Vielweiberei ist allgemein, und die vorgeschriebenen Gesetze des Korans werden befolgt, ohne daß sie sich jedoch ein Gewissen daraus machen, sie bei Gelegenheit nicht zu beachten. Die Gewohnheiten und Sitten sind sich bei allen Stämmen fast gleich und bieten nur unbedeutende Unterscheide. Bei allen sind die Fürsten und Beamteten reich bekleidet; dagegen der gemeine Mann seine Nacktheit nur mit einigen Lumpen verhüllt. Der Turban auf dem Kopfe und ein breiter Lappen um die Lenden macht die ganze Bekleidung desselben aus.

Die Malajen sind sehr der Wollust ergeben, und dabei äußerst eifersüchtig. Sie begehen die unglaublichsten Ausschweifungen, deren sie sich öffentlich rühmen; sie haben in dieser Hinsicht nur an den Chinesen und Japanern Nebenbuhler. Ueberhaupt ist der Charakter derselben durchaus schlecht und ihre Sitten verdorben. Die Mittel, welche die Folgen dieser Ausschweifungen heilen sollen, sind auch allgemein im Gebrauch. Für solche halten sie das Opium, den Genuß des Trepangs (eine Art von Holothurie oder Wurm, Holothuria trepang) und die aus Schleim bestehenden eßbaren Nester einer Art Schwalbe (Hirundo esculenta). Allgemein im Gebrauche ist das Betelkauen, ein speichelbeförderndes Mittel, welches aus den Blättern des Betel-Pfeffers, der Arekanuß mit Kalk gemischt besteht; Zahnfleisch und Zähne werden dadurch ganz verdorben, es bringt aber durch Gewohnheit einen so angenehmen Reiz im Munde hervor, wie der Schnupftabak den Schnupfern. Beide Geschlechter lieben diesen Gebrauch gleich stark, und kauen beständig. Man findet zwar denselben auch bei den Papus und Neu-Irländern, wie wir gesehen haben; allein es ist kein Zweifel, daß die letzteren ihn von den Malajen entlehnt haben. Die Quelle dieses Gebrauchs findet man in Indien, besonders in Cochinchina. Der berühmte portugiesische Seefahrer Vasco de Gama fand ihn schon in Calikut, wo man ihm Betel präsentirte. Noch jetzt bieten sich die Malajen am Hofe bei Hofceremonien Betel dar, etwa wie bei uns Tabak; Betel wird in Unterhandlungen der Liebe gereicht, und Erwiederung dient als Zeichen der Gegenliebe, wie in Paraguai das Ueberreichen einer Cigarre. Das Betelkauen muß wohl auch hier seinen Ursprung genommen haben, wo der Betelpfeffer und die Arekanuß wächst.

Von Indien aus haben sich die Malajen auf den Inseln zwischen dem 32. und 132. Längengrade verbreitet; der westlichste Punkt scheint Madagaskar, wo sie mit den Mauren sich vermischt haben, welche vom Norden herkamen und die äthiopisch-kafferischen Ureinwohner südlich drängten. Man findet auch Malajen auf den Moluken und den Philippinen, wo sie die Küsten und Mündungen der Flüsse bewohnen. Zufällig

sind auch einzelne unter die Papus gerathen, wo man sie auf Waigiu, den Inseln Aru und der Meerenge von Dampiere findet.

Eben so wie ihre Sitten ist auch der physische Charakter der Malajen bestimmt bezeichnet. Im Allgemeinen sind die Menschen dieser Rasse von mittelmäßiger Größe, die Hautfarbe ist hell, ins Kupferfarbe übergehend, mit einem Ueberfluge von Pomeranzenfarbe. Die Weiber besonders sind klein; Ausnahmen von diesem Wuchse findet man, wenigstens in Amboina, Buru, Java, Madura und andern von den Europäern beherrschten Gegenden, sehr selten. Die größten Männer sind höchstens 5½ Fuß; äußerst selten finden sich solche, welche 5 Fuß 7 Zoll oder noch länger sind. Aber die Gestalt ist angenehm, die Musculatur stark ausgewirkt. Die Formen der Weiber sind abgerundet und kurz, der Busen groß und voll, die Haare grob und tief schwarz, der Mund groß, die Lippen dünne, die Zähne wären sehr schön, wenn sie nicht durch das Betelkauen geschwärzt und verdorben würden. Der Charakter beider Geschlechter ist heftig, zum Zorne geneigt, rachsüchtig und listig; niedrig und kriechend gegen Höhere; barbarisch und ohne alles Mitleid gegen Untergebene und Sklaven. Die Sprache ist sanft, harmonisch, einfach in ihren Regeln, voll von orientalischen Wendungen und blumenreich. Da sie von den Arabern die Religion annahmen, so nahmen sie auch ihre Gewohnheit an von der Rechten zur Linken zu schreiben; doch machen davon die Javaner, Sumatraner und einige andere Stämme eine Ausnahme und schreiben, wie wir, von der Linken zur Rechten.

Wir wollen die Sitten der Javaner als Haupttypus etwas näher angeben, da alle übrigen Stämme nach diesem gemodelt sind. Wir entnehmen diese Schilderung einem unserer Landsleute, welcher viele Jahre in diesem Lande lebte und dieselben gut beobachtete.

Die an den Küsten wohnenden, von Fischfang, Handel und Seeräuberei lebenden Javaner sind im Allgemeinen klein, mager, die Farbe mehr kupferbraun. Der Charakter roh, unternehmend und treulos. Sie bedienen sich kleiner Nachen, womit sie sich einige Meilen von den Küsten entfernen können, um vorüberfahrenden europäischen Schiffen, Schildkröten, Geflügel und Früchte zu verkaufen. Die größern Fahrzeuge haben einen Mast nnd sehr große aus Binsen verfertigte Segel und dienen zum Handel mit den benachbarten Inseln, aber auch zur Seeräuberei. Wenn sie auf Raub auslaufen, so sind sie stark bemannt und mit kleinem Geschütz bewaffnet. Den Tag über verbergen sie sich in fast unzugänglichen Orten, wo sie von den Schiffen beinahe nicht entdeckt oder doch nicht verfolgt werden können. Bei Nacht oder Nebel laufen sie aus, und machen selbst auf europäische Kauffahrteischiffe Jagd. Sie schleichen ganz sachte heran und suchen zu entern, wodurch schon manches reich beladenes, aber schwach bemanntes Schiff in ihre Hände fiel, auf welchem die Mannschaft dann aufs grausamste ermordet wurde.

Viele dieser Küstenbewohner, besonders die, welche von Celebes oder aus dem Lande der Bugies abstammen, erweisen dem Crocodil große Ehre, indem sie dasselbe zu ihrer Familie rechnen und ihm auch Familiennamen beilegen, ein solches täglich zu bestimmter Stunde füttern, und ihm bei außerordentlichen Gelegenheiten kleine Flöße mit Opfergeschenken und Blumen zusenden. Wenn aber ein solches Crocodil jemanden gefressen hat; so wird es auf Verlangen gefangen, mit Vorwürfen überhäuft und stirbt dann zu einer gewissen Stunde, indem ihm wahrscheinlich Gift beigebracht wird.

Der im Innern des Landes wohnende Javaner, der im Lande Orang-Gunong heißt, ist gewöhnlich von mittlerer Größe, bräunlichgelb von Farbe, schlank und wohlgebaut. Er ist gutmüthiger, sanfter und ehrlicher, als der Küstenbewohner, und wenn man ihn rechtlich behandelt, so kann man auf seine Anhänglichkeit rechnen, und ihm alles anvertrauen. Nur muß man seine Religionsbegriffe schonen und ihn nicht zur Eifersucht reizen, sonst ist sein Zorn lebensgefährlich und seine Rache schrecklich. Ein solcher macht dann nicht selten, wie sie es nennen, Auftuhr, das heißt er berauscht sich mit Opium, bedeckt mit den langen schwarzen Haaren das Gesicht, ergreift einen schlangenförmigen Dolch (Kris) und ermordet jeden, der ihm begegnet, bis er, wie ein toller Hund, todt geschlagen wird.

Die vornehmsten Culturzweige der Gebirgsjavaner sind Viehzucht, Reis-, Kaffee-, Zucker-, Tabak- und Pfefferpflanzungen, Kokosöl, Baumwolle u. s. w. Wie wohl sie träge sind, wie alle Völker der heißen Zone, so treibt sie doch der Befehl eines geachteten oder gefürchteten Herrn zu außerordentlichen Anstrengungen. Von Natur leichtsinnig, sind sie eben so geneigt zum Guten, als zum Bösen; es ist daher für den Javaner am besten, wenn er unter einer Art von Vormundschaft steht. Will jemand einem andern durch einen javanischen Bedienten Geld schicken, so muß er dem Diener deutlich sagen, wie viel die Summe betrage, und er wird sie wie ein Heiligthum überbringen. Merkt er aber, daß sein Herr im Zählen nachläßig war, oder verschließt derselbe das Geld nicht; so ist die Versuchung zu stark, und er wird suchen, sich etwas davon zuzuwenden, um Betel zu kaufen oder ein Tanzmädchen zu befriedigen.

Der Javaner, früh reif, wie alle Völker der warmen Zone, heirathet sehr jung, und man sieht öfters Paare, welche zusammen kaum vier und zwanzig Jahre zählen. Erreicht der Ehemann das Alter von vierzehn bis sechszehn Jahren, so bedient er sich schon des Rechtes der Vielweiberei und heirathet eine zweite Frau. Die erste heißt dann alte Frau, obschon sie oft noch nicht vierzehn Jahre zählt, die zweite junge Frau. Diesen fügt er in der Folge noch einige Beischläferinnen und, wenn er Vermögen hat, eine Truppe Tänzerinnen bei. Alle diese Weiber leben in der vollkommensten Eintracht und beobachten unter sich eine gewisse Rangordnung. Die Kinder werden gemeinschaftlich erzogen. Bei Vornehmen aber erben bloß die Kinder der rechtmäßigen Frauen die Titel des Vaters. Eine Hauptsache bei den Heirathen der Javaner ist Aehnlichkeit des Namens des Mannes mit dem des Weibes. Sogar der Sylben Länge und Klang wird in Betrachtung gezogen und durch den Priester ausgelegt, weil sie glauben, daß davon Glück oder Unglück in der Ehe abhänge, und oft dringt der Javaner nach mehrjähriger Ehe, durch einen geliebten Gegenstand angezogen, plötzlich auf Scheidung von seinem Weibe, unter dem Vorwande, daß ihr Name auf künftiges Unglück hindeute. Die Vielweiberei scheint keinen nachtheiligen Einfluß auf die körperliche Bildung der Javaner zu haben, man findet unter ihnen äußerst selten Mißbildung oder physische angeborne Mängel.

Die javanischen Weiber sind gutartig, geschickt für die häuslichen Verhältnisse, aber ohne Geist, Lebhaftigkeit und Bildung. Viele widmen sich, wenn sie alt werden, der Ausübung der Heilkunde, erlangen oft viele empyrische Kenntnisse und bereiten wirksame Arzneigetränke aus Kräutern.

Der Muhamedanismus machte nur langsame Fortschritte unter den Javanern, welche der Religion des Brama zugethan waren, und nur Glaubensverfolgungen von Seite der sogenannten Rechtgläubigen führten sie endlich zur allgemeinen Annahme des Islams, nur noch etwa vierzig Familien in den Gebirgen des Königreichs Bantam sind Bramanen oder Buddisten geblieben. Die Muhamedaner halten die Fasten sehr strenge, allein sie wissen die übrigen Vorschriften des Korans geschickt zu umgehen. Sie essen sehr gerne Schinken und halten den Genuß derselben für keine Sünde, obschon Mohamed den Genuß des Schweinefleisches verbietet; süßer Wein ist nur Zuckerwasser; rother Wein und Branntwein ist Arznei gegen Fieber und Leibschmerzen.

Man kann die Javaner zu den civilisirten Völkern Indiens rechnen, wozu die Berührung, in der sie viele Jahrhunderte mit den Europäern standen, allerdings viel beigetragen hat, und sie würden weit mehr vorgerückt seyn, wenn nicht der unerträgliche Despotismus ihrer Fürsten jeden Keim der Geistesentwickelung möglichst hinderte. Der Despotismus ist sich überall gleich, und kann nur bei Dummheit und Unwissenheit der Untergebenen fortbestehen.

Die Bauart ist sehr einfach; das Klima erfordert nur Schutz gegen die Wärme der brennenden Sonne und gegen Regen und Wind, nicht aber gegen die Kälte. Die Pfeiler der Wände bestehen aus Bambusrohr, auf der Bambuswand ruht auch das Dach aus Bambus und ist mit breitem, etwa 10 Fuß langem Gras bedeckt; hier und da, wenn die Wände stark genug sind, werden auch Ziegel angewandt. Die Wohnungen sind geräumig und meist mit Nebengebäuden versehen, um den Reis und anderes aufzubewahren. Die Schlafzimmer sind sehr warm und dunkel. Die Wände sind bei Vornehmen mit farbigem Zeuge behangen und der Fußboden mit Teppichen oder Strohmatten belegt. Das Geräthe besteht meist aus einem Tische und einigen Stühlen aus Bambus; selten findet man Spiegel. Der Geruch in diesen Zimmern ist meist unangenehm, weil einerseits immer Betel gekaut wird, anderseits Lampen mit schlechtem Bohnenöl fast Tag und Nacht darin brennen. Der vermögende Javaner hat hölzerne Bettstellen mit Strohmatten, Kissen und farbigen Vorhängen versehen. Der gemeine hat bloß eine Strohmatte über den Boden gebreitet, selten ein Kissen. Die Kinder liegen entweder bei ihren Eltern, oder, wenn sie noch ganz klein sind, in einer Art Hängematten, an welcher eine Schnur befestigt ist, um sie schaukeln zu können.

Die Kleidung der Vornehmen ist sehr kostbar; sie besteht aus einer Jacke von Sammet, Gold-, Silber- oder Seidenstoff, oder sie ist doch mit Gold- oder Silbertressen und 18 goldenen Knöpfen besetzt. Roth oder gelb sind die Lieblingsfarben. Sie tragen keine Hemden, sondern bloß weite Unterwesten ohne Kragen mit diamantenen, achatenen oder andern Knöpfen. Die Beinkleider sind von denselben kostbaren Stoffen, auf den Nähten mit Gold oder Silber besetzt. Zur Bequemlichkeit tragen sie oft nur ein weites baumwollenes oder seidenes Kleid, welches vom Gürtel bis an die Füße reicht. An den Füßen tragen sie Schuhe oder Pantoffeln, selten Stiefel. Die Haare, welche mit Kokosöl glänzend gemacht werden, sind hinten am Kopfe zusammen geflochten und mit einem farbigen Tuche, nach Art eines Turbans, bedeckt.

Die Javaner vom Mittelstande sind eben so gekleidet, aber nur mit wenig kostbarem, leichtem Zeuge. Selten trägt der Mann Beinkleider, sondern nur einen Gürtel um die Hüfte und keine Schuhe. Oft geht er nackt bis an den Gürtel. Der gemeine Javaner geht meist ganz nackt, und trägt nur eine Art kurzer Hosen, welche nicht bis zu den Knieen reichen.

Die Weiber tragen die Haare fast wie die Chineserinnen, hinten auf dem Kopfe mit einer großen Nadel befestigt, und andere große Nadeln auf verschiedenen Seiten dareingesteckt, so daß sie eine Art von Kranz bilden. Diese Nadeln sind oft von sehr großem Werthe, mit Edelsteinen geschmückt und von Gold. Wenn sie aus dem Bade kommen, tragen sie die glänzend schwarzen Haare aufgelöst, was ihnen sehr wohl steht; oft tragen sie auch Blumen in den Haaren. Ohrenringe von sehr verschiedener Form und Größe werden fast allgemein getragen. Sie tragen ferner eine Art von Rock, der unter den Armen befestigt und meist mit einer Art von Corset oder Mieder bedeckt ist. Vornehme tragen eine lange, farbige Schärpe, welche sie bald über die Brust, bald über den Nacken werfen. Kopf, Hals, Arme und Busen sind unbedeckt. Oft tragen sie goldene Armbänder. Schuhe haben sie keine, aber Pantoffeln von rothem Sammet mit Gold. Arme bedecken sich kaum die Hüfte recht, mit einer Art von Rock. Kinder beiderlei Geschlechtes laufen bei ärmern bis ins sechste oder siebente Jahr ganz nackt. Bei Vornehmen aber werden sie bald wie die Alten gekleidet.

Ihre Waffen sind äußerst kostbar und bestehen aus mehreren Arten von Dolchen und Säbeln, mit gerader oder schlangenförmiger Klinge und gebogenem Griff. Es gibt solche, welche einige tausend Piaster werth sind, da die Scheiden von Gold sind und mit Diamanten und Rubinen geziert werden; die Klingen allein kosten oft 200 bis 300 Gulden. Diese Dolche tragen sie bald auf der rechten, bald auf der linken Seite.

Sie haben verschiedene musikalische Instrumente; eine Art von Geige mit drei Saiten; eine Flöte oder Flageolet; eine Maultrommel; mehrere größere und kleinere Trommeln; auch zusammengesetzte Instrumente. Sie bedienen sich auch oft der europäischen Instrumente, kennen die Noten gut und haben ein sehr richtiges musikalisches Gehör.

Sie haben von den Chinesen mehrere Spiele entlehnt, wie z. B. das Schattenspiel. Aus der Haut des Büffels werden allerlei Figuren ausgeschnitten, von welchen die menschlichen gewöhnlich Affenköpfe oder sonst abscheuliche Gesichter haben, da die Mohamedaner keine Abbildungen von Menschen machen dürfen. Diese Figuren werden an Fäden hinten an einer Wand von geöltem Papier hin und hergezogen, während der hinter dem Schirm stehende Akteur deklamirt. Ferner haben sie Maskenspiele und Hahnengefechte, wobei, wie in England beim Pferderennen, große Wetten gemacht werden. Zuweilen läßt man sogar Grillen mit einander fechten und wettet auf die siegende. Ernsthafter sind Tigergefechte, als Gegner der Tiger werden Büffel gewählt, wobei, was sehr merkwürdig ist, der Büffel fast immer Sieger bleibt.

Das Halten von Tanzmädchen oder Rougins gehört zu den Liebhabereien der reichen Javaner. Es sind dieses herumziehende Mädchen, welche um Geld singen nnd künstliche Tänze aufführen. Sie sind indeß zugleich Freudenmädchen, welche die Sittlichkeit nicht eben verbessern.

Die Jagd ist eine Lieblingsbeschäftigung der Javaner, besonders ist die Perforcejagd auf Hirsche beliebt. Aber nur geschickte und kühne Reiter können dieselbe mitmachen. Die Pferde rennen unaufhaltsam über Sümpfe und Unebenen, durch Wälder und Gesträuche. Der Jäger reitet ohne Sattel und führt ein kurzes Schwert, womit er den Hirsch in vollem Gallop niederhaut. Einige Javaner gebrauchen auch Schießgewehre zu Pferd und schießen sehr gut damit. Die Fischerei ist ebenso wohl ein Gegenstand des Vergnügens als ein wichtiger Nahrungszweig. Auch mit Blasrohren wissen viele sehr geschickt umzugehen und mit Kügelchen und Pfeilen das kleinste Vögelchen zu treffen.

Unter die sonderbaren Gebräuche der Javaner gehört das Abfeilen des Zahnschmelzers, welches sie für schön halten, wodurch aber, nebst dem Kauen des Betels, die Zähne gänzlich verdorben werden. Sie werden dabei auch ganz schwarz. Das Kauen des Betels macht Zahnfleisch, Zunge und Lippen hochroth. Wenn ein gemeiner Javaner mit einem Vornehmen oder mit einem Europäer sprechen will, so kaut er vorher Betel, damit sein Athem besser rieche. Die Creolinnen und viele Javanerinnen kauen keinen Betel, sondern Cardamomen. Viele Javaner färben die Nägel und lassen den Nagel des Daumens und kleinen Fingers zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen. Vor dem Schlafengehen wird dann der Nagel mit Oel weich gemacht, in die Hand eingebogen und durch ein Futteral sorgfältig vor Beschädigung beschützt. Diese Auswüchse dienen zum Reinigen der Ohren oder der Zähne.

Die meisten Javaner scheeren sich den Bart nicht ab, sondern reißen sich denselben mit einer kleinen Zange aus, die sie zu diesem Zwecke an einem Tuch befestigen, welches sie über die Schulter tragen. Einige tragen am Kinn spitzige Bärtchen und halten es für eine Schönheit, an den zufällig im Gesicht befindlichen Warzen, die Haare so lange als möglich wachsen zu lassen.

Obwohl fast alle Javaner dem Islamismus zugethan sind, so ist ihr Gottesdienst noch mit vielen Gebräuchen vermischt, welche sie vom Buddismus mitbrachten, überall trifft man noch Spuren der früheren Religionsübung an. Mit Ehrfurcht besuchen sie noch die ehmals ihren Göttern geheiligten Haine. Sie glauben an zahllose Geister, welche die Ufer der Flüsse, Gebirge und Urwälder bewohnen, die Menschen lieben, hassen, beschirmen oder verfolgen. Sie glauben an Träume, Weissagungen, Hexen und Zauberer. Die Geister sollen besonders in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag in thierischer Gestalt umherschweben. Heulen der Hunde in der Nacht bedeutet ein Unglück in der Nachbarschaft; dagegen wird das Mauen der Katzen für ein gutes Zeichen gehalten. Auch große Kröten in den Häusern sind von guter Vorbedeutung, dagegen das Zirpen der Cicaden nichts gutes anzeigen soll. Der Freitag ist ein glücklicher, der Mittwoch ein unglücklicher Tag. Sie trauen den Amuleten große Kräfte zu; besonders ehren sie das Holz der Bäume, welche auf Gräbern wachsen. Die Kreuzwege stehen in schlimmem Ruf, da sie das Stelldichein der Geister seyen. Auch glauben sie sehr an sympathetische Mittel, wodurch man andern schaden könne; z. B. durch das Schreiben des Namens eines andern mit Kohle oder Kreide auf eine Todtenbare oder auf einen Schädel u. dgl. Sie haben in dieser Hinsicht vieles mit dem Aberglauben der Europäer aus den niedrigen Ständen gemein. Bei Sonnen- oder Mondsfinsterniſſen glaubt das gemeine Volk, wie die Neger, es wolle ein Drache diese Himmelskörper verschlingen, und machen daher mit Trommeln und Hörnern einen abscheulichen Lärm, um das Thier von seinem Fraße zu verscheuchen; eine allgemeine Angst über den Ausgang des Kampfes ergreift alle.

Die Geburt eines Kindes wird fröhlich gefeiert und Lustbarkeiten von dem Vater angestellt. Die Beschneidung findet gewöhnlich zwischen dem sechsten und zwölften Jahr statt und wird mit großer Feierlichkeit begangen. Mehrere Familien treten zur Tragung der Kosten zusammen, und befinden sich die Knaben eines Oberhauptes dabei, so wird ein Volksfest daraus, welches mehrere Tage dauert, indem die Unterthanen den Fürsten Geschenke bringen, wozu auch der Aermste sein Schärflein beiträgt. Die Kinder werden zuerst in Sänften herumgetragen und dabei musicirt, geschossen und Feuerwerk abgebrannt. Neben diesem gibt es noch mehrere Jugendfeste religiöser Art, wobei es sehr lärmend und fröhlich zugeht.

Wenn auch bei den Javanern die Vielweiberei herrscht, so sind die Weiber doch nicht Sklavinnen, welche im Harem eingeschlossen leben müssen, wie bei den Türken; sondern sie genießen so viele Freiheiten als Sittsamkeit und Stand es erlauben, und nehmen thätigen Antheil an der Einrichtung und Leitung der häuslichen Angelegenheiten. Wenn auch der Bräutigam den Eltern der Braut eine Art von Entschädigung an Geld für die Tochter gibt, so gibt dieß ihm kein Recht sie als Sklavin zu behandlen; denn das Geld wird gewöhnlich von den Eltern zur Aussteuer verwendet, mitunter auch zum Theil zu Freudenfesten bei der Verlobung. Von der Verlobung bis zur Hochzeit haben viele lästige Ceremonien

ſtatt; um dieſen auszuweichen wird die Heirath meiſt befördert. Braut und Bräutigam bleiben vor der Hochzeit einige Tage von einander abgeſondert und werden einzeln durch Gebete und Reinigen auf ihren künftigen Stand vorbereitet. Die Ehen ſind im Allgemeinen glücklich, und Mißhandlungen von männlicher Seite fallen nicht vor. Bei Zuſammenkünften mit verheiratheten Frauen muß man aber ja die Eiferſucht der Männer nicht reizen, ſonſt könnte leicht ein Dolchſtich die vermeinte Beleidigung rächen.

Nie gehen Mann und Frau neben einander. Die Frau hat immer den Vorrang und der Mann geht einige Schritte hinten nach; vielleicht auch nur um ſie beſſer beobachten zu können. Bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften zwiſchen Oberhäuptern und Europäern bringen erſtere meiſt ihre Frauen mit, und dieſe werden durch die Herren der Geſellſchaft, wie in Europa, am Arme zu Tiſche geführt und bedient. Allein die Unterhaltung iſt meiſt ſehr einſylbig, da ſich beide Theile wohl hüten, die Eiferſucht der Männer zu wecken.

Eheſcheidungen ſind häufig und ſehr leicht. Ohne im geringſten ſich zu zanken, gehen Mann und Frau zu einem Prieſter, welcher in ihrer Gegenwart ein Stäbchen bricht, und damit iſt die Ehe aufgehoben; dann trennen ſich beide ohne Geräuſch. Oft aber geſchieht es, daß die Geſchiedenen wieder zuſammen kommen, ſich zum zweiten und dritten Mal vereinigen und trennen. Die Frau muß aber eine beſtimmte Zeit mit einem andern gelebt haben, um ſich mit ihrem erſten Manne wieder vereinigen zu können. Die dritte Scheidung trennt für immer, und es kann keine prieſterliche Vereinigung mehr ſtatt haben.

Die Feierlichkeiten bei Begräbniſſen ſind ſehr einfach. Der Todte wird eingehüllt, auf eine bedeckte Bahre gelegt und durch zwei oder vier Männer, welchen die nächſten Verwandten folgen, zur Ruheſtätte getragen. Die Frauen haben dabei ihren Kopf mit einem weißen Tuche bedeckt, da weiß das Zeichen der Trauer iſt. Einige tragen zum Zeichen der Trauer eine weiße Schnur um das Vordertheil des linken Arms. Die Grabſtätten werden von Zeit zu Zeit von Verwandten und Freunden beſucht, welche dann Blumen auf die Gräber ſtreuen und für die Ruhe der Verſtorbenen beten. Die Javaner glauben an ein Wiederſehen in einer andern Welt, ſelbſt an ein Wiederanknüpfen der ehemaligen irdiſchen Verhältniſſe jenſeits. Das Geſicht des Todten wird im Grabe nach Mekka zugekehrt. Ein niedriger Grabhügel oder ein Stein, meiſt ohne Inſchrift, deckt die Ueberreſte des Verſtorbenen und bei den Gräbern pflanzt man gewöhnlich eine Art Cypreſſe, deren weiße Blumen ſehr wohlriechend ſind. Die Grabſtätten liegen den Wohnungen ſo nahe als möglch und haben das Anſehen von Gärten, da ſie mit Fruchtbäumen aller Art und mit Blumen bepflanzt ſind.

Die gefährlichſte Krankheit dieſer Gegenden iſt die Cholera, welche nun leider auch nach Europa gekommen iſt. Der ſtärkſte Menſch endet ſein Leben oft in wenig Minuten, unter den empfindlichſten Schmerzen. Die Vorbothen ſind oft ſo unbedeutend und kurz, daß Hilfe meiſt unmöglich iſt. Auch Durchfälle und Ruhr ſind ſehr allgemein und gefährlich. Veneriſche Krankheiten ſind ſehr häufig, aber bei weitem nicht ſo ſchlimm, wie in Europa. Der Javaner kennt viele Mittel dagegen und wird bald geheilt. Sie ſind daher in dieſer Hinſicht äußerſt leichtſinnig, und ſprechen darüber ſehr gleichgültig. Da die Nächte ſehr kühl und feucht ſind, und der Thau im Ueberfluſſe fällt, die Tage dagegen ſehr warm, ſo iſt Erkältung ungemein häufig, daher das Klima beſonders für Europäer ſo ungeſund iſt und Cholera oder Durchfälle und Ruhr ſie ſo ſehr häufig wegraffen. Eine der furchtbarſten Krankheiten, welche viele Kinder und Erwachſene befällt, iſt der Ausſatz (Elephantiasis). Die meiſten Befallenen geben die Hoffnung auf, je wieder davon geneſen zu können, und ſind dennoch ſo unbeſorgt, daß damit befallene Weiber, deren Brüſte davon angegriffen ſind, ihre Kinder doch ſäugen und ſo das Gift auf ſie überpflanzen.

Die Javaner ſind ſehr mäßig im Eſſen und Trinken. Reis iſt ihr vornehmſtes Nahrungsmittel; er wird bloß im Waſſer gekocht und in einem Korbe für die Mahlzeiten des Tages aufbewahrt. Auch eſſen ſie die ſogenannten Stinkbohnen ſehr gerne, deren Geruch aber für einen Europäer faſt unausſtehlich iſt. Auch viele Früchte genießen ſie, beſonders Manganen (Mangifera indica), Piſangfrüchte, Mais u. ſ. w. Sie machen aus Kurkuma und Pfeffer eine Brühe, welche im Magen eines neu angekommenen Europäers wie Feuer brennt, nach und nach, beſonders wenn man viel Reis dazu ißt, gewöhnt man ſich daran. Die Weiber eſſen ſehr gerne aller Arten Naſchwerk. Butter gebrauchen nur die Reichen; zum Braten braucht man Kokosöl. Das gewöhnlichſte Getränk iſt Waſſer, zuweilen trinken ſie die Milch der Kokosnüſſe und den Saft der Sagupalme, welcher letztere ſehr kühlend iſt und beinahe den Geſchmack des Obſtmoſtes hat, in Menge getrunken aber auch berauſcht. Vornehme Javaner machen ſich kein Gewiſſen daraus Wein und Liqueurs in Geſellſchaft der Europäer zu trinken.

Wir haben ein Offizier der Leibgarde eines Fürſten und einen Landmann abbilden laſſen, woraus man Geſtalt und Kleidung beurtheilen kann.

Die auf den Inſeln Sumatra, Celebes, Borneo, Guebe u. ſ. w. wohnenden Malajen haben faſt alle dieſelben Sitten wie die Javaner. Die Malajen von Sumatra, welche dort Rajangs heißen, haben eine minder als mittelmäßige Größe, unterſetzten Körper, kleine, aber proportionirte Glieder. Sie ſind im Ganzen wohlgeſtaltet und äußerſt ſelten findet man Mißbildung. Allein die Weiber haben die ſonderbare Gewohnheit, den neugebornen Kindern die Naſen abzuplatten und den Schädel zuſammenzudrücken, während dem er noch knorpelig iſt, wodurch die natürliche Hinneigung zu dieſer Form vermehrt wird. Eine andere Urſache dieſer unſinnigen Gewohnheit, als die Idee dadurch das Geſicht verſchönern zu wollen, iſt unbekannt. Cook fand dieſe Gewohnheit auch auf Ulietea, und die Omaguas in Amerika üben ſie ebenfalls; daher heißen ſie Plattköpfe. Auch zieht man auf Sumatra die Ohren den Kindern ſeitwärts, damit ſie vom Kopfe abſtehen. Die Augen ſind bei allen ſchwarz und lebhaft, beſonders bei den Weibern auf Südſumatra; ſie gleichen auch in ihrer Stellung in etwas derſelben bei den Chineſen. Ihre Haare ſind dicht, glänzend ſchwarz, vielleicht weil ſie immer mit Cocosöl eingeſalbt werden. Die Männer ſchneiden ſie meiſt ab und beſorgen ſie wenig; die Weiber dagegen laſſen ſie ſehr lange wachſen, ſo daß ſie zuweilen bis auf die Erde reichen. Die Männer haben keinen Bart, und ihr Kinn iſt ſo glatt, daß wenn die malajiſchen Prieſter nicht einen kleinen Bart trügen, man glauben ſollte, die Natur hätte den Malajen dieſes Zeichen der Männlichkeit verſagt. Auch die andern, ſonſt behaarten, Theile des Körpers bei beiden Geſchlechtern ſind unbehaart, und wenn ſie ſich behaaren, ſo werden die Haare ſorgfältig ausgeriſſen und das Gegentheil wird für unreinlich gehalten. Die Kinder reiben ſich das Kinn, die Oberlippe und alle Theile des Körpers, welche ſonſt behaart werden, ſobald ſie mannbar werden mit ungelöſchtem Kalk, wodurch der Haarwuchs gehemmt wird, und wo er etwa noch keimt, reißen ſie ihn weg, zu welchem Zwecke ſie immer ein Zängelchen bei ſich tragen. Die Hautfarbe der Rajangs iſt ſchön gelb, ins Rothe ſpielend, oder kupferfarb. Sie ſind weißer als die indiſchen farbigen Menſchen, beſonders die Perſonen aus den obern Klaſſen und die vornehmen Weiber, welche faſt ganz weiß ſind, und an Schönheit die europäiſchen Brünetten oft übertreffen. Allein die gemeinen Weiber ſind meiſt häßlich und mehrere ſelbſt abſtoßend; doch gibt es auch unter ihnen einige Ausnahmen von auffallender Schönheit. Die Weiße der Sumatranerinnen in Vergleich zu den andern Indiern, beweiſt wohl am beſten, daß die Sonne allein die Hauptfarbe nicht bedingt, denn Sumatra liegt ganz unter der brennenden Sonne des Aequators, wo ſelbſt die Jahreszeiten keinen ſehr bedeutenden Temparaturunterſchied hervorbringen. Die dort gebornen europäiſchen Kinder ſind ebenſo weiß, ja noch weißer beinahe als in Europa, ſelbſt in der zweiten Generation, wenn ſie nicht mit indiſchem Blute gemiſcht iſt. Im Gegenſatz aber bleiben die Neger auf Sumatra in allen Generationen ebenſo ſchwarz, wie in ihrem Vaterlande. Das ſelbſt blaſſere Anſehen der Europäer, welche lange in Indien waren, ſcheint vor dem Einfluß krankhafter Gallenabſönderung herzukommen, welchem faſt alle unterworfen ſind, wenn ſie lange in den tropiſchen Gegenden leben.

Die geringe Größe, welche beſonders die Weiber in Sumatra erreichen, möchte vielleicht zum Theil von dem frühen Umgange beider Geſchlechter herrühren, welcher durch die ſchnelle Entwickelung der Mannbarkeit hervorgebracht wird. Die Vornehmen laſſen ihre Nägel ungemein lange wachſen, beſonders den des Zeigefingers und färben ihn roth; ebenſo die Nägel der Zehen, für welche ſie ſo viel Sorge tragen als für die der Hände, da ſie dieſelben immer unbedeckt zeigen. Merkwürdig iſt, daß die Hände dieſer Malajen immer kalt anzufühlen ſind.

Die Gebirgsbewohner Sumatras von malajiſchem Stamme ſind ſehr häufig kropfig, und zuweilen wahre Cretins, wie die Walliſer, obſchon ſie hier kein Schneewaſſer zu trinken bekommen, welchem man ſonſt wohl oft die Urſache des Kropfes zuſchrieb. Es muß in der Athmoſphäre

gewiſſer Bergthäler eine noch unbekannte Urſache liegen, welche dieſe Krankheit erzeugt, die aber nicht allein hier gefunden wird. Die Sumatraner wenden auch keine Mittel gegen dieſe Krankheit an, da ſie das Wohlſein des Körpers übrigens nicht ſtört.

Auch hier herrſcht die ſonderbare Gewohnheit, die ſonſt ſchön weißen Zähne abzufeilen und ſchwarz zu färben. Statt der Feile ſchleifen ſie den Schmelz mit einem Steine ab; wobei ſie ſich auf den Rücken legen und die Operation durch jemand machen laſſen. Die Weiber von Lampoon firnißen die Zähne mit einer Art Gummi, andere feilen oder ſchleifen ſie ganz ſpitzig. Das Schwarzfärben geſchieht durch Anwendung des brenzlichen Oels der Cocosſchale. Vornehme Leute vergolden zuweilen die Zähne der untern Kinnlade, was gegen die Schwärze der übrigen Zähne und das Gelbe der Haut einen ſonderboren Anblick gewährt. Bald überziehen ſie jeden Zahn beſonders, bald aber bedeckt eine Goldplatte alle Zähne zuſammen, ſo daß ſie eine Maſſe zu bilden ſcheinen. Dieſes Gold wird nie weggenommen, weder beim Eſſen, noch beim Schlafen. Im achten oder neunten Jahre durchſticht man dem Mädchen die Ohrenläppchen, eine Operation, welche immer der Hochzeit vorangeht. Dieſes Loch wird oft ſo ſehr erweitert, daß man faſt eine Hand hineinbringen kann; indem durch anhaltendes Ziehen die Ohrläppchen ſich ſo verlängern, daß ſie bis auf die Schultern reichen. Dieſe Gewohnheit herrſcht nicht bloß auf Sumatra, ſondern auch unter den Malajen der benachbarten Inſeln, beſonders auf Neas. Auf Sumatra beſtehen die Ohrringe aus Golddrath, ſie ſind nicht mit einem Schloß, ſondern einem goldenen Nagel an dem Ohr befeſtigt.

Die Kleidung beider Geſchlechter gleicht der der Javaneſen, und beſteht bei den Männern aus einer Weſte ohne Ermel, welche mit einer Reihe Knöpfen (bei Reichen oft Gold) geſchloſſen wird; über dieſe wird eine Art Nachtrock angezogen, der am Halſe offen iſt; die Ermel ſind eng und an jedem mit neun Knöpfen verſehen, bei jüngern nicht über die Mitte des Körpers. Der Stoff iſt blaue oder weiße Baumwolle, bei Reichen Seide. An den Schenkeln tragen ſie eine kurze Hoſe, welche nicht bis zum Knie reicht, das Uebrige bleibt nackt. Dieſe Hoſe beſteht bei etwas Begüterten aus rothem oder gelbem Taft. Um den Kopf wickeln ſie ein Tuch in Geſtalt eines Turbans, und um die Schultern werfen ſie eine Art von Mantel oder Schwal, faſt wie die Bergſchotten; bald laſſen ſie ihn nachläſſig über die Schultern hängen, andere Male wickeln ſie ihn um den Leib, laſſen ihn über die Hüften gehen und binden ihn mit dem Dolchgurt feſt.

Die Weiber tragen eine Art von Corſet oder kurzer Weſte, welche den Buſen bedeckt und bis zur Hüfte reicht; über dieſen tragen ſie einen weiten Rock, der bis auf den Knöchel geht; er wird ganz einfach dadurch gehalten, daß er unter den Armen um den Körper gewickelt iſt; oft aber auch iſt er mit einem Gürtel befeſtigt, der ihnen ſehr zur Zierde dient, da er von geſticktem Stoffe und mit Gold- und Silberblättchen geziert iſt; vorn wird er mit einer Agraffe von Golddraht befeſtigt und oft mit Edelſteinen, wahren oder falſchen, geziert. Ein Stück blaues feines und leichtes Zeug wird von hinten um den Hals geworfen und hängt vorn herab, dient auch wohl ſtatt des Schleiers, womit vornehme Damen beim Ausgehen ſich verhüllen. Die Haare ſind um den Kopf gewunden und in der Mitte mit einer Nadel befeſtigt, wie bei den Chineſen, von welchen ſie dieſe Mode entlehnt haben. Die meiſten aber laſſen die Haare hängen, biegen ſie dann gegen den Kopf wieder auf, wo ſie auf jeder Seite in einen Büſchel ausgehen, und mit einem Kamm aus Schildpatt befeſtigt ſind. Die Stirnhaare und übrigen Kopfhaare ſind von gleicher Länge und hängen über den Rücken herab. Bei Armen ſind ſie mit Cocosöl, bei Reichern mit Benzoinöl eingeſchmiert. Sie ſtecken auch oft Blumen ins Haar. Die Tanzmädchen flechten die Haare ſehr kunſtreich, ſo daß ſie hoch über den Kopf ſtehen und mit herrlichen Blumenkränzen geſchmückt ſind; ſie wählen dazu meiſt weiße oder blaßgelbe kleine Blumen und bereiten die Kränze mit großer Kunſt. Unverheirathete Mädchen binden ihre Haare mit einem Silber- oder Goldſtreifen; die Armen mit einem glänzenden Baumblatte. Viele tragen auch goldene und ſilberne Armbänder oder Ringe.

Die Häuſer beſtehen ganz aus Holz und ſind ſehr leicht gebaut, um den Luftzug durchzulaſſen; ſie brauchen dazu weder Stein noch Erde. Dieſe Leichtigkeit der Bauart wird, beſonders auf Sumatra, der häufigen Erdbeben wegen, allgemein angewandt. Sie ſind auch nicht mit Ziegeln bedeckt. Bambus iſt auch hier das vorzüglichſte Material. Die Eck- und Hauptpfeiler der Häuſer beſtehen aus hölzernen Pflöcken, die Wände aus Bambus, über dieſe wird ein geſpaltener Bambus als Querbalke gelegt. Der Fußboden beſteht aus ganzem Bambus, ſo dicht als möglich einer neben dem andern gelegt und an einander befeſtigt. Ueber dieſe wird eine Lage geſpaltener Bambus angebracht, welche die Länge des Zimmers haben und mit Stricken an die untern gebunden ſind. Dieſer Boden nun wird mit Matten belegt. Dieſe Pflöcke haben eine außerordentliche Elaſticität, und der Fremde fürchtet ſich faſt darüber zu gehen. Die Stützen des Daches ſind ebenfalls aus Bambus, und das Dach aus Baumrinde oder den Blättern der Palme Neepah. Man baut auch nicht ſelten Häuſer, welche auf hohen Pfählen ſtehen, und auf der Erde keinen Eingang, noch ein Gemach haben, ſondern bloß oben einen Boden, auf welchen man mit einer aus Bambus verfertigten Leiter ſteigt, welche man nach ſich zieht. Dieß geſchieht um ſich vor den Tigern zu bewahren. Marsden erzählt, ohne jedoch die Wahrheit der Sache zu verbürgen, es habe einſt ein Elephant unter einem ſolchen Hauſe durchgehen wollen, ſey aber ſtecken geblieben, und habe nun das Haus mit der ganzen Familie eine Strecke weit fortgetragen.

Die Häuſer der Vornehmen ſind von Außen oft mit Reliefs geziert, und zeigen rohe Figuren, wie Hieroglyphen. Das Hausgeräth iſt ſehr einfach. Das Bett beſteht aus Matten, auf welche Kiſſen gelegt werden, deren Zipfel bei Reichen mit Franzen aus Gold und Silber geziert ſind. Die Tiſche ſind ſehr niedrig, und man ſetzt ſich um dieſelben nicht, ſondern legt ſich auf die linke Seite, ſtützt ſich auf den linken Arm, und ißt mit der Rechten ohne Löffel, Gabel oder Meſſer, langt mit der Hand in die Schüſſel und ſchiebt alles geſchickt in den Mund. Sie bedienen ſich auch grober Porzelangefäße, kochen in eiſernen Pfannen und irdenen Gefäſſen. Selbſt in Gefäſſen von Bambus können ſie Reis kochen. Das Bambusgefäß wird zwar halb verbrannt, widerſteht aber dem Feuer, ſo lange Flüſſigkeit darin iſt. Der Bambus iſt faſt das nützlichſte aller Gewächſe jener Länder. Die Häuſer haben keine Kamine. Sie brennen nichts als Holz, und gebrauchen jetzt allgemein den Stahl und Feuerſteine zum Feuer anmachen; doch verſtehen es auch alle, bloß durch Reibung des Holzes an anderes Feuer anzumachen. Waſſer holen ſie in ausgehöhltem Bambus von fünf bis ſechs Fuß Länge, welchen ſie auf den Schultern tragen. Sie trinken aus Fruchtſchalen und gießen das Waſſer in den Mund. Ihre Körbe beſtehen abermals aus Faſern von Bambus.

Sie nähren ſich meiſt von Vegetabilien, beſonders Reis, verachten aber das Fleiſch auch nicht. Sie ſchneiden es, wie die Chineſen, meiſt in kleine Stücke, und kochen ſie mit Reis. Pfeffer iſt bei allen Speiſen in Menge, aber nicht von dem im Lande wachſenden, der nach ihrer Meinung zu ſehr erhitzt, ſondern Cayennepfeffer, der eher kühlen ſoll; auch werden Citronen, Cardamomen, Zwiebeln und zerſtoßene Cocoskerne beigemiſcht. Auch Fiſche ſind ſehr beliebt, und vorzüglich eine Art von Caviar oder geſalzene Fiſchrogen. Das Büffelfleiſch wird mit der Haut in kleine Stücken geſchnitten und getrocknet. Dieſe getrockneten Stücke geben eine vortrefflich nährende Gallerte. Das Mark der Sagupalme wird häufig, doch nicht allgemein, gegeſſen. Sie bauen auch Hirſe, genießen mehrere Wurzeln und ſelbſt Baumblätter, wenn andere Nahrung mangelt.

Als arbeitendes Hausthier brauchen ſie hauptſächlich den Büffel, welcher ſehr gelehrig iſt. Sie brauchen ihn zum Ziehen und Tragen. Er iſt langſam, arbeitet aber ſtark und unermüdet. Dagegen iſt ſein Leben ſehr zart, und die geringſte Uebertreibung, beſonders während der großen Tageshitze, macht ihn oft krank und tödtet ihn; oft ſterben ganze Heerden in kurzer Zeit an anſteckenden Krankheiten. Milch und Butter kommt faſt allein von der Büffelkuh; die Sumatraner machen den Butter bloß für die Europäer, ſie genießen ihn nicht. Die Milch iſt der Kuhmilch vorzuziehen, aber nicht ſo reichlich. Unter den Krankheiten, welche die Einwohner befallen, erſcheint der Hautausſatz nicht ſelten und in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt, indem die Haut in Stücken abfällt und das Fleiſch ſich von den Knochen löst. Da er anſteckend iſt, ſo werden die damit befallenen Unglücklichen aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen und müſſen ſich in Wäldern Hütten bauen, welche ſie faſt immer an Flüſſen aufführen, damit ſie ſich täglich baden können, da dieſes die Schmerzen mildert und nach ſehr ſeltenen Beiſpielen ſogar die Heilung bewirken kann. Ein ähnliches Uebel befällt die Füße, ſcheint aber beſonders durch Unreinlichkeit zu entſtehen. Die Kindsblattern richten immer furchtbare Verheerungen an, welchen durch die Vaccination vorgebogen werden kann. Veneriſche Krankheiten ſind ſelten und heilen meiſt leicht.

Der Character der Sumatraner ist ganz der bei den Javanern geschilderte. Sie sind jedoch sanfter und friedfertiger, doch beleidigt eben so rachsüchtig und indolent; daneben ungemein gastfreundschaftlich und weniger falsch, als die meisten Malajen. Sie besitzen vielen Verstand. Die Frauen sind keusch, bescheiden und nicht schwatzhaft. Gegen Fremde sind die Sumatraner im Handel unredlich, lügnerisch, kriechend und einschmeichelnd. In der Kleidung sind sie unreinlich, waschen sie nie, dagegen baden sie sich oft.

Timor wird, wie Sumatra und die übrigen großen Inseln, Celebes, Borneo, von mehreren Rassen bewohnt, nämlich von Alfuros, von Chinesen, von Portugiesen und Holländern und von Malajen. Wir beschäftigen uns nur mit den letzten. Es ist indeß sehr begreiflich, daß es Menschen gibt, welche gemischten Blutes sind. Wir haben einen solchen abbilden lassen, der von einem Alfuros und einer Malajin abstammt, es ist Antonio aus dem Reiche Failacor auf Timor. Seine Haare sind kraus, da sie bei den Malajen glatt sind; seine Hautfarbe dunkelbraun; die Lippen sind aufgeworfen.

Die Malajen auf Timor bewohnen hauptsächlich das Reich Kupang. Ihre Größe ist unter der mittlern; die Formen sind regelmäßig, aber der Körper etwas schwächlich. Viele sind wirklich von sehr schöner Gestalt; die Farbe fast orangengelb; das Haar lang, grob, schwarz. Die Augen gut gespalten. Sie haben eine gute Haltung des Körpers; der Gang ist gemessen, fast etwas stolz, die Physiognomien sehr verschieden.

Man findet auch unter den Weibern sehr artige Gesichter, besonders haben die jungen Mädchen eine hübsche Gestalt und einen angenehmen Gang. Doch findet man mehr häßliche als schöne. Man rühmt besonders die Weiber aus dem Reiche Rottie; sie sind groß und wohl gewachsen, haben eine regelmäßige, sanfte und doch imposante Physiognomie.

Die Timorianer im Innern der Insel sehen wilder aus, vielleicht nur weil sie weniger mit Fremden umgehen. Da diese Menschen niemals Schuhe tragen, so haben sie eine große Gelenkigkeit in ihren Füßen und können damit Steine mit bedeutender Kraft weit hin schleudern. Sie steigen mit großer Sicherheit und Schnelligkeit auf die Cocospalmen, ohne sich mit den Knieen anzuhalten und ohne selbst den Baum mit dem Arme zu umfangen; sondern nur sich mit Hand und Fuß anhaltend, indem sie wie die Neuholländer nur einige Anhaltspunkte in den Stamm einhauen. Allein nur hierin zeigen sie einige Thätigkeit, sonst sind sie unbegreiflich träge. Obschon weichlich und schwach scheinend, halten sie doch mit bloßem Kopf die brennenden Sonnenstrahlen aus, und man sieht sie alle Stunden des Tages ausgehen, und das mittlere Alter, welches sie erreichen, ist fünfzig bis siebenzig Jahre, ein höheres Alter ist selten. Frühreif altern sie sehr schnell. Die Mütter säugen ihre Kinder gewöhnlich ein Jahr, einige aber auch zwei Jahre. Unfruchtbarkeit ist sehr selten und die Zahl der Kinder im Durchschnitt vier bis fünf. Die gewöhnlichen Krankheiten sind Wechselfieber, Kinderblattern, Raude, Flechten, Aussatz, Ruhren, Durchfälle, Leberentzündungen, Lungensuchten und venerische Uebel. Für Fremde ist Timor ein verderbliches und gefährliches Land und sie werden gewöhnlich vom Durchfall und der Ruhr ergriffen, die Eingebornen seltener. Bauart, Lebensart überhaupt, Nahrung, Kleidung weicht wenig von der auf Sumatra ab. Auch die Mode der Vornehmen die Zähne zu vergolden ist auf Timor gebräuchlich. Sie baden sich viel, lassen die Nägel sehr lange wachsen und kauen Betel. Der Character ist mißtrauisch, wild; sie sind muthige und tapfere, aber grausame Krieger; wollüstig, eifersüchtig, dabei sehr verständig, mäßig, leben meist von Pflanzenkost, besonders von Reis. Die Weiber sind weniger frei als auf Java und es hält schwer bei ihnen Zutritt zu erhalten.

Die Oceanier. Oceanier nennt Herr Bory die wohlgebildeten und schönen Völker, welche die glücklichen Südseeinseln, die Freundschafts-Marquesas, Sandwich-Marianen, Carolinen und einen Theil der Philippinen bewohnen, wo sie unter dem Namen der Tagaler vorkommen, und sich auch auf der großen Insel Neuseeland finden. Man hat sie bis auf die neusten Zeiten zu den Malajen gezählt, aber die neusten Reisen haben gezeigt, daß sie sich wesentlich von den Malajen unterscheiden und dagegen unter sich sehr viel in ihren Sitten gemein haben. Die meisten waren oder sind noch jetzt Menschenfresser, obschon sie nicht unter die grausamen Völker gehören, im Gegentheil sehr viel Gutmüthigkeit besitzen. Woher sie ursprünglich kommen, ist wohl auf keinen Fall mehr auszumitteln, aber höchst unwahrscheinlich ist es, daß sie von mongolischen Stämmen entsprossen seyen, denn mit diesen haben sie viel weniger gemein als mit den Malajen, zu welchen Blumenbach sie zählte. Wollte man auch annehmen, daß sie Ureinwohner seyen, so streitet dagegen das höchst wahrscheinlich, im Verhältniß zum Alter unserer Schöpfung, neue Dasein dieser Inseln, welche entweder aus Korallen oder durch vulkanische Ausbrüche entstanden sind, oder was noch wahrscheinlicher ist, beide Kräfte wirkten zusammen. Das unterirdische Feuer hob die Berge aus dem Schoße des Oceans empor, und auf diesen Gebirgen, welche zum Theil noch unter Wasser waren, bildeten die Korallen ihre wunderbaren Gestalten und erhoben sich nach und nach bis an die Oberfläche der See, welche durch Anschwemmungen sie noch mehr erhöhte, wo sie dann durch Zerstörung der vorragenden Korallen und andere von der Natur dargebotene Mittel endlich bewohnbar wurden. Waren einmal diese Inseln von Menschen bewohnt, so mußte die Bevölkerung sich durch Zufall oder die Intelligenz der Menschen bald auf mehrere der Inseln verbreiten, und so wurde endlich der größte Theil des Archipels mit denselben Menschen angefüllt, welche indessen hin und wieder auch schon andere Menschenrassen antrafen, welche sie vertrieben, wie z. B. die Papus auf den Fidjis, oder in Neu-Caledonien und den Neu-Hebriden, wo Oceanier und Papus gemischt leben. Da es unmöglich ist ihre Herkunft mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben, so übergehen wir die darüber, besonders auch von Lesson, neuerlich aufgestellten Hypothesen, welche sehr wenig wahrscheinliches haben.

Die Oceanier übertreffen an Schönheit, Größe und Körperbildung die meisten Nationen. Wir haben gezeigt, daß die Malajen meist unter der mittelmäßigen Größe stehen, die Oceanier dagegen stehen darüber. Sie sind musculös, der Kopf ist schön, die Gesichtszüge sehr characteristisch, die Physiognomie ist männlich, aber nicht mit rohem Ausdruck, sondern das Gesicht zeigt sanfte Züge, welche gleichwohl einen kriegerischen Character verhüllen. Die Augen sind groß, nicht vorstehend, mit schattigen Augenbraunen beschützt. Die Hautfarbe hellgelb, dunkler bei solchen, welche auf Koralleninseln leben, heller bei ihren Weibern. Die Nasenflügel sind etwas breit, der Mund groß, die Lippen dick, die Zähne sehr weiß und sehr schön; die Ohren dagegen sehr klein. Die Weiber sind, obschon ihre Schönheit zu sehr gerühmt worden ist, nach der entwickelten Mannbarkeit durch einen gewissen Zauber der Gesichtszüge ausgezeichnet, wozu die großen schmachtenden Augen, die blendende Weiße der Zähne, die weiche glänzende Haut und das lange schwarze Haar, auf vielfach zierliche Art geschmückt und geordnet, und der runde, sehr regelmäßige Busen viel beiträgt, und ein vollkommenes Bild weiblicher Schönheit im harmonischen Ganzen darstellen würde, wenn der übrige Körperbau ganz damit übereinstimmte, allein dieser ist meist etwas plump und gestockt. Die schönsten Weiber soll man auf Mendoza und Rotuma finden, dann folgen die Weiber von Otaheiti, Sandwich und Tonga; schon weniger schön sind die Neu-Seeländerinnen, deren Männer dagegen die schönsten und größten sind. Der Kopf ist bei den Weibern mehr abgerundet als eiförmig, die Haare wellenförmig, die Farbe sehr der weißen annähernd. Die Nukahivanerinnen sind groß, schön gewachsen, wohl geformt und stark.

Alle diese Insulaner haben sehr ähnliche Gewohnheiten, wodurch sie sich auszeichnen. Diejenigen, welche die tropischen Zonen bewohnen, wie die Otaheiten, Sandwichinsulaner, die von Tonga und Rotuma kleiden sich alle sehr leicht und bedecken sich nicht vollständig, anliegende Kleider waren ihnen früher unbekannt. Alle bereiten aus der Rinde des sogenannten Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) ein sehr feiner Zeug, besonders für die Weiber bestimmt; gröberes ziehen sie aus dem Bast des Brodbaumes (Artocarpus incisa). Sie wissen diese Zeuge mit der Frucht des wilden Feigenbaumes (Ficus tinctoria) sehr schön roth zu färben, auch mit der Rinde der citronblätterigen Morinda (Morinda citrifolia); vergänglich gelb färbt die Kurkuma. Mit einem viereckigen hölzernen Schiegel, der auf allen Seiten Furchen hat, schlagen sie auf die weiche und mit einer Art Leim überzogene Rinde, welche sich aus einander dehnt, und so ganz dünne und biegsam zu einem feinern oder gröbern Zeug wird, welcher nun mit einer Art Gummi überzogen gegen den Regen schützt. Da alle diese Insulaner dasselbe Verfahren genau befolgen, so ist dieß nicht bloßer Zufall, sondern ein sicheres Zeichen gemeinsamer Abkunft.

Beide Geschlechter bekleiden sich mit diesen leichten Zeugen auf die gefälligste Art, wenn veränderliche Witterung sie dazu nöthigt. Die Weiber schlagen oft ein Stück dieses Stoffes über die Schultern, dessen wellenförmiger Faltenwurf an die Kleidungen des Alterthums erinnert.

Nur die Häuptlinge haben das Recht einen Mantel zu tragen, der sehr große Aehnlichkeit mit dem Poncho der Auracaner in Südamerika hat, und zuweilen aus den prachtvoll rothen Federn des Scharlachvogels (Diceum vestiarium) besteht, welcher aber sehr selten geworden ist. Die Neu-Seeländer, welche außer den Tropen wohnen, fühlten das Bedürfniß sich besser zu kleiden, und haben an dem neuseeländischen Flachs (Phormium tenax) eine vortreffliche und überaus nützliche Pflanze, aus deren seidenartigen Fasern sie dichte, feine Matten zu flechten verstehen. Die Mäntel, in welche sie sich hüllen, sind dichter und wärmer als die Matten, sie rollen sie einfach um den Körper, den sie bis auf die Schenkel verhüllen. Die Häuptlinge tragen sie aus Riemen von Hundsleder, welche an einander genähet sind, das Haar nach Außen gekehrt.

Alle Oceanier sind sehr putzliebend, die Otaheiten und Sandwichinsulaner bekrönen sich mit Blumen von den lebhaftesten Farben oder angenehmem Geruch, sie wählen dazu vorzüglich die Blumen der Eibisch (Hibiscus rosa sinensis), oder der Gardenia (Gardenia florida); sie flechten daraus Kränze oder stecken Büschel davon in die Ohren. Die Bewohner der Marquesas- und Washington-Inseln und diejenigen von Rotuma und den Fidjis legen einen sehr großen Werth auf die Zähne des Kachelots, welche in ihren Augen fast den Werth haben, wie bei uns die Diamanten. Die Neu-Seeländer und die Bewohner der Osterinseln bedienen sich statt der Blumen der Federn, welche sie in die Haare flechten. In die Ohren stecken sie gemalte Holzstäbchen. Die Bewohner von Rotuma haben, ungeachtet große Räume sie von einander trennen, mit den Bewohnern der Pomotus und Gesellschaftsinseln dieselbe Gewohnheit erhalten, sich vor den blendenden Strahlen der Sonne mit einem Augenschirm aus Cocosblättern zu schützen; auch die Fidjis befolgen diesen Gebrauch, und wissen eben so gut, wie die Otaheiten, die feinen Matten zu verfertigen, welche ihnen zur Decke dienen. Alle Oceanier reiben sich die Haut und die Haare mit Oel ein; diejenigen welche die Tropen bewohnen mit Cocosöl; die außer den Tropen mit Seehundsspeck oder Fischthran. Die Weiber der Sandwichinseln und Rotuma pudern sich das Haar mit Korallenkalk, oder bilden auf dem Körper gelbe Streifen von Kurkuma, oder bestreuen Haar und Körper mit Okerstaub, wie auf den Fidjis, Rotuma und Neu-Seeland. Die Neu-Seeländer zeichnen sich in's Gesicht breite schwarze oder himmelblaue Flecken, ein Gebrauch, den man auch bei einigen asiatischen und amerikanischen Völkern wieder findet.

Die Mode, die Haare hängend oder abgeschnitten zu tragen, hat nichts charakteristisches und erleidet eine große Menge Modificationen. Die Tahitier schneiden dieselben kurz ab; die Mendozier lassen nur einen Büschel auf jeder Seite stehen; die Neu-Seeländer und Rotumaner tragen die Haare fliegend um den Nacken hängend.

Das Tatuiren ist bei allen Oceaniern allgemein in Uebung, und die Art derselben, welche zur wahren Kunst geworden ist und einigermaßen ihre Nacktheit verhüllt, ist ihnen eigen. Die Figuren sind sehr regulär und der Haut so stark eingeprägt, daß keine Zeit dieselben verlöschen kann. Sie unterscheidet sich sehr von den einfachen Zeichen, welche die Negerstämme sich einprägen, oder von den künstlich durch Einschnitte bewirkten warzenförmigen Erhöhungen der Papus und Neu-Holländer. Die tatuirten Figuren sind nach Insel, Rang und Alter verschieden, scheinen zwar nur von der Phantasie der Künstler abzuhängen, mögen aber vielleicht bei ihrer Entstehung einen tiefern Sinn gehabt haben.

Die Häuptlinge auf Nukahiva sind vom Kopf bis zu den Füßen tatuirt, wie die aus Krusensterns Atlas enthobenen zwei Figuren der Nukahiver zeigen; eben so die Priester, welche auch Augenlieder und Gesicht tatuiren. Die Weiber tatuiren nur Füße, Hände, Lippen und Ohrläppchen. Die Hände sehen wie mit Handschuhen bekleidet aus. Auch die Insulaner der Pomotus tatuiren sich ganz; aber schon ihre Nachbarn, die Tahitier, wenden diese Kunst weniger an, und tatuiren das Gesicht gar nicht, oder bezeichnen es nur mit einem Kreise oder Stern. Die Sandwichinsulaner und vorzüglich die Neu-Seeländer bezeichnen dagegen besonders das Gesicht mit sehr regelmäßigen Figuren und Linien, wodurch ihr Anblick etwas furchtbares und wildes erhält; wahrscheinlich in der Idee ihren Feinden zu imponiren, oder erworbene Siege in Erinnerung zu bringen und zu zeigen, daß sie sich vor dem Schmerz nicht fürchten, den das Zeichnen so zarter Theile herbeiführen muß. Die Weiber bezeichnen nur den innern Augenwinkel oder den Lippenschluß und das Kinn mit einigen Figuren. Die Figuren im Allgemeinen bilden Kreise oder Halbkreise, oder gezähnelte Linien. Nur die Bewohner von Rotuma machen eine Ausnahme, indem sie die obern Theile mit zarten Umrissen von Fischfiguren und andern Körpern bezeichnen, den Unterleib, Rücken und die Schenkel aber mit verworrenen Zeichnungen bedecken.

Alle Oceanier haben die Gewohnheit, ihre Nahrungsmittel in unterirdischen Ofen zu bereiten, und das Fleisch durch erhitzte Steine gar zu machen, was dagegen die Papus und Neu-Holländer nicht kennen. Sie benutzen die Blätter verschiedener Pflanzen zu vielfachem Gebrauch; zerstoßen die Brodfrucht, den Kern der Cocosnüsse und die eßbare Farrnkrautwurzel zu einem Taige; alle trinken Kava oder Ava, den Saft einer Pfefferart als berauschendes Getränk. Vor der Ankunft der Europäer durften die Weiber nicht mit den Männern essen, und wurden als unreine Wesen betrachtet, durch welche die Nahrungsmittel besudelt würden. Alle hatten als Hausthiere den Hund und das Schwein, welche beide gegessen wurden. Alle hatten die Gewohnheit des Tabu, das heißt, die Priester oder Häuptlinge belegten eine Sache, eine Gegend, ein Feldstück mit dem Banne, so daß bei Lebensstrafe sie niemand berühren oder betreten durfte. Nur die Neu-Seeländer, als Bewohner eines Landes, dessen kältere Beschaffenheit ihnen mehrere Bedürfnisse auflegte, hatten einige verschiedene Gewohnheiten. Sie allein waren genöthigt Wintervorräthe zu sammeln, da ihre Winter kälter und besonders reich an Stürmen sind; sie allein machten Brodt aus Farrnkrautwurzeln und trockneten Fische im Rauch.

Im Bau der Häuser bringen die Oceanier überhaupt die nöthigen Veränderungen an, welche jedes Clima erfordert. Die Wohnungen auf den Societätsinseln, Tonga, Mangia, den Marquesas und Rotuma, sind alle nach einem Modelle, groß, luftig, für mehrere Familien bewohnbar, ohne Zwischenwände. Sehr verschieden dagegen sind diese Gebäude auf Neu-Seeland. Hier sind die Winter ziemlich strenge, stürmisch und lang. Die verschiedenen Stämme leben in beständigem Kriege, deßwegen haben mehrere derselben sich auf den Gebirgshöhen angesiedelt, und bewohnen steile unzugängliche Felsen. Sie haben ihre Wohnungen mit Pallisaden umschanzt. Diese sind niedrig, enge und der Eingang nicht so hoch, daß man anders als kriechend hineinkommen kann; sie umfassen einen Raum für nicht mehr als zwei oder drei Personen und erheben sich kaum mehr als einige Fuß über den Boden. Der Wind kann sie deßwegen auch nicht angreifen, sie sind eher Ställen als menschlichen Wohnungen ähnlich. Alle Oceanier aber haben Gemeindehäuser oder Häuser zu öffentlichen Versammlungen bestimmt. Bei allen herrscht der Gebrauch in diesen Versammlungen zu sitzen, nur die Häuptlinge lagern sich auf Matten auf dem Boden. Auf den meisten Inseln werden bei freundschaftlichen Besuchen lange Reden gewechselt und als Zeichen der Freundschaft Citronenblätter oder Zweige geboten.

Auf den tropischen Inseln bringt der Boden ohne Mühe genug Nahrungsmittel hervor, daher wird wenig Fischfang getrieben. Auf Neu-Seeland dagegen macht dieser ein Hauptnahrungszweig aus und bietet die vorzüglichsten Wintervorräthe. Die Neu-Seeländer sind aber auch sehr geschickte Fischer; mit dem neuseeländischen Flachs machen sie ungeheure Netze, gerade wie die Europäer. Die Fischerschnüre auf Tahiti und den Sandwichinseln bestehen dagegen aus den Fasern der Pandanusblätter oder dem Bast des lindenartigen Eibisch (Hibiscus tiliaceus). Auf den Societäts- und Maquesasinseln bedienen sie sich zum Fischfange des betäubenden Samens der Tarnu (Calophyllum inophyllum), wodurch die Fische eine Zeit lang betäubt und somit leicht gefangen werden können.

Die Kanots oder Piroguen dieser Insulaner waren bis auf die letzte Zeit die Objecte, auf welche am meisten Industrie verwandt wurde. Die einen waren nichts als ausgehöhlte Baumstämme, wie man sie bei vielen Küstenvölkern findet. Ganz anders aber verhielt es sich mit den Doppelbaoten, wobei immer zwei an einander geheftet waren; diese Art war den Oceaniern allein eigen. Es waren wahre Schiffe, geeignet lange Seefahrten auszuhalten, und fähig eine gehörige Menge Lebensmittel für die Mannschaft zu fassen. Die Equipage konnte sich in wohl gebauten Holzhütten aufhalten. Der Bauch jedes der beiden Schiffe war sehr sorgfältig kalfatert, mit einer Art von Kütt bedeckt und beide Theile mit starken Bändern verbunden. Das Aeußere war mit schönem Schnitzwerk geziert, welches eine Art von Hieroglyphen bildete, und bei der Art der schlechten Instrumente, welches sie sich bedienen konnten, Bewunderung verdiente. Seit dem sie durch die Europäer den Gebrauch des Eisens kennen lernten, vernachlässigten sie diese Künste, und die neuen Ideen,

welche sie faßten, werden bald die alte Gewohnheit verschwinden machen und durch mehr oder minder grobe Nachahmung des Verfahrens der Europäer ersetzt werden. Die doppelten Piroguen sind nur auf den Gruppen Tahiti, Sandwich, Marquesas und Rotuma bekannt; in Neu-Seeland bemerkt man sie nicht mehr, obschon Cook sie auch dort gefunden haben soll. Alle neuseeländischen Schiffe sind auf ihrem Vordertheil mit einem häßlichen menschlichen Zerrbild geziert, welches die Zunge ausstreckt, was bei ihnen das Zeichen des Ruhms und Krieges bedeutet; auf dem Hintertheile steht dagegen ein Bild von 4 Fuß Höhe, eine Art von Götze darstellend, mit einer Menge Kreisen umgeben. Die Bedeutung ist unbekannt.

Kriegerisch wie alle Völker, bei welchen nur das Recht des Stärkern, der List und des Verrathes gilt, haben sie alle die Kunst inne, mehrere Arten von Waffen zu verfertigen, welche alle mit Zierarten geschmückt sind. Merkwürdig ist, daß Pfeile und Bogen fast allen unbekannt waren. Die vorzüglichsten Waffen bestunden aus Lanzen von hartem Holz, Keulen von verschiedener Form, Streitäxten von Basalt oder Serpentinstein und Schleudern. Auch ihr Hausgeräthe ist sämmtlich sich ähnlich und besteht aus kleinen Schemeln, hölzernen gezierten Gefässen, basaltenen Schalen zum Zerreiben des Kava, Stroh- und Binsenmatten. Die Sandwichinsulaner tragen Helme mit vorragender Firste, aus Stroh geflochten, vollkommen wie die griechischen Helme. Sonderbar, daß sie einzig diese schöne Zierart haben. Wenn auch unter den Gebräuchen dieser verschiedenen Völker einige Ungleichheit herrscht, so sind die Gleichheiten viel häufiger. Gewohnheiten, Gesetze, Sitten, Musik, Künste, Sprache, Poesie und religiöse Ideen sind sich sehr ähnlich und zeigen deutlich einen gemeinsamen Ursprung, und wenn die Neu-Seeländer mehr Verschiedenheiten zeigen, so muß dieß ihrem kältern Wohnort zugeschrieben werden, da der weniger fruchtbare Boden sie zu größerer Thätigkeit zwingt. Ausnahme machen die Bewohner des Archipels, der Carolinen und Mulgraveseinseln, von denen wir später sprechen werden. Allein zu entscheiden, ob diese Völker, wie Lesson meint, indischen Ursprungs seyen, oder mit den Malajen verwandt, oder aber eingeborne und dort entstandene Menschen, möchte wohl unmöglich seyn auf irgend eine sichere Art darzustellen. Sie müssen auf jeden Fall in den frühesten Zeiten ausgewandert seyn, wenn sie von andern Völkern abstammen, ehe ihre Stammeltern noch Kenntniß des Eisens gehabt haben, sonst hätten sie wohl solche Geräthe gekannt. Wenn aber kein Eisen auf ihren Inseln vorkommt, so möchten sie freilich seinen Gebrauch verlernt haben, wenn sie auch ursprünglich damit bekannt waren. Schon Forster hielt sie für ursprüngliche Indier, aber ohne andere als hypothetische Gründe angeben zu können. Herrn Ballis mühsame Untersuchungen über die Sprachen aller Oceanier beweisen, daß die Sprachen der Oceanier, von den Sandwichsinseln bis zu den Marquesas und den Marianen und Philippinen gegen Westen, und den südlichsten Carolinen bis zur Straße Maire gegen Süden, zu den Familien der Malajischen gehören und nicht zu den Indischen. Allein dessen ungeachtet wird die Frage, von wo aus die Bevölkerung der zerstreuten Inselgruppen der Südsee ihren Ursprung genommen habe, unauflösbar erscheinen. Und wir sind darüber mit Herrn Meyen einverstanden, daß es gar nicht ungereimt wäre, anzunehmen, daß der Urstamm auf diesen Inseln selbst erschaffen worden, eben so gut als die Urstämme sehr vieler Thiere, welche Inseln oder einzelnen Ländern angehören, nicht vom festen Lande herübergekommen, oder von einem Centralpunkt ausgegangen seyn können. Auf solche Ursprünge führt uns keine Forschung, keine Geschichte.

Alle Oceanier anerkennen das Ansehen gewisser Häuptlinge, und erweisen ihnen auf ähnliche Art Ehre und Gehorsam. Diese Stellen sind fast immer erblich, und das gemeine Volk bildet eine streng abgesonderte Klasse, welche nie auf eine höhere Stufe sich erheben kann. Die Häuptlinge sind Eigenthümer der Ländereien, und haben Vasallen, welche eine Art von Hof um sie bilden, und von ihnen ernährt werden. Das gemeine Volk dagegen wird den Sklaven gleich geachtet, und wie die Kriegsgefangenen als solche behandelt. Die Weiber genießen sehr viele Freiheit, obschon sie als niedrigere Wesen angesehen werden, und es ihnen verboten ist in Gegenwart der Männer zu essen. Damit im Gegensatz steht aber die Gewohnheit, daß sie die Würde ihrer Männer und Väter erben, wie auf Tahiti, wo seit der Ankunft der Europäer schon mehrere Königinnen geherrscht haben, und daß die Kinder, deren Mütter von höherm Range abstammen, auch mehr in der Erbschaft begünstiget sind, wie auf Tahiti, Tonga und in Neu-Seeland. Auf den Freundschafts-Inseln und den Fidjis leiden die Witwen beim Begräbnisse ihrer Männer einen freiwilligen Tod. So erzählt Mariner, daß beim Begräbnisse eines Häuptlings auf den Fidjis seine vorzüglichste Gemahlin erwürgt, und neben ihn begraben worden sey. Auf eben diesen Inseln, so wie auf Tonga, Rotuma, den Gesellschafts-Inseln und auf Neu-Seeland werden den Männern der Häuptlinge Kinder und Sklaven geopfert. Menschenopfer waren überhaupt auf allen oceanischen Inseln bei gewissen Gelegenheiten in Uebung, sind aber in neuern Zeiten auf vielen abgeschafft worden, wogegen das Menschenfressen im Neuseeland immer noch fortdauert, wobei indeß die religiösen Begriffe den größten Antheil haben möchten, indem sie glaubten durch das Auffressen ihrer Feinde ihnen auch noch jenseits zu schaden, sich selbst aber zu stärken. Marsden erzählt, der neuseeländische Häuptling Schongi habe den todten Feinden die Augen ausgerissen und sie verschlungen, in der festen Ueberzeugung, daß dadurch die Zahl der Sterne, welche ihm geweiht seyen, sich am Firmament vermehren werde, da sie im Wahne stehen, jedes Auge werde nach dem Tode zu einem Sterne. Der Mangel an Fleischnahrung bei dem schlechten Ertrage des Bodens auf Neu-Seeland, mag übrigens zur längern Unterhaltung der Menschenfresserei auch viel beigetragen haben.

Man muß allerdings gestehen, daß ihre Religionsbegriffe einige Aehnlichkeit mit den indischen haben. Sie nennen ihre Götter Atua, und glauben, die guten Menschen verwandeln sich in gute Engel, die bösen hätten dagegen in der andern Welt kein gutes Schicksal. Die Gesellschafts-Insulaner glaubten an ein Paradies, wohin die Seelen der Häuptlinge kommen würden, wo Atua, den sie sich als einen geflügelten Geist dachten, sie hinbringe und reinige; die Seelen des gemeinen Volkes aber gelangen nicht dahin, sondern sie sterben ganz. Auch die Neu-Seeländer glauben, daß ihre Seelen von ihren Vätern einst in eine Art elisäische Felder geführt werden. Die Seelen derer aber, die gefressen worden, oder deren Köpfe man aufbewahre, deren Körper also nicht begraben werden, um einen geheiligten Berg herumfliegen mußten, und ewig unglücklich seyen. Den Feinden die Augen ausreißen, ihr Blut trinken, ihr noch zitterndes Fleisch fressen mache den Muth der Feinde in ihrem eignen Körper übergehen, folglich ihren Ruhm vermehren.

Die Sprachen der Oceanier sind zwar, dem ersten Anschein nach, ziemlich einfach, allein doch reich an schönen Wendungen in orientalischer Art. Die Sprachregeln weichen bedeutend von denen der malaischen Sprache ab, auch sind die Dialekte bedeutend verschieden, doch so, daß sich die Tahiter, Sandwicher, Marquesaner und Neu-Seeländer unter einander verstehen. Die Häuptlinge sprechen aber unter einander einen Dialekt, welchen die gemeinen Leute nicht verstehen.

Der häufige Verkehr der seit einigen Jahrzehnden mit den Bewohnern einiger dieser Inselgruppen statt fand, hat schon jetzt die Sitten derselben sehr verändert. Die Tahitier und Sandwichs-Insulaner sind zum Theil Christen geworden, was indeß auf ihre Moralität, nach unserm Sinne, noch keinen großen Einfluß gehabt hat. Aber in den europäischen Künsten haben sie bedeutende Fortschritte gemacht, und würden noch mehr Fortschritte gemacht haben, wenn ihre Bedürfnisse größer wären, allein da diese leicht zu befriedigen sind, und die Erde ohne Mühe ihnen das Nöthige reicht, so sind sie zu träge um etwas zu arbeiten. Dieß betrifft aber nur die Oceanier der Tropengegenden. Die Neu-Seeländer sind arbeitsamer, unternehmender, thätiger, und dienen gar nicht selten als Matrosen auf den Schiffen der Europäer, kommen mit ihnen nach Neu-Holland, Diemensland und noch andern Gegenden, und werden daher, als intelligente Menschen, wohl noch am ersten europäische Manieren und eine größere Civilisation annehmen. Um das Gemälde der Oceanier zu vollenden, wollen wir noch über die einzelnen Gruppen eintreten, und die auffallendsten Züge der Einwohner schildern.

Von der Gruppe der Washingtons-Inseln ist uns die größte derselben, Nukahiva, am besten bekannt, und wir entheben die Schilderung dieser schönen Menschen der Reise des Capitän Kreusenstern. (Dieselbe Reise machte unser verstorbene Landsmann, Herr Hofrath Horner, als Astronom, mit.)

Die Nukahiver werden von keinem Volke wohl an körperlicher Schönheit übertroffen. Auf den andern oceanischen Inseln sind es vorzüglich die Familien der Häuptlinge, welche sich durch Schönheit auszeichnen; das gemeine Volk ist viel weniger schön. Hier dagegen ist der Unterschied sehr wenig bemerkbar. Die mehr gleiche Vertheilung des

Eigenthums scheint den Grund dieser Körpergleichheit zu seyn. Die wenige Autorität des Königs und die geringe Zahl der Vornehmen geben dem gemeinen Manne mehr Freiheit und unbeschränkten Genuß. Der Nukahiver ist durchgängig groß, wohl gebaut, mit starken Muskeln versehen, hat einen langen Hals und regelmäßige Gesichtsbildung, mit einem Anstrich von Gutmüthigkeit, das aber sehr trügt. Das Auge ist dunkel, aber ohne Feuer. Das starke Tatuiren, und das Einreiben mit einer dunkeln Farbe gibt ihrem Körper ein schwärzliches Ansehen, sonst ist ihre Farbe sehr hell, und steht bei Knaben und Weibern den Weißen des Europäers wenig nach. Körperliche Gebrechen scheinen ganz unbekannt und auch Hautkrankheiten bemerkte man nicht. Sie leben sehr mäßig, und scheinen eine fast unzerstörbare Gesundheit zu genießen. Die ganze Heilkunde besteht im Verbinden der Wunden. Die Größe der Männer ist gemeiniglich 6 Fuß. Die Weiber sind durchgehends schön, das Gesicht mehr rund als länglich, die Augen groß und funkelnd, die Gesichtsfarbe blühend, die Zähne prächtig weiß, das Haar gekräuselt, und mit einer weißen Binde geschmackvoll geziert. Der Wuchs ist aber viel weniger schön als bei den Männern, die Größe gering, die Haltung schlecht, und der Gang etwas schleppend; auch wissen sie nichts von weiblicher Schamhaftigkeit und zeichnen sich durch Frechheit aus.

Nirgends ist die Kunst zu Tatuiren weiter vervollkommnet als hier. Es ist eine Malerei verschiedener Figuren auf den Körper, bei welcher die durch feine Stiche zum Bluten aufgeritzte Hant mit einer beliebigen Farbe eingerieben wird. Gewöhnlich wählt man die schwarze Farbe, welche dann bläulich wird. Wir haben zwei tatuirte Nukahivoner abbilden lassen. Die niedrigen Klassen tatuiren sich weniger, die Weiber nur Hände, Arme, Ohrläppchen und Lippen.

Die Männer gehen durchgehends nackt, bis auf eine schmale um die Hüfte gebundene Binde von Maulbeerrinde; dagegen ist die Vorhaut mit einer Schnur zusammengebunden. Aber auch selbst den Gürtel tragen nicht alle Männer. An Zierarten fehlt es ihnen nicht. Schweinszähne und rothe Bohnen (Abrus praecatorius) machen den wichtigsten Theil davon aus. Der Kopfputz besteht entweder aus einem großen Helme von schwarzen Hahnenfedern, oder aus einer Art von Diadem oder Binde von geflochtenen Cocosfasern mit Perlmutter geziert, mehrere tragen auch große Blätter zwischen den Locken. In den Ohren haben sie große weiße rundliche Muscheln, durch einen durchbohrten Schweinszahn oder ein Holz als Riegel befestigt. Am Halse tragen sie einen Ringkragen aus weichem Holze, worauf mehrere Reihen rother Bohnen geleimt sind, (diese tragen nur die Priester), andere tragen sie mit Schweinszähnen geziert, noch andere Schweinszähne im Barte, und Kugeln von der Größe eines kleinen Apfels mit rothen Bohnen überzogen. Sie rasiren den Bart, lassen aber am Kinn einen Büschel Haare stehen. Den Kopf rasiren sie auch bis auf zwei Stellen auf jeder Seite, von welchen sie das Haar in zwei Locken aufbinden, die wie Hörner aussehen. Einige schneiden aber das Haar gar nicht ab, es ist bei diesen wollig und kraus, doch nicht ganz wie bei den Negern.

Die Weiber tragen, wie die Männer, einen Gürtel, den sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und ein Stück Zeug, welches sie über die Schultern werfen und bis an die Waden gehen lassen, das sie aber nur dürftig verhüllt. Wenn sie ins Wasser gehen, werfen sie alles ab, sogar den Gürtel, und kommen ganz nackt an Bord der Schiffe. Den Körper reiben sie täglich mit Cocosöl ein, welches einen starken Geruch verbreitet, die Haut aber glänzend macht. Sie haben keinen Halsschmuck, tragen aber alle halbzirkelförmige oder rautenförmige Fächer aus Gras geflochten und mit Muschelkalk weiß gefärbt. Das schwarze starke Haar wird mit Oel eingerieben und in einen Zopf dicht am Kopfe zusammengebunden.

Ihre Wohnungen sind lange, schmale Gebäude aus Bambus oder Holz, die Wände mit Cocos und Farrnkraut durchflochten und mit Brodfruchtbaumblättern bedeckt. Im hintern mit Matten bedeckten Theil der Hütte schlafen die Bewohner ohne Unterschied des Geschlechts oder der Verwandtschaft. In einer kleinen Abtheilung haben sie ihre kostbarsten Geräthschaften, und an der Wand hängen die Kalebassen, Waffen, Beile, Trommeln u. s. w. Ein anderes Gebäude in der Nähe des Wohnhauses bildet bei Vornehmen den Speisesaal, wo sie mit ihren Vasallen essen, welche sie auch ernähren müssen. Jedes Mitglied einer solchen Gesellschaft hat ein eigenes Zeichen eintatuirt.

In Löchern in der Erde bewahren sie den Vorrath von Lebensmitteln auf; diese bestehen vorzüglich in gebackenen Fischen und einem Teige aus Tarowurzel und Brodfrucht, welche sich in diesen Kellern mehrere Monate erhalten. Außer diesem essen sie Schweine, Yamswurzeln, Bananen und Zuckerrohr. Ihre Gerichte braten sie auf Bananenblättern, welche ihnen auch zu Schüsseln dienen. Die Fische essen sie oft ganz roh in Salzwasser eingetaucht. Sie bedienen sich zum Essen nur der Finger, mit welcher sie selbst den Brei zum Munde bringen.

Hausrath und Waffen sind ganz wie schon oben ist angegeben worden. Ihre Trinkgefässe, Kalebassen oder ausgehöhlten Kürbisse, Cocosnußschalen oder hölzernen Schalen, sind gewöhnlich mit Knochen von Armen und Fingern ihrer Feinde, welche sie verzehrt haben, geziert. Die Fische fangen sie mit Angeln und durch Betäubung mit einer Wurzel, welche sie zermalmen, und durch einen Tauchenden auf den Grund legen lassen, wodurch die Fische so betäubt werden, daß sie in kurzer Zeit halb tod auf die Oberfläche des Wassers kommen, und man sie ohne Mühe fangen kann. Auch bedienen sie sich der Garne. Die Angeln sind von Perlenmutter sehr künstlich, die Angelschnure von Cocosfasern, oder Baumbast. Die Canots haben sämmtlich Ausleger, das heißt Stangen, welche parallel dem Canot auf dem Wasser ruhen und mit Querstangen im Canot befestigt sind, wodurch das Umschlagen verhütet wird.

Um bedeutende Pflanzungen zu machen sind sie zu träge, nur Pfeffer, Tarowurzel und Papyrmaulbeerbäume werden gepflanzt, Cocos und Bananen erfordern keine Plage. Sie sind zu jeder Arbeit zu träge, selbst den Fischfang betreiben sie nachläßig und leben im vollkommensten Müßiggange, den größten Theil des Tages auf Matten liegend. Die Weiber sind thätiger, drehen Schnüre, machen Fächer, bereiten das Zeug für die Kleidungen aus der Baumrinde.

Keuschheit gehört nicht unter die Tugenden der Weiber dieser Inseln, und die Mädchen geben sich jedem Preis, ja sie werden von ihren Eltern und Verwandten angeboten. Die Ehe ist sehr locker und wird wohl von den wenigsten heilig gehalten. Es ist mehr ein bloßes Zusammenleben aus Neigung oder Intresse, und der Ehebruch wird nur in der königlichen Familie bestraft. Daher die schrecklichen Folgen dieses ganz viehischen Lebens, welche sich besonders bei einer Hungersnoth zeigen, wo der Mann oft seine Frau ermordet, um seinen Hunger mit ihrem Fleische zu stillen, ja selbst seine Kinder schlachtet er oft, und verzehrt sie mit demselben Appetite. Dieser Gelust nach Menschenfleisch verursacht auch unaufhörliche Kriege, wo sie wie Raubthiere auf einander lauern und sich umbringen. Nur selten kommen große Partheien mit einander ins Gemenge, der gewöhnliche Krieg besteht in beständigem Auflauern und heimlichem Morden, wobei die Beute, das heißt der getödete Feind, auf der Stelle aufgefressen wird. Doch schließen sie Waffenstillstand und ordentlichen Frieden, welchen sie gewissenhaft halten, bis wieder eine neue Ursache einen Krieg anfacht. Nur wenn in irgend einem Theile ein hoher Priester stirbt, so müssen ihm drei Menschen geopfert werden. Diese werden aber nie aus dem Stamme gewählt, sondern von den Nachbaren zu erbeuten versucht, so bald aber die Zahl der drei voll ist, hört der Krieg wieder auf. Diese werden jedoch nicht verzehrt, sondern man läßt sie der Verwesung über und hängt sie an einen Baum auf.

In frühern Zeiten hielten sie alle Europäer für göttliche Wesen und glaubten sie kämen aus den Wolken, und den Donner hielten sie für Wirkung ihres Geschützes, welches in den Wolken losgebrannt werde. Sie haben nur einen dunkeln Begriff von einem höhern Wesen, welches sie Etua nennen. Sie haben Priester, welche eine große Gewalt ausüben; obgleich sie keine eigentlich gottesdienstlichen Handlungen begehren, so werden sie als göttliche Wesen angesehen und stehen im Rufe große Zauberer zu seyn, daher sind sie auch sehr gefürchtet. Bei Leichenbegängnissen werden von den Verwandten große Feste gegeben, bei welchen die Priester nicht fehlen dürfen. Bei dieser Gelegenheit werden besonders Schweine geschlachtet, welches sonst selten geschieht, die Köpfe davon werden den Göttern geopfert, damit der Verstorbenene ruhig in die andere Welt gelange. Allein die Priester verzehren heimlich diese Köpfe, bis auf ein kleines Stück, welches sie unter einen Stein legen. Die nächsten Verwandten wachen nun einige Monate bei der Leiche und reiben sie beständig mit Cocosöl ein, wodurch sie von der Fäulniß bewahrt, so hart wie Stein und fast unzerstörbar wird. Ein Jahr nach dem ersten Feste wird ein zweites gegeben, dann wird die Leiche in Stücke zerschlagen, die Knochen in einen kleinen Kasten von Brodfruchtbaum gelegt und nach dem Morai oder Begräbnißplatz getragen, welchen weibliche Personen bei Todesstrafe nicht betreten dürfen. Die Priester geben vor durch Zauberei die Leute tödten zu können, auf welche sie einen Groll haben. Sie suchen

den Speichel oder den Urin oder die Exkremente des Feindes auf irgend eine Art zu erlangen. Dieses vermischen sie mit einem Pulver, legen die Substanz in einen eigenen geflochtenen Beutel und vergraben alles. Sobald dieses geschehen, zeigen sich die Wirkungen, der Mensch wird krank und stirbt nach zwanzig Tagen. Sucht er aber die Rache durch Geschenke abzuwenden, so kann er noch am 19 Tage gerettet werden, der Beutel wird wieder ausgegraben und sogleich hören alle Zufälle der Krankheit auf.

Musik, Gesang und Tanz der Nukahiver tragen den Charakter der Wildheit und Rohheit dieser Menschen an sich. Nur was wilden Lärm macht, kann ihnen gefallen. Dazu dienen Trommeln von ungeheurer Größe, auch wissen sie mit den Händen einen durchdringenden Ton hervor zu bringen. Der Tanz besteht in beständigem Hüpfen auf einer Stelle, wobei sie den Takt mit den Händen schlagen, diese manchmal in die Höhe heben und mit den Fingern zittern. Das Gesang ist mehr ein Geheul, als eine regelmäßige Vereinigung der Stimmen zu nennen.

Diese Insulaner sind ein grausames, zügelloses Volk, beide Geschlechter der Menschenfresserei im höchsten Grade ergeben. Mit gräßlicher Wuth fallen sie über ihre Beute her, schneiden ihr sogleich den Kopf ab und schlürfen das Blut auf. Bei allen diesen Schädeln wird zu dem Ende ein großes Loch eingeschlagen. Ihre Waffen sind mit Menschenhaaren verziert und an den meisten Stücken ihrer Hausgeräthe sind Menschenknochen angebracht. Tritt eine Hungersnoth ein, so erschlagen Männer ihre Weiber, und Kinder ihre Eltern, hacken und braten das Fleisch und verzehren es mit dem größten Wohlgefallen und selbst die sanft scheinenden Nukahiverinnen, deren Blicke nichts als Wollust athmen, nehmen Theil an diesen schrecklichen Mahlzeiten. Wenn sie gegen die Europäer im Umgange die beste Gesinnung zeigen, im Tauschhandel ehrlich sind und sich selbst hülfreich bei verschiedenen Arbeiten beweisen; so ist dieß nur Furcht vor europäischen Waffen und der geistigen Uebermacht, welche sie anerkennen müssen, oder Eigennutz, weil sie dadurch mehr Vortheile erlangen. Daß die Gutmüthigkeit, welche sie zeigen, bei den meisten dieser Insulaner nur Larve, und Treulosigkeit ihr wahrer Charakter sey, das haben auch die neusten Reisenden erfahren. Abbildung der Nukahiver.

Cook wurde auf den Sandwichinseln erschlagen und wahrscheinlich aufgefressen; Dumont d'Urville auf Tonga Tabu hinterlistig überfallen; die Brigg Agnes wurde von den Neu-Seeländern überfallen und der größte Theil der Mannschaft aufgefressen. Dieses alles gibt wohl Beweis genug, daß die Oceanier nicht die gutmüthigen, unverdorbenen Naturkinder sind, wie sie Forster gerne schildern möchte. Bis jetzt sind die Bewohner der Societätsinseln die einzigen von allen, die man genauer kennen gelernt hat, welche noch nicht in den Verdacht der Menschenfresserei gekommen sind. Sie sind überhaupt die sanftesten, unverdorbensten und menschlichsten aller Oceanier. Aber auch dort mordet eine Mutter ihr eben gebornes Kind, um nur weiter schwelgen zu dürfen, und auch von ihnen glaubt Forster, daß sie in älterer Zeit Menschenfresser gewesen seyen.

Die Bewohner der Inselgruppen Tonga oder Hapai und Fidji (auch Viti oder Biti) gehören ebenfalls den Oceaniern an. Etwas civilisirter als die Bewohner der Washington-Inseln, sind sie dennoch so grausam, falsch, hinterlistig als die Nukahivaner. Sie sind, wie sie, der Menschenfresserei ergeben. Auch diese Menschen haben Cook und andere Erdumsegler, getäuscht durch das vortheilhafte Aeußere und den Anstand mit welchem diese mit vielem Verstand und Scharfsinn begabten Menschen sich zu benehmen und einzuschmeicheln wußten, viel zu gutmüthig geschildert. Die Häuptlinge überhäuften Cook mit allen Zeichen der Freundschaft und Achtung, und täuschten ihn, während sie darüber brüteten sein Schiff wegzunehmen. D'Entrecasteaux, das französische Schiff Astrolabe und ein englisches waren in derselben Gefahr, der die Schiffe Port au Prince, Portland und andere unterlagen, indem sie ohne allen Grund, während die Tonganer die größte Freundschaft heuchelten, überfallen, die Besatzung theils niedergemacht und aufgefressen, theils gefangen wurde. Von den Gefangenen wurde auch ein Theil geschlachtet und aufgefressen, die andern dagegen am Leben erhalten und gütig behandelt, mußten aber in den Kriegen der Eingebornen die Kanonen bedienen, welche von ihren Schiffen genommen worden. Einer dieser Männer, ein gewisser Mariner, lebte gezwungen mehrere Jahre auf den Fidjis- und Tongainseln und von ihm erhielt man sehr schätzbare Nachrichten über ihre Bewohner.

Die Bewohner von Tonga sind im Allgemeinen groß und schön gewachsen, ohne zu dick zu seyn, wie dieß häufig der Fall ist. Ihre Physiognomie ist angenehm und die Gesichtszüge so verschieden, wie in Europa; ernsthafter und schärfer als bei den Tahitern, aber weniger scharf als bei den Neu-Seeländern. Mehrere haben eine Adlernase, dünne Lippen, und meist glatte Haare. Die Haut, besonders bei den Häuptlingen, ist nicht sehr dunkel. Bei den vornehmen Weibern, welche sich weniger der Sonne aussetzen, ist sie noch viel heller. Diese sind sehr schön gewachsen, und besitzen, wie schon Cook und Forster bemerkten, eine Gestalt, welche als Modell der Schönheit gebraucht werden könnte, nur sind Schenkel und Füße etwas zu dick und groß. In ihrem Charakter vereinigen diese Insulaner die entgegengesetztesten Eigenschaften. Sie sind großmüthig, einschmeichelnd und gastfreundlich, aber eben so geldgierig, kühn und geübt in der tiefsten Verstellungskunst; und im Augenblick, wo sie einen mit Gefälligkeiten überhäufen, sind sie fähig denselben zu ermorden und zu berauben. Sie sind bis zur Verwegenheit kühn, tapfer, unternehmend, ihre Kriege sind sehr blutig und bestehen nicht in solchen Strauchkriegen, wie auf den Washingtons-Inseln, sie liefern offne und blutige Schlachten, welche oft ganze Tage lang dauern. Selbst Dümont d'Urville war im Fall ihre Tapferkeit bewundern zu müssen, genöthigt sich mit ihnen zu schlagen, hielten sie, in einer Art Festung eingeschlossen, eine Kanonade seines Schiffes mehrere Tage aus. Daneben sind ihre Helden bescheiden und rühmen sich nicht ihrer Thaten. Im Umgang unter sich sind sie sanft, liebenswürdig und munter. Beleidigungen scheinen sie mit ruhiger Mine zu ertragen, aber im Herzen brüten sie Rache. Sie sind sehr anhänglich an ihre Verwandte und an ihre Häuptlinge. Die Frauen werden sehr gut und mit Achtung behandelt, und ihre Kinder lieben sie sehr. Zwar wird zuweilen bei schwerer Krankheit des Vaters ein Kind geopfert, aber nicht aus Grausamkeit, sondern aus Aberglaube und es geschieht unter Thränen. Auch die Häuptlinge behandeln ihre Untergebenen milde und gut. Die Stelle der Häuptlinge ist erblich und bleibt bei den Familien. Gerade nach ihnen kommen ihre Vasallen, eine Art von Erbadel, welche gesetzlich die Räthe der Häuptlinge ausmachen, und die Stellen der Minister und Oberbeamten bekleiden. Nie ist der Sohn neben dem Vater, sondern tritt erst nach seinem Tode ein. Es sind folglich immer ältere Leute, welche schon deßwegen in Ansehen stehen, und ihre Söhne bekleiden die Unterbeamtungen. Endlich kommen die gemeinen Leute oder das Volk, welche in einer Art von Leibeigenschaft stehen. Sklaven haben sie nicht. Die Kriegsgefangenen werden getödtet und aufgefressen oder nach dem Frieden losgelassen.

Die Hauptbeschäftigung der Häuptlinge besteht in der Unterhaltung mit ihren Räthen, der Aufsicht über den Anbau ihrer Güter; in der Ausübung gewisser religiöser Ceremonien; im Tanzen, Singen, Jagen und andern Spielen. Da keine jagdbaren Thiere auf der Insel sind, so geht die Jagd auf die Ratten, welche in ungeheuerer Menge vorhanden sind. Man lockt sie durch eine Art von Köder an einen offenen Ort, und nun kommen die Jäger und schießen sie mit Pfeilen. Auch Vögel werden durch Lockvögel angelockt, und auf diese Art geschossen. Wer am meisten Ratten tödtet, hat gewonnen. Andere Spiele bestehen darin, unter dem Wasser Steine in gerader Richtung eine gewisse Distanz weit zu tragen, oder in die Wette zu schwimmen, Lanzen- und Keulengefechte anzustellen u. s. w. Die Weiber lieben Ballspiele, wobei sie singen und immer mehrere Ballen zu gleicher Zeit fliegen lassen.

Statt unserer Kaffee- und Punschgesellschaften trinken sie Kava, dagegen kauen sie keinen Betel, obschon die Areka bei ihnen wächst.

Die gemeinen Arbeiten, Fischen, Piroguenzimmern, Netze flechten, Häuser bauen, Rasiren, machten die Beschäftigung des gemeinen Volks aus. Die Weiber machen Zeuge aus dem Papyrmaulbeerbaum, flechten Matten aus den Blättern des Pandanus, Körbe und eine Art von Kamm. Die Nadeln werden aus Knochen der getödeten Feinde bereitet und vorzüglich zum Nähen der Segel angewendet.

Junge unverheirathete Mädchen sind entweder ganz frei und dürfen jedem ihre Gunst erweisen, ohne Schande zu befürchten, sie sollen aber mit ihren Gunstbezeugungen zurückhaltend seyn. Andere, besonders aus den höhern Ständen, werden schon in früher Jugend versprochen. Auch die verheiratheten müssen ihren Männern treu seyn und sind es auch gewöhnlich. Der Ehemann ist in Ehebruchsfällen Herr über Leben und Tod seiner Frau, gewöhnlich aber trennt er sich nur von ihr. Ehescheidungen, sind aber sehr leicht, und eine Geschiedene kann mit jedem Mann leben, ohne ihn zu heirathen. Die Häuptlinge nehmen so viele Weiber, als sie wollen. Die Heirathscermonie besteht einzig darin, daß der Mann den Verwandten und Freunden ein Mahl gibt. Die Kinder erben den

Rang ihrer Mutter und werden adelich, wenn es diese ist, wenn auch der Vater ein gemeiner Mann wäre. Der erste Häuptling steht zu hoch, um eine Frau zu nehmen, kann aber seine Gunst jedem Mädchen ertheilen, welche ihm gefällt, und ebenso heirathet eine Fürstin nicht, sondern ändert nach Belieben ihren Liebhaber.

In einem gewissen Alter werden die Knaben beschnitten; es scheint dieß aber mehr der Reinlichkeit wegen, als aus religiöser Meinung zu geschehen.

Wohnungen, Waffen, Kleidung, Tatuirung haben diese Insulaner mit den andern Oceaniern der Tropenländer gemein. Allein immer mehr verdrängt das Feuergewehr die alten Waffen. Die Kleidung der Männer besteht in einem um die Hüften gebundenen Stück Zeug von etwa 6 Fuß Breite und 8 Fuß Länge. Es wird mit einem Gürtel befestigt, und hängt vorn bis auf die Mitte der Schenkel herab, und der andere Theil kann über die Schultern geworfen werden. Die Kleidung der Weiber ist ganz ähnlich, nur tragen sie den Busen bedeckt, bei gewissen Festlichkeiten aber wickeln sich die Weiber in so viele Tücher ein, daß sie wie ein Ballott aussehen. Die Knaben gehen bis zum siebenten Jahr fast ganz nackt, die Mädchen werden aber sehr früh bekleidet. Männer und Weiber tragen eine Art von Turban um den Kopf, oft aber auch nur einen Schild von Cocosblättern über die Augen, um von den Sonnenstrahlen nicht geblendet zu werden.

Sie beten mehrere Gottheiten an, und mehrere Häuptlinge verehren eigene Gottheiten. Sie glauben auch an untergeordnete Geister, welche aus den Seelen der Adelichen entstehen, und mit den Sterblichen Gemeinschaft haben; aber nur die Priester sind es, welchen die Götter sich offenbaren, nach welchen sie auch Orakel sprechen. Die Priester und Häuptlinge sprechen auch das Tabu aus, das will sagen ein Verbot, diesen oder jenen Platz zu betreten, diesen oder jenen Gegenstand zu berühren, diese oder jene Speise zu essen. Diese Verbote werden strenge gehalten und ihre Uebertretung oft mit dem Tode gestraft. Als Strafe der Uebertretung des Tabu oder eines Diebstahls wird oft eine Art Gottesgericht gehalten. Man glaubt nämlich, ein solcher Mensch werde besonders von den Haifischen gefressen; er muß sich daher in einer Gegend des Meeres baden, wo es viel Haifische gibt; wird er innert einer gewissen Zeit gebissen oder gefressen, so halten sie ihn für schuldig, im Gegentheil für unschuldig. Alles was den Körper eines todten Häuptlings berührt ist Tabu und bleibt es 5 bis 10 Monate. Ist es eine Person, welche Tabu ist, so darf sie keine Lebensmittel berühren, eine andere Person muß ihr zu essen geben, oder sie muß die Speisen nur mit dem Munde nehmen.

Beim Tode des Fürsten wurde seine erste Frau mit ihm begraben, allein jetzt soll diese grausame Gewohnheit nicht mehr existiren. Dagegen werden immer noch Kinder des Häuptlings erwürgt. Zuweilen opfern auch nahe Verwandte das erste Glied des kleinen Fingers, welches sie sich abschneiden lassen. Beim Tode eines Fürsten schlagen sich die nächsten Verwandten und Freunde mit Keulen, verwunden sich mit Messern, und geberden sich wie Rasende, so daß sie sich oft auf verschiedene Art verstümmeln.

Die Bewohner der Freundschafts-, Societäts-, Sandwich- und Tahitis-Inseln hatten ungefähr dieselben Gewohnheiten, allein ihre Sitten, besonders auf den letzten dieser Inseln, haben sich sehr verändert, seit dem ihr Umgang mit den Europäern häufiger geworden ist. Viele Otahiter sind Ehristen geworden, wobei sie aber an Moralität eben nicht gewonnen haben. Noch immer geben sich die Mädchen jedem Preis, der mit ihnen Umgang haben will. Von europäischen Künsten haben sie wenig gelernt; sie sind zum Arbeiten zu träge, da alle ihre Bedürfnisse von der Natur ohne ihr Zuthun befriedigt werden. Die Menschenopfer haben aufgehört, allein der Kindermord ist noch häufig. Hieher gehören die Abbildungen: Einwohner der Sandwichinseln, Mann und Weib aus Taiti und der Insel Rotuma.

Die Sandwichinsulaner sind am weitesten in der Civilisation vorgerückt, sie bauen Schiffe nach europäischer Art, und machen Fahrten bis nach China. Durch diese Reisen kann es nicht fehlen, daß diese Inseln in wenig Jahrzehnten ganz verändert seyn werden, um so mehr, da immer mehr Europäer sich dort ansiedeln und Töchtern des Landes heirathen, wodurch nach und nach die Rasse ganz verändert werden muß.

Die Ombaier. Die Bewohner der Insel Ombai, in der Nähe von Timor, sind im Ganzen wohlgebaut und stark, doch gibt es auch unter ihnen mehrere von schwächlichem Wuchs. Ihre Hautfarbe ist schwärzlich ins Olivenfarbe spielend. Die Nase ist etwas breit; die Lippen dick; die Zähne vom Betelkauen schwärzlich; das Innere des Mundes lebhaft roth; die Haare lang, schwarz, glatt und krausen, meist auf dem Kopfe in einen aufrechtstehenden Busch gebunden, mit Hilfe eines Bandes aus Feigenrinde; einige tragen sie auch abgeschnitten. In den Ohren tragen sie ein Gehänge, welches eine Art von Kamm darstellt, an den Armen Ringe.

Sie sind mit Pfeilen, Bogen und Dolchen bewaffnet und tragen einen Panzer von Büffelleder, der ihnen ein eigenes kriegerisches Ansehen gibt. Es besteht aus einem ganzen Stück, welches in der Mitte ein Loch hat, durch welches der Mann den Kopf steckt. Das Leder ist stark genug, um Pfeile abzuhalten, deren Spitzen von Holz oder Knochen sind. Sie tragen ferner Schilde, mit denen sie im Gefechte sich vor den Säbelhieben ihren Gegner schützen können. Die meisten tragen am rechten Schenkel eine Menge Latanenblätter, welche mit Bändern von derselben Pflanze, die roth und schwarz gefärbt sind, befestigt werden und bei Bewegung beständig ein Geräusch hervorbringen; am Panzer selbst sind eine Art von Klingeln befestigt, wodurch ein immerwährendes Getöse entsteht. Die Ombaianer sind kriegerisch und waren wenigstens ehemals Menschenfresser. Eine englische Fregatte schickte im Jahr 1817 eine Schalouppe an die Ostküste von Ombai, um Holz zu fällen; es entstand ein Streit, in welchem alle Engländer umkamen und aufgefressen wurden. Freycinet bemerkte auch, als er vor einer Hütte vorbei ging, etwa 20 Kinnladen von Menschen in derselben aufgehangen, er wollte eine eintauschen, allein es wurde ihm abgeschlagen. Gewöhnlich scheinen sie bloß von Vegetabilien sich zu nähren, essen aber auch Geflügel.

Decken und Wände der Hütten vom Ombai sind aus Blättern vom Latanenbaum, von Cocos und andern Pflanzen gemacht, die Stützpfeiler aus Bambus. Weiber sah man keine, sie wurden vor der Mannschaft sorgfältig verborgen. Ueberhaupt sind die Sitten und Gebräuche dieser Inselbewohner unbekannt.

Tikopia. Die Bewohner der kleinen Insel Tikopia, unter dem 12 Grad südlicher Breite, sind zwar unstreitig wahre Oceanier, aber sie haben so viel ausgezeichnetes, daß wir sie besonders anführen und abbilden lassen müssen. Sie sprechen dieselbe Sprache und haben fast dieselben Sitten, wie die Bewohner von Tonga und Rotuma, aber sie unterscheiden sich durch ihre außerordentliche Gutmüthigkeit, wenn nicht auch bei ihnen der Schein trügt. Sie sind groß, wohlgewachsen, auf der Brust und im Gesicht tatuirt; sie tragen die Haare sehr lang und färben sie ganz gelb. Sie kauen Betel und haben daher sehr verdorbene Zähne.

Drei Engländer, welche sich unter ihnen aufhielten, schildern die Tikopier als sehr gefällige und gutmüthige Menschen. Als die Franzosen die zu d'Urvilles Schiff gehörten, auf der Insel landeten, nahmen die Tikopier sogleich jeden Einzelnen bei der Hand und führten sie mit sich in ihr Dorf, wo ihnen Cocos und andere Früchte angeboten wurden. Die Weiber, von denen mehrere sehr schön waren, betrugen sich zwar sehr neugierig, aber bescheiden, und blieben immer in gewisser Entfernung. Sie tatuiren sich auf der Brust mit mehrern parallelen Querstreifen, und auf dem Rücken stehen oft drei Längsstreifen. Die Haare werden mit Kalk unangenehm röthlich gefärbt. Einige tragen Ohrenringe aus Schildkrötenschalen, und eben solche in der Nasenscheidwand. Einige waren vom Aussatz befallen. Sie nähren sich bloß von Früchten, da sie Schweine und Hühner getödtet hatten, weil sie ihre Früchte verzehrten. Ihre Hütten sind wie die auf Tonga, nur weniger schön. Sie haben einen sehr muntern Charakter und gleichen an Gutmüthigkeit den Carolinern. Sie verehren gewisse Fische als Gottheiten, jeder Häuptling einen andern. Die Vielweiberei ist erlaubt, die Weiber sind auch zahlreicher als die Männer. Die Weiber sind ihren Männern meist treu, Ehebruch wird aber nicht bestraft, Keuschheit der Mädchen wird für keine Tugend gehalten. Diebstahl ist sehr gemein. Die Zahl der Kinder einer Frau variirt zwischen drei und acht, und die Geburt geschieht sehr leicht. Man fand keine Waffen bei diesen Menschen, sie sollen auch niemals Krieg führen. Sie sind sehr furchtsam, und einige Tikopier, welche nach Neu-Seeland kamen, fürchteten sich sehr, und als ein Häuptling ihre gelben Haare aufhob, fingen sie an zu weinen. Als die Neu-Seeländer ihre Furcht bemerkten, trieben sie ihren grausamen Spott mit ihnen, schnitten gräßliche Fratzen, thaten als ob sie sie fressen wollten, und verachteten sie sehr. Musik vertrieb die Neu-Seeländer, und brachte dagegen die Tikopier zum munterſten Tanz, der nur durch ihre Erschöpfung beendigt wurde. Sie werden sehr alt, und die Franzosen bemerkten unter ihnen einen Greis von hundert Jahren, der bei vollen Sinnen war.

Noch müssen wir die Bewohner Neu-Seelands etwas näher betrach-

ten, da diese, obgleich Oceanier, außer den Tropenländern wohnen und viele andere Gewohnheiten haben, auch thätiger und fleißiger sind.

Nach den neusten und genauesten Beobachtungen über die Bewohner dieser großen Insel, sind die Neu-Seeländer in zwei Varietäten geschieden. Die Menschen der einen Varietät sind sehr groß und schön gewachsen, gewöhnlich 5 Fuß 4 bis 6 Zoll. Die Hautfarbe ist kaum dünkler, als die eines Sizilianers oder Spaniers; die Haare sind lang, glatt, und zuweilen kastanienbraun, die Augen groß und wohl gespalten; der Körper wenig behaart. Die andere Varietät ist kleiner, der Körper dicker, etwas plumper; die Farbe bedeutend dünkler, mehr als bei den Mulatten; die Haare kraus; auch der Bart ist gekräuselt; die Augen kleiner, durchdringender und der Körper mehr behaart. Welche von diesen beiden Varietäten die Urrasse sey, wird wohl schwer auszumitteln seyn. Da beide in beständiger Verbindung stehen, so müssen sich Uebergänge in Menge zeigen. Im Allgemeinen sind sie alle schöne Menschen, mit sehr veränderlichen, aber meist ausdrucksvollen, schönen Physiognomien, kräftigem Körper. Alle haben herrliche Zähne, muskulose Arme, eine starke Stimme und sind selten dick. Der spitzige Bart gibt ihnen oft ein jüdisches Ansehen. Ihre Haut nimmt wahrscheinlich durch die Gewohnheit sich beständig mit Fischöl und Oker einzureiben eine dünklere Farbe an, als sie hätte, wenn sie europäische Sitten befolgten. Man fand einzelne Individuen beiderlei Geschlechtes ebenso weiß, wie Franzosen.

Die Weiber sind weniger schön als die Männer, sie sind klein und gestockt, Schenkel und Beine sind sehr dick, der Busen sehr entwickelt, und das Gesicht ohne Charakter. Die Entbehrungen, welchen sie am Ende der Schwangerschaft erdulden müssen, und die Behandlung zur Zeit des Gebärens, verwischen frühe die Spuren der Schönheit und jugendlicher Reize. In dieser Hinsicht haben die Sklavinnen bei diesem Volke ein relativ besseres Loos, als die Gattinnen der Häuptlinge, und man findet unter ihnen gar nicht selten ausdrucksvolle und angenehme Züge, lange, schwarze Haare, lebhafte und ausdrucksvolle Augen, und ein keckes, munteres Wesen.

Obschon die Neu-Seeländer gar sehr dem Wechsel der Temperatur eines sehr gemäßigten Climas ausgesetzt und durch ihre Kleidung wenig geschützt sind, so sind Krankheiten unter ihnen nicht häufiger, als unter den Europäern; Kolik, Kopfschmerz, Augenentzündungen, Catarrhe, Lungensucht und Abzehrung, und mehrere Arten von Fiebern, auch Hautgeschwüre findet man bei ihnen, und die Europäer haben ihnen die venerische Krankheit gebracht, welche letztere sie oft hart mitnimmt, da ihre Behandlungsart und die abergläubischen Meinungen über die Ursache dieses Uebels sehr selten vollkommene Heilung möglich macht. Viele erreichen, ungeachtet aller Strapatzen und Entbehrungen, ein hohes Alter. In diesem Fall erhalten sich ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten sehr vollkommen. Sie verlieren ihre Haare nicht, und diese werden auch wenig grau. Die Zähne nutzen sich mehr ab, als daß sie von Beinfraß angegriffen werden, und die Runzeln der Haut werden durch die Tatuirung verdeckt. Das Klima Neu-Seelands ist übrigens sehr gesund.

Die meisten ältern Reisenden schildern die Neu-Seeländer sehr unvortheilhaft; allerdings sind sie Menschenfresser, und haben zu verschiedenen Zeiten Europäer angefallen, allein diese haben ihnen immer mehr oder minder Anlaß dazu gegeben, besonders auch durch die vollkommene Unkenntniß ihrer Gebräuche. Die Neu-Seeländer empfangen Fremde mit einer Art von militärischem Prunk; diesen hielten die Europäer für ein Zeichen feindlichen Mißtrauens oder gar für Zeichen eines drohenden Angriffs, und antworteten darauf nicht selten mit Flintenschüssen. Sehr oft wurden die Neu-Seeländer auch durch Störung in ihren religiösen Gebräuchen beleidigt, oft selbst ohne Absicht. Daher die häufigen, blutigen Zwistigkeiten zwischen den Europäern und diesen Insulanern, bei welchen Gesetze und Ehrbegriffe erfordern, daß Verwandte und Freunde eines Getödteten ihm Feinde zum Opfer bringen, um den Geist des Todes zu versöhnen. Vier Hauptfälle sind besonders bekannt, wo Europäer von den Neu-Seeländern angegriffen und getödtet worden sind, aber allemal gaben die ersten Anlaß dazu.

Man hat nun ihren Charakter besser kennen lernen. Sie sind tapfer, stolz, einer auf den andern eifersüchtig, reizbar; furchtbar und in ihrer Rachsucht nicht zu bezähmen. Daneben aber sind sie dankbar, freigebig, offen, redlich, gastfreundschaftlich, treue, beständige und ergebene Freunde, und gegen ihre Verwandte zärtlich und anhänglich. Diese Charakteristik paßt aber nur auf die Häuptlinge, das gemeine Volk ist, in Folge seiner Lage, gieriger, heuchlerischer und mehr zu Verbrechen geneigt.

Im Umgange sind die Häuptlinge im Allgemeinen sanft und anständig, und selbst gefällig und angenehm, aber sie sind sehr zum Zorne geneigt, und der Zorn scheint ihnen jede Ueberlegung zu rauben; setzt man aber ihrem Zorne Gleichmuth entgegen, so besänftigen sie sich eben so schnell wieder und werden eben so sanft und friedlich, als sie vorher stürmisch waren. Diese Uebergänge sind so schnell und plötzlich, daß man oft in Versuchung kommt zu glauben, es sey ihnen nicht ernst und sie thun nur so, um den Muth der Gegner zu prüfen, auch sagen sie oft selbst lachend, sie haben nur gespaßt und man habe nichts von ihnen zu fürchten. Daß aber bei einer solchen Heftigkeit leicht Streitigkeiten entstehen, ist wohl zu begreifen.

Im Kriege sind sie tapfer und verachten jede Gefahr; obschon sie wissen, daß sie häufig ihr Leben verlieren und aufgefressen werden, so sehen sie in diesem Fall standhaft ihrem Schicksal entgegen, und sprechen davon, als von einer ganz natürlichen Sache. So rachsüchtig sie auch sind, so sind sie doch oft großmüthig und verzeihen ihren Feinden, welche ihnen in die Hände fallen. Sie trauen fest auf gemachte Verträge oder Versprechungen ihrer Feinde.

Sie sind fröhlich, munter, spaßhaft und lieben es sehr durch Geberden und Betragen die Europäer nachzuahmen, wobei sie viel komische Anlage zeigen. Gewöhnlich ist ihr Aeußeres ernsthaft, die Gesichtszüge sind ausdrucksvoll, und tragen nicht jenes Gepräge des Leichtsinnes, das man bei den übrigen Oceaniern bemerkt, welches besonders die Tahitier bezeichnet. Die Neu-Seeländer sind thätig, industrios, und anhaltender geistiger Anstrengung fähig. Ihre Pläne verfolgen sie Jahre lang und ergreifen oft den Augenblick zur Ausführung, wenn man glaubt, sie haben sie bereits vergessen.

Der Häuptling Dua Tara diente drei bis viermal unter englischen Wallfischfängern, deren schlechtes Betragen er gar wohl kannte, bloß um etwas zu lernen, was zur Civilisation seines Volkes beitragen könnte; namentlich wünschte er den Getreidebau in sein Land einzuführen.

Der Häuptling Schongui verfolgte 12 bis 15 Jahre einen Plan zur Rache gegen ein benachbartes Volk. Er machte Freundschaft mit Wallfischfängern, welche er nicht liebte, schmeichelte den Missionären, welche er verachtete, und ging sogar nach England um sich die Mittel zur Ausführung seiner Plane zu verschaffen. Vorgestellt am Hofe Georgs des Vierten, schien er durch den ihn umgebenden Glanz nicht geblendet, und benahm sich gegen den König, wie gegen seines gleichen in Neu-Seeland. Sammeln von Waffen, von Pulver und Blei, setzte er nie aus den Augen.

An Intelligenz geben sie den civilisirtesten Europäern nichts nach; mit großer Fertigkeit erlernen sie unsere mechanischen Künste, und die Kinder lernen sehr leicht schreiben und lesen. Sie sind vortreffliche und gewandte Handelsleute, und gegen die Europäer, von welchen sie so oft betrogen wurden, sehr vorsichtig und mißtrauisch. Wenn sie aber mit Redlichkeit behandelt werden, so darf man sich auch auf ihr Wort verlassen.

Ihre Anhänglichkeit und Treue gegen Weib, Kinder und Freunde unterscheidet sie sehr vortheilhaft von andern sogenannten Wilden, und namentlich von andern oceanischen Stämmen; sie sind das Gegentheil der Nukahiver. Gegen ihre Frauen sind sie nachsichtig und behandeln sie mit Güte, nur selten begegnen sie ihnen mit Rohheit, die Weiber beobachten auch gegen ihre Männer die ehliche Treue, und die Mädchen, welche sich Fremden überlassen, gehören fast immer nur den untern Ständen an, obschon sie aus der Keuschheit keine Tugend machen. Für das Alter haben sie große Achtung. Bei Tische, im Rathe, bei öffentlichen Feierlichkeiten haben die Greise immer den Vorrang, und wenn schon ältere Häuptlinge oft ihre Würde an ihre Söhne abgeben, so werden sie doch immer berathen. Diese Achtung gegen das Alter wird selbst gegen die gemeinen Leute und sogar gegen die Sklaven ausgeübt, solche werden oft von den Häuptlingen unterhalten.

Da sie sehr gastfreundlich sind, so belachen sie den Geiz und die Selbstsucht der Euroropäer, welche sich bey ihnen niedergelassen haben. Der Amerikaner Clarke, welcher ganz allein Neu-Seeland zu Fuß durchwanderte, wurde allenthalben gut aufgenommen und freundlich behandelt. Der so häufige Verkehr mit den Europäern, hat leider ihren Charakter verschlimmert, um so mehr, als sie es häufig mit einer verdorbenen Klasse, mit den Wallfischfängern, zu thun haben. Sie erkennen indeß bald mit wem sie umgehen.

Jeder Stamm steht unter seinem Häuptling, und dieser hat wieder

seine Vasallen oder Adelichen unter sich, welche um so angesehener sind, als sie Sklaven und Ländereien besitzen. Das gemeine Volk ist Leibeigen. Die Macht der Häuptlinge hängt von ihrem Verstande und von ihrem Einfluß ab. Im Frieden haben sie wenig direkte Mittel, ihren Einfluß geltend zu machen, allein im Kriege erlangen die Tapfersten einen größern Einfluß. Die Erbschaft der Macht geht vom ältern Bruder auf den jüngern und von diesem auf seine Kinder über. Die Geburt bestimmt überhaupt in mancher Hinsicht den Vorrang und der tapferste Krieger muß im Frieden dem Höhergebornen den Vorrang lassen. Die Häuptlinge sind auch sehr darauf stolz und berichten den Fremden sogleich von ihrem Range. Tapferkeit ehrt den Neu-Seeländer am meisten. Ihre Kriege entstehen aus Rache gegen wirkliche oder eingebildete Beleidigungen. Erhalten sie Genugthuung, so entsteht kein Krieg. Niemals aber vergessen sie solche Beleidigungen und der Sohn rächt seinen Vater. Da die Stämme schwach sind, so vereinigen sich oft mehrere zusammen, und man sieht Armeen von zwei bis drei Tausend, welche mörderische Schlachten liefern, an welchen selbst zuweilen Weiber Theil nehmen. Häufiger aber sind kleine Scharmützel. Sie erklären sich ordentlich den Krieg, und überfallen also nicht ungewarnt. Seitdem das Feuergewehr hier häufig geworden ist, haben die nördlichen Stämme die sich mehr solche zu verschaffen wußten, sich den südlichern furchtbar gemacht, welche endlich ganz ausgerottet werden dürften.

Strafbare Handlungen werden durch ein eigenes Gericht bestraft, welches aus den Häuptlingen niedergesetzt wird. Blut wird mit Blut bestraft, und Diebstahl mit Beraubung des Vermögens der Dieben. Ehebruch wir mit dem Tod beider Schuldigen bestraft, doch wird die Frau oft nur ihren Eltern zurückgeschickt.

Die Beschäftigung der Männer besteht in Verfertigung der Waffen und mehrerer hausräthlichen Sachen aus Holz und Stein; kleine Kasten, Flöten, Keulen, Fischangel aus Perlmutter oder Knochen. Das Schnitzwerk an ihren hölzernen Geräthen, welches sie, schon ehe sie den Gebrauch des Eisens kannten, verfertigten, ist bewundernswürdig schön. Zum Vergnügen dienen auch Jagd, Fischerei und öftere Zusammenkünfte von Männern und Weibern zur bloßen Conversation, wobei auch die Kinder zugegen sind. Sie erzählen da von ihren Kriegsthaten, Reisen, besprechen sich über Ackerbau, Handel und Religionsgegenstände. Die Weiber betreiben die Bearbeitung des Landes, sammeln Muscheln, besorgen alle häuslichen Geschäfte, bereiten den Flachs und flechten Matten.

Sie halten zwei ordentliche Mahlzeiten im Tage, die eine beim Aufgang der Sonne, die andern beim Untergange, wobei alle, Weiber, Kinder und Sklaven Theil nehmen. Die Familie, welche von den Häuptlingen erhalten werden, erhalten ihre Portionen in Körben durch Sklaven zugeschickt. Diese Körbe dienen nur einmal. Beim Essen brauchen sie bloß die Finger, und die Blätter der Farrnkräuter, als Tischzeug. Neben diesen beiden Mahlzeiten essen sie aber auch öfter, und sind überhaupt starke Esser. Dagegen trinken sie nichts als Wasser und verabscheuen Wein und starke Getränke. Ihre Schlafstätte wählen sie in einen Winkel ihrer Hütte; zum Kopfkissen dient ein Stück Holz; zum Lager Farrnkrautblätter, zur Decke ihre Mäntel. Im Winter erwärmt ein Feuer die Hütte.

Sie haben einige astronomische Kenntnisse und beobachten den Lauf der Gestirne, welchen sie Namen gegeben haben. Wenn ein Stern nicht zur Zeit erscheint, wo sie ihn erwartet haben, werden sie unruhig. Sie reisen gerne, und die Stellung der Gestirne dient ihnen als Wegweiser. Bei diesen Reisen nehmen sie die Gastfreundschaft in Anspruch, und der Reisende wird allenthalben gut aufgenommen, bleibt aber nicht länger, als bis zur Beendigung seiner Geschäfte.

Sie heirathen meist zwischen 20 und 24 Jahren. Beide Geschlechter sind sehr zurückhaltend. Die Weiber sind sehr decent und bescheiden und man bemerkt keine Ausschweifungen wie auf den wärmern oceanischen Inseln. Nie berührt der Herr die Sklavin, und keine Gemeinschaft hat unter Herr und Diener statt. Unverheirathete Mädchen können indeß ihre Gunst schenken, wem sie wollen, ohne daß ihre Ehre darunter leidet. Das Kind wird immer vom Vater anerkannt und besorgt. Einmal verheirathet, wird ehliche Treue streng beobachtet, und in keinem Lande der Erde ist Ehebruch so selten, und selbst öffentliche Mädchen aus dem Volke bleiben dem Manne treu mit dem sie einmal, auch ohne Heirath, leben. Weder durch Bitten noch Geschenke sind sie zu verführen. Die Vielweiberei ist übrigens erlaubt, aber jede Frau eines Mannes hat ihre eigene Wohnung, und Ehestreit ist sehr selten. Die erste Frau hat immer den Vorrang vor den übrigen. Wenn ein junger Mann heirathen will, so sucht er die Einwilligung der Verwandten des Mädchens seiner Wahl, macht ihnen dann ein Geschenk und führt die Braut heim. Oft geschieht die Werbung ehe das Mädchen mannbar ist. Uebrigens bedarf es auch der Einwilligung des Mädchens, und wenn es auf der Weigerung beharrt, so muß der Werber abstehen. Der Häuptling heirathet oft mehrere Schwestern.

Wenn, ungeachtet des verbotenen Umgangs der Adelichen mit den Leibeignen, ein solcher statt hat und eine Schwängerung entsteht, muß er sie heirathen. Allein da der Herr über Leben und Tod des Leibeignen oder Sklaven verfügen kann, so möchte wohl zuweilen ein solches Mädchen verschwinden, wenn derselbe nicht Lust hat zu heirathen. Oft auch heirathen die Häuptlinge Kriegsgefangene. Nicht selten sieht man, daß Weiber beim Tode ihrer Männer sich selbst umbringen, indem sie sich an einen Baum aufhängen. Diese Handlung ist zwar nicht geboten, aber sie wird für lobenswürdig gehalten. Man hat aber auch Fälle, wo Männer sich beim Tode ihrer Weiber oder nächsten Verwandten umbrachten; dieß geschieht zwar viel seltener. Eine Witwe darf nicht eher wieder heirathen, bis die Gebeine ihres Mannes vermodert sind; thut sie es aber doch, so wird sie ihres ganzen Vermögens beraubt.

Wenn eine Frau der Niederkunft nahe ist, so wird sie Tabu, das heißt, von aller Gemeinschaft mit andern Menschen ausgeschlossen, und muß sich in irgend einem Winkel aufhalten, wo ihr, je nach ihrem Stande, von einem oder zwei andern Weibern Speise gereicht wird; diese Abgeschiedenheit erstreckt sich einige Tage über die Niederkunft hinaus. Die Weiber hören aber früh auf Kinder zu haben, vielleicht wegen der mühsamen Arbeit, die sie betreiben müssen. Die letzten Tage vor der Niederkunft bringen sie weit von ihrer Wohnung bloß unter dem Schutze eines Baumes zu, wo sie jeder Witterung ausgesetzt sind. Sie kommen also meist unter freiem Himmel nieder und die Mutter schneidet selbst den Nabelstrang ab. Wenn eine Frau zu viele Mädchen gebiert, so macht sie sich kein Gewissen daraus, sie zu tödten, indem sie mit dem Finger stark auf die Fontanelle an der Stirn drückt. Vielleicht geschieht dieß auch mit mißgestalteten Kindern, deren man nur äußerst selten sieht. Merkwürdig ist es, daß die Neu-Seeländer eine Art Taufe begehen, indem sie das Kind fünf bis sechs Tage nach der Geburt an der Stirne mit Wasser bespritzen und ihm dabei den Namen geben, welches bei ihnen für sehr wichtig gehalten wird. Sie pflanzen auch zugleich einen Baum, von dessen Wachsthum sie auf die glückliche oder unglückliche Zukunft des Gebornen schließen.

Die Kinder werden von den Müttern zärtlich besorgt, die Väter tragen sie schon als sehr klein oft auf ihrem Rücken und spielen häufig mit ihnen. Man kann sich bei den Neu-Seeländern am meisten beliebt machen, wenn man sich mit ihren Kindern abgibt. Die Kinder sind auch meist munter, artig, und gegen Fremde nicht scheu. Sobald sie etwas älter sind, halten sich die Mädchen zu ihren Müttern, die Knaben zu den Vätern, und lernen das jedem Geschlechte Nöthige. Sie spielen übrigens oft unter einander und haben viele europäische Kinderspiele erlernt.

Die Neu-Seeländer, entgegen der Gewohnheit anderer Oceanier, tatuiren sich hauptsächlich im Gesichte, viel weniger an andern Körpertheilen. Allein statt bloßer Punktenlinien, besteht das Tatuiren bei ihnen in Ziehung wahrer Furchen in der Haut. Zu diesem Zwecke bedienen sie sich einer Art von Messer, aus Knochen von Albatros verfertigt, mit welchem sie in die Haut einschneiden, nachdem sie vorher durch Striche mit Kohlen die Figuren bezeichnet haben, welche sie machen wollen. Die Wunden bluten stark. Sobald der Einschnitt geschehen ist, wird eine schwarze Farbe eingerieben, und der Patient söndert sich drei Tage ab, und wird Tabu. Die Operation soll äußerst schmerzhaft seyn, besonders an den Mund- und Augenwinkeln und der Nasenscheidwand. Vor dem Alter von zwanzig Jahren wird sie selten gemacht, und ist ein Vorzug der Häuptlinge, über den sie stolz sind. Durch Tapferkeit aber kann auch der gemeine Mann das Recht erwerben; die Weiber dürfen sich nur auf den Augenbraunen, den Lippen, dem Kinn und auf den Schultern tatuiren lassen. Es sind gleichsam die Wappen der Familien, von denen jede andere Figuren zu tragen berechtigt sind. Die Haut wird durch diese Operation dicker und weniger empfindlich.

Die Sklaven bestehen aus Kriegsgefangenen und ihren Kindern, oder aus Sträflingen, welche als Strafe ihre Freiheit verloren haben. Sie

müſſen mit den Weibern und unter ihrer Leitung den Boden bearbeiten, fiſchen und kochen; die Mädchen aber werden von ihren Herren als Freudenmädchen auf die europäiſchen Schiffe geſchickt, und müſſen ihren Verdienſt ihren Herren abtreten. Die Sklaven werden aber nicht ſtrenge gehalten; wenn ſie ihre Geſchäfte, welche lange nicht alle Zeit wegnehmen, verrichtet haben, ſo können ſie thun was ſie wollen, und nur in ſehr ſeltenen Fällen werden ſie übel behandelt, obgleich der Herr über ihr Leben gebieten kann. Allerdings werden einzelne zuweilen im Zorne todtgeſchlagen und dann aufgefreſſen.

Die Wohnungen der Neu-Seeländer ſind ſchlecht, und ſtehen weit hinter denen der andern Oceanier. Die gemeinen Leute bauen Hütten, die ſelten länger als 7 oder 8, breiter als 5 und höher als 4 oder 5 Fuß ſind. Die Häuſer der Häuptlinge ſind 15 bis 18 Fuß lang, 8 bis 10 breit und 6 hoch. Die Wände beſtehen aus Pfählen und Flechtwerk von dünnen Zweigen, inwendig ſind ſie mit einer dicken Wand von Blättern von Waſſerpflanzen, beſonders der Rohrkolben (Typha) tapezirt; das Dach beſteht aus denſelben Materien. Man kann in keine Hütte aufrecht hineingehen, noch darin aufrecht ſtehen. Eine Art von Fenſter, welches verſchloſſen werden kann, läßt ſpärliches Licht einfallen. Die Dächer der Häuptlinge ſind meiſt mit Figuren geziert. Der Boden beſteht aus feſt geſchlagener Erde. Das Bett beſteht aus Farrenkraut oder Rohrkolbenblättern; die Meubeln aus einigen groben Inſtrumenten von Steinen oder Knochen; aus Körben, zum Aufbewahren von Vorräthen; aus Gefäſſen, um Waſſer aufzubewahren; aus Matten von neuſeeländiſchem Flachs, und endlich aus kleinen, hölzernen Koffern oder Kaſten, zum Aufbewahren kleiner Gegenſtände als Nadeln, Fiſchangel und dergleichen.

Neben den Wohnungen aber bauen dieſe Menſchen öffentliche Magazine von 24 bis 30 Fuß Länge, 12 bis 15 Breite und 10 bis 12 Höhe. In dieſen werden Lebensmittel aller Art aufbewahrt. Die Häuſer ſind oft befeſtigt, und mit einer doppelten oder dreifachen Reihe von Palliſaden umgeben, um ſich gegen den Angriff der Feinde zu ſchützen. Sie legen ordentliche Feſtungen mit Sorgfalt und Geſchicklichkeit an.

Die Nahrung beſteht meiſt aus Vegetabilien, Taro oder Farrenkrautwurzel, Pataten (Convolvulus batatas), und in neuern Zeiten kommen dazu Kartoffeln, Kohl, Rettige und Zwiebeln. Aus dem Thierreich genießen ſie Schweine, Hunde und Ratten. Das erſte dieſer Thiere iſt wahrſcheinlich erſt durch Cook eingeführt worden, und hat ſich ſehr vermehrt. Sie machen indeß kein tägliches Gericht aus, und Schweine werden nur von den Häuptlingen bei feierlichen Anläßen, ſehr ſelten vom gemeinen Volke gegeſſen. Die Ratten eſſen ſie gerne, daher wünſchte ein Häuptling, der bemerkte, daß die europäiſche Raſſe größer ſey, man möchte dieſe doch in Neu-Seeland einführen. Die Neu-Seeländer kennen auch die Kunſt, gewiſſe Vögel in Schlingen zu fangen, beſonders eine große Art Tauben und Enten, welche vortrefflich ſchmecken. Hühner ſind auch bei ihnen eingeführt worden, allein ſie eſſen ſie nicht vorzüglich gerne; dagegen lieben ſie den Hahn und ſein Geſchrei gar ſehr. Fiſche und eßbare Weichthiere liefert ihnen das Meer in Menge; ſie eſſen die Hayfiſche ſehr gern und ebenſo die Wallfiſcharten.

Neben allem dieſem aber ſind ſie Menſchenfreſſer und lieben dieſes Gericht ganz vorzüglich. Die Körper ihrer getödteten Feinde werden immer aufgezehrt, aber ſie tödten auch zuweilen ihre Kriegsgefangenen und Sklaven mit kaltem Blute, bloß in der Abſicht, ſie aufzufreſſen. Das Menſchenfleiſch ſoll vollkommen den Geſchmack des Schweinefleiſches haben, und das Fleiſch der Weiber und Kinder beſonders gut ſchmecken. Vom Kopfe eſſen ſie meiſt nur das Gehirn und die Augen, zuweilen aber auch die übrigen Theile des Kopfs. Das Fleiſch der Neu-Seeländer ſoll beſſer ſeyn, als das der Weißen; ſie glauben, es ſey wegen dem vielen Salz, welches dieſe genießen. Sie ſelbſt eſſen niemals Salz, noch brauchen ſie irgend eine Würze zu ihren Speiſen, und trinken nichts als Waſſer. Die Kochkunſt iſt eben ſo einfach als zweckmäßig; alles Fleiſch wird gebraten, ſey es an einer Art von Bratſpieß, wie die Fiſche, Vögel, oder in einem unterirdiſchen Ofen.

Die tägliche Kleidung für beide Geſchlechter beſteht aus zwei viereckigen Matten aus neuſeeländiſchem Flachs von grobem Gewebe, aber dicht genug, um gegen jede Witterung zu ſchützen. Die eine wird um die Hüften gebunden und mit einem Gürtel befeſtigt. Die andere Matte hängt einfach über die Schulter, und wird vorn am Halſe mit einem Riemen befeſtigt und reicht ſelten unter die Knie. Bei dieſen iſt der Flachs oft mit einer feinen Binſe durchflochten, deren Spitzen wie Stacheln herunterhängen. Das Waſſer lauft an dieſen ab und der Regen dringt niemals ein. Bei Feſten oder Beſuchen angeſehener Perſonen tragen ſie Matten von feinerm Flachs und blendender Weiße, mit ſchönen Säumen von verſchiedenen lebhaften Farben eingefaßt. Wenn man einen Haufen Eingeborner in ihren Mänteln eingehüllt ſitzen ſieht, ſo ſieht man nur die Kopfe vorragen, welche in Fiſchreußen zu ſtecken ſcheinen. Niemals tragen die Neu-Seeländer Unterkleider oder Schuhe, und eben ſo wenig Mützen. Die Häuptlinge binden ſich die Haare auf dem Scheitel zuſammen und ſtecken Federn darein; gerade ſo wie in dieſem Augenblick unſere Damen die Haare tragen. Die jungen Mädchen ſchneiden ſich die Haare ab und tragen ſie um den Nacken hängend, die ältern allein dürfen ſie, wie die Männer, auf dem Kopfe zuſammenbinden. Bis zum achten Jahre gehen beide Geſchlechter nackt; die ältern Mädchen aber tragen unter ihrer untern Matte noch einen Gürtel von ſtark riechenden Kräutern. Die Männer ſchämen ſich gar nicht, in Gegenwart ihrer Weiber ſich ganz nackt auszuziehen; die Weiber dagegen thun dieß niemals. In den neueſten Zeiten trachten ſie ſehr, europäiſche Kleider zu erhalten. Ein alter Mann bat Herrn Marsden, ihm ein rothes Hemd, eine Nachtmütze und eine Brille zu ſchicken, dann ſey er ein großer Mann. Da ſie weniger baden, ſo ſind ſie auch weniger reinlich, als andere Oceanier der wärmern Zonen, und beſonders werden ſie von Läuſen geplagt, welche vorzüglich die Weiber eifrig jagen und mit dem größten Vergnügen verzehren.

Außer mit Federn zieren Männer und Weiber ihre Haare oft mit Hayfiſchzähnen, Holzſtückchen, kleinen Muſcheln und andern Kleinigkeiten, welche ſie von den Europäern erhalten. Die Ohrläppchen werden ſchon in zarter Jugend durchbohrt, und darein Hayfiſchzähne, Menſchenzähne, geſchnitzte Holzſtücke, Rollen verſchiedener Zeuge, Federn von Albatros u. ſ. w. geſteckt. Nur die Häuptlinge tragen Hayfiſchzähne, die am meiſten geſchätzt werden. Sehr ſelten durchbohren ſie die Naſenſcheidewand. Sie tragen auch Halsbänder von kleinen Stückchen Rohr, Knochen oder Korallen, wobei ſie die Farben ſehr angenehm zu ordnen wiſſen; an den Halsbändern hängen oft Figuren von grüner Jade oder Serpentin, welche ſie ſehr ſchätzen. Von denſelben Stoffen werden auch Armbänder getragen. Wir ſehen dieſes alles in der Abbildung, welche wir von den Bewohnern von Houa-Houa gegeben haben. Eine andere Abbildung zeigt das Portrait des Häuptlings Rangui.

Die Krieger tragen im Kriege und im Frieden faſt immer eine Art kurzer Keule von Baſalt, Granit oder Serpentin, oder auch von Knochen mit ſich, welche am Daum der rechten Hand mit einer Schnur befeſtigt iſt. Zum vollen Putze aber gehört das tüchtige Einſchmieren des Geſichts und der Haare mit Fiſchthran, und oft auch Färbung mit Oker.

Ihr Acker- und Gartenbau beſchränkt ſich auf wenige Pflanzen, welche ſie zur Nahrung bedürfen, wie Pataten, Taro und, in neuern Zeiten, Kartoffeln; allein ſie bauen lange nicht ſo viel als ſie bedürfen. Sie ſind zu kriegeriſch und unruhig für eine ſo friedliche Beſchäftigung. Sie haben aber ſehr richtige Begriffe vom Eigenthum des Bodens, und jede Familie beſitzt ſolchen, der von andern reſpectirt wird.

Ihr Fiſchergeräthe, ihre Piroguen und die Zierden daran ſind ſehr künſtlich und beweiſen ihre Geſchicklichkeit. Ihre Fiſchernetze ſind oft drei- bis vierhundert Ellen lang und fünfzehn bis zwanzig Ellen breit. Sie beſtehen aus Flachs oder Binſen. Sie ſind vortreffliche Taucher und fangen oft Fiſche unter dem Waſſer mit den Händen. In der Kunſt Schiffe zu bauen, haben ſie es ſo weit gebracht, als irgend ein Stamm der Oceanier. Sie haben zwei Arten von Fahrzeugen, die einen ſind zwanzig bis dreißig Fuß lang und nur drei Fuß breit; ſie tragen zehn bis zwanzig Perſonen, und gehören einzelnen Privaten oder Familien; die andern ſind bis vier und ſechzig Fuß lang und fünf Fuß breit, faſſen achtzig bis hundert Perſonen, und dienen als Kriegsfahrzeuge. Beide Arten haben indeß dieſelbe Structur, und beſtehen immer nur aus einem ausgehöhlten Baumſtamme, auf beiden Seiten mit einem etwa einen Fuß breiten Brete erhöht, welches genau angepaßt iſt. Inwendig ſind Bänke für die Ruderer. Ein ſchwerer Stein dient als Anker, und mit dieſen Schiffen können ſie ſehr geſchickt umgehen. Ehe ſie das Eiſen kannten, mußten ſie ſich ſteinerner Aexte bedienen; man kann daher denken, wie viele Zeit es erforderte ein ſolches Fahrzeug auszuarbeiten.

Als Waffen dienten ihnen ehemals Lanzen, Keulen und ſteinerne Streitäxte. Dieſe Waffen werden aber nach und nach durch Feuergewehre verdrängt, von denen ſie jetzt ſchon eine bedeutende Menge beſitzen.

Die Häuptlinge tragen zuweilen auch eine Art von Hellebarde von fünf bis sechs Fuß Länge. Alle diese Waffen sind sehr gut bearbeitet und vortrefflich polirt.

Als Musik-Instrumente haben sie drei Arten von Flöte, wovon sie bei einer Art die Töne nur durch die Nase hervorbringen. Die verschiedenen Töne sind sanft und kläglich. Sie haben auch eine Art von Leier, mit drei bis vier Saiten bespannt, und aus den Tritons-Hörnern (Buccinum Tritonis, Tritons-Schnecken) in welche sie ein Loch bohren, verfertigen sie eine Art sehr weit tönender Trompete, als Ruf im Kampfe. Sie singen häufig, und ihre Gesänge bezeichnen Liebe, Krieg, Traditionen und Trauer. Zuweilen schlagen sie beim Singen den Takt mit den Händen auf die Brust. Sie singen auch in Chören. Ihre Gesänge sind fast immer mit Tänzen verbunden, bei denen die Bewegungen sehr taktmäßig mit dem Gesange übereinstimmen.

Sie verehren mehrere Götter, denen sie den gemeinsamen Namen Atua geben. Sie anerkennen aber nur Einen als den höchsten Gott, der ewig und unsichtbar ist, dagegen eine große Menge Untergottheiten, ungefähr wie man sich gute und böse Geister denkt. Für die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge haben sie die größte Verehrung, ungefähr wie die Katholiken für ihre Heiligen. Sie verehren aber keine Bilder als Gottheiten, und die häßlichen Figuren, welche man bei ihnen sieht, sind nur eine Art von mystischen Zeichen, an welche sie abergläubische Ideen heften. Zwei der vornehmsten Gottheiten sollen Brüder gewesen seyn, einer tödtete aber den andern und fraß ihn auf; daher schreibe sich der Ursprung ihrer Menschenfresserei. Mehrere ihrer Götter, einst Menschen, glänzen als Sterne am Horizont. Nach den Berichten eines Missionairs sollen sie eine Sage haben, daß das erste Weib aus der Rippe des Mannes entstanden sey. Die ersten Europäer hielten sie auch für Götter, mit Donner und Blitz versehen. Selbst die Taschenuhren hielten sie für Götter, da ihre künstliche Einrichtung über ihre Begriffe geht. Der Donner ist das Zeichen einer nahen Schlacht. Es ist Atua, als ein ungeheurer Fisch, der den Donner hervorbringt, und den sie bitten, daß er ihnen kein Leid zufüge.

Sie haben Priester von denen sie glauben, daß sie mit den Göttern in Verkehr stehen. Sie sind Wahrsager, und sollen die Kraft haben Ungewitter zu beschwören; die Stürme zu mäßigen; Krankheiten zu heben und andere Uebel abzuhalten. Sie ehren übrigens die Götter aller Nationen, und behandeln daher die Missionairs mit Schonung. Die Priester sind zugleich auch Aerzte, sind aber für das Leben vornehmer Patienten verantwortlich, wenn man glaubt, sie haben etwas vernachlässigt.

Die Neu-Seeländer glauben an eine Unsterblichkeit der Seele, welche sie sich als vom Körper sehr verschieden, als ein Hauch denken, der mit dem Tode sich vom Körper trennt, aber erst nach drei Tagen, während welchen er noch den Körper umschwebt, davonfliegt, und nach einem gewissen Felsen geht, von wo sie Atua in den Himmel versetzt. Sie sind aber überzeugt, daß wenn sie den Körper ihres Feindes auffressen, sie auch seine Seele zerstören, welche sich mit ihrer eigenen vereinigt und ihnen neuen Ruhm gibt. Die Seele soll ihren Sitz im linken Auge haben, daher verzehren sie dieses vorzüglich, da nun die Seele des Todten sich mit der ihrigen vereint und ihnen nichts mehr schaden kann. Dieser Glaube gab den Ursprung zur Menschenfresserei. Auf dem Schlachtfelde werden die Körper der Häuptlinge, wenn sie auch mager oder durch Krankheit entstellt sind, zuerst verzehrt, und den jüngern und appetitlichern vorgezogen; niemals aber essen sie das Fleisch ihrer Freunde oder Verwandten, und haben davor eben einen solchen Abscheu als wir. Es ist das größte Unglück, welches einem Stamme oder einer Familie begegnen kann, wenn der Führer in des Feindes Hand fällt und sein Körper aufgegessen wird. Der Kopf desselben wird aber aufbehalten und als ein Siegeszeichen aufbewahrt. Die Neu-Seeländer besitzen eine eigene Kunst für diese Aufbewahrung. Sie nehmen das Hirn heraus, stecken den Kopf in einen Ofen, der mäßig eingeheizt worden ist, wodurch eine allmählige Austrocknung, ohne wesentliche Veränderung der Gesichtszüge, erfolgt; sogar Kopfhaare, Bart und Augenbraunen bleiben unversehrt, und ein solcher Kopf kann Jahrhunderte aufbewahrt werden, wenn man ihn vor Feuchtigkeit schützt. Man hat viele solcher Köpfe nach Europa gebracht. Durch die Rückgabe solcher Köpfe an die Verwandten, wird nicht selten ein Krieg beendigt; seitdem daher diese Köpfe eine Art von Handelsartikel an die Europäer geworden sind, sind die Kriege häufiger und blutiger geworden. Auch aus den Knochen der getödteten Feinde werden verschiedene Instrumente gemacht, als Flöten, Fischangel, Gabeln u. s. w.

Fällt der Häuptling eines Haufens, so fordern die Feinde seine Leiche, und er wird ausgeliefert, auch wenn er in den Reihen seiner Krieger gefallen wäre. Dann entsteht ein Waffenstillstand, man berathet sich, ob der Krieg fortgesetzt werden soll. Soll Friede werden, so wird der Leichnam zurückgegeben; wird hingegen der Krieg fortgesetzt, so fordert der Feind auch die Frau des Getödteten und sogar oft seine Kinder, welche ohne Widerrede sich ihrem Schicksal ergeben.

Der vornehmste Priester bereitet nur den Körper des gefallenen Häuptlings; seine Frau und andere Weiber dagegen zerlegen den Körper des Weibes. Die Theile werden gebraten, und von Zeit zu Zeit davon gegessen, wobei der Priester sehr ernsthaft ist, und über das Glück des Krieges die Götter, denen gewisse Theile geopfert werden, zu erforschen sucht. Sind die Zeichen günstig, so wird der Kampf fortgesetzt; sind sie ungünstig, so zieht der Sieger nach Hause. Während dem sitzen die Häuptlinge in einem Kreise, und verbergen den Kopf in ihren Mantel, ohne einen Laut von sich zu geben, weil dadurch Atua erzürnt den Beleidiger streng bestrafen würde. Nach Endigung dieser Ceremonien essen auch sie von dem Fleische, und bringen ihren Freunden sogar davon nach Hause. Wann es aber zu weit ist, so bringt der Priester ein Stück Holz damit in Berührung, welches dann mitgenommen wird. Werden dann andere Lebensmittel damit berührt, so erhalten sie, nach ihrer Meinung, die Kraft des Menschenfleisches, und werden als solches in der Einbildung verspeist.

Beim Tode eines Häuptlings werden ein oder mehrere Sklaven geopfert, um die Seele des verstorbenen zu trösten. Gewöhnlich wird das Schlachtopfer unversehens überfallen und mit einer Keule von einem Anverwandten des Verstorbenen niedergeschlagen. Man wählt dazu gewöhnlich solche, welche irgend eines Verbrechens sich schuldig gemacht haben, oder nicht arbeiten wollen, oder ihren Herrn geflucht haben. Die Letztern werden immer aufgeopfert, da man glaubt, Atua auf keine andere Art besänftigen zu können. Eigentlich sollten diese Opfer mit den Todten begraben werden, allein sie werden meist aufgefressen. Aber nicht bloß bei diesen Anläßen, sondern auch wegen bloßer Fehler, werden oft Sklaven beiderlei Geschlechts getödtet und aufgefressen. Einige Beispiele sind hinlänglich dieß zu zeigen. In der Nacht vor der Ankunft eines europäischen Schiffes sollte ein Sklave ein Feld mit Pataten hüten; allein derselbe war vor Freude über die Ankunft des Schiffes nachlässig und ließ die Schweine eindringen; der Herr kam eben dazu, und tödtete ihn auf der Stelle mit seinem Steinbeil. Ein hübsches Mädchen von sechszehn Jahren, Sclavin, war zu ihren Verwandten weggelaufen; ihr Herr, ein schöner junger Mann, von mildem freundlichem Wesen, strafte sie dafür mit dem Tode, indem er ihr mit einer Pistole durchs Herz schoß. Sie wurde nun aufgefressen, und der Mann erzählte lachend, wie er sie hintergangen, indem er ihr angegeben, sie würde bloß gepeitscht werden. Die Neuseeländer kennen sehr wohl den Abscheu der Europäer vor diesem Gebrauche und verbergen ihre Schmause sorgfältig. Der Mangel an Säugethieren mag diese Gewohnheit in etwas entschuldigen. Sie haben zwar Schweine; allein sie essen diese selten, und verkaufen sie lieber an die Europäer.

Gegen die Menschenfresserei contrastirt sehr die Sorgfalt und Achtung, welche sie ihren verstorbenen Verwandten erweisen. Der Körper wird drei Tage lang aufbewahrt, dann werden ihm seine besten Kleider angezogen, er wird mit Oel eingerieben und wie im Leben geschmückt. Die Verwandten besuchen ihn und bezeugen ihre Trauer, weinen, heulen und zerfleischen sich den Körper, so daß Blut fließt; dieß thun besonders die Weiber, und wenn eine das Unglück hat mehrere Verwandte in kurzer Zeit zu verlieren, so ist Gesicht und Busen voller Wunden. Der Körper wird ganz zusammengerollt und dann an einem einsamen Orte begraben und der Ort mit Pfählen umgeben, auch wohl mit Figuren geschmückt. Nach drei oder sechs Monaten, auch wohl noch später, je nachdem man glaubt, daß die Fäulniß das Fleisch zerstört haben könne, wird er wieder ausgegraben, die Knochen vollständig gereinigt und in ein Familienbegräbniß gelegt. Unter gewissen Umständen wird ein Körper gar nicht begraben, sondern in einen hermetisch verschlossenen Sarg gelegt und auf einem Gestelle der freien Luft ausgesetzt. Vermuthlich sind solche Körper auf eine Art einbalsamirt.

Bei Zusammenkünften verschiedener Stämme begrüßen sich die Anführer durch Berühren der Nasenspitze und förmliche Anreden, welche von

der andern Seite erwiedert werden. Mehr als alle andern Oceanier halten sie den Tabu gewissenhaft, und auf Uebertretung ist der Tod gesetzt. Oft ist der Tabu nur vorübergehend, oft aber auch bleibend, wie bei dem Körper eines verstorbenen Häuptlings. In ihren Hütten leiden sie keine Art von thierischen Lebensmitteln, niemals essen sie in denselben. Tödtlich Kranke, oder Weiber, welche der Niederkunft nahe sind, werden abgesondert und sind Tabu, müssen sich außer den Wohnungen in freier Luft aufhalten und sind von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Reiche werden in dieser Lage durch Sclaven bedient, Arme kommen oft in die elendeste Lage und sind genöthigt, die Nahrung, die man ihnen bringt, mit dem Munde aufzunehmen. Der Tabu leitet und bestimmt daher sehr viele ihrer Handlungen.

Wir dürfen uns nicht länger bei diesem merkwürdigen Volke aufhalten. Aus dem Gesagten geht hinlänglich der Charakter dieses wilden, aber intellektuelen, thätigen Volkes hervor, welches vielleicht unter allen Oceaniern noch am meisten zur Civilisation sich eignet und seine Ursitten früher oder später verändern wird. Hiemit endigen wir auch die Schilderung der eigentlich in unseren Zeiten sogenannten Oceanier der östlichen Inseln und gehen zur Betrachtung der nördlichen Oceanier über.

Bewohner der Carolinen. Die neuern französischen Reisenden unterscheiden die Bewohner der Inseln, welche unter dem Namen der Carolinen, Marianen, der Pelevinseln, der Mulgraven, der Grupppe Radak bekannt sind, und die Tagaler der Philippinen von den Oceaniern, unter dem Namen der Mongol-Pelagier. Allerdings finden wir in Sitten und Sprache einen bedeutenden Unterschied. Wir stoßen aber auch hier auf die Schwierigkeit, in der Körperbildung genügende Charaktere aufzufinden; obschon diese Menschen durch den ganzen äußern Bau sich unterscheiden, so sind die Unterscheidungszeichen weniger durch Worte zu bezeichnen, als in die Sinne fallend.

Wenn man nach den Abbildungen und den Nachrichten der Reisenden urtheilen kann, so waren die Philippinen, Marianen und Mindanao die früheren Wohnorte dieser Abtheilung. Sie haben sich aber mit der Zeit sehr weit verbreitet und sind oft durch weite Räume getrennt. Ausgezeichnete Schiffer haben die Moussons dieser Meere, oft ohne Willen, einzeln in weite Ferne getragen. Es fehlen uns aber noch genaue Nachrichten über diese Inseln, um mit Sicherheit alle ihre Einwohner gehörig einreihen zu können. Wilson beschrieb zuerst die Pelev- oder Palaosinseln; Chamisso die Carolinen und Radakgruppen; Lesson gibt Nachrichten über Ualan und Mejen über die Tagaler der Philippinen. In frühern Zeiten scheinen auch die Papus auf mehreren dieser Inseln gewohnt und sich mit den Einwohnern gemischt zu haben.

Die Meinung, daß die Caroliner von den Oceaniern verschieden seyen, verwirft Mejen in seiner Abhandlung über die Tagaler gänzlich. Allerdings zerstückelt Lesson die Bewohner der Südseeinseln offenbar zu sehr, und es entsteht daraus eine Verwirrung, durch welche die Unterscheidung der Rassen nur noch schwieriger und verwickelter wird. Indessen müssen wir es unsern Lesern überlassen, ihre Meinungen darüber zu bilden, wie es ihnen am wahrscheinlichsten vorkommt; uns liegt es ob, die Hauptverschiedenheiten anzuzeigen, unter welchen der Mensch in den einzelnen Theilen der Erde vorkommt und dann jedem zu entscheiden zu überlassen, welche Resultate er daraus ziehen will.

Die Tagaler bilden, wie die Bewohner der Carolinen und Marianen eine sehr schöne Menschenrasse, welche, ungeachtet aller von Lesson aufgestellten Hypothesen, mit den Mongolen nichts gemein hat. Unsere Abbildungen der Caroliner zeigen das schöne Ebenmaß der Glieder bei beiden Geschlechtern, und eine Gesichtsbildung, welche auch nicht einen Schatten von derjenigen der Mongolen hat. Wie die Caroliner haben die Tagaler auf Manila ein schönes offenes Auge bei einem vollen Gesicht. Ihr Haar ist lang, von braunschwarzer Farbe, aber weich und niemals kraus. Die kleine Nase ist stark aufgeworfen, an der Spitze etwas dick, mit weit abstehenden Nasenflügeln, welche allein ihrer Schönheit etwas Abbruch thun. Der Mund ist mittelmäßig groß, die Zähne klein und schön, das Kinn ist abgerundet und wenig vorspringend, so daß in allen Zügen des Gesichts eine große Regelmäßigkeit herrscht. Der Körper ist von mittelmäßiger Größe, mit richtigem Verhältniß der Theile und schön gerundet. Brust und Hüften sind, besonders bei den Frauen, breit und die Brüste der letzteren, die sich überhaupt durch eine gewisse Fülle und Ueppigkeit des Baues bemerklich machen, sind durchgängig schön ausgebildet. Die Farbe der Haut ist gelbbraun, doch in den vornehmen Familien, wo die Frauen sich der directen Einwirkung der Sonne weniger aussetzen, weit lichter und oft ziemlich weiß. Den sanften Charakter und die Guthmütigkeit der Franen weiß jeder Reisende nicht genug zu rühmen. Die Haut ist außerordentlich weich und sammetartig anzufühlen. Sie sind fleißig und sittlich und führen ein gemächliches und sorgenfreies Leben, bei welchem sich die Schönheit des Körpers veredelt und die Fröhlichkeit erhält. Es ist viel wahrscheinlicher, daß die Tagaler von den Carolinen herkamen, als umgekehrt die Carolinen von den Tagalern auf Manila kommen sollten. Die Bewohner der Marianen und die Tagaler haben sich vor allen Oceaniern zur höchsten Kultur emporgeschwungen. Ruinen großer Bauten, welche in einer dunkeln Vorzeit daselbst aufgeführt worden, lassen freilich zweifeln, daß sie von den jetzigen Bewohnern herstammen, zeugen aber auf jeden Fall von einer ehemals größern Bevölkerung.

Die Art zu leben, alle Sitten, alle Gebräuche sind auf den Marianen und bei den Tagalen dieselben; die Fahrzeuge der Tagaler haben dieselbe Bauart.

Der Archipel der Carolinen wurde zuerst unter dem Namen der Palaosinseln bekannt, nachher nannte man sie die neuen Philippinen, und endlich die Carolinen. Sie dehnen sich in der Länge vom 129 bis 171 Grad östlich vom Meridian von Paris aus und in der Breite vom 3 Grad südlich bis zum 12 nördlich, und nehmen einen Raum von ungefähr 1000 Meilen von Ost nach West und von 250 von Nord nach Süd ein, in sechs Gruppen getheilt. Der Brodfrucht- und der Cocosbaum sind daselbst häufig, und eben so die Bananen- und mehrere mehlige Wurzeln.

Die Bewohner haben eine Mittelfarbe zwischen olivenbraun und kupferroth. Die Haare sind lang, schwarz, glatt oder krausen; mehrere tragen dieselben hinten zusammengebunden (Abbildung des Fischfangs), andere lassen sie wellenförmig über die Schultern hängen. Die Größe ist unter der mittelmäßigen. Der Körper ist muskulös, stark, wohl proportionirt; man findet aber auch große und sehr schöne Männer unter ihnen; die Gesichtszüge sind regelmäßig; die Stirne hoch; die Augen lebhaft, bald schwarz, bald grau; die Nase wohl gebaut, obschon an der Wurzel etwas breit; der Mund groß, doch nicht übermäßig, mit herrlich glänzenden Zähnen versehen; die Ohrläppchen mit so großen Löchern durchbohrt, daß sie das auf die Schultern herunter hängen; die Physiognomie schön, geistig und sanft. Der Bart ist ziemlich stark, einige tragen starke Schnurrbärte, die meisten aber lassen nur am Kinn einen Busch Haare stehen.

Sie tatuiren sich die Glieder mit sehr regelmäßigen Figuren, bald blau, bald schwarz. Einige Individuen haben auf jedem Schenkel 13 Reihen Zeichnungen, so daß sie aussehen, wie wenn sie Strümpfe tragen, wie sie einst in Frankreich große Mode waren. Sie sind sehr lebhaft und gewandt, vortreffliche Schwimmer und Taucher; sie tauchen ohne Mühe in einer Tiefe von 20 und mehr Klafter um ihre Boote an einen Corallenzacken festzubinden. Sie ziehen diese Art, das Schiff zu befestigen, dem Auswerfen der Anker vor. Man kann sich keinen liebenswürdigern Charakter denken, als die Caroliner haben. Immer sind sie lebhaft, munter, klug und doch mißtrauisch; im Handel redlich und ihr gegebenes Wort treu haltend, weder furchtsam noch frech, zeigt sich die Gutmüthigkeit in allen Zügen; sie sind gar nicht grausam, der Freundschaft fähig, großmüthig und dankbar, und bewahren nützliche Instrumente, welche man ihnen schenkt, als Andenken an den Freund, der sie ihnen gab.

Obschon der Aussatz nicht gar selten unter ihnen herrscht, scheinen sie doch daneben wenig Krankheiten unterworfen, und da sie keinen Betel kauen, so sind auch ihre Zähne blendend weiß. Ihre Art, leichte Wunden oder Quetschungen zu heilen, ist merkwürdig. Der Operateur fährt mit seiner flachen Hand über den kranken Theil, in einiger Entfernung in der Hand hält er eine große Muschel, welche mit Bändern und Palmblättern geschmückt ist, und singt dabei oder murmelt zwischen den Zähnen. Von Zeit zu Zeit macht er einige Sprünge, kommt dann zurück und fährt so mit Streichen fort, bis die Schmerzen nachgelassen haben. Sie kennen also den Gebrauch des thierischen Magnetismus. Auch bei Unverdaulichkeit beobachten sie ein ähnliches Verfahren und Streichen mit der Hand über den Bauch.

Ihre Nahrung besteht aus Wurzeln, Früchten und Fischen; auch essen sie Schildkröten, Muscheln, wilde Vögel und Hühner, aber nicht ihre Eier. Das Getränk besteht in reinem Wasser. Auf ihren Seefahrten leben sie sehr sparsam, auf dem Lande aber essen sie sehr viel und sind eigentlich gefräßig. Auf den französischen Schiffen aßen sie fast alle

Speisen auf, die man ihnen reichte; besonders schmeckte ihnen der Zwieback. An allem rochen sie zuerst, und aßen nichts, was für sie einen unangenehmen Geruch hatte.

Sie gehen sehr gerne ganz nackt. Die einzigen Kleidungsstücke, deren sie sich bedienen, wenn sie elegant erscheinen wollen, bestehen aus einem Stück Zeug, welches um die Hüften gewickelt wird; bei einigen ist es nur ein Gürtel, der zwischen den Beinen durchgeht; beide Geschlechter tragen ihn auf dieselbe Art. Die Häuptlinge tragen eine Art Priesterhemd, vollkommen wie die Priester bei der Messe; es ist von gelber Farbe, etwa 8 Fuß lang, hängt hinten und vorn herab, und hat in der Mitte ein Loch, um den Kopf durchzustecken. Vornehmere Weiber sollen zuweilen eine Art von Leibrock tragen, der bis zur Mitte der Schenkel reicht. Ein aus Baumblättern geformter Hut von konischer Form ist ebenfalls beiden Geschlechtern gemein. Ebenso tragen beide Geschlechter Armbänder, Halsbänder und Blumenkränze, welche sie in die Ohrenlöcher oder in die Nasenscheidwand stecken. Diese Zierarten bestehen aus Muscheln, Blättern, Thierzähnen, Schildkrötenschalen.

Die Wohnungen bestehen aus drei verschiedenen Arten, denen der Häuptlinge, denen des gemeinen Volkes, und aus Hütten zur Aufbewahrung von Holz, oder für öffentliche Versammlungen. Nur die Hütten der Häuptlinge sind etwas sorgfältiger gebaut und bemalt, die Hütten des gemeinen Volkes sind dagegen sehr elend, und die Wände bestehen nur aus Flechtwerk von Zweigen, und haben ein zugespitztes Dach. Sie haben nur eine Oeffnung, welche zum Eingang führt, und dieser ist so niedrig, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß. Das Hausgeräth ist ebenfalls einfach, und besteht aus hölzernen Geschirren, welche aber mit einem sehr glänzenden Firniß überzogen sind; aus hölzernen Schachteln mit einem Deckel zur Aufbewahrung von Zeugen, Fischergeräthschaften, Angeln und anderer für sie kostbaren Dinge. Zu Trinkgeschirren dienen Cocosschalen.

Sie haben einige Kenntnisse von der Astronomie, und sollen diese Kenntnisse den Kindern in einer Art Schule beibringen. Sie sind sehr gute Schiffer. Sie verehren mehrere Götter, wovon drei im Himmel ihren Wohnsitz haben. Eine Göttin Ligopup hat nach ihrer Meinung, das Weltall erschaffen; von ihr stammen mehrere Götter, deren Geschichte sie nach Traditionen erzählen. Sie opfern den Göttern Cocosnüsse und andere Früchte. Man sieht aber bei ihnen weder Tempel noch Götzenbilder, noch irgend einen öffentlichen Gottesdienst.

Die Todten werfen sie, so weit von der Küste entfernt, als es ihnen möglich ist, ins Meer, wo sie von den Haifischen verschlungen werden. Nur beim Tode der Häuptlinge begehen sie einige Leichenceremonien, und zeigen große Trauer. Im Augenblick, wenn der Kranke sterben will, malen sie seinen Körper gelb. Die nächsten Verwandten und Freunde versammeln sich um den Verstorbenen und heulen um die Wette, und man hört nichts als Seufzen und Geschrei; dann aber folgt plötzlich eine große Stille, eine Frau steht auf und hält unter häufigen Unterbrechungen durch Thränen eine pomphafte Leichenrede auf den Verstorbenen. Zuweilen schneiden einige zum Zeichen der Trauer, sich Bart und Haare ab. Die Todten werden oft in ein steinernes Begräbniß gelegt, und in den Häusern aufbewahrt; andere werden weit von den Wohnungen begraben, und das Grab mit Mauern und Steinen umgeben. Mit den Körpern begräbt man auch einige Nahrungsmittel, da die Seele nach ihrer Meinung solche bedarf. Sie glauben an einen Himmel für die Guten und an eine Hölle für die Bösen. Sie haben auch Priester, welche vorgeben mit den Göttern umzugehen.

Alle diese Insulaner leben in der Vielweiberei, und die Häuptlinge haben 8 bis 9 Weiber. Der Ehebruch halten sie für ein großes Verbrechen; doch ist die Verzeihung durch einige Geschenke an den Gatten leicht zu erhalten. Der Ehemann aber kann sich von seinem ungetreuen Weibe scheiden, aber auch die Frau kann ihren Mann verlassen, wenn er ihr nicht mehr gefällt; in diesem Fall bestimmen besondere Gesetze über ihr Heirathsgut. Stirbt ein Mann ohne Kinder, so heirathet die Witwe den Bruder des verstorbenen Gatten. Auf einigen Inseln überläßt der Mann seine Frau, einem Gastfreunde, während dieser bei ihm wohnt. Statt der Küsse beriechen sie sich zum Zeichen der Freundschaft, Nase und Hände; eine Gewohnheit, welche weit in dem Archipel von Asien und Polinesien verbreitet ist. Sie baden sich dreimal des Tages, Morgen, Mittag und Abends und sind also sehr reinlich. Sie begeben sich mit Sonnenuntergang zur Ruhe und stehen mit Sonnenaufgang auf. Den Häuptlingen wird das Einschlafen durch Gesang erleichtert, welchen junge Leute vor ihrem Hause hören lassen. Beim Mondenschein tanzen sie auch vor der Wohnung der Häuptlinge, aber bloß unter Gesang, da sie keine Instrumente kennen. Die Schönheit des Tanzes besteht in einer bestimmten Gleichförmigkeit der Bewegungen, wobei nach dem Takte sie nach einander Kopf, Arme, Hände und Füße bewegen. Sie schmücken sich bei diesen Tänzen mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, welche sie auf dem Kopfe, in die Nase und in die Ohren stecken. Ihre Tänze sind sehr abwechselnd, besonders auf den Marianen.

Einige Gruppen dieser Inseln sind erst seit kurzer Zeit den Europäern bekannt geworden, wie die von Kotzebue entdeckte Gruppe Radack. Ihre Bewohner, welche aber gar nicht zahlreich sind, gleichen sehr denen der Carolinen und Marianen. Sie kannten zwar das Eisen unter dem Namen Möll, scheinen aber mit Europäern vorher nie Umgang gehabt zu haben. Wenn man je von Menschen sagen kann, sie seyen ächte Kinder der Natur, so kann man es von diesen sagen. Sie sind eben so weit von der ekelhaften Rohheit der Neu-Holländer entfernt, als von der verdorbenen Civilisation der Europäer, in einem glücklichen Clima, wo die Natur die nützlichsten Pflanzen in reicher Fülle hervorbringt. Der Brodfrucht-, der Pandanus- und der Cocosbaum geben ihnen hinlängliche Nahrung, wozu noch etwa Fische kommen. Säugethiere, außer Ratten, bringen diese Inseln keine hervor. Die Wärme des Climas macht Kleidungsstücke großentheils entbehrlich, doch gehen die Bewohner nicht nackt, sondern Männer und Weiber haben Matten um die Hüften geschlagen, welche bei den Weibern bis auf die Füße herabgehen und einen wahren Leibrock bilden. Der obere Theil des Körpers ist immer nackt bei beiden Geschlechtern. Die Männer bemalen sich mit verschiedenen Vierecken von blauer Farbe, wodurch es das Ansehen bekommt, als ob der Körper mit verschiedenem Zeuge bedeckt sey; sie sind aber auch tatuirt; die Weiber haben nur an den Armen und am Busen von dieser Malerei; die Ohrenläppchen weit aufgeschlitzt, in denselben tragen sie ganze Rollen von Blättern und wohlriechenden Blumen, von welchen sie große Liebhaber sind; auch auf dem Kopf tragen sie Blumenkränze; am Halse Schmuck von Muscheln und Korallen. Die Haare sind bei beiden Geschlechtern lang und hinten in einen Schopf zusammengebunden. Die Farbe der Haut ist dunkel; die Männer tragen einen kurzen Bart, das Haar ist schwarz; sie sind sehr reinlich und baden sich oft. Die Körpergröße ist unter der gewöhnlichen, der Körperbau hager und schwach, doch gut proportionirt; ihre Gesichter drücken Gutmüthigkeit aus, welche sich auch in ihrem ganzen Betragen zeigt. Sie sind sehr furchtsam, und das einzige Laster, welches man an ihnen bemerkte, war die Dieberei. Sie scheinen selten unter einander Kriege zu haben, und ihre Waffen sind sehr schwach.

Ihre Furchtsamkeit zeigte sich besonders beim Anblick einiger Säugethiere, von welchen sie freilich vorher nie keine gesehen und also auch keinen Begriff davon hatten. Kotzebue beschenkte sie mit ein paar Ziegen, welche sie sehr fürchteten. Sie sahen sie mit Erstaunen an, und liefen alle davon wenn sie meckerten, lachten sich aber selbst über ihre Furcht aus, aber bei jeder Bewegung liefen sie doch wieder davon und warfen immer verstohlene Blicke auf sie. Unbeschreiblich aber war ihr Schrecken, als plötzlich der Bock einem dieser Insulaner einen Blumenstrauß aus der Hand riß, wobei er einen Stoß mit den Hörnern bekam; mit großem Geschrei floh alles, und man hatte die größte Mühe sie zu beruhigen. Ein kleiner Hund, der dem Capitain Kotzebue gehörte, verursachte einen nicht geringern Schrecken. Er kam in einem Boote vom Schiff her, als eben Kotzebue von einem Kreise Insulaner umgeben war, plötzlich sprang der Hund über die Schulter eines sitzenden Wilden in den Kreis, worauf alle davon liefen und der Schrecken um so größer wurde, als der Hund zu bellen anfing. Kaum konnte man diese Menschen von der Unschädlichkeit des kleines Thieres überzeugen, welche dasselbe nie aus den Augen verloren und bei dessen geringsten Bewegung Zuckungen bekamen. Aufs höchste aber stieg ihre Angst, als sie auf dem Schiffe ein paar Schweine zu sehen bekamen, welche mit Geschrei umherliefen. Einer der Insulaner umklammerte den Capitain, zitterte am ganzen Leibe und schrie noch lauter als die Schweine; die andern kletterten mit großer Schnelligkeit auf den Mast und das Tauwerk. Als Kotzebue bei einem Spaziergang einen Vogel schoß, fielen seine Begleiter vor Schreck nieder und glaubten, sie selbst wären zum Tode getroffen.

Auf dem Schiffe benahmen sie sich vollkommen wie Kinder, alle Gegenstände schienen ihnen neu, und alles betrachteten sie mit dem lauten Ausrufen der Bewunderung. Eisen schien ihnen der höchste unbezahl-

darste Schatz. Thee, Zucker, Wein und alle europäischen Speisen, schmeckten ihnen vortrefflich. Instrumentalmusik schien ihnen von Engeln herzukommen.

Von ihrer Religion und ihren häuslichen Verhältnissen erzählt uns leider Kotzebue nichts; doch gibt er an, ihre Wohnungen seyen ziemlich geräumig. Sie bestehen in einem Dache auf Pfählen ruhend; im Innern werden Matten ausgebreitet, auf welchen die Bewohner nach Art der Asiaten mit unterschränkten Beinen sich setzen. Die Zähne dieser Insulaner sind fast alle schlecht, welchen Umstand Kotzebue dem Genuß der süßen Pandanusfrucht Schuld gibt. Die Sprache ist von denen der Marianen und Carolinen verschieden. Sie sind sehr gute Seefahrer und haben schöne Boote aus Brodfruchtbaum, mit Schnüren von Cocosfasern verbunden und Segeln von Matten. Sie stehen unter Häuptlingen oder Fürsten, welche in großem Ansehen sind. Jeder hat immer seinen Schatzmeister bei sich, dem er alle Geschenke abgibt. Die Ursache der schwachen Bevölkerung dieser Inseln ist darin zu suchen, daß nicht gar selten Hungersnoth eintritt, wenn diese oder jene der wenigen Früchte, welche sie kennen, mißrathen. Daher haben diese sonst gutmüthigen Menschen das grausame Gesetz, daß eine Mutter nicht mehr als drei Kinder am Leben lassen darf, die übrigen werden getödtet. Der Mangel an Lebensmitteln ist auch meist die Ursache ihrer Kriege; es sind wahre Raubzüge, um andern Lebensmittel wegzunehmen.

5) Amerikanische Rasse.

Die fünfte Menschenrasse, welche Blumenbach annimmt, bilden die Amerikaner. Es ist aber eben so schwer, hinlänglich bezeichnende Charaktere bei den amerikanischen Völkern herauszuheben, als bei den Malajen und Polinesiern. Die Bewohner von Nord- und Südamerika sind wesentlich von einander verschieden.

Die Bewohner des Nordens von Amerika gehören theils zu den Nordpolarländern oder Eskimos, theils nähern sie sich in einiger Hinsicht der mongolischen Unterrasse, welches auch nicht sehr verwundern kann, da es möglich wäre, daß Völker aus Asien nach Amerika gelangen konnten, weil mehrere zwischen beiden Continenten liegende Inseln den Uebergang erleichterten, wie die Aleauten und Kurilen. Die Miamis, die Osagen und die Cherokesen haben viel Aehnlichkeit mit tartarisch-mongolischer Bildung. Humboldt glaubt auch, die Azteken oder alten Mexikaner seyen mongolischer Bildung, da ihre Augen schief stehen und der Bart sehr dünne und schwach ist; selbst alte Sagen der Mexikaner deuten darauf hin, daß ihre Voreltern aus Nordwest eingewandert seyen. Die Amerikaner im Norden haben auch immer eine gelbe Farbe, wie die Tartaren und Chinesen. Bei allen in wärmern Gegenden wohnenden Amerikanern aber ist die Kupferfarbe vorherrschend. Außerdem aber ist ein bedeutender Unterschied zwischen den Nordamerikanern und Südamerikanern, und man kann neben den Eskimos noch drei Unterrassen annehmen.

Die columbische Unterrasse, oder diejenigen Völker, zu welchen Columbus bei der Entdeckung von Amerika zuerst kam. Herr Bory de St. Vincent, der von der Idee ausgeht, die ersten Völker haben die Gebirge bewohnt, glaubt, sie seyen von den Alleghanigebirgen und den Apelachen ausgegangen, und haben sich über das ungeheure Becken des Lorenzstromes bis zum 46 Grad und weiter ausgebreitet, und sich südlich von den Floridas von Insel zu Insel über die Antillen, über Terrafirma in die Gujanas bis nach Cumana dem Meere parallel verbreitet. Die Canadier, die Huronen, die Kupfer-Indianer und die zahlreichen Völkerstämme, welche man als Ureinwohner der vereinigten Staaten antraf, von welchen viele schon verschwunden, andere dem Aussterben nahe sind, gehören hieher. Die Chippevais, Irokesen, Siux oder Dakotas, die Assiniboins, Mandanas, Arabaris, Creeks, die Schwarzfuß- und Großbauch-Indianer, die Panis, Arkansas, Illinois, und wie die vielen Stämme alle heißen; die Eingebornen von Honduras und Jukatan, die Mexikaner oder Galibis gehören hieher.!

Alle diese Stämme, besonders die am Missuri- und gegen die Rokygebirge wohnenden, sind Menschen von mehr als mittlerer Größe, schlank, stark und muskulös; die Gesichtszüge nicht häßlich; die Nase groß und vorstehend, meist eine sogenannte Adlernase; die Backenknochen vorstehend; die Stirne tritt etwas zurück; das Organ des Ortssinns ist dagegen sehr ausgebildet; die Augenöffnung etwas schief; der Mund groß; die Lippen etwas aufgeworfen, doch nicht sehr dick; die Oberlippe etwas vortretend; die Zähne stark und blendend weiß. Der Gliederbau ist indeß nicht so schön als an den Europäern und etwas schmächtig; die Waden klein, doch im Ganzen nicht häßlich. Die Haltung und Benehmen stolz; der Charakter zurückhaltend, besonnen, still, etwas melancholisch; die Hautfarbe ein schönes dunkelrothbraun. Die Weiber im Durchschnitt klein, haben mitunter hübsche Züge, und sind in der Jugend angenehm, allein sie werden sehr früh, oft schon im zehnten Jahre, mannbar, und da alle Arbeit auf ihnen liegt, altern sie schnell und haben einen häßlichen Gang. Sie haben etwas tiefliegende, aber sonst gut gebaute Brüste. Das Auge ist groß und braun; die Haare schwarz, gerade, dick, grob, glänzend, von mittlerer Länge; sie sollen nicht grau werden. Erhitzt riecht der Schweiß etwas nach der Ausdünstung der Hunde. Diese Menschen sind grausam, verschlagen, falsch, diebisch, schmiegsam, daneben in Versammlungen sehr beredt, sonst stille, in sich gekehrt, und sprechen oft halbe Tage kein Wort. Sie führen ein herumschweifendes Leben, und nähren sich bloß vom Ertrage der Jagd und Fischerei, verabscheuen alle Arbeiten, und alles was Mühe braucht, müssen die Weiber thun. Sie sind unmäßig, dem Trunke sehr ergeben, und sollen ehemals Menschenfresser gewesen seyn.

Die Bewohner von Central-Amerika scheinen sich von den Nordamerikanern zu unterscheiden und eine eigene Unterrasse zu bilden. Man glaubt, sie hätten sich von den Cordilleras der Anden aus über die Flußgebiete des Orenokas und Amazonenstromes, und südlich des Paraguay- und Platastromes über Brasilien, Paraguay, Chili, Peru, Buenos-Aires verbreitet. Ihre Stämme sind eben so zahlreich, wie ihre Sprachen. In Brasilien heißen die vorhandenen wilden Stämme Tupinambos oder Tupajas, Puris, Patachos, Botocudos, Machacaris und viele andere, deren Namen den Europäern fast unbekannt sind; in Paraguay wohnen die Guaranis und die Payaguas, in Chili die Araukaner, und in Peru die Nachkommen der alten Peruaner. Die Botocudos sind hellbraun, gegen den Wendekreis fast weiß; die Guayakos unter der Linie ganz weiß; die Choruas von Buenos-Aires fast schwarz, und beinahe unter dem 40 Grade südlich ohne rothe Schattirung; die Omaguas unter dem 4 Grade südlich rußschwarz, ihre Stirn besonders mißgestaltet, ihr Bauch dick, der Bart sehr stark, die Brust behaart; die Guaranis und Corvados dagegen haben weder auf der Brust noch am Kinn Haare.

Uloa beschreibt die Südamerikaner so, die Stirn ist klein und bis fast auf die Augenbraunen behaart; die Augen klein; die Lippen dick; die Nase dünn und spitzig, gegen die Oberlippe etwas gebogen; das Gesicht breit; die Ohren groß; die Haare tief schwarz, glatt und grob; die Glieder gut gestaltet; der Fuß klein; der Körper gut proportionirt; die Haut ohne Haar; nur im Alter ist das Kinn etwas behaart, die Backen niemals. Der Hals ist kurz; der Kopf steckt den meisten tief zwischen den Schultern und ist schwer und groß. Die schwächsten und kleinsten südamerikanischen Stämme sind die Chiquitos und Guayakas in den Sümpfen der Guyana. Die Chaimas sind ebenfalls klein, aber dick, mit ernster düsterer Physiognomie. Auch bei diesen Völkern spricht fast jeder Stamm eine eigene Sprache, so daß oft die Nachbarn einander nicht verstehen. Sie sind genügsam, aber geistlos und träge. Es gibt unter ihnen auch Menschenfresser. Die Patagonier im Süden sind nicht zahlreich, zeichnen sich aber durch ihre Größe aus, welche man zwar sehr übertrieben hat. Sie sind gewöhnlich 6 Fuß; es gibt aber auch solche, welche über 6 Fuß messen. Sie führen ein herumschweifendes Leben; sind im Ganzen munter und lebhaft; gehen fast nackt und bedecken sich nur mit Häuten; nähren sich durch die Jagd, besonders essen sie Seehunde, deren Fleisch und Fett sie roh genießen; können auch lange hungern. Sie sind wohl proportionirt, nicht dick, aber muskulös. Die Hautfarbe ist kupferroth; der Kopf groß; das Gesicht eiförmig, etwas platt; die Haare schwarz und borstig; die Zähne sehr weiß und lang; der Bart kurz; Hände und Füße klein.

Wir gehen nun zur nähern Betrachtung der einzelnen dieser Unterabtheilungen über.

Nordamerikaner oder Columbier. Die sämmtlichen nordamerikanischen Ureinwohner, die Eskimos ausgenommen, haben in ihrem Körperbau, in ihren Sitten, Gewohnheiten und in ihrem Charakter sehr vieles mit einander gemein. Die Mexikaner unterscheiden sich aber durch größere Civilisation und dadurch allmählig herbeigeführte Gewohnheiten doch sehr von ihnen. Es betrifft also die Allgemeinheit der Sitten, die alten Canadier, Huronen und Irokesen, die Californier, die Bewohner der Alleghanis- und Rockigebirge bis zum stillen Meer, die Ureinwohner der vereinigten Staaten Georgien, Louisiana, Florida bis zum Golf von Mexiko.

Sehr viele ältere und neuere Schriftsteller haben sich alle Mühe gegeben, die Abstammung dieser Völker aus der alten Welt zu beweisen. Vorzüglich hat Baumgartner in seiner allgemeinen Geschichte der Länder und Völker Amerika's die Abstammung von Noa oder von den Juden durch Vergleichung einiger Religionsgebräuche zu erweisen gesucht und aus den Schriften der Römer und Griechen die Stellen angeführt, welche darauf sich beziehen könnten. Er glaubt, daß auf jeden Fall Amerika bald nach der Sündfluth sey bevölkert worden; allein aller Bemühungen ungeachtet, läßt sich darüber gar nichts mit einiger Bestimmtheit oder nur Wahrscheinlichkeit angeben. Am wahrscheinlichsten wäre es noch anzunehmen, diese Völker seyen, wie die Eskimos, mongolischen Ursprungs, und wenn Amerika von der alten Welt aus bevölkert worden seyn soll, so ist dieß noch am besten nachzuweisen. Da wir uns aber nicht mit Hypothesen beschäftigen wollen, so müssen wir es jedem überlassen, darüber seine Meinung zu fassen, und lieber nur Thatsachen anführen.

Ihre äußere Gestalt entspricht vollkommen dem bei der columbischen Unterrasse angeführten Bilde. Ihre Physiognomien sind mehr ausdrucksvoll und imponirend als schön, und ihre Adlernase gibt ihnen einen eigenen Ausdruck von Ernst und Wildheit, der sich auch in allen ihren Handlungen zeigt und zu ihrer Lebensart paßt. Haltung und Benehmen sind stolz; der Charakter zurückhaltend, verschlagen, falsch, boshaft, unbändig, leidenschaftlich. Die ganze Erziehung der Knaben ist schon darauf berechnet, ihnen diesen Charakter zu geben. Sie werden vorsätzlich zum Zorne gereizt, und dieß thun oft die Mütter selbst; auch werden sie von ihnen nie geschlagen, und schlägt der Knabe nach der Mutter, so freut sie sich noch, hoffend, sie geben tapfere, unerschrockene und stolze Krieger, welche kein Mitleid kennen; daher werden sie sehr abgehärtet und üben sich in kriegerischen Spielen, im Wettlaufen, im Ertragen von Hunger und Kälte. Sie sind außerordentliche Fußgänger, obschon die meisten sehr viele Pferde haben, welche sie theils wild einfangen, theils erziehen, eintauschen oder ihren Feinden stehlen. Die einzige Beschäftigung der Männer ist Jagd, Krieg und Spiel; sie scheuen auch die geringste Arbeit, und halten jede andere Arbeit unter ihrer Würde. Alles ist den Weibern auferlegt, welche daher auch so schnell altern und häßlich werden, und vom Tragen schwerer Lasten einen wankenden Gang bekommen.

Den Mädchen fehlt es in ihrer ersten Blüthe nicht an Reizen, und ihre Züge sind zuweilen hübsch, allein selbst bei den nördlich wohnenden tritt die Mannbarkeit so frühe ein, daß Heirathen im zehnten und eilften Jahre nicht selten sind, woher aber auch, nach den Gesetzen der menschlichen Natur, ein frühes Altern eintreten muß. Sie haben im Allgemeinen wenig Kinder, welches daher kommen mag, daß sie dieselben ein Jahr und mehr säugen, daher die Schwangerschaften gar nicht schnell hinter einander folgen und durch schwere Arbeit beim schnell alternden Körper die Empfängnißfähigkeit bald aufhört. Die Bevölkerung ist daher bei allen amerikanischen Stämmen nicht sehr stark; dieß, die beständigen Kriege, die unordentliche Lebensart, und vorzüglich auch die Vorliebe zum Genuß starker Getränke, haben zusammen die ungemeine Verminderung der Ureinwohner Nordamerika's herbeigeführt; viele einst große und mächtige Stämme derselben sind schon gänzlich verschwunden, andere zur größten Unbedeutsamkeit herabgesunken und ihrem Erlöschen nahe. Nur die im Innern wohnenden Stämme, welche mit den Kolonisten wenig oder keine Gemeinschaft haben, die Bewohner der Rockigebirge und der Länder am obern Missuri bis zum stillen Meer, haben noch das ganze Gepräge der ursprünglichen Bewohner erhalten, und auf sie paßt, was wir hier angeben. Wenn sich die übrigen Nationen auch schon nicht der Kultur annäherten, sondern sich immer mehr von den Kolonisten zurückzogen, haben sie dennoch viel von ihren vorigen Sitten verloren. Alle welche mit den Weißen Umgang haben, sind große Liebhaber von gebrannten Wassern, und geben dafür alles hin. Es ist zwar den Weißen verboten worden, ihnen dieses Getränk zu verkaufen, da sie es vorzüglich beim Pelzhandel dahin mißbrauchten, in der Trunkenheit die Wilden zu übervortheilen und sie zu betrügen, allein diese Verbote werden eben nicht befolgt. Erhalten aber die Amerikaner Branntwein, dann wird so lange gezecht, bis die ganze Gesellschaft berauscht dahin fällt; ist der Rausch verschlafen, so wird wieder vorn angefangen und so fortgefahren, bis kein Tropfen mehr vorhanden ist. Häufig fallen dabei Schlägereien und Verwundungen vor. Weiber und Kinder nehmen an diesen Gelagen Antheil, daher darf man sich nicht wundern, wenn Krankheiten und größere Sterblichkeit dadurch entsteht.

Tapferkeit wird am höchsten geschätzt, und ihre Anführer haben nur sehr wenig Gewalt, wenn sie sich nicht durch Tapferkeit vor den andern auszeichnen. Jeder Stamm hat seinen Anführer, und diese wieder ihre Unteranführer, aber keine Stelle ist erblich, sondern wird bloß durch Muth erworben; ältere Anführer verlieren daher ihr Ansehen. Mit ihren Kriegsthaten prahlen sie sehr; die Stämme unter einander leben in beständigem Kriege, und ziehen in größern oder kleinern Parthien, jede unter ihrem Anführer aus. Dieser Anführer bereitet sich oft Monate lang vorher zum Zug. Sie trachten hauptsächlich nach dem Skalp ihrer Feinde, welchen sie als das größte Siegeszeichen ansehen. So wird nämlich die Kopfhaut genannt, welche sie ihren Feinden abziehen und mitnehmen. So wie einer fällt, suchen sie sich seiner zu bemächtigen und skalpiren seinen Kopf. Sie haben dazu immer das Messer bereit, und die Operation geschieht sehr geschickt und schnell. Man hat Beispiele, daß wenn diese Operation an Lebenden gemacht worden, die Wunden wieder heilten. Solche tragen dann eine Art Perrüque von falschen Haaren. Sehr selten machen sie Gefangene, sondern opfern fast alle ihrer Wuth, und schonen selbst die Weiber und Kinder nicht. Ehemals waren auch diese Völker Menschenfresser, allein jetzt sind sie es nicht mehr. Sie hatten auch ehemals die Gewohnheit, Gefangene unter den allerfurchtbarsten Martern aufs langsamste zu tödten, wobei der Gemarterte keine Empfindung verrieth und oft selbst noch seine Peiniger auslachte, daß sie nicht einmal genug zu peinigen verständen. Dieser furchtbare Gebrauch scheint auch nicht mehr zu herrschen, vielmehr addoptiren sie nicht selten solche Gefangene.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Lanzen und Tamahawks oder Keulen, und Streitäxte von Holz, Eisen oder Stein. Die den Kolonisten zunächst wohnenden bedienen sich sehr häufig der Flinten. Die Pfeilspitzen sind dreieckig, sehr scharf und schneidend, und so eingerichtet, daß sie nur angeleimt sind, wo dann, wenn sie in den Körper eindringen, die befestigende Materie sich auflöst und das Eisen zurück bleibt, wodurch natürlich höchst gefährliche Wunden entstehen.

Die Pfeile, welche sie auf der Jagd brauchen, sind dagegen mit befestigten Spitzen versehen, und dringen oft ungemein tief ein; ja sie können damit einen Büffel durchschießen. Im Kriege ist der Pfeil des Wilden gefährlicher als das Feuergewehr, welches die westlichen Horden nicht geschickt führen. Er versagt nie, verräth im Gebüsche nicht leicht den Schützen und fliegt weit. Die Bogen sind gewöhnlich von Nußbaumholz, einfach und kurz; das Holz der Pfeile aus dem Holz der Cornelkirsche. Die Köcher sind von Wildleder, und der Bogen befindet sich am Köcher in einem besondern Futterale. Die Streitäxte sind nur selten von sehr hartem Holz, häufig von Stein, seltener von Eisen; sie bedienen sich auch einer Art von Kopfbrecher, welche wie ein Hammer gestaltet sind und aus Stein bestehen, der an einem Stiele sehr fest hängt und große Gewalt ausübt.

Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, anderes thun die Männer nichts. Auf der Jagd helfen aber die Weiber auch oft mit. Da der Ertrag der Jagd ihre vorzüglichste, ja oft einzige Nahrung ausmacht, so sind beständig mehrere Truppen eines Stammes damit beschäftigt. Dagegen bauen sie entweder gar keine Pflanzen an, oder höchstens etwas Maiskorn. Ist daher die Jagd nicht ergiebig, oder werden sie durch Witterung oder die Streifereien ihrer Feinde daran gehindert, so entsteht Hungersnoth. Wie die meisten wilden Völker leben sie daher bald im größten Ueberfluß und können ungeheure Portionen verzehren; bald ertragen sie ziemlich leicht den Hunger und stillen ihn mit getrocknetem Fleisch und Bisonfett. Da durch die Fortschritte der Kolonisation die jagdbaren Thiere sehr abgenommen haben, so ziehen sich die Eingebornen

immer mehr ins Innere zurück, wo noch jagdbare Thiere sind. Es haben sich daher viele Stämme in den weiten Ebenen am obern Missuri, Missisippi, im Felsengebirge u. s. w. zusammengedrängt.

Noch besitzen aber in mehrern Freistaaten die Indianer sehr große Landstriche. Fast alle Indianer, mit Ausnahme der Eskimos und der im höchsten Norden streifenden Stämme mit schräge liegenden Augen, haben gleiche physische Eigenschaften, eine Erz- oder Kupferfarbe, ein steifes, schwarzes Haar, hellbraune Augen, hervorstehende Backenknochen und eine gerade Statur. Einige sind etwas kleiner als andere. Zu den langen gehören die Osager, zu den kleinen die Shoshanees; doch hat jeder Stamm eigenthümliche Gesichtszüge und einen eigenthümlichen Putz. Die meisten Stämme, welche mit den Europäern in nahe Berührung kamen, sind ausgestorben, aber auch die andern reiben sich auf durch Kriege und Unmäßigkeit. Einige sind bloß Fischer und Jäger, wenige betreiben einen bedeutenden Feld- und Gartenbau.

Sie haben alle eine Abneigung, wie civilisirte Menschen zu leben, und gehen nur aus Noth zum Feldbau über. Alle Indianer sind gastfrei, und in der Hütte des Wilden ist die Person und das Eigenthum des Fremden sicher. Der Mann ist Jäger, und die Frau muß die Haus- und Feldarbeiten leisten. Die meisten Indianer haben mehrere Weiber, welche sogar die Pferde und Hunde füttern und das Gepäck tragen müssen. Der Mann kauft die Tochter vom Vater. Das Weib wird von ihnen als ein niedrigeres Wesen betrachtet. Der Mann ahndet den Ehebruch streng, wenn er üble Laune hat, und in andern Fällen gönnt er seinem Freunde die Umarmung seiner Gattin, ohne daß diese widersprechen darf. Gemeiniglich muß die geschiedene Frau sorgen, wie sie sich mit den Kindern durchhilft, und oft lange warten ehe sie ein anderer zur Frau verlangt. Blutschande verabscheuen sie; dennoch heirathet ein Indianer oft mehrere Schwestern. In der Regel stürzt sich der Indianer unbedenklich in Todesgefahr, begeht aber nie einen Selbstmord, auch bei den trübsten Schicksalen, denn man lehrte ihn, daß Geduld und das Ertragen des Unvermeidlichen eine Tugend des männlichen Charakters der wahren Tapfern sey. Er glaubt, daß der große Geist seine rothen Kinder als das auserwählte Volk betrachte, welches daher von dem Glauben und den Sitten, ohne ihn zu erzürnen, nicht abweichen dürfe. Er thut was seinen Leidenschaften gefällt, doch glaubt er, daß Mäßigung in seinen Wünschen und Handlungen rühmlich sey. Nur Gewohnheit und Familienbande halten den Stamm zusammen, der Beleidigte rächt sich, und die Stärke ist die Sicherheit seines Rechts. Jeder Indianer hält seine Seele für unsterblich. Einige Stämme fürchten neben dem guten auch ein böses Wesen. Für das edelste Thier halten sie die Schlange, und tödten daher keine. Ihre Aerzte sind die Priester, Wahrsager und Magier, und diese sind nicht ganz ohne Naturkenntnisse. Ihr Himmel ist nichts als ein irdisches Paradies. Sie glauben an eine Bestrafung nach dem Tode für Unthaten. Einige Stämme fürchten sehr die Bezauberung, die sie durch Weiber zu erfahren glauben, welche sich ihnen durch Bosheit annehmlich machen, und daß ihnen dieses Schicksal in Folge einer Weihe ihrer Aeltern widerfahren könne.

Die Waldstämme kriegen mit Feuergewehr; die Stämme der Savanen längs den Flüssen sind bei Feldzügen zu Pferde und tragen Speere, Bogen und Pfeile. Die Zahl der Indianer im Osten von Missisippi im Umfange der vereinigten Staaten mag ungefähr 105,000 betragen. Die meisten leben in den Staaten Alabama, Missisippi und Mitchigan. Im Westen zwischen dem Missisippi und dem Felsgebirge hausen etwa 108,000, im Felsengebirge 20,000, im Westen derselben 80,000, also in einem Raume von 24 Breiten- und 58 Längegraden nur 313,000 Köpfe. Trunk und Feuergewehr zerstörten diese Völker, und durch letzteres tödteten sie zu viele Biber und Hirsche, haben daher oft Mangel und Hunger und leiden an neuen Krankheiten.

Vergebens bemühete man sich durch menschenfreundliche Erziehungsanstalten die Indianer zu bewegen zur Kultur überzugehen, und dadurch ihr allmäliges Aussterben zu verhindern. Am meisten gelang dieß den Spaniern und Jesuiten; in ganz Nordamerika sind einzig die Cherokesen in Georgien zur Civilisation gekehrt und bilden einen Staat. Diese vermehren sich wieder, treiben sorgfältig Ackerbau und Viehzucht, haben auch Handwerke, Spinner und Weber. Sie zählen 15,000 Köpfe, darunter 1,200 Sklaven; weiße Männer, welche sich mit Indianerinnen verheiratheten 147, und 73 weiße Frauen welche Indianer heiratheten. Sie haben eine auf zwei Jahre gewählte republikanische Obrigkeit, welche sich in den Tagen ihrer Sitzungen aller geistigen Getränke enthalten mu

Unter ihnen leben christliche Missionarien, welche 500 Kinder unterrichten und alle englisch lehren. Sie haben ihre Zeitung, Druckerei, Polizei und vermehren sich auffallend.

Die jagdbaren Thiere sind der amerikanische Auerochs oder Bison, von welchen es jetzt noch Heerden von vielen Tausenden gibt, die Elkhirsche (Cervus Wapiti), der virginische Damhirsch (Cervus virginianus), der schwarzschwänzige Hirsch, die gegabelte Antilope (Antilope furcifer), das wilde Schaf. Als Pelzthiere der schwarze und graue Bär, der Biber, Wölfe, Füchse u. s. w. Der Bison und die Hirsche liefern das vorzüglichste eßbare Wild; auch essen sie den schwarzen Bären, selten den grauen (Ursus ferox). Westlich am Arkansas findet man noch ganze Heerden wilder Pferde, welche oft eingefangen und gezähmt werden. Einige Stämme essen auch Pferde und Hunde.

Die Kleidung dieser Völker ist eigentlich sehr einfach, dann aber sind die Kleider selbst in ihrer Art oft sehr künstlich und mit großer Mühe und Sorgfalt bearbeitet und geziert, und der Indianer in seinem Putze gewährt ein imposantes und doch in gewisser Hinsicht lächerliches Ansehen. Die lange schlanke Figur, die ausdrucksvollen Gesichtszüge, die stark vorstehende Adlernase, die blitzenden, lebhaften Augen, der stolze Ernst in Haltung, Gang und Gesichtszügen flößen einen gewissen Respekt ein; allein die unbegränzte, kindische Eitelkeit, der sonderbare Haarputz, die mancherlei Troddeln, die bunten Fetzen und Ketten, welche an allen Seiten herabhängen, die weichen, außen mit gefärbtem Federkielen oder Stachelschweinstacheln gestickten Halbstiefel, die langen bunten Tabakspfeifen, bunte Bemalung des Gesichts, mit dem brennensten Roth, Blau, Weiß, oder Gelb, machen gegen die ernste Haltung einen sonderbaren unerklärlichen Contrast. Bei den einen Stämmen ist der Kopf kahl abrasirt, und über denselben tragen sie einen sehr künstlich gemachten Haarbusch aus den Haaren eines Hirschschwanzes, hochroth gefärbt. (Wir haben einen solchen aus dem Stamme der Muskoke nach einer Zeichnung des Herrn Bodmer, nach der Reise des Prinzen von Wied abbilden lassen). Andere tragen dagegen die Haare lang und in Zöpfen herabhängend, welche oft noch durch Haare, welche sie der skalpirten Haut der Feinde abgenommen haben, verlängert sind und fast bis auf die Erde reichen. Bei noch andern hängt das lange Haar ungeflochten über die Schultern herab, oder wird über den Scheitel zusammengebunden. Im Sommer gehen sie daneben ganz nackend, bis auf einen Schurz um die Geschlechtstheile, der mit einem Riemen auf beiden Seiten befestigt ist und gewöhnlich aus blauem oder rothem Tuche besteht, welcher hinten und vorn zwischen den Beinen durchgezogen wird. Die Weiber tragen um die Lenden einen ordentlichen kurzen Rock, oder sind in rothe oder grüne wollene Decken, welche sie von den Kolonisten erhandeln, eingewickelt. Bei denen, welche im Innern wohnen, bestehen diese Decken aus weich gegerbtem Leder von Bisonhäuten, woran das Haar noch ist; die Lederseite ist bunt gemalt und zeigt oft regelmäßige Figuren; bei einigen sind auch Zeichnungen verschiedener Figuren darauf angebracht, welche einen bestimmten Bezug auf ihre Thaten haben: Gefechte, der Akt des Skalpirens, Pferde u. s. w., doch so roh, wie etwa Kinder Zeichnungen machen. Im Sommer wird die Lederseite, im Winter die Haarseite einwärts gekehrt. Im Winter tragen beide Geschlechter auch kurze Hosen aus Leder, welche an den Seitennäthen mit Büscheln und Troddeln von Menschen- oder Thierhaaren geziert sind. Hieher gehören die Abbildungen von Wah-Menitu, einem Dacota und von Makuje-Poka oder Wolfskind vom Stamme Piekan in vollem Schmucke. Portraits von Herrn Bodmer gezeichnet und durch die Güte des Prinzen von Wied mitgetheilt.

Die Männer haben, wenn sie geputzt sind, eine eigene Tasche angehängt, worin ein Spiegel sich befindet, in welchem sie sich sehr häufig besehen, ihren Putz ordnen und neue Farben auftragen. Weiber und Kinder haben lange, schöne glänzend schwarze Haare. Die Männer lassen sich hin und wieder einige Haare am Kinn stehen, reißen aber alle übrigen am ganzen Körper sorgfältig aus, einige lassen sich auch ein kleines Bärtchen wachsen.

Die Ohren beider Geschlechter sind durchbohrt, und zwar manchmal drei bis viermal der Länge nach, und in jedem Einschnitt tragen sie einen Bündel von künstlichen Perlschnüren oder Glasstäbchen. Die Reichen tragen auch solche Porzellanstäbchen in Schnüren um den Hals. Die von den Kolonien Entfernten verfertigen ähnliche Zierarten aus gefärbten Stachelschweinstacheln, sehr künstlich und nett gearbeitet.

Alle nordamerikanischen Völker sind leidenschaftliche Raucher, und

die Tabakspfeife spielt bei Festen, Krieg und Frieden, bei Tanz und Spiel eine wichtige Rolle. Sie rauchen aus sehr langen Pfeifen; der Pfeifenkopf ist meist aus Stein künstlich geschnitten, von Serpentin oder Nephrit; der mittlere Theil ist von Holz, meist breit, ordentlich geschnitzt; das Mundstück ist ebenfalls von Holz, mit gefärbtem Geflechte von Stachelschweinstacheln geziert, oft auch mit den grünen Federn der Enten. Der Tabaksbeutel besteht aus der Haut kleiner Säugethiere, besonders des Stinkthiers (Mephitis Chinga). Sie lassen alles an der Haut, Kopf, Zehen und Schwanz, und verstehen das Gerben überhaupt gut. Die innere Schwanzseite wird mit gefärbten Stacheln gestickt, und an die Füße Troddeln von Haaren und Flitterwerk gehängt; auch an den Pfeifenstielen hängen meist roth gefärbte Haarbüschel herunter. Nie raucht aber einer eine Pfeife allein, sondern einer raucht nur einige Züge und bietet dann die Pfeife dem Nachbar, so geht sie in der Reihe herum. Dabei haben sie viele abergläubische Gebräuche. Sie legen z. B. die Pfeife vorher auf die Erde, blasen dann den Rauch zuerst aufwärts, als eine Art Opfer für den großen Geist, dann nach der Erde, oft auch nach allen vier Winden. Friedensverträge werden nie anders geschlossen, als unter Herumgehen der brennenden Pfeife, aus welcher sonst nie geraucht wird, daher heißt sie auch Friedenspfeife oder Calumet. Zuerst raucht ein Häuptling und bläßt unter einigen Formeln den Rauch aus, gleichsam um sie einzusegnen; dann geht sie von Munde zu Mund. Macht ein Indianer mit einem andern Freundschaft, so wird diesem die Pfeife geboten, und dann ist die Freundschaft des Wilden sicher.

In ihren Hütten oder Jurten sind diese Menschen sehr gastfreundlich, und man ist darin sicher; aber derselbe Mann greift nicht selten seinen Gast, wenn er ihn in den Steppen antrifft, an. Ihre Gastfreundschaft ist sogar excessiv, und nicht selten bieten sie dem Gast ihre Weiber während seines Aufenthalts an. Je mehr aber diese Menschen sich an den Umgang mit den Weißen gewöhnen, desto mehr hat sich ihre gastfreundschaftliche Tugend verloren.

So sehr ein Stamm feindlich gegen andere ist, so anhänglich und treu sind die Leute eines Stammes an einander; sie verlassen sich nie, sind auch meist sehr treue Bundesgenossen.

Sehr abstechend ist das stille und zurückhaltende Wesen dieser Menschen, welche oft Tage lang kein Wort sprechen, mit ihrer Beredsamkeit, welche sie bei öffentlichen Versammlungen an den Tag legen. Solche Volksversammlungen haben statt, wenn ein Krieg oder Feldzug beschlossen wird, oder wenn Friede geschlossen, Gesandtschaften abgeschickt werden oder eintreffen, kurz bei allen Anlässen, wo das Interesse des Stammes es erfordert.

Die religiösen Ansichten dieser Völker sind mit Zügen aus der Mythologie vermischt, und nähern sich in dieser Beziehung denen der frühern Völkern des Alterthums. Sie stellen ihren Gott unter symbolischen Formen dar, verehren aber diese nicht als den Gott selbst, sondern nur als sein Sinnbild, da der Gott unsichtbar ist, und lassen ihn über Blitz und Donner gebieten, wie die Griechen ihren Jupiter, und die alten Nordländer den Wodan. Nach ihren Traditionen haben anfänglich acht Menschen gelebt, welche sich während ihres kurzen Lebens mit dem Glücke der Völker beschäftigt haben; nach ihrem Tode begeben sich ihre Seelen in die Körper von acht verschiedenen Thieren, Bär, Adler, Turteltaube, Biber, und sie theilen sich in verschiedene Sekten, von denen jede ein Sinnbild eines dieser Thiere bewahrt, welche nur bei feierlichen Gelegenheiten ausgestellt werden, wie beim Ausmarsche zum Kriege. Bei den Ayovas dürfen sich nie zwei aus derselben Sekte heirathen, dadurch werden diese Sekten innig unter einander verbunden. Hat ein Jüngling sich eine Frau ausersehen, so geht er auf die Jagd und tödtet ein Wild, welches er seinem Vater oder einem der nächsten Verwandten übergibt, der es dann auf ein Pferd bindet, ohne Aufschub zu den Verwandten der Auserwählten bringt und ohne ein Wort zu sagen wieder weggeht. Wenn nun der Bewerber glaubt, sein Wild sey zubereitet, so erscheint er. Wird er nun zu dem Feste eingeladen, so zeigt dieß, daß seine Bewerbung angenommen worden sey. Sein Vater oder seine nächsten Verwandten wählen nun die Pferde oder andere Gegenstände, die zum Hochzeitgeschenk bestimmt sind, und der Verlobte bringt sie in die Wohnung der Braut.

Die Vielweiberei ist allgemein im Gebrauch, und der Bewerber einer Frau heirathet zugleich alle ihre jüngern Schwestern, darf aber auch eine oder mehrere derselben an seine Freunde abtreten, ohne die Verwandten zu beleidigen. Oheime und Tanten werden wie Vater und Mutter, Vetter und Basen aber wie Schwestern angesehen.

Beim Tode naher Verwandten rauft sich die ganze Familie die Haare aus, oder schneidet sie ab. Das Zeichen tiefer Trauer ist eine strenge Enthaltsamkeit, Trauerkleider und ein schwarz gefärbtes Gesicht. Die Enthaltsamkeit von aller Nahrung können sie sehr lange steigern. Ein Häuptling oder tapferer Krieger wird mit vielem Pompe begraben. Seine besten Waffen werden ihm mit ins Grab gegeben, und seine schönsten Pferde als Opfer getödtet; der Leichnam häufig vollkommen bekleidet und bewaffnet, wird in eine enge und tiefe Grube gelegt und wohl mit Erde und Steinen bedeckt, um ihn vor der Gier der Wölfe zu bewahren. Ueber das Grab werden kleine Hügel aufgeworfen und mit Pferdeschweifen oder andern kriegerischen Atributen geschmückt. Diese Grabstätten werden selbst durch die Feinde respectirt und die Stellen als heilig gehalten. Bei den nordwestlichen Völkern werden die Todten nicht begraben, sondern auf hohe Gerüste oder Bäume ausgestellt und mit den kostbarsten Effekten umgeben. Die Mandans und Dickbauch-Indianer stellen sie auf diese Art um die Dörfer herum.

Bei den Leichen-Ceremonien lassen sie ein starkes Geheul hören, und machen dazu gräßliche Grimassen. Wird einer vom Feinde getödtet, so versammelt man sich, verflucht den Mörder und bedroht ihn im Fall der Habhaftwerdung mit der grausamsten Behandlung. Die Tänze und Gesänge bei diesen Gelegenheiten sind lächerlich und abscheulich. Von der einen Seite nähern sich die Männer, von der andern die Weiber, und nachdem sie sich vereinigt haben, bilden sie eine Gruppe Tanzender, wobei sie eigentlich keine Schritte machen, sondern mit geschlossenen Beinen hüpfen, ohne das Knie zu biegen. Dabei ertönt der Schall einer Trommel und einer Art mit Samen halb gefüllter Kürbisflaschen, gemischt mit traurigen und melancholischen Gesängen. Sie haben dreierlei Tänze, Belustigungstänze, Leichentänze und Kriegstänze. Die letzten führen die Männer allein auf, und erscheinen in voller Rüstung. Einer der vornehmsten Krieger stellt durch Pantomine seine Kriegsthaten vor, und bestrebt sich durch Reden den Geist der Waffengefährten zu erheben und zu beleben, wobei sie sich oft sehr blumenreichen Phrasen bedienen. Die Tracht der Weiber bei solchen Festlichkeiten ist unter den Indianern, welche mit den Kolonisten in Berührung kommen, oft höchst lächerlich. Herzog Wilhelm von Würtenberg sah bei einem solchen Anlaß bei den Ayovas, wie die Tochter eines Häuptlings über ihren Rock die alte Livrée eines englischen Bedienten trug; eine alte Matrone trug eine Dragoner-Uniform und einen runden Hut, und eine andere Indianerin, welche kaum mit einem Gürtel bekleidet war, hatte auf dem Kopfe einen mit Federn besetzten Strohhut. Die Häuptlinge und Krieger sehen hier nur zu, und lassen die Friedenspfeife von Mund zu Mund gehen. Ausgezeichnete Krieger tragen auch gewisse Zierarten, welche andere nicht tragen dürfen. Z. B. Federn vom Kriegsadler in den Haaren, Fuchsschwänze an den Füßen; eine Kriegspfeife am Hals. Diese letztere ist eine wirkliche Pfeife aus dem Flügelknochen eines Schwans gemacht; sie hängt an einer Kette von Stachelschweinborsten geflochten.

Die meisten dieser Völker sind wirkliche Nomaden, die umher streifen und da ihre Hütten aufschlagen, wo sie die beste Jagd vermuthen. Diese Hütten, welche oft kleine Dörfer bilden, bestehen aus Bisontenhäuten, welche über Pfähle ausgespannt werden, wie die Jurten der nomadischen Asiaten. Andere bauen sich Hütten aus Erde. Auf dem Boden wird ein Kreis von etwa 40 bis 80 Fuß Umfang abgemessen, und in einem Winkel von etwa 60 Graden werden 15 bis 20 Fuß hohe Stangen schräg nach Innen gesenkt in den Boden gegraben, so daß sie 12 bis 14 Fuß vorragen und an ihrer Spitze zusammengeflochten werden, auf diese werden neue Stangen gelegt und ein kegelförmiges Dach gebildet. Die Thüre ist ein viereckiges 4 Fuß hohes Loch, deren Eingang noch durch einen etwa 12 Fuß langen und 4 Fuß hohen Gang nach Außen bedeckt wird. Alles wird mit Weidenstäben dicht durchflochten und mit Erde oder Lehm 2 bis 3 Fuß dicht bedeckt. Der Rauchfang bildet die Spitze des Dachs. In der Mitte der Hütte, deren Boden festgestampft wird, bildet ein rundes Loch den Feuerheerd, über welchen meist immer ein großer eiserner Kessel hängt, der allen Bewohnern zum Kochen dient. Vormals bedienten sich die Indianer steinerner Kochgeschirre, was auch jetzt noch bei einigen westlichen Völkern der Fall ist. Rings um die Wände im Innern der Hütte befinden sich 12 bis 16 Abtheilungen von Rohr geflochten, welche zu Bettstellen dienen, und mit Matten verhangen sind. Auf dem Boden sind ebenfalls Matten ausgebreitet, auf

welchen aber bloß die Männer sitzen; Jünglinge und Weiber sitzen auf dem bloßen Boden. Auf dem Gipfel der Hütte ist gewöhnlich auf einer Stange ein Zauberbeutel aufgehängt, welcher symbolische Gegenstände enthält, deren sich die Indianer zu ihren mystischen Gebräuchen bedienen, um die bösen Geister abzuhalten. Eigentliche Religion oder gottesdienstliche Gebräuche haben sie nicht, allein dagegen sehr viele abergläubische Meinungen und werden daher von ihren Gauklern, die auch zugleich Priester sind, gemißbraucht, welche Krankheiten und andere Ereignisse schlau zu ihrem Vortheile benutzen. Aehnlich den Neu-Seeländern zeigt der Amerikaner einen entschlossenen, festen, verschwiegenen Charakter und große moralische Kraft. Aber in manchen Augenblicken des Lebens bebt er schwach und unentschlossen vor Gegenständen, welche ihm unerklärlich scheinen, und in welchen er den Einfluß böser Geister oder eines Zaubers zu erkennen glaubt. Es ist indeß dieß der Charakter aller ungebildeten Menschen unter allen Völkern der Erde, und selbst mancher gebildete Europäer glaubt noch an Kalendermährchen fester als an die Bibel.

Ihre Hausthiere sind Pferde und Hunde. Erstere werden häufig gefangen, welches mit einer Art Wurfriemen geschieht, wie in Südamerika. So unbändig sich auch ein solches Pferd anfangs benimmt, so wissen sie es in wenigen Tagen zu zähmen.

Auf den Flüssen bedienen sie sich ausgehöhlter Holzstämme zu Schiffen, zuweilen aber werden bloß einige Büffelhäute zusammengenähet und eine Art Trog oder lederner Kessel daraus bereitet, in welchen sie beträchtliche Strecken weit fahren oder über Flüsse setzen. Das Leder muß aber zuweilen wieder getrocknet werden. Der Büffelhäute, so wie solcher kleinen Boote bedienen sie sich auch zum Tragen verschiedener Gegenstände. Ein solches Boot kann einige hundert Pfunde tragen.

Der Hunde bedienen sie sich im Winter als Zugthier, benutzen auch ihr Fleisch und ihren warmen Pelz, lassen sie aber dabei oft fast verhungern, so daß sie erbärmlich mager sind. Es ist eine Art Wolfshunde von großem starkem Körper. Zur Jagd bedienen sie sich ihrer nicht.

Sowohl die einzelnen Indianer, als auch die Stämme der verschiedenen Völker unter sich, legen sich sehr sonderbare und bezeichnende Namen bei; so nennt sich ein Stamm verbrannte Hintern, es gibt Dickbäuche, Schwarzfüße, Sackindianer, Krähenindianer, Blutindianer, Plattköpfe, Fuchsindianer, Großfische u. s. w. Die einzelnen ausgezeichneten Häuptlinge aber haben eben so sonderbare Namen, wie der schwarze Vogel, das schwarze Rebhuhn, der schwarze Krieger, der Kranich, der Dieb, das harte Herz, der Mann voll Muth, der den Tiger schießt, das Kind, der kleine Stern, das helle Wetter, der ziehende Regen, die weiße Wolke, das verbrannte Holz, die kleine Schüssel, der stehende Bär, der Auerochse, die weiße Nase, die böse Laune, der Mittag, die kleine Schildkröte, der große Flügel u. s. w.

Bei der herumschweifenden Lebensart der wilden amerikanischen Stämme und bei dem beständigen Aufenthalt im Freien, sind alle Sinne dieser Völker auf eine hohe Stufe entwickelt. Gehör und Gesicht sind sehr vollkommen, und wenn den Nachrichten zu glauben ist, so ist der Geruchssinn beinahe so scharf als bei den Hunden. Genöthigt bei seinem Herumschweifen durch Wälder, Steppen, Trifften auf alles acht zu geben was den Weg bezeichnet, weiß er ohne Compaß sich zurecht zu finden. Die Nordseite erkennt er an der rauhern Rinde der Bäume. Das Zerknicken einiger Blätter oder Reiser, das Abstreifen der Thautropfen zeigt ihm an, daß jemand dadurch gegangen ist, selbst die Größe der Menschen erkennt er daran; sein Gesicht reicht in Fernen, wo wir gar nichts mehr sehen, und sein Gehör ist äußerst fein, und legt er das Ohr auf die Erde, so kann er nicht bloß entfernte Töne unterscheiden, sondern auch den Ort, woher sie kommen und wodurch sie entstehen. Ein Rauch den der Civilisirte nicht wahrnehmen kann, den Geruch des Feuers bemerkt er in großen Entfernungen, und diese Sinne leiten ihn sicher an das gewünschte Ziel. Aus dem Geruche der Fußstapfen kann er zuweilen sogar Freunde und Feinde erkennen; da der Amerikaner nie mit nackten Füßen, sondern mit weichen Lederstiefeln den Boden betritt, so nimmt das Leder nach der Art des Gerbens einen eigenen Geruch an, der das Volk, welches ihn gegerbt hat, verräth. Sie erkennen bald, ob die Spuren des Wildes alt oder neu seyen, und spüren es im letzten Fall bis in sein Lager auf. So bedarf er der Hunde auf der Jagd nicht, wohl aber sein schnelles Pferd, welches er gewöhnt, hart an die Büffelheerden anzurennen, und zu rechter Zeit umzukehren. Auch diese Pferde haben vortreffliche Sinne und wissen sich sehr leicht zurecht zu finden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Sitten der Nordamerikaner gehen wir noch zur Betrachtung der einzelnen Hauptstämme über, welche wir übrigens nicht alle anführen wollen.

Die Stämme der Ureinwohner, welche in frühern Zeiten die ersten Kolonisten feindlich verfolgten, sind zum Theil gänzlich erloschen oder haben sich von den Kolonien zurückgezogen.

In Louisiana z. B. waren einst die Atacapas und Chetimachas wilde und sehr gefürchtete Stämme, diese sind bis auf wenige Familien ganz ausgestorben. Sie waren Menschenfresser. Im Jahr 1719 bemächtigten sich die Atacapas der Herrn von Charleville und Bellisle, welche sich auf der Jagd verirrt hatten. Charleville, der sehr wohl beleibt war, wurde sogleich mit Keulen erschlagen und verzehrt, der magerere Bellisle dagegen wurde auf ein anderes Fest aufgespart, aber von seinen Landsleuten befreit. In dem mit den Atacapas gemachten Frieden wurde ihnen zur Hauptbedingung gemacht, kein Menschenfleisch mehr zu speisen. Jetzt bilden die schon sehr geschwächten Calcasui und die Coshottes, so wie die in ganz Louisiana herumschweifenden Tunicas und Chaktas die letzte rothe Bevölkerung des Landes. Sie können füglich mit den Zigeunern verglichen werden, sind aber, den Trunk ausgenommen, weit besser als jene. Die Chikisatas dagegen sind viel mißtrauischer und feindseliger, und haben eine große Neigung zum Trunk, zur Habsucht und zur Grausamkeit. Die Natchetz waren bei der Landung der Franzosen in Louisiana ein friedliches Volk, wurden aber durch die Grausamkeit der Franzosen gereizt, genöthigt mit den kriegerischen Chikisatas in Bündniß zu treten und gegen die Franzosen zu fechten und dann in Folge dieses nach mehrern blutigen Gefechten zuletzt völlig ausgerottet.

Die Delawares, einst am Strome dieses Namens wohnend und mächtig, sind von da weg in die westlichen Gegenden des Missisippi getrieben worden, und bestehen nur noch in einem kleinen Erbarmen erregenden Haufen, welcher kaum noch das Leben zu fristen vermag und werden bald verschwinden.

Die Putovatomis im Staate Missuri, gehören zu den allerschmutzigsten Stämmen; ihre Haut mit Unreinlichkeit und Schmutz bedeckt, ist dunkelbraun, das Gesicht malen sie dabei brennend roth und grün, die Männer gehen, außer ihrem Schurz um die Lenden und einer weißen wollenen Decke oder abgeschabten Bisonfell, fast ganz nackend. Die Lederstücke, welche sie tragen, sind schlecht gegerbt, mit Stückchen Tuch oder Bändern behangen, ohne alle Stickerei und Künste. Die Männer tragen das Haar meist lang und herunterhängend, einige ganz kurz und struppig, andere kahl und rasirt, mit einem Haarschopf von Hirschschwanzhaaren roth oder gelb gefärbt, oder mit den Schwanzfedern des Steinadlers geschmückt. Der Gesichtsausdruck ist roh und wild, bei beiden Geschlechtern nicht eigentlich häßlich, ja bei Weibern oft schön, nur durch den Schmutz verdorben. Die Ohren dreimal durchstochen und von blau und weißen Parcellanstäbchen behangen; einige tragen auch einen großen Ring durch die Nasenscheidwand.

Die Osagen, auch jetzt noch eine zahlreiche Völkerschaft, gehören zu den größten und stärksten Völkern der östlichen Gegend und zeichnen sich durch starken und muskulösen Wuchs aus. Zu diesem Stamme rechnet man die Camazen, die Arkansas, die großen und kleinen Osagen, die Kanzas, Omahas, Pukaras. Alle reden dieselbe Sprache, nur in verschiedenen Dialekten. Alle lebten einst friedlich beisammen, verfeindeten sich aber wegen der Jagd, gerieten auch deßwegen mit den benachbarten Panis und Dokatas oder Siux in Streit und schmolzen sehr zusammen.

Die Panis oder Pawnis sind ein tapferes und weit gebildeteres Volk, als die Osagenstämme, sie haben eine andere Sprache und viele ihrer religiösen Gebräuche, namentlich auch die ehemaligen Menschenopfer zeigen Verwandtschaft mit den Mexikanern. Sie haben sich mit den Omahas befreundet, gehen mehr nach Südwesten, die Osagen nach Norden und Westen. Sie leben fast nur von der Bisonjagd, dem Biber- und Otterfang, doch bauen sie etwas Mais. Bogen und Pfeile sind weit allgemeiner ihre Waffen als Feuergewehre, und die Bisontenjagd wird zu Pferde betrieben und in vollem Jagen der Pfeil dem Thiere durch den Leib geschossen. Die Panis und Pukaras sind die besten Reiter.

Der Osage ist unter seinen Nachbarn am wenigsten grausam, Menschenopfer sind ihm fremd, er ermordet selten im Bereich seiner Hütte den gefangenen Feind, und begnügt sich mit dem Skalp des gefallenen Gegners. Er achtet die Häuptlinge und den Rath der Alten, ehrt das höchste Wesen als Herrn des Lebens, und frägt nach dem Rath der Priester. Durch ihre Tapferkeit und Stärke behaupteten die Osagen noch den Besitz der einträglichsten Jagdbezirke.

Die Ayovas ſind als treuloſe, diebiſche und grauſame Wilde bekannt, welche gerne den einzeln reiſenden Pelzhändlern auflauern und ſie plündern. Sie leben in ewigem Kriege mit den weſtlichern Indiern, zwiſchen dem Miſſury und dem Rio bravo del Norte, den Arkanzas und Konzas; zu ihrem Stamme gehören die Fuchs-, Sacks- und Otasindianer. Sie halten viel auf eheliche Treue, und die Mütter wachen über die Keuſchheit ihrer Töchter; man findet daher ſelten liederliche Weiber unter ihnen. Eltern und Verwandte lieben ſich ſehr unter einander, Freunde verlaſſen ſich nie in der Gefahr, und Tapferkeit iſt ihr einziges Beſtreben. Als in den letzten Jahren ein großer Häuptling von den Dokotah oder Siux getödtet wurde, ſtürzte ſich ſein Freund, ein ſechszigjähriger Mann, freiwillig in den Tod, er und ſeine Frau rannten mit vollem Zügel in die Feinde, wo ſie, von Pfeilen durchbohrt, beide fielen. Ihre Wohnungen ſind eigentlich Jurten, es ſind kegelförmige Zelten aus Biſonhäuten über Weidenſtäbe gelegt. Die Familie lebt unter einander, auf Decken ausgeſtreckt. Ein Feuer brennt hart vor der Hütte. Die Nahrung beſteht in Mais und Fleiſch, ohne Salz in Keſſeln gekocht, ſie wird mit Meſſern und Löffeln von Biſonhorn gegeſſen. Die Ayovas eſſen alle möglichen Speiſen aus dem Thierreich, auch Wurzeln und Rinden. Hunde ſind ein Leckerbiſſen. Sie bequemen ſich nicht leicht zum Ackerbau, obgleich ihre Geſchlechtsverwandten, die Miſſurys und Otas, in feſten Dörfern leben und große Felder von Mais und Kürbiſen bauen, ſo bleiben ſie nur während der Ausſaat und Erndte in ihren Dörfern; die übrige Zeit iſt der Jagd gewidmet. Dieſe Völker ſcheinen früher in Canada gelebt zu haben. Sie haben meiſt eine ſpitzige Naſe, hohe Schläfe, ſehr gewölbte Stirne, flache Kinnknochen und ſtarke Lippen, ſind kleiner als die Ofagen, von denen ſie in der Geſichtsbildung abweichen. Die Frauen ſind ſelten häßlich. Ihre ſehr langen Haare ſind ſorgfältig geordnet, pechſchwarz, aber hart wie Roßhaar. Die Füße beider Geſchlechter klein, die Glieder muskulös und gut gebaut. Sie tragen gewöhnlich einen Rock von Indienne oder Tuch von greller Farbe, Hoſen von blauem oder Scharlachtuch mit Glasperlen und Korallen beſetzt, und weiche Schuhe mit Schweins- oder Stachelſchweinsborſten. Die Männer haben einen ſehr dünnen Bart, deſſen harte Haare ſie ſorgfältig ausreißen. Die meiſten ſchneiden ſich ihre Haare bis auf einen Büſchel am Hinterhaupt ab, deſſen ſie ſich bedienen um den roth gefärbten Hirſchſchwanz zu befeſtigen. Dieſe Auszeichnung dürfen nur die tapfern Krieger tragen, welche Feinde ſkalpirt haben.

Die Indianer ſind Meiſter im kleinen Kriege und ſenden beſtändig weit ausgedehnte Patrouillen aus, um alles auszuſpähen, wobei ihre feinen Sinne ihnen trefflich zu ſtatten kommen. Die ſämmtlichen Ofagenſtämme leben in beſtändigem Kriege mit den Siux oder Dacotas.

Dieſe ſind als Feinde ſehr grauſam und äußern ihre Wuth ſelbſt an Weibern und Kindern, welche andere Nationen gewöhnlich zu Gefangenen machen und adoptiren. Von den Siux werden zuweilen noch Gefangene auf die martervollſte Art getödtet. Dieß thun auch noch die Rikaras und Schwarzfüße, oder Jupiter, welche beide Nationen die wildeſten und blutgierigſten Völker in Nordamerika ſind. Die Siux ſcheeren den Kopf niemals kahl, ſondern laſſen die Haare lang herunterwachſen, und verkleben ſie mit einem Harz in Zöpfe. Sie ſind ſehr unreinlich, verſtehen aber die Kunſt, das Leder zu gerben und ſchöne Zierarten aus Stachelſchweinſtacheln zu ſticken ſehr gut. Beide Geſchlechter tragen häufig lederne Leibröcke, welche bei Kriegern mit Haarbüſcheln erſchlagener Feinde oder geraubter Pferde geziert ſind. Sie bedienen ſich häufig der Feuergewehre, und beſitzen wenig gute Pferde.

Die Crihs in Canada, früher von den franzöſiſchen Canadiern Kniſtenoer genannt, heißen ſich ſelbſt ſüdliche Männer. Sie ſind eitel, unbeſtändig, unbedachtſam, träge, und beſonders gewaltige Prahler; dagegen haben ſie große Achtung für die Rechte des Eigenthums, ſind für ſanftere Gefühle empfänglich, der Freundſchaft fähig, gaſtfrei, gegen ihre Weiber gütig und überhaupt friedlich. Aeußerſt abergläubiſch fürchten ſie die mediciniſchen und Zauberkräfte ihrer Nachbarn, und erheben zugleich ihre eigenen Künſte bis an den Himmel. Ich bin einem Gotte gleich, iſt eine Redensart, welche ſie beſtändig im Munde führen, und ihre Göttlichkeit durch Eſſen von glühenden Kohlen und andern Gaukeleien bekräftigen. Jeder Jäger trägt einen Medicinbeutel, in welchem etwas Indigo, blauer Vitriol, Zinnober oder eine andere Subſtanz von greller Farbe ſich befindet; wenn ein Beſchwörer einen ſolchen in den Händen hat, ſo erlangt derſelbe bei ſeinen Stammgenoſſen ein großes Anſehen, und lockt ſeinem Landsmann oft das Nothwendigſte ab. Fränkli entlarvte einen ſolchen Prahler, der ſich rühmte, er wolle ſich Hände und Füße feſt binden laſſen und ſich dann in einem Beſchwörungshauſe mit Hülfe dienſtbarer Geiſter befreien. Er wurde beim Wort genommen, feſt geknebelt und in eine Hütte gebracht. Die Indianer umſtellten die Zauberhütte und erwarteten, ob ſein Teufel oder der der weißen Männer ſtärker ſeyn würde. Unter einer Decke verborgen fing er an zu ſingen, wobei die Indianer im Chor einſtimmten. Nach etwa 1½ Stunden hörte man ein heftiges Schütteln, nun glaubten die Indianer, der Teufel ſey unter ſeine Decke gekrochen und werde ihn nun erlöſen; es war aber nur das Zittern und Zähnklappern des gebundenen Prahlers, der, da es ſehr kalt war, heftig fror und endlich geſtehen mußte, er könne ſich nicht helfen; wenn ihn ſeine Landsleute gebunden hätten, ſo wäre er ſicher bald los geweſen, aber die Geiſter der Weißen ſeyen ſtärker. Ein anderer büßte noch mehr; er rühmte ſich, aus Rache durch Zaubermittel den Tod eines Kindes befördert zu haben, worauf ihn der ergrimmte Vater todt ſchlug. Die Gaſtfreundſchaft der Crihs hat keine Grenzen, und er theilt ſeinen letzten Biſſen andern mit. So gern er auch Branntwein trinkt, ſo theilt er ihn mit andern. Sie lieben, wie alle dieſe Völker, Hazardſpiele ſehr, und treiben oft ganze Nächte eine Art Errathſpiel, wobei ſie ihre nothwendigſten Bedürfniſſe aufs Spiel ſetzen. Eheliche Treue iſt nicht ihre Tugend, und der Ehebruch iſt häufig. Das ſchuldige Weib bekommt gewöhnlich eine tüchtige Tracht Schläge; der beleidigte Ehemann aber wagt es ſelten, den Beleidiger zur Rede zu ſtellen, als beim Trunke, wo dann gewöhnlich eine Balgerei entſteht. Zuweilen aber geht der Beleidigte mit der größten Gelaſſenheit zu dem Beleidiger, ergreift deſſen Gewehr oder einen andern Gegenſtand von Werth und zerbricht es, wobei der Ehebrecher es nicht wagt, die Zerſtörung ſeines Eigenthums zu hindern. Zuweilen aber bezahlt der Ehebrecher dem andern etwas, und erhält dadurch die Frau des andern geliehen. Die Crihs behandeln überhaupt ihre Frauen viel beſſer als andere Wilde, helfen ihnen oft bei ſchwerer Arbeit, und ſie dürfen häufig mit ihren Männern eſſen. Beide Geſchlechter aber bezeigen eine große Liebe für ihre Kinder, ſtrafen ſie nie, und haben auch durchaus keine Geheimniſſe vor ihnen, auch nicht in den Geſchlechtsverhältniſſen, welche ſie ſehr frühe kennen lernen. Sie ertragen leicht Froſt, Hunger und Kälte, ſind aber in Gefahren bald entmuthigt und wagen es ſelten, ihre Feinde in offenem Felde zu bekriegen. Sie ſind durch ihre Trunkſucht und ihre abhängige Lage von den Handelsleuten feige geworden.

Merkwürdig iſt, daß die Crihs ſich tatuiren, die Männer ſind oft am ganzen Körper mit Figuren überſät, die Frauen nur durch einige Linien an den Mundwinkeln bezeichnet. Das Tatuiren geſchieht durch Nadeln und iſt ſo ſchmerzhaft, daß ein Indianer, dem man den Arm amputirte, dieſe Operation weit weniger ſchmerzhaft fand.

Ihre religiöſen Begriffe ſind zum Theil mit denen der Koloniſten vermiſcht worden. Sie verehren einen Götzen, Keponchikaven, dem ſie Geſchenke darbringen, und bald unter einer menſchlichen Geſtalt darſtellen, bald aber auch nur ein Paar an den Spitzen zuſammen gebundene Weidenbüſche dafür nehmen. Bei den Opfern machen ſie allerhand wunderliche Geſtikulationen und reden den Gott an, damit er ihnen eine gute Jagd verleihe. Auch reden ſie von einer Art von Teufel. Sie haben einige verwirrte Ideen von einem zukünftigen Leben, worin ſie in ſchönen Hütten wohnen und reiche Jagd finden werden. Stirbt ein Crih, ſo wird der Theil ſeines Nachlaſſes über den er nicht bei Leben verfügt hat, mit ihm verbrannt, und man legt neben ſein Grab Holz, Tabak und dergleichen, damit er auf der Reiſe ſeine Bedürfniſſe befriedigen könne.

Die Männer kleiden ſich in einen Mantel, und tragen ein ledernes Hemd; ein Stück Tuch wird um die Hüften gebunden; die Frauen tragen ein langes Mieder und beide Geſchlechter eine Art weiter Hoſe, welche bis auf die Mitte der Schenkel gehen; europäiſche Kleidungsſtücke werden aber immer beliebter.

Ganz ähnliche Sitten, wie die Crihs, haben die noch nördlicher wohnenden und an das Land der Eskimos gränzenden indianiſchen Stämme, welche unter dem Namen der Chippewyaner, Steinindianer, Kupferindianer, Hundsrippenindianer, Sklavenindianer, Fallindianer, Schlammflußindianer, Schwarzfußindianer, Blutindianer ꝛc. bekannt ſind; ſie beſtehen aus kleinern oder größern, doch nie ſehr zahlreichen Stämmen, deren Sitten die größte Aehnlichkeit haben; einige ſind diebiſcher und wilder, als die andern, und die Sprachen ſind verſchieden. Sie ſind nomadiſche Jäger, welche nach der Jahrszeit ſich hier oder da für einige Zeit ihre

Zelte aufschlagen und der Jagd obliegen. Auch sie sind in beständigem Kriege mit einander, und dem Trunke leidenschaftlich ergeben. Es ist wirklich zum Erstaunen wie weit die kriegerischen Streitzüge der nordamerikanischen Wilden sich oft erstrecken, achthundert bis tausend Meilen ist für sie keine ungewöhnliche Reise. Ihre Angriffe sind aber nur blutig und zerstörend, wenn sie gegen Weiber und Kinder gerichtet sind oder bei Ueberfällen. In regelmäßigen Gefechten wissen sie sich meist so geschickt zu vertheidigen, daß oft in einer Schlacht von dreihundert oder vierhundert Mann auf jeder Seite nur drei bis vier Todte und eben so viel Verwundete liegen bleiben.

Wenn auch viele Stämme ausgestorben, andere dem Erlöschen nahe sind, so sind dagegen einige noch stark, so rechnet man, daß die Siux noch 20,000 Krieger stellen können. Auch die Assiniboins und Mandans sind noch zahlreich und kriegerisch, eben so die Panis. Das Reisen in den Gegenden, wo diese Völker herumschwärmen ist sehr gefährlich, und jährlich verlieren viele Pelzhändler ihr Leben oder werden ausgeplündert. In den Forts sind sie auch nicht immer sicher, werden überfallen oder leiden den größten Mangel, wenn die umgebenden Nationen feindlich gesinnt sind.

Die Bewohner der südlichsten Gegenden von Nordamerika, die Mexikaner, gleichen sehr den übrigen schon beschriebenen Amerikanern. Allerdings hat sich die Zahl der von den bei Entdeckung Amerika's vorgefundenen Urvölker sehr verändert, aber nur die Bewohner der antillischen Inseln sind ganz ausgerottet worden, und die Zahl der Urbewohner Mexikos oder Neu-Spaniens übersteigt noch zwei und eine halbe Millionen ganz reiner Rasse, welche Bevölkerung sich immer vermehrt. Die Mexikaner vom Geblüte befaßten, vor der Revolution welche Mexiko zur Republik machte und vom spanischen Joche befreite, zwei fünftel der ganzen Bevölkerung. In den Provinzen Guanaxata, Valladolid, Puebla und Oaxaka leben diese Ureinwohner, und in Oaxaka kommen auf 100 Einwohner 88 Indier. Dagegen sind die kupferfarben Menschen in den sogenannten innern Provinzen im Norden von Neu-Spanien selten. Bei der Eroberung Mexikos durch die Spanier bewohnten die nomadischen Völker der Chichimequen und Otamiten in wenig zahlreichen Horden diese Provinzen, und sind dort verschwunden. Die Wanderungen der nordamerikanischen Völker gingen vom siebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert immer nach Süden, und kriegerische Stämme drangen vom Flusse Chila aus in Anahuak wie Mexiko damals hieß, ohne daß man weiß ob sie ursprünglich aus Asien oder Nordamerika kamen, aber statt, daß um diese Zeit in Europa die nordischen Völker die Wissenschaften unterdrückten und die Civilisation hemmten, scheinen sie diese hier im Gegentheil begünstigt zu haben. Die Tultequen erschienen im Jahr 648, die Chichimequen im Jahr 1170, die Nahualtequen im Jahr 1178 die Akolhuas und Aztequen im Jahr 1196. Die Tultequen führten den Mais und Baumwollenbau ein, erbauten Städte und Straßen und besonders die großen Pyramiden, die noch jetzt Bewunderung verdienen. Sie kannten die Kunst Hieroglyphen zu schreiben, Metalle zu gießen und die härtesten Steine zu schneiden, und ihre Zeitrechnung nach Sonnenjahren war richtiger, als die der Griechen und Römer. Aber woher die Völker mit solcher Civilisation eigentlich herkamen ist unbekannt, und ebenso welche Völker damals vor ihnen Mexiko bewohnt haben mögen. Die meisten Historiker nehmen an, die Einwanderer seyen einst aus Asien hergekommen; aber wie kam es, daß sie weder Getreidebau, noch Viehzucht noch Pferde mitbrachten. Getreide und Milch waren in Amerika völlig unbekannte Dinge. So sehr daher auch die physische Constituiton der amerikanischen Völker auf mongolischen Ursprung schließen läßt, so verlieren sich darüber alle weitern Spuren und die mehr als 20 verschiedenen Sprachen, welche noch jetzt in Mexiko gesprochen werden, leiten noch weniger auf solche. Von diesen sind 14 grammatikalisch bearbeitet und durch ziemlich vollständige Wörterbücher erläutert. Von diesen Sprachen ist die Aztekische oder Mexikanische am meisten verbreitet, und nach ihr die Itamitische.

Die Bewohner von Neu-Spanien, obgleich unvermischte Nachkommen der Alten Ureinwohner, sind nicht mehr dieselben in Hinsicht ihres ehemaligen Charakters und ihrer Sitten. Durch Unterdrückung und Elend, durch die Aufzwingung einer mönchisch verdorbenen, christlichen Religion sind sie zur Stupidität heruntergesunken.

Im Aeußern haben sie mit den Bewohnern von Florida, und Canada, und eben so mit den Peruanern und Brasilianern Aehnlichkeit. Die Hautfarbe ist kupferfarbig; die Haare glatt und glänzend schwarz; der Bart schwach; der Körper gestockt; die Augen schmal und der äußere Augenwinkel schief nach den Schläfen gerichtet; die Jochbeine vorstehend; die Lippen breit, im Munde ein Zug von Sanftheit, welcher mit dem übrigen ernsten und düstern Blick in Widerspruch steht. Die Hautfarbe der Mexikaner ist dunkler als die Farbe der Völker im heißen Amerika, ein Beweis, daß die Hitze des Klimas allein die Farbe nicht bestimmt, sondern daß andere Ursachen diese bestimmen. Die Mexikaner aus den Stämmen der Arzteken und Otamiter haben mehr Bart als die südlichen Stämme. Fast alle Indier dieses Landes tragen Schnurrbärte und ein kleines Bärtchen am Kinn. Die männliche Figur auf der Tafel, Tracht der Indianer von Mechoakon, zeigt uns diese Gewohnheit. Wie bei den Europäern vermehrt sich der Bart durch abrasiren, und wahrscheinlich hätten viele Amerikaner viel mehr Bart, wenn sie ihn nicht immer ausreißen würden, doch behauptet Humboldt, daß viele Indier in Mexiko niemals einen Bart bekämen. Der Bart wird dagegen stärker je mehr sich die Nationen von Aequator entfernen.

Die Mexikaner erreichen häufig ein hohes Alter, wobei sie alle ihre Sinne behalten. Sie leben ruhig in Dörfern, und erhalten eine regelmäßig gesicherte Nahrung, meist aus dem Pflanzenreich, und würden ohne Zweifel im Allgemeinen noch älter werden, wenn auch hier nicht die Trunkenheit den Körper schwächte. Sie betrinken sich in Zuckerbranntwein, bereiten ein gährendes Getränk aus Mais und der Wurzel Jatropha, und einen Wein aus dem Saft der amerikanischen Agave, welchen sie Pulque nennen. Das letzte Getränk ist nährend, enthält Zuckerstoff, und die Liebhaber dieses Getränkes bedürfen daneben wenig Nahrung. Mäßig getrunken ist die Pulque ein sehr gesundes Getränk und befördert die Verdauung. Das Laster der Trunkenheit ist aber weniger häufig in Mexiko, als bei den nördlichern Stämmen, von welchen wir schon gesprochen haben, und es gibt Volksstämme, welche sehr nüchtern leben. Nur in den Gegenden Mexikos, wo die Agave gezogen wird, ist dieses Laster der Trunkenheit gemein. Die Polizei in der Stadt Mexiko läßt alle Betrunkenen aufgreifen und in das Gefängniß bringen, dort wird ihnen ein eiserner Ring an den Fuß gelegt, man zwingt sie zu dreitägiger Arbeit für Straßenreinigung, aber am vierten Tage läßt man sie wieder laufen.

Reisende, welche nur nach dem Aeußern urtheilen, müssen wohl glauben, es gebe wenig alte Leute in Mexiko, weil man die Spuren des Alters an ihnen nicht wahrnimmt. Sie werden niemals grau, der Mangel des Bartes gibt ihnen ein jugendlicheres Ansehen und die Haut runzelt nicht. Es ist in Mexiko nicht selten in den temperirten Gegenden Indianer zu finden, besonders Weiber, welche 100 Jahre zählen und dabei noch alle Kräfte besitzen. Humboldt erzählt, es sey während er in Peru war ein Ureinwohner, Hilario Pari, in einem Alter von 143 Jahren gestorben; er war mit einer Indianerin, welche ebenfalls ein Alter von 117 Jahren erreichte, 90 Jahre verheirathet. Bis in sein 130 Jahr ging er täglich drei bis vier Meilen zu Fuß, wurde aber 13 Jahr vor seinem Tode blind.

Diese physische Stärke der Indianer kommt wahrscheinlich von der großen Einfachheit her, in welcher sie und ihre Vorfahren vielleicht seit tausend Jahren lebten. Sie sind fast gar keinen Verunstaltungen unterworfen. Humboldt hat nie einen bucklichten Indier gesehen, und äußerst selten einen krummbeinigen oder hinkenden. Nur die Menschen von Bastardrasse bekommen zuweilen Kröpfe. Zu diesen Barstarden gehörte auch ein mexikanische Riese, Martin Salmeron, der 6 Fuß und 10 Zoll Parisermaß groß war.

Wenn allerdings die Hautfarbe, die Gesichtszüge und anderes sehr dafür sprechen, daß die Amerikaner von mongolischer Rasse herstammen, wenn auch selbst das Wandern von Norden nach Süden, welches man bei den Amerikanern bemerkt, dieser Meinung das Wort redet, so zeigt doch die Anatomie der Knochen, daß die Schädelbildung von der mongolischen wesentlich abweicht. Die Gesichtslinie der Amerikaner ist mehr geneigt als bei den Mongolen, aber weniger als beim Neger und bei keiner andern Rasse ist das Stirnbein so flach, als bei den Amerikanern, die Stirne tritt fast ganz zurück, die Jochbeine stehen aber fast eben so vor, wie bei den Mongolen, sind aber mehr abgerundet, die Aeste der untern Kinnlade sind schmaler; das Hinterhaupt weniger gewölbt. Es scheint daher nicht unwahrscheinlich, daß wenn auch Mongolen nach Amerika gekommen sind, schon Völker vorhanden waren, mit denen sie sich mischten. Höchst merkwürdig sind die hieroglyphischen Zeichnungen, welche man bei den alten Mexikanern vorfand, auf welchen die menschlichen Figuren alle eine sehr große Adlernase und eine sehr zurücktretende

Stirne zeigen. War dieß wohl die Physiognomie der Urvölker, ehe mongolische Horden ins Land einfielen, und ist wohl die jetzt veränderte Bildung aus der Rassenmischung entstanden? Die Uebereinstimmung jener Physiognomien auf den Hieroglyphen scheint wohl der Natur der damaligen Völker entnommen zu seyn. Der wilde Eifer und Vandalismus, mit welchem die bigotten spanischen Eroberer gegen die Priester der Azteken wütheten, welche als Götzendiener alle ausgerottet wurden, beraubten uns der Quellen, aus welchen die frühere Geschichte dieser Völker hätten beleuchtet werden können, und jener Vandalismus hat mit den Aufbewahrern der Geheimnisse, welches wahrscheinlich die Priester waren, auch zugleich den größten Theil jener hieroglyphischen Denkmale zerstört. Dadurch mußte das Andenken und die Kunde von frühern Schicksalen der amerikanischen Völker nothwendig bald erlöschen, um so mehr als diese Völker selbst unter dem moralischen Drucke erlagen, den ein finsteres Mönchthum ihnen auflegte. So wurden wir durch fanatischen Eifer und durch die heilige Inquisition aller Fundgruben beraubt, die uns Angaben hätten verschaffen können, und der mystische Unsinn des damaligen Katholicismus erniedrigte das Volk zur tiefsten Unwissenheit. Indessen scheinen die Sitten, die Kleidungen, die häuslichen Gewohnheiten der Mexikaner sich nicht sehr geändert zu haben, wenn wir nach den Nachrichten von Cortez und Bernal Diaz zu den Zeiten Montezumas des zweiten über Mexiko, Tezkuko, Chollulan und Tlascala urtheilen können. Alles was sich darin geändert hat, kommt auf Rechnung des Christenthums. Der Mexikaner von der Urrasse ist ernst, melancholisch, stille, so lange er nicht durch gebrannte Wasser in größere Thätigkeit gesetzt wird. Dieser Ernst zeichnet besonders die indischen Kinder aus, welche im vierten und fünften Jahre viel geistiger und entwickelter erscheinen als die Kinder der Weißen. Der Mexikaner liebt es sehr, seinen Handlungen, auch den unbedeutendsten, einen geheimnißvollen Anspruch zu geben; er weiß seine heftigsten Leidenschaften zu verbergen, und zeigt in seinem Betragen ein gewisser Stolz, der oft in Härte ausartet. Diese Energie zeigt sich besonders bei den Tlaskalanern, welche trotz alles Elendes, unter dem sie bis jetzt schmachteten, sich immer noch durch einen unbiegsammen Sinn, als Rest ihrer ehmaligen republikanischen Verfassung auszeichnen.

Die meisten Indier gehören zu der Zahl der Landbebauer und stehen auf einer niedrigen Stufe der Civilisation, wenn aber ein Indier unterrichtet wird, so zeigt er eine große Fassungskraft, einen hellen Geist, eine natürliche Logik. Er ist im Gespräche besonnen, hat aber wenig Phantasie.

Die Nationaltänze sind ernst; der Gesang traurig und melancholisch. Die Weiber sind zwar lebhafter, nehmen aber keinen Theil am Tanze, sind nur gegenwärtig um den Tänzern Erfrischungen zu reichen, welche sie selbst verfertigt haben. Sie sind sehr unterthänig, und werden als minderere Wesen behandelt.

Die Mexikaner zeigen viel Vorliebe für Malerei und Bildhauerei in Holz und Stein, und schnitzen sehr gerne Heiligenbilder, wobei sie die Modelle auf's getreuste nachahmen. Sie lieben noch eben so sehr die wohlriechenden Blumen, wie dieß zur Zeit der Eroberung durch Cortez schon der Fall war. Der damalige Regent, Montezuma, hatte in einem schönen botanischen Garten alle seltenen Gewächse gepflanzt, welche er auffinden konnte. Die Butiquen der Märkte werden mit Blumen geschmückt, welche täglich erneuert werden, und die Früchte, die verkauft werden, Pfirsiche, Ananas, Hülsenfrüchte, sind in schönster Ordnung mit grünen Gräsern und wohlriechenden Blumen umgeben, aufgestellt und sinnig geordnet.

Wenig bekannt sind die Sitten der nomadischen Indier, welche nach Art der Nordamerikaner von der Jagd leben und nicht selten die Gränzen der Provinzen Neu-Biscaya und Neu-Mexiko beunruhigen und die Bewohner des Nachts überfallen. Sie haben einen lebendigern Geist und einen festern Charakter als die Ackerbau treibenden Indier. Es sind die Mekos, die Apachen und Lipanen, welche dazu gehören. Sie sind schweigsam und bedächtig in Gegenwart der Europäer, allein bei öffentlichen Anläßen, wo ihr Intresse es fordert, halten sie oft stundenlange Reden, mit einer unglaublichen Geläufigkeit der Sprache. In dieser, wie in andern Hinsichten, scheinen sie ihren nördlicher wohnenden Brüdern, von deren Sitten wir weitläufig gesprochen haben, zu gleichen, wie diese nähren sie sich bloß von der Jagd, ziehen umher, und leben in ewigem Kriege mit den verschiedenen Stämmen und bekehrten Indiern. Sie sind Heiden geblieben, und die schändliche Behandlung, welche die Spanier gegen sie ausübten, haben sie zu unversöhnlichen Feinden gemacht, bis eine weisere Politik sie unschädlicher machen wird.

Bewohner von Central-Amerika. Dahin rechnen wir die Nachkommen der alten Peruaner, die Caraiben, die Tupinambos oder brasilianischen Völker, die Ureinwohner von Paraguai, die Chilenen und Araukaner u. s. w., kurz die Bewohner der Länder, welche die Republiken, Peru, Bolivia, Chili, Paraguai und die vereinigten Provinzen von Central-Amerika bis Patagonien hin bewohnen.

Die Caraibische Rasse scheint die überwiegende in Amerika. In ihr liegt keine Aehnlichkeit mit den asiatischen Völkerstämmen, sondern nur in den Küstenbewohnern, welche von Norden bis zum Süden den schmalen Streifen westlich bewohnen und die Aehnlichkeit der Schädelbildung der Bewohner der Nordwestküste mit den Tungusen Asiens ist auffallend; nur einige wenige aber ganz eigenthümliche Charaktere scheiden sie von einander, namentlich die sehr vortretenden Augenbraunen und die stark ausgewirkten Gesichtszüge.

Alle Fragen über den Ursprung der Urbewohner Amerikas sind nicht zu beantworten. Angenommen, die Völker Amerikas seyen daselbst entstanden, so scheint die ganze Bevölkerung Amerikas, vielleicht die Patagonen ausgenommen, nach zwei Hauptmodellen gebildet zu seyn, welche östlich und westlich von den Cordilleres ausgingen, welche ganz Amerika in zwei Theile scheiden. Der Mangel an Pferden, an Milchvieh und an allen Getreidearten, scheint besonders dagegen zu sprechen, daß die Bevölkerung von Asien eingewandert sey. Die Nordostasiaten sind nomadische Völker, die vom Ertrage ihrer Heerden leben; sollten sie diese nicht mit sich genommen haben, als sie nach Amerika übergingen?

Wir sprechen zuerst von Peru. Die Einwohner, welche die Spanier bei der Entdeckung antrafen, waren gar nicht vor undenklicher Zeit dort einheimisch, die Einwanderung des Inkastammes fällt in das dreizehnte, höchstens in das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Garcilaso schätzt die Herrschaft des Inkas bis zur Ankunft der Spanier etwa auf 300 Jahre, nach hieroglyphischen Jahrbüchern, welche sich vorfanden. Manco Kapac, ihr Anführer, erbaute die Stadt Kutzko. Unter dem vierten Inka Mayta Kapac erschien das Volk der Orejonen und bekriegte die Collaer, ein ausgebreitetes Volk an dem großen See von Titikaka, welche weit in der Kultur fortgeschritten waren. Ruinen großer Städte, kolossale Statuen deuten darauf, daß früher große Kultur da gewesen sey. Alle Bauten und Bilder tragen das Gepräge der Einfachheit und Festigkeit, welches beweist, daß lange von der Ankunft der Inkas sich das peruanische Reich zu einem großen Flor emporgeschwungen hatte. Es ist fast unbegreiflich, wie ohne Hülfe der Hausthiere solche Bauten ausgeführt werden konnten. Die Inkas machten die Yanakonas zu Sklaven, führten eine neue Sprache, eine neue Kultur ein, und versetzten die besiegten Volksstämme nach Belieben von einem Ort zum andern. Solche versetzte Völker nannte man Mitimaes. Die eingeführte Sprache war die Quichuasprache. Oestlich von Lima blühete das große Reich des Königs Kuismanka, wo ein Orakeltempel gleich dem von Delphi sich befand. Auch dieses Reich, so wie Chimu nördlich, wurde von den Peruanern besiegt. Dieses bildete die jetzige Provinz Truxillo. Die alte Hauptstadt dieses Reichs hatte die Größe von Berlin. Die Völkerschaften von Kuismanka und Chimu sind völlig verschwunden, allein Schädel, welche Meien mitgebracht hatte und abbilden ließ, zeigen, daß diese Nation ganz nach einem andern Typus gebildet war, als diese Peruaner, also einer andern Rasse angehörte. Die alten Peruaner kannten die Kunst die Leichname der Verstorbenen zu Mumien zu bereiten, deren man eine Menge in ihren Begräbnißplätzen oder Hunkas findet. Es waren deren eine große Menge, allein da man bei den Leichnamen oft goldene und silberne Gefäße und anderes fand, so wurden viele aus Raubsucht zerstört. Die Verstorbenen wurden in der Mitte der Gruft in sitzender Stellung beigesetzt. Die einzelnen Ortschaften hatten gemeinsame Begräbnißplätze, wo die Mumien nach einer gewissen Regel in zwei Reihen aufgestellt wurden. Die Leichen sind gewöhnlich vollkommen erhalten, fallen aber an der Luft bald in kleine Stücke. Das Haar der Mumien ist entweder flatternd oder bei andern in Zöpfe geflochten, welche über die Brust zusammen gedreht sind. Der Kopf ist hinten sehr abgeplattet und die Stirnknochen sehr eingedrückt.

Es ist für unsere Zeit wahrscheinlich ganz unmöglich die Urphysiognomie der Einwohner Perus herauszufinden. Die sonderbare Form des Schädels jener Mumien darf nicht auffallen, da sie auf künstliche Weise

hervorgebracht wurde. Die Caraiben drückten die Stirn nieder, ließen aber das Hinterhaupt normal. Bei den Peruanern dagegen blieb die Stirne normal und der Hinterkopf wurde eingedrückt. Mehrere in den Anden wohnende indische Stämme bemühen sich, den Kopf ihrer Kinder hinten und vorn ganz platt zu machen. Sie umwickeln die Stirne mit Baumwolle, legen dann ein kleines Brettchen auf den Hinterkopf und ziehen beide so lange zusammen, bis sie ihren Zweck erreicht haben. Es ist in Hinsicht auf die Gallische Schädellehre sehr merkwürdig, daß diese Indier dabei eine außerordentliche Anlage zu den feinern Künsten und Gewerben behalten. Auch bei den Omaguern in Südamerika hat ein ähnlicher Gebrauch statt, und der Name des Volks bedeutet Plattkopf. Die Campevas in Brasilien geben den Köpfen ihrer Kinder die Gestalt einer Bischofsmütze. Diese Sitte ist überhaupt weit verbreitet, und schon die Alten erwähnen ihrer bei den Langköpfen am Pontus Euxinus. Gomara erwähnt dieser Sitte bei den Bewohnern von Kumana, sie ist auch bei den Tapayranas in Guyana und den Solkuks in der Ober-Louisiana. Durch Bemühung der Mönche ist sie aber jetzt meist unterdrückt und wird vergessen.

Ob noch Peruaner von ganz reinem Stamme vorhanden sind, ist sehr ungewiß. Düperrei sucht zwar darzuthun, daß die Einwohner der kleinen Stadt Colon in der Nähe von Payto noch rein seyen, allein es ist dieß schwer zu beweisen, da sie jetzt allgemein spanisch reden und sogar lesen und schreiben, und der Hafen von Payta sehr besucht war. Es sollen diese Leute sehr sanfte Sitten haben und ihre Physiognomie regelmäßig und angenehm seyn. Acosta sagt dagegen, man könne sich kein häßlicheres und dummeres Volk denken, als die Peruaner. Die Physiognomie der Bewohner von Colon hat etwas sehr sanftes und gleicht derjenigen der Zambitas im südlichen Peru, welche ein krauses und struppiges Haar haben, was auf vielfältige Vermischung mit der caucasischen Rasse schließen läßt.

Die Form der Schädel der Ureingebornen ist völlig unbestimmt, da die Operation des Breitdrückens der Köpfe von jenen Völkern auf eine so rohe Weise vollzogen wurde, wobei die Entwickelung des kleinen Hirns oft ganz gehemmt werden mußte; dennoch scheint diese Verstümmelung des Schädels auf das Leben der Indianer keinen Einfluß gehabt zu haben.

Die Menschen, welche die Hochebenen von Peru in der Umgegend von Pasko und Kuzko bewohnten, sind von den Ureingebornen des Landes nicht nur durch Gebräuche, sondern auch durch die charakteristische Bildung des Schädels verschieden. Die Gesichtsbildung der Bewohner der Hochebenen zeigt das Eigenthümliche des Caraiben-Schädels, oder der Indianerstämme, welche die Länder östlich von den Cordilleren bewohnten. Die Ureingebornen von Peru sind aber gänzlich von diesen verschieden und gehören einem andern Typus an. Die Caraiben kamen aus Nordamerika, vielleicht aus dem südlichen Florida. Sie überzogen als wilde Krieger die Landenge, mordeten die Männer, schleppten die Weiber in die Gefangenschaft, gelangten endlich nach den östlichen Ländern von Südamerika und gründeten dort neue Reiche. Aber die Geschichte aller dieser amerikanischen Völker ist, bis auf wenige Jahrhunderte vor der Eroberung durch die Europäer, in tiefes Dunkel gehüllt und wird es für ganz Amerika immer bleiben.

Da die Peruaner alle Christen geworden sind, so haben sie keine besondern Gebräuche, welche den Ureinwohnern eigen waren, beibehalten.

Die Urvölker Brasiliens sind noch zahlreich vorhanden und wahrscheinlich ihrem Urzustande sehr nahe stehend.

Sie irren in dem großen Lande in den Urwäldern umher, bald friedlich, bald feindlich mit den Kolonisten. Viele dieser Stämme sind kaum dem Namen nach den Europäern bekannt, aber ungeachtet der Ungleichheit der Sprachen, ihrem Körperbau und ihren Gesichtszügen nach, von einer gemeinsamen Rasse.

Unter diese Völker gehören die Aymores oder Botokudes, die Patachos, Machakalis, Corrados, Teguras, Maxurunas, Miranhas, Koropas, Juris, Malalis, Charuas, die Völker in Paraguay, die Guaranis und Payaguas.

Die Aymores oder jetzt Botukuden genannte Stämme gehören zu den schönsten und können daher als Typus dargestellt werden, nur daß ihr Gesicht durch den Pflock in der Unterlippe mehr verunstaltet ist als bei andern Nationen. Die Botokuden sind von mittlerer Statur, stark, breit von Brust und Schultern, fleischig und muskulös, aber doch proportionirt; Hände und Füße klein und wohl gebildet; das Gesicht hat starke Züge, ist zuweilen etwas flach, die Physiognomie unbedeutend, doch regelmäßig; die Backenknochen sind breit; die Augen sind bei mehrern klein, bei andern groß, durchgängig schwarz und lebhaft. Der Mund und die Nase sind oft etwas dick; die Nase meist gerade, auch sanft gekrümmt, mit breiten Flügeln; die Stirn platt und zurückweichend; der Hals kurz und der Kopf steckt fast zwischen den Schultern. Die Haare schwarz, glatt, etwas grob und hart, am übrigen Körper dünne und straff; Augenbraunen und Bart rupfen viele aus, andere lassen sie wachsen und schneiden sie bloß ab; die Weiber leiden nie Haare am Körper. Die Zähne sind schön geformt, weiß und sehr stark. Fast alle diese Völker durchstechen die Ohren, einige auch die Lippen und Backen, und stecken allerlei Dinge, Zähne, Federn, Holzpflöcke in dieselben. Die Botokuden zeichnen sich in dieser Hinsicht dadurch aus, daß sie in die Unterlippe ein Stück Holz einbringen, welches nach und nach durch größere ersetzt wird, so daß man solche hat, welche 4 Zoll im Durchschnitt haben. Die Lengoas in Paraguay setzen ebenfalls in die Unterlippe ein Stück Holz ein, welches die Gestalt einer Zunge hat. Die Oeffnungen in den Ohren sind nicht weniger groß, und die Ohren hängen auf die Schultern herab. Der Prinz von Wied beobachtete am Fluß Bellmonte einen Botokuden, der im Ohr einen Pflock von 4 Zoll 4 Linien englisch Maaß im Durchmesser hatte. Beide Geschlechter tragen diese Zierde, doch ist der Pflock in der Lippe bei den Weibern kleiner. Der Wille des Vaters bestimmt die Zeit, wenn die Operation an seinen Kindern vorgenommen werden soll, welche so geschieht, daß man die Oberlippe und die Ohrzipfel ausspannt, mit einem harten zugespitzten Holze Löcher durchsticht, dann erst kleinere und nach und nach immer größere Pflöcke einbringt, wodurch endlich beide Theile eine ungeheure Ausdehnung erleiden. Wenn sie ein solches Ohrholz herausnehmen, so hängen sie das Ohrläppchen am Ohre auf. Da die Mundpflöcke Botoque heißen, so haben die Botokuden daher den Namen erhalten. Diese Pflöcke bestehen aus dem Holze des Barrigudobaumes (Bombax ventricosa), welches leichter als Kork und sehr weiß ist, dennoch aber die Lippe niederwärts zieht, welches einen sehr eckelhafteu Anblick gewährt, da der Speichel immer herabfließt. Nimmt man das Holz heraus, so hängt die Lippe schlaff herunter und die untere Zahnreihe ist völlig entblößt. Ueberhaupt herrscht bei sehr vielen amerikanischen Völkern die Sitte, die Unterlippe zu durchbohren und darin Federn, grüne Nephritsteine, Knöpfe u. s. w. zu tragen. Die Zähne des Unterkiefers werden bei den Botokuden ganz eingedrückt, fallen aus und der Rand der Kinnlade wird scharf wie ein Messer. Gumilla erzählt von den Guamos am Apure, daß sie die Ohren spalten und eine Art Tasche daraus machen.

Alle brasilianischen Urvölker bemalen sich den Körper, und zwar entweder feurig gelbroth mit dem Uruku, (Orlean, Bixa Orellana), oder blauschwarz mit dem Safte der Frucht der Genipaba, welches acht bis zehn Tage auf der Haut bleibt. Mit dem Orlean bemalen sie vorzüglich das Gesicht vom Munde aufwärts, wodurch sie ein äußerst wildes, glühendes Ansehen erhalten. Gewöhnlich streichen sie den ganzen Körper schwarz an, nur das Gesicht, die Vorderarme und Füße, von den Waden an abwärts ausgenommen, an diesen wird der bemalte Theil von dem unbemalten mit einem rothen Streif abgesondert. Andere theilen den ganzen Körper der Länge nach, lassen die eine Hälfte im natürlichen Zustande und färben die andere schwarz, und wieder andere bemalen nur die beiden Körperseiten schwarz und lassen die Mitte des Körpers unbemalt. Die natürliche Farbe des Körpers ist ein röthlich braun, welches heller oder dunkler gefunden wird; es gibt aber auch einzelne Individuen, welche fast völlig weiß und selbst die Backen röthlich gefärbt haben. Das Kopfhaar ist stark, schwarz wie Kohle, hart und schlicht; die Haare am übrigen Körper dünne und gleichfalls straff; bei der weißlichen Varietät ist das Kopfhaar mehr schwarzbraun; Augenbraunen und Bart rupfen viele aus, andere lassen sie wachsen, oder schneiden sie bloß ab; die Weiber leiden nie Haare am Körper. Die Zähne sind schön geformt und weiß.

Beide Geschlechter gehen gewöhnlich ganz nackend. Die Botokuden und Kamakans haben die Gewohnheit, das Zeugungsglied in ein von trockenen Isfarablättern geflochtenes Futteral zu stecken, welches sie bei Befriedigung natürlicher Bedürftnisse jedesmal abnehmen und nachher wieder aufzwingen. Einige tragen auch kurze Hosen oder eine kleine Schürze zwischen den Beinen durchgezogen. Allein bei diesem nackten

Körper haben sie dennoch, wie alle amerikanischen Völker, große Liebe zum Putz, und die Männer thun es hierin den Weibern vollkommen gleich. Halsschnüre von Fruchtbeeren und schwarzen Beeren werden, an einen Faden gereihet, um den Hals getragen. Zwischen den Beeren sind nicht selten Zähne von Affen oder Raubthieren eingereihet. Am Belmonte bestehen die Halsschnüre aus kleinen graubraunlichen glänzenden Fruchtbeeren. Anführer tragen oft eine Menge solcher Schnüre, und auf ihren Zügen führen diese Wilden mancherlei Tand mit, um sich bei vorkommenden Gelegenheiten damit zu putzen. Bei den Botokuden trägt jeder Mann um den Hals, an einer starken Schnur befestigt, ein Messer oder scharfes Stückchen Eisen, oder auch nur eine Messerklinge, welche oft durch vielen Gebrauch bis zu einer ganz kleinen Masse abgenutzt ist. Früher trugen die Männer oft auch Fächer von den hochgelben Schwanzfedern des Japu (Cassicus cristatus), den sie mit Wachs an die Haare des Vorderkopfs anklebten, wo die hochgelbe Farbe nicht übel zu dem schwarzen Haare absteht. (Wir haben bei Abbildung des Trinkfestes der Koroados einen Mann abgebildet, der ein solches Diadem trägt). Andere schmücken sich mit Papageifedern. Manche Stämme zeigen in Verfertigung solcher Putzsachen ziemlichen Kunstsinn, wie die Kamakans und die Nationen am Maranhon.

Die Kopfhaare werden bei den meisten dieser Völker rings um den Kopf geschoren und hängen nur etwas in den Nacken herab; andere schneiden sie im Nacken rund herum ab, oder rasiren wohl den Kopf, wie die Patachos.

Die brasilianischen Stämme sind sich in ihrer äußern Körperbildung einander ähnlich und so auch in Ansehung ihres sittlichen Charakters. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht, allein diese Kräfte sind nichts weniger als schwach, ihre Urtheile sind verständig und sie äußern selbst oft viel Witz. Sind sie unter den Weißen, so ahmen sie alles nach und sind gute Mimiker. Sie begreifen alles leicht und erwerben sich bald manche Kunstfertigkeiten, wie Tanz und Musik; allein immer folgen sie nur den Eingebungen ihres Instinkts und ihrer Sinne. Sie sind hinterlistig, rachsüchtig, und vergessen nie Rache zu nehmen, wenn sich die Gelegenheit auch lange nicht zeigt. Dabei sind sie aufbrausend und sehr reizbar. Behandelt man sie aber offen und wohlwollend, so zeigen sie sich selbst gutherzig, ja treu und anhänglich. Wohlthaten vergessen sie nicht leicht; oft aber kann ein unbedeutender Vorfall sie feindlich stimmen, da kein Gesetz sie bindet.

Alle diese Völker sind träge, und der Wilde liegt Tage lang ruhig in seiner Hütte oder an einem ihm gelegenen Orte, bis der Hunger ihn zwingt auf die Jagd zu gehen. Weiber und Kinder müssen aber auch hier für den Mann und Vater das meiste thun. Doch sind sie lustig, aufgeräumt und schwatzen gerne, ganz entgegen den nordamerikanischen Stämmen. Die Frau muß dem Manne sklavisch gehorchen, und häufige Narben an ihrem Leibe zeugen von den Wirkungen seines Zornes. Was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört, ist den Weibern zu thun obgelegen. Sie bauen Hütten, suchen aller Art Früchte zur Nahrung auf, und sind auf Reisen wie Lastthiere beladen. Nur in den ersten Jahren bekümmern sie sich viel um ihre Kinder und tragen sie immer auf dem Rücken umher; dann aber werden diese sich selbst überlassen, kriechen am Boden umher und entwickeln schnell ihre Kräfte.

Die wilden Brasilianer sind nomadische Jäger, welche in den Urwäldern und den angrenzenden Gegenden Truppweise oder Hordenweise umherziehen und von der Jagd sich nähren. Sie bauen zwar Hütten, aber so einfach, daß sie ihnen wenig Mühe machen. Sie sind gewöhnlich von länglicher Gestalt, bestehen aus den Zweigen der wilden Cocospalme, welche in länglicher Rundung so in die Erde gesteckt werden, daß ihre von Natur schlanken Spitzen über einander hinneigen und so ein natürliches Gewölbe bilden, unter dessen Schatten die Bewohner sich versammeln. In der Mitte der Hütte liegen Steine, theils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, theils um die harten Cocosnüsse darauf aufzuschlagen. In einer solchen Hütte wohnen fast immer mehrere Familien beisammen, bauen auch wohl mehrere Hütten. Diese Arbeit liegt den Weibern ob. Bleiben sie länger an einem Ort, so vervollkommnen sie die Wohnung, indem sie Holz und Pfähle hinzufügen und die Hütte oben mit Stroh oder großen Blättern bedecken. Aller Hausrath liegt in diesen Hütten am Boden. Kochtöpfe von grauem Thone am Feuer gehärtet, Schalen von Kürbissen zu Trinkgeschirr, oder die Früchte des Kalebassenbaumes, Crescentia cujete (Linn.), oder lange Stücke Rohr einer Art von Bambus, wo ein Knoten den Boden bildet, es hat die Dicke eines starken Armes. Auch diese Geräthschaften verfertigen die Weiber allein, holen Wasser herbei, verfertigen aus den Fasern der Tukumpalme Leinen zum Fischfange und aus den Blattfasern, einer Art Ananas, starke Schnüre zu Bogensehnen. Aus Bast bereiten auch die Botokuden ihre Betten, welche sie auf der Erde ausbreiten; die Puris und die meisten andern Nationen dieser Gegend schlafen dagegen in Hängematten, welche sie an den Bäumen aufhängen.

Alle amerikanischen wilden Völker sind starke Esser, und ihre Eßlust hat keine Grenzen; sie sind dabei so gierig, daß sie während der Mahlzeit für alles andere taub und blind sind. Das beste Mittel, ihre Freundschaft zu erlangen, ist, ihnen den Magen recht auszufüllen, dann ist man ihrer Anhänglichkeit sicher.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Keule, Blasrohr und Speer. Ein kräftiger Wilder mit scharfem Auge und muskulösem Arme, von Jugend auf geübt den starken Bogen zu spannen, hat an seinem Pfeile eine furchtbare Waffe, welche nie versagt. Die Pfeile bestehen aus Rohrarten und sind sehr leicht. Der Bogen wird dagegen aus starken elastischen Holzarten gemacht, wie aus dem Holze der Airi-assu oder Brejeuba-Palme, andere Stämme nehmen dazu das Holz eines Trompetenbaumes (Bignonia). Der hintere Theil des Pfeils wird mit Federn von Hühnern oder Papageien befiedert. Sie haben drei Arten Pfeile, den Kriegspfeil, den Widerhakenpfeil und den zur Jagd kleiner Thiere. Der erste hat eine längliche sehr scharfe Spitze, aus schneidendem und gebranntem Rohr, macht furchtbare Wunden und starke Blutung. Der zweite besteht an der Spitze aus hartem Holze und verursacht durch seine Widerhaken noch schlimmere Wunden; er wird im Kriege und zur Jagd großer Thiere gebraucht. Die dritte Art wird aus knotigen Zweigen verfertigt und ist nicht spitzig. Köcher kennen die Brasilianer nicht, sondern tragen die Pfeile in der Hand. Sie vergiften auch die Pfeile nicht, wohl aber die Völker am Amazonenstrome.

Die Natur hat dafür gesorgt, daß diese Völker mit leichter Mühe, sowohl aus dem Thierreich als Pflanzenreich sich ernähren können. Sie sorgen daher nie für den folgenden Tag, können im Nothfall lange hungern, aber auch wieder unmäßig essen. Alle nehmen Antheil an der Beute, welche einer gemacht hat, und zehren sie in kurzer Zeit auf. Man hat bei den Botokuden gesehen, daß sie bei Ueberladung des Magens sich wechselseitig den Bauch traten. Mäßigkeit kennen sie nicht, betrinken sich auch, so oft sie können, und kommen dann oft in blutige Händel.

Sie sind geschickte Jäger, beschleichen die Thiere mit großer Sicherheit, wobei ihnen ihre äußerst feinen Sinne sehr nachhelfen. Sie kennen alle Fährten und folgen ihnen sicher, wo wir nichts mehr sehen. Sie ertragen leicht jedes Ungemach, Hitze und Feuchtigkeit, selbst den Stich der Muskiten, welche indeß die Fremden mehr quälen als die Eingebornen.

Die Brasilianer schwimmen sehr gut, und beide Geschlechter üben sich sehr frühe darin. Sie klettern eben so leicht auf Bäume, wobei die Puris die Füße zusammenbinden, die Botokuden aber nicht. Sie setzen die Fußsohle an die Rinde des Baumes, und zwar beide gleich hoch, umfassen dann den Stamm mit den Armen und schieben die Füße wieder nach.

Sie essen fast alle Thiere, am liebsten Affen; aber selbst Raubthiere, wie die Arten der Katzen, werden von ihnen verzehrt, die Ameisenfresser und Faulthiere, die Crocodile- und die Boaschlangen; die übrigen Schlangen aber tödten sie nur. Die kleinern Eidechsen, besonders auch die Leguane, lieben sie sehr. Die Botokuden stehen allgemein im Rufe, Menschenfresser zu seyn, doch nicht aus Liebe zu diesem Fleische, sondern aus wüthender Rachgier; auch die Tupajas hat man beschuldigt, zuweilen das Fleisch der Neger zu essen. Die Eingeweide der Thiere werden herausgenommen, die Haare am Feuer abgesengt und das Fleisch mit der Haut gebraten und verzehrt. Alles Fleisch wird an ein Holz gesteckt, dann so am Feuer halb gebraten und manchmal noch fast roh und blutig gegessen und mit den Händen und Zähnen zerrissen. Die Gedärme werden bloß durch Durchziehen zwischen den Fingern ausgeleert, dann ebenfalls gebraten und verzehrt. Sie saugen selbst die Knochen aus und suchen sie zu zerbeißen, so daß nichts verloren geht. Selbst die Klasse der Insekten liefert den Brasilianern eine beliebte Nahrung, Die beinahe Finger lange Larve eines Holzbockkäfers und andere werden sehr gerne gegessen. Sie stecken dieselbe an einen Spieß und braten sie. Die Botokuden essen auch eine Ameise mit sehr großem Hinterleib. Die

Papageien, besonders die großen Aras, die Arten der Hockos und Penelopen, der Tinamus und ihre Eier werden häufig gegessen und an den Flüssen und Küsten viele Fische gefangen, auch wohl mit Pfeilen geschossen. Das Pflanzenreich liefert, selbst in den Wäldern, eine Menge Nahrungsmittel. Die vielen Arten der wilden Cocospalmen geben ihnen Nüsse; das Mark und die jungen Blätter der Palmitopalme geben eine sehr nahrhafte Speise. Eine Menge anderer uns unbekannte Früchte liefern die Wälder. In der Nähe der europäischen Pflanzungen sind sie den Gewächsen gefährlich und stehlen Kürbiße, Mais, Bataten, Bananen, Mamonen und Maniok, eben so Tabak, den sie gerne rauchen, welches sie von den Europäern gelernt haben sollen. Allein einige Küstenvölker rauchten schon beim ersten Besuch der Portugiesen. Sie klettern auf die höchsten Waldbäume, unter die der Topfbaum oder Sapacayabaum gehört, um seine Früchte, welche schmackhafte Kerne enthalten zu pflücken. Auch nach wildem Honig klettern sie häufig auf die höchsten Bäume und sammeln Honig und Wachs. So tritt bei ihnen selten Mangel an Nahrung ein, und nur ihre Freßlust kann sie dahin bringen, zuweilen hungern zu müssen.

Sie haben magere Jagdhunde, welche sie schlecht füttern; sie fallen den Fremden laut bellend an. Besonders brauchen sie dieselben zur Jagd der häufigen wilden Schweine. So bald ein Ort ausgejagt ist, verläßt ihn die Horde und zieht weiters. Die Weiber laden ihre wenigen Habseligkeiten in ihre aus Bindfaden geknüpften Reisſäcke, welche auf dem Rücken durch einen über die Stirn laufenden Strick getragen werden. Oft setzen sie auch noch ein Kind auf diese schwere Bürde. Der Sack ist angefüllt mit Pfeilspitzen, Schalen von Gürtelthieren und Schildkröten, Wachs, Baumbast u. s. w. nebst allerlei Lebensmitteln. Der Mann trägt gewöhnlich nur Pfeile und Bogen, selten auch einen Bündel. Nicht zu breite oder reißende Flüsse passiren sie oft auf Uebergängen von Schlingpflanzen, welche über den Fluß so über einander gespannt sind, daß sie auf dem untern Stück den Fuß festsetzen, am obern sich halten und so sich hinüber schieben. Fahrzeuge haben nur die Küstenvölker aus ausgehöhlten Stämmen verfertigt.

Ein Mann nimmt so viele Weiber als er ernähren kann; doch findet man selten mehr als drei. Die Ehen werden ohne alle Ceremonien geschlossen, es wird dazu nur die Einwilligung beider Personen und der Eltern erfordert; aber auch die Trennung ist eben so leicht. Ehebruch wird mit Schlägen von Seite des Mannes bestraft, oft auch durch Verwundungen an Armen und Beinen mit Messern. Ein Botokude schnitt seiner ehebrecherischen Frau den Ohrand und den Rand der Unterlippe weg, wodurch sie schrecklich entstellt wurde.

Die Botokuden lieben ihre Kinder sehr, wenigstens so lange sie klein sind, und behandeln sie sorgfältig und liebreich. Bei andern Völkern sollen aber, nach Azara, sehr unnatürliche Gebräuche herrschen. Die Guanas sollen einen Theil ihrer weiblichen Kinder lebendig begraben. Die Mbayas sollen nur ein Paar leben lassen, und die schwangern Weiber oft die Frucht gewaltsam abtreiben; die Guaikurus sogar nur ihr letztes Kind leben lassen, die ältern tödten. Allein es scheinen dieses unverbürgte Sagen zu seyn, und Rengger, der von den Mbayas redet, meldet davon nichts.

Bei den Festen, welche zuweilen unter diesen Völkern angestellt werden, sind sie munter und vertreiben sich die Zeit mit Gesang und Scherz, mit Tanzen und Musik. Diese besteht in einer Art von Rohrflöten, welche die Weiber spielen. Kinder und junge Leute belustigen sich mit Bogenschießen. Bei ihren Spielen scheint selten Uneinigkeit zu entstehen. Kriege oder Schlägereien entstehen meistens durch Eingriffe in die Jagdreviere. Unter den brasilischen Urvölkern sind die Botokuden die unruhigsten und am meisten zum Kriege geneigt. Unruhig und freiheitsliebend leben sie mit ihren Nachbaren immer im Streit, und diese Kriege unter einander haben in neuern Zeiten ganze Stämme fast ganz ausgerottet. Gefangene machen sie selten und im Handgemenge werden auch Nägel und Zähne gebraucht. Nur die Botokuden sollen das Fleisch der getödteten Feinde verzehren, so wie die Puris.

Krankheiten sind unter den Brasilianern selten. Geboren in der freien Natur, nackt dort aufgewachsen, an alle Abwechslungen des Tropenklimas gewöhnt, macht sie stark. Häufiges Baden und stete Uebung der Kräfte geben ihrem Körper eine große Gewandtheit. In innern Krankheiten kennen sie mancherlei wirksame Mittel, welche die Wälder ihnen liefern; sie halten aber dieselben meistens geheim. Selbst schwere Wunden heilen oft bald, durch die Natur von der Kunst unterstützt. Sie lassen selbst Ader. Gegen Schlangenbisse sollen sie jedoch keine durchaus wirksamen Mittel kennen und oft daran sterben. Kinder essen oft Erde, wodurch sie krank werden. Augenkrankheiten sind ziemlich häufig, und man sieht viele Einäugige; wahrscheinlich sind Verwundungen durch Dornen in den Gehölzen daran schuld.

Verstorbene werden in ihrer Hütte, oder nahe dabei begraben, worauf aber der Platz verlassen und eine andere Wohnung gewählt wird. Sie betrauern die Verstorbenen durch Geheul. Die meisten geben ihren Todten nichts mit in die Erde. Bei den Botokuden wird neben dem Grabe einige Tage Feuer angemacht, um den Teufel auszutreiben, den sie sehr fürchten. Viele Südamerikaner geben ihren Todten eine gebogene Stellung. Mehrere Völker bauen auch eine kleine Hütte von Palmblättern über das Grab.

Die Religionsbegriffe dieser Völker sind sehr verwirrt. Sie haben sonderbare Sagen von bösen Geistern oder Teufeln. Viele sind sehr groß, andere klein. Wenn der große Teufel die Hütten durcheilt, so müssen alle die ihn erblicken sterben. Aus Furcht vor diesen Teufeln übernachten sie nicht gerne allein in den Wäldern, sondern gehen lieber in Gesellschaft. Der Mond steht unter allen Himmelskörpern bei den Botokuden im größten Ansehen.

Sie leben unter Anführern, welche aber wenig Gewalt haben und nur durch ihre körperliche Uebermacht Ansehen erlangen; sie unterscheiden sich auch durch nichts von den übrigen ihres Stammes.

Paraguay ward von zwei Urnationen bewohnt, als die Spanier das Land entdeckten. Die eine führte den Namen Guaranis, und war ehemals nicht nur über einen großen Theil Brasiliens und Guyanas verbreitet, wo sie aber von den Spaniern ganz ausgerottet wurden. Die andern heißen Payaguas, und haben sich bis auf unsere Zeiten größtentheils unvermischt erhalten.

Die Guaranis sind klein, und messen selten 5 Fuß. Der Kopf ist klein; der Hals kurz und dick; Schultern, Brust und Backen breit; das Gesäß groß; Arme und Beine im Verhältniß kurz, aber dick; Hände und Füße gleichfalls kurz, aber breit. Die Geschlechtstheile klein. Das Gesicht ist fast rund und beinahe so breit wie lang, dabei flach; die Gesichtszüge grob und stark ausgedrückt; die Stirn niedrig und schmal, und lauft meist schon vom obern Rand der Augenhöhle an rückwärts. Die Augen liegen tief, die Oeffnung ist klein und etwas schief, wie bei den Chinesen; die Backenknochen groß und vorragend; die Nase erhebt sich stark, ist aber an der Spitze platt und stumpf; die Nasenlöcher sind groß; die Mund weit gespalten; die Lippen dünn; die Oberlippe ragt gewöhnlich etwas über die Unterlippe vor und hat eine sehr schwache Rinne; das Kinn ist breit; die Unterkinnlade hoch; die Ohren klein. Die Weiber haben fast dieselben Gesichtszüge; die Brüste groß, aus einander stehend, mit einer ungemein dicken Warze. Die Haare sind bei beiden Geschlechtern schwarz, gerade, am Kopf anliegend, steif, aber nicht grob oder rauh. Die Haare am übrigen Körper, so wie der Bart dünne, und nur um den Mund herum, nie weiter hinten nach den Backen. Die Hauptfarbe des Körpers lichtgelbbraun, nur bei ältern ins röthliche ziehend; die Wangen nie roth, im Zorne etwas dunkler, beim Schrecken blasser. Die Zähne klein, schön an einander gereiht und weiß.

Die Payaguas sind schöner als die Guaranis; die mittlere Größe über 5 Fuß, die Statur schlank. Das Gesicht nicht so breit, der Kopf klein und rund. Schultern und Brust breit; das Becken weniger breit; die Extremitäten mehr im Verhältniß; die Arme muskulös; die Beine dünn; Hände und Füße kurz und breit; die Geschlechtstheile klein. Die Weiber sind klein, in der Jugend schlank, im Alter dick, mit zierlichen Händen und Füßen. Hautfarbe und Behaarung wie bei den Guaranis.

Die Mbayas gehören zu den schönsten indischen Nationen am Parana- und Paraguaystrom. Die Männer erreichen durchgehends eine Größe von 5½ Fuß; der Körper schön und kräftig; nur der Kopf im Verhältniß zu klein. Auch die Weiber sind größer und stärker, als bei den Guaranis, mit kleinen Händen und Füßen. Die Farbe zieht mehr ins Kupferrothe.

Die Guanas geben an Größe und Muskulösität den Mbayas wenig nach; die Weiber erreichen eine beträchtliche Größe, sind aber dabei dick, mit größern Händen und Füßen.

Das Aussehen dieser Völker ist im Allgemeinen ernsthaft und düster, aber die Gesichtszüge drücken im Augenblick der Empfindung weder

Gemüthsbewegungen nach Leidenschaften aus. Mit seinem nur halb geöffneten Auge sieht der Wilde nie die Person an, mit welcher er spricht, sondern richtet den Blick zu Boden oder schweift damit unstät von einem Gegenstand zum andern. Er lacht nur selten, und wenn es geschieht, nie laut, sondern nur mit Verziehung des Mundes. Seine Stimme ist leise, und er erhebt sie nur, wenn er anfängt von geistigen Getränken berauscht zu werden. Selbst wenn er vom heftigsten Schmerz gequält ist, oder im Kampfe einem gewaltsamen Tode unterliegt, hört man ihn nie schreien oder wimmern.

Die Sinne sind im Allgemeinen scharf, besonders Gesicht und Gehör. Laute, auf welche der Europäer vergebens lauscht, hat der Indianer schon lange vernommen und unterschieden; er erkennt im Walde die Art des Wildes schon am Geräusche, welches dasselbe beim Durchbrechen des Gebüsches hervorbringt, und weiß je nach dem Hufschlage des Pferdes, ob es einen Reiter trägt oder frei herumlauft. Eben so bewundernswürdig ist die Schärfe des Auges, wiewohl dieses durch den gänzlichen Mangel der Augenbraunen und Augenwimpern, welche sich die wild lebenden Indianer ausreißen, nicht geschützt ist. Der Guarani verfolgt im Walde den Flug der Bienen, um seine Lieblingsspeise, den Honig zu entdecken. Der Payagua sieht schon von Weitem den Fisch unter dem Wasser, und erlegt ihn mit einem Pfeilschuß; der Mbaja und der Guana erblickt das Wild in einer Entfernung, in welcher auch das geübteste Auge des Europäers keine Gestalt mehr unterscheidet. Die Geruchsorgane des Indianers, wiewohl bei dessen schmutziger Lebensart an übelriechende Ausdünstungen gewöhnt, sind für fremdartige Eindrücke sehr empfindlich. So riecht derselbe stundenweit den Brand eines Feldes, und wittert auf große Entfernungen die wilden Schweine, die Männchen der Hirsche, den Kaiman und mehrere Schlangenarten. Sein Geschmack dagegen ist sehr stumpf, er genießt nicht nur unangenehm schmeckende, sondern selbst eckelhafte Speisen. Der Tastsinn dagegen ist wieder fein, und nicht nur in den Händen, sondern auch in den Füßen bedeutend entwickelt. Er gebraucht häufig die Zehen, um Gegenstände damit festzuhalten oder vom Boden aufzuheben.

Der Geschlechtstrieb zeigt sich bei den Männern nur in geringem Grade, was in so heißem Klima sehr merkwürdig ist, und hört auch sehr frühe auf. Bei den Weibern ist er stärker, sie kommen mit unglaublicher Leichtigkeit nieder, und ihr Wochenbett dauert oft keine Stunde. Die Menstruation ist nicht so stark, als bei der caucasischen Rasse. Man hat geglaubt, daß die seltsame Maßregel, welche die Jesuiten nahmen, um die Verminderung der Bevölkerung zu verhüten, nämlich allnächtlich einige Zeit vor Anbruch des Tages die Trommel durch das ganze Dorf schlagen zu lassen, damit die Eheleute aufgeweckt und an ihre eheliche Pflicht erinnert würden, eine Erdichtung sey; allein Herr Rengger erklärt sie für wahr.

Die Muskelkraft ist beim Indianer im Allgemeinen geringer als beim Europäer; er übertrifft aber diesen an Gewandtheit und an Ausdauer im Ertragen körperlicher Beschwerden. Mit nacktem Körper trotzt er der Hitze, der Kälte und der Feuchtigkeit, und hält auf seinen Zügen Hunger und Durst mehrere Tage leicht aus, und zeigt überhaupt wenig Empfindlichkeit. Er äußert bei bedeutenden Wunden und Quetschungen beinahe keinen Schmerz, und bringt sich sogar mit der größten Gleichgültigkeit und ohne schlimme Folgen Wunden bei, die für den Europäer gefährlich seyn würden. Rengger erzählt, er habe in den Missionen (Anstalten der Jesuiten) Guaranis gesehen, welche sich freiwillig fünf und zwanzig Peitschenhiebe geben ließen, weil sie sich träge zur Arbeit fühlten und dadurch, wie sie sagten, ihr Geblüt in Bewegung setzen wollten. Die Payaguas durchstechen sich am St. Johannestage, wo sie ein großes Trinkfest feiern, mit Stacheln von Rochen die Arme, die Beine, zuweilen auch die Zunge und das männliche Glied, ohne Zeichen von Schmerz zu geben und ohne gefährliche Folgen davon zu spüren.

Der wildlebende Indianer erreicht, wenn er nicht gewaltthätig ums Leben kommt, oder durch die Pocken hinweggerafft wird, gewöhnlich ein hohes Alter. Unter den wenigen Familien von Payaguas, welche um die Hauptstadt Asuncion wohnen, findet man immer zwei bis drei Individuen, welche zwischen neunzig und hundert und zehn Jahren alt sind, und dabei noch ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen. Mit zunehmendem Alter wird der Indianer, welcher überhaupt nie fett ist, immer magerer und endlich zu einem wahren Gerippe. Seine Haare ergrauen sehr spät, und werden nie so weiß, wie beim Europäer. Die Zähne fallen ihm gewöhnlich nie aus, sondern er nutzt dieselben, wie viele Thiere oft bis an die Wurzel ab, ohne daß sich eine Spur von Beinfraß an ihnen zeigte.

Von dem Zustande der noch ganz wilden Völker in Central-Amerika wissen wir wenig. Die Jesuiten haben in diesen Gegenden viele und gelungene Versuche gemacht, diese Menschen einigermaßen der Civilisation zuzuführen, und die getauften Indianer in Dörfer zu versammeln, welche unter genauer und strenger Aufsicht einzelner Mönche oder Pfarrer gehalten wurden. Obgleich die ehrwürdigen Väter sich oft große Gewaltthätigkeiten, ja selbst Grausamkeiten zu Schulden kommen ließen, und der Eigennutz vorleuchtete; so kann man nicht umhin zu gestehen, daß sie viel Gutes stifteten, welches jetzt nach Vertreibung dieser Mönche wieder verloren geht, und die Indier in den vorigen Stand ihrer Wildheit zurückführt. Diese schnelle Rückkehr zu alten Gewohnheiten charakterisirt diese Nationen, daher führen wir darüber die Nachrichten an, welche einer der neusten Reisenden, der Deutsche Pöppig, uns über den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung der zum ehemaligen Vizekönigreich Peru gehörigen Provinz Majnas gibt. Die wenigen wirklich Weißen leben allein in den großen Orten außerhalb der Wälder und sind in keiner Rücksicht viel über die Indier erhaben. Längs der Flüsse liegen allein Indierdörfer, bewohnt von den rohesten und fühllosesten Ureinwohnern. Die Art und die Sitten dieser Menschen sind so beschaffen, daß ein Aufenthalt von wenig Tagen schon genügen würde, um auch den ungläubigsten Europäer von der Nichtigkeit der philosophischen Träume zu überzeugen, nach welchen der sogenannte Naturzustand als der einzige angesehen wird, in dem der Mensch sich gut, oder doch mit leichter Mühe zu allem Guten leitbar zeigt. Viel leichter wäre es, sagt Pöppig, dem verdorbensten und unsittlichsten Pöbel irgend einer europäischen Nation, eine moralische Richtung zu geben, als den Indier dieser Länder zu civilisiren. Hundert und sechzig Jahre sind die Missionarien thätig gewesen, und einige Jahre reichten hin, die Früchte so vieler Arbeit zu zerstören. Man sieht sich fast gezwungen, den Glauben an eine angestammte Unfähigkeit der Indianer in der Civilisation anzunehmen. Allein man darf nicht vergessen, wie groß, wie gebietend die Einflüsse eines Klimas auf den Menschen sein müssen, wo er gegen eine entnervende Hitze, gegen die unerträgliche Plage stechender Insekten, die ihn Tag und Nacht verfolgen, zu kämpfen hat, Ursachen welche jede Geistesanstrengung und jede nur etwas anstrengende körperliche Arbeit erschweren. Darin liegt wohl der Grund der moralischen Niedrigkeit und Unfähigkeit zu größerer Geistesthätigkeit dieser Völker, welche unter einem anderen Klima sich weit eher entwickeln würden. Die spanische Regierung gab sich große Mühe, durch ihre Beamten auf die wilden Indier wohlthätig einzuwirken und wurde durch die Missionäre kräftig unterstützt. Jetzt sind diese entfernt, die Republik bezahlt den Pfarrern keine Einkommen mehr, daher sind auch keine Pfarrer mehr da, und nur der kirchliche Zwang konnte die Indier in einiger Ordnung erhalten. Allein diese Menschen haben keine Wünsche und fast keine Bedürfnisse und neigen sich daher so zur Unthätigkeit, daß auch die beste Bezahlung sie nicht zu einer Beschäftigung bewegen kann, wozu sie nicht gezwungen werden. Die Einwohner der Dörfer haben sich fast ganz zerstreut und alle Arbeiten haben aufgehört. Von ihren ehemaligen Gewohnheiten ist nur noch die verderblichste, der Hang zur Trunkenheit übrig geblieben. Ehemals durften sie sich nur an hohen Kirchenfesten betrinken; ganz dieses Laster zu vertilgen wurde immer unter die Unmöglichkeiten gezählt. Jetzt gehen die Gelage von Haus zu Haus und fehlen keine Woche. Branntwein und ein widerliches Getränk aus gekauter Yukka, werden so mißbraucht, daß oft während acht Tagen beide Geschlechter bis auf die Kinder herab in einem Zustande von mehr als thierischer Sinnlosigkeit sich befinden. Sobald ein Indier genug Yukka erbaut hat, um jenes Getränk zu machen, ladet er seine Nachbaren ein, das Gelage beginnt und dauert so lange bis alles Getränk aufgebraucht ist. Dieß geschieht unter dem Begleite einer furchtbaren Musik von Trommeln, Pfeifen, rasselnden Klappern und Nachahmen von Thierstimmen. So ziehen sie in Gesellschaften durch die Dörfer und geben nur dann den Lärm auf, wenn sie berauscht niederfallen. Sobald sie erwachen, geht der Lärm von Neuem an. Ein Glück ist es, daß diese Menschen ungemein feige sind und die Ueberlegenheit der Weißen sehr fürchten. Diese würden sonst, bei dem angestammten Hasse gegen sie, ihres Lebens nie sicher seyn. Der Indier hat keinen andern Wunsch als den sich zu berauscheu nnd schätzt daher keinen Gegenstand, der zu seiner häuslichen Bequemlchkeit dienen könnte, weßwegen er auch aller Industrie abgeneigt ist. Man hat ihn ehmals

gezwungen, Saſſaparilla, Balſam und Wachs gegen Bezahlung zu liefern. Um dieß unmöglich zu machen, rotteten ſie alle Saſſaparilla aus. Die Cacaopflanzungen gehen ein, da die Indier die Bäume nicht beſteigen, um die Frucht zu pflücken, ſondern ſie lieber umhauen.

Verböte nicht das Geſetz das Nacktgehen und wäre es nicht befohlen, in der Kirche außer den Beinkleidern mit einem Hemde zu erſcheinen, ſo würden ſie, wie ihre Stammgenoſſen am Ukayale und Javari völlig nackt gehen, und die Weiber gehen außer einer Schürze, wenn ſie nicht in die Kirche gehen, völlig nackt.

Sogar die Viehzucht haben ſie aus Faulheit aufgegeben und man findet in ganz Mainas nur noch fünf Kühe; wenige Indier dieſer Gegend haben je ein Pferd geſehen, für welches ihre Sprache keinen Namen hat. So werden dieſe noch vor wenig Jahren halbcultivirten Menſchen, nach ſehr kurzer Zeit ganz in den Zuſtand ihrer Vorfahren und der noch jetzt ganz wilden Völker jener Gegenden, von deren Sitten wir keine Kenntniſſe haben, übergehen, und dieſe Länder für den Europäer undurchdringlich werden.

Ueber die Sitten der Ureinwohner des jetzigen Columbiens gibt uns Humboldt einige Nachrichten. Zur Zeit der Eroberung Amerikas wurden große Geſellſchaftsvereine der Eingebornen nur auf dem Rücken der Cordilleren und auf dem Aſten gegenüberliegenden Küſtenlande angetroffen. Die mit Waldung bewachſenen und mit Flüſſen durchſchnittenen unermeßlichen Ebenen wurden nur von herumirrenden, durch Sprache und Sitten getrennten Volksſtämmen bewohnt, welche ſpäter in den Miſſionen beiſammen zu leben gezwungen wurden. Nur die Guaiqueries der Inſel Margarita und die Guaraunos auf den Inſeln der Orenoko haben ihre Unabhängigkeit erhalten und laſſen ſich von Zeit zu Zeit auf dem feſten Lande blicken. Außer ihnen haben die Provinzen von Neu-Andaluſien und Barzellona keine wilden Indianer mehr. Aber auch dieſe ſogenannten Wilden leben in Dörfern und ſind nicht herumirrende Jäger, ſondern gehorchen ihren Vorſtehern. Sie treiben auf ziemlich ausgedehnten Ländereien Landbau, pflanzen Piſang, Maniok und Baumwolle, aus welcher ſie ihre Hängematten weben. Dieſer Landbau wurde ſchon vor der Ankunft der Europäer getrieben. Dieſe Nationen ſind friedliebend und nicht barbariſcher als die nackten Indier der Miſſionen, welche das Kreuz zu machen gelehrt worden ſind, ohne um deßwillen Chriſten zu ſeyn. Wenn auch die Zahl der unabhängigen Indier nordwärts vom Orenoko und Apure ſich ſehr vermindert hat, ſo haben dagegen die Unterworfenen ſich ſehr vermehrt. Zwei Caraibendörfer in den Miſſionen von Piritu oder von Corony enthalten mehr Familien als vier bis fünf Völkerſtämme am Orenoko. Dieſe bedürfen aber keines ausgedehnten Jagdgebietes, wie die Nordamerikaner. Ein kleines Stück dieſes ungemein ergibigen Landes reicht für ihre Bedürfniſſe hin, und die Annäherung der weißen Bevölkerung hat für ſie keine weitern Folgen; ſie ſiedeln ſich friedlich mitten unter ihnen an. Der Staat von Cumana (Neu-Andaluſien und Barzellona) enthält Ureinwohner von mehr als vierzehn Völkern, den Chaymas, Guaiquerias, den Pariagotas, Quaquas, Aruakas, den Caraiben, Guaraunos, Cumanagoten, Palenquen, Piritus, Tomuzas, Topocuaren, Chakapopatos und Guariven, von welchen zehn ſich für gänzlich verſchieden halten. Die Sprachen der Guaraunos, der Caraiben, der Cumanagoten und Chaymas ſind die am meiſten verbreiteten, und es ſcheinen alle dieſe Stämme verſchiedene Völker zu ſeyn; von den übrigen kann man dieß weniger behaupten. Sie beſchäftigen ſich ſämmtlich mit dem Landbau, haben im Aeußern die chriſtliche Religion angenommen und ihre alten Gewohnheiten verloren.

Die Chaymas ſind die kleinſten und ihre Größe beträgt im Durchſchnitt nicht über 4 Fuß 10 Zoll, der Körper iſt unterſetzt, breitſchulterig, die Bruſt plattgedrückt, die Glieder rund und fleiſchig. Die Hautfarbe dunkelbraun, dem lohfarbenen ſich nähernd. Die Geſichtszüge ſind ernſt und finſter, die Stirn klein und wenig vorſpringend, die Augen ſchwarz, tiefliegend und in die Länge gedehnt, aber klein, die Augenknochen ſehr vorſpringend, die Haare glatt, der Bart ſehr ſparſam, die Naſe lang, der ganzen Länge nach vorragend, der Mund groß, die Lippen dünn, die Naſenrinne unten breiter, die Kinnladen ſtark und breit, die Zähne weiß, aber nicht ſo ſtark, wie bei den Negern. Die Hände ſind klein, aber die Füße groß. Sie altern in ihren Geſichtszügen gar nicht ſchnell, die Haare werden nicht grau und es iſt oft wirklich ſchwer, den Vater und den Sohn in Hinſicht des Alters zu unterſcheiden. Da die Stämme ſich gegenſeitig tödtlich haſſen, ſo heirathen ſie nicht unter einander, daher die Aehnlichkeit der Menſchen eines Stammes.

Die Chaymas äußern eine entſchiedene Abneigung gegen Kleider; ſie ſchämen ſich ſo zu ſagen Kleider zu tragen, und fliehen lieber in die Wälder, wenn man ſie zu frühe zwingen will, auf ihre Nacktheit zu verzichten. Aller Ermahnungen der Pfarrer ungeachtet, gehen ſie im Innern ihrer Wohnungen nackt. Wenn ſie ausgehen, tragen die Weiber ein Baumwollenhemd, welches kaum bis an die Knie reicht; die Männer ebenſo, nur iſt es mit Aermeln verſehen. Wenn es regnet und ſie auf dem Felde ſind, ziehen ſie dieſes Hemd aus und laſſen ſich beregnen. Die Weiber gehen noch lieber nackt als die Männer. Die Mädchen heirathen oft im zwölften Jahre, und dürfen bis zum neunten ganz nackt zur Kirche gehen. Beinkleider, Schuhe oder Hüte ſind hier ganz unbekannte Dinge. Die Weiber ſind nicht hübſch, die jungen Mädchen aber haben etwas ſanftes und melancholiſches im Blicke ihrer Augen. Die Haare tragen ſie in zwei lange Flechten geſammelt; die Haut färben ſie nicht, und außer Hals und Armbändern tragen ſie keinen Schmuck. Mißgeſtaltete gibt es keine. Die frühen Heirathen ſind nicht nachtheilig, da das frühe Mannbarwerden von der Raſſe abhängt. Merkwürdig iſt es, daß die Zeit der Schwangerſchaft bei allen Völkern vollkommen dieſelbe iſt. Die Chaymas ſind faſt bartlos und rupfen die ſparſam keimenden Barthaare aus. Wenn ſie ſich raſiren, ſo bekommen ſie einen Bart. Sie gehen regelmäßig Abends ſieben Uhr zu Bette und ſtehen um halb fünf Uhr auf. Ungeachtet ihres Hanges zum Nacktgehen ſind die Weiber froſtig und zittern, wenn der hunderttheilige Thermometer noch nicht unter 18 Grade geſunken iſt, vor Kälte. Sie ſchlafen auf Hängematten, aus Schilf geflochten, ſind in ihren Hütten ſehr reinlich, und ihre Bogen, Pfeile und Hausgeräthe ſind ſchön geordnet. Sie baden ſich täglich, und haben kein Ungeziefer an ihrem Körper. Obſchon die Vielweiberei nicht herrſcht, iſt doch die Frau zu den härteſten Arbeiten gehalten, während der Mann weniger arbeitet. Ihre Sprache iſt minder angenehm als andere Sprachen am Oreneko, namentlich als die Caraibiſche.

Die Caraiben ſind auch hier die ſchönſte Nation dieſer Provinzen, ſie haben übrigens als Chriſten ungefähr dieſelben Sitten, wie die Chaymas, und leben in den ſogenannten Llanos oder großen Ebenen in Dörfern zerſtreut.

Die Guaraunos ſind faſt alle frei und unabhängig auf den Inſeln des Orenoko zerſtreut. Sie zeichnen ſich durch ihre ſonderbare Lebensart als Baumbewohner aus, indem ſie zur Zeit der großen Ueberſchwemmungen, damit ſie vom Waſſer nicht erreicht werden, ihre Wohnungen auf abgehauene Stämme des Mangobaumes und der Mauritiapalme bauen. Aus dem Mark dieſes Baumes, welches die ächte amerikaniſche Sagupalme iſt, bereiten ſie Mehl und Brod, welches im Geſchmack dem Maniok ähnlicher als dem indiſchen Sagu iſt. Sie ſind übrigens friedfertig, von mittlerer Größe, unterſetzt und von kräftigem Muskelbau. Sie laufen mit außerordentlicher Leichtigkeit über ſumpfigen Boden hin, ohne einzuſinken.

Die Guaiquerier oder Guaikeris ſind die geübteſten und unerſchrockenſten Fiſcher dieſer Gegenden. Sie bewohnen die Inſel Margaretha, die Halbinſel Araya und die Vorſtadt Cumana.

Die Quaquas ſind ein ſehr kriegeriſches, mit den Caraiben verbündetes Volk. Die Cumanagoten treiben dagegen vorzüglich Landbau. Alle dieſe Völker ſind rothbraun, in verſchiedenen Schattirungen. Die Hauptſprachen derſelben ſind die Chaymas'ſche, die Caraibi'ſche, die Saliveſche; die Bewohner der Orenoko reden aber noch andere Sprachen. Alle dieſe Völker ſind im Zuſtand der Halb-Kultur, die meiſten ſind getauft und ſtunden unter der Aufſicht der Jeſuiten.

Noch bleibt uns übrig von den Ureinwohnern des ſüdlichſten Amerika, Chilis und Patagoniens, zu ſprechen.

Von der frühern Geſchichte der Völker Chilis iſt gar nichts bekannt. Kein hiſtoriſches Denkmal deutet auf die Geſchichte früherer Jahrhunderte. Aber ſo viel ſcheint ſicher, daß die rothen Völker, welche als die gegenwärtigen Beſitzer dieſes Landes erſcheinen, nicht mehr dieſelben ſeyen, welche in unbekannter früherer Zeit dasſelbe bewohnten. Chili ſcheint, wie einſt faſt ganz Amerika, von einem andern Menſchenſchlag, welcher in der Civiliſation viel weiter vorgerückt war, und ſich vielleicht auch körperlich von den jetzt noch vorhandenen Urbewohnern unterſchied, bewohnt geweſen zu ſeyn. Zwar findet man hier keine Denkmale einer früher höher geſteigerten Kultur, keine rieſenhaften Reſte der Baukunſt, wie wir ſie in Nordamerika, in Mexiko und Peru noch finden; aber kaum hat ein Land auf der Erde größere phyſiſche Veränderungen erlitten. Von einer Reihe der höchſten, durch Erdbeben zerriſſenen, durch Vul-

kane unterwühlten Gebirge umgeben und durchzogen, erlitt dieses Land Veränderungen, welche auf seine Bevölkerung im Laufe der Zeiten den größten Einfluß haben mußten. Wenn in den neuesten Zeiten die Küsten Chilis sichtbar erhöhet wurden und das umspühlende Meer sich zurückzog, so sind Andeutungen da, daß dieses Ereigniß nicht zum erstenmale erschien, sondern das ganze Land solche Erhebungen mehrmals erfahren hatte. Die Geschichte des alten Chili geht nicht höher hinauf, als bis zum Einfalle der peruanischen Inkas, von welchen der Zehnte sein Reich nach Süden auszudehnen suchte. Er fand das Land von kriegerischen und muthigen Völkern bewohnt, jeder höhern Civilisation entgegenstrebend. Der Theil, welchen die Peruaner sich unterwerfen konnten, veränderte seinen Charakter bald, die Civilisation machte Fortschritte, und aus muthigen Volkern wurden viel sanftere Menschen, während die Ununterworfenen ihre Tapferkeit beibehielten und in unabläßigem Kampfe mit den Spaniern bis auf den heutigen Tag ihre Freiheit behaupteten; hingegen die andern Ureinwohner allmählig verschwanden, so daß keine solche mehr im Gebiete der jetzigen Republik Chili vorhanden sind.

Von den Stämmen der Quillotanos, Promaucarios, Maulinos u. s. w., die einst stark genug waren Widerstand zu leisten, sind nur noch schwache Ueberreste vorhanden, sie starben entweder schnell weg, oder entwichen, und so blieb das Land ganz im Besitz der Spanier, und man sieht jetzt einen wahren Indier mit eben der Neugierde an, wie etwa in Deutschland einen Neger. Die verschiedenen Völkerschaften jenseits der Grenzen der Republik im Osten und Süden haben ihre Unabhängigkeit behauptet. Die vielen Verbrecher und Partheigänger, welche nach Beendigung der letzten Revolution zu den freien Indiern flüchteten, haben diese zu blutigen Thaten verführt. Die Kenntniß dieser Völker ist daher bis auf jetzt sehr beschränkt, da aber die Republik gegenwärtig mit ihnen im Frieden lebt, so wird dieser Schleier bald gelüftet werden. Sie sind unter dem Namen der Araukaner bekannt. Ihre Wohnsitze liegen zwischen dem 37 und 39 Grade südlicher Breite, dem drei Kreuzflusse, den Anden und dem Meere; sie werden in Küstenbewohner (Indios costinos) von Valdivia bis Arauka und in Ebenenbewohner (Moluchos oder Llanistos) eingetheilt. Die ersten sind herumschweifende Nomaden, die andern treiben Ackerbau und besitzen feste Häuser. Die Küstenindier haben im letzten Kriege sehr gelitten, und können kaum noch tausend Mann ins Feld stellen. Sie sind sehr raubsüchtig, unmenschlich, und der unbeschützte Fremde mag sein Glück preisen, wenn er ihren diebischen Händen nackt entkommt. Die Moluchen stehen in noch schlechterm Rufe, und sollen sehr verrätherisch seyn. Sie plünderten mehrmals Gesandte und ermordeten sie, wenn diese, nach ihrem eigenen Verlangen, sie zur Abschließung eines Friedens besuchten.

Die Baroanos bewohnen einen kleinen Landstrich zwischen den Flüssen Imperial und Tolton. Sie sind friedlich und greifen die Niederlassungen der Weißen nicht an. Jenseits des Flusses Collacolla wohnen die Cuncas, eine kleine, fast unbekannte Nation. Ihr Land ist sehr waldig, aber fruchtbar. Sie sind den Araukanern sehr unähnlich. Die Huiliches sind tapfer und kriegerisch. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, und wohnen in bessern Häusern, welche zuweilen sogar mit Ziegeln bedeckt sind. Welche Völker noch weiter südlich leben, ist wenig bekannt; man nennt Chajos, Payas und Keyus, rohe Fischervölker, welche in dem steinigen Lande an der potagonischen Westküste umherziehen und gegen Fremde ungastlich und räuberisch sind.

In den höhern Orten, zum Theil auf ihrem östlichen Abhange, wohnen andere Völker. Alle sind nomadisch, dehnen ihre Wohnungen weit aus, sind räuberisch und kriegerisch. Zu diesen gehören, die Pehuenchen, welche aus angestammter Neigung stets in den andern herumziehen, bald als Hirten, welche nur den Reichthum der Heerden schätzen, bald als kühne Räuber, die im Kriege die häuslichen Sorgen den Weibern überlassen, in die Ebenen hinabsteigen und ihre verderblichen Streifzüge bis vor die Thore von Buenos-Ayres erstrecken. Nur in den kalten Wintermonaten, Juli und August, machen Schnee, Stürme, und das Anschwellen der Flüsse, das Herumwandern unmöglich; dann erbaut sich der Pehuenche eine dichtere Hütte, die der Jurte des Tartaren oder des Nordamerikaners gleicht. Einige wohlbereitete Ochsenhäute werden in Kegelform über aufgerichtete Stäbe befestigt, und gewähren diesen rohen Menschen hinlänglich Schutz. Ein baumartiges Gras mit ästigem Stamme, wächst noch auf Höhen, wo die Baum-Vegetation aufhört, und liefert das Gerippe des Zeltes. Im Innern brennt beständig Feuer, und über demselben wird immer ein Braten bereitet, von welchem jedes Mitglied der Familie, wenn es Hunger hat, ohne sich an bestimmte Stunden zu binden, genießt. Der benachbarte Bach dient selbst in der kältesten Jahrszeit zum Bade. Immer sind die Pferde gesattelt, immer steckt die gefährliche Lanze daneben. Will man aufbrechen, so tragen eigene Packpferde das bewegliche Haus nach einem andern Ort. Einige Schaffelle zum Schlafen, einige viereckige Säcke aus Kuhhaut genäht, Sättel, Lanze und Wurfriemen mit ihren Kugeln machen das Geräthe aus. In jeder neuen Niederlassung wird neues Kochgeschirr verfertigt. Stutenfleisch ist die Lieblingsspeise und viele Monate lang wird der Mensch darauf beschränkt. Nur die nährenden Körner der Araucaria macht ihre Pflanzennahrung aus. Aus verschiedenen Pflanzen bereiten die Weiber geistige Getränke, denen die Pehuenchen sehr ergeben sind. Auch hier müssen die Weiber alle Lasten verrichten, die Pferde einfangen, den Zug derselben und des andern Viehes bei Wanderungen in Ordnung halten, die Kinder tragen, und dennoch erhalten sie bei der geringsten Vernachläßigung harte Züchtigungen, von welchen sie oft viele Narben tragen. Der Mann erkauft die Frau oft um theuren Preis von ihren Eltern und Verwandten. Die Hochzeit geschieht ohne irgend eine Art von bürgerlichen oder religiösen Ceremonien. Er betrachtet die Frau bloß als Dienerin, als ein nothwendiges Stück zu seinem Haushalt, und verräth keine andere Zuneigung zu ihr, als die thierische, und hat das Recht sie zu verstoßen. Er ist allen bessern Regungen gegen sie unzugänglich, weil er sie unter seiner Würde glaubt, während oft zwei Männer gegen einander unverbrüchliche Freundschaftsbündnisse stiften, welche im Kriege und im Frieden heilig gehalten werden. Der Mann kann Weiber nehmen, so viel er will. Die Familien sind dennoch nicht zahlreich, und es scheint mehr Mädchen als Knaben zu geben. Die Kinder lernen, wenige Monate alt, sich hinter der Mutter auf den Sattel zu setzen, und erlernen bald die Gewohnheit lange Ritte zu machen. Der Knabe ist in einem Alter schon ein kühner Reiter, in welchem unsere Kinder kaum allein zu gehen vermögen, und wird noch jung ohne viele Ceremonien mündig erklärt. Die Alten sehen es gerne, wenn sich die Knaben blutige Streite liefern, und gerathen dabei wohl selbst an einander. Wird einer zufällig getödtet, so tritt das Recht der Blutrache ein, und der Todtschläger wird unfehlbar von den Verwandten der Gegenparthei ermordet, wenn er nicht einen verlangten Blutpreis bezahlt.

Als Putz tragen sie silberne Ohrenringe, von denen das Paar oft zwei Pfunde wiegt, so daß besondere Schnüre als Stirnbänder diesen Schmuck befestigen und die Ohren vor Zerreißen schützen müssen. Ihre Reitstiefel bestehen aus der Haut des Hinterfußes eines Pferdes, sie sind ohne Nath, gut gegerbt und geschmeidig. Bei Kriegszügen sind die Pehuenchen so geputzt und weibisch geschmückt, daß nur ihr wirklich tapferes Fechten ihre Tapferkeit zeigen kann. Auf den nackten Schultern tragen sie meist den Poncho, eine Art von Mantel, den die Weißen von ihnen annahmen; um die Hüften schlagen sie eine Decke, welche bis auf die Knöchel herabhängt und einem Weiberrocke gleicht. Beinkleider und Hemden tragen sie nie. An den Stiefeln tragen sie große, schwere silberne Knöpfe, und die ganze höchst einfache Kleidung kann bei Häuptlingen oft mehrere hundert Thaler an Silber werth sey. Keiner bedeckt das Haupt, sondern sie lassen das Haupthaar zum Schutz gegen die Sonne wachsen, und knüpfen es im Lager mit einer rothen Schnur in einen Knoten; im Kriege hängt es wild um den Kopf. Die Weiber tragen eine einfache wollene Decke, welche die Arme bloß läßt und mit einem Gürtel befestigt ist. Das Haupthaar fällt in zwei langen Zöpfen herab, welche weiter unten durch Schnüre im Halbkreis verbunden werden, an denen ein Ueberfluß an Schellen, Glas, Korallen und polirten Kupferstücken oft von mehreren Pfunden hängt. Das Gewicht wächst mit der Wohlhabenheit der Frau.

Ihre Waffen bestehen hauptsächlich in dem langen knotigen Rohrspieß, der mit einer kupfernen Spitze versehen ist und in ihrer Hand eine furchtbare Waffe bildet. Daneben wissen sie mit dem Wurfriemen gut umzugehen, und den Mann in vollem Gallop mit demselben zu fangen und vom Pferde zu reißen.

Mit ihren Nachbaren sind sie stets im Kriege begriffen, wobei jeder Häuptling mit seinen Leuten allein auszieht. Die Hauptkunst besteht darin, den Feind an einem unbewachten Orte zu überfallen und ins offene Land einzubrechen. Sie richten es so ein, daß sie an dem Orte bei Nacht eintreffen, brechen dann beim grauenden Morgen unter furchtbarem Geschrei in das unbewachte Dorf und verbreiten sich so schnell,

daß den Einwohnern selten Zeit zur Flucht bleibt. Alles wird nun zerstört und geraubt, die Heerden weggetrieben, das Ueberflüssige getödtet. Die Männer und halb erwachsenen Knaben werden ermordet, den ältern Frauen bleibt das Leben nach rohen Mißhandlungen, jüngere Mädchen und Weiber werden fortgeführt und müssen mit dem Sieger leben. Dann werden die Häuser angezündet, und einige Stunden reichen hin, alle diese Greuel zu vollenden, wonach dann die Sieger eben so schnell verschwinden als sie gekommen sind.

Wir haben einen solchen Rückzug nach dem Reisewerk von Pöppig abbilden lassen, wobei die ganze Kleidung sowohl der Pehuenchen als der verfolgenden und geraubten Weißen genau nach der Natur angegeben ist. Diese Kriege sind beidseitig schonungslos, und selten werden Gefangene gemacht, diese aber nachher mit kaltem Blute gemordet.

Im Frieden sind die Pehuenchen gastfrei und gewähren ihren Handelsfreunden stets die beste Aufnahme. Im Handel sind sie ehrlich und mißbilligen feigen Diebstahl und Betrug. Gegen Unbekannte und Unempfohlene aber halten sie Raub und Mord für erlaubt.

Bei Zusammenkünften halten sie, wie die Nordamerikaner, sehr lange Reden, und umarmen den Fremden mit der kräftigsten Anstrengung; je wärmer die Zuneigung, je unausstehlicher ist das Pressen, und wer das Unglück hat für eine wichtige Person zu gelten, oder sehr beliebt zu seyn, kann darauf rechnen, daß ihm nach mehrmaliger Begrüßung der Art kaum der Athem übrig bleibt, um für die erhaltene Höflichkeit zu danken.

Diese Indier haben keinen Kultus, nicht einmal ein umfassendes Wort für den Begriff der Gottheit. Als Folge des Instinkts nehmen alle chilesischen Indier die ewige Dauer der Seele an, und glauben an elisische Gefilde, wo sie das genießen, was sie als das höchste irdische Glück ansehen. Es ist nur eine bessere genußreichere Fortsetzung des jetzigen Lebens, daher geben sie dem Verstorbenen alles mit, was er zur weiten Reise nöthig haben möchte, Reitzeug, Waffen, und die ernährenden Körner der Araucaria. Dem Reichen wird sein Silberschmuck mitgegeben. Die Huilliches balsamiren den Todten und sein bestes Pferd, trocknen sie im Rauche und begraben sie spät. Der Moluche bindet neben dem Grabe des Verstorbenen sein Pferd an, und läßt es vor Hunger sterben, wenn es ihm nicht gelingt sich loszumachen. Die Weiber werden ohne Ceremonien begraben. Alle glauben an Gespenster, und fürchten sich am meisten vor ihren verstorbenen Verwandten. Stets schaffen sie den Todten zuerst mit den Füßen aus der Hütte, damit er nicht als irrendes Gespenst dahin zurückkehre. Verläßt die Horde das Thal, wo mehrere der Ihrigen begraben liegen, so machen sie viele Kreuzwege, damit die etwa folgenden Gespenster die Spur verlieren mögen. Auch an das sogenannte Anthun oder Behexen glauben sie, und schreiben ein Unglück, das ihnen oder ihren Heerden zustößt, dem Zauber einer Feindeshorde zu. Nach ihrer Meinung haben die Zauberer Verbindung mit unterirdischen Mächten und sprechen beim mitternächtlichen Feuer den Fluch über die Heerden der Feinde aus. Auch unter ihrer eigenen Horde wittern sie Hexen, unter der Gestalt alter Weiber, und verbrennen sie.

Die Aerzte sind eine Art Zauberer, nicht unvertraut mit den Heilkräften der Pflanzen, und manches äußere Uebel weicht ihrer Behandlung. Dabei aber machen sie allerlei abergläubische Ceremonien, auf welche der Kranke großes Zutrauen setzt.

In Hinsicht der körperlichen Formen haben die Zweige der chilesischen Völkerschaften viel übereinstimmendes. Die Moluchen und Pehuenchen sind nicht zu unterscheiden. Alle diese Völker gehören zu den Patagoniern, über welche man so viel sonderbares gesagt hat. Bald beschrieb man sie als Riesen, bald gar als geschwänzte Menschen. Die letzte Sage wird jetzt noch in Antuko (Chili) allgemein geglaubt, und Oberst Carrero, ein geborner Spanier, erzählte Herrn Pöppig ganz kaltblütig, er habe in den Anden den Leichnam eines geschwänzten Indiers gesehen, es sey dieser Schwanz ein Anhängsel von etwa 3 Zoll am Schwanzbein. Auch die Pehuenchen erzählen die lächerlichsten Fabeln über dieses Volk, welches nicht zahlreich sey, ohne Verbindung mit den Nachbarn lebe und sehr tapfer sey. Möglich ist's, daß eine Art Auswuchs zu dieser ungegründeten Sage mag Anlaß gegeben haben. Ebenso hat man die Größe der Patagonen sehr übertrieben. Die Größe ist über die Mittelgröße, das heißt gegen 6 Fuß; der Wuchs gerade und kräftig, allein die Muskulatur viel weniger gleichartig und schön als beim Weißen. Die Brust sehr gewölbt; der Hals fast immer kurz; Hände und Füße klein; die Arme fast zu kurz und stets zu mager. Die Haut ist weich, fühlt sich sammetartig an, und ist an beiden Geschlechtern von einer Färbung, welche zwischen Umberbraun und Kupferroth das Mittel hält, viel heller als bei den civilisirten Indiern am Amazonas, und weiß zu nennen gegen die Farbe der Völker am Japura und Ucayale. Sie hält dem Gefühl nach das Mittel zwischen der Trockenheit der europäischen und der unangenehmen Fettigkeit der afrikanischen Haut, und wird durch Bäder, auch in der kältesten Zeit, und durch sehr große Reinlichkeit sorgfältig gepflegt. Die Gesichtszüge sind offen, und haben nichts von der Scheu und dem Mißtrauen, welches die Physiognomie der tropischen Indier zeigt; dagegen liegt eine gewisse Härte in ihnen. Der Schädel ist im Verhältniß kleiner als bei der caucasischen Rasse, aber seine Knochen sind weit dicker. Die Stirn ist nie sehr hoch, auch nicht so tief herab mit Haaren bewachsen, wie bei den Peruanern; gerade und nie so zurückgebogen, wie bei den Nordamerikanern. Das Gesicht ist breit, Jochbeine und Bogen der Augenbraunen stehen vor, die Augen sind immer schwarzbraun. Die Nase ist gerade, selten gebogen, nicht groß, aber mit großen Löchern. Das Kinn breit und niedrig; die Zähne klein, auf ihrer Schneide etwas platt und erhalten sich wohl. Die Augenbraunen sind geradlinig und schmal, wie bei den Mongolen, allein diese Form ist künstlich, da die Patagonen die übrigen Haare ausreißen und nur den schmalen Streifen stehen lassen. Den wenigen Bart entfernen sie ebenso. Das Haupthaar ist sehr schwarz und so lang und stark, wie das aller amerikanischen Rassen, und ergraut nur im höchsten Alter.

Die Sprache ist die sogenannte Araukanische, in sehr viele Dialekte zerfallend. Der Klang ist unangenehm, wegen des unaufhörlichen Wiederholens des Vocals U und der Sylben Ei und Ue.

Die an der Magellansstraße wohnenden Patagonier sind den beschriebenen Völkern vollkommen ähnlich. Der Poncho ist aus Llama- und Zorillohäuten verfertigt, da das erste Thier an der Küste besonders häufig vorkommt und Hauptnahrung der Bewohner ausmacht. Allein nur wenige sind etwas vollständig gekleidet, weit der größere Theil geht fast nackt, bloß in den Mantel gehüllt, um die Lenden ein lederner Gürtel geschlungen; an den Fersen ein hölzerner Sporen. Das Gesicht wird mit weißer, rother oder schwarzer Farbe bemalt. Sie werden im eigentlichen Sinne auf den Pferden geboren und bringen ihr ganzes wachendes Leben auf denselben zu, sind Nomaden und sollen sehr viel Geschick haben fremde Sprachen zu sprechen.

Endlich bewohnen die allersüdlichste Spitze von Amerika, an der Magellansstraße, die Feuerländer, nach den Nachrichten neben den Buschmännern in Afrika und den Neu-Holländern am weitesten in der Civilisation zurückstehende Menschen, und ihre Lebensart ist wenig über die Thiere erhaben. Sie sind nicht zahlreich, gehen ungeachtet der Rauhigkeit des Klimas fast ganz nackt, sind höchst unreinlich und verbreiten einen unerträglichen Gestank. Sie sind von gewöhnlicher Größe, proportionirtem Wuchs und körperlich sehr gewandt. Die Hautfarbe haben sie mit den Patagoniern gemein, eher sind sie dunkler. In ihren Gesichtszügen haben sie nichts abschreckendes, doch sind sie auch nicht angenehm. Die Haare gleichen an Grobheit fast den Pferdehaaren; der Bart ist sehr dünne. Das weibliche Geschlecht ist kleiner, und kleidet sich etwas sorgfältiger. Die Stimme dieser Weiber ist sehr fein und scharf, so wie sie kaum irgend vorgefunden wird. Die Hauptzierde der Männer besteht aus einer Federmütze, welche jedoch nur die ältesten Männer tragen. Sie bemalen das Gesicht, Schenkel und andere Theile mit allerhand rothen, weißen und schwarzen Streifen, und wenden darauf vielen Fleiß. Außer einer Schürze von Federn macht die Haut eines Seebären oder Seehundes, welche sie über die Schultern werfen und durch einen Strick aus gedreheten Fischeingeweiden befestigen, ihre ganze Kleidung aus. An den Füßen tragen sie auch Seehundsfell. Die Weiber kleiden sich ebenso, nur wird der Mantel enger angeschlossen und um Hand und Fußgelenk tragen sie einen aus Fischdärmen verfertigten Ring. Auch um den Hals tragen einige Muschelketten. Männer und Weiber haben um den Oberkopf einen Strick gebunden, um das Haar einigermaßen in Ordnung zu halten. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen völlig nackt. Sie haben alle Anfangs sehr dicke Bäuche, welche aber sich später verlieren. Nach der Geburt wird das Kind auf das Fell eines jungen Seehundes gelegt, und dann von der Mutter in einer Art von Sack getragen, welcher zwischen der ihre Schultern bedeckenden Thierhaut steckt. Nicht selten sieht man auf diese Art zwei Kinder ver-

schiedenen Alters beisammen in diesem Sacke stecken, ohne daß die Mutter dadurch in ihren Beschäftigungen gehindert wird.

Die Hauptnahrung der Feuerländer besteht in Schalthieren, welche an der ganzen Küste häufig sind. Zuweilen erhaschen sie auch Hirsche oder Rehe, welchen sie an den Ufern der Flüsse auflauern. Sie halten auch sehr viele Hunde, ob sie solche auch essen, ist nicht bekannt. Auch Vögel scheinen sie wenig zu genießen, dagegen geben sie sich viel mit Fischfang ab. Das Fleisch der Wallfische essen sie roh, auch dann noch, wenn es schon in Fäulniß übergegangen ist. Aus dem Speck bereiten sie jenes stinkende Oel, mit welchem sie sich einschmieren. Wilde Früchte und Wurzeln werden auch von ihnen eingesammelt. Ihre Hunde nähren sie mit Schalthieren und Kräutern.

Die Wohnungen sind erbärmliche Hütten von rundlicher Form, aus Baumzweigen errichtet, mit Schilffeilen zusammengebunden. Der Umfang beträgt nicht über 6 Fuß. Die Hütte ist ringsum mit Seehundsfellen behangen, welche aber gerade so genommen werden, wie man sie abgezogen hat, daher oft faulen und ganz unerträglich stinken. Die Spitze der Hütte dient zum Rauchfang der immer in der Mitte der Hütte brennenden Feuers, um welches herum sie ihre Lagerstätte auf getrocknetem Grase anbringen. Einige geflochtene Körbe aus Binsen, einige Krüge aus Baumrinde, einige aus Fischdärmen geflochtene Beutel für die Farben; Bogen aus Holz, plump geschnitten, mit einer aus Fischdarm gedrehten Sehne; Pfeile aus glatten Baumzweigen, vorn mit einem herzförmig geschliffenen Kiesel, als Spitze, machen das ganze Geräthe dieser Menschen aus. Auch haben sie Steinschläudern, eine Art von Wurfspieße mit Steinspitzen und einen aus Knochen verfertigten Dolch, welchen sie an eine sechs Fuß lange Stange befestigen und beim Seehundsfange brauchen. Ihre Kanots bestehen aus der Rinde eines Harzbaumes mit Schilfgras zusammengebunden und genäht, die Fugen mit Gras verstopft, so fest, das ein solches Kanot 9 bis 10 Mann tragen kann.

Die Vielweiberei ist hier nicht Sitte, um so weniger als wirklich der Weiber weniger als Männer seyn sollen. Der Admiral Cordova rechnete immer drei Männer auf eine Frau; konnte aber nicht auffinden ob vielleicht mehrere Männer zusammen eine Frau haben. Uebrigens sind die Weiber doch wenig geachtet und müssen alle harte Arbeit verrichten.

Sie sind übrigens friedliche und gute Menschen und stehlen nicht, wahrscheinlich indeß mehr aus Furcht, als aus Grundsätzen. Neugierig sind sie durchaus nicht, nichts erregt ihre Bewunderung oder Erstaunen; auch eifersüchtig fand man sie nicht im geringsten.

Suchen wir nun aus allem bisher gesagten die Resultate heraus, welche für die Geschichte, das Alter und die Entstehung der Menschen hervorgehen, so werden wir überzeugt, daß die Entstehung unserer Gattung in eine Zeit hinaufsteigt, wo jede Geschichte, jede Tradition aufhört, und alles auf bloßen Hypothesen beruht. Selbst die ältesten Geschichtbücher der Chinesen, Perser, Egypter und Juden, oder die Bibel, sind keine Geschichtbücher, sie zählen nur alte Sagen auf, welche nach den Religionsbegriffen und Ansichten der verschiedenen Völker in ein System und zusammenhangendes Ganzes gebracht wurden, und so der von Menschen bewohnten Erde bald ein Alter von Millionen Jahren, bald nur von wenigen Jahrtausenden geben. Das uns bekannteste Buch, die Bibel, gibt uns höchstens einige sicherere Nachrichten vom Ursprung und der Geschichte einiger Völker, welche wir zum Caucasischen Stamme zählen. Alle Sagen bis auf Abraham sind nur solche, ohne einen weltgeschichtlichen Werth zu haben, und von Abraham an beziehen sie sich hauptsächlich nur auf das jüdische Volk und berühren die Geschichte anderer Völker nur in so ferne sie mit den Juden in Berührung kamen.

Was wir auf Seite 36 dieses Werkes sagten, daß der Mensch eines der letzten Geschöpfe sey, welche aus der Hand des Schöpfers hervorr gingen, ist durch neuere Entdeckungen von Menschenknochen, welche man in Knochenhöhlen mit Knochen von Bären und Hyänen aufgefunden hat, nur in so fern verändert worden, daß man das Alter der Menschheit vielleicht bedeutend höher hinauf setzen darf, als man bis dahin nach Cüviers Meinung annahm; daß es aber durchaus an Beweisen fehlt, daß der Mensch schon in den Zeiten gelebt habe, als jene ersten Schöpfungen, von welchen wir Spuren haben, wo sogar schon Säugethiere lebten, existirten: Daß er also immer zu den spätern Kindern der Erde gehört. Allein die Zeit seines Entstehens ist durch gar nichts angedeutet und völlig unbekannt.

Es ist viel wahrscheinlicher, daß mehrere Menschenpaare zugleich in derselben Zeit oder in verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Gegenden der Erde seyen geschaffen worden, als daß alle Menschen von einem Paare abstammen. Daß Asien eines der Länder sey, und namentlich Mittelasien, worin ein solches Menschenpaar, von welchem die sogenannte caucasische Rasse abstammt, sey geschaffen worden, scheint mit höchster Wahrscheinlichkeit erwiesen, da alle Sagen, welche uns die Bibel überliefert, dahin deuten. Von allen übrigen Rassen wissen wir nichts.

Nach dieser Meinung gäbe es also mehrere Menschenrassen, welche als ursprünglich anzusehen sind, und sich von einander durch wesentliche Unterschiede in der Körperbildung und Farbe, vorzüglich auch in der Kopf- und Gesichtsbildung, in der Gestalt und Farbe der Haare, und in der Zeit der Erscheinung der Mannbarkeit auszeichnen.

Es gab nie weder Riesen- noch Zwergvölker, wohl aber von beiden unter allen Völkern mehrfache Beispiele.

Mit Sicherheit kann man nur drei Rassen als Urrassen annehmen: die Caucasische, die Mongolische, die Aetiopische, oder die Weiße, die Gelbe und die Schwarze. Die andern scheinen von diesen abzustammen: die Malaische von der Caucasischen und Mongolischen, die Amerikanische von der Mongolischen, die Papus von der Aetiopischen. Jede dieser Unterrassen hat aber dennoch wieder ihre besondern Eigenschaften und kann gar wohl eine eigene Urrasse seyn, denn wir haben keinerlei historische Daten oder Beweise durch Sprachverwandschaft, welche uns nur mit einiger Wahrscheinlichkeit Licht gäben, sondern sie führen im Gegentheil eher auf die Vermuthung, daß es eigene Urrassen seyen.

Die Hautfarbe ist den Rassen eigen, so wie die Zeit der Entwickelung der Mannbarkeit, beide hängen nicht allein von klimatischen Verhältnissen ab. Der Neger bleibt in allen Welttheilen Neger, und pflanzt seine Physiognomie, seine Farbe, sein wolliges Haupthaar in allen Welttheilen fort, und ebenso der Weiße und Mongole, und alle beurkunden sich so lange als Hauptrassen, als sie sich nicht mit andern Rassen fortpflanzen, wo dann Blendlinge oder Bastarde fallen, welche in folgenden Generationen mit derselben Rasse wieder zur Hauptrasse übergehen.

Alle Menschen scheinen in Hinsicht der Entwickelungsfähigkeit ihres Geistes einander sehr nahe zu stehen, allein Lebensart, Klima, Bedürfnisse und Gewohnheiten machen diese Entwickelung ungleich. Die künstlichen Verbildungen des Kopfs, welche einige Völker an ihren Kindern ausüben, scheinen auf die moralischen Fähigkeiten wenig Einfluß zu haben.

In sehr vielen Gegenden findet man Spuren, daß einst Völker dort gelebt haben, welche einen weit höhern Grad der Kultur und Civilisation erreicht hatten, als die jetzigen Bewohner. Diese Völker sind aber spurlos verschwunden, und nur ihre Werke zeugen von ihrem einstigen Dasein und ihrer Blüthe. So zeigt fast ganz Amerika Spuren und Ueberreste großer Bauten, und fortgeschrittener Künste, wo jetzt nur ungeheure Wälder sind oder nomadische Jägervölker leben; so fand man ebenfalls Ueberreste riesenhafter Werke auf vielen Inseln Oceaniens und Polinesiens, welche die jetzt diese Inseln bewohnenden Rassen unmöglich zu bauen im Stande gewesen sind. Sie sind Denkmale von Völkern, welche in einer Zeit lebten, zu welcher keine Geschichte hinaufreicht. Sollten sie vielleicht gar antidilunianischen Ursprungs seyn? Sie beweisen wenigstens, daß Amerika schon in den ältesten Zeiten bevölkert war.

Wir haben nicht die geringste Andeutung, geschweige denn Beweise, daß unter den Menschen je eine Metamorphose vorgegangen, weder in Hinsicht der Größe, noch der Kräfte, noch des zu erreichenden Alters, noch der Gestaltung des Körpers selbst. Die civilisirten Völker erreichen im Allgemeinen im Durchschnitt ein eben so hohes, ja höheres Alter, als die sogenannten Kinder der Natur.

Die Kultur verlängert im Allgemeinen das Leben, weil sie den Völkern eine sichere Existenz gewährt, ansteckende Krankheiten vermindert und eben so sehr von Noth und Mangel als vor Ueberfluß schützt, daher ist Europa das bevölkerteste Land, weil in ihm die Civilisation am meisten fortgeschritten, die Subsistenz der Völker am meisten gesichert ist; auf gleichem Fuße wird sich die Civilisation in Nordamerika in der Folge zeigen. Nach Europa ist China das bevölkertste und cultivirteste Land, ja es ist übervölkert, und seine Bevölkerung ist zu ungleich vertheilt, daher leidet sie zuweilen durch Hunger und Krankheiten große Verluste, welche aber sich bald wieder ersetzen.

Da wo die Europäer Kolonien angelegt haben und die Ureinwohner

die Civiliſation nicht annehmen, vermindert ſich die Urbevölkerung zuſehends, und ganze Völker ſterben nach und nach aus, weil ſie wohl die Laſter der kultivirten Menſchen, nicht aber ihre Tugenden nachahmen, namentlich den Mißbrauch ſtarker Getränke. Die Nordamerikaner, bloß von Jagd lebend, müſſen, ſo bald ihre Jagdgebiete beſchränkt werden, ſich bald einander ſelbſt aufreiben und ganz verſchwinden, wie ſo viele Stämme ſchon verſchwunden ſind. So wird es auch den Neuholländern ergehen. Sobald dagegen Ackerbau und Viehzucht den Völkern einen geregelten Lebensunterhalt ſichern, ſo nimmt die Bevölkerung zu.

Die Vielweiberei vermehrt die Bevölkerung nicht in dem Grade, wie man annehmen ſollte, ſie iſt im Gegentheil eher ein Hinderniß der Vermehrung, indem wohl die weiblichen Geburten dadurch im Allgemeinen vermehrt werden, nicht aber die männlichen, das weibliche Geſchlecht aber, weniger geachtet, die größern Laſten des Lebens zu tragen hat, wodurch es ſehr bald verblühet und unfruchtbar wird. Es wird durch ſtarke Arbeiten, welche ſeinem zarten Bau unangemeſſen ſind, ſeinem Zweck entrückt und altert viel ſchneller. Noch viel weniger begünſtigt die Vielmännerei die Bevölkerung, da die Erfahrung lehrt, daß die Fortpflanzung dabei ſehr leidet, und Schwangerſchaften ſeltener werden. Nur die Monogamie befördert die Bevölkerung, das Glück und die Sicherheit der Staaten; denn auf ihr beruht die gute Erziehung der Kinder, die gegenſeitige Achtung und die den Körperkräften angemeſſene und von der Natur jedem Geſchlechte angewieſene Lebensart. Sie ſchützt vor Ausſchweifungen, mäßigt den Geſchlechtstrieb, und ſichert den Kindern gehörige Erziehung und Unterhalt.

Die weitern Folgerungen auf die Geſchichte und den Zuſtand der Menſchheit müſſen wir jedem zu ziehen überlaſſen; wir wollten nur Thatſachen angeben und den Menſchen in ſeinem jetzigen Zuſtande darſtellen.

So wächst und ſchwindet je nach den Fortſchritten der Kultur und Civiliſation die Zahl der Menſchen, die Bevölkerung der Länder verändert ſich. Die Bevölkerung der alten Welt hat in der geſchichtlichen Zeit große Veränderungen erlitten. Kriege, Deſpotismus und Seuchen haben Länder faſt gänzlich entvölkert, welche einſt die Wiege der Civiliſation waren, und in denen zahlreiche Nationen große blühende Reiche bildeten. Mittelaſien iſt es vorzüglich, welches die großen Veränderungen erfahren hat. Wo ſind jene Nationen, welche die Reiche Aſſirien, Babilonien, Medien und Perſien bildeten, wie könnte man aus ihnen Heere ausziehen, wie ſie unter Darius, Xerxes u. ſ. w. einſt vorhanden waren? Jene Länder ſind verödet, entvölkert, und in den prachtvollen Ruinen allein erkennt man ihre einſtige Größe. Jenes Egypten, deſſen ſtolze Pharaonen einſt ganz Aſien und Afrika zittern machten, wie ohnmächtig iſt es geworden. Welche Schwärme von Barbaren ergoſſen ſich einſt aus den jetzt faſt öden Steppen Aſiens. Die Attilas, Tammerlans und Dſchengiskhans würden jetzt keine Armeen zuſammen bringen können, wie ſie es zu ihrer Zeit thaten. Selbſt in Europa ſind Länder entvölkert worden, die einſt die doppelte Bevölkerung hatten und ernähren konnten. Spanien, die Türkei und Griechenland, wie ſind ſie geſunken, während die Fortſchritte der Kultur und Wiſſenſchaften die Bevölkerung anderer Länder verdoppelten.

In der einen Welt verſchwinden ſeit den wenig Jahrhunderten, die ſeit ihrer Entdeckung verfloſſen ſind, ganze Völker, blühende Reiche ſanken in Staub, Millionen ihrer Bewohner kamen durch die Tyrannei und den Druck der Fremden Eindringlinge um, oder wurden im Namen einer Religion gemordet, welche in ihrer Reinheit nur Liebe athmet. Die Civiliſation und Kultur vertreibt die rohen Wilden Nordamerika's immer mehr von ihrem heimathlichen Boden, und jagt ſie in Wildniſſe zurück, welche ihnen nicht mehr hinlängliche Nahrung verſchaffen können, da ſie nur von der Jagd ſich ernähren. Daher verſchwinden dieſe Völker raſch, und nach kaum einem Jahrhundert wird vielleicht die letzte Spur einſt mächtiger Stämme verſchwunden ſeyn. Aber eben dieſer entriſſene Boden nährt jetzt ſchon eine Bevölkerung von faſt 20,000,000 Menſchen und wird in einem halben Jahrhundert wohl 40,000,000 ernähren, nachdem die Wälder gelichtet worden ſind. Städte und Dörfer entſtehen wie durch ein Wunder und die Wirkung der Civiliſation zeigt ſich hier im ſchönſten Glanze. So verſchwinden ganze Nationen von der Erde, ohne eine Spur zurück zu laſſen und andere viel zahlreichere wandeln über ihren Gräbern, und vielleicht ſind ſogar ganze Urraſſen ſchon verſchwunden. Hochgebildete Völker haben Barbaren weichen müſſen, welche ihrerſeits wieder von höher civiliſirten verdrängt und aufgerieben werden, wie ſo viele Ueberreſte aus den älteſten Zeiten, wohin die Geſchichte nicht hinreicht, uns anzudeuten ſcheinen und die Geſchichte ſelbſt uns Beiſpiele gibt.

Die Abbildungen müſſen nach folgender Ordnung eingereihet werden.

1) **Georgier.** Als Vorbild der caucaſiſchen Raſſe. Die Georgier und Tſcherkeſſen, Bewohner des Caucaſus oder des alten Colchis, von wo aus nach der Annahme ſehr vieler Forſcher die erſten Auswanderungen nach Europa vorgingen. Noch jetzt ſind dieſe Völker als Muſter der Schönheit nach unſerm Sinne anzuſehen, und beſonders ſind die Weiber ausgezeichnet durch Weiße und Friſche der Farbe. Sie werden häufig als Sklavinnen nach Conſtantinopel verkauft und kommen in die Harems der Großen. Dieſer Miſchung haben wahrſcheinlich auch die Türken ihre Schönheit zu verdanken, durch welche ſich auch ein Theil dieſer Nation auszeichnet.

2) **Der Herzog von Leuchtenberg,** Sohn des ehmaligen Vizekönigs von Italien, Prinzen Eugen Beauharnois, Stiefſohn Napoleons, und einer Baierſchen Prinzeſſin. Er verheirathete ſich mit der Königin von Portugal, Maria de Gloria, ſtarb aber ſchon nach kurzer Zeit im Jahre 1835.

3) **Mademoiſelle Noblet,** eine franzöſiſche Schauſpielerin. Man hätte jede andere Franzöſin wählen können, um den Stamm der Franzoſen zu repräſentiren.

4) **Polniſcher Krieger,** als Repräſentant der Slaviſchen Stämme. Die Polen ſind meiſt groß, ſchlank und ſchön gewachſen. Die Geſichtszüge ernſt, der Charakter aber lebhaft. Es ſind tapfere Krieger, welche ſich immer auszeichneten und in ihrem letzten Aufſtand gegen die Ruſſen die Bewunderung und Achtung von ganz Europa ſich erwarben. Die Polakinen ſind ihrer Schönheit und beſonders ihres edeln Wuchſes wegen berühmt.

5) **Eine Tyrolerin,** als Repräſentantin des ſüdlichen germaniſchen Stammes. Schöne edle Geſichtszüge, offener Charakter, Tapferkeit der Männer und Treue der Weiber zeichnen dieſes merkwürdige Bergvolk aus.

6) **Italiäniſches Banditenweib.** Schönheit der Männer und Weiber, voller Wuchs, ſchwarze Haare, dunkle Geſichtsfarbe, ſtarker Bart, große Lebhaftigkeit, leichte Faſſungskraft, aber Hang zum Müſſiggang, Liſt und Verſchmitztheit zeichnet die Bewohner Unter-Italiens aus. Es ſind die Nachkommen der alten Lateiner und Römer, die wohl ihre geiſtigen Eigenſchaften, aber nicht ihre Tapferkeit geerbt haben. Die Weiber ſind meiſt juniniſche Geſtalten, die Geſichtszüge ſchön, die Augen ungemein lebhaft und feurig. Sie ſind, wie alle Völker wärmerer Klimate, früh reif, altern aber ſchnell, und haben etwas rohes und männliches in ihrem Charakter, welches ſich ſchon in ihrer Stimme ausdrückt.

7) **Algieriſche Räuber,** wie ſie ehmals häufig die Küſten Italiens beunruhigten, Menſchen überfielen und in die Sklaverei führten. Es ſind dieſe Bilder Repräſentanten der mauriſchen Unterraſſe, welche ſich durch Grauſamkeit, Härte und Stolz auf der einen, durch kriechendes Weſen auf der andern Seite gegen Höhere auszeichnen. Sie ſind liſtig, verſchlagen, rachſüchtig, geizig, wortbrüchig, diebiſch. Sie leiden die furchtbarſten Strafen mit der kalten Unempfindlichkeit eines Wilden. Man hat ſolche geſehen, welche bei den Ohren, Armen und Beinen angenagelt, ruhig ein Gefäß mit Waſſer zum Trinken, oder eine Pfeife zum Rauchen

verlangten. Andere, denen man die eine Hand abgehauen hatte, hoben sie schnell mit der andern auf und liefen davon. Sie werden aber auch nie durch Leiden anderer erschüttert. Die furchtbarsten Strafen: Spießen und lebendig Schinden, sehen sie mit der größten Gleichgültigkeit an. Unter einander abgemessen und wenig wortreich, sind sie immer mißtrauisch und unter der unbeschränktesten und tyrannischsten Regierung furchtsam, kleinmüthig, kriechend, und ertragen jede Demüthigung, wo es etwas zu gewinnen gibt. Sie sind mehr wild als tapfer, und stürzen sich blind in Gefahr, wie Menschen es nur im grimmigen Zorn thun können. Als Sieger begehen sie die gröbsten und furchtbarsten Ausschweifungen, als Besiegte sind sie kriechend und schmeichelnd. Ihr ganzes Element scheint Zorn und Haß. Gegen ihre Frauen sind sie ebenso grausam als eifersüchtig; niemand als der Vater und der Bruder darf mit ihnen sprechen, sie betrachten sie bloß als das Spielzeug ihrer Sinnlichkeit.

8) **Costüme von Tripoli**, nach Lyons Reise in Afrika. Auch diese Darstellung gehört der maurischen Unterrasse an, welche, seit dem sie aus Spanien vertrieben worden, so tief gesunken ist; da die geistige Kultur, welche ihre Vorfahren so hoch erhob, bei ihnen ganz vernachlässigt wird.

9) **Dofter Ester**, ein abyssinischer Gelehrter, Portrait aus Salts Reise. Mit dem Namen Dofter, welcher so viel bedeutet als unser Doctor, werden in Abyssinien die Gelehrten bezeichnet. Dieser Mann lebte schon zur Zeit als Bruce Abyssinien bereiste, und wohnte damals in Gondar und trieb wissenschaftliche Beschäftigungen, er verstand das Arabische sehr gut, lernte mit römischen Buchstaben schreiben, und bezeugte große Lust englisch zu lernen. Er trägt das Kleid eines Priesters, obschon er dazu nicht verbunden wäre. Die Abyssinier sind bekanntlich Christen. Sie gehören zum arabischen Stamme der caucasischen Rasse.

10) **Kandianischer** (nicht Kardianischer) **Häuptling und Priester** des Gottes Budda, aus der Reise von John Dary, nach Ceilon.

11) **Indische Fakir und indisches Weib**, in Nationalkleidung von Pondichery, nach Laplaces Reisebeschreibung. Die Fakirs sind bekanntlich religiöse Schwärmer oder Betrüger, welche durch sehr harte Büßungen, denen sie sich unterziehen und sich selbst auf die unnatürlichste Art quälen, die Aufmerksamkeit des Volks auf sich ziehen, und obschon sie sich oft allen Ausschweifungen ergeben und als Bettler herumziehen, als eine Art von Heiligen verehrt werden.

12) **Chineser** beider Geschlechter, die Tschonka spielend. Dieses Spiel ist bei den Damen sehr beliebt und in etwas unserm Domino ähnlich.

13) **Chinesischer Barbier.** Das Abnehmen des Bartes und das Rasiren des Kopfes, da die Chineser den ganzen Kopf kahl tragen, und nur am Hinterhaupte einen Zopf stehen lassen, ist ein wichtiges Geschäft, welches als Handwerk viele Leute ernähret. Der Barbier geht mit einem Kasten und einem Schemel umher und beginnt seine Opperation unter freiem Himmel, indem der Kunde sich auf den Schemel setzt.

14) **Cochinchinesische Soldaten** aus verschiedenen Corps, nach Laplaces Reise.

15) **Ein tatarischer Chef** aus der Bai Nadesda, nach dem Atlas zur Krusensternischen Reise um die Erde.

16) und 17) **Eskimos** in der Winter- und Sommerkleidung, nach Fränklis Reise nach Nordamerika.

18) bis 21) **Neger** aus verschiedenen Stämmen und aus verschiedenen Gegenden Afrikas, wie sie in Brasilien als Sklaven vorkommen. Obschon nach einer Hauptform gebildet, zeichnen sich die verschiedenen Stämme durch eigene Nationalphysiognomien aus, und ebenso ist auch der Charakter der verschiedenen Stämme sehr ungleich, und der Werth der Sklaven selbst wird durch ihre Herkunft bestimmt. Die Zeichnungen sind nach Portraits aus dem Prachtwerke von Rugendas über Brasilien.

18) Ist ein Neger aus Bahia, seine Physiognomie ist ausgezeichnet häßlich und offenbar den Affen nahe stehend.

19) Stellt ein schön gewachsenes Paar junger Neger aus irgend einer Plantage vor. Das Mädchen ist nicht ohne Reize, welche aber gar schnell verblühen und in harte Züge übergehen, wie

20) die beiden Weiber zeigen, welche nach Sklavinnen in Rio gezeichnet sind.

21) Stellt Neger aus verschiedenen Gegenden vor, welche sehr charakteristische Gesichter haben.

22) Stellt den Lieblingstanz der Neger, Baduka genannt, vor, und ist aus dem Atlas zu der Reise der Herren Spix und Martius nach Brasilien entnommen. Dem Neger geht nichts über Tanz und Spiel. Noch blutend von der Peitsche seiner Tyrannen vergißt er alle Schmerzen beim Tone der Musik, beide Geschlechter ergeben sich dem Tanze mit dem ganzen Feuer, welches das afrikanische Blut seinen Kindern einflößt, und alle Leidenschaften werden in diesen üppigen Tänzen mit Wahrheit dargestellt.

23) **Die Kaffern.** Nach einer Abbildung aus Lichtensteins Reise. Der schöne kräftige Bau beider Geschlechter zeigt sich hier sehr vortheilhaft. Das krause Haar bezeichnet die äthiopische Rasse, aber die Gesichtsbildung ist nicht negerartig. Rings um die beiden Figuren liegen oder stehen die Waffen und andere Gegenstände, welcher die Kaffern sich bedienen.

24) **Eine Hottentottin** aus dem Stamme der Buschmänner, ausgezeichnet durch den Fleischwulst, der auf den Hinterbacken sitzt. Dieser ist mehr oder minder stark bei Weibern von etwas vorgerücktem Alter. Das krause Haar und das vorspringende Gesicht bezeichnet die äthiopische Rasse. Das Gesicht ist nicht eigentlich negerartig, aber, wenn man will, noch häßlicher, und zeigt die brutale Stupidität dieser Nation, welche wirklich der Thierheit angränzt und mit dem Neuholländer auf der untersten Stufe der Civilisation steht. Der Fettansatz des Weibes erinnert an die Gefäßschwielen, welche die afrikanischen Affen so sehr auszeichnet. Der Körper dieses Weibes ist übrigens wohl genährt und außer dem Fetthöcker, wohl proportionirt. Er hat nicht die Magerkeit, welche sonst die Buschmänner auszeichnet, was aber daher kommt, daß diese Person wohl und regelmäßig lebte. Sie ließ sich in Paris um Geld sehen, und war unter dem Namen der hottentottischen Venus bekannt. Sie starb daselbst. Die Abbildung ist aus der Histoire naturelle des mammifères von Friedrich Cüvier und Geoffroy.

25) **Mambco**, Portrait eines Papus aus Neu-Guinea, welches so häufig bei den Papus vorkommt. Die Physiognomie ist nicht negerartig, und wenn wirklich die Papus der äthiopischen Rasse angehören, so stammen sie von den Kaffern ab.

26) **Einwohner von Neu-Guinea** in ihrer gewohnten Kleidung, wenn sie welche tragen.

27) **Einwohner der Insel Kavak**, zu den Papus gehörend, der Mann oben hat eine Kronentaube unter dem Arm.

28) **Einwohner der Inselgruppe Vanikoro** in ihrer Kleidung. Sie tragen auf dem Kopfe eine Art Mütze oder Kappe mit Blumen geschmückt, und sind überhaupt Liebhaber wohlriechender Blumen. Das kleine Völkchen ist seiner List nnd Boshaftigkeit wegen bekannt; nicht ohne Grund im Verdacht der Menschenfresserei, und mehr als wahrscheinlich schuldig den Untergang der unglücklichen Lapeyrouse und seiner Mannschaft und Schiffe herbeigeführt zu haben. Sie scheinen Bastardpapus zu seyn. Sie sind mißtrauisch, aber feig und hinterlistig, und die Bevölkerung mindert sich durch die beständigen Kriege, in denen sie unter einander leben so, daß die Existenz dieses Volkes kaum von langer Dauer seyn dürfte.

29) **Bewohner vom Hafen Carteret in Neu-Irland.** Sie sind von mittlerer Statur und gehen nackt, tragen aber Armbänder und eben solche Zierathen um die Unterschenkel. Oft bedecken sie sich den Kopf mit einer Art Tuch, oder sie vermummen sich auch bei gewissen Gelegenheiten, wie Taf.

30) zeigt. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Keulen.

31) und 32) **Landungen Cooks** auf der Insel Mallikolo und Tanna. Die Bewohner sind mittelmäßig groß, aber stark, von proportionirtem Gliederbau. Sie gehen nackt bis auf einen Gürtel, womit sie den Bauch sehr zusammen schnüren. Ein schmales Stück Zeug geht dann zwischen den Beinen durch und deckt dürftig die Geschlechtstheile. Einige tragen auch eine Art Mütze auf dem Kopfe und Hals, und Armbänder. Die Nasenscheidewand ist meist durchbohrt und in das Loch wird ein walzenförmiger Stein gesteckt.

33) **Bewohner der Insel Ombai.** Sie sind nicht groß, aber stark und untersetzt, die Gesichtszüge sind wild. Sie gehen nackt, tragen aber Armbänder und Ohrenringe. Das Haar wird in der Mitte des Kopfes hoch aufgebunden und bildet einen Busch. Zuweilen tragen sie von Büffelleder Panzer mit Knöpfen besetzt, welches ihnen ein sonderbar kriegerisches Ansehen gibt. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Schilder und Schwerter. Wahrscheinlich sind sie Menschenfresser.

34) und 35) **Küstenbewohner von Neuholland.** Sie sind sehr klein, häßlich, gehen nackt, nur deckt zuweilen ein Känguhruhaut den Rücken. Ihre Gliedmassen sind äußerlich mager, was aber Folge des Hungers seyn mag, dem sie so oft ausgesetzt sind, da sie nie für den folgenden Tag sorgen und keine Art von Vorrath aufbewahren. Sie sehen Affen mehr gleich als Menschen. Lächerlich ist die Scene auf Tafel 35, wo ein von den Europäern mit Spiegeln und Kleidungsstücken Beschenkter, seinen Kameraden die erhaltenen Geschenke zeigt. Die ganze Kleidung ist dem magern Männchen viel zu lang und zu weit, und er wird sich derselben bald wieder entledigt haben und in den beliebten Naturzustand zurückkehren.

36) **Bewohner beiderlei Geschlechts von van Diemensland,** nach Dümont d'Urville. Die magern Arme und Schenkel, das affenartige Vorspringen der untern Kinnlade und die hängenden Brüste haben sie mit den Neuholländern gemein, dagegen zeichnet den Diemensländer das kurze, krause, wollige Haar aus, da der Neuholländer langes, schlichtes Haar hat. Die Zeichnung nach Peron, denen im Texte Erwähnung geschieht konnte nicht gegeben werden. Beide Geschlechter gehen immer nackt.

37) **Bewohner der Insel Java,** als Muster der malayschen Rasse. Die eine Figur gehört dem Militair an und ist kostbar gekleidet, die andere stellt einen einfachen Landmann vor mit der Hacke in der einen, dem Sonnenschirm in der andern Hand. (Nach Pfyffers Skizen aus Java).

38) **Malayen aus Amboina.**

39) **Malayen auf der Insel Buru,** bei einem religiösen Feste.

40) **Failakor,** ein Knabe aus gemischter Rasse von Papus und Malayen aus Timor.

41) **Bewohner der Sandwichinseln,** in königlicher Prachtkleidung, nach Freycinent. Der Mantel ist roth aus den Federn des Kleidervogels, Cyniris verstiaria, die Mütze ist helmartig und sehr künstlich, ebenfalls mit Federn besetzt. Die Brust und der eine Schenkel sind tatuirt. Die schöne Kleidung wird immer weniger getragen, und dafür schmücken sich diese Menschen mehr mit europäischen Kleidern, was ihnen oft närrisch genug läßt, da sie nur alte Kleider bekommen, welche ihnen gar nicht passen, oft sieht man sie eine schöne Uniform über den bloßen Leib tragen, ohne ein anderes Kleidungsstück, oft tragen sie nur eine Weste, oder ein Hemd, oder ein Paar Beinkleider, welche ihnen viel zu weit oder zu enge sind.

42) **Bewohner der Insel Nukahiva.** Sie gehören zu den schönsten Völkern in Hinsicht des Ebenmasses der Glieder und der körperlichen Glieder; sie haben die Kunst des Tatuirens am weitesten getrieben, gehen bis auf einen Gürtel nackt, rasiren den Kopf meist bis auf zwei Haarbüschel an den Seiten des Kopfes, welche wie zwei Hörner vorstehen, und decken die Ohren oft mit breiten Muscheln. Sie sind sehr bösartig, falsch und wilde Menschenfresser, welche oft ihre eigenen Weiber und Kinder auffressen.

43) **Eingeborne der Insel Rotuma.**

44) **Eingeborne von Taiti.**

Eingeborne von der Insel Waigiu, zu den Papus gehörig. Die Insel wird zu der Gruppe von Neu-Guinea gerechnet.

45) **Ein Häuptling von Neuseeland.** Das Gesicht hat auffallend viel Aehnlichkeit mit einer europäischen Physiognomie, ist aber mit einer Menge regelmäßigen Figuren tatuirt. Solcher tatuirten Köpfe sind seit einigen Jahren viele nach Europa gekommen, welche vollkommen wohl erhalten die Physiognomie der Neuseeländer noch treu zeigen, da die Neuseeländer die Kunst verstehen die Köpfe ihrer Feinde so aufzubewahren, daß die Hauptzüge des Gesichtes sich nicht verändern.

46) **Bewohner von Houa-Houa,** einem Theile von Neuseeland. Die auffallende Kleinheit des weiblichen Geschlechtes gegen die Stärke des männlichen ist hier treu dargestellt. Beide Abbildungen der Neuseeländer sind aus der Reise von Dümont d'Urville.

47) **Tamor und seine Frau,** von den caroliniſchen Inseln, nach der Reise des Herrn Freycinet. Diese Abbildung zeigt, daß die Carolinen zu den schönsten Menschen gehören. Bei beiden Geschlechtern ist das vollkommenste Ebenmaß der Glieder bemerkbar. Der Mann ist am ganzen Körper tatuirt, das Weib nur an den Oberarmen und den Unterschenkeln, keines von beiden im Gesicht.

48) **Eingeborne der Inseln Iros und Oualan,** beide zu der Gruppe der Carolinen gehörig, zeigen denselben schönen Menschenschlag. Es sind dieß wahre Kinder der Natur. Nach den Schilderungen der Reisenden äußerst gutmüthig und unverdorben.

49) **Das Innere eines Hauses auf der Insel Radak,** nach Kotzebues Reise, welche die Gruppe zu der diese Insel gehört, entdeckte. Auch sie gehören derselben Unterrasse an, wie die Carolinen. Sie sind mehr bekleidet, die Gesichtszüge bei beiden Geschlechtern etwas grob, aber der Körper in schönem Ebenmaß. Man sieht hier ihre häuslichen Beschäftigungen. Brodfrucht, welche ein Hauptnahrungsmittel ausmacht, liegt auf dem Boden. Auffallend ist die Art die Haare zu tragen, und die großen Löcher in den Ohren, in welche sie ganze Rollen von Blättern oder wohlriechenden Blumen stecken, von welchen sie große Liebhaber sind.

50) **Ein Nordamerikaner,** nach dem Kupferstich, Tod des General Wolf.

51) **Makuke-Poka,** Sohn des Wolfes, ein Muskoke-Indianer, nach einem Original des Herrn Bodmer von Zürich, Reisegefährten und Maler des Prinzen von Wied. Der Wilde ist in großem Staate. Er ist in eine grüne, rothe oder gelbe Pferddecke eingehüllt; sein Halsband besteht aus den Klauen eines grauen Bären; an der Brust hängt eine Tasche herab, worin ein Spiegel befindlich ist, den diese eiteln Menschen immer bei sich tragen. Das lange Haar hängt über den ganzen Kopf herab, und neben ihm Troddeln von Glaskorallen und Schnüren mit den gefärbten Stacheln des Stachelthiers geziert.

52) **Wah-Menitu,** Portrait eines Indianers aus dem Stamme der Dacotas, nach Herrn Bodmer.

53) **Ein Muskoke-Indianer,** nach Herrn Bodmer. Der Kopf ist ganz kahl rasirt, bis auf einen Haarschopf am Hinterhaupt. An diesem sitzt eine Art Haube, aus den roth gefärbten Haaren aus dem Schwanze eines Hirsches bestehend, welche sehr schön steht. Sie wird durch den am Kopfe stehenden Haarbusch, der durch ein Loch in derselben gesteckt wird, am Kopfe befestigt. Das Gesicht ist immer roth bemalt, und ebenso der Körper. Am Halse hängt eine Schnur von Stachelschweinstacheln geflochten herab, und an derselben eine Knochenpfeife aus dem Flügelknochen eines Schwans.

54) **Kleidung der Indianer von Mechoakan,** nach Humboldt.

55) **Eine Mameluka** (nicht Mamoluka) und eine Cafuſa aus der Provinz St. Paulo in Braſilien. Die Mameluka ſtammt von einem Vater caucaſiſcher= und einer Mutter amerikaniſcher Raſſe ab. Der Kropf iſt in vielen Gegenden dieſer Provinz einheimiſch, und wird faſt wie eine Zierde betrachtet. Die Cafuſa ſtammt von einem Amerikaner und Neger. Das ſchlichte Haar der Amerikaner und das wollige der Neger geſtalten ſich in dem Miſchling zu der hohen gekrausten Friſur um. Das Tabakrauchen iſt bei den niedrigen Ständen, auch beim weiblichen Geſchlecht allgemeine Sitte. In Paraguay bei den vornehmſten Damen.

56) **Die Puris in Braſilien** in ihren Hütten, nach dem Reiſewerk des Prinzen von Wied. Die ganze Hütte beſteht aus eingeſteckten und angelehnten Palmwedeln. Der Mann liegt in ſeinem Hängenetz, die Frau mit dem Kinde ſitzt am Feuer, an welchem irgend ein Thier gebraten wird.

57) **Mura**, (nicht Maura). Die Muras ſind ein zahlreicher, treulos geſinnter, mit den meiſten übrigen Indianern in Fehde lebender Stamm, welcher zerſtreut vorzüglich an den Ufern des Rio Madeira wohnt. Sie verunſtalten ſich durch Löcher in den Lippen, worein ſie Schweinzähne ſtecken. (Nach Spix).

58) **Gruppe einiger Camacans**, nach Wied.

59) **Feſtlicher Zug der Tecunas.** Die Geburt eines Kindes gibt Gelegenheit zu dieſer ſeltſamen Maskerade, wobei der Dämon Jurupari, der Sturmwind und die verſchiedenen Thiere des Waldes durch Masken, von Baumrinde gebildet, vorgeſtellt ſind. Dem Säuglinge werden, während ſich der Zug, unter monotonem Geſange und dem Geklapper auf einer Schildkrötenſchale langſam durch die Ortſchaft bewegt, die Haare ausgeriſſen. Nicht bloß die Tecunas, ſondern auch die Paſſes und Juris haben die Gewohnheit ähnliche Maskeraden, wenn ſchon bei andern Veranlaſſungen, aufzuführen.

60) **Trinkfeſt der Coroados.** Eine Horde Coroados ſteht um einen mit Eivira gefüllten Topf. Der Vorſinger eröffnet die Feierlichkeit, indem er das böſe Prinzip durch ſeine Klappern mit der Gringerina zu vertreiben ſucht. Er tanzt mit dem Fuße im Dreiſchlag ſtampfend um den Topf. Die Uebrigen warten, bis der Exorcismus ausgeübt iſt, und die angeführte Fruchtſchale die Runde macht. Dieß Getränk wird aus geſottenem und grob geſchrotenem Maismehl, welches gekaut wird und dann in eine geiſtige Gährung übergeht, bereitet. Es ſchmeckt wie Malzbier und iſt berauſchend. (Nach Spix).

61) **Waffentanz der Juris**, nach Spix. Die Juris lieben dieſes Spiel ſehr und ſind dabei beſonders im Geſichte bemalt.

62) **Pechuenches** (nicht Mechuenſes). Ein Stamm der Patagonier im Augenblick, wo ſie einen Einfall in Chili gethan und Weiber geraubt haben. Die Chilenen verfolgen ſie. Alle ſind genau nach ihrer Nationalkleidung abgebildet. (Nach dem Atlas zu Pöppigs Reiſen).

Allgemeine Betrachtungen

über die

Säugethiere außer dem Menschen.

Wir haben in der Einleitung zu diesem Werke eine Uebersicht der Organe gegeben, welche den Säugethieren eigen sind, und gezeigt, in welchen Punkten sie alle einander ähnlich seyen. Wir haben ferner gezeigt, daß, wer einmal vom Bau des Menschen einen nähern Begriff und Kenntniß hat, sehr leicht sich den Bau der übrigen Säugethiere denken könne. Die einem jeden Säugethiere vom Schöpfer angewiesene Lebensart erforderte aber nothwendig verschiedene Organe, welche die Arten und Gattungen bezeichnen. Ein Säugethier z. B., welches mit Leichtigkeit klettern soll, muß ganz anders gestaltete Organe haben, als ein solches, das fliegen kann, oder welches immer im Wasser lebt. Die Bestimmung eines Thiers, der Platz den es auszufüllen hat, erforderte also eine verschiedene Gestalt, eine verschiedene Stellung und Lage der einzelnen Glieder. Dieses bezieht sich aber mehr nur auf die Organe der Bewegung, als auf den innern Bau, welcher wesentlich bei allen derselbe ist, sie mögen auf der Erde oder auf Bäumen, in der Luft oder im Wasser leben; der innere Bau ist bei allen dennoch sehr ähnlich. Der alte Name vierfüßige Thiere, mit welchen man die Säugethiere bezeichnete, ist völlig unzureichend, wogegen der Name Säugethier alle befaßt und auf die Haupteigenschaft hindeutet, welche allen gemein ist.

Der Wallfisch hat keine eigentlichen Füße mehr, und ist doch ein Säugethier im ganzen Umfange der Bedeutung des Wortes. Die Fledermaus hat ihre Füße in Flügel ausgebildet, und kann daher nicht gut gehen, ist aber doch kein Vogel. Der Frosch und die Eidechse dagegen haben vier Füße, sind aber in jeder andern Hinsicht gar weit von den Säugethieren verschieden.

Wir haben auch die Ordnung angegeben, in welcher wir die Säugethiere betrachten werden. Sie scheint, da sie auf das Aeußere der verschiedenen Thiere gegründet ist, die am leichtesten faßliche und in die Augen fallende, und ist auch, mit wenigen außerwesentlichen Abänderungen fast allgemein angenommen worden. Allein man kann auch noch eine andere Rücksicht vorherrschen lassen, nach welcher eine ganz andere Eintheilung erfolgen müßte, und diese wollen wir als die wichtigere, wenn auch nicht anwendbare vorausgehen lassen.

Man könnte nämlich die Thiere auch nach ihren Fähigkeiten eintheilen, nach der sogenannten Intelligenz. Der Mensch steht unstreitig in dieser Hinsicht oben an und ist das vollkommenste Geschöpf auf dieser Erde, aber gleich nach ihm folgen die Säugethiere, welche die übrigen Klassen weit übertreffen. Zwar gibt es auch unter den Vögeln noch einige, welche den Säugethieren, und zwar den mit hoher Intelligenz begabten nahe kommen, wo nicht gleich gestellt werden könnten, wie z. B. der Storch, der Kranich und andere, aber im Allgemeinen stehen die Vögel bedeutend unter den Säugethieren. Noch viel größer wird aber der Abstand bei den kaltblütigen Reptilien oder Amphibien und Fischen, bei denen man wenig oder keine Intelligenz mehr wahrnimmt. Bei den Insekten dagegen finden wir unter einigen Klassen Triebe, welche sie noch höher zu stellen scheinen, als die sonst höher gestellten Thierklassen mit Gehirn, aber kaltem Blute.

Intelligenz der Säugethiere.

Für jeden denkenden Menschen ist das Feld der Beobachtung der thierischen, höhern Thätigkeiten sehr anziehend. Aber so viel auch darüber schon geschrieben worden ist, so wenig ist dasselbe noch durchforscht und durch bestimmte Schlüsse auf irgend einen Grad von Sicherheit gebracht worden, und wird auch nie weit gebracht werden können. Die zahllosen Anekdoten und Erzählungen von den menschenähnlichen Handlungen der Thiere sind mit so viel Mährchen und Selbsttäuschungen durchwebt, daß das Wahre vom Falschen äußerst schwer zu unterscheiden ist, und dennoch sind eine sehr große Menge offenbarer Mährchen hundertmal abgeschrieben und Jahrhunderte lang wiederholt worden, so daß selbst Ununterrichtete sie kennen und die daraus gezogenen unrichtigen Schlüsse sich noch immer fortpflanzen. Man sollte, sagt ein tief denkender Naturforscher, mit menschlichem Verstand und Beobachtungsgeiste eine Zeit lang im Kopfe eines Thieres leben können, um seine Handlungen zu beurtheilen. Am meisten fehlt man wohl darin, wenn man die Sache zu hoch ansieht und sich dabei die leitenden Triebe zu menschlich vorstellt. Wir wollen in dieser Hinsicht nur ein einziges Beispiel erwähnen, nämlich den Biber. In alten Naturgeschichten liest man von den Kunstwerken der Biber, und seyn sollende Thatsachen sind hundertmal wiederholt worden, welche beim ersten Nachdenken als unmöglich auffallen müssen. Z. B. daß diese Thiere die größten und dicksten Stämme in kurzer Zeit fällen können, indem sie mit ihren Nagezähnen Stücke herausschneiden und dann um den Baum herumlaufen, wie der Böttiger um ein Faß, indem einer seine Zähne in die Kerbe des vorherlaufenden setze. Wie wollten sie auf diese Art einen auch nur mehr als Fuß dicken Baum fällen können? Allerdings beißen und nagen sie Stämmchen von mehreren Zollen im Durchmesser ab, aber nicht Stämme von vielen Fuß im Durchmesser. Sie sollen ferner Pfähle in den Boden unter Wasser einrammeln oder gleichsam einmauern und sich dabei ihres Schwanzes als einer Pflasterkelle bedienen und dergleichen mehr. Allem diesem liegt etwas zum Grunde, aber man übertreibt sehr ihre Kunst, ihre Vorsicht. Der Biber thut, bei seinen ganz gewiß künstlichen Gebäuden, ungefähr das, was der Vogel beim Nestbau treibt, aber es ist dieß Kunsttrieb, und nicht intellectuelle Entwickelung des Thieres, welches davon sehr wenig hat. Der Kunsttrieb ist dem Thiere angeboren, er unterscheidet sich dadurch von der Kunst des Menschen, daß er nicht gelernt werden muß, sondern daß das Thier ihn ausübt, weil es einmal durch etwas in seinem Innern dazu gezwungen wird, sein Nest, seine Wohnung, so oder so zu bauen. Aber es baut immer gleich, die Umstände mögen seyn welche sie wollen; es kann nichts vervollkommnen oder verändern; es richtet sich darin nicht nach den Umständen, als insofern Unmöglichkeit geringe Veränderung hervorbringt. Der Mensch aber baut nach Umständen, er berechnet diese, das Thier berechnet nicht. Doch läßt es sich nicht läugnen, daß der eine Vogel derselben Art künstlicher und zweckmäßiger baut, als ein anderer, und schon die Auswahl des Ortes, wo das Nest angelegt wird, einige Intelligenz verräth. Je mehr diese Auswahl glücklich ist, je mehr der Bau den Umständen angepaßt wird, desto höher steht das Thier.

Wir bemerken aber im Gegentheil, daß gerade die Säugethiere, welche an Intelligenz vor den übrigen stehen, am wenigsten Kunsttrieb haben, dagegen ihre Handlungen der Vervollkommnung fähig sind, sich nach den Umständen richten. Je mehr ein Thier dieses thun kann, je mehr es mit Ueberlegung handelt, Schlüsse zieht, Erfahrung benutzt, Gedächtniß zeigt, desto höher steht es in der Reihe der intelligenten Geschöpfe, desto weniger hat es Kunsttrieb, desto weniger läßt es sich von der Kraft allein leiten, welche man Instinkt nennt.

Instinkt nennen wir die Macht, welche das Thier zwingt, in gewissen Fällen, so oder so zu handeln, ohne daß ihm hierbei Ueberlegung oder Gedächtniß zu Hülfe kommt. Es ist die Wirkung, der in dem Thiere liegenden Kraft der Natur, womit es sein Leben schützt, Gefahren ausweicht, die ihm drohen, das ihm Nützliche findet, das Schädliche ausweicht. Dazu dienen ihm als Helfer seine Sinne, so stumpf sie auch nach unsern Ansichten seyn mögen, sie sind für die Bestimmung des Thieres hinreichend. Je tiefer das Thier auf der intellektuelen Stufe steht,

desto unbedingter ist es dem Instinkt unterworfen, je höher desto weniger hat es davon. Nur einige Beispiele zur Erläuterung dieser Behauptung. Der aus der Puppe und von der Raupe entstandene Schmetterling genießt entweder gar keine Nahrung, oder doch gewiß niemals diejenige, welche seine Raupe gefressen hat, und doch legt er seine Eier in die Pflanze, welche seiner Raupe zur Nahrung dient. Ob ihn dazu Geruch oder Gesicht, oder beides leite, wissen wir nicht, aber er irrt doch nicht; nie wird ein Schmetterling dessen Raupe sich ausschließlich von einer Weidenart nährt, seine Eier an einem Eichbaum oder auf einer Buche absetzen, und die von Eichen oder Buchen sich nährenden Raupen werden nicht aus Eiern auskommen, welche an einer Weide kleben. Daß die Sinne es sind, welche den Instinkt leiten, beweisen die Schmeisfliegen; ihre Larven nähren sich vom Fleische der todten Thiere; die Fliegen legen daher ihre Eier auf todte Thiere, zu welchen sie der Geruch lockt und ihnen den Ort zeigt, wo sie sich finden. Aber der Geruch leitet sie auch oft irre, und dieß zeigt eben, daß es bloß Instinkt und nicht Intelligenz sey, welches sie leitet. Es gibt gewisse sehr schöne Blumen, welche aber einen Geruch von sich geben, wie das stinkendste Aas, z. B. die Blumen der Stapelien und des Drachenarums. Diesen Blumen aber vertrauen die Schmeisfliegen ihre Eier oft an, die auskommenden Larven aber verhungern, da sie keine Pflanzen fressen können. Ein Hund, ein Wolf oder anderes Thier mit feinem Geruch, welches auch Aas frißt, wird nie eine solche Blume fressen wollen.

Kein Thier ist ohne Instinkt, aber es wird von ihm um so weniger blind geleitet, als die Intelligenz vorherrscht. Selbst der Mensch hat Instinkt, der ihn in manchen Fällen zur möglichen Erhaltung seines Lebens oder seiner Gesundheit leitet, wo sein Nachdenken nicht hinreichen würde, ihn zu retten. Der Mensch z. B., der von einer Höhe herabstürzt oder der im Wasser untersinken will, ergreift instinktmäßig den ersten besten Gegenstand, an dem er sich halten kann, ohne daß er Zeit hat nachzudenken; man sieht nicht selten Ertrunkene sich noch an einem Gegenstand mit erstarrter Hand festhalten, den sie in der Todesangst instinktmäßig ergriffen haben.

So können wir den Instinkt, wohin wir auch den Kunsttrieb rechnen, von der Intelligenz unterscheiden, aber nicht so genau erklären und bestimmen, daß wir immer sagen können, da hört der Instinkt, der bloße Erhaltungstrieb auf, da fängt die Intelligenz an, da ist höhere geistigere Wirkung, nicht bloß organisches oder pflanzenartiges Leben vorhanden. Die Stufenfolge vom Polypen vom Regenwurm bis zum Insekt und von diesem bis hinauf zum Elephanten, Hund, Affen und Menschen ist unendlich. Die Kluft ist groß, welche die Thiere in dieser Hinsicht trennt; ja selbst unter den Thieren einer Art ist ein Unterschied. Nicht alle Hunde, nicht alle Pferde sind gleich intelligent; es hat unter ihnen ein Unterschied statt, verhältnißmäßig wie beim Menschen. Der Maßstab, den wir aber annehmen können, um die Stufenfolge zu bestimmen, ist der: Jemehr ein Thier sich entwickeln kann, jemehr es durch Erfahrung Gedächtniß, Schlüsse geleitet seine Handlungen nach dem Bedürfniß des Augenblickes einzurichten vermag, desto höher steht es auf der Stufe intellektueler Kraftentwickelung, desto näher dem Menschen. Auf die äußere Bildung kommt es nur in so ferne an, als dadurch die Ausübung der Handlungen mehr oder minder begünstigt wird. Obenan stehen in der Bildung sehr verschiedenartige Thiere; unter den Säugethieren der Affe, der Hund, der Elephant, der Seehund. Aber bei den Affen und Hunden ist der Abstand der Arten ganz ungemein groß. Der afrikanische Orang-Utang steht weit über dem asiatischen, und die Affen der alten Welt stehen im Allgemeinen weit über den Affen der neuen Welt, besonders über den ganz kleinen Arten. Der Spitz, der Wachtelhund, der Neufundländer, stehen weit über dem Windhund, dem Dogge und dem Mops.

Man hat sehr häufig den Satz aufgestellt, um das Thier zu beurtheilen, müsse man dasselbe in seiner Freiheit, im freien Zustand beobachten; die in der Hausgenossenschaft lebenden Thiere können in Hinsicht ihrer Handlungen keinen sichern Maßstab geben, allein die Sache scheint sich gerade umgekehrt zu verhalten, wie wir zu beweisen versuchen wollen. Das freie Thier kommt bei weitem nicht so häufig in den Fall seine Fähigkeiten zu entwickeln, wie das Hausthier. Seine Lebensart ist einfacher, und alle seine Handlungen beziehen sich bloß auf Erhaltung seines Lebens und auf die Fortpflanzung der Art. Wird es aber gefangen und kommt unter die Herrschaft der Menschen, so kommt es in einen unnatürlichen Zustand, es kommt in Lagen, sehr verschieden von seinem vorigen Treiben, und gerade die Art, wie es sich hierbei verhält, die mehr oder mindere Schnelligkeit, mit welcher es sich nach seiner Lage richtet, wie es sich gegen seinen Herrn benimmt, oder seine Flucht zu bewerkstelligen sucht, deutet auf den Grad der Ausbildung seiner Fähigkeiten, den es erlangen kann; auf der Stufe der Intelligenz, deren es durch seine Organisation fähig ist. Wenn auch die Furcht, welche das Thier vor dem Menschen hat, durch welche der Mensch anfangs das Uebergewicht über das Thier erhält, auf sie wirkt und ihre Handlungen leitet, so wird am Ende diese Art zu handeln zu ihrer wahren Natur und sie handeln so, wie man sie zu handeln lehrte. Die Hausgenossenschaft vermehrt in gewisser Beziehung ihre Bedürfnisse, so wie die Civilisation die Bedürfnisse der Menschen vermehrt, und um diese zu erlangen müssen auch ihre intellektuelen Kräfte sich mehr anstrengen, mehr entwickeln. Sie kommen in dieser veränderten Lage in Zufälligkeiten, welchen auszuweichen die Anstrengungen aller ihrer intellektuelen Kräfte erfordert. Selbst Thiere, welche in vollkommener Freiheit sich befinden, werden durch die Nähe der Menschen genöthigt sich anders zu benehmen, als wenn der Mensch nicht da wäre. An ganz unbewohnten Orten sind die Thiere zutraulicher und lassen sogar den Menschen, den sie noch nicht als Feind kennen, nahe kommen; oder aber Raubthiere, welche noch nie die Macht menschlicher Waffen gefühlt haben, fallen ihn ohne Scheu an. Aber bald zeigt ihnen der Mensch seine Uebermacht, und bald erkennen sie ihn als ihren Herrn. So wenig als es Menschen gibt, welche im reinen Naturzustand leben, so genießt auch kein Thier die Freiheit, welche man Naturzustand nennt; kein einziges Thier kann immer nach freiem Willen handeln, es wird durch die Umstände oft gezwungen seine intellektuelen Kräfte zu entwickeln. Entweder findet es seine Nahrung nicht, ohne lange zu suchen, oder es nahet sich ihm ein stärkerer oder schwächerer Feind, gegen welchen es sich vertheidigen oder ihm zu entfliehen suchen muß. Kein Thier ist ohne Feind und gerade in der Natur, in welcher der Mensch am wenigsten schafft, herrscht unter den Thieren ein ewiger Krieg, der auf Erhaltung des Gleichgewichtes hingeht. Man kann wohl mit Recht sagen, daß viele Geschöpfe vorzüglich für andere da sind, da ja viele Thiere sich ausschließlich von andern ernähren, und nicht selten eine Art auch nur von einer andern lebt. Aber wenn dem einen die Kraft gegeben ist, das andere zu überwinden, so hat auch das andere die Fähigkeit empfangen, den Nachstellungen auszuweichen. Jedes Thier kommt folglich früher oder später einmal in den Fall, wider seinen Willen nach den Umständen handeln zu müssen; nur der Mensch ist im Stande die Umstände herbei zu führen, das Thier nicht. Beim Thiere ist alles Zufall, bei Menschen sind sehr viele Ereignisse Folgen der Ueberlegung und des Willens. Nun aber können bei Menschen und Thieren die Umstände sich ändern, aber die Natur weder des einen noch des andern ändert sich. Da nun die Gefangenschaft oder die Herrscherkraft der Menschen das Thier in eine außernatürliche Lage bringt, so muß die Art, wie es sich dabei benimmt, uns einen Maßstab seiner möglichen intellektuelen Entwickelung angeben, und wir können aus den Handlungen unserer Hausthiere und ebenso aus den Handlungen gefangener wilden Thiere ihre höhern oder niedrigern Eigenschaften kennen lernen, ebenso gut als wenn wir sie im freien Zustande betrachten, oder noch besser. Am besten aber können wir den Charakter unserer Hausthiere studiren. Sie wachsen unter unsern Augen auf, und ebenso wie wir bei unsern eignen Kindern ihre allmälige geistige Entwickelung sehen, können wir dieß auch bei den Hausthieren beobachten. Der junge Hund, die junge Katze leben anfangs ein bloßes Pflanzenleben, schlafen und fressen füllt ihr Dasein aus. Aber so bald ihre Muskeln stärker geworden sind, fangen sie an zu spielen, sie werden mit den sie umgebenden Personen bekannt, fürchten sie nicht, und der jedem dieser Thiere eigene Charakter entwickelt sich in ihrem Thun und Treiben. Bald lernt der junge Hund die Worte seines Herrn verstehen und folgt ihm, und so zu sagen mit jedem Tag wird er verständiger und nimmt den Charakter der Rasse an, zu welcher er gehört. Er läßt sich leicht leiten und merkt sich auch bald die Gewohnheiten des Hauses. Anfangs folgt er jedem der ihm ruft und sich mit ihm einläßt, und es dauert einige Zeit bis er die Stimme seines Herrn vor andern unterscheidet. Oft macht er noch dumme Streiche und rennt blingslings in Gefahren, wie ein Kind, das sich selbst überlassen ist; aber es dauert nicht lange, so hat er Erfahrungen gemacht, welche er seinem Gedächtnisse einprägt, durch Belehrungen oder Bestrafung wird sein Gedächtniß gestärkt, seine Handlungen werden geregelter, und den Umständen angemessen. Wie

sehr unterscheidet sich aber das offene und man möchte sagen ehrliche Betragen des Hundes von dem schlauen und hinterlistigen der Katze. Beide junge Thiere spielen sehr gerne und sind darin unermüdlich, aber man sehe beiden zu, welch ein Unterschied. Offen greift der Hund seinen Gegner an; schleichend und sachte kriechen die Katzen gegen einander, überfallen sich im Sprunge und lauern im Hinterhalte, um plötzlich über die andere herzufallen. Wie durch das Spielen das Kind Erfahrungen macht, so macht auch das Thier durch das Spielen nützliche Erfahrungen. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß nur die Thiere mit höhern intellektuelen Fähigkeiten viel spielen, die auf einer niedrigen Stufe stehenden weniger. Am meisten die eigentlichen Raubthiere, deren Intelligenz mehr der Entwickelung bedarf. Das Spiel hilft viel mit die Intelligenz zu entwickeln, es ist eine wahre Schule in welcher diese Thiere sich selbst und ihre gegenseitigen Eigenschaften kennen lernen. Spielend lernt die Katze die Kunstgriffe der Maus kennen, durch welche diese ihr entfliehen will. Bei den übrigen Thierklassen bemerkt man solche Spiele viel weniger. Junge Vögel spielen nicht, doch sieht man einige Arten auch zuweilen spielen, aber auch nur die mit mehr Intelligenz begabten, wie die Störche, Kraniche.

So wie der Mensch erst nach den Umständen seine geistigen Kräfte entwickelt, so entwickeln sich auch beim Thiere seine intellektuelen Eigenschaften erst durch seine Umgebungen. Man denke sich z. B. einen Ochsen in einem warmen Klima in schöne Grasfluren versetzt, wo keine Menschen ihn stören und keine Raubthiere ihm Gefahr drohen würden, was würde er thun? er würde sich satt fressen und einen Ruheplatz suchen, um zu Wiederkauen, und schlafen, um beim Erwachen dasselbe aufs Neue anzufangen; er bedarf keiner List, keiner Mühe seine Bedürfnisse zu befriedigen und bleibt ein dummes stupides Thier. Nur der Geschlechtstrieb stört seine Ruhe; brüllend lauft er umher und sucht sich ein Thier vom andern Geschlecht, aber hierbei folgt er bloß dem thierischen blinden Triebe, und trifft er andere Männchen an, so gibt es Streit, und der Schwächere muß dem Stärkern weichen. Ist diese Zeit vorbei, so wird er wieder sein voriges Leben anfangen. Wie ganz anders wird dasselbe Thier sich benehmen, wenn Gefahren ihm drohen, oder wenn es in Gesellschaft seinesgleichen lebt. So sah man auf unsern Alpen, wo zuweilen noch Bären anzutreffen sind, daß die ganze Heerde, sobald sie den Bär wittert, zusammenläuft, sich in einen Haufen stellt, und dem Feind allenthalben die Hörner darbietet; man hat auch kein Beispiel, daß es der Bär gewagt hätte, eine solche Heerde anzugreifen. Ein Savoyscher Jäger beobachtete einst vier Steinbocksziegen mit ihren Jungen; über ihnen schwebte ein Adler und suchte auf eines der Jungen zu stoßen. Die Jungen hatten sich hinter die Alten geflüchtet und diese einen Kreis um sie gebildet, alle mit den Köpfen nach dem Adler spähend, und nach ihm, wie aufs Commando, alle zugleich ihre Augen gerichtet und nach jeder Bewegung ihre Stelle ändernd, um jeden allfälligen Angriff gemeinschaftlich abhalten zu können. So starrten dem Adler immer die Hörner der sorgsamen Mütter entgegen, er wagte auch den Angriff nicht und floh als er den Jäger erblickte. Zugleich suchten aber auch die Steinböcke mit ihren Jungen sich zu retten und flohen vor dem Menschen, gegen den sie mit ihren Hörnern nichts ausgerichtet hätten.

Die Veränderung der Lage verändert nicht die Eigenschaften eines Thieres, aber sie begünstigt oder verhindert eine größere Entwickelung, und jede neue Gefahr, welche es auszuweichen hat, jedes Hinderniß, welches sich der Erlangung seiner Nahrung entgegenstellt, muß seine Fähigkeiten in einem höhern Grad entwickeln. Die Höhe aber, welche jedes Thier in dieser Hinsicht erreichen kann, bezeichnet den Grad seiner Intelligenz. Die Thiere, welche in der Hausgenossenschaft sich befinden, haben eine Menge Eigenschaften entwickelt, welche sie in ihrem wilden Zustande nicht hatten, aber freilich auch andere verloren, welche in ihrem wilden Zustande ausgebildeter waren. Diejenigen Hausthiere, welche zwar dem Menschen untergeordnet sind, aber zugleich in einer mehr freien Lage erzogen werden, sind weit ausgebildeter und stehen höher, als wenn sie in Ställen eingeschlossen sind. Man beobachte nur den Unterschied zwischen einer Kuh, welche den Stall das ganze Jahr durch nicht verläßt, und zwischen einer, welche den Sommer durch auf den Alpen sich aufhält. Die Stallkuh hat keine weitern Bedürfnisse, alles was sie nöthig hat, wird ihr von ihrem Herrn gereicht; sie bedarf nicht ihre ohnehin geringe Intelligenz anzustrengen und zu üben. Ihre Sinne sind schwach, da sie keine Uebung haben; ihr Gang ist schleppend und ungeschickt; ihr Betragen geduldig und unterwürfig. Wie ganz anders die Alpenkuh: ihr Körper ist schöner; ihre Muskeln ausgebildeter und stärker; ihre Bewegungen gewandt; die Augen lebhaft; Gesicht, Gehör und Geruch geschärft. Sie erkennt zwar den Menschen als ihren Herrn und Wohlthäter, sie folgt seinem Ruf, aber, möchte man sagen, mit mehr Anstand und Selbstbewußtseyn; sie ist nicht die erniedrigte Sklavin, die nur der Peitsche gehorcht, sondern sie gehorcht mit freiem Willen. Welch ein Unterschied zwischen einem arabischen Pferde und einem armen Karrengaul; es ist wie der Unterschied zwischen einem durch die Peitsche herabgewürdigten Sklaven und dem freien gebildeten Menschen. Das arabische Pferd ist, wie sein Herr, ein Kind der freien Natur; seine Sinne sind scharf und geübt; seine Muskeln stark und schön ausgebildet, aber nicht plump; es taugt zum schnellen Laufe, zu unglaublicher Ausdauer auf Reisen; aber zum Zugpferd, welches schwere Lasten ziehen muß, würde es nichts taugen. Erzogen mit den Kindern des Hauses, lebt es mit der ganzen Familie auf einem, man kann es wohl so nennen, freundschaftlichen Fuße; es schläft mit seinem Herrn unter demselben Zelte, mitten in der Familie zu welcher es eigentlich gehört. Es bedarf weder der Peitsche noch der Spornen, und kaum des Gebisses, um seinen Feuereifer im Zaume zu halten. Freundliche Worte thun alles, es versteht die Sprache seines Herrn ganz, der sich aber auch mit ihm, wie mit seinesgleichen unterhält. Es vereinigt die guten Eigenschaften des wilden und zahmen Pferdes, weil es mit der Erziehung die der Mensch ihm gibt, zugleich die Freiheit genießt.

Nur diejenigen Thiere, denen die Natur einen höhern Grad der Intelligenz gegeben hat, können eigentlich gezähmt werden, die übrigen folgen nur der Gewalt, und entwickeln in der Gefangenschaft keine höhern Fähigkeiten. Immer aber ist es das Uebergewicht des Menschen in psychischer Hinsicht, welche das Thier unterjocht und dem Willen des Menschen unterwirft. Es ist das Gefühl der Schwäche, welche das Thier unterwirft, nicht der physischen sondern der geistigen Schwäche. Der Elephant ist sich seiner physischen Kraft wohl bewußt, aber seine Intelligenz unterwirft ihn dennoch dem Willen des Menschen. Bei seiner Gefangennehmung strengt er alle seine Kräfte an sich den Fesseln zu entledigen, welche ihm die List und der Verstand des Menschen anzulegen gewußt hat, so bald er aber fühlt sein Streben sey umsonst, so ergibt er sich und wird das folgsamste Thier. Umsonst bäumt sich das wild eingefangene Pferd, es schäumt und stampft und schlägt, aber alle seine Kraft reicht nicht dahin, den erfahrnen Reiter der amerikanischen Pampas abzuwerfen, so sehr es sich sträubt, es muß seinen Reiter tragen, der nun mit ihm davon jagt, nach mehrstündigem Gallopp ist seine physische Kraft gebrochen, und willig gehorcht es nun seinem Herrn, den es anerkennt und seine Sprache verstehen lernt. Thiere auf einer niedern Stufe können nur in so weit gezähmt werden, daß sie den Menschen nicht mehr fürchten, von ihm ihre Nahrung annehmen, aber nie lernen sie menschliche Sprache verstehen, nie seinem Befehle gehorchen, nie ihren Herrn vor andern erkennen. Nur offene Gewalt kann ihre Leidenschaften im Zaume halten. Nur die Gewohnheit von frühester Jugend an, unter der Gewalt des Menschen und in seiner Gegenwart zu leben, kann einen höhern Grad vom Zahmheit herbei führen, und die Macht der Erziehung wirksam machen. Alt eingefangen sind viele Thiere völlig unzähmbar, und nur die beständige Anwendung unmittelbarer Gewalt kann gezwungene Folgsamkeit hervorbringen. Nie wird z. B. ein alt eingefangener wilder Eber zahm werden, ganz jung, als Frischling eingefangen, erlangt auch das wilde Schwein eine gewisse Zähmung, aber so wie es älter wird verschwindet sie größtentheils wieder, und es bedurfte gewiß vieler Generationen in der Gefangenschaft, um das wilde Schwein zahm zu machen. Aber auf welch niedriger Stufe ist das zahme Schwein geblieben, und die beste und sorgsamste Erziehung kann das Schwein nie auf eine höhere Stufe bringen, weil die Möglichkeit dazu nicht in seiner physischen Bildung liegt. Doch kann auch da die Beharrlichkeit des Menschen fast unmöglich scheinendes erzielen, denn man hat sogar ein gelehrtes Schwein gesehen, welches Buchstaben zusammen setzen konnte. Ein Mann brachte es dahin Ferkel zum Tanzen abzurichten, wobei sie selbst eine eben nicht erbauliche Musik machten. In den Gegenden, wo die Schweine mit den Menschem leben, entwickeln sie auch einige Fähigkeiten. Zu Brives la Chaillarde in der französischen Herrschaft Limousin, leben die Schweine wirklich mit den Menschen in den Häusern und steigen bis auf den dritten Stock, schlafen auch in derselben Kammer mit ihren Herren. Sie folgen den Hausleuten wie Hunde nach

und ſollen ſogar reinlich ſeyn, ins Waſſer gehen und ſich willig waſchen laſſen. Sogar dieſe Thiere ſind alſo einiger Erziehung fähig. Die Nagethiere, mit wenig intellektuelen Eigenſchaften begabt, ſind wohl ſo zähmbar, daß ſie den Menſchen nicht fürchten und ſich von ihm berühren laſſen, aber ſie lernen ſehr ſelten ihren Herrn beſonders unterſcheiden oder gar Worte verſtehen. Die Raubthiere ſind mit weit mehr intellektuelen Fähigkeiten verſehen, als die Nager und die Wiederkauer. Zum Aufſuchen ihrer Beute bedürfen ſie ſcharfer Sinne, einen feinen Geruch, ein gutes Geſicht und Gehör, allein ſie bedürfen noch mehr; ihre Beute weißt ſich ihren Nachſtellungen zu entziehen, ſie wendet dazu Liſt und Behendigkeit an. Die Liſt muß durch Gegenliſt beſiegt werden, dieß nöthigt das Raubthier, nicht bloß ſeine Sinnen, ſondern auch ſein Gedächtniß anzuſtrengen, da die Erfahrung ihm zeigt, welche Mittel das Thier, welches es fangen will, anwendet, um ihm zu entgehen, die Erfahrung aber hat das Raubthier gelehrt, dieſe Mittel zu vereiteln, dieſe Erfahrung durch das Gedächtniß geſtärkt, dient ihm zur Lehrerin, und ſie muß immer größer werden, je älter das Thier geworden iſt, da auch die Thiere, von welchen es ſich ernährt, an Erfahrung mit dem Alter gewinnen und mehr Mittel anwenden den Feinden zu entgehen. Z. B. ein junger Jagdhund wird anfangs bei der Haſenjagd ſich viel ungeſchickter benehmen als ſpäter, aber auch der Haſe, der öfters gejagt worden iſt, hat Erfahrung bekommen, und wird viel ſchwerer zu erhaſchen ſeyn, als ein junger. Auch ihm kommt das Gedächtniß zu Hilfe, und ſagt ihm, durch welche Mittel er den frühern Verfolgungen entging, die es nun mit Nutzen anwendet. Beide, Hund und Haſe, haben alſo ihre Fähigkeiten durch Erfahrung entwickelt, aber da die Intelligenz des Hundes größer iſt, wird er auch weiter kommen als der Haſe. Im höhern Alter nehmen aber auch bei dieſen Thieren, wie beim Menſchen dieſe Fähigkeiten wieder ab.

Zähmbarkeit.

Die meiſten Raubthiere ſind, als jung eingefangen und gehörig behandelt, zähmbar. Die Hyäne, ſo verſchrien ſie auch ihrer Raubſucht und Gefräßigkeit wegen iſt, iſt ſehr wohl zähmbar, wenn ſie jung eingefangen wird; man hat Beiſpiele, daß eine ſolche frei herumlief, zu den Füßen des Herrn ſich hinlegte, den Namen kannte, den man ihr gegeben, ſich liebkoſen ließ und aus der Hand des Herrn Brod nahm, wie der zähmſte Hund. Aber wer wird ſich oft mit der Zähmung eines ſo unangenehmen und ſtinkenden Thieres, von dem man weiter keinen Nutzen hat, abgeben, daher die herrſchende Idee der Unzähmbarkeit. Der Wolf und der Fuchs ſind ſehr zähmbar. Marder, Iltiſe, Wieſel können ſo zahm werden, wie der zähmſte Hund, kennen ihren Herrn nicht bloß an der Stimme, ſondern ſogar an dem Ton ſeiner Fußtritte. Selbſt der furchtbare Tiger und der Löwe laſſen ſich zähmen. Der Tiger iſt jung ſo poſſirlich, wie die Hauskatze, und man ſah einen drei Monat alten Tiger auf dem Schiffe, auf welchem er nach Europa gebracht wurde, frei herumlaufen, mit jedermann ſpielen, und nicht ſelten kam er in die Hängematten der Matroſen und ſchlief darin. Der Koch, dem der Tiger einmal ein Stück Fleiſch ſtahl, nahm es ihm wieder ab und ſchlug ihn ſogar, ohne daß der Tiger darüber böſe wurde. Der Triumvir Antonius fuhr in einem mit Löwen beſpannten Wagen in Rom herum und Caracalle ſpannte Tiger vor. Nero ließ nicht ſelten zahme Löwen ſeinen Gäſten zum Schrecken ins Zimmer kommen, wenn ſie bei Tiſche ſaßen. Der Jaguar Amerikas iſt eben ſo zahm und ſpielend wie die Hauskatze. Mit dem Alter aber werden alle dieſe Thiere gefährlich, da oft plötzlich ihre Blutgierde erwacht und die Zahmheit überwältigt. Nicht ſelten aber ſieht man, daß die Anhänglichkeit dieſer Thiere gegen ihren Herrn groß iſt, daß ſie ſeine Wohlthaten lange nicht vergeſſen und ihn wieder erkennen, wenn ſie von ihm getrennt waren. Vom Löwen bemerken wir dieß am häufigſten. Der Thierwärter Felix Caſal in Paris, beſorgte ein Paar Löwen, mit denen er ſehr vertraut umging, und welche beide ihm große Anhänglichkeit zeigten. Er ging ohne Furcht zu ihnen herein, ſtreichelte ſie mit der Hand, die er ſogar ohne Bedenken in ihren Mund legte. Sie folgten ihm auf jedes Wort, kannten ſeine Stimme und ſeine Fußtritte von weitem, und äußerten ihre Freude, wie ein Hund, welcher ſeinen Herrn wittert. Caſal wurde krank und die beiden ſchönen Thiere bekamen das Heimweh nach ihm, beſonders der Löwe. Er wurde traurig, wollte nicht freſſen, und ſchien eigentlich krank werden zu wollen. Als nach mehrern Tagen Caſal wieder geſund wurde und ſich am Gitter zeigte, ſprang der Löwe auf und ſtürzte ſich gegen dasſelbe mit allen Zeichen der Freude, bald kam auch die Löwin und that dasſelbe, als Caſal in den Behälter trat, beſtürmten ihn beide Thiere mit Liebkoſungen und ſchienen ordentlich eiferſüchtig auf einander, allein ein Wort genügte ſie zur Ordnung zu weiſen. Solcher Beiſpiele ſind viele bekannt und das mächtige Thier gehorcht der Stimme des Menſchen, lernt ſie verſtehen, liebt und fürchtet ihn.

Schon oft iſt geſagt worden die wiederkauenden Thiere ſeyen von Natur zähmbarer als die Raubthiere, allein dieß iſt nur in gewiſſer Beziehung richtig und gilt nur von den weiblichen oder kaſtrirten, wobei aber leicht zu bemerken iſt, wie gering die intellektuelen Fähigkeiten der meiſten ſind, namentlich derjenigen, welche ſeit unbekannter Zeit Hausthiere ſind, und in engen Ställen gehalten werden. Das weibliche Geſchlecht der wiederkauenden Thiere iſt allerdings ſanft und gutmüthig, aber nicht ſo das männliche. Die Gazelle iſt das Sinnbild der Sanftmuth und der Schönheit geworden, dieſelbe Vergleichung geſchah auch mit dem Reh und andern Thieren mit großen Augen, ſchlankem Körper und ſanftem Charakter. Die Männchen aller dieſer Thiere ſind beſonders zur Brunſtzeit boshaft, ſtörriſch und oft ſehr gefährlich, und manche, gerade ihrer Dummheit wegen, ſchwer zu lenken. Das männliche Kameel beißt und ſchlägt, iſt ſehr ſchwer lenkſam, und wird meiſt nur zur Fortpflanzung gehalten; dasſelbe Verhältniß hat mit dem Stier ſtatt. So zahm das weibliche Schaf iſt, ſo unbändig iſt oft der Widder; der zähmſte Rehbock und der gutmüthigſt ſcheinende Hirſch wird zur Brunſtzeit gefährlich und will die Bande gewaltſam zerreißen, welche ſeine Leidenſchaften feſſeln. Mächtig wirkt der Geſchlechtstrieb auf die Leidenſchaften der Thiere, beſonders äußert er ſich heftig bei den Männchen, ja oft verlieren ſie dabei gleichſam ihren Verſtand, ihr Gedächtniß, ihre Folgſamkeit. Die Entmannung oder Kaſtrazion zähmt ſie, wobei ſie aber auch ihre Intelligenz weniger entwickeln. Die Weibchen ſind geduldiger, lenkſamer, anhänglicher, aber auch phyſiſch ſchwächer.

Es gibt aber auch ſolche Thiere, bei welchen die Freiheitsliebe ſo ſtark iſt, daß ſie ſich nicht zähmen laſſen, weder durch Wohlthaten noch Strafen, im Gegentheil in ihrer Halsſtarrigkeit dadurch beſtärkt werden. In dieſem Fall kann man ein wirkſames Mittel anwenden; dieß iſt das Hindern des Schlafes, wodurch die Kraft des Thieres herabgeſtimmt und geſchwächt wird. Zu dieſem Zwecke wird das Thier immer in der Ruhe geſtört, oder man läßt durch lauttönende Inſtrumente beſtändigen Lärm machen. Durch dieſen Mangel an Schlaf wird die phyſiſche Kraft des Thieres ganz gebrochen, ſo daß es ſich leidend verhält.

Ein anderes, aber nur bei Männchen anzuwendendes, ſehr wirkſames Mittel der Zähmung iſt die Kaſtration. Sie iſt durchaus nothwendig bei Wiederkauern, da die Männchen dieſer Thiere, wenigſtens eine gewiſſe Zeit des Jahres, ſehr böſe ſind. Dieſe Operation bricht die Kraft, welche übermüthig macht, und ändert ganz das Temperament. Groß iſt der Unterſchied zwiſchen dem männlichen Kameel und dem kaſtrirten; jenes iſt, beſonders während der Brunſtzeit, ein wildes, böſes und biſſiges Thier, da das Verſchnittene ſehr geduldig wird. Wer kennt nicht die Bösartigkeit des Bullochſen, und die, freilich etwas dumme, Sanftheit des verſchnittenen Ochſen.

Der Hengſt iſt unbändig und wild, das kaſtrirte Pferd dagegen leicht zu behandeln, hat aber nicht mehr jene phyſiſche Stärke. Durch dieſe Operation werden ſolche Thiere völlige Unterthanen der Menſchen.

Die Affen ſind leicht zu zähmen, behalten aber dabei immer ihre Tücke, und was merkwürdig iſt, zur Reinlichkeit laſſen ſie ſich durchaus nicht gewöhnen; nur vom Orang-Utang will man dieß bemerkt haben. Die Hundsköpfe ſind nur in der frühern Jugend einiger Erziehung fähig, im Alter werden ſie alle böſe, und man kann ſagen ſehr wilde Thiere. Nur die Furcht vor Schlägen kann den Affen dazu bringen, die Befehle ihrer Herren auszuführen, deren Sprache ſie übrigens gut verſtehen. Eigentliche Hausthiere werden die Affen nie. Beſſer zähmbar ſind mehrere amerikaniſche Affen, doch mehr die kleinen Arten; die großen, wie z. B. die Brüllaffen, ſind melancholiſche Thiere von wenigen Fähigkeiten. Die Zahmheit der Hausthiere pflanzt ſich fort, aber es bedurfte viele Generationen, ehe ſie ihre jetzige Zahmheit erreichten. Man könnte wohl noch viele Säugethiere zähmen, wenn ihre Zahmheit uns nützlich wäre; allein was nützten uns zahme Löwen, Tiger, Panther, Bären.

Die abſolute Unterwerfung, welche der Menſch von den Thieren fordert, hat ihn dahin gebracht, zu glauben, ſie gehorchen uns als wahre

Sklaven und unsere Vernunft reiche hin sie zu zwingen, ganz ihren Gewohnheiten zu entsagen, sich unserm Willen zu fügen und unsere Bedürfnisse, je nachdem sie ihre Organisation dazu in den Stand setzt, zu befriedigen. Wie wir durch Erziehung aus unsern Kindern nur das machen können, wozu sie Anlagen haben, nicht aber ihnen Anlagen zugeben im Stande sind, so ist es auch mit den Thieren. Wenn der Hund unter unserer Sorge sich so sehr entwickelt, so geschieht es nur dadurch, daß wir seine Grundeigenschaften entwickeln, unsere Erziehung kann ihm keine neuen geben, aber sie kann ihnen eine besondere Richtung geben, deren sie fähig sind; eine Höhe, welche sie bei dem sich selbst überlassenen Thiere in der Freiheit nie erreicht haben würden. Nie können wir die Dogge zum Vogelfang abrichten, wie den Wachtelhund, oder den Spitz zum Jagdhunde machen. Und dieß ist bei allen unsern Hausthieren der Fall; wir sind nicht die Erzeuger ihrer Eigenschaften, aber wir entwickeln sie durch unsere Erziehung dadurch, daß wir sie in eine Lage versetzen, wodurch wir sie zwingen, sich so oder so zu benehmen, und dadurch erlangen sie nach und nach außerordentliche Fertigkeiten. Es ist also nicht bloße Folgsamkeit, welche die Thiere uns beweisen, es ist Entwickelung ihrer angebornen Fertigkeiten. Der menschliche Sklave folgt wider seinen Willen den Befehlen seines Herrn, er entwickelt seine Fähigkeiten keineswegs, indem er gehorcht, aber das Thier entwickelt dieselben. Das Thier, welches zum Hausthier geworden ist, gebraucht seine Fähigkeiten nicht weniger als das Thier, welches in voller Freiheit lebt, der Wille des letztern wird nicht weniger durch die Nothwendigkeit geleitet, als der des Hausthieres. Die Hausgenossenschaft ist also der Entwickelung der Fähigkeiten des Thieres nichts weniger als nachtheilig, folgleich kann auch die Beobachtung der Hausthiere uns noch besser ihre Eigenschaften kennen lernen, als diejenigen der wilden Thiere; der einzige Unterschied besteht darin, daß das Betragen der Hausthiere mehr nach dem Willen der Menschen gelenkt wird, aber alle seine Handlungen sind dennoch seinen Neigungen angemessen, und der Mensch kann nichts gegen die Natur erzwingen. Er ist nur ein Beherrscher, der über seinen Untergebenen eine große Gewalt hat und gar oft durch seine Erziehung den Zustand des Thieres verbessert. Es erreicht einen Grad von Intelligenz, den es, wenn es sich selbst überlassen worden wäre, nie erreicht hätte. Indeß der Mensch kann noch weiter gelangen, er lenkt die Leidenschaften des Thieres so, daß selbst die natürlichen Eigenschaften eine Veränderung erleiden.

Die Katze hat einen natürlichen Hang, vermöge der ihr angewiesenen Nahrung, Mäuse und Vögel anzufallen, und doch sah man Katzen und Hunde mit Mäusen und Vögeln aus einer Schüssel fressen; so weit hat es die Herrschaft des Menschen gebracht. Aber auch dieß ist Entwickelung der Intelligenz; nur durch Gewalt, nur durch Schläge kann die Katze anfangs abgehalten werden, über den Vogel herzufallen, aber sie erinnert sich der erhaltenen Züchtigung und diese Erinnerung hält sie zurück. Der Sklave steigt durch die Nothwendigkeit des blinden Gehorsames unter seine Würde herab; das Thier dagegen hat, indem es gehorcht, eine höhere Stufe erreicht, es hat seine Fähigkeiten mehr entwickelt. Der Sklave fühlt sein Elend, weil er seinen Neigungen nicht gemäß handeln kann; das Thier dagegen fühlt kein Elend, wenn es gehorchen muß. Der Mensch gehorcht als Sklave nur der Gewalt, das Thier bleibt dagegen oft recht gerne in der Sklaverei; die Freiheit hat für dasselbe weit mehr Nachtheile. Es ist gewöhnt seine Bedürfnisse ohne sein Zuthun befriedigt zu sehen, es ist verwöhnt sie sich zu verschaffen, daher eilt das Pferd auch des strengsten Meisters in den Stall zurück, in welchem es Nahrung und Ruhe findet, und macht nicht den geringsten Versuch zu entfliehen. Der Hund sucht den Schutz des Menschen, und schützt aus Dankbarkeit wieder seines Herrn Eigenthum. Er empfindet Anhänglichkeit, Liebe und Zuneigung zu seinem Herrn, und die Gesellschaft des Menschen ist ihm größeres Bedürfniß geworden, als die Gesellschaft seinesgleichen, da diese ihm keine Wohlthat erweisen; und wenn auch der Herr Strenge über ihn ausübt, die Wohlthat der Ernährung überwiegt. Die Kraft allein wäre nicht hinlänglich das Raubthier an uns zu fesseln, das Bedürfniß zu Erhaltung der Nahrung ist da, wir befriedigen es, und darum entsteht die Anhänglichkeit. Will man ein Raubthier zähmen, so darf man ihm nur Hunger lassen, und dann seinen Hunger befriedigen, so wird es sehr bald seinen Wohlthäter kennen lernen und ihm Anhänglichkeit beweisen. Dieß ist die ganze Kunst ein junges Raubthier zu zähmen und anhänglich zu machen. Allein bei alt eingefangenen überwiegt der Trieb zur Freiheit; das Thier fühlt die Kraft in sich seine Nahrung selbst zu erlangen, es will dem Menschen nichts verdanken und bleibt daher feindlich gegen ihn, ergreift auch die Flucht sobald es kann. Mit Schlägen und harter Behandlung erreichen wir bei solchen Thieren unsern Zweck nie, sondern nur durch Wohlthaten. Die Art, wie jedes Thier bei der Zähmung behandelt werden muß, ist sehr verschieden, und muß seinem Charakter gemäß eingerichtet werden. Die Befriedigung der Bedürfnisse gibt bei allen den ersten Grund zur Zähmung junger Thiere, aber sobald das Thier sich selbst diese Bedürfnisse verschaffen kann, so werden die Bande lockerer, daher eben kommt es, daß ältere Thiere theils weniger zähmbar sind, theils, wenn sie auch jünger zahm waren, nur böse werden, und gern in ihren freien Zustand zurückkehren, da wir doch nicht alle ihre Triebe befriedigen können. Aus demselben Grunde sehen wir auch die Bande erschlaffen, welche die Thiere an ihre Jungen binden; so lange sie saugen dauert die Anhänglichkeit; ist dieses vorbei, und sucht das Thier seine Nahrung sich selbst auf, so verläßt es seine Mutter und vergißt sie. Wenn wir sie Jahre lang zahm erhalten wollen, so müssen wir ihre Bedürfnisse, welche wir befriedigen können, steigern, und selbst neue in ihnen erwecken, dann wird ihnen die Gesellschaft des Menschen unentbehrlich. Der Hunger ist auch darum ein Mittel, Thiere zu zähmen, weil er sie physisch schwächt, und dadurch biegt sich das Thier schon unter unsern Willen. So werden in einigen Gegenden die Pferde gezähmt, welche in den ersten Jahren ihres Lebens eine völlige Freiheit genossen haben. Wenn man sie einmal in seiner Gewalt hat, gibt man ihnen nur kleine Portionen und in großen Zwischenräumen, dadurch bekommen sie Anhänglichkeit an die Personen, welche sie füttern und werden bald lenksam und zahm. Wenn man dem Einfluß des Hungers noch eine gewählte Nahrung entgegen setzt, so führt diese Wohlthat noch sicheres zum Zweck. So liebt das Pferd den Zucker, und die Bereiter gelangen dazu, ihre Pferde zu allen Künsten abzurichten, wenn sie ihnen, nachdem sie etwas geleistet haben, Zucker geben oder ihnen vorweisen.

Ein anderes Mittel die Thiere zu zähmen, ist ganz künstlich, erreicht aber sehr oft den Zweck, und thut hauptsächlich auf die Hausthiere große Wirkung, nämlich Anwendung von Schmeicheleien. Nur wenige Säugethiere scheinen dagegen ganz gleichgültig, obschon, was sehr merkwürdig ist, kein wildes Thier solche gegen ein anderes ausübt. Selbst unsere Hausthiere freuen sich zwar, wenn Artsverwandte sich ihnen nähern, und bezeigen ihre Freude beim Wiedersehen, aber sie schmeicheln einander nicht, oder nur in sehr seltenen Fällen, dagegen nehmen sie solche von Menschen sehr gerne an, und viele bekommen ordentlich ein Bedürfniß darnach, ja einige, wie die Katzen, suchen sie leidenschaftlich. Sie scheinen dadurch zu wirken, daß sie den Sinnen schmeicheln. Wir bemerken aber auch hierin einen sehr großer Unterschied. Die meisten Wiederkauer bekümmern sich wenig darum, und ebenso die Dickhäuter, mit Ausnahme des Elephanten und des Pferdes. Wer wird aber auch einem Schweine schmeicheln; weder Streicheln macht hier einen Eindruck auf das dicke Leder, noch die menschliche Stimme. Auf den Elephanten und das Pferd dagegen macht die Sprache den größten Eindruck, mit Belobung oder Schelten kann man ihre Handlungen leiten. Die Raubthiere sind ebenfalls meist sehr empfänglich dafür. Die Hauskatze kommt uns oft entgegen und will gestreichelt und geschmeichelt seyn, sie drückt ihren Wunsch durch Geberden sehr deutlich aus, sie streicht mit dem Rücken an die Wand, oder an einem andern Gegenstand, und hält den Kopf entgegen. Hat sie ihren Zweck erreicht, so bezeugt sie durch Schnurren ihre Behaglichkeit. Der Löwe, der Tiger, der Panther horchen in der Gefangenschaft der Stimme ihres Herrn, lassen sich von ihm streicheln, und zeigen ihre Begierde darnach, eben wie die Hauskatze. Am meisten lieben die Hunde die Schmeicheleien, und zwar nicht bloß der Haushund, sondern alle Arten der Gattung, In der Pariser-Menagerie befand sich eine Wölfin, auf welche Streicheln mit der Hand, und eine sanfte Stimme einen solchen Eindruck machte, daß sie in wahre Extase verfiel, und durch Geberden und Stimme ihre Freude ausdrückte. Ein Jakal vom Senegal that ganz dasselbe, und bei einem zahmen Fuchs mußte man mit Schmeicheleien behutsam seyn, weil er dadurch sogar in Convulsionen verfiel. Alle drei waren Weibchen. Der Verfasser dieses hatte zahme Füchse und Marder, welche ihm sogleich entgegen kamen und mit dem Schwanze wedelten oder ihm die Hände leckten, damit man ihnen schmeicheln solle. Wer weiß es nicht, wie sehr man ein Pferd mit Schmeicheln zähmen und leiten kann. Ein wildes Pferd wird sehr selten schlagen oder beißen, wenn man es streichelt oder sanft mit ihm spricht. Dieselbe Wir-

kung machen auch gewisse Töne. Z. B. die Gesänge der Maulthiertreiber, der Kameeltreiber, durch welche sie den Gang ihrer Thiere leiten und eigentlich in Takt bringen, das Pfeifen der Stallknechte, der Ton der Trompete für das Kriegspferd, der Ton des Alphorns oder der Glocken auf den Alpen, wirkt mächtig auf die Kühe.

Die Furcht ist eine Leidenschaft, welche auf alle Thiere wirkt; sie ist eine Folge des Instinkts und der Erfahrung, und befreit das Thier aus manchen Gefahren. Vom Menschen eingeflößt ist sie ein mächtiges Mittel zur Beherrschung der Thiere. Kein Thier ist davon frei, selbst der gewaltige Löwe und der grimmige Tiger kennen sie. Alle Bewohner des innern Afrika's stimmen überein, daß ein Löwe, den man fest ansehe und dabei stillstehe, es selten oder nie wagte einen Menschen anzugreifen. Lichtenstein erzählt ein Beispiel, welches ihm selbst begegnete und die Sache zu bestätigen scheint. Auf der Reise ins Innere Afrika's hatte sich ein Pferd verlaufen, einige von der Gesellschaft blieben zurück, um es aufzusuchen, als sie plötzlich gerade vor ihnen einen Löwen erblickten, der im Wege lag, und sich wie zum Sprunge gelagert hatte. Alle standen ganz unbeweglich still, der Löwe sah sie an, stand auf, ging etwas zurück, legte sich nieder, und lief endlich, nachdem er dieß einige Male wiederholt hatte, plötzlich davon. Selbst den Tiger setzt die aufrechte Stellung des Menschen in Erstaunen. Ein englischer Offizier begab sich auf dem Marsche einen Augenblick auf die Seite ins Gebüsch, als er zu seinem Schrecken plötzlich einen Tiger erblickte. Fliehen konnte er nicht, er blieb daher unbeweglich stehen, der Tiger sah ihn unverwandt an, und suchte ihm von der Seite beizukommen, der Offizier aber machte immer Front gegen ihn, endlich entfernte sich der Tiger etwas und der Offizier konnte ihm entgehen. Nicht bloß die aufrechte Stellung des Menschen scheint den Thieren Achtung einzuflößen, sondern auch die Stimme desselben, ein lauter Ruf aus starker Brust hat schon manches Raubthier vom Angriff abgeschreckt, und sanfte Stimme manches gezähmt.

Hat man sich einmal das Vertrauen eines Thieres erworben, hat die Gewohnheit dem Thiere die Gesellschaft des Menschen nothwendig gemacht, so kann er auch Strafmittel anwenden, um das Thier zu seinem Willen zu zwingen. Allein dieß geht nicht bei allen Thieren an, auch hierin zeigt sich die Verschiedenheit ihres Charakters. Die Mittel der Anwendung sind aber sehr beschränkt und bestehen hauptsächlich in Schlägen und in der Kunst die Flucht zu hindern, ihre ganze Wirkung besteht in der Furcht, oder in Hemmung der physischen Kraft. Sind die Mittel, welche man anwendet zu scharf, so bringen sie eine entgegengesetzte Wirkung hervor, sie machen das Thier entweder wild und unbändig oder schüchtern, und können im letzten Fall wohl Stupidität zur Folge haben. So verliert ein furchtsames Pferd, wenn es unklug geschlagen wird, seine Besinnungskraft so sehr, daß es sich blindlings mit seinem Reiter in einen Abgrund stürzt. Der Jagdhund, der sonst so folgsam der Stimme seines Herrn gehorcht, wird unbestimmt und verliert vor Furcht seine Besinnung, wenn er zu scharf behandelt wird, er wird völlig untüchtig zu seinem Beruf. Affen, welche in der Gefangenschaft zu scharf behandelt werden, verlieren ganz ihre Munterkeit und werden traurig und abgestumpft. Viele Raubthiere aber werden durch Schläge wüthend und fallen den Beleidiger grimmig an. Ein ziemlich zahmer Marder, wurde, weil er beißen wollte, geschlagen, von diesem Augenblick an aber verlor er alle Zahmheit, sprang wüthend auf seinen Beleidiger und suchte ihn zu beißen. Alle Raubthiere überhaupt scheinen weit eher durch Güte und Schmeicheleien gezähmt werden zu können, selbst der Hund nicht ausgenommen; doch müssen bei Abrichtung der Hunde, um ihnen böse Gewohnheiten abzugewöhnen, wohl oft Schläge angewendet werden; ist man aber zu strenge, so setzen sie sich wohl auch zur Wehre und suchen zu beißen. Der Widerstand fängt immer dann an, wenn unsere Strafe über die Schranken geht, welche Zeit und Gewohnheit dem Thiere im Gehorchen gesetzt haben, sie sind für jede Art verschieden und beruhen auf dem Trieb der Selbsterhaltung, wodurch die Macht des freien Willens erwacht. Ist das Thier recht störrisch geworden, so kann nur eine sanfte Behandlung nach und nach den erhaltenen Eindruck schwächen, aber nicht immer ganz aufgeben. Denn, wenn viele Thiere für Wohlthaten ein gutes Gedächtniß haben, so behalten sie es für erhaltene Beleidigungen ebenfalls, und man hat oft bemerkt, daß sie wirklich Rache ausüben und dazu die günstige Gelegenheit abpassen. Wir bemerken auch gar oft, daß Thiere gewisse Menschen viel weniger leiden können, als andere, und sich nicht an alle gleich gewöhnen, wenn sie auch ihren Herrn nicht besonders auszeichnen. Mehrere Thiere mit höherer Intelligenz, besonders Affen, Hunde, Elephanten behalten das Gefühl der Rache lange, und warten auf eine günstige Gelegenheit zu derer Befriedigung. Der Prinz von Wied hatte einen amerikanischen Affen, der sehr oft von einem Neger geneckt wurde; gehemmt durch die Bande mit denen er gefesselt war, that er gar nicht, als ob er sich beleidigt fühlte, sprang aber plötzlich, als der Neger sich ihm näherte, an ihn und biß ihn tüchtig. Rengger erzählt von den Capuzineraffen, wenn ein solcher öfter Mißhandlungen erleide, so treibe er Gewalt mit Gewalt zurück und beiße Menschen und Thiere, welche ihn beleidigt haben. Fürchtet er aber seinen Gegner, so nimmt er Zuflucht zur Verstellung und sucht sich erst dann an ihm zu rächen, wenn er ihn unvermuthet überfallen kann. Nach vollbrachter That klettert er schnell in eine Höhe, wo man ihn nicht erreichen kann, und grinzt schadenfroh den Gegenstand seiner Rache an. Hunde vergessen Beleidigungen, welche ihnen von andern als ihrem Herrn angethan werden, oft sehr lange nicht und haben dafür ein vortreffliches Gedächtniß, machen auch ihrem Haß durch Knurren und Beißen Luft. Auf den Elephanten wirken Wohlthaten und Beleidigungen gleich stark ein, und werden lange im Gedächtniß behalten. Ein Elephant wurde im dritten oder vierten Jahre seines Alters einem jungen Menschen zur Besorgung anvertraut, dieser hatte ihn zu verschiedenen Künsten abgerichtet, womit er das Publikum belustigen mußte. Das Thier faßte für seinen Herrn eine lebhafte Anhänglichkeit und eine unbedingte Folgsamkeit, es führte schnell alle Befehle desselben pünktlich aus, aber nur, wenn er selbst es aussprach, keinem andern gehorchte es, selbst die Speise verschlang es unwillig, wenn andere sie ihm anboten. So lange dieser junge Mensch unter der Aufsicht seines Vaters war, behandelte er das Thier immer gut. Als dieser Elephant in die Menagerie zu Paris kam, trat auch sein Wärter mit ihm in Dienst ein. Nun aber vernachlässigte dieser seinen Elephanten, betrank sich oft und schlug dann denselben. Dieses sonst muntere Thier, wurde still und traurig, so daß man es für krank hielt. Es gehorchte zwar noch, aber unwillig und langsam, da es vorher alles gleichsam spielend und freudig gethan hatte, es ward störrisch und ungeduldig und man glaubte der Zorn koche in ihm, wegen unwürdiger Behandlung, es wurde immer störrischer. Man hatte dem Wärter auf strengste verboten, den Elephanten zu schlagen, da man sah, daß das störrische Wesen offenbar daher komme. Allein der junge Mensch wurde böse, weil das Thier ihm nicht mehr gehorchen wollte, und schlug es einmal heftig, dadurch gerieth es in Wuth, stieß ein heftiges Geschrei aus, lief nach dem Wärter, und hätte ihn vielleicht umgebracht, wenn er nicht hätte entfliehen können. Die vorherige Liebe hatte sich in Zorn verwandelt, und die Wuth brach sogleich aus, sobald derselbe sich nur zeigte, und die vorige Zahmheit kehrte nie mehr ganz zurück. Auch dieses gewaltige und kluge Thier kann nur durch Schmeicheleien und Güte ganz zahm werden, jede Mißhandlung empört es. Doch scheint es zu wissen, wenn es Strafe verdient hat und unterzieht sich derselben wohl öfters gutwillig.

Wohlthaten sind daher durchaus nöthig, um die Thiere zum Gehorsam zu bringen und darin zu erhalten; nur dadurch gewinnen wir ihr Zutrauen. Furcht macht sie dumm und heimtückisch, wie wir dieß bei den Affen sehen. Wir sind nicht ihresgleichen, daher muß ihre Anhänglichkeit an den Menschen künstlich hervorgerufen werden.

Affen, Hunde und Elephanten sind diejenigen Thiere, welche dem Menschen am meisten wirkliche Anhänglichkeit zeigen, welche aus einer Art von Dankbarkeit hervorgerufen und unterhalten wird. Auch das Pferd ist dessen sehr fähig, und so auch mehrere andere gezähmte Raubthiere, selbst der Löwe und sogar der Tiger. Bei Wiederkauern findet sie sich selten, und nur dann, wenn sie in fast beständiger Gesellschaft des Menschen sind und sorgfältig erzogen werden; aber auch den zähmsten ist nicht zu trauen, besonders während der Begattungszeit, wo die Leidenschaft alle andern Triebe schweigen macht, wie traurige Beispiele von Hirschen, Rehböcken, Stieren u. s. w. beweisen, und oft wenn man es sich am wenigsten versieht, erfolgt ein plötzlicher Ueberfall, ohne daß man ihn hervorgerufen hätte. Das Raubthier dagegen warnt meist vorher und zeigt seinen Unwillen durch Knurren.

Hunde gewöhnen sich an die Familie, bei welcher sie leben; an die Personen, an welche sie gebunden sind so, daß sie auf gewisse Art ihre Charaktere annehmen. Schooßhunde, welche von furchtsamen Damen erzogen werden, werden ebenfalls furchtsam, und diese Furchtsamkeit pflanzt sich selbst unter der Rasse fort. Herr Dureau de la Malle führt ein Beispiel an, wo ein Hund, der durch eine sehr gefühlvolle Dame

erzogen und dadurch verwöhnt wurde, daß sie den ganzen Tag mit ihm schwatzte, so sensibel ward, daß wenn seine Herrin die Hauskatze hätschelte, oder den kleinen Hund auszankte, die Augen desselben voll Thränen wurden und er ordentlich weinte.

Nachahmungsfähigkeit.

Man hat die Nachahmungssucht der Affen als eine ihrer Haupteigenschaften und als ein Zeichen ihrer Intelligenz angeführt. Sie scheinen aber oft mehr nachzuahmen als wirklich der Fall ist; da ihre Handlungen durch den Bau ihrer Organe ohnehin viel menschenähnliches haben, so ist es meist nicht wirkliche Nachahmung, was sie nachzuahmen scheinen, sondern natürliche Handlung von ihnen, aber dennoch kann man nicht läugnen, daß sie wirklich nachahmen. Von den Orang-Utangs weißt man, daß sie leicht lernen mit Gabel und Löffel essen, ein Glas in die Hand zu nehmen und daraus zu trinken. Bei den gemeinen Affen aber bemerkt man, daß sie nur solche Handlungen nachahmen, welche ihnen einigen Nutzen bringen. So lernen sie leicht Schachteln und Flaschen öffnen, die Taschen untersuchen, mit Steinen Früchte aufschlagen, deren Schalen ihnen zu hart sind. Rengger gab einem Capuzineraffen ein Ei, er zerbrach dasselbe so ungeschickt, daß er den größten Theil seines Inhalts verlor; allein in der Folge wendete er immer mehr Sorgfalt an, und am Ende machte er es nur an der Spitze auf, indem er es an einen harten Körper anschlug und den zerbrochenen Theil der Schale mit den Fingern wegnahm. Die meisten Affen lernen bald, wie die Hunde, die Modificationen der Stimme und den Ausdruck der Gesichtszüge ihres Herrn unterscheiden, und zeigen Furcht oder Freude, je nachdem man rauh oder sanft mit ihnen redet, sie streng oder freundlich anblickt.

Die Affen benutzen bald ihre Erfahrungen, und denken lange daran. Rengger erzählt, daß wenn einer seiner Affen sich einmal mit einem schneidenden Werkzeug verletzte, so berührte er dasselbe entweder nicht mehr oder mit der größten Behutsamkeit. Oft gab er seinen Affen Papiertuten mit Zucker, welche sie schnell öffneten und den Zucker herausnahmen. Einmal that er aber eine lebende Wespe in eine Papiertute, hastig griff der Affe hinein und wurde gestochen; von nun an hielt er immer die Tute zuerst ans Ohr, um zu hören, ob nicht etwa eine Wespe darin sey. Auch lernten diese Affen sehr leicht gemachte Erfahrungen auf andere anwenden. So schlug Renggers Affe, den er gelernt hatte Palmnüsse mit Steinen aufzuschlagen, auch Schachteln und Gefäße entzwei, die er nicht öffnen konnte. Ein anderer, den man gelernt hatte, sich eines kleinen Stabes zum Erbrechen eines Kästchens zu bedienen, wandte nachher bei jeder Gelegenheit, wo die Kraft seiner Hände zur Ueberwindung eines Widerstandes nicht hinreichte, den Hebel an, und Rengger sah ihn unter ein Stück Holz, welches er fortschaffen wollte, seinen Stab stecken und dasselbe umwälzen.

Daß auch der Hund nachahmen lernt, davon ist folgendes ein höchst merkwürdiges Beispiel, welches Herr Dureau de la Malle erzählt. Er hatte die Gewohnheit, im Winter sehr früh zu Bette zu gehen und am Morgen früh aufzustehen. Ein sehr intelligenter Hund, ein spanischer Pudel, schlief in seinem Zimmer. In einer sehr kalten Nacht machte dieser Hund Zeichen, um herausgelassen zu werden, um seinen Urin zu lassen. Der Herr gebot ihm zu bleiben, er gehorchte, allein die Noth zwang ihn bald zu neuen Zeichen; da kam Herr Düreau auf den Einfall, ihn in den Nachttopf pissen zu lernen, und machte es ihm vor. Der Hund sah aufmerksam was sein Herr that, dieser bot ihm den Nachttopf an, und der Hund entleerte seine Blase ganz, sprang dann dankbar an seinen Herrn auf und legte sich an seinen gewohnten Ort zur Ruhe. Derselbe Hund kam mit seinem Herren einst nach Paris, und lief vor dem Hause auf der Straße herum, dann wollte er zurückkehren, fand aber die Thüre verschlossen. Er heulte und bellte, um eingelassen zu werden, aber man hörte ihn nicht. Nun kam zufällig jemand, welcher an der Thüre klopfte, und eingelassen wurde, der Hund kam mit ihm. Das Thier aber hatte sich die Handlung des Klopfens bemerkt, und klopfte nun jedesmal, wenn er hineinwollte, indem es mit dem Fuß den Klopfer aufhob und fallen ließ. In dem Hause, wo er erzogen worden, hatte er nie einen Klopfer gesehen, also hatte er schnell die Wirkung des Klopfens bemerkt, und sie nachgeahmt.

In demselben Aufsatze, in den Annalen der Naturwissenschaften *), aus welchem obige Thatsachen genommen sind, steht noch eine andere fast unglaubliche. Da aber dieselbe von Männern erzählt wird, die allen Glauben verdienen, wollen wir sie auch anführen, indem sie beweist, wie Thiere nachahmen lernen. Herr Bennati, ein geschickter Musiker, hatte einen Pudel, der sich immer zum Clavier legte, wenn gespielt wurde, und die Musik sehr zu lieben schien. Bennati faßte die Idee zu versuchen, ob nicht dieser Hund gelernt werden könnte, Töne nach der Tonleiter hervorzubringen. Er fing mit dem Clavier an, ging dann zum Violoncell, zur Flöte, zum Clarinett über, aber ohne Erfolg. Endlich erinnerte er sich, daß viele Hunde zu heulen anfangen, wenn man mit Glocken läutet, und schloß daraus diese Töne müßten einen eigenen Eindruck auf das Gehörorgan des Hundes machen. Er verschaffte sich daher sieben Glocken, deren Töne in einander einfielen, und ließ sie nun nach einander schellen. Das Experiment gelang so gut, daß sein Hund in neun Tagen nach der Tonleiter heulte, und brachte es am Ende so weit, daß sogar die Terzen gegeben wurden und der Hund den Gesang des Meisters ganz richtig begleitete.

Der berühmte Arago theilte der Akademie der Wissenschaften eine Beobachtung mit, die er selbst an einem Hunde gemacht hatte, und zu beweisen scheint, daß dieß Thier selbst eine Art Begriff von Recht oder Unrecht habe. Arago kam einst in ein schlechtes, einsames Wirthshaus und verlangte etwas zu essen, man tödtete ein Huhn und steckte es an den Bratspieß, welcher, wie es in Frankreich noch an einigen Orten geschieht, durch ein Tretrad gewendet wurde, in welchem Hunde die Stelle des Tretens verrichten. Einer dieser Hunde war in der Küche. Der Wirth wollte ihn nehmen und ins Rad stellen, der Hund verbarg sich, murrte, wies die Zähne und wollte durchaus keine Folge leisten. Arago fragte um die Ursache, der Wirth gab an, es geschehe deßwegen, weil die Reihe nicht an diesem Hunde, sondern an seinem Kameraden sey. Man suchte diesen nun auf, der ohne weiters sein Amt verrichtete. Nach etwa zehn Minuten ließ Arago das Tretrad anhalten, der Hund kam heraus, und nun ging der andere, welcher sich vorher so störrisch gezeigt hatte, von selbst hinein und trat das Rad bis der Braten gar war.

Haben solche Thiere einmal eine Gewohnheit angenommen und ihre Wirkung erprobt, so üben sie dieselbe aus, ohne daß man ihnen etwas sagen muß. Ein Elephant, der sehr zahm war, war von seinem Herrn gelernt worden, Münzen, die man ihm darbot, mit dem Rüssel aufzunehmen und in eine Büchse zu schieben, welche oben auf einem Gestelle stund, gerade so hoch als der Elephant mit seinem Rüssel reichen konnte. Der Verfasser dieses, war einst ganz allein bei diesem äußerst gutmüthigen Thiere, der Wärter war herausgegangen, er bot ihm eine kleine Münze an, der Elephant nahm sie und schob sie in die Büchse und wiederholte dieses so oft man ihm eine solche gab, der Wärter mochte dabei oder abwesend seyn. Sonnini erzählt in einer Anmerkung zu Buffons Naturgeschichte, daß ein Elephant, der dem Könige von Neapel gehörte, den Maurern als Handlanger diente und ihnen das nöthige Wasser in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Nun bemerkte er, daß man diese Gefäße, wenn sie der Ausbesserung bedurften, zu einem bestimmten Kupferschmid trage; als nun einst der Kessel rann, trug er ihn selbst zu diesem Kupferschmid, nahm ihn ausgebessert in Empfang und verrichtete damit seine Arbeit. Ganz Neapel, sagt Sonnini, sey Zeuge dieser merkwürdigen Handlung gewesen.

Erfahrung.

Durch Erfahrung, durch empfundenen Schmerz, durch Worte lernen die Thiere, deren Intelligenz so hoch entwickelt werden kann, bald sich nicht mehr solchen Unfällen auszusetzen. Ein Hund, der noch keinen Igel gesehen hat, fällt einen solchen an, hat er sich aber einmal die Nase blutig gestochen, so wird er sich zum Zweitenmal wohl hüten, einen Igel anzufallen, er begnügt sich ihn von weitem anzubellen. Wie verschieden ist dagegen das Betragen eines Schafes oder eines Ochsen, es gibt für diese Thiere fast keine Erfahrung. Die Muflons in der Pariser menagerie gaben davon den auffallendsten Beweis. Sie liebten sehr Brod, und wenn man sich ihrem Behälter näherte, so kamen sie es zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit legte man ihnen ein Halsband an, um

*) Annales des sciences naturelles. T. XXI. Pag. 400.

sie anbinden und ohne Gefahr in ihren Behälter gehen zu können. Allein so sehr sie sich auch sträubten, wenn sie sich gefangen fühlten, so achteten sie den Fallstrick doch gar nicht, so oft sie auch schon darin gefangen worden waren, und kamen immer ohne Zögern wieder, wenn man ihnen Brod vorhielt. Sie fühlten nur die Begierde zu fressen, und hatten gar kein Gedächtniß für das, was ihnen unangenehmes dabei begegnet war. Nicht einmal die Erfahrung, daß menschliche Kraft der ihrigen überlegen sey, schüchterte sie ein. Statt sich vor ihrem Wärter zu fürchten oder ihn zu erkennen, griffen sie ihn mit Wuth an, besonders das Männchen. Wollte man sie strafen, so wurden sie noch wüthender, und wenn man sie auch in Furcht setzen konnte, so unterwarfen sie sich doch nicht. Sie unterschieden nicht einmal ihren Wohlthäter vor ihrem Peiniger, und griffen beide mit gleicher Wuth an. Bei andern wiederkauenden Thieren gelingt die Zähmung ebenso wenig. Der Auerochs, der Bison, der afrikanische Büffel und manche Antilopenarten sind nicht zähmbar, sie stehen auf einer sehr tiefen Stufe der Intelligenz, dagegen sind ihre Sinne sehr fein, und helfen dem Lebenserhaltungsinstinkt sie in Gefahren zu retten. Von Nachahmung oder Anwendung des allenfalls gelernten ist gar keine Spur vorhanden. Bei den angeführten Arten aber, Hunden, Affen, Elephanten beobachtet das Thier, und eine gemachte Erfahrung prägt sich tief in sein Gedächtniß ein, und es entwickelt sich Beurtheilungskraft und Nachahmungsfähigkeit.

Der Hund scheint hierin so weit zu gehen als irgend ein anderes Thier, daher kann er besser erzogen werden als andere, und seine Intelligenz entwickelt sich mit der Zeit, und um so mehr als der Mensch sich seiner annimmt. Ein junger Hund, von zwei bis drei Monaten, dem man ruft, weißt noch nicht, wohin er sich wenden muß, er muß erst noch sein Gehörorgan üben und seine Sinne zusammen wirken lassen. Wenn er zufällig seine Augen gegen die Seite richtet, wohin der Ton kommt, so wird er bald Erfahrung gemacht haben, und nicht fehlen der Stimme zu folgen, die ihn ruft, und in kurzer Zeit lernt er die Worte seines Herrn verstehen, und seine Stimme vor allen andern unterscheiden.

Die Sinne sind bei Thieren weit mächtigere Hilfsmittel zur Erlangung von Kenntnissen, als beim Menschen; namentlich sind die niedrigern Sinne weit entwickelter, wie Geruch und Geschmackssinn, wenn schon der Mensch dadurch einen mannigfaltigern Genuß zu erhalten scheint, und in gewisser Hinsicht mehr Gerüche und Geschmäcke unterscheiden kann. Den feinsten Geruch haben die Raubthiere, vorzüglich diejenigen aus dem Hundegeschlecht, eine Feinheit, welche die des Menschen, selbst der so fein riechenden Wilden weit übertrifft. Daher ist die Jagd von Füchsen, Wölfen und dergleichen Thieren weit schwerer, als die der Hasen, Hirsche und anderer, welche zwar auch feine Sinne haben, aber mehr durch ihre Schnelligkeit ihren Feinden entgehen. Es ist nicht bloße Spielerei oder Bedürfniß, wenn der Hund jeden Augenblick pisst, sondern es ist dieß das Mittel ihm den Weg zu zeigen, den er einmal passirt hat, er kennt den Geruch seines Urins, und diesem nachgehend, findet er richtig den Weg, den er einmal gemacht hat. Es ist der Geruch, der ihn lehrt seinen Herrn unter Tausenden aufzufinden. Er erkennt ihn aber nicht bloß durch den Geruch, auch seine Gestalt merkt er sich, und in jeder Kleidung findet er ihn.

Seine Beurtheilungskraft, durch die Sinne geleitet, geht noch weiter. Ein Hund des Herrn Düreau schlief im Hofe des Hauses, war aber gewohnt, sobald sein Herr aufgestanden, zu ihm aufs Zimmer zu kommen. Da dieß im Winter sehr früh geschah, so meldete sich der Hund immer, sobald er Licht im Zimmer seines Herrn bemerkte, durch Heulen und Seufzen. Sah dann sein Herr zum Fenster hinaus und sagte ihm, daß er aufmachen wolle, so schwieg er wieder und wartete einige Zeit geduldig, bis geöffnet wurde; geschah es nicht, so meldete er sich von Neuem. Das Haus des Herrn Düreau war sehr groß und hatte sehr viele Fenster, aber der Hund kannte die Fenster des Zimmers seines Herrn genau, und zeigte nur sein Verlangen, wenn in demselben Licht brannte, brannte ein Licht in einem andern Fenster oder gar keines, so heulte er nicht. Seine Beurtheilungskraft ging also so weit aus der Abwesenheit des Lichts zu schließen, sein Herr schlafe noch oder sey nicht zu Hause.

Hunde und Katzen, die in einem Hause leben, lernen sich sehr bald kennen, und von allen andern Thieren leicht unterscheiden, welche ganz dieselbe Farbe und Gestalt haben. Nie wird z. B. ein Haushund die schwarze oder weiße Hauskatze verfolgen, während er andern schwarzen oder weißen Katzen, die wir kaum von den unsrigen unterscheiden können, verfolgt, umgekehrt aber wird auch die Hauskatze bald den Haushund von den andern unterscheiden lernen, und nicht selten sieht man beide eine Art von Freundschaft schließen. Zieht man einen jungen Hund und eine junge Katze zusammen auf, so nimmt jedes von den Sitten des andern etwas an, und das jüngere von dem ältern. Ist die Katze älter, so nimmt der Hund ihre Bewegungen an, er springt wie die Katze, rollt runde Gegenstände, wie diese umher, beleckt die Füße und streicht sie über die Ohren u. s. w., und dieß alles um so eher, als der Hund mehr Nachahmungsgabe hat, als die Katze. Nicht bloß mit der Hauskatze kann der Hund Freundschaft schließen, sondern auch mit andern Thieren, welche er sonst fürchtet oder haßt. So mit zahmen Mardern, mit Löwen und selbst mit dem Tiger. Die Bewohner der Barbarei gesellen gar oft einen jungen Hund zu einem jungen Löwen, beide wachsen mit einander auf, beide gewöhnen sich an einander, und das viel stärkere gehorcht gar oft den Launen des schwächern. Der Hund wächst schneller als der Löwe, erlangt früher seine ohnehin stärkern intellektuelen Fähigkeiten, und übt oft eine solche Herrschaft über den Löwen aus, daß der Löwe nicht fressen darf, bis der Hund seine Mahlzeit verzehrt hat. Man kann dieß in Menagerien oft beobachten, da nicht selten Hunde mit Löwen in einem Käfich gehalten werden.

Nicht selten werden Hunde abgerichtet verschiedene Sachen bei andern Leuten zu holen oder dahin zu tragen, und manche Hunde erlernen es leicht. In den Annalen der Naturwissenschaften wird ein merkwürdiges Beispiel der Art angeführt und dessen Wahrheit gewährleistet. Der Graf Fontenay beschäftigte sich gemeinsam mit dem Baron von Feugeret mit der Zucht der Merinoschafe. Die Güter des letzten lagen zwei Meilen von einander. Fontenay besuchte seinen Freund öfters in Gesellschaft seines Hundes, eines prächtigen Wachtelhundes. Eines Tags sollte ein Brief an Feugeret gesandt werden, und niemand konnte als Trager gebraucht werden. Fontenay kam auf die Idee seinen Hund mit dem Briefe zu senden und band deßwegen den Brief an das Halsband des Hundes, und sprach dann mit ihm, glaubte aber nicht, daß er gehorchen würde. Allein zu seiner Verwunderung verstund ihn der Hund, lief hin und brachte richtig den Brief an Feugeret, wollte aber Idenselben keinem andern ablassen als dem Baron selbst. Von dieser Zeit an trieb der Hund das Amt des Brieftragers fünf Jahre lang. Sobald er den Brief abgegeben, lief er in die Küche, wo man ihm zu fressen gab, dann legte er sich vor das Fenster des Zimmers des Herrn Feugeret und bellte zuweilen, um zu zeigen, daß er bereit sey, lief dann, sobald er die Antwort empfangen hatte zu seinem Herrn zurück. Ein anderer Hund wurde von seinem Herrn oft zu einem Kaufmann geschickt, um Kaffee zu holen, das Geld wurde in den Korb gelegt und richtig abgegeben. Eines Tags kam der Hund mit weniger Kaffee zurück, als sonst, stellte seinen Korb ab und lief eilig davon, kam jedoch bald wieder und brachte einzelne Bohnen im Mund. Der Sack hatte ein Loch bekommen, und der Hund suchte ohne Geheiß die verlornen Bohnen auf. Elephanten und Hunde lernen sehr leicht den Sinn menschlicher Worte, ohne daß der Mensch dabei irgend ein Zeichen macht. Ein Hund z. B., den man gelernt hatte die Handschuhe seinem Herrn zu apportiren, that dieß sobald nur das Wort ausgesprochen wurde, ohne daß der Ton des Wortes geändert werden müßte. Ein Wachtelhund brachte ohne alles Geheiß seinem Herrn die Pantoffeln, wenn er von der Jagd heim kam, und schleppte Holz zum Kaminfeuer herbei. Ein Elephantenführer muß die Stimme gar nicht erheben, der Elephant führt die Befehle dennoch aus. Bei einer Tigerjagd in Cochinchina wurden siebenzig Elephanten in eine Linie gestellt. Einer der Elephanten griff den Tiger an, der aber im Augenblick, als der Elephant ihn fassen wollte, ihm auf den Kopf sprang und seine Klauen in den hintern Theil des Rüssels einschlug, so daß der verwundete Elephant die Flucht nahm; in demselben Augenblick rollten alle andern Elephanten den Rüssel zusammen und steckten ihn in den Mund. Sie hatten begriffen, daß sie diesen edeln und wunderbaren Theil ihres Körpers vorzüglich beschützen müßten.

Nicht weniger geschickt zeigen sich die Affen in solchen Fällen, wo ihnen Gefahr droht. Ein schwarzer Pavian, der im Schlosse eines französischen Edelmanns gehalten wurde, riß sich eines Tags, da man ihn übel behandelte, von seiner Kette los und floh in den Park. Sein Wärter näherte sich ihm, um ihn wieder zu fangen. Zu diesem Ende warf er ihm Aepfel zu, die er sehr gerne fraß, und näherte sich langsam, um die Kette zu ergreifen, allein der Affe warf sie hinter sich. Ein an-

derer näherte sich von hinten, als der Affe dieses bemerkte, rollte er die Kette zusammen und saß darauf. Endlich glaubte man ihn erhaschen zu können, allein er nahm die Kette in die Hand und lief schnell davon. Er mußte also den Schluß ziehen, man will mich an der Kette fangen, ziehe ich sie an mich, so bin ich sicher. Nur im Schlafe wurde er wieder erhascht. Ein andermal wurde dieser Affe von zehn Jagdhunden verfolgt, anfangs gefiel ihm das Spiel und das Gebelle, er sprang etwa funfzig Schritte vor ihnen her. Allein bald kamen sie ihm näher, er sah sich in Gefahr zerrissen zu werden, und rettete sich auf eine hölzerne Brücke im Park. Einige Hunde kamen auf die Brücke, andere sprangen ins Wasser, um ihm den Rückweg abzuschneiden, da befestigte er seine Kette an einen Pfeiler der Brücke, und hing sich so an dieselbe auf. Da er nun sicher war, unterhielt er sich damit zu schaukeln und den Hunden Grimassen zu schneiden. Einst war er entkommen und ins Dorf geflohen, wo er aber von den Kindern mit Steinen verfolgt wurde. Was that er, er verbarg sich hinter eine alte Frau, welche spann, und verließ diesen Ort nicht, den er für sicher hielt. Hatte er einmal etwas gefaßt, so ließ er es nicht mehr los. Einst erhaschte er einen Hut, sein Wärter wollte ihm denselben wieder nehmen, allein das war unmöglich, da ließ sich sein Herr eine Jagdflinte holen und schlug auf ihn an. Augenblicklich warf er den Hut von selbst dem Wärter zu. Diese Handlungen zeigen wohl alle Intelligenz, Gedächtniß, Erinnerung und Urtheilskraft.

Sehr merkwürdig und bezeichnend für die Intelligenz des Hundes ist folgendes. Herr Puymaurin in Toulouse besaß eine Pudelhündin, welche eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, und sehr viel Intelligenz zeigte, sie nahm niemandem etwas aus der linken Hand ab. Als im Jahr 1814 die Engländer in Toulouse waren, logirte der General Stuart in dem Hause des Herrn Puymaurin. Die Eigenschaft der Hündin fiel ihm auf, und ersuchte sie zu betriegen, indem er die Arme kreuzte, oder solche Dinge in die linke nahm, welche das Thier sehr liebte, aber es gelang ihm nicht, nun bat er einen Offizier, der den rechten Arm verloren hatte, dem Hund etwas anzubieten. Dieser stellte sich auf die Hinterbeine, und beroch die rechte Seite; als er sich überzeugt hatte, daß der Arm fehle, ging er auf die Linke und nahm, was ihm aus derselben Hand angeboten worden.

Es ist bekannt, daß Wölfe, wenn sie zur Begattungszeit beisammen leben, gemeinschaftlich auf Raub ausgehen und einander das Wild zutreiben, indem der eine, wie ein Jäger da ansteht, wo nach der Jägersprache das Wild wechselt, d. h. aus dem Gehölze ausbricht, der andere das Wild aufthut und nach dieser Stelle hin treibt, wo es dann von dem lauernden erhascht und nun gemeinsam verzehrt wird. Oder der eine Wolf nähert sich einer vom Hunde bewachten Schafheerde und läßt sich vom Hunde jagen, nun erst fällt der andere in die Heerde ein und trägt ein Schaf weg, welcher nun von beiden Gatten, die sich bald zusammen finden, getheilt wird. Ganz ähnlich machen es Jagdhunde, welche aus sich gesellschaftlich auf die Jagd gehen, der eine stellt sich an den Wechsel, der andere thut den Hasen auf, der nun von dem andern erhascht wird. Gut dressirte Hunde bringen dann ihren Fang triumphirend ihrem Herrn, andere aber fressen das Wild. Die Hunde der afrikanischen Colonisten am Cap gehen oft gemeinschaftlich auf die Antilopenjagd und fangen auf ähnliche Art Antilopen, haben sie eine solche getödtet, so hält der eine dabei Wache, der andere läuft nach Hause, um seinem Herrn anzuzeigen, daß sie einen Fang gemacht haben, dieser holt dann das Wild und die Hunde bekommen die Eingeweide zum Lohn. Auch hier bemerken wir wieder Intelligenz, das Thier benutzt seine Erfahrung, zieht Schlüsse, und handelt nach den Umständen.

Auffallend dagegen ist es, daß zahme Elephanten, welche in den Wäldern gefangen wurden, auf mehrere Art sich brauchen lassen, andere Elephanten zu fangen. Man benutzt zu diesem Zweck besonders die Weibchen. Einzeln herumstreifende männliche Elephanten werden auf folgende Art gefangen. Man bringt zwei oder drei zahme Weibchen in die Gegend. Diese erheben ein Geschrei, das wilde Männchen wird aufmerksam und nähert sich nach und nach. Endlich fängt es an mit den zahmen Weibchen zu spielen, und sie liebkosen sich mit dem Rüssel, das eine stellt sich vor ihn, das andere hinter ihn. Unterdeß kriecht ein Jäger, der bis dahin verborgen war, mit tüchtigen Stricken versehen unter den Elephanten und bindet ihm beide Vorderbeine locker zusammen, unterdeß die Weibchen ihre Liebkosungen verdoppeln, endlich werden auch die Hinterbeine so zusammen verbunden, und beide Bänder durch ein Seil zusammen geknüpft, welcher noch hinten um einen starken Baum geschlungen wird. Nun verlassen ihn die Weibchen, der Gefangene will folgen und kann nicht, dann wird er wüthend, bemüht sich, aber umsonst, los zu werden, und stürzt endlich ermüdet nieder, schon etwas zahm geworden. Nun fesselt man die zahmen Weibchen an ihn und bindet seine Stricke so locker, daß er mit Mühe gehen kann, nun treiben ihn die Weibchen mit Rüsselschlägen vorwärts und schleppen ihn mit, wenn er nicht gehen will, nach dem Stalle, der für ihn bereitet ist. Nach einigen Wochen ist er durch Güte, durch Schmeicheleien und durch Hunger gezähmt, lernt bald die Stimme des Meisters kennen und Worte verstehen. Auch hier ist bei den zahmen Weibchen die Intelligenz zu bewundern, mit welcher sie, wenn schon verrätherisch, ihren wilden Bruder verlocken und fangen helfen, sie werden zu verführerischen Sirenen ihrer Art. Zuweilen aber überwiegt bei den zahmen die Liebe zur Freiheit, sie gesellen sich zu den Heerden der wilden Elephanten, und gehen mit ihnen in die Wildnisse. Aber auch hier bleibt ihm sein Gedächtniß treu, wie folgendes Faktum beweist. Im Jahr 1765 fing der indische Fürst Kischun Maunik einen weiblichen Elephanten, den er etwa sechs Monate nachher einem angesehenen Manne schenkte. Im Jahr 1767 ließ dieser, nachdem er den Elephanten zwei Jahr zum Reiten gebraucht hatte, ihn laufen. Später fing man ihn wieder ein, allein er riß sich los und entkam wieder. Im Jahr 1782, also funfzehn Jahre nachher, wurde eine Heerde Elephanten eingefangen, und unter diesen erkannte man den losgerissenen Elephanten; man nannte ihn beim Namen, er hörte aufmerksam und tobte nicht wie die andern wilden Elephanten, die unaufhörlich um die Einfassung herum liefen, welche sie gefangen hielt. Achtzehn Tage kam er dem Ausgange niemals nahe, und man konnte ihn nicht fangen. Endlich kam sein voriger Eigenthümmer herbei, rief ihm mit Namen, worauf er sogleich an den Rand der Einfassung kam, und den Leuten Blätter aus der Hand nahm, er ließ sich schmeicheln und berühren. Nun ließ man ein zahmes Weibchen zu ihm; anfangs wollte er es nicht leiden, sondern zog sich unwillig zurück, als man ihm rief kam er wieder herbei, und war in wenigen Minuten mit dem zahmen Elephanten befreundet. Ein Wärter schlang ihm ein Seil um den Leib, und bestieg ihn, anfangs wollte er dieß nicht leiden, wurde aber bald zufrieden und that alles, was man ihm befahl, wie funfzehn Jahre früher. Er hatte also während der langen Zeit seiner Freiheit seinen Namen und den Sinn menschlicher Worte, die er vorher verstanden hatte, nicht vergessen.

Während eines Krieges in Ostindien, erzählt D'Obsonville, waren die Franzosen Zeuge einer sehr merkwürdigen Handlung eines Elephanten, der durch eine Kanonenkugel eine Fleischwunde erhalten hatte. Man führte ihn zwei bis dreimal in einen Spital, wo er sich ausstreckte um sich verbinden zu lassen, von da an ging er allein dahin. Der Wundarzt wandte alle Mittel an, die er für die Heilung dienlich hielt, und brannte ihm sogar die Wunde aus. Obschon das Thier durch Schmerz sehr viel litt, und während dem Operiren oft stöhnte, so äußerte er gegen den Wundarzt nie andere Empfindungen als Dankbarkeit, und wurde endlich wieder hergestellt.

In einem andern Kriege in Ostindien erhielt ein junger Elephant eine starke Kopfwunde, die ihn so toll und wüthend machte, daß man ihn unmöglich verbinden konnte. Wenn man sich ihm näherte, lief er wüthend davon, und jedermann mußte einige Schritte von ihm entfernt bleiben. Endlich gelang es dem Wärter des Elephanten, durch eine List, sich des Thieres zu bemächtigen. Er gab der Mutter dieses Elephanten, die ebenfalls bei der Armee war, durch Zeichen und Worte zu verstehen, was er wünsche, und diese ergriff ihr Junges mit dem Rüssel, und hielt es, obschon es gewaltig schrie, zur Erde nieder, bis der Wundarzt die Wunde verbunden hatte, und dieß wiederholte sie alle Tage, bis er völlig hergestellt war.

Philipp erzählt, in seiner Reise nach Ostindien, er habe gesehen, wie zu Goa Elephanten zum Schiffsbaue gebraucht werden, und dazu das nöthige Holz hinbrachten. Man wand um die Enden der schweren Lasten ein Seil, welches man dem Elephanten um den Rüssel wickelte, dieser zog sie nun ohne Führer nach dem Orte hin, wo das Schiff gebaut wurde, obschon man ihm denselben ein einziges Mal gezeigt hatte; wenn ihm dann andere Balken den Weg versperrten, so hob er seinen Balken in die Höhe und ließ ihn über den andern weg gleiten. Ein anderer Elephant legte solche Balken unter der Leitung eines Knaben, so geschickt auf einander, daß sie nicht herabfallen konnten.

Wenn die zahmen Elephanten die wilden fangen helfen, so suchen umgekehrt die wilden Pferde die zahmen anzulocken. So nähern sich die

in den amerikanischen Pampas herumstreifenden Pferdeheerden den zahmen Pferden, wiehern ihnen freudig entgegen, umgeben sie, und meist folgen die zahmen der Stimme der Freundschaft, und galoppiren mit ihnen davon.

Wilde Affen suchen in Gegenden, wo sie Gefangene ihrer Art antreffen, diese zu befreien, wovon folgendes ein merkwürdiges Beispiel ist.

Ein Beamter in Indien machte eine Reise und führte einen Affen mit sich, welcher wegen seinen Unarten beständig angebunden werden mußte. Eines Morgens bemerkte die Frau des Beamten, einen andern Affen derselben Art, welcher mit dem Gefangenen spielte. Lange koseten sie mit einander, und schienen zu plaudern, dann wollte der wilde Affe fort, und lud den andern ein ihm zu folgen. Da er sah, daß dieß nicht ging, kam er zurück, faßte ihn um den Hals und zog ihn fort, so weit die Kette es zuließ, da er bemerkte, daß es nicht weiter gehe, so faßte der fremde Affe die Kette und suchte sie zu zerreißen, da dieß nicht ging machten beide ganz klägliche Bewegungen, und schienen in Verzweiflung. Endlich entfernte sich der Fremde bei angehender Nacht. Am fogenden Morgen kamen zwei wilde Affen, und versuchten, natürlich umsonst, ihre Befreiungskünste. Am nächsten Tag erschienen gar vier oder fünf, und schienen sich über die Befreiung zu berathen, machten aber dabei so plumpe Versuche, daß das Leben des Gefangenen in Gefahr kam. Aus Mitleiden ließ man den Gefangenen frei, und nun war die Freude der wilden Affen ohne Gränzen, sie sprangen lustig um ihren Kameraden herum, und liefen mit ihm in die Wälder, ohne sich wieder sehen zu lassen. Wir sehen hier, wie Thiere eine eigene Sprache haben, womit sie sich ihre Bedürfnisse mittheilen, oder wie anders als durch Gestikulationen oder Töne konnte der wilde Affe seinen Kameraden die Lage des Gefangenen anzeigen, und sie zur Mithilfe auffordern? Ist diese Begebenheit wirklich wahr, so ist dieß gewiß ein wichtiges Beispiel der Mittheilungsfähigkeit der Thiere unter einander, welche wir aber auch bei andern Thierklassen, bei Vögeln und sogar bei Insekten, Bienen, Wespen, Ameisen bemerken.

Alle bisher angeführten Thatsachen beweisen unwidersprechlich, daß die Säugethiere beobachten, Erfahrungen machen, daraus Schlüsse ziehen und nach den Umständen handeln, und daß sie in dieser Hinsicht oben an im Thierreiche stehen. Daß ihre Fähigkeiten sich eben so gut, ja noch besser in der Gefangenschaft unter der Herrschaft der Menschen entwickeln und beobachten lassen.

Nun aber entsteht die Frage, welchen Organen ist diese Fähigkeit zuzuschreiben, wovon hängt die Möglichkeit der Entwickelung ab.

Sitz des Bewußtseyns.

Alle Physiologen sind darüber einig, daß nur im Gehirn Bewußtseyn, Empfindung, Denken, Wollen statt habe, und daß die Größe und Bildung des Gehirns die Handlungen, Leidenschaften und Neigungen der Thiere leite und bestimme, daß mithin kleineres Hirn auch geringere Intelligenz zur Folge habe. Dieser Satz schließt indeß nicht aus, daß Thiere, bei welchen wir kein eigentliches Hirn mehr finden, durchaus allen höhern geistigen Kräfte beraubt seien, und vielleicht das Nervensystem, welches man auch uneigentlich Hirn nennt, seine Stelle vertreten könnte. Die Handlungen vieler Insekten scheinen wirklich auf höhere Kräfte zu deuten, als die, welche man bloß Instinkt nennen könnte. Wir sprechen jetzt aber von diesen nicht, sondern nur von den Säugethieren. Bei diesen nun ist es offenbar, daß nur durch das Gehirn ihre höhern geistigen Kräfte hervorgebracht und geleitet werden, mithin je mehr Gehirn vorhanden ist, sollte auch die Intelligenz steigen. Allein dann sollte man auch glauben, daß gleichartig gebaute Gehirne auch gleich große Intelligenz begründen, dieß können wir aber nur zum Theil als richtig annehmen. Allerdings hat der Mensch in Hinsicht aller Verhältnisse das größte Gehirn, und diesem allein hat man jenes, was in uns denkt, handelt, will, was wir Seele nennen, zugeschrieben, aber was nun diese Seele sey, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß diese Seele im Leben nur durch das Gehirn wirken kann, und daß jede Verletzung des Gehirns die Seelenverrichtungen stört; daß das Gehirn aber eine gewisse Festigkeit haben muß, wenn es die Funktion der Seelenverrichtungen ausüben soll; daß also jede Intelligenz nur durch die Mitwirkung des Hirns statt hat. Nun ist das Gehirn der Säugethiere, wie das der Menschen gebildet, und so müssen wir annehmen, daß auch seine Verrichtung eine ähnliche sey. Daraus folgt, daß wir nicht berechtigt seyen den Menschen allein eine Seele zuzuschreiben, daß daher auch alle mit Gehirn begabten Thiere eine Seele haben können. Daß die Wahrnehmungen, Gedächtnißverhältnisse, Schlüsse, welche wir bei den Säugethieren in vorzüglichem Grade bemerken, dem besondern Bau ihres Gehirns zugeschrieben werden müssen, und daß der Grad der Intelligenz, welche jeder Gattung und Art eigen ist, in der Verschiedenheit des Hirnbaues liege, welche die Natur jeder zugetheilt hat. Schon das muß uns dahin leiten, daß wir beobachten, daß das, was wir Verstandsverwirrung nennen, auch bei Thieren in verschiedenem Grade vorkommt, und durch ähnliche Ursachen herbeigeführt wird. Furcht, Angst, Freude, Zorn bewirken beim Menschen eine Art Geistesverwirrung, welche wir bei mehrern unserer Hausthiere auch wahrnehmen. Es ist schon angeführt worden, daß die Furcht der Hunde und Pferde verwirrt mache, beim Affen Melancholie oder tiefe Traurigkeit erzeuge. Selbst auf gewisse Verzichtungen wirken diese Leidenschaften ähnlich. Man weiß, daß viele Menschen in der Furcht den Urin nicht halten können, oder unwillkührliche Darmausleerungen erleiden. Gerade dieselbe Wirkung auf die Schließmuskeln und Absönderungen bemerken wir auch an den Thieren, Hunde, Katzen, Affen lassen in der Angst Urin und Koth, und bei Hunden sieht man auch, daß viele bei übermäßiger Freude, wenn sie z. B. ihren Herrn eine Zeitlang nicht gesehen haben, den Urin gehen lassen. Wir sehen wirklich bleibende Verstandesverwirrung bei ihnen erfolgen, die oft lange anhält. So ist z. B. der Koller beim Pferde ein Verlust der Intelligenz, es hört nicht mehr mit offenen Ohren, es sieht nicht mit offenen Augen, es kennt seinen Herrn nicht mehr, hat sein Gedächtniß verloren. Die Wuth der Hunde ist einem Delirium zu vergleichen, wie er den Menschen in Krankheiten befällt. Anfangs kennt er noch den Ruf seines Meisters, und wenn er auch andere Menschen und Hunde beißt, so beißt er seinen Meister doch noch nicht, endlich aber kennt er auch ihn nicht mehr. Der Fuchs, gewöhnlich so menschenscheu, läuft, wenn er die Wuth bekommt, in die Dörfer und selbst in die Häuser, beißt Menschen und Thiere, fällt Hunde an, und hat alle Vorsicht vergessen; der wüthende Wolf kommt ebenfalls am Tage in die Dörfer und fällt Menschen und Thiere an. Alle diese Thiere sind in dem Zustand, in welchem ein wahnsinniger oder blödsinniger Mensch sich befindet. Nun aber entstehen Wahnsinn und Blödsinn, wie die Erfahrung lehrt, von Ursachen, welche im Hirn ihren Sitz haben, oder auf dasselbe wirken, wenn man schon diese nicht immer sichtlich nachweisen kann, und wir dürfen den Schluß ziehen, daß die veränderte Handlungsweise des Thieres ebenfalls von Ursachen herrühre, welche im Hirn ihren Sitz haben. Wenn der Mensch wahnsinnig oder blödsinnig ist, wenn er mehr oder minder Verstand und Fähigkeiten zeigt, so liegt die Ursache nicht darin, daß seine Seele unvollkommener ist, sondern darin, daß sein Gehirn, als das Organ, durch welches die Seele allein wirken kann, fehlerhaft ist. Die Ursache aber, warum das Thier nicht menschliche Empfindungen haben, nicht menschlich denken und handeln kann, liegt im Bau seines Seelenorgans. Man kann dieß wohl am besten mit einem Beispiel belegen. Die Elektricität ist bekannt eine allgemein anerkannte Kraft, welche auf das Pflanzen- und Thierreich großen Einfluß hat. Man kann nun die elektrische Maschine mit einem Organ vergleichen, eine solche Maschine aber ist bald besser, bald schlechter bearbeitet, und je nachdem ist auch ihre Wirkung schwächer oder stärker, aber niemand wird sagen die Elektricität sei bei einer vollkommenen Maschine eine stärkere. So ists mit dem Gehirn als Seelenorgan, sein Bau bestimmt die größere oder geringere Entwickelungsfähigkeit der Kräfte, welche durch dasselbe in Thätigkeit gesetzt werden sollen, die Kraft selbst scheint beim Menschen und Thier dieselbe, so wie sie beim neugebornen Kinde, beim Erwachsenen, beim Blödsinnigen, beim Wahnsinnigen dieselbe ist, so verschieden auch ihre Aeußerungen sind. Wenn wir daher die Handlungen der Menschen dem Einfluß der Seele zuschreiben, so können wir nicht anstehen auch den Thieren eine Seele zuzuschreiben. Aber die Gränzen zu bestimmen, wo die Seelenwirkung aufhört und der bloße Instinkt wirkt, das vermögen wir nicht. Immer stehen die Säugethiere mit ihrem sehr entwickelten Hirn oben an im Thierreich, und der Mensch nimmt den ersten Platz in dieser Hinsicht ein. Die Betrachtung des Kopfbaues, der nach dem Gehirn sich richtet, bietet uns wenig Aufschluß. Die Thiere, welche mit der höchsten Intelligenz begabt sind, haben einen sehr verschiedenartigen Kopf- und Hirnbau, wie die Affen, die Elephanten, die Hunde, Füchse, Wölfe, Seehunde u. s. w. Alle aber haben ein großes und entwickeltes Gehirn, und dieselben Theile im Innern, bald mehr, bald minder stark ausgebildet, aber welche Bestimmung

dieser oder jener Theil habe, das ist uns verborgen, und die Lehre des Herrn Gall, daß jeder Theil des Hirns der Sitz einer besondern Eigenschaft sei, wohl höchst wahrscheinlich, aber nicht zu erweisen. Nur der Satz ist möglichst erwiesen, daß je größer und zusammengesetzter das Gehirn sei, desto mehrere Fähigkeiten besitze ein Thier, wobei aber nicht bloß die absolute Größe des Hirnes, sondern auch sein Verhältniß zur übrigen Körpermasse, und vorzüglich auch zur Größe der Nerven mit in Betrachtung kommen muß. Was uns hierüber die menschliche Physiologie zeigt, können wir auch bei Thieren anwenden und beobachten. Das Leben der Thiere ist nicht an das Hirn gebunden, es gibt ja viele Thiere ohne Gehirn, aber das intellektuele, das geistige, das höhere thierische Leben hat seinen Sitz im Gehirn, nur durch Hirn ist Bewußtseyn möglich, nur dadurch wird der Wille wahrhaft zum freien Willen, er steigt aufwärts und ist nicht mehr bloßer Instinkt. Das Thier mit größerm Hirn ist nicht bloße Maschine, seine Handlungen haben nicht bloß das Gepräge der Gezwungenheit, sie richten sich nach den Umständen, sie bezwecken freiwillig herbeigeführte Thätigkeiten mit Bewußtseyn ausgeübt. Die Form des Gehirns ist allerdings verschieden bei den verschiedenen Thierarten, allein diese Verschiedenheiten scheinen im nähern Zusammenhang mit der übrigen körperlichen Bildung, besonders mit der Struktur der Sinneswerkzeuge, als mit den höhern geistigen Kräften zu stehen, daher bei sehr verschiedenem Hirnbau dennoch ähnliche Fähigkeiten bestehen können. Bei den Säugethieren sind immer dieselben Hirntheile vorhanden, aber in verschiedenen Verhältnissen und Beziehungen zu den Sinnen. Die Beschaffenheit der Verbindung des Geistigen mit der Organisation zu ergründen, bleibt aber wahrscheinlich immer ein eitles Beginnen, schon deßwegen, weil wir die Natur der Geistigen nicht kennen, nicht ergründen können. Sollte es aber auch möglich seyn, so wird immer eine vergleichende Geschichte der Bildung des Gehirns und seiner Verhältnisse zu den Nerven als Grundlage dienen müssen.

Die Triebe der Thiere lassen sich alle auf zwei Grundursachen zurückführen, die Erhaltung des eigenen Lebens, und die Fortpflanzung der Art. Auf diese beiden Bestrebungen beziehen sich alle ihre Handlungen, alle ihre Bestrebungen. In beiden Hinsichten wirken Instinkt und Intelligenz zusammen, und bei den Vögeln besonders entwickeln sich die Kunsttriebe.

Geselligkeit.

Viele Säugethiere leben einsam, und nur der Geschlechtstrieb führt beide Geschlechter auf kürzere oder längere Zeit zusammen, aber gleich nach der Begattung trennen sie sich wieder; geschlossene Ehen, die bei Vögeln so häufig vorkommen und häufig auf die ganze Lebensdauer Bezug haben, sind bei Säugethieren selten. Viele Säugethiere aber leben auch außer der Zeit gesellig, entweder nur in Familien oder in größern oder kleinern Truppen beisammen, doch ist auch diese Verbindung seltener bei ihnen als bei den Vögeln, und bezieht sich meist nur auf die von Pflanzen lebenden.

Die Gesellschaftlichkeit der Menschen ist Folge eines Triebes, eines natürlichen Bedürfnisses, welches ihn unwiderstehlich zur Aufsuchung seinesgleichen anspornt, und dieser Trieb zeigt sich bei allen, auch den rohesten Völkern, mit eben der Stärke, wie bei den civilisirtesten Nationen. Die Idee, daß der Naturmensch abgesondert und einsam leben sollte, beruht auf gar keiner Beobachtung, und wenn wir auch Beispiele genug haben, daß Menschen durch ein abgesondertes Leben Gott zu gefallen glaubten, so geschah dieses aus phantastischen und verkehrten Ideen, welche selbst nicht immer den Trieb beherrschen konnten, in die menschliche Gesellschaft zurück zu kehren. Der einzelne Mensch ist zu schwach, sich alle seine Bedürfnisse, und wären sie auch noch so gering, verschaffen zu können; es ist sein Bedürfniß sich mit andern Menschen zu verbinden, ihnen seine Ideen mitzutheilen und die ihrigen zu empfangen. Dieser blinde Trieb herrscht bei vielen Thieren die in der Freiheit leben ebenfalls, und Gesellschaftlichkeit ist ihnen Bedürfniß. Alles aber beweist, daß diese Gesellschaftlichkeit, weder Folge der Ueberlegung, noch der Gewohnheit bei ihnen ist. Wir bemerken davon selbst bei denjenigen keine Spur, welche in Hinsicht der intellektuelen Fähigkeiten auf einer weit höhern Stufe stehen, als andere. Ja die Gesellschaftlichkeit ist noch in höherm Grade bei vielen Thieren der niedern Klassen anzutreffen, als bei höhern, z. B. bei den Insekten aus der Abtheilung der Haut- und Netzflügler, wo sie bloß Folge des blinden Triebes ist. Bei den Säugethieren ist die Gesellschaftlichkeit nur sehr selten Folge der Erziehung und des Einflusses der Eltern auf ihre Jungen. Sie beruht bei diesen bloß auf der Befriedigung gegenseitiger Bedürfnisse, und erlöscht mit dem Aufhören dieser Bedürfnisse. Die Mutter, deren Brüste mit Milch angefüllt sind, empfindet Erleichterung durch das Saugen ihrer Jungen. Diese erweisen ihr durch das Saugen eine Wohlthat, diese Wohlthat wird von ihr durch die Sorge um eben diese Jungen belohnt und erzeugt die Liebe und Sorgfalt für diese. Hört dieß Bedürfniß gegenseitig auf, so verliert sich auch die gegenseitige Anhänglichkeit ganz, und die Mutter treibt ihre Jungen oft mit Grausamkeit von sich. Die Hauskatze z. B. ist äußerst zärtlich mit ihren Jungen, lernt sie Mäuse fangen, spielt mit ihnen, aber kaum sind sie entwöhnt, so beißt sie dieselben von sich, und knurrt, wenn sie sich ihr nähern wollen. Geselliger ist der Hund, dessen Jungen länger mit der Mutter bleiben. Die Raubthiere, welche mehr Schwierigkeit haben für sich und ihre Jungen genug Nahrung zu erhalten, sind anfangs sehr ängstlich für sie besorgt, und vertheidigen sie mit Lebensgefahr, allein bald vertreiben sie dieselben aus ihrer Nähe, weil die Nahrungssorgen keinen Nebenbuhler leiden, und wären es auch die eigenen Kinder. Der Hund ist eines von den wenigen Raubthieren, welches gesellig lebt, und der verwilderte Hund lebt allen Nachrichten zu Folge in Truppen, welche gemeinschaftlich auf die Jagd gehen und sogar selbst dem Menschen gefährlich werden können. Im Winter leben auch die Wölfe in Truppen und jagen gemeinschaftlich; fällt aber einer im Kampfe mit andern Thieren oder Menschen, oder wird hart verwundet, so fressen die andern ihn auf; auch der Jakal lebt in Gesellschaft, nie aber der Fuchs; ebenso wenig eine Katzenart. Wenn Thiere, welche gesellschaftlich leben, einsam erzogen werden, so bekommen sie leichter Anhänglichkeit an den Menschen. Friedrich Cuvier machte darüber mehrmals Beobachtungen. Junge Hunde wurden mit jungen Wölfen aufgezogen, und lebten zwar gesellig und friedlich mit ihnen, allein obgleich beide auf dieselbe Art behandelt wurden, so folgte der Hund seinem Triebe, der ihn dem Menschen zugesellt, und floh bald den Wolf, mit dem er gezwungen hatte leben müssen; der Wolf dagegen blieb dem Menschen fremd. Treuer halten die Hunde, welche mit Löwen erzogen wurden, sich an diese, beweisen aber zugleich dem Menschen die gewohnte Treue. Viele Thiere leben nur eine gewisse Zeit gesellig, aber der Geschlechtstrieb trennt die Gesellschaften, wie beim Hirsche. Bei manchen leben bloß die Weibchen gesellig beisammen; die Männchen, aber nur die ältern, leben dagegen einsam.

Es ist eine sehr wohlthätige Einrichtung der Natur, daß die Raubthiere nicht gesellig leben; wer würde einer Heerde Löwen oder Tigern widerstehen können; welche Verwüstungen müßten solche unter ihren Mitgeschöpfen anrichten, da sie einzeln schwer zu besiegen sind.

Die Ursachen der Geselligkeit der Thiere sind verschieden. Bei einigen ist es wirkliche Anhänglichkeit der einzelnen Individuen gegen einander, bei andern bilden sich Gesellschaften, um gewisse Zwecke zu erreichen. Bei den ersten kann die Liebe zur Gesellschaft zum wirklichen Schaden für sie gereichen, da diese zahlreichen Gesellschaften oft Mühe haben, ihre Nahrung zu finden, welche sie einzeln leicht erhalten könnten. Bei manchen ist das Gefühl der Schwäche des Einzelnen der Grund der Geselligkeit, da sie nur in Masse sich gehörig vertheidigen, oder Gefahren entgehen können. So sieht man auf unsern Alpen beim Angriff eines Bären alle Kühe zusammenlaufen, sich in eine Truppe sammeln und dem Bären die Hörner von allen Seiten entgegenstrecken, so daß er es nicht wagen darf, sie anzugreifen. Bei den Schafen scheint es ebenfalls das Gefühl der Schwäche zu seyn, welches sie zusammenhält. Sie haben einen Anführer, dem sie gedrängt folgen; wenn aber dieser in seiner Dummheit ins Feuer oder Wasser lauft, so laufen alle mit. Auch die Geselligkeit der Biber scheint ihren Grund darin zu haben, daß sie ihre bewundernswürdigen Gebäude nur durch Beihülfe vieler durch die vereinten Kräfte ausführen können, denn außer der Zeit, wo sie bauen, leben sie einsam oder paarweise. Die Murmelthiere leben familienweise beisammen, graben gemeinsam ihre Höhlen und tragen Gras ein, welches sie zum Winterbette brauchen. Es ist nicht das Vergnügen, sich zu sehen, was sie zusammenhält, sondern das Bedürfniß gegenseitiger Dienste. Auch bei den Antilopen scheint das Bedürfniß gegenseitiger Dienste die Gesellschaften zusammenzuhalten; diese bestehen vorzüglich darin, daß die einzelnen Thiere ihre Sicherheit nicht gehörig finden und nur die Sinne mehrerer die Gefahren verrathen, welche sie umringen. So scheint es sich z. B. mit den Gemsen zu verhalten, von denen man

behauptet, daß während die übrigen fressen, eines oder einige einen höhern Platz einnehmen, von wo aus sie die Gegend besser übersehen, den Feind eher wittern können. Diese Schildwachen werfen alle Augenblicke den Kopf in die Höhe, und sehen sich nach allen Seiten herum. Bemerkt eine etwas verdächtiges, so pfeift sie, und im Augenblick sind alle auf der Flucht. Sollte dieses Schildwachenstellen auch bloß eingebildet seyn, so ist die Geselligkeit der Gemse gewiß Folge des Gefühls, daß dadurch die Sicherheit der einzelnen befördert wird; jede Gemse für sich kann als Sinnbild der Wachsamkeit angesehen werden, und diese Wachsamkeit rettet sie aus den meisten Gefahren.

Von derselben Natur scheint die Ursache der Geselligkeit der Affen zu seyn. Diese Gesellschaften sind unter sich immer zänkisch, lärmend und unruhig, aber bei Gefahren halten sie zusammen, warnen sich gegenseitig und vertheidigen sich auch wohl gemeinsam. Wahrer Trieb zur Geselligkeit scheint die Truppen der Elephanten zusammenzubringen, da man sieht, wie die einzelnen Individuen Anhänglichkeit zu einander haben, und diese Anhänglichkeit bei zahmen Elephanten sich oft auf eine rührende Art äußert. So sah man, als Hans und Margaretha, die Elephanten aus der Menagerie des Statthalters, nach Paris geführt wurden und getrennt werden mußten, bei ihrer Wiederzusammenkunft beide ein Freudengeschrei ausstoßen und sich mit ihren Rüsseln unter allen Zeichen der Freundschaft gleichsam umarmen. In Afrika und Indien gehen die Elephanten meist in größern oder kleinern Truppen. Clapperton sah am Zsadsee in Afrika Truppen, die er zu zweihundert schätzte. Sie unterstützen sich gegenseitig in manchen Vorfallenheiten, warnen sich, sind aber dem Menschen und seiner Kultur schon ihrer Menge wegen verderblich. Denn man kann sich denken, welche Verwüstung eine Heerde nur von dreißig bis vierzig Elephanten auf bebauten Feldern anrichten können, nicht bloß durch das, was sie fressen, sondern mehr noch durch das, was sie mit ihren Füßen verderben. Ganze Dörfer in Zeilon wußten schon den Elephanten wegen verlassen werden.

Wahrer Trieb zur Geselligkeit, verbunden mit dem Gefühl des Erzielens größerer Sicherheit, scheint auch die verwilderten Pferde, die Heerden der Zebras, Quaggas, Dschiggetais und wilden Esel zusammenzuhalten. Die Pferde äußern große Anhänglichkeit zu einander; diejenigen eines Stalls kennen sich bald, begrüßen sich freudig durch Wiehern, und rufen sich. Wird ein paar Pferde getrennt, so bekommt das Einzelne bald Langeweile, und es gewöhnt sich nur allmälig allein zu seyn; in diesem Falle macht es wohl mit einem Ziegenbock, Schafe oder Hunde Freundschaft, und diese ungleichartigen Thiere vertreiben sich die Langeweile gegenseitig, und werden sehr anhänglich. Die wilden Pferde in den Pampas von Buenos-Ayres streifen in Heerden umher, und wiehern den zahmen freudig entgegen, um sie anzulocken mit ihnen zu gehen; diese beantworten den Ruf und eilen oft mit ihnen davon, wenn nicht Zaum und Gebiß sie abhält. Die Zebras und Quaggas in Afrika leben in Heerden, und zwar immer in der Nähe der Straußenheerden, da die feinen Sinne der beiden Arten von Thieren sich unterstützen. Den feinen Geruch des Zebras unterstützt das feine Gesicht der Strauße, welche ihrer Größe wegen die Gegend übersehen und bald die Flucht ergreifen, wenn sie Gefahr wittern. Sogleich eilen ihnen auch die Zebras oder Quaggas nach. Hier haben wir ein Beispiel von Associationen zwischen zwei Klassen von Thieren, wo das Bedürfniß sehr verschiedenartige Geschöpfe zusammengesellt.

Solche Heerden laufen aber nicht ohne Ordnung umher, sondern sie stehen unter einem Anführer, der dieselben leitet. Es ist meist das größte und stärkste Thier der ganzen Heerde, und erhält seinen Platz nur nach einem oder mehrern Kämpfen mit andern.

So werden die wilden Esel immer von einem Hengste angeführt, welcher voraus lauft, die Gegend auskundschaftet und die Heerde vor Gefahren benachrichtigt; kommt dieser Führer um, so zerstreut sich die Heerde und sucht sich an andere anzuhängen. Dieser Hengst ist immer ein altes Thier von ausgezeichneter Stärke; er hat seine Herrschaft erst erkämpfen müssen, indem er die andern Männchen, welche sich zu fühlen anfangen, von der Heerde weggejagt hat. Diese Kämpfe, die wir unter den Männchen verschiedener Säugethiere und Vögel vorgehen sehen, sind kein bloßes Spiel; die Natur erreicht dadurch den Zweck, daß nur die stärkern Thiere sich begatten können, die schwächern werden vertrieben, und dadurch die Art immer stark erhalten. Vorzüglich heftig sind diese Kämpfe unter den Wiederkauern, welche in der Vielweiberei leben: bei Hirschen, Antilopen, Ziegen, Stieren, bei denen der Geschlechtstrieb sehr stark ist und zur Eifersucht reizt. Aber auch bei andern Thieren findet man sie, z. B. bei den Seebären (Phoca ursina) und andern Seehunden, selbst bei der sonst trägen Rüsselphoke. Bei diesen Thieren hat jedes Männchen eine Anzahl Weibchen zum Gefolge, welche es mit der Eifersucht eines orientalischen Monarchen bewacht. In großen Schaaren liegen sie auf der Küste; kommt ein Männchen in das Gebiet des andern, so entsteht ein Krieg, und die Rivalen hauen sich unter gewaltigem Gebrülle furchtbare Wunden. Oft kommen sie bei ihren Kämpfen in das Gebiet eines dritten, und so entsteht ein allgemeiner Krieg, der sich über die Küste verbreitet. Die Ueberwundenen verlieren alle ihre Weiber, welche dem Sieger nachziehen. Bekannt sind die Kämpfe der männlichen Hirsche. Die jungen Hirsche gehen mit den Müttern und andern Weibchen in Truppen, sobald aber die Begattungszeit eintritt, so werden die jungen Männchen, welche sich zu fühlen anfangen, von den ältern weggejagt, und diese kämpfen nun unter sich. Der Stärkste behält den Kampfplatz, und hat sich sein Weibchen erkämpft. Merkwürdig ist dabei, daß die Kämpfenden sich besonders an den Geschlechtstheilen zu verletzen suchen.

Bei den grasfressenden Thieren ist es fast immer nur die Eifersucht, welche Kämpfe veranlaßt. Doch bemerkt man unter ihnen auch zuweilen Rangstreit. Einige sind zank- und herrschsüchtig, und suchen sich einen Rang zu erwerben, allein dieser Streit gibt sich bald, und das Recht des Stärkern behält die Oberhand. Nur neue Ankömmlinge stören den Frieden so lange, bis sie ihren Platz gefunden haben. Z. B. auf unsern Alpen ist die stärkste Kuh der Heerde immer die Anführerin, und diesen Platz hat sie sich durch Kampf mit andern erworben. Kommt eine neue Kuh zur Heerde, so muß sie mit allen kämpfen, sie unterwirft sich den Stärkern und beherrscht die Schwächern, und nur, wenn sie einmal ihren Platz hat, wird kein Streit mehr deßhalb entstehen. Kommen aber zwei Kühe von fast gleicher Stärke zusammen, so kämpfen sie so lange, bis eine die Herrschaft errungen hat. Die Kühe einer Heerde erkennen sich sehr gut, kommt daher eine Fremde dazu, so gibt es immer Streit. Jede Heerde behält daher ihren Platz und ihr Gebiet, und wenn die Umstände sie auf das Gebiet des andern führen, so entsteht immer Krieg, die Männchen greifen die andern Männchen, und die Weibchen die andern an, und wenn ein der Heerde fremdes Individuum, besonders ein Thier anderer Art durch Zufall unter die Truppe kommt, so kann es dem Tod nur durch schleunige Flucht entgehen. Z. B. ein Hund, darum ist es gefährlich Hunde mit auf die Alpen zu nehmen, sie werden von den Kühen gemeinschaftlich angegriffen und flüchten sich dann zu den Füßen ihren Herren, welche dadurch selbst in große Gefahr kommen können. Viele Thiere behaupten überhaupt ein gewisses Gebiet, in welchem sie kein anderes ihrer Art dulden. So unter den Säugethieren manche Affen, unter den Vögeln der Kukuk, die Nachtigall, viele Raubvögel u. s. w.

Buffon erzählt ein sonderbares Beispiel von Herrschaft, welche er bei einem Trupp Kaninchen bemerkt hatte. Er besaß ein sehr altes Kaninchenmännchen, welches vor Alter fast weiß war. Dieses beherrschte die ganze Schaar seiner Nachkommen mit unbeschränktem Willen. Gab es Streit unter den jungen Männchen, sey es wegen den Weibchen oder wegen der Nahrung, so durfte sich der Großvater nur zeigen, und der Streit hörte auf, und wenn das eine oder andere nicht gleich gehorchen wollte, so wurde es von ihm bestraft, und bekam mit den Vorderfüßen tüchtig Schläge. Diese Kaninchen waren gewohnt auf den Pfiff ihres Herrn sogleich herbei zu kommen. Sobald dieß Zeichen gegeben wurde, setzte sich der Alte sogleich an die Spitze der Schaar, und kam so zuerst zum Stalle, dann aber ließ er alle andern erst einziehen, und er selbst ging zuletzt.

Zuweilen aber bedarf es, besonders bei Thieren von wenig intellektuelen Fähigkeiten, nur einer geringen Veränderung der Umstände, um die Einigkeit oder Unterwerfung aufzuheben, indem sie einander nicht wieder erkennen. So sah man zwei Widder bei einer Heerde ganz friedlich mit einander leben, nun wurden sie geschoren, sie erkannten sich nicht mehr, griffen sich wüthend an, und der Streit wurde so lange fortgesetzt, bis der eine floh oder auf dem Platze blieb. Dieß zeigt, daß Thiere von so geringen Fähigkeiten bloß die äußere Gestalt unterscheiden, während Thiere von höhern Fähigkeiten sich unter allen Umständen erkennen. So hat man Beispiele, daß Hunde ihren Herrn selbst im Portrait erkannten, und sie in allen Kleidungen erkennen. Nicht so andere Thiere. In der Pariser Menagerie lebte ein amerikanischer Bisonochse, der sehr

böse gegen alle Menschen war, aber seinem Wärter, einem jungen Manne, aufs Wort gehorchte. Er durfte nur befehlen, so ging das Thier in seinen Stall oder aus demselben, und seine bloße Gegenwart brachte das furchtbare Thier zum Zittern oder zur Flucht. Eines Tags hatte der junge Mann ein neues, in Form und Farbe verschiedenes, Kleid angezogen, und trat nun so in den Stall, um seine gewöhnlichen Dienste zu verrichten. Der Bison sah ihn aufmerksam an, und stürzte dann wüthend auf ihn ein. Glücklicher Weise konnte er durch die Thüre entwischen, sonst wäre er unfehlbar umgebracht worden. Er vermuthete die Ursache dieser Veränderung, zog seinen alten Rock wieder an, wurde auch sogleich wieder erkannt, und der Ochse zeigte seine ganze Folgsamkeit, wie vorher. Die intellektuelen Fähigkeiten dieser Thiere gehen also nicht weiter als die äußere Form im Allgemeinen zu erkennen.

Auch beim Thiere entscheidet nicht immer die körperliche Kraft die Stelle, die es in der Gesellschaft seinesgleichen einnimmt, sondern es kann auch durch Muth und Beharrlichkeit seinen Zweck erreichen. Ein Cachemirziegenbock wurde mit drei andern größern und stärkern zusammengebracht, allein in kurzer Zeit spielte er den Meister unter ihnen, obschon er im ersten Kampfe ein Horn und damit den Vortheil verloren hatte, links und rechts zu stoßen, wie seine Nebenbuhler thaten. Aber er gerieth in solche Wuth und blieb so beharrlich in seiner Gegenwehr, daß er endlich die übrigen besiegte und so durch seine Beharrlichkeit erlangt hatte, was sonst nur die Stärke ihm hätte geben sollen, die besiegten Böcke folgten ihm allenthalben, wagten keinen Versuch mehr ihn anzugreifen, und bezeigten, als man sie einmal trennte, eine Unruhe, welche nicht eher aufhörte, bis sie wieder mit ihm vereinigt wurden.

Merkwürdig ist auch der Umstand, daß viele Thiere, welche in Gesellschaft leben, doch sich unter einander oft zanken und streiten, dann aber sich plötzlich wieder aussöhnen und gemeinsam gegen einen sich zeigenden Feind oder einen andern Trupp ihresgleichen sich vertheidigen. So die Affen, von denen die meisten Arten gesellig leben.

Einzelne Thiere, verschiedener Art, welche die Umstände zusammenführen, schließen zuweilen innige Freundschaft, ja auch solche, welche sonst friedlich gegen einander gesinnet sind. Hund und Katze sind bekanntlich keine Freunde und streiten mit einander, wo sie einander antreffen, aber sehr häufig sieht man, daß der Haushund mit der Hauskatze Freundschaft schließt, beide aus einer Schüssel fressen, beide auf einer Stelle schlafen und sich gegenseitig erwärmen. Zahme Marder leben oft mit Haushunden im besten Vernehmen, obschon sonst der Hund den Marder anfällt. Hierbei finden wir ein Bedürfniß bloßer Gesellschaftlichkeit, wobei weder der Fortpflanzungstrieb, noch die Sorge für die Jungen, oder das Gefühl nur durch Vereinigung gewisse Zwecke erreichen zu können, im Spiele ist. Das einzelne Thier fühlt Langeweile, welche durch die Gesellschaft verscheut wird. Geselligkeit scheint der einzige Grund der Vereinigung zu seyn. Der Trieb, welcher ein Pferd mit einem Ziegenbock oder Schaf, oder Hund vereinigt, ist ein rein geselliger. Das Pferd ist weit der stärkere Theil, es bedarf der Hilfe des andern nicht, aber es fühlt sich nun einmal in der Gesellschaft des andern glücklicher, und vermißt höchst ungern die Anwesenheit des andern. Es bekommt ebenso gut das, was wir Langeweile nennen, als wenn sein Nebenpferd von ihm getrennt wird. Die Freßlust vermindert sich, es stampft oft, wiehert seinen Spielkameraden entgegen. Dieser Zustand tritt jedoch nur in der Hausgenossenschaft ein, im wilden Zustand ist eine solche Freundschaft noch nie beobachtet worden. Man weiß zwar, daß der Jakal gerne in der Nähe des Tigers, der Pilote in der Nähe der Haifische lebt, aber hier scheinen ganz andere Beweggründe einzutreten als Freundschaft. Wenn zwei ungleiche Thiere mit einander erzogen werden, so ist es die Gewohnheit, welche sie an einander bindet, das Loos der Gefangenschaft, welches beiden zu Theil geworden, hat auch außerordentliche Bedürfnisse bei ihnen erweckt. Es ist schon angeführt worden und bekannt, daß man in Menagerien nicht selten Löwen mit Hunden erzieht und beide auf das freundschaftlichste mit einander leben. In diesem Fall bemerkt man, daß der Hund durch seine intellektuelen Fähigkeiten bald die Herrschaft erlangt. Angenommen beide seyen gleich alt, wenn sie zusammengebracht werden, so wächst der Hund schneller als der Löwe, entwickelt seine ohnehin größern Fähigkeiten ebenfalls schneller, und so beherrscht er den Löwen, und behält diese Herrschaft auch bei dem erwachsenen Löwen. Man sah, daß der Löwe nicht eher seine Nahrung berührte, bis der Hund sich satt gefressen, und sich durch das Knurren des Hundes abhalten ließ. So wie der Mensch durch seine geistige Ueberlegenheit den Löwen zum Gehorsam zwingen kann, so siegt auch hier die verhältnißmäßig größere Ueberlegenheit des Hundes über den Löwen.

Sehr merkwürdig in dieser Hinsicht ist die Geschichte eines Tigers, der mit einem Hunde Freundschaft schloß, und zwar unter ganz andern Umständen, als diese bei den Löwen statt haben, welche mit Hunden eingesperrt leben. Unter allen bekannten Raubthieren ist der Tiger, sowohl seiner Stärke, als auch seines unersättlichen Blutdurstes wegen das Furchtbarste, obgleich er ganz jung sehr gut gezähmt werden kann, und nie hat man gesehen, daß ein Tiger mit einem andern Thiere gesellig lebte, als in folgendem Beispiel. Ein Schiffskapitain kaufte einen Tiger, um ihn in eine Menagerie nach Europa zu bringen. Da die Hunde in Indien sehr häufig und wohlfeil sind, so wurde dieser Tiger mit solchen genährt. Sobald man einen solchen Hund zum Tiger einsperrte, fing dieser an mit ihm zu spielen, wie die Katze mit einer Maus, dann wurden seine Augen funkelnd, er bewegte den Schwanz hin und her, ergriff nun seine Beute im Nacken und trug sie herum, wobei die Zähne die Gefässe zerrissen, so daß er das Blut aussaugen konnte. Einst gab man ihm einen kleinen durch nichts ausgezeichneten Hund, der, sobald er seine Lage bemerkte, ein gewaltiges Geheul begann, und den Tiger wüthend anfiel, er sprang an ihm in die Höhe und biß ihm die Nase blutig. Nun hätte man denken sollen, der Tiger würde um so wüthender werden, allein der ohnmächtige Grimm des kleinen Thieres schien ihm Vergnügen zu machen, aller Zorn verschwand aus seinem Gesichte, und er fing an mit ihm zu spielen, ohne es zu verletzen. Bald legte er sich der Länge nach auf eine Seite, bald kauerte er sich sphinxartig hin, und wehrte mit der Pfote den erbitterten Hund ab, und so ging es fort, bis der letzte sich endlich müde getobt hatte. Nun fing seinerseits der Tiger an dem Hunde zu liebkosen, und bemühte sich durch tausend kleine Künste ihm Vertrauen einzuflößen, was ihm auch gelang. Bald darauf lagen beide neben einander und schliefen ruhig. Von diesem Augenblick an waren sie unzertrennliche Freunde. Die Tigerin (es war ein Weibchen) schien für das Hündchen die Zärtlichkeit einer Mutter gegen ihr Junges, und dieser seinerseits eine eben so starke Zuneigung zu fühlen. Man machte eine kleine Oeffnung in den Käfigt des Tigers, durch welche der Hund aus und eingehen konnte. Hielt man einen fremden Hund hin, so wurde die Tigerin unruhig und suchte ihn zu ergreifen, ließ man nun ihren Hund zu ihr, so schoß sie wüthend auf ihn, erkannte ihn aber bald, und schmeichelte ihm nun, statt ihn zu fassen. Ohnstreitig hätte dieses Verhältniß nicht eintreten können, wenn der Tiger in der Freiheit gelebt hätte. Er mochte in der Gefangenschaft Langeweile verspüren, und sich so bei ihm ein Bedürfniß zur Geselligkeit entwickeln, welches ihm sonst fremd geblieben wäre. Aber er zeigte gegen den Hund nur das Gefühl der Ueberlegenheit, und ließ sich durch ihn nicht beherrschen, wie jene Löwen.

Noch sonderbarer sind Freundschaften, welche Thiere verschiedener Klassen zu einander fassen. Man hat gesehen, wie eine Gans sich um die Freundschaft eines Hofhundes bewarb, und ihm, der sich anfangs gar nicht um sie bekümmerte, immer nachlief, bei ihm die Nacht zubrachte, und unzertrennlich von ihm wurde, bis er endlich auch seinerseits ihre Freundschaft erwiederte. Als der Hund starb, wollte die Gans den Stall desselben nicht mehr verlassen, und die Freundschaft auf den Nachfolger desselben übertragen, wurde aber von ihm todt gebissen.

Noch sonderbarer ist die Geschichte der Freundschaft eines Kranichs mit dem Bullochsen des Dorfes, in welchem beide lebten, welche uns Brăm in seiner Ornis erzählt. Der Kranich erscheint in dieser Geschichte als ein Thier von außerordentlich entwickelten intellektuelen Eigenschaften. Wir führen hier nur das an, was auf die sonderbare Gesellschaft und Freundschaft Bezug hat, und werden bei der allgemeinen Betrachtung der Triebe der Vögel, das Uebrige charakteristische anführen. Der Kranich hatte seine Gefährtin verloren, blieb aber äußerst zahm, menschenfreundlich und folgsam. Da erwählte er sich, vom unwiderstehlichen Triebe zur Gesellschaft getrieben, den Bullochsen des Gutes zum Freund, obschon er einen dümmern schwerlich hätte wählen können. Er besuchte den Ochsen oft im Stalle, stand ehrerbietig und ganz aufgerichtet neben ihm, wehrte ihm die Fliegen ab, antwortete mit seiner rauhen Stimme, wenn er brüllte, und gab sich alle Mühe ihn zu besänftigen, wenn er zornig war. Ging der Stier über den Hof, so ging der Kranich gewöhnlich zwei Schritte hinter ihm her, tanzte um ihn herum, machte ihm Verbeugungen, und benahm sich überhaupt so drollig, daß

man lachen mußte, wenn man ihn sah. Täglich zog er mit ihm auf die Weide, ging mit der ganzen Viehheerde, und kehrte Abends unter denselben Sprüngen mit der Heerde durch das ganze Dorf zurück. Der Stier zeigte seinerseits seine Erkenntlichkeit so gut, als ihm sein geringes Vermögen zuließ. Bei der Viehheerde vertrat der Kranich die Stelle des Hirtenhundes, trieb die Kühe, welche nicht nachfolgen wollten, mit Schnabelhieben vorwärts, und hatte sich die volle Herrschaft über alle erworben, der sie sich auch willig unterwarfen. Einst trieb er alles junge Vieh, welches nicht von der Weide nach Hause kehren wollte, ganz allein heim. Diese Freundschaft mit dem Bullen trieb er mehrere Jahre fort und trug sie auch auf seinen Nachfolger über. Es sind dieses sehr bemerkenswerthe Züge aus der Lebensgeschichte der Thiere, welche zu wichtigen Betrachtungen und Schlußfolgen Anlaß geben.

In Paris war eine Löwin in Gesellschaft eines Hundes gehalten und mit ihm erzogen worden. Der Hund starb, man gab ihr einen andern, den sie auch sogleich annahm und darüber den andern vergaß. Nun aber starb die Löwin ihrerseits, der Hund wollte die Wohnung nicht verlassen, welche er mit der Löwin getheilt hatte, doch nahm er noch Nahrung zu sich, allein er trauerte so sehr, daß er schon am zweiten Tage sehr schwach war, am dritten nahm er keine Nahrung mehr, und starb am siebenten.

Ein Reh wurde sehr jung eingefangen und von einer Dame den ganzen Sommer durch sorgfältig gewartet, dadurch bekam es eine solche Anhänglichkeit, daß es sich von ihr nie trennte, es folgte ihr allenthalben nach, und war durchaus nicht scheu, wenn sie da war. Im Herbst konnte man es nicht mehr auf dem Lande lassen, und brachte es in die Stadt, wo man es mit einer jungen Ziege in einen Garten einschloß. Den ersten Tag blieb es immer an einer Stelle und fraß nichts, den zweiten nahm es einige Nahrung, am dritten wurde es von der Dame besucht, und überhäufte dieselbe mit seinen Schmeicheleien, allein sobald sie es wieder verließ, wurde es traurig, fraß nichts mehr und starb bald.

Beispiele von Hunden, die aus Trauer wegen dem Verlust ihrer Herren starben, sind nicht selten, und zu bekannt, als daß sie angeführt werden müßten. Auch von Elephanten erzählt man ähnliches, und unsere Hausthiere haben fast alle einen starken Geselligkeitstrieb, ohne welchen man sie auch nicht hätte zähmen können.

Viele Säugethiere leben durchaus einsam und friedlich gegen ihresgleichen, aber der allmächtige Geschlechtstrieb bildet auch bei diesen, wenn auch nur kurz dauernde Gesellschaften. Von diesen müssen wir auch noch sprechen.

Geschlossene Ehen, kann man wirklich solche Vereinigungen auch bei Thieren heißen, wo die beiden Gatten das ganze Leben durch beisammen bleiben. Solche findet man sehr häufig bei Vögeln, sehr selten bei Säugethieren, wie z. B. beim Reh; Männchen und Weibchen leben unzertrennlich beisammen und sind meist Geschwister. Das Männchen ist seinem Weibchen gewöhnlich getreu, und trennt sich nie von ihm. Nur zur Geburtszeit entfernt sie sich für kurze Zeit und bleibt etwa acht Tage getrennt. Nach dieser Zeit sucht sie den Gatten auf und führt ihm freudig ihre Jungen zu. Diese blöcken ihn an, und die Mutter macht dem Vater allerlei Liebkosungen. Von diesem Augenblick an trägt auch der Vater die größte Sorge für seine Kinder, welche nun beide Gatten theilen. Wird ein Bock weggeschossen, so gesellt sich die Ricke, wie sie in der Jägersprache heißt, oft zu einem andern Bock, wo dann dieser mit zwei Weibchen friedlich beisammen lebt.

Bei den meisten übrigen Säugethieren dauert das Beisammenleben der beiden Gatten nur kurze Zeit, und nur höchstens bis zur Geburt der Jungen. Doch sieht man Löwe und Löwin, Tiger und Tigerin, Wolf und Wölfin oft lange beisammen, und es mögen sich die einmal Gepaarten öfters wieder finden, aber beständig dauert die Gesellschaft nicht. Bei sehr vielen hat nur eine augenblickliche Vereinigung statt, nach welcher sich beide Geschlechter wieder ganz fremd werden. Ja der Hamster beißt gleich nach der Begattung seine Gefährtin wieder von sich, und geht sie nicht, so frißt wohl eines das andere auf. Bei noch andern in Familien und Gesellschaften lebenden Thieren leben Männchen und Weibchen ohne Unterschied beisammen und trennen sich das ganze Jahr nicht, z. B. Kaninchen, Murmelthiere, Schafe. Aber weit häufiger trennt die Eifersucht die Gesellschaften, wenigstens so lange der Geschlechtstrieb dauert, und bei manchen Arten leben auch bei geselligen Thieren alte Männchen einsam.

Im Punkte der geschlossenen Ehen sind also die Säugethiere gar sehr von den Vögeln verschieden, wo wir sie am häufigsten und für das ganze Leben geschlossen antreffen, wie bei den Tauben, Staaren, Schwalben, Störchen u. s. w.

Nur wo geschlossene Ehen sind, nimmt auch das Männchen an der Erziehung der Jungen Antheil, wie beim Reh, außer dem bekümmern sich die Männchen weiter gar nicht um ihre Nachkommenschaft, und überlassen diese Sorge allein den Weibchen. Ja häufig tödten sogar die Männchen ihre Jungen, wenn sie dieselben in den ersten Tagen finden, daher das Weibchen sein Wochenbett sorgfältig verbirgt.

Ohne den Trieb zur Gesellschaft, wäre es nicht möglich gewesen uns Hausthiere zuziehen. Ihre Unterwerfung fällt in einen Zeitpunkt, wo der Mensch in der Kultur noch sehr zurück war, und die Zähmung gewisser Hausthiere, war die erste Stufe zur Civilisation. Einmal gezähmt helfen die Hausthiere am besten zur Civilisation mit, indem sie uns mitarbeiten helfen, unsere Nahrungssorgen vermindern, unsere Bedürfnisse in mancher Hinsicht befriedigen. Demnach muß die Zähmung mancher Hausthiere ins höchste Alterthum, in die Kindheit des Menschengeschlechts fallen. Schon in den ältesten Zeiten, bis wo hinauf die Geschichte reicht, gab es Hirten, also auch Heerden von Hausthieren. Wenn wir der Bibel glauben wollen, so war schon Abel, der Sohn Adams, ein Schafhirt, allein es mußten doch viele Jahre vergehen, ehe die Thiere Hausthiere wurden. Zwar ist die Neigung vieler Thiere sich dem Menschen zuzugesellen groß, aber dennoch bedurfte es einer sehr langen Zeit, ehe die Thiere denjenigen Grad der Zähmung annahmen, den sie jetzt haben. Wenn wir den alten Schriftstellern Glauben beimessen können, so sind viele Thiere jetzt zahmer als sie es in den frühesten Zeiten waren, und ihre Zähmung bedurfte vieler Generationen, welche sich in der Hausgenossenschaft fortpflanzten, und erst nach und nach durch die beständige Pflege der Menschen von dem zartesten Alter an, schmiegten sie sich ganz unter den Willen desselben. Die gänzliche Zähmung gelang bei einigen nur durch künstliche Mittel, durch welche ihre Kraft gebrochen wurde. Die unbändigen Männchen mehrerer Arten wurden einer Operation unterworfen, durch welche ihre Kraft und ihr Trotz gebrochen wurde, nämlich die Kastration. Erst lange Zähmung und Behandlung machte sie immer nützlicher. Die Milch mehrerer Hausthiere wurde bald als ein wichtiges Nahrungsmittel für den Menschen anerkannt, aber man mußte erst den menschlichen Verstand anwenden um sie in dem Masse zu gewinnen, daß sie den großen Nutzen stiftet, den wir durch sie erzielen. Die Milch hat ursprünglich ihren Zweck, nur für die erste Nahrung des jungen Säugethiers zu dienen, sobald dasselbe sich von anderer Nahrung erhalten kann, hört ihre Absönderung auf. Das Thier erzeugt auch in der Regel nicht mehr als zur Nahrung des oder der Jungen nöthig ist. Gäben daher die Kuh, die Ziege, das Kameel nicht mehr Milch, so wäre der Nutzen, den wir von ihnen ziehen, bei weitem geringer. Allein der Mensch hat durch künstliche fortgesetzte Reizung diese Absönderung habituel gemacht, und diese Sonderbarkeit hat sich fortgepflanzt, sobald die Kuh oder Ziege wieder trächtig ist, so gibt sie mehr oder minder reichlich Milch. Aristoteles sagt, man könne die Milch durch eine künstlich erregte Entzündung der Euter hervorbringen. Wenn man bei Ziegen, die nicht trächtig sind, die Euter mit Nesseln stark reibe und dadurch Schmerz verursache, so geben solche Ziegen Milch, anfangs mit Blut vermischt, dann mit Eiter, dann aber sei später die Absönderung der Milch ganz rein und ebenso reichlich als bei trächtigen Ziegen. Melkt man Kühe oder Ziegen nicht, so wird die Milchabsönderung immer gering bleiben, und in fortgesetzten Generationen nur für die Nahrung des Jungen in hinreichender Menge sich absöndern. Daher kann man in Südamerika, wo die Kühe zu vielen tausenden weiden, oft kein Glas Milch bekommen, während die Kühe auf unsern Alpen so reichlich damit versehen sind. Die Thibetanischen und Angora-Ziegen, welche man auf die Schweizerischen Alpen verpflanzen wollte, geben ebenfalls keine Milch, und dieß hinderte gar sehr ihre Einführung, da der Nutzen, den ihre feine Wolle abwirft, doch nicht sehr großen Ertrag liefert, so theuer sie auch ist.

Einfluß der Zähmung der Stammrassen.

Wir können es als einen ganz ausgemachten Satz ansehen, daß alle Thiere, welche in der freien Natur leben, sich gleich bleiben, und in den Generationen kein merklicher Unterschied statt findet. Nur etwa die

Farbe verändert sich, da viele Säugethiere und Vögel dem Albinismus ausgesetzt sind, also weiß werden. Allein sobald die Thiere unter die Herrschaft der Menschen kommen, so verändern sie bald Farbe und Gestalt. Die Ursachen sind sehr klar, durch den Menschen werden diese Thiere in andere Klimate versetzt, erhalten eine ganz andere Nahrung und kommen überhaupt in andere Verhältnisse. Selbst unter den wild lebenden Thieren, welche sehr weit verbreitet sind, gibt es klimatische Varietäten. Diese Veränderungen, die wir ebensowohl bei den Pflanzen wahrnehmen, welche der Kultur unterworfen wurden, beziehen sich nicht bloß auf die Farbe, sondern auch auf Größe und Gestalt, so daß es oft unmöglich ist anzugeben, wie einst die natürliche Gestaltung war. Daher eben können wir die Urrassen nicht mehr auffinden, wir erkennen sie nicht mehr, und man kann gar nicht sagen, ob vielleicht mehr als eine Urrasse vorhanden war. Welch ein Unterschied zwischen einem englischen Kohlenpferd und einem arabischen edlen Pferde, und zwischen diesen und einem Kosakenpferde, zwischen der Kaschemirziege und der egyptischen mit hängenden Ohren u. s. w. Aber dieser Unterschied ist lange nicht so groß, nicht so auffallend, als zwischen den verschiedenen Hunderassen. Dieses läßt sich zum Theil dadurch erklären, daß kein einziges Thier, außer diesem, die ganze Erde bewohnt. Der Hund ist der älteste, der bewährteste Freund der Menschen, er wanderte mit ihm von einem Pole zum andern, nährt sich bald bloß von Vegetabilien, bald nur von Fleisch. Das brennende Klima Afrika's mußte auf ihn ganz anders einwirken, als das furchtbar kalte Grönland. Der afrikanische Hund, plötzlich nach Grönland versetzt, müßte vor Kälte umkommen, und der Grönländische in Afrika vor Hitze. Der Uebergang muß allmälig geschehen. Der Mensch kann durch Kleidung in jedem Klima sich schützen; der Hund hat nur seine natürliche Kleidung, welche aber das Klima ändert. Bei jedem andern Thiere, würde der Systematiker ohne Bedenken sagen, es gebe eine Menge Arten, aber da bei den Hunderassen die Uebergänge von einer zur andern sich finden, und alle Hunde unter einander sich fruchtbar begatten, so kann man dieß bei dieser Art nicht so nehmen, durch die Kreuzung aller dieser Rassen, entstehen immer wieder neue. Dieß hat jedoch bestimmte Grenzen.

Es ist sehr wahrscheinlich, und man kann dieß aus Beschreibungen und Abbildungen auf alten Monumenten abnehmen, daß die alten weniger Rassen hatten. Sie hatten einen Haushund, einen Jagdhund, einen Hirtenhund, der aber von dem unsrigen verschieden war, und das kleine Malteserhündchen. Es scheint sogar, daß die intellektuelen Fähigkeiten dieser Hunde weniger entwickelt waren. Der Wachtelhund, der Spürhund, der spanische Hund und der Pudel, welche Rassen die ausgezeichnetesten Eigenschaften besitzen, scheinen ihnen unbekannt gewesen zu seyn, und neu entstandene Varietäten.

Höchst merkwürdig ist die Bemerkung, welche mehrere Reisende in Amerika bestätigt haben, daß nämlich daselbst viele Hunde verwildert sind, welche in Schaaren beisammen leben. Die Rassen sind dieselben geblieben, aber diese wilden Hunde sollen, selbst jung eingefangen, unzähmbar seyn. Sollte diese Beobachtung richtig seyn, so macht sie das Räthsel, an dessen Auflösung schon so viele studirten, unauflösbar. Das nämlich, wie der Hund sich dann zum Menschen gesellte, ob ursprünglich nur eine oder mehrere Hunderassen waren und welche. Ob Vermischungen mit dem Wolf, dem Jakel, dem Fuchs oder gar der Hyäne vorgegangen und dadurch Rassen entstanden seyen.

Diese Beispiele von Veränderungen sind auch deßhalb für den Naturforscher von großer Bedeutung, weil wir unter den sogenannten fossilen Thieren solche finden, welche den jetzt lebenden so sehr ähnlich sind, daß es räthselhaft ist, ob sie nicht unserer Schöpfung angehört haben und ausgerottet worden sind, so das fossile Pferd, der fossile Elephant, die Höhlenhyäne, der Höhlenbär und überhaupt die in den Höhlen aufgefundenen Thierreste, welche ganz unbezweifelt einer spätern Schöpfung angehören, als andere aufgefundene Ueberreste von Säugethieren, deren Lage uns auf frühere Revolutionen der Erde hinweist, und deren Bau gar sehr von dem der jetzt lebenden abweicht, und das Bild einer ganz eigenen Schöpfung, welche mit der jetzigen wenig Aehnlichkeit hatte, und in welcher der Mensch noch nicht lebte, darstellt.

Ueber die Urrassen unserer Hausthiere sind die Meinungen von jeher sehr verschieden gewesen. Ohne weiter zu zweifeln hielt man lange den Auerochsen für das Stammthier unsers Rindviehes, die Bezoarziege für den Stammvater der Hausziege, der Argali oder Mufflon für den des Schafes, den wilden Esel für den des zahmen, die wilde Katze für den der Hauskatze und so auch das wilde Schwein. Aber nirgends waren Beweise dafür aufzufinden, welche nur mit einiger Sicherheit auf diesen Ursprung bei allen hindeuteten. Ziemlich erwiesen ist diese Annahme von der Ziege, vom Esel, vom wilden Schwein; weniger wahrscheinlich vom Schaf, und noch unwahrscheinlicher vom Rindvieh und der Hauskatze, da bei beiden anatomische Verschiedenheiten obwalten, welche es beinahe zur Gewißheit bringen, daß wir andere Stammeltern aufsuchen müssen. Diese glaubt Herr Cuvier wirklich gefunden zu haben, vom Rindvieh im Ochsen von Silhet, und bei der Katze in der egyptischen wilden Katze.

Geben wir der Bibel in Hinsicht der Geschichte der Menschheit eine Deutung, welche wir wollen, so scheint soviel gewiß, daß die ersten Zähmungen der Säugethiere im Oriente statt fanden, da die Civilisation, welche mit der Geschichte der Hausthiere so innig verbunden ist, von daher ausging und von keinem andern Welttheil. Der Elephant, das Kameel, das Dromedar, der wilde Esel, die Bezoarziege, der Ochse von Silhet, der Büffel sind sämmtlich asiatische Thiere, und was von diesen in andere Erdtheile verbreitet wurde, kam von Asien her, Afrika lieferte bloß seinen Elephanten und Amerika gar kein Thier, welches früher als das Land selbst bekannt gewesen wäre. Von Asien aus sind die Hausthiere nach Afrika und Europa gewandert, und ein Hauptbeweis, daß Amerika den Alten nicht bekannt war, ist eben der gänzliche Mangel aller dieser Hausthiere, von denen man bei der Entdeckung keines vorfand, obschon sie jetzt dort alle gedeihen, während Lama und Pakos, in Europa noch nicht gedeihen wollten. Wäre Amerika von Asien aus bevölkert worden, die Hausthiere wären gewiß mitgewandert. Nur der Hund fand sich auch da, aber es ist wahrscheinlich, daß es eine andere Rasse war, als die asiatisch afrikanisch europäischen Rassen; so wie auch der Hund von Neuholland als eine ganz eigene Art angesehen werden muß, die in mancher Hinsicht dem Hund der alten Welt weit nachsteht, und gleichsam das Gepräge des Landes hat, in welchem er lebt. Er scheint gegen unsere intellektuelen Rassen in demselben Verhältniß zu stehen, wie der Neuholländer als Mensch mit den civilisirten Menschen. Als eine Art von Hausthier, wovon wir aber keinen weitern Nutzen haben, als das Vergnügen, welches uns das muntere Thierchen selbst gewährt, haben wir aus Amerika nur das Meerschweinchen erhalten, welches sich aber, besonders in Hinsicht der Farben, und der äußern Bildung schon so sehr verändert hat, daß man nur mit Mühe seine Abstammung von dem in Brasilien frei lebenden Thiere erkennt, und nicht mehr erkennen würde, wenn wir es nicht wüßten, wann und woher es nach Europa gebracht worden wäre.

Mit ziemlicher Gewißheit können wir folgendes annehmen, daß das wilde Kaninchen Stammvater der zahmen, das wilde Schwein, der wilde Esel, der wilde asiatische Büffel, der wilde Elephant, das wilde Rennthier Stammrassen der Hausthiere dieses Namens seyen, welche nach und nach durch viele Generationen, durch Versetzung in andere Klimate, durch Befriedigung ihrer Bedürfnisse, durch Gewohnheit u. s. w. ihre jetzige Gestaltung und Veränderung angenommen haben. Ihre Stammeltern finden sich immer noch wild. Schon etwas weniger gewiß, aber doch sehr wahrscheinlich, ist die Abstammung der Ziege von der Bezoarziege. Daß Pferd und Kameel auch von wilden Rassen der Art abstammen, ist wohl gewiß, aber ungewiß, ob diese noch vorhanden sind, oder ob nicht vielmehr die jetzigen wilden Pferde und wilden Kameele nicht bloß verwildert sind. Allerdings weisen Pennant, Pallas, Gmelin, den wilden Pferdestamm noch in den mongolischen Steppen nach, allein andere, wie z. B. Cuvier halten diese nur für Abkömmlinge gezähmter Pferde im freien Zustande. Nach der Beschreibung der sogenannten wilden asiatischen Pferde sollen sie, nach unsern Begriffen von Pferdeschönheit, struppige, häßliche Thiere seyn, und den schlechtesten zahmen Pferden nachstehen, jedoch soll ihre Farbe beständig mausefahl seyn. Umgekehrt dagegen wird der wilde Esel als ein schönes, flinkes, edles Thier beschrieben; es wäre daher sehr sonderbar, wenn das zahme Pferd durch die Zähmung an Schönheit und Stärke so sehr gewonnen, der Esel dagegen so sehr verloren hätte. Beide sind fast gleich weit mit dem Menschen gewandert und in die verschiedenen Klimate gebracht worden. Kalte Klimate scheinen die Pferde verschlechtert, warme verschönert und veredelt zu haben. Die Pferde in Island, Norwegen und im nördlichen Asien sind klein und schlecht, obschon die letzten sehr ausdaurend sind. Die englischen, auf welche besondere Sorgfalt verwendet wird, sind schön und edel, aber in manchen Hinsichten stehen sie hinter den spanischen,

türkiſchen, perſiſchen und arabiſchen Pferden. Wenn die aſiatiſch wilden Pferde ſchlechtes Ausſehen haben, ſo kommt es daher, daß auch die dortigen zahmen oder vielmehr halb gezähmten, ſchlecht und unanſehnlich ſind. Die amerikaniſchen verwilderten Pferde dagegen ſind meiſt ſchön und verrathen ihre andaluſiſche Abkunft, und die in den nordamerikaniſchen Präirien vorhandenen wilden Pferde ſollen ebenfalls zum Theil ſchön ſeyn, je nach ihren Stammraſſen. Was aber merkwürdig iſt, ſie haben dieſelben verſchiedenen Farben, weiß, ſchwarz, gelb, wie die zahmen Pferde, beibehalten.

In einer frühern Schöpfung lebten Pferde und Eſel, wie Cuvier, Hermann von Meyer und Kaup genügend dargethan haben. Jenes foſſile Pferd war von der Größe eines mittlern Pferdes, der foſſile Eſel dagegen kleiner als der jetzt lebende. So ähnlich auch die Zähne der lebenden und der untergangenen Arten ſind, ſo können ſie nach der genaueſten Unterſuchung nicht die Stammraſſen des jetzigen Pferdes und Eſels ſeyn, da ihr Bau zu verſchieden war. Sie bildeten eine Mittelgattung zwiſchen Pferd und Paleotherium (einem andern untergangenen Säugethier). Reiſende in Aſien erzählen viel von Pferden, welche im Ausſehen dem Eſel ſich nähern, und gegen China hin ſehr zahlreich ſeyen, Gerard ſah im Jahr 1829 am Himalaja in einer Höhe von 17,700 Fuß Schaaren wilder Pferde, welche nicht ſelten den Reiſenden ſehr nahe kamen, immer jedoch wieder davon galoppirten, ehe auf ſie geſchoſſen werden konnte. Nach mehrern Angaben ſoll Thibet das wahre Vaterland des wilden Eſels ſeyn; man hat ihn auch auf den Gebirgen des Taurus in Nieder-Kurdiſtan, und auf den Gebirgen, welche Perſien von Afghaniſtan trennen, gefunden. Er iſt auch auf den Monumenten der Alten oft abgebildet. Es ſey eine Zwiſchenart von Pferd- und Maulthier. Die Farbe ſey geſprenkelt (alſo nicht der Halbeſel Dſchiggetai). Heber ſagt, in Kalkuta halte man eine Eſelsart, deren Stammraſſe auf dem Cap der guten Hoffnung zu Hauſe ſey, ein ſtarkes gut gebautes Thier, mit ſchönen Augen, und graziöſem Gang; ſein Fell ſey hell und dunkelbraun.

Alle dieſe Thiere können alſo wohl nicht Stammraſſe des zahmen Pferdes ſeyn. Dieſes Thier iſt aber ungeachtet ſeiner Schnelligkeit und Stärke wohl eines der älteſten Hausthiere, und ſchon die älteſten Bücher erwähnen der Reiterei. Die Perſer, die Juden und andere Völker Aſiens, ſo wie auch die Römer kannten die verſchiedenen Baſtarde von Pferd und Eſel ſehr gut. Die Römer unterſchieden vier Pferderaſſen, die Afrikaniſche, Apuliſche, Theſſaliſche und Siziliſche. Sie kannten den wilden Eſel unter dem Namen Onager, das Zebra und den Dſchiggetai, und wenn man Abbildungen trauen darf, ſo kannten ſie auch eine Art, welche zwiſchen dem Dſchiggetai und Quagga ſtund, und jetzt von der Erde verſchwunden iſt.

Bis auf unſere Zeiten nahmen die Naturforſcher den Auerochſen als den Stammvater des Hausochſen an. Allein aus anatomiſchen und andern Gründen zeigte Cuvier, daß dieſe Abſtammung nicht richtig ſey. Die Stirne des gemeinen Ochſen iſt flach, eher etwas concav, die des Auerochſen aber gewölbt. Der Auerochs war ſchon dem Ariſtoteles bekannt. Seneka und Plinius erwähnen beſtimmt zweier Ochſenarten in Europa, von welchen ſich die eine durch eine wollige Mähne, die andere durch die Größe ihrer Hörner und durch ihre Stärke und Schnelligkeit auszeichnete. Cäſar beſchreibt den Auerochſen als einen Bewohner des herzyniſchen Waldes. Nach Ariſtoteles und Pauſanias war der Auerochſe auch in Päonien einheimiſch. In frühern Zeiten war er auch in den Wäldern der Ardennen, der Vogeſen und der Pyrenäen, und vielleicht auch in der Schweiz einheimiſch. In Preußen erhielt er ſich lange, namentlich in den Wäldern, welche an Polen und Lithauen grenzen, und noch im Jahr 1739 ſandte der König von Preußen einen Auer nach Lithauen, und ein ſolcher in der Menagerie zu Schönbrunn ſoll aus Siebenburgen dahin gekommen ſeyn. In Polen gab es Auer bis zum Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts, und in der Nähe von Warſchau und Zamosk waren zahlreiche Heerden dieſer Ochſen. Auch in Sibirien ſoll es Auer geben? In Europa kommen ſie aber nur noch im Walde von Bialowizka vor, wo ſie unter menſchlicher Obhut noch ſicher ſind; ihre Zahl beſchränkte ſich aber nach der letzten polniſchen Revolution nur noch auf 657 Stücke; auch am Kaucaſus ſoll er noch leben. Wenn unſer Hausochſe vom Auerochſen abſtammen ſollte, ſo wäre es wohl dieſer Kaucaſiſche, der die Stammraſſe geliefert hätte. Auf jeden Fall gehört der Hausochſe zu den älteſten Hausthieren, und es iſt beinahe erwieſen, daß er nicht von dieſem Auerochſen ſtammt.

Es lebte aber in frühern Zeiten noch eine andere Ochſenart in Europa, welche viel eher als die Urraſſe angeſehen werden könnte. In Indien iſt in dieſem Jahrhundert erſt eine wilde Ochſenart entdeckt worden, welche ſich leicht zähmen laſſen ſoll, und unſerm Hausochſen in allem, beſonders auch der hängenden Halshaut, ſehr ähnlich ſieht, und dieſer möchte wohl noch am erſten als ſolcher angeſehen werden können. Der andere, der dafür gehalten werden könnte, iſt ausgeſtorben, ohne daß man den Zeitpunkt angeben kann. Aus dem Niebelungen-Lied hat man entnehmen wollen, daß die alten Deutſchen dieſen Ochſen Wiſent genannt haben, denn in dieſem Lied wird der Wiſent wohl vom Auerochſen unterſchieden, indem es heißt vom ſtarken Sivrit: „darnach ſchluch er ſchiere einen Wiſent und einen Elk, und ſtarker Ure viere.“ Hamilton Smith ſagt in ſeiner Ueberſetzung von Cuvier, es habe in England und Schottland einſt wilde Ochſen gegeben, welche vom Auer verſchieden geweſen ſeyen, nämlich den weißen Urus. Er war klein, und früher in den Wäldern von Südſchottland und England bekannt. Wenn er in dieſen Wäldern ausgerottet worden ſey, iſt unbekannt. Vor der Reformation wurden die Ueberreſte noch in Parks gehalten, und nachher an andere Stellen gebracht. Jene im Park von Burton Conſtable ſtarben in der Mitte des letzten Jahrhunderts an einer Krankheit aus. Jetzt ſind deren noch zu Chillingham Caſtle, dem Beſitzthum des Grafen von Berwick, und an einigen andern Orten vorhanden. Ihre Sitten ſind von denen der Hausochſen verſchieden. Sie ſind faſt ganz weiß; das Maul ſchwarz; das Ohr zum Theil roth; die Hörner haben ſchwarze Enden, ſind von feiner Textur und wie in foſſilen Schädeln abwärts gerichtet. In einem alten Gemälde, welches Hamilton Smith in Augsburg ſah, und aus dem erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts herrühren mag, iſt ein ſolcher Ochſe abgebildet. Beide Arten waren alſo einſt einheimiſch. Dieſen Ochſenarten gehören wahrſcheinlich die Schädel an, welche man in Torfmooren zugleich mit einer Hirſchart findet. Dieſe beiden Thiere ſind nicht foſſil, und rühren aus einer Zeit her, welche kaum über die hiſtoriſche hinausgeht. Die eine Art dieſer Ochſenſchädel gleicht gar ſehr dem Schädel der noch lebenden Art. Die Hirſchen waren, nach ihren Geweihen zu urtheilen, dem Edelhirſch ſehr nahe verwandt, aber die Verhältniſſe der Geweihe größer. Solche Geweihe finden ſich unter anderm häufig in den Torfmooren des Kantons Zürich, wo man aber noch keine Ochſenſchädel gefunden hat.

Eben ſo ſehr aber gleicht der Sylhetaniſche Ochſe unſerm Hausochſen. (Die Gebirge von Sylhet liegen in der indiſchen Provinz Bengalen). Sein Kopf, ſeine Hörner, ſeine hängende Wamme, ſeine Farbe, machen ihn ſehr ähnlich. Jung gefangen wird er leicht zahm, begattet ſich mit dem indiſchen Hausvieh, und möchte alſo wohl die Stammraſſe wenigſtens des indiſchen Viehes ſeyn.

Der amerikaniſche Biſon, deſſen unzählbare Heerden noch jetzt in den Präirien zu finden ſind, iſt niemals gezähmt worden, ebenſo wenig als der Moſchusochſe Amerika's. Mit dem Büffel aber kann unſer Rindvieh nicht verwechſelt werden. Dieſer iſt eine eigene für ſich beſtehende Art, deſſen Stammraſſe noch wild in Indien lebt, der aber auch mancherlei Veränderungen in der Hausgenoſſenſchaft erlitt, doch weniger als der Hausochſe. Der thibetaniſche Büffel (Bos grunniens) iſt wieder eine eigene ganz verſchiedene Art, und in Thibet Hausthier; ob er noch wild vorkommt, wiſſen wir nicht.

Der Zebu- oder Buckelochſe, der in Afrika und Aſien Hausthier iſt, ſcheint nur eine durch die Hausgenoſſenſchaft entſtandene Varietät zu ſeyn, und keine andere Stammraſſe zu haben, als das gemeine Rindvieh.

Die Meinung, daß das Schaf vom Argali des Kaucaſus oder vom ſardiniſchen Mufflon abſtamme, iſt wahrlich ebenſo hypothetiſch, als wenn man ſagen würde, unſer Schaf ſtammt vom amerikaniſchen Bergſchaf (Ovis montana) ab. Zwar iſt der ſardiniſche Mufflon nicht ſo unzähmbar, wie ihn Friedrich Cuvier in ſeinen Mammifères nach einigen in Paris lebenden Exemplaren ſchildert, da gewiß iſt, daß man junge Mufflons in Sardinien oft zähmt, und ſogar vor Kinderwägelchen ſpannt. Dieß würde der Meinung der Abſtammung der Schafe von ihm ſehr günſtig ſeyn; allein der Mufflon trägt Haare und nicht Wolle, und nie hat man es dahin gebracht, eine ganze Heerde Mufflons zu zähmen. Nur die Weibchen ſind lenkbar; die Männchen ſind, wie die Männchen aller wiederkauenden Thiere, wilde, unbändige und dabei dummdreiſte Thiere, welche blind in jede Gefahr ſich ſtürzen. Dieſe Dummdreiſtigkeit zeigt ſich auch bei dem Widder; auch er ſtürzt oft mit wahrer Wuth auf ſeinen vermeinten Feind los, und ſtößt ihn um; beſonders iſt dieß bei

den Widdern der Merinos öfters der Fall; die meisten Widder aber sind scheu und fürchten den Menschen. Zwar treten sie oft aus der Heerde hervor und sehen, als ob sie den Feind herausfordern wollten, den nahenden Menschen an, aber plötzlich wenden sie sich um und ergreifen mit der ganzen Heerde eiligst die Flucht, wobei sie nicht selten ganz blind in Abgründe rennen. Das zahme Schaf ist unter unsern Hausthieren wohl dasjenige welches am wenigsten ohne die Pflege und den Schutz des Menschen bestehen kann, und man hat kein Beispiel, daß zahme Schafe in den Zustand der Verwilderung zurückkehren, wie Ziegen, Pferde, Ochsen und Schweine. Doch leben im Sommer auf unsern Alpen Schafe in kleinen Heerden, welche oft wochenlang keinen Hirten sehen und Tag und Nacht im Freien sind. Sie werden aber dabei, statt menschenfeindlich, viel menschenfreundlicher, eilen dem Wanderer oft blöckend entgegen und begleiten ihn eine Strecke weit. In mildern Gegenden, wie in Spanien, könnten sie wohl der Pflege des Menschen ganz entbehren. Der Argali und der Mufflon sind schnellfüßige Thiere, von starken und gewandten Gliedern, welche mit sicherm Lauf, gleich unserer Gemse und Steinbock, über steile Felsen hinjagen, und mit feinen Sinnen begabt, leicht ihren Feinden entgehen. Das zahme Schaf kommt aber gleich außer Athem und fällt keuchend nieder, wenn es stark gejagt wird. Sollte alles dieses bloß Folge der Hausgenossenschaft seyn, und hat diese den Charakter des Thieres so gänzlich verändert? Das Schaf gehört aber zu den ältesten Hausthieren, muß sich sehr frühe zum Menschen gesellt haben und von demselben unterjocht worden seyn; denn nach der Bibel war ja schon Abel, der Sohn Adams, ein Schafhirt.

Daß die zahmen Schafe den wilden so sehr nachstehen, könnte indeß wohl nur Folge des beschränkten Zustandes in der Gefangenschaft seyn. Wo ihnen mehr Freiheit gestattet wird, sind sie allerdings muthiger. So soll es, nach Griffith, nicht ungewöhnlich seyn, daß in England Widder, Hunde und Füchse angreifen und sogar tödten. Das Verwandeln der Haare in Wolle scheint Folge der Hausgenossenschaft zu seyn, und einige afrikanische Rassen, wie die Schafe in Guinea, haben keine Wolle, sondern Haare, und die wilden Schafe haben im Winter unter den Haaren noch eine wollene Decke. Um noch bestimmter urtheilen zu können, sollte man wissen, ob die zahmen und wilden Schafe sich unter einander fruchtbar begatten. Darüber haben wir aber noch zu wenig Erfahrungen. Der Mufflon soll sich mit dem Schafe begatten, was schon Plinius anführt. Nach Pennant hat man in England eine Nachkommenschaft von einem Mufflonwidder und einem Hausschaf erhalten; ebenso in Korsika, wie schon Cetti berichtet; ob aber diese Bastarde fruchtbar seyen, wissen wir nicht. Columella führt eine sehr merkwürdige Stelle an, indem er sagt, sein Vater habe Schafe von wilden afrikanischen Widdern belegen lassen; die Jungen seyen zuerst in der Farbe dem Vater ähnlich und behaart gewesen, in folgenden Generationen haben sie aber nach und nach die Farbe geändert und die Haare in Wolle sich verwandelt. Nach allem diesem können wir nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, das zahme Schaf stamme vom Mufflon oder Argali ab.

Dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Schafe, hat es mit der Ziege. Fast allgemein wird angenommen, die Bezoarziege vom Kaucasus sey die Stammrasse der Hausziege. Diese Ziege hat in der That mehr Aehnlichkeit mit der Hausziege als irgend eine andere wilde Art. Wagner glaubt aber, daß auch die Knoppernziege (Capra tubericornis), deren Vaterland die höchste Gebirgskette von Centralasien ist, und der Jharal (Capra Jharal) vom Himalaja Stammrassen seyn können, ja daß sie vielleicht ursprünglich nur eine Art ausmachen, was indeß noch zu bezweifeln ist. Alle diese Ziegen sollen sich mit der Hausziege vermischen und fruchtbare Bastarde erzeugen. Dasselbe geschieht aber auch mit dem sibirischen und Alpensteinbock. Dagegen soll der kaucasische Steinbock sich nie von freien Stücken mit der Ziege begatten. Auf jeden Fall muß man die Stammrasse unserer Hausziege in Asien suchen, denn auch die Ziege gehört unter die ältesten Hausthiere. Sie ist auch an manchen Orten verwildert, wodurch sie aber sich wenig verändert haben soll. Die Ziege ist ein Bergthier, welches vortrefflich klettert, wie die genannten wilden Arten, von welchen sie wahrscheinlich stammt. Merkwürdig ist der Umstand, daß die zahme Ziege ein sehr menschenfreundliches Thier bleibt, auch wenn sie halb wild gehalten wird. So behält die auf den Alpen im Sommer halb wild lebende Ziege ein menschenfreundliches, zutrauliches Wesen, lauft, gleich dem Schafe, auf den Menschen zu und begleitet ihn oft Stunden weit. Denselben Charakter zeigen ganz wild gewordene Ziegen, welche auf Inseln zurückgelassen wurden, und den Menschen durch ihre Zudringlichkeit zur Last fielen.

Die Bezoarziege oder der Paseng, welche auf den mittlern Höhen der kaucasischen und taurischen Gebirgen, auch in Persien im Lande der Kirgisen und Tartaren lebt, kommt an Größe, an Form des Schädels und der Hörner, fast völlig mit der Ziege überein, hat dieselbe Begattungs- und Tragezeit, und kann wohl als die Hauptstammrasse angesehen werden.

Ob das wilde Kameel noch irgendwo existire, darüber ist man eben so verschiedener Meinung, wie über das wilde Pferd. Kein neuer Reisender erzählt, solche gesehen zu haben. Wohl sollen an den Grenzen China's verwilderte Kameele herumstreifen, aber keine ursprünglich wilde mehr zu finden seyn. Auch dieses Thier gehört zu denen, welche der Mensch in den frühesten Zeiten schon zu zähmen wußte, da ja schon Abraham einen großen Reichthum an Kameelen hatte. Einmal gezähmt, mußte der Nutzen, den dieses leistet, so allgemein anerkannt werden, daß es sich denken läßt, man habe alles angewendet, so viel möglich einzufangen, und so sey die wilde Rasse nach und nach ausgerottet worden.

Das Rennthier, welches den nördlichen Nationen von so ausnehmend großem Nutzen ist, gehört unter die wenigen Hausthiere, deren Artsverwandte jetzt noch wild vorhanden sind, und in größern oder kleinern Truppen in den nordischen Gegenden beider Welten umherstreifen. In Lappland und dem nördlichen Asien gibt es mehr zahme als wilde; nur in Kamtschaka sollen sie noch in großen Heerden anzutreffen seyn. Die Grönländer und die sämmtlichen nordamerikanischen Stämme am Kupferminen-Fluß und in Kanada haben sie nicht gezähmt, dagegen die Bewohner der Nordwestküste Nordamerikas.

Bei der Eroberung der neuen Welt durch die Spanier fand man daselbst, außer dem Hunde, kein Hausthier als das Lama. Sie vertraten in der neuen Welt sehr unvollkommen die Stelle der Kameele. Die Art findet sich im wilden Zustande nur auf den Gebirgen Südamerika's, ist aber auch in Mexiko als Hausthier eingeführt. Der Guanako ist das ursprünglich wilde Thier, welches im gezähmten Zustande unter dem Namen Lama und dessen Spielarten dem Maromaro und Paco bekannt ist. Das wilde Thier lebt stets auf dem Rücken der Kordillern in der Nähe der ewigen Schneegrenze, gleich unserer Gemse und unserm Steinbock. Von der Magelhans-Straße bis zum nördlichen Peru, ist es überall zu finden, wo ein alpinisches Klima herrscht, und wo der Verkehr mit dem Menschen nicht zu lebhaft ist. Sehr selten ist es im mittlern Chile geworden, weil man es zu sehr, bloß der Felle wegen, verfolgt hat. Dagegen ist es in der Provinz Capiapo, dem nördlichsten Chile, im südlichsten Peru und auf den Hochebenen von Takora noch sehr häufig, und lebt in Rudeln von 7, 8, 10 und selbst von hundert Stücken. Die jung eingefangenen Thiere werden außerordentlich zahm und gewöhnen sich bald an die verschiedensten Nahrungsmittel, erwachsen aber suchen sie die Freiheit. Das Lama ist dem Peruaner, was das Rennthier dem Lappen, oder das Kameel dem Araber; er kann davon alles benutzen. Zum Lastragen werden nur die männlichen Thiere benutzt, und besonders bei den Bergwerken angewendet, wo wegen der Steilheit der Wege die Pferde und Maulthiere weniger gebraucht werden können.

Immer nahm man als ausgemacht an, die Hauskatze stamme von der noch jetzt in Europa vorhandenen wilden Katze, allein diese ist viel größer, und hat eine verschiedene äußere und innere Bildung. Allerdings gibt es zahme Katzen, welche mit der wilden in Hinsicht der Farbe Aehnlichkeit haben, allein nie sah man wilde Katzen mit zahmen sich begatten, nie verwilderte Katzen auch nach mehrern Generationen in der Freiheit die Größe und Gestalt jener annehmen. Auch hier war es Herr Cuvier, welcher auf den anatomischen Unterschied aufmerksam macht, welches beide Thiere so sehr unterscheidet. Wenn noch der Urstamm der Hauskatze vorhanden ist, so ist es die kleinpfötige Katze. Sie hat die Größe unserer Hauskatze, dieselben Verhältnisse des Schwanzes und der Beine. Sie ist auf den Monumenten der alten Egyptier abgebildet, und war sehr wahrscheinlich von ihnen gezähmt worden, und unter den vielen Varietäten unserer Hauskatze sind solche, welche ihr ähnlich sind. Indeß ist nicht zu läugnen, daß auch einige der europäisch wilden Katze sich annähern, und daß es nicht unmöglich wäre, daß beide Arten die Hauskatze uns geliefert hätten. Die kleinpfötige Katze wurde von Rüppel in Nubien auf der Westseite des Nils bei Ambukol aufgefunden.

Vermiſchung der Arten.

Mit den Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Hausthiere ſtehen in enger Verbindung die Beobachtungen, welche man über die Verbindung der Säugethiere unter einander gemacht hat, oder die Baſtarderzeugung durch Vermiſchung mehrerer Arten unter einander. In frühern Zeiten hat man eine ſolche unordentliche und verwirrende Vermiſchung mehreren Thierarten als ſehr häufig vorkommend angenommen, und daraus die Entſtehung einer Menge von Arten erklärt. Dieſer Wahn hat ſogar auf Geſetzgebungen Einfluß gehabt, und barbariſche Geſetze erzeugt. Da man annahm, daß durch Vermiſchungen der Menſchen mit Thieren Zwiſchengeſchöpfe entſtehen könnten, ſo wurden ſolche, allerdings den Menſchen zum Thiere herabwürdigen, Vermiſchungen mit dem Tode beſtraft, und zwar ſogar mit dem Tode durch das Feuer. Allein genauere Unterſuchungen haben dargethan, daß nur unter ſehr nahe verwandten Thieren fruchtbare Vermiſchungen ſtatt haben, und nur bei ſolchen Thieren, welche zum Theil in der Gefangenſchaft oder in der Hausgenoſſenſchaft der Menſchen leben, wenigſtens das eine davon.

Die Natur befolgte bei ihren Schöpfungen eine Art von Syſtem, ſie ſtellte gewiſſe Hauptformen auf, von denen ſie nicht abweicht, würde ſie davon abweichen, ſo müßte eine unendliche Verwirrung der Arten entſtehen, es müßten immer neue ſich erzeugen, und ſo alles allmälig ſich umwandeln, wodurch am Ende der Untergang der Weſen herbeigeführt würde. Man glaubte um ſo mehr an eine Vereinigung der Arten, als manche wirklich einander ſehr ähnlich ſehen. So ſind z. B. mehrere Affenarten einander ſehr ähnlich, und es iſt nicht leicht ſie zu unterſcheiden, und doch vermiſchen ſie ſich nicht mit einander, ſondern bleiben ſtandhaft immer getrennt. Sehr nahe ſtehende Thiere haben ſich ſelbſt in der Gefangenſchaft nie mit einander vermiſcht. Z. B. Haſe und Kaninchen, welche ſich doch wirklich ſehr ähnlich ſind, von denen beide einen ſehr heftigen Geſchlechtstrieb haben, und häufig in derſelben Gegend leben. Uns iſt kein Beiſpiel bekannt, wo unter Säugethieren oder Vögeln, welche in der freien Natur leben, eine ſolche Vermiſchung ſtatt hatte. Allemal iſt das eine oder wohl beide Hausthier oder Gefangenes. Die bekannten Beiſpiele ſind Löwe und Tiger in Menagerien, Hund und Wolf, Hund und Fuchs, Hund und Jakal, Pferd und Eſel, Pferd und Zebra, Eſel und Zebra, Ziege und Steinbock, Ziege und Gemſe, Schaf und Reh, verſchiedene nah verwandte Affenarten in Menagerien, aber äußerſt ſelten. Man will auch eine fruchtbare Vermiſchung zwiſchen Marder und Katze bemerkt haben. Was man dagegen von Vermiſchungen zwiſchen Hund und Katze, Hirſch und Kuh, Pferd und Kuh, Orang-Utang und Menſch angibt, gehört ins Reich der vielen Mährchen, mit welchen die Naturgeſchichte ſo lange ſich trug. Spiele der Phantaſie, aus welchen die Wunderthiere der Alten, Centauren, Sphinxe, Einhörner, Greifen, Drachen und dergleichen entſtunden, welche niemals in der Natur vorkommen.

Als Beweis, daß ſolche Vermiſchungen gleichſam gegen die Natur ſind, daß die Natur keine neuen Arten höherer Thiere hervorbringen will, dient der Umſtand, daß ſolche Baſtarde meiſt unfruchtbar ſind und ſich nicht fortpflanzen, oder wenn ſie ſich fortpflanzen, nach und nach wieder in den Urſtamm übergehen und die Sprößlinge in der vierten Generation wieder die Form des einen oder andern ihrer Voreltern annehmen. Z. B. der Steinbock zeugt fruchtbare Baſtarde mit der Ziege; wird eine ſolche Baſtardziege wieder von einem Steinbock befruchtet, ſo iſt das geborne Junge dem Steinbock um die Hälfte näher; wird auch dieſes wieder von einem Steinbock befruchtet, um zweidrittel, und endlich in der vierten Generation würde das Junge vom Steinbock nicht mehr zu unterſcheiden ſeyn. Wenn dagegen umgekehrt das Baſtardweibchen vom Ziegenbock befruchtet würde, ſo würde in der vierten Generation die Abkunft vom Steinbock gar nicht mehr bemerklich ſeyn; das Junge wäre eine vollkommene Ziege. Die Baſtarde vom Pferd und Eſel, vom Pferd und Zebra, vom Eſel und Zebra, ſind in der Regel unfruchtbar, obgleich der Geſchlechtstrieb entſteht; doch hat man einzelne ungemein ſeltene Beiſpiele, daß weibliche Maulthiere oder Mauleſel trächtig wurden. Die Baſtarde vom Hund und Wolf, vom Hund und Jakal ſollen auch fruchtbar ſeyn.

Aus dieſem ergibt ſich wohl der Schluß, daß die in der Freiheit lebenden Thiere ſeit ihrer erſten Entſtehung keine Veränderung erlitten und immer ſich ſo fortgepflanzt haben, wie ſie einmal erſchaffen worden, daß die Verbaſtardung eigentlich nicht naturgemäß iſt, ſondern Folge der Veränderung, welche das Thier in der Gefangenſchaft oder unter der Leitung der Menſchen erlitten hat, wodurch ſeine Triebe ſich anders wohin lenkten. Von dieſer Regel iſt bei den Säugethieren keine Ausnahme bekannt, dagegen unter den Vögeln ſoll ſie bei einigen Arten ſtatt haben.

Sind Thiere der jetzigen Schöpfung ausgeſtorben?

Dieſe Erfahrung der Beſtändigkeit der Arten bringt uns natürlich auf die Frage, ſind Thiere in der geſchichtlichen oder außergeſchichtlichen Zeit verloren gegangen, deren Ueberreſte uns ihr einſtiges Daſeyn bezeugen. Mit Beſtimmtheit können wir aber nur angeben, daß ganze Arten, vielleicht auch Gattungen, untergegangen ſind, welche noch in der geſchichtlichen Zeit lebten. Mit der Vermehrung der Menſchen, deren Daſeyn mit dem Daſeyn gewiſſer ihnen ſchädlichen Thieren unvertragbar iſt, werden noch manche Thiere verſchwinden, und ſie würden wohl ſpürlos verſchwinden, wenn nicht etwa in Sammlungen oder in ihren Grabſtätten ihre Ueberreſte unvermodert auf die ſpätere Nachwelt übergingen. Es iſt aber oft ſchwer aus den älteſten Schriften die Thiere zu erkennen, welche in denſelben angeführt werden, und die fabelhaften von den wirklichen zu unterſcheiden.

Unter dieſen hat wohl das ſogenannte Einhorn am meiſten die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen, und noch jetzt gibt es Naturforſcher, welche ſich noch nicht überzeugen können, daß es nicht irgendwo in Afrika oder Indien lebe. Es ſcheint nicht wider die Natur zu ſtreiten, daß irgend eine der zahlreichen Antilopenarten, welche in allen Welttheilen vorkommen, ſey, welche nur ein Horn trage, und dieſes müßte dann mitten auf der Stirn ſeyn, wie beim Nashorn. Bald ſuchte man dieſes Einhorn in Aſien, bald in Afrika, und ſammelte immer neue Nachrichten, aber alle täuſchten, und nun hat man die Hoffnung aufgegeben, es je zu finden; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man eine Antilope der größern Arten mit langen, faſt geraden Hörnern dafür genommen hat. Merkwürdig iſt immer, daß die Abbildungen dieſer Thiere ſich ſehr ähnlich ſind, und wenig abweichendes haben; es iſt immer ein faſt pferdeartiges Thier, mit einem Horn auf dem Kopf, und hat in ſeinem ganzen Bau nichts widernatürliches oder unmögliches, wie etwa die Centauren, Bucentauren, Harpyen, Sirenen und andere ähnliche Geſchöpfe der Phantaſie der Alten. Man konnte der Exiſtenz dieſes Thieres um ſo eher glauben ſchenken, als ſonſt die Abbildungen wirklich lebender Thiere auf den Monumenten der Römer, der Griechen und Egypter ſo treu nachgebildet ſind, daß man ſie ſehr genau unterſcheiden kann, wie z. B. der afrikaniſche und der aſiatiſche Elephant auf Münzen. Ja ſogar die konſtanten Varietäten der Hausthiere ſind auf dieſen Monumenten ſehr kennbar abgebildet, ſo die Raſſen des Rindviehes, der Schafe, Pferde, Hunde u. ſ. w. Z. B. das Streitroß des Xenophon hat nichts gemein mit einer Menge von Pferden, welche auf andern Monumenten abgebildet ſind. Man findet es genau dargeſtellt auf dem Parthenon und einigen Reuterſtatuen. Die Kenntniß mancher Thiere, welche auf den egyptiſchen Denkmalen abgebildet ſind, haben wir erſt den neuern Reiſenden in Afrika zu verdanken. So iſt die milchweiße Antilope (Ant. leucoryx) in den innern Räumen der Pyramide von Memphis, als ein gezähmtes, und in einigen Figuren als einhorniges Thier dargeſtellt, da das gezähmte Thier vielleicht öfters durch Zufall ein Horn verloren hatte. Sie iſt in Sennaar und Kardofan zu Hauſe. Die Hörner der Iſis-Antilope (Ant. Dorcas) ſchmücken den Kopf der Göttin Iſis und das Thier ſelbſt findet ſich auch abgebildet. Als Sinnbild des Nils iſt auf egyptiſchen Münzen und Denkmälern, neben dem Gott Nilus, das Flußpferd ſehr kenntlich dargeſtellt.

Die Kenntniſſe der Löwen, Tiger, Panther, Leoparden und Bären waren in Rom durch die circenſiſchen Spiele ganz allgemein verbreitet, da damals oft in einem einzigen dieſer Spiele mehr ſolche Thiere getödtet wurden, als jetzt alle Herrſcher der Erde kaum zuſammen bringen könnten. In den Spielen des Trajans, nach ſeinem Siege über die Parther, wurden gegen 11000 verſchiedene wilde Thiere auf dem Schauplatz geopfert. Pompejus zeigte bei der Einweihung ſeines Theaters dem Volke ein einhörniges Nashorn, 410 Panther und mehr als 600 Löwen, davon 315 Männchen. Wir ſehen daraus, daß dieſe Thiere damals viel häufiger waren als jetzt, und ihre Menge wurde durch dieſe Spiele ſehr vermindert. Die Löwen waren häufig um Karthago, wo man ſie zu zähmen verſtund. Hanno beſaß einen Löwen, der ihm allenthalben,

wie ein Hund nachfolgte, und Antonius spannte Löwen vor den Wagen. Der eigentliche Tiger war seltener, Claudius ließ bei der Einweihung des Pantheons vier Tiger auftreten. Häufig waren Panther und Leoparden. Lentulus brachte 63 zusammen, Pompejus 410. August 312, und endlich Gordian sogar tausend. Probus war unter allen Kaisern derjenige, der am meisten wilde Thiere zusammen brachte.

Aristoteles kannte den Bau der Elephanten besser als Buffon, aber keiner von beiden unterschied die Arten von einander. Seleukus Nicator, König von Syrien, besaß fünfhundert asiatische Elephanten, während in Egypten die Ptolomäer nur afrikanische hatten, und Ptolomäus Philadelphus soll die ersten gefangen haben. Allein die Karthager wenigstens kannten diese Kunst auch, und ihre Elephanten waren afrikanische. Jetzt ist die Kunst afrikanische Elephanten zu zähmen verloren gegangen; das Thier selbst ist aber aus ganz Nordafrika verschwunden, wo es ehemals häufig war, und woher die Römer in spätern Zeiten die ungeheure Menge von Elephanten bezogen, welche in ihren Kampfspielen geopfert wurden. Die ersten Elephanten kamen durch den Feldzug der Pyrhus nach Rom, Metellus brachte nach der Eroberung Macedoniens 142 Elephanten dahin. Domitian zeigte dem Volke einen Elephanten, welcher, nachdem er einen Stier getödtet, vor dem Kaiser das Knie bog. Germanikus hatte Elephanten, welche zum Tanze abgerichtet waren.

Nashörner, Flußpferde, Eber, wurden nicht selten in Rom gezeigt, und unter den daselbst erschienenen Thieren findet sich auch das Warzenschwein. Die Römer kannten auch den Riesenhirsch, den man so lange für eine fossile und vor unserer Schöpfung lebende Art ansah, obgleich sie in den historischen Zeiten von Oppian und Aldrovand ist beschrieben worden. Hier haben wir also eine Art, welche wirklich in neuern Zeiten erst ganz von der Erde verschwunden ist. Man findet ihre Knochen in Irland, am Rhein und in Italien, in denselben Lagern, in denen man auch Elephanten-, Nashörner-, Flußpferd- und Hyänenknochen findet.

Ist es aber auch so unwahrscheinlich, daß Thiere seit der Zeit wo Menschen lebten ganz verschwunden seyn sollen. Haben wir nicht eine Menge Beispiele, daß Thiere in einzelnen Ländern ganz ausgerottet wurden, und was in unsern Zeiten geschieht, kann in den frühesten eben so gut geschehen seyn; sobald die Menschengattung sich vermehrte, ausbreitete, Jagd oder Ackerbau trieb, so mußten bald die Thiere seinen Einfluß spüren. Die einen tödtete er, um ihr Fleisch zu genießen, die andern um des Schadens willen, welchen sie an seinen Hausthieren, an seiner Kultur anrichteten. Diese verfolgten Thiere flohen nach und nach in Gegenden, welche ihnen nicht genug Lebensunterhalt geben konnten, und kamen dort um. Das Daseyn vieler Thiere ist mit der zunehmenden Kultur unverträglich, und noch viele Thiere wären in unsern Gegenden verschwunden, wenn nicht die Jagdlust der Fürsten sie, gegen den Nutzen der Bürger, noch erhalten hätte. In England ist der Wolf seit Jahrhunderten ausgerottet; der Biber, ehemals in der Schweiz, in Frankreich, in England, in Italien nicht selten, ist in diesen Ländern ganz verschwunden; in Deutschland nur noch sparsam in Gegenden, wo er geschützt wird. Der Steinbock, ehemals so häufig auf allen höhern Schweizeralpen, ist nur noch in der Montblanckette spärlich vorhanden, findet sich aber noch zahlreicher in den Pyrenäen. Der Auerochse ist dem Untergang nahe; einst in ganz Deutschland einheimisch ist seine Art auf wenige hundert Stücke in den lithauischen Wäldern beschränkt, wo er auch nicht mehr wäre, wenn er nicht sorgfältig beschützt würde; eben dasselbe hat mit dem Elennhirsch statt, der ehemals so weit verbreitet war, als der Auer. Das wilde Schwein, so schädlich dem Landmann, wird bald, allenthalben geächtet, in Europa ganz verschwinden, wo es nicht gehegt wird; ebenso der Edel- und Damhirsch. Wo sind die Elephanten von Nordafrika, deren Vorfahren einst den Römern, wie oben gesagt wurde, so viele Opfer für den Circus lieferten; wo die Löwen, welche einst Thracien, Griechenland, Macedonien und Kleinasien bewohnten? Nilpferde und Crocodile, einst die Sinnbilder des mächtigen egyptischen Niles, sind daselbst ganz verschwunden. Noch vor wenig Jahren waren die Elephanten in Südafrika innert den Grenzen der Cap-Colonie häufig, ebenso die Löwen; jetzt sind sie daselbst äußerst selten geworden, und so viel als ganz verschwunden oder an die äußersten Grenzen verbannt, würde das Land der fortschreitenden europäischen Kultur nicht unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen; die ganze Gattung mußte verschwinden.

Welche Veränderungen sind nicht in der kurzen Zeit, in welcher die vereinigten Staaten von Nordamerika vorhanden sind, mit diesem Lande vorgegangen, welche Folgen für die eingebornen Menschen und Thiere. Die Urwälder fallen unter der Axt, die Kolonisten dringen immer weiter vor, das Wild aller Art flieht in unbekannte Gegenden, welche immer mehr beengt werden. Der Indianer, der nur von der Jagd lebt, sieht sein Gebiet immer mehr beschränkt, desto verderblicher wird seine Jagd auf die Thiere. Die Menschenstämme selbst erlöschen, und mit den menschlichen Ureinwohnern werden auch Thiere verschwinden. Kein Jahrhundert wird vorbeigehen, und jene Hunderttausende von mächtigen Bisonten, welche jetzt noch in unzählbaren Heerden die Präirien am Missuri und Mississippi durchziehen, werden bis auf die letzte Spur vertilgt seyn, und mit ihnen die Hirsche und Elke, aber zugleich auch ihre Feinde die Bären und Wölfe; Statt der Bisonten wird zahmes Rindvieh ihre Stelle einnehmen, und Pferde und Schafe dieselben Ebenen beweiden. Was ist aber ein Jahrhundert im Laufe der Zeiten. Südamerika wird dasselbe Bild, nur in veränderter Gestalt uns bieten. Wenn in kalten Gegenden Kälte und daher entstehende Unfruchtbarkeit die Fortschritte der Kultur hemmt, so hemmt hier im Gegentheil die allzu große Kraft der Vegetation dieselbe. Kaum ist ein Grundstück rein gemacht und bebaut worden, so sprossen tausend unwillkommene Pflanzen wieder auf und hemmen das Wachsthum der Kulturpflanzen, und es bedarf kaum einige Jahre der Sorglosigkeit der Pflanzer, so ist jede Spur des Anbaues verwischt, und der Urwald hat wieder die Oberhand gewonnen. Nur eine immer sich vermehrende Bevölkerung und fortgesetzter Fleiß kann über diesen Reichthum der Natur siegen und bebautes Land erhalten, aber dann werden auch schnell jene wunderbaren Thiergattungen verschwinden, welchen die Natur eine sehr sparsame Vermehrung und eine fast gänzliche Vertheidigungslosigkeit hat zu Theil werden lassen, die daher dem Menschen nicht widerstehen können. Dahin gehören die Faulthiere und Ameisenfresser, welche jährlich nur ein Junges werfen, und ihrer Langsamkeit wegen nicht entfliehen, sich auch nicht gegen die Angriffe der Menschen schützen können. Sie sind daher bereits aus der Nähe bewohnter Orte verschwunden, und würden bald ganz ausgehen, wenn nicht jene Umstände sie schützten. Viele Thiere Neuhollands, wo die europäischen Kolonien kaum 60 Jahre sich angesiedelt haben, sind schon in Gefahr ausgerottet zu werden. Jene zahlreichen Heerden Kängurus und Kasoare, welche einst die Ebenen um die Hauptstadt Sydney belebten, sind verschwunden und weit landeinwärts gedrängt worden. Die einst häufigen Schweifbeutler, welche die Stelle unserer Marder vertraten, sind sehr selten geworden, und alle diese Thiere werden ganz gewiß ausgerottet, wenn nicht die Unbewohnbarkeit einiger Landestheile für den Menschen sie schützt.

Noch vor wenigen Jahren waren die großen Seehunde oder Rüsselphoken sehr häufig auf den Neuholland umgebenden Inseln. Von allen Seiten, von der Habgier des Menschen, um ihres Fettes willen, angegriffen, sind die meisten schon erlegen, und erst ihre Verminderung wird die ganze Gattung der Seehunde von gänzlicher Ausrottung schützen, da es dann nicht mehr der Mühe lohnen wird, auf sie in den entfernten und stürmischen, kalten Südmeeren auf sie Jagd zu machen, und Fahrten um die Erde zu wagen, welche sich nicht bezahlen. Der mächtige Wallfisch, einst die nördlichen Meere durch zahlreiche Schaaren bedeckend, hat sich in die tiefsten Buchten des Nordens geflüchtet, wo für Schiffe unzugängliche Eiswälle und krystallene Gebirge ihn sichern. Schon in den letzten Jahren hat der Fang wenig mehr eingetragen, und die Zeit dürfte nicht sehr fern seyn, wo dieser, einst für viele Nationen so wichtige, Erwerbszweig größtentheils oder ganz eingehen wird.

So verschwinden ganze nützliche und schädliche Thiergattungen unter der Hand des Menschen, dessen unersättliche Habsucht allen Gefahren trotzend, immer nur auf Verderben und Tod seiner Mitgeschöpfe sinnet, und sie erbarmungslos vertilgt. Er ist der Beherrscher der Erde, aber ein grausamerer und unerbittlicherer Wüthrich, als kein Tiger, keine Hyäne.

Einfluß des Geschlechtstriebes und Sorge für die Jungen.

Unter allen Trieben der Thiere überhaupt, und so auch der Säugethiere, ist der Geschlechtstrieb der heftigste, der unbezwinglichste, und derjenige, der am meisten in ihre Lebensart eingreift, und ihre Charak-

ter oft ganz verändert. Er bildet bei allen eine Zeit lang eine Vereinigung, selbst bei solchen, welche sich sonst feindlich begegnen, aber nur bei wenigen Säugethieren werden wirkliche Ehen geschlossen, wie bei den Vögeln. Durch diesen Trieb werden alte Gesellschaften aufgehoben und neue gebildet. Bei den Vögeln hat die Vielweiberei nur bei den Wildhühnern, Haushühnern, Fasanen und einigen andern Gattungen statt, bei den Säugethieren dagegen ist sie fast allgemein. Bei fast allen in Freiheit lebenden Säugethieren ist der Geschlechtstrieb auf gewisse Zeiten des Jahres beschränkt, und wird außer diesen Zeiten nicht ausgeübt, nur wenige scheinen eine Ausnahme zu machen, wie die Affen. Diese Zeit fällt meist in den Zeitpunkt, wo die Thiere die meiste und reichlichste Nahrung haben, weil nur dadurch die Säfte, welche dazu erforderlich sind, hinlänglich und gut bereitet werden können. Bei den Hausthieren ist die Zeit der Rückkehr des Geschlechtstriebes unregelmäßiger, weil sie immer dieselbe Nahrung erhalten, doch sind auch bei ihnen gewisse Jahrszeiten mehr geeignet diesen Trieb zu erregen, als andere. Beim Rindvieh tritt dieser Trieb, besonders wenn sie in Ställen gehalten werden, zu jeder Jahreszeit ein. Dieß dient zum großen Nutzen der Menschen, da dadurch bewirkt wird, daß in allen Jahrszeiten auch Kälber fallen, und die Kühe also einzeln zu allen Zeiten Milch geben. Bei verwildertem Rindvieh, wie in Amerika, ist dieser Trieb mehr auf eine bestimmte Jahreszeit beschränkt, dafür geben aber die Kühe dort auch nur so lange Milch, als sie Kälber saugen.

Wir haben schon oben ungeführt, daß bei den meisten Säugethieren die Gesellschaft beider Gatten nur kurze Zeit dauert, und daß das Weibchen allein für Erhaltung, Ernährung und Besorgung der Jungen zu sorgen habe. Diesen Schutz gewährt auch die Mutter unverdrossen ihren Jungen, und setzt oft ihr Leben aufs Spiel, um das ihrer Jungen zu retten. Schwache Thiere werden oft um diese Zeit furchtbar. Wie wüthend stürzt sich die Katze auf den größten Hund, welcher ihren Jungen sich nähert, wenn es nicht der Haushund ist, den sie wohl unterscheidet und ganz ohne Furcht vor ihm ist. Marder und Iltise rauben, wenn sie Junge haben, nicht in der Nähe ihres Nestes, aus Furcht ihren Jungen Gefahren zu bereiten. Löwen und Tiger tragen ihre Jungen, wie die Katze, im Munde nach einem andern Orte, wenn sie Gefahren fürchten. Aber wehe dem Räuber, dem es gelungen ist, in Abwesenheit der Mutter die Jungen zu rauben; mit furchtbarem Gebrüll, wodurch Berg und Thal erschüttert werden, verfolgt die Mutter denselben, und wehe ihm, wenn sie ihn erreicht. Rührend schildert Roß die Liebe einer weißen Bärin gegen ihre Jungen. Sie näherte sich mit zwei Jungen dem Schiffe auf dem Eise, man warf ihr ein Stück Wallroßfleisch zu, sie brachte es ihren Jungen. Eines derselben wurde erschossen. Statt davon zu laufen, leckte sie zärtlich seine Wunden, beroch es allenthalben, wendete es um und suchte es wieder aufzurichten. Auch das andere wurde erschossen, und sie that dasselbe; als endlich auch die Mutter verwundet war, kroch sie sterbend nach ihren beiden todten Kindern, leckte sie, und wimmerte nicht aus eigenem Schmerz, sondern aus Trauer für ihre Kinder, zwischen welchen sie auch starb. Selbst die rohesten Matrosen wurden durch dieses Schauspiel älterlicher Liebe gerührt. Die Wallfischfänger werfen oft ihre Harpunen nach einem jungen Wallfisch, nicht weil ihnen der Fang einträglich wäre, sondern weil sie wohl wissen, daß dann die Mutter, wenn sie schon auf der Flucht war, umkehrt und ihr Junges mit eigener Gefahr zu retten sucht, wobei sie in die Hände ihrer unerbittlichen Verfolger fällt, die der unheilbringende Geldurst dahin bringt, die zartesten Bande zu zerreißen, um ihm zu fröhnen.

Die furchtsame Maus läßt sich oft fast mit der Hand fangen, wenn ihre Jungen in Gefahr sind, und kehrt immer wieder zum Neste zurück, wenn sie es auch verlassen findet. Mit Unrecht beschuldigt man eine zu zärtliche Mutter, welche ihr Kind verzieht, der Affenliebe. Die Aeffin ist eine sehr zärtliche Mutter, und sorgt ängstlich für ihr Kind, beschützt dasselbe nach allen Kräften, aber sie verzieht es nicht, sie straft es recht tüchtig, wenn es Unarten zeigt, und gibt ihm Maulschellen und Schläge, bis es ihr folgt. Mit Rührung bemerkt auch der härteste Jäger, wie eine tödtlich verwundete Affenmutter, alle ihre Kräfte anstrengt, um ihr Junges, welches sie auf dem Rücken trägt, noch zu retten, und dann, nach dem sie es glücklich auf einen Ast gebracht, todt vom Baume fällt. Bei diesen Thieren soll auch der Vater sich ebenso zärtlich benehmen, und für die Rettung sorgen.

Die Raubthiere beschützen ihre Jungen nicht nur, sondern sie geben ihnen auch Anleitung, wie sie sich ihrer Beute bemächtigen können, und lernen sie die Listen kennen, welche die verfolgten Thiere anwenden, um ihren Feinden zu entgehen. Hat die Katze eine Maus gefangen, so lockt sie ihre Jungen durch ein ganz eigenes Mauen, und treibt vor ihren Augen ihr Spiel, damit sie es ihr nachmachen lernen. Die Eichhörnchen haben immer mehrere Nester auf ganz verschiedenen Bäumen; merken sie irgend eine Gefahr für ihre Jungen, oder hat Jemand den Baum erstiegen oder auch nur beobachtet, worauf das Nest ist, so tragen sie die Jungen im Munde in ein anderes Nest, wo sie dieselben sicher glauben. Nur solche Mütter haben wenig Zärtlichkeit für ihre Jungen, welche nicht lange saugen, oder bei denen der Geschlechtstrieb schnell wieder erwacht, und die Jungen ihre Nahrung leicht finden können. Die grasfressenden Thiere gehören zum Theil dahin: Kühe, Schafe sind bald gleichgültig gegen die Jungen, und die Kuh bekümmert sich im geringsten nicht um ihr Kalb, wenn sie gemolken wird, weil dadurch der Hauptgrund ihrer Anhänglichkeit wegfällt, darin bestehend, daß das saugende Kalb die Spannung ihrer Euter vermindert. Die verwilderte Kuh in den amerikanischen Ebenen ist dagegen sehr für das Junge besorgt, eben weil es ihr den Dienst leistet, welchen das Melken bewirkt. Das Schaf kennt sein Junges nicht einmal und nimmt jedes andere Junge an, welches den Milchdrang mindert. Die Ziege säugt ebenso gerne eine junge Gemse oder einen jungen Steinbock als ihr eigenes Junges. Der Hase, bei welchem der Geschlechtstrieb schnell wieder erwacht, oder das Kaninchen, bekümmern sich nicht lange um ihre Jungen, und verlassen sie leichtsinnig, so daß sie oft vor Hunger umkommen, da sie das Gras noch nicht fressen können. Wäre die Vermehrung dieser Thiere nicht so stark, daß der Tod einiger jungen Hasen wenig zu sagen hätte, sie würden sich bald aus diesem Grunde vermindern.

Diese Beobachtung zeigt uns, daß es nicht wahre Liebe ist, welche das Thier an seine Jungen bindet, sondern lediglich das Gefühl der Erleichterung, welche die Mutter durch das Saugen erhält. Diese Erleichterung macht ihr die Erhaltung des Jungen wünschbar, und ihre Sorge geht daher auf Erhaltung seines Lebens. Er ist mehr eine Art von Dankbarkeit gegen das Junge, es erweist durch das Saugen der Mutter eine wahre Wohlthat, welche diese durch ihre Sorgfalt erwiedert. Und dieses Junge ist wieder dankbar gegen die Mutter, welche ihm Nahrung gibt. Je länger das gegenseitige Bedürfniß dauert, desto länger dauert auch die gegenseitige Anhänglichkeit. Die Natur hat es so geordnet, daß bei den Thieren, welche sich schwer selbst erhalten können, die Verbindung länger dauert, und die Milchabsönderung bei der Mutter länger vor sich geht. So werden also gegenseitig Bedürfnisse befriedigt und nützliche Bande für beide geknüpft, welche aber aufgelöst werden, wenn diese Bedürfnisse aufhören.

Aber nur beim Menschen dauert diese Anhänglichkeit an einander länger, und die Bande der Freundschaft, der Liebe und der Dankbarkeit werden zwischen Eltern und Kindern, und zwischen Geschwistern das ganze Leben durch erhalten. Die erste Ursache kommt aus derselben Quelle, wie beim Thier, aber da die Bedürfnisse weit größer sind, als beim Thiere, und die gegenseitigen Hilfsleistungen viel länger nöthig sind, so knüpfen sich dadurch die Bande zwischen Gatten und Eltern und Kindern, welche das Glück des menschlichen Lebens ausmachen. Sie sind die Quelle der edelsten Triebe, die nur der Mensch haben kann, und geben ihm die Vorzüge, welche auch das intelligenteste Thier nie zu erreichen vermag. Die Vernunft allein könnte den Menschen nicht beglücken, er findet sein Glück nicht in sich, sondern in der Liebe, im Umgange der Seinigen. Er allein fühlt das Bedürfniß des Umgangs mit seinesgleichen lebhaft, daher alle Völker der Erde, so roh sie auch seyn mögen, diesen Trieb haben. Hätte der Mensch weniger Bedürfnisse, wäre er, wie das Thier bald selbstständig, würde nicht seine Schwäche ihm die Mithilfe seiner Eltern so lange zum Bedürfniß machen, so würden jene Bande ebenso wenig fest geknüpft, als bei den Thieren, und aufhören sobald der Mensch für sich selbst sorgen könnte. Diese Hilflosigkeit des Kindes ist also nicht beklagenswerth, sie bildet den Menschen zum Menschen.

Sobald die Milch der Mutter an Menge abnimmt, so fühlt sie auch jene Spannung nicht mehr, welche durch das Saugen gemindert wurde. Es verschafft ihr dasselbe nicht nur keine Annehmlichkeit, sondern umgekehrt eher Schmerz, sie verweigert es ihrem Jungen, wird wohl gar bei seiner Annäherung böse, und schnell ist alle Anhänglichkeit beiderseitig aufgehoben, keines bekümmert sich mehr um das andere, und alle Bande sind aufgelöst. Wahre uneigennützige Liebe ist also nur eine

Eigenschaft des Menschen, bei Thieren findet sie sich nicht. Ihre Geselligkeit besteht bloß so lange als beide Thiere Vortheile genießen.

Einige Säugethiere leben indeß doch gesellig und in größern oder kleinern Truppen beisammen.

Verbreitung der Säugethiere.

Die Verbreitung der Säugethiere über die Erde ist sehr ungleich. Einige sind nur auf wenige Breitengrade beschränkt, andere sind sehr weit verbreitet. Keines aber findet sich über die ganze Erde verbreitet als der Hund, welcher mit dem Menschen allenthalben hingewandert ist. Im höchsten Norden, wo noch Menschen wohnen können, ist er vorhanden und das einzige Hausthier der Grönländer und anderer Polarnationen. Eigentlich Raubthier und fleischfressend, gewöhnt er sich doch sehr leicht an vegetabilische Nahrung und verschmäht nichts, was der Mensch genießt. Nach dem Hunde sind auch einige andere Hausthiere sehr weit verbreitet, doch geht keines so weit nach Norden als der Hund. Das Rindvieh geht in Europa über den 60 Grad nach Norden hinaus und kommt noch in Island fort, aber es nimmt an Größe und Schönheit ab. Grönland und Kamtschatka haben diese nützlichen Thiere nicht mehr. Das Schaf geht ebenso weit nördlich. Beide Thiere kommen aber auch in Amerika und Neuholland, wo sie vor der Entdeckung nicht einheimisch waren, eben so gut ja noch besser fort, als in der alten Welt. Dasselbe kann man auch von der Ziege sagen, welche leicht verwildert und sich in der Freiheit bald sehr vermehrt und zur Landplage werden kann, wenn man sie ungestört läßt. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Pferde. Etwas weniger nördlich geht der Esel. Das zahme Schwein geht bis zum 60. Grad nördlich. Weit beschränkter ist die Verbreitung der übrigen Hausthiere, das Kameel ist auf die gemäßigten Landstriche von Asien und Afrika, der Büffel auf die gleichen Länder angewiesen, geht aber weniger nördlich als das Kameel. Der grunzende Ochse ist nur in Thibet und einigen angrenzenden Ländern Hausthier. Das Rennthier bewohnt nur die Gegenden am Eismeer, und das Paka und der Huanake nur die Gebirge von Centralamerika.

Bei den wildlebenden Säugethieren ist das Vaterland meist viel beschränkter, und jede Gattung hat ihren bestimmten Raum, in dem sie allein vorkommt. So haben viele Inseln im indischen Meere ihre ganz eigenthümlichen Arten, welche auf den benachbarten nicht vorkommen. Die Säugethiere, welche nicht fliegen können, oder nicht im Wasser leben, sind natürlich auf einen engern Raum eingeschränkt, als die Vögel, welchen die Natur die große Leichtigkeit verliehen hat, durch die Lüfte zu segeln; die Wanderungen zu Lande gehen auch nur langsam im Verhältniß zum Fluge der Vögel von statten, und können sich auch nicht über so große Erdstriche verbreiten. Die Säugethiere sind daher in ihrer Organisation, besonders in Hinsicht der Hautbedeckung mehr für ein gewisses Klima eingerichtet, als die Vögel. So sind die Thiere des Nordens weit stärker behaart, als die Thiere wärmerer Gegenden. Sie haben von der Natur ein Kleid erhalten, welches sie vor der Kälte hinlänglich schützt, dagegen in warmen Klimaten ihnen lästig werden müßte. Die Kälte scheint als Hautreiz zu wirken und den Haarwuchs zu befördern, daher dieselben Thiere, welche weit verbreitet sind, im Norden weit stärker behaart sind, als in gemäßigten und warmen Gegenden, und im Winter mehr behaart werden, als im Sommer. Wenn daher dieselben Thiere weit verbreitet sind, so sind diejenigen, welche in gemäßigten Klimaten wohnen, weniger behaart, als diejenigen, welche mehr nach Norden wohnen. Für Pelzwerk haben deswegen die nordischen Thiere den Vorzug, und die Winterbälge werden allein gebraucht. Das große Wiesel oder Hermelin hat bei uns als Pelzwerk keinen Werth, aber wohl das nordische, ebenso das Eichhorn. Das sogenannte Petitgris ist ein gesuchtes Pelzwerk, und kommt doch nur vom nordischen Eichhorn. Daher je nordischer das Land, desto kostbarer ist das Pelzwerk, welches es liefert. Aus der Behaarung eines Thieres kann man also zuweilen auf sein Vaterland schließen, allein es gibt auch Ausnahmen. Da man in Sibirien den ganzen Körper eines Elephanten vorfand, welcher ziemlich dicht behaart war, so hat man daraus den Schluß ziehen wollen, diese Elephanten haben dort gelebt, als das Klima schon sehr kalt gewesen sey. Allein andere Gründe, welche beweisen, daß dieses unmöglich hätte seyn können, sind überwiegend. Man hat aber wirklich gefunden, daß dieß sonst fast haarlose Thier, wenn es in kältere Klimate versetzt wird, mehr Haare bekommt. Er hat auch früher in einem etwas kältern Klima gelebt als heut zu Tage. Z. B. in Nordafrika, wo er nun ganz ausgerottet ist. Aber Sibirien hätte ihm, wenn es damals so kalt gewesen wäre, nicht genug Nahrung liefern können, und er hätte dort umkommen müssen, wenn er auch so dicht behaart gewesen wäre, wie der Eisbär.

Man hat wohl auch den Satz aufgestellt, alles werde im Norden kleiner, allein dieses hat nicht bloß Ausnahmen, sondern ist, auf die Thiere angewandt, unrichtig. Einzig der Mensch, der im hohen Norden lebt, ist kleiner, so die Eskimaux, welche kaum 4½ Fuß erreichen; dagegen sind die in diesen Gegenden lebenden wenigen Arten von Säugethieren nichts weniger als klein. Im Gegentheil ist der Wallfisch das größte bekannte Säugethier, und der Eisbär, die Seehunde, die Rennthiere und Bisamochsen sind keine kleine Thiere.

Jeder Erdtheil hat seine eigenen Gattungen und Arten der Säugethiere. Nur Europa hat keine eigene Gattung, welche nicht auch, wenigstens jetzt, in andern Welttheilen vorkäme. Im Norden von Europa, Asien und Afrika kommen mehrere Arten gemeinsam vor. Neuholland im ganzen arm an Thieren, hat dagegen die meisten eigenen Arten, ja man kann den Satz aufstellen: außer den Seehundarten sind alle Arten, und, mit Ausnahme des Hundes, alle Gattungen diesem Lande eigen; dagegen fehlen ihm also alle andern Gattungen, welche den übrigen Welttheilen gemeinsam sind.

Mehrere Arten wilder Thiere sind wandernd aus ihrem Vaterlande in andere Länder ausgezogen und wandern immer noch, setzen sich an dem einen Orte fest, und verlassen den andern wieder. Andere wandern nach der Jahreszeit, durch Mangel an Nahrung gezwungen, in Gegenden, wo sie mehr Nahrung finden, wie mehrere hochnordische Thiere. Z. B. das Rennthier, der Bisamstier, welche im Winter die nördlichsten Gegenden verlassen, im Sommer aber wieder nach diesen Gegenden zurückkehren. Die großen Heerden der amerikanischen Bisonten streifen immer in den Präirien umher, und ziehen sich vor den Menschen immer mehr zurück. Allein auch da verfolgt, werden sie immer mehr sich vermindern und endlich ganz ausgehen. Wieder andere wandern zu unbestimmten Zeiten aus, wenn ihre Menge zu sehr angewachsen ist, und der Hunger oder andere uns unbekannte Umstände sie treibt, wie die norwegischen Lemminge und die sibirischen Wurzelmäuse, auch wohl die Feldmäuse. Auf diesen Wanderungen, welche in ungeheuern Schaaren, gerade vorwärts, über Ebenen und Berge, über Flüsse und Seen gehen, kommen ihrer eine große Menge um, und nur wenige kehren, nachdem sie einen gewissen Erdstrich durchzogen haben, wieder an ihren alten Wohnort zurück. In großen Heerden schwärmen andere in weiten Räumen umher, um Weide zu suchen, wie die Herden der Zebras, Quaggas, verwilderten Pferde, des wilden Esels und Dschiggetais, oder der zahllosen Antilopen an den Rändern der afrikanischen Wüsten, oder in den salzigen Steppenländern Asiens.

Der Hauptzweck der Wanderungen ist Erhaltung der Art durch Aufsuchen passender Nahrung. Aber es ist merkwürdig, daß die Erfahrung zeigt, daß bei einigen dieser Thiere dieser Zweck der Wanderung nicht nur nicht erreicht wird, sondern sogar das Gegentheil eintritt, indem die Natur diesen Instinkt benutzt, um das Gleichgewicht zu erhalten. So werden dadurch die Mäusearmeen vermindert, und ihr schädlicher Einfluß verschwindet durch Herstellung des Gleichgewichts, denn nicht nur ertrinken viele dieser Thiere beim Uebergang über Flüsse und Seen; nicht nur werden viele von Menschen erschlagen, sondern alle Raubthiere wetteifern gleichsam in ihrer Verfolgung. Die Fische verschlingen sie, wenn sie schwimmen, Füchse, Wiesel und andere ähnliche Raubthiere folgen ihren Schaaren nach, und so wird die Rückkehr der Uebriggebliebenen oft kaum bemerkt.

Da die wandernden Säugethiere nicht fliegen können, so gehen ihre Wanderungen niemals über viele Breitengrade, wie bei den Vögeln, niemals in andere Welttheile, sondern nur soweit, daß sie der größten Kälte entfliehen oder genugsam Nahrung erhalten können. Die Schwimmkraft der im Wasser lebenden Säugethiere ist aber der Flugkraft der Vögel gleich, daher ist die Verbreitung der im Wasser lebenden Säugethiere viel weiter ausgedehnt, als die der Landthiere. Der Wallfisch findet sich in den nördlichen Meeren, so weit nur die Schiffe sie befahren können. Allein im Winter muß er diese Meere fliehen, und man findet ihn dann in weit entfernten Meeren, wie am Vorgebirge der guten Hoffnung, und sogar in noch südlichern Meeren. Ebenso der Potfisch, der aber doch weit mehr die Meere der warmen Zone besucht.

Dieselben Ursachen, welche auf der Nordhälfte der Erde die Wassersäugethiere zum Wandern bringen, wirken auch auf der Südhälfte, nur daß hier die Jahreszeit gerade entgegengesetzt ist. Der Sommer des Nordens ist der Winter des Südens, dann sind die Seebären, Seelöwen, Seeelephanten der südlichen Meere, nördlich gegen den Aequator ausgewandert, und werfen hier ihre Jungen, kehren aber beim Eintritt unsers Herbstes nach Süden zurück, um da den Sommer zu verleben. Wir bemerken hier einen Umstand, welcher sehr merkwürdig ist. Kein Vogel begattet sich in dem Welttheil, wo er überwintert, sondern kehrt zur Fortpflanzung immer wieder in das Land zurück, wo er geboren worden. Die angeführten Säugethiere befolgen das Gegentheil, sie pflanzen sich in ihrem Winteraufenthalt fort und kehren mit ihren Jungen nach dem Sommeraufenthalt zurück.

Winterschlaf.

Einige Säugethiere, für welche die Natur ihres Wohnortes im Winter nicht genug Nahrung hervorbringen könnte, und denen sie doch die Schnelligkeit des Laufes versagte, haben dagegen die Eigenschaft erhalten, den Winter zu verschlafen. Dieser Eigenschaft sind aber nur Thiere der kalten Klimate oder der hohen Gebirge warmer Länder unterworfen. Man hat diesen Schlaf auch wohl Erhaltungsschlaf genannt; allein jeder Schlaf ist erhaltend. Es ist dieser Winterschlaf eine wahre Unterbrechung der innern und äußern Körperthätigkeit, wo sie zwar nicht ganz aufhört, denn gänzliches Aufhören wäre Tod, aber sie geht so unmerklich vor, daß es ein dem Scheintod völlig ähnlicher Zustand ist, ein bloßes vegetatives Leben, wobei die Verrichtungen der Sinne und des Hirns ganz stille stehen. Wenn daher auf der einen Seite in diesem Zustand keine Nahrung aufgenommen werden kann, so ist auf der andern Seite auch kein Verbrauch, keine Kraftanstrengung, kein Abgang, und es bedarf zur Erhaltung des Lebens nur wenig, und dieses Wenige erhält das Thier durch die Einsaugung des Fettes, welches sich wieder in Blut verwandelt. Wir finden die Einrichtung des Körpers so, daß der Ueberfluß der Nahrung, welche das Thier im wachenden Zustand erhält, sich als Fett ablagert, und so ein Magazin bildet, aus welchem der Körper im Zustande des Schlafes immer soviel Nahrung ziehen kann, als zur Erhaltung des Lebens hinreichend ist. Alle fetten Menschen oder Thiere können länger ohne Nahrung aushalten, werden aber dabei mager. Der Höcker, welcher das Kameel so sehr entstellt, ist ihm sehr nützlich, und macht es gerade dazu fähig, mit wenig Nahrung vorlieb nehmen zu können. Beim Reisen durch die Wüsten, wenn es fast keine Nahrung von außen erhalten kann, nimmt sein Fetthöcker ab, und dieses Fett gibt ihm so lange hinlängliche Kraft, bis es wieder an bessere Nahrung kommt. Ein mageres Kameel kann daher eine solche Reise nicht aushalten, sondern geht zu Grunde. Sobald aber ein abgemagertes, daneben gesundes Kameel, wieder an reichliches Futter kommt, so wird sein Höcker wieder ersetzt. Alle Winterschläfer sind daher im Herbst sehr fett, im Frühjahr beim Erwachen sehr mager geworden. Haben sie in der letzten Zeit vor dem Winterschlaf schlechte Nahrung erhalten, so schlafen sie entweder nicht ein, oder sie sterben während demselben, oder schlafen nur so lange bis alles Fett aufgezehrt ist, erwachen dann und suchen nach Nahrung. Einem erstarrenden Winterschlaf sind unterworfen mehrere Thiere aus der Ordnung der Nager, besonders Murmelthiere und Hamster. Diese erwachen den ganzen Winter durch nie, fressen in dieser Zeit gar nichts, der Körper ist ganz kalt und man bemerkt Athmen und Kreislauf fast gar nicht. Wenn sie aber in eine wärmere Temperatur gebracht werden, so kehrt allmälig Wärme und Bewegung zurück. Aber auch in eine Temperatur gebracht, welche unter dem Gefrierpunkt ist, erwachen sie, und zwar schnell, suchen ängstlich Schutz vor der Kälte, athmen stark, geschwind und mühsam, um mehr Wärme zu erzeugen, und erreichen sie nicht einen Schlupfwinkel, wo die Wärme bis über den Gefrierpunkt steigt, so sterben sie. Bei andern Säugethieren, ebenfalls aus der Ordnung der Nager, fällt das Thier in einer etwas kalten Temperatur nur in einen tiefen Schlaf, wobei aber Gefühl, Kreislauf und Athmen nicht ganz aufhört, sondern nur viel langsamer vor sich geht, diese Thiere erwachen bei wärmerer oder kälterer Temperatur viel schneller als die vorigen, und fressen dann während dem sie wachen. Sie legen sich daher Magazine an, aus welchen sie während dem Wachen zehren, sind auch oft mitten im Winter munter, wenn warme Tage eintreten. Andere endlich verschlafen nur einen Theil des Winters, und zehren dabei von ihrem Fette, können aber auch wachend lange ohne Speise aushalten. Ihr Schlaf dauert nur Tage und Wochen, nie aber ganze Monate; dahin gehören die Bären, die Dachse, die Igel.

Alle diese Thiere gehören den gemäßigten und kalten Ländern an, welche wirklich einen Winter haben. In wärmern Ländern findet man keine solche Schläfer, dort bringt die Natur immer soviel hervor, daß sich die Thiere das ganze Jahr durch hinlänglich ernähren können. Man findet den Winterschlaf auch nur unter den Säugethieren. So oft man auch darüber geschrieben hat, daß auch Vögel einem Winterschlaf unterworfen seyen, so ist dieß doch unrichtig und der Natur zuwider. Die Vögel haben ein viel wärmeres Blut, bedürfen der athmosphärischen Luft und des Sauerstoffs in einer bedeutenden Menge, als die Säugethiere, so daß ein Unterbruch des extensiven Lebens bei ihnen sehr schnell den Tod bringen müßte. Man will auch bemerkt haben, daß die Winterschläfer unter den Säugethieren ein kälteres Blut haben, als andere, und bei größerer Kälte wirklich unfähig sind, genug Wärme zu erzeugen, daher müssen sie sich vor einer solchen Kälte schützen, und begeben sich an einen frostfreien Ort, unter die Erde, oder in einen hohlen Baum, oder in eine natürliche oder künstliche Höhle, wo sie sich durch warm haltende Stoffe, in welche sie sich einhüllen, noch besser schützen.

Die innere und äußere Organisation bereitet also ein Thier zur Bewohnung dieses oder jenes Klima oder Landes vor, und hat auf seine weitere oder geringere Verbreitung Einfluß. Da Pflanzen- und Thierreich so enge mit einander verbunden sind, so hat auch das Pflanzenreich den größten Einfluß auf die Verbreitung der Säugethiere; auch dann, wenn sie sich nicht von Pflanzen, sondern von Fleisch ernähren, weil mit der Vielfachheit der Pflanzen auch die Zahl der Thiere sich vermehrt, von welchen sie leben. Zwar sind die wenigsten Pflanzen fressenden Säugethiere nur an diese oder jene Pflanze gebunden, wie viele Vögel; aber die Menge der Nahrung, welche das einzelne Individuum bedarf, ist bedeutend größer, und daher nähren pflanzenreiche Länder auch mehrere Arten. Wir sehen auch von den Polen aus bis zum Aequator die Zahl der Arten und Gattungen immer zunehmen, und jenseits gegen den Südpol hin wieder, und zwar schneller, abnehmen.

Nach den verschiedenen Familien und Ordnungen der Säugethiere ist ihre Vertheilung ungefähr folgende:

Die meerbewohnenden Säugethiere finden sich zwar in den Meeren aller Weltgegenden, aber sie sind doch vorzugsweise in den Polarmeeren einheimisch, und dort ungleich zahlreicher als die Landsäugethiere gegen die Schneegrenze hin.

Die Gattung Wallfisch lebt vorzugsweise zwischen den Eisbergen und Eisfeldern der Polarmeere, und geht auf der nördlichen Halbkugel weit über den 80 Grad der Breite hinaus, seltener finden sich Thiere dieser Gattung in den gemäßigten und warmen Zonen; doch durchstreifen sie die Meere aller Weltgegenden mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Pottfische bewohnen dagegen mehr die südliche Halbkugel, und gehen zwischen die südlichen Eisberge, durchstreifen aber die Meere aller Zonen. Der Einhornfisch oder Narwall hat mit den Wallfischen gleiches Vaterland, geht aber nur selten in die gemäßigten Zonen. Die Delphine werden in allen Meeren angetroffen.

Das Wallroß bewohnt am zahlreichsten die Meere von Spitzbergen und Grönland bis zum 75 Grad und noch weiter, wo sie früher in so großer Menge waren, daß man in 6 bis 7 Stunden 700 bis 900 erschlagen konnte. Auch auf der südlichen Halbkugel findet es sich in ähnlichen Gegenden; ob dieselbe Art, ist noch nicht ausgemacht.

Die Seehunde gehen nicht so weit zwischen das Eis der Pole, als die Wallfische, finden sich aber in den Nord- und Südpolarmeeren, aber die Arten sind in beiden verschieden, und die in den Südmeeren sind größer. Man findet die Seehunde an den Küsten aller Länder, aber nicht in der Menge, wie in den Polarmeeren.

Die nördlichsten Länder werden von wenigen Landsäugethieren bewohnt. Das nördliche Grönland hat den Eisbären, den Eishasen, den Eisfuchs, den Wolf, das Rennthier, den Moschusochsen und eine Maus.

Raubthiere sind über die ganze Erde von einem Pole zum andern verbreitet. In Hinsicht der einzelnen Gattungen verhält es sich so.

Die Gattung des Bären geht am tiefsten nach Norden durch den Eisbär, der bis über den 75 Grad hinaus geht. Nordamerika hat den schwarzen, den grauen und den braunen Bären. In den wärmern Gegenden sind die Bären Bergthiere; Südamerika hat den Andenbär, Afrika keinen bekannten, Asien den malaischen, thibetanischen, langrüsseligen und

syrischen Bären; Europa den braunen, der auch im nördlichen Asien vorkommt.

Der Vielfraß findet sich in Lappland, Norwegen und in Sibirien; die verwandte Wolveräne in Amerika bis zum 70 Grade. Die andern Arten leben in warmen Ländern.

Der Waschbär lebt in Nordamerika bis Mexiko, und in Südamerika lebt der Krabbenfresser. Merkwürdig ist, daß von diesen Thieren die größern Arten alle im Norden, die kleinern in wärmern Erdtheilen vorkommen.

Die Gattung der Hunde ist ebenfalls über die ganze Erde in zahlreichen Arten verbreitet und selbst in Neuholland anzutreffen, wo sie das einzige Landthier waren, welches keinen Beutel hatte. Der Wolf und der Eisfuchs gehen am weitesten nach Norden, ja so weit als der Eisbär.

Die Hyänen sind Thiere der alten Welt, und heut zu Tage nur noch in Asien und Afrika zu finden. Nach den vielen Schädeln, welche man in den Knochenhöhlen von Hyänen findet, sollte man denken, daß es einst auch in Deutschland, Frankreich und England, Hyänen gegeben habe.

Die Gattung Wiesel oder Marder ist eine allgemein verbreitete Gattung, fehlt indeß Neuholland, wo sie durch die Schweifbeutler ersetzt wird. Die Arten sind zahlreicher in den kältern Gegenden, als in den wärmern. Der Zobel ist in Nordasien und Nordamerika, der Edelmarder in Europa, Asien und Amerika, und das Hermelin ebenfalls anzutreffen.

Die Zibeththiere sind Bewohner der warmen Zone der alten Welt, und namentlich im warmen Asien zu Hause; nur eine Art bewohnt das südliche Europa. Die Genette im südlichen Frankreich und Spanien ist mit der afrikanischen eine Art.

Die Arten der Ichneumons haben dieselbe Verbreitung, kommen aber in Europa nicht vor, sondern bloß im warmen Asien und in Afrika.

Die Stinkthiere (Mephitis) vertreten die Stelle der Zibethiere und Ichneumons in Amerika; nur die Zorille, welche man aber zu den Wieseln zählte, lebt in Afrika.

Amerika hat aus dieser Zunft eigen die Nasenthiere (Nasua) im warmen Theil, den Potto (Cercoleptes) im warmen, die Gattung Fuchsmarder (Bassaris) in Mexiko.

Die Bärenmarder und Rollmarder (Ictides) sind den großen Inseln Java und Sumatra eigen.

Die Gattung Otter ist über die ganze Erde anzutreffen, und hat wenig Arten. Die Meerotter (Enhydris) finden sich im Norden Asiens und Amerikas.

Die Gattung Katzenbär (Ailurus) ist nur auf dem Festland Asiens angetroffen worden.

Die Gattung Katze ist zahlreich über die ganze Erde, Neuholland ausgenommen, verbreitet. Die großen Arten leben in den Tropenländern, streifen aber südlich und nördlich weit ab. Von diesen hat Südasien den Königstiger und einen Löwen, den Panther, einen Jagdpanther und den langgestreiften Tiger (Felis nebulosa) eigen. Afrika den gemähnten Löwen und den Leoparden, Südamerika den Jaguar, den Kuguar, den Ozelot, die langgeschwänzte Katze, den Jaguarundi, den Eira, den Kolocolo eigen. Europa die wilde Katze, den Luchs; Nordasien den Hirschluchs, den Sumpfluchs, den Karacal; und endlich Nordamerika den kanadischen Luchs, die Luchskatze eigen.

Die Affen überschreiten fast nirgends die Tropenländer, finden sich gar nicht in Neuholland und Madagascar. In Europa ist nur eine Art in seinem südlichsten Theil bei Gibraltar anzutreffen, der gemeine Affe, aber wahrscheinlich nur aus Afrika herübergebracht und verwildert. Afrika hat den größten Theil der Gattungen Meerkatze (Cercopithecus) und Hundsköpfe (Cynocephalus) eigen; ferner die Gattung der Stummelaffen und des Schimpanse. Asien die Gattungen Orang-Utang, Langarmaffe, Schlankaffe und Makak. Amerika die Gattungen Brüllaffen, Klammeraffen, Wickelaffen, die Sagoins (Callitrix), die Wollhaaraffen, Nachtaffen, Schweifaffen und Eichhornaffen.

Die Halbaffen (Lemurini) leben nur in den warmen Theilen der alten Welt. Der Makis (Lemur) nur in Madagascar, wo sie die Stelle der Affen vertreten; ebenso die Indris. Die Loris und Tarsier im wärmsten Asien, und die Galagos in Afrika. Die fliegenden Makis in Asien.

Die Fledermäuse oder Handflügler sind über die ganze Erde zahlreich verbreitet, doch weder im höhern Norden noch im höhern Süden; aber jedes Land hat seine Arten. Die fliegenden Hunde (Pteropus) sind pflanzenfressend, und leben im warmen Asien und Neuholland; die Blutsauger, die Blattnasen und Zungenfresser oder Vampyre im warmen Amerika; die übrigen Arten und Gattungen sind dagegen sehr zerstreut, doch hat Neuholland, so viel bekannt, keine.

Unter den kleinen grabenden Arten der Insektenfresser gehört die Gattung des Igels dem gemäßigten Theile der alten Welt, die des Tenreks Madagascar an. Die Spitzmäuse finden sich allenthalben in der alten und neuen Welt, aber nicht in Neuholland. Die Tupajas auf den Sundinseln; die Bisamspitzmaus in Rußland und den Pyrenäen; der Goldmaulwurf in Afrika, der Maulwurf in Asien und Nordamerika; der Sternmaulwurf (Condylura) in Nordamerika, und ebenso der Wassermaulwurf.

Von der unnatürlichen Ordnung der Beutelthiere hat Amerika eigen die Beutelratte und den Schwimmhänder (Didelphis und Chironectes), Afrika und Europa haben keine, auch das feste Land Asiens nicht, dagegen die Molucken die Gattung Kuskus (Balantia); alle übrigen Gattungen, die Schweifbeutler, die fliegenden Beutelthiere, die Beutelhunde, Beuteldachse, die Potoruhs, Känguruhs, Koalas und Wombats leben nur in Neuholland.

Die wunderbaren Gattungen, Schnabelthier und Ameisenigel, finden sich nur in Neuholland.

Von den Nagethieren sind die Gattungen der Mäuse und Eichhörnchen wahre Weltbürger, fehlen jedoch in Neuholland. Die Murmelthiere sind im Norden der alten und neuen Welt anzutreffen, aber in keinem Theil der Tropenländer. Die Schlafmäuse in Europa, Asien und Afrika, die Stachelratten (Echymys) in Südamerika, die Wassermäuse (Hydromys) in Diemensland, die Schweinsmäuse (Capromys) in Kuba, die Hamster in Mitteleuropa und Nordasien, die Springmäuse (Dipus und Meriones) in Nordafrika und Nordasien, der Springhase (Pedetes) ist in Afrika zu Hause. Die Hasen in allen Welttheilen, Neuholland ausgenommen, wo überhaupt die ganze Ordnung der Nagethiere fehlt. Die Biber leben im Norden der alten und neuen Welt; die Pfeifhasen oder Hasenmäuse in Nordasien. Südamerika hat von Nagern eigen die Gattungen des Meerschweinchens (Cavia), des Aguti (Dasyprocta), des Paka (Coelogenis), des Wasserschweins (Hydrochoerus), des Mokas (Kerodon), der Vizcache (Callomys) und mehrere andere. Endlich findet sich die Gattung des Stachelschweins im warmen Europa und Afrika, eine Art in Java, die übrigen in Amerika zu Hause.

Von den sogenannten zahnlosen Thieren, welche sparsam an Arten und Individuen sind, hat Amerika die Gattungen Ameisenfresser, Faulthier und Gürtelthier eigen, Afrika den Ameisenscharrer (Orycteropus), und mit Asien gemein die wunderbaren Schuppenthiere.

Die Abtheilung der Dickhäuter, welche, nach den Ueberresten, die wir in der Erde finden, zu urtheilen, einst vielleicht die zahlreichsten Säugethiere lieferte, ist jetzt an Gattungen und Arten gar nicht reich. Die Gattung des Elephanten, einst über den ganzen Erdboden in mehrern kleinern und größern Arten vertheilt, ist gegenwärtig in zwei Arten auf Südafrika und Südasien beschränkt. Die Gattungen der Zitzenzahn-Elephanten (Mastodon) und andere den Elephanten der Jetztwelt zum Theil an Größe übertreffende Thiere, die man unter dem Namen Deinotherium, Elasmotherium, Anthracotherium u. s. w. im ihren Ueberresten kennt, sind ganz aus unserer Schöpfung verschwunden. Nordafrika, einst voll Elephanten, hat keine Spur mehr von ihnen. Das Nilpferd oder der Hippopotamus ist auf Afrika beschränkt und hat nur eine Art, mehrere sind untergegangen. Die mächtigen Nashörner sind in Afrika und Südasien, auch auf den Inseln zu Hause. Die Tapire in Südamerika und den warmen asiatischen Inseln Sumatra und Java. Die Gattung des Schweines mit seinen Untergattungen, dem Warzenschwein und Nabelschwein, findet sich in allen Welttheilen, Neuholland ausgenommen; auch nicht im hohen Norden und Süden. Die Gattung der Pferde endlich ist nur in der alten Welt, und zwar nur in Asien und Afrika anzutreffen. Auch unser Pferd stammt wahrscheinlich aus Asien, die Pferde in Amerika und Neuholland sind durch Europäer dahin geführt worden, und gedeihen dort vortrefflich.

Die allerwichtigste Ordnung für den Menschen, die Wiederkauer, sind eben so weit verbreitet, als ihr Nutzen reicht. Nur Neuholland war dieser ganzen Ordnung völlig beraubt. Die Gattung der Hirsche beginnt im hohen Norden mit dem Rennthier und Elenthier und verbreitet sich über ganz Nord- und Südamerika, über Europa, Nord- und Südasien, fehlt aber in ganz Südafrika und den größern Theil Nordafrika's. Das

Kameel ist auf Asien und Afrika beschränkt, das Schafkameel auf Südamerika, der Giraffe auf Südafrika. Statt der Hirsche hat Afrika die größte Zahl der Antilopen, welche in keinem Welttheil fehlen. In Asien sind sie zahlreich, in Amerika nur auf einige Arten beschränkt, am wenigsten hat Europa, nämlich nur zwei Arten, die Saiga und die Gemse. Alle Arten leben entweder auf den hohen Gebirgen oder auf unfruchtbaren und öden Ebenen und am Rande der Wüsten, sind aber durch ihr Fleisch und ihre Häute den Menschen ungemein nützlich. Die Gattungen Ziege und Schaf sind ebenfalls über die ganze Erde verbreitet, aber allenthalben Gebirgsthiere; Südamerika hat keine Art, es müßte dann der räthselhafte Pudu von Molina dazu gehören. Die Gattung Bisamthier ist einzig im nördlichen Asien zu finden, die übrigen Arten sind keine wahren Bisamthiere, sondern eher Hirsche ohne Geweih, und leben im wärmern Asien. Endlich hat auch die Gattung der Ochsen allenthalben ihre Repräsenten. Im hohen Norden kommt neben dem Rennthier zuerst der nordamerikanische Bisamstier, dann der Bison vor. Südamerika hat keine, Europa und Nordasien haben den Auerochsen, Südeuropa und Asien den Büffel, Thibet den grunzenden Ochsen, Ostindien den Büffel, den Zebu, den Ochsen von Silhet, und Afrika den kafferschen Büffel.

Wir sehen also, daß jedes Land, ja nicht nur große Festländer, sondern auch Inseln ihre eigenen Thiere haben, welche sonst nirgends vorkommen. Daraus geht ganz unbezweifelt hervor, daß unmöglich die Säugethiere von einem Ort der Erde ausgehen konnten, daß kein Mittelpunkt möglich sey, von welchem her diese Thiere strahlenartig sich verbreiten konnten. Jedem ist sein Klima angewiesen, außer welchem es nicht leben kann, zu welchem es daher, von einem Mittelpunkt ausgehend, nie hätte gelangen können, da ihm die Natur nicht, wie dem Vogel Flügel gab, um große Räume in kurzer Zeit zu durchfliegen. Selbst die wandernden Säugethiere überschreiten bei ihren Wanderungen niemals viele Breitengrade, ausgenommen, wenn sie nach und nach wandern, wie die Wanderratte. Nur die im Wasser lebenden können, wie die Vögel von einer Halbkugel zur andern übergehen und ohne Mühe ungeheuere Meeresstrecken durchschwimmen, wie gezeigt worden ist. Bemerkenswerth ist indeß die Armuth vieler Inseln an Säugethieren, wie z. B. Neuseeland und die sämmtlichen Inseln der Südsee, wie die Gruppen Radak, der Carolinen, Washingtons, Tonga, Sandwich-, Societäts- und Taheiti-Inseln, welche keine andere Säugethiere vor Ankunft der Europäer hatten, als den Hund und das Schwein, manche gar keine, wie die Gruppe Radak. Selbst Hund und Schwein scheinen eingeführt und nicht ursprünglich einheimisch gewesen zu seyn. Die meisten dieser Inseln sind aber vulkanischen Ursprungs oder aus Korallen gebildet. Sie stehen sehr im Gegensatz zu den Sundinseln, den Molucken, Philippinen und mehrern der Papusinseln, welche einen Ueberfluß von Säugethieren haben, und zwar von ganz eigenen, sonst nirgends vorkommenden, wie die Nashörner auf Java und Sumatra, die Orang-Utangs auf Borneo und Sumatra, die Langarmaffen und Schlankaffen dieser Inseln, welche außer denselben sich nirgends finden, und von den auf dem festen Lande vorkommenden wieder verschieden sind. Die Beobachtung besonderer Arten auf diesen Inseln spricht gegen die Meinung, daß sie einst mit dem festen Lande zusammenhingen, die vorkommenden Thiere sind da entstanden und können nicht eingewandert seyn, so wenig als die Thiere Neuhollands. Das Meer selbst aber hinderte die weitere Verbreitung solcher Thiere in andere Länder. So um ein Beispiel aus Europa zu geben, finden wir in der Geschichte nirgends, daß je der Mufflon, der noch in den Gebirgen Sardiniens und Korsikas zu Hause ist, auf dem festen Lande Europa's gelebt habe, wo man ihn nirgends findet. Der Argali der sibirischen Alpen und das Bergschaf des Felsengebirges Amerika's sind verschiedene Thiere, zwar dem sardinischen Mufflon ähnlich, aber leicht zu unterscheiden.

Selbst in einzelnen Gebirgen auf den Festländern leben abgesondert verschiedene Thiergruppen, welche es sich nicht einfallen lassen, anderswohin zu wandern. Nie wird man Gemsen gesehen haben die Ebenen durchirren und von den nahen Hochalpen auf den Jura übergehen, wo sie doch auch, könnte man denken, genug und mehr Nahrung fänden als auf der Centralkette, allein sie blieben immer auf derselben. Nirgends findet man außer ihnen die Gemse bis wieder eine ganz ähnliche, wo nicht dieselbe Art auf den Pyrenäen vorkommt. Auch in einem andern Welttheile auf den Gebirgen Persiens lebt wieder eine Gemse, etwas verschieden von der unsrigen. Niemand wird aber denken können, daß unsere Gemse von den Schweizeralpen nach den Pyrenäen oder von jenen Gebirgen zu uns, oder gar nach Persien gewandert sey. Der Steinbock unserer Alpen scheint ein ganz vereinzeltes Thier zu seyn, und nur auf die Centralkette der europäischen Alpen beschränkt. Lange glaubte man der sibirische Steinbock sey einerlei, allein er ist eine ganz verschiedene Art, auch wissen wir nun gewiß, daß auch ein Steinbock in den Pyrenäen lebt, welcher sehr verschieden ist; der Steinbock der nubischen Gebirge, der abyssinische und der kaucasische sind ganz verschiedene Thiere, und wenn nicht der Steinbock der Gebirge von Kreta, von welchem uns Belon erzählt, von welchem man aber seitdem nichts mehr erfahren hat, unser Steinbock ist, so wird einst seine Art ganz verschwinden. In den hohen Gebirgen der alten Welt, und in den nordischen Gebirgen der neuen Welt leben ähnliche Thiere, dagegen ernähren die Anden Amerika's kein ähnliches Thier, keine Antilope, kein Schaf, wenn nicht der Pudu auf den Gebirgen Chiles, welchen Molina erwähnt eine Ziege- oder Schafart ist.

Die Centralkette Ostasiens, der Himalaja hat, so viel wir wissen, weder Gemsen noch Steinböcke, wohl aber vertreten in jenen Hochalpen ihre Stelle andere Antilopen, und zwar mehrere sehr merkwürdige Arten. Wie unser Steinbock ein der europäischen Centralkette eigenes Thier zu seyn scheint, so ist das Bisamthier der Kette des Altai und seiner Ausläufer eigen.

So sehen wir, wie die schaffende Natur unerschöpflich in ihren Formen war, wie zwar in ähnlichen Gegenden und Klimaten immer wieder ähnliche Thiere entstunden, aber immer etwas verschieden, und daß diese Verschiedenheit nicht etwa bloß zufällig ist, sondern beständig sich gleich bleibt. Dieß ist es, was man mit Recht stellvertretende Arten nennen kann. Diese Arten sind von ihrer Erschaffung an, immer in derselben Gegend gewesen, und konnten sich nicht mit ihren entfernten Gattungsverwandten mischen, wenn nicht der in die Natur eingreifende Mensch sie in ihre Nähe brachte. Wo der Mensch nicht waltet, da bleibt sich die Natur gleich. Durch seinen Einfluß, durch seinen Willen, durch seine Verbreitung hat er aber neue Arten geschaffen, so unähnlich ihren Stammeltern, daß man diese kaum mehr erkennen oder gar nicht mehr auffinden kann. Sind Arten, die in der jetzigen Schöpfung lebten, untergegangen, so ist es nur der Mensch, der ihren Untergang herbeizog, er ist es, der statt ihnen neue Arten in dieselben Gegenden einführte. Kaum ein Jahrhundert wird vergehen und die nordamerikanischen Präirien werden keine Bisonten mehr nähren, aber tausenden von zahmen Ochsen reichliche Weide darbieten, wie es die Llanos und Pampas in Südamerika thun, wo die einst als Fremdlinge eingeführten Pferde und Rindviehheerden sich ins Unendliche vermehrt haben.

Das Studium der Natur darf heutzutage nicht von dem Geschichtsforscher vernachläßigt werden, am wenigsten dem Bibelausleger unbekannt seyn; es wird ihm ganz andere Ansichten geben und ihn auf den rechten Weg führen. Es scheint so manchem kleinlich, wenn der Naturforscher die Glieder am Fuße eines Käfers zählt, oder seine Farbe beschreibt; wenn er es wichtig findet, die kleinen Abweichungen genau zu untersuchen, welche verwandte Thiere von einander unterscheiden, und doch ist dieß ein Hauptmittel, durch welches die neue Naturforschung Licht in die Geschichte der Menschheit brachte, welche sich immer mehr aus der Finsterniß erhebt, in welche die Befangenheit früherer Jahrhunderte sie stürzte. Fürchte man nicht, daß dadurch die Religion, der Glaube an Gott und seine Leitung geschwächt werde. Die Bibel ist ein Menschenwerk, geschrieben nach den Ansichten der Menschen, welche zu jener Zeit lebten, daher sieht sie vieles anders an, als es sich wirklich verhält. Die Sündfluth wird in ihr als allgemein die Erde bedeckend geschildert, weil Moses nur einen kleinen Theil der Erdoberfläche kannte. Die Schöpfungsgeschichte ist aus den Sagen der damals lebenden Völker des Morgenlandes zusammengesetzt, und nur statt der vielen Götter, welche jene Völker annahmen, dem Glauben an einen Gott angepaßt. Das Paradies ist ein Ideal, welches dem Glauben an ein goldenes Zeitalter, in welchem die ersten Menschen lebten, entnommen ist, wo der Mensch noch in voller Unschuld lebte. Aber dieses Zeitalter hat nie existirt und konnte auch nie existiren, da die Bedürfnisse sich allzubald dem Menschen aufdrangen, und bei seiner Vermehrung die Leidenschaften und die Herrschaft roher Sinnlichkeit sich bald zeigen mußten. Der Mensch ist zur Thätigkeit geboren, darum gab ihm Gott den Verstand, aber darum gab ihm auch Gott mehr Bedürfnisse als keinem Thier, er schuf ihn nackt, wie kein anderes auf dem Lande lebendes Säugethier, das Bedürfniß

sich zu Kleidern gab ihm bald Anlaß seine Verstandeskräfte zu üben, und bald unterjochte er mehrere seiner Mitgeschöpfe, um durch sie seine Bedürfnisse leichter zu befriedigen. In dem angeblichen Paradiese konnten niemals die Thiere alle versammelt seyn, nie konnten die fleischfressenden mit den pflanzenfressenden friedlich leben, nur die zähmbaren Thiere konnte der Mensch um sich versammeln, nur seine Hausthiere konnte er bei der großen Ueberschwemmung mit sich auf ein Schiff nehmen, und sie retten, für die andern konnte er nichts thun. Je mehr wir die Thiere, je mehr wir die Natur überhaupt auch da, wo sie uns kleinlich erscheint, kennen lernen, desto größer erscheint uns der Schöpfer alles dieses, desto mehr sind wir gleichsam gezwungen ihn zu verehren. Weit entfernt, daß die Naturgeschichte uns zum Unglauben verleite, unsere Religionsbegriffe schwäche, wird sie uns zur Religion, zur Erkenntniß der Größe des Weltregierers führen. Die Religion ist darum nicht gefährdet, wenn wir an keine sogenannte Sündfluth, die alles was Athem hatte, ausgenommen die Leute in der Arche, vertilgte, glauben, wenn wir uns das Paradies anders vorstellen, als es uns in unserer Kindheit vorkam. Dieß hat man endlich anerkannt, und darum auch die Naturgeschichte in die Schulen eingeführt, da sie den Verstand bildet, die religiosen Gefühle erhebt und zur Wegweiserin der Geschichte der Menschheit und der Schöpfung geworden ist. Sie ist ein Buch, aus welchem wir immer nur Wahrheiten schöpfen werden, wenn wir uns bemühen den Text recht zu übersetzen, aber freilich ist er nicht immer klar und deutlich geschrieben, wenn er die Spuren früherer Schöpfung behandelt, und in diesem Fall bleibt uns immer noch mehr zu enträthseln übrig, als uns möglich seyn wird.

Wenn wir die Zahl der bekannten Säugethiere auf etwa Zwölfhundert stellen, so ist es gewiß, daß wir noch nicht alle kennen, und daß noch einige hundert unbekannt seyn mögen, aber mehr läßt sich kaum denken, obschon noch lange nicht alle Länder der Erde naturhistorisch untersucht sind, aber wir kennen doch die größern Säugethiere der meisten Länder. Die welche uns noch die reichste Ernte versprechen, sind Länder Hinterasiens. Neuholland ist arm an Thieren und wird wenig unbekannte Arten haben, wenn es uns auch ganz bekannt werden wird, Auch das Innere Afrika's ist nicht außerordentlich reich an größern Thieren; Affen und Antilopen werden wohl die meiste Ausbeute geben. Viele Länder Amerika's sind allerdings wenig oder gar nicht bekannt, aber viele Thiere, welche schon bekannt sind, werden wohl auch in den unbekannten Gegenden vorkommen. Die kleinern Säugethiere, wie die Mäuse, sind meist nächtlich, leben in Höhlen, in der Erde, und entziehen sich den Untersuchungen und Beobachtungen der Reisenden, die nur bei einem längern Aufenthalt sie entdecken und ihre Lebensart beobachten können. Wenn wir die Zahl fünfzehnhundert als die Zahl der wirklich vorhandenen Säugethiere in allen Gegenden der Erde annehmen, so werden wenig von der Wahrheit entfernt seyn.

Nach dieser Einleitung gehen wir zur Betrachtung der einzelnen Ordnungen über, werden uns aber immer mehr über das Allgemeine jeder derselben, als über die einzelnen aussprechen und die Charakteristik der Gattungen vorzüglich herauszuheben. Wir fangen mit denen an, welche dem Menschen am ähnlichsten sind.

Vierhändige Thiere.

Es ist ganz neulich, bei Anlaß von Nachrichten über einen in Paris lebenden Orang-Utang, die Idee Linnes wieder aufgefrischt worden, der Orang-Utang gehöre doch wohl eher zu den Menschen, als zu den Affen, deswegen nannte ihn auch jener große Mann in der ersten Ausgabe seines Systems Nachtmensch, den Menschen dagegen Tagmensch. Die Eintheilung in Zweihändige soll gar nicht natürlich seyn, denn die Bildung des menschlichen Fußes rühre einzig von der Gewohnheit her Schuhe zu tragen. Diese Behauptung ist ebenso begründet, wie jene, welche den Satz aufstellt, das menschliche Ohr sey deshalb unbeweglich, weil man den Kindern gleich nach der Geburt anliegende Mützen aufsetze, wodurch die Ohrmuskeln gleichsam gelähmt wurden. Diese Lähmung aber sei nach und nach von Eltern auf die Kinder übergegangen und habituel geworden. Wahr ist es, daß man durch lange Uebung auch den Fuß als eine Art Hand brauchen kann, daß die große Zehe durch viele Uebung mehr Beweglichkeit und Brauchbarkeit erhält. Der Neuholländer klettert z. B. mit Hilfe des Einsetzens der großen Zehe in kleine Löcher, welche er in die Baumrinde macht. Aber um deßwillen wird der Fuß nicht zur Hand. Eine Hand wird nur durch einen von den übrigen Fingern abstehenden und weiter hinten eingelenkten Daum zum vollkommenen Ergreifungsorgan. Wo sind aber die Völker, auch wenn sie oder ihre Vorfahren niemals Schuhe getragen haben, bei welchen die große Zehe weiter hinten eingelenkt also kürzer ist, als die andern. Bei den Affen ist aber im Gegentheil die Fußhand gar oft vollkommener als die Vorderhand, bei welcher der Daum sogar zuweilen fehlt oder so kurz ist, daß er zum Greifen wenig oder nichts helfen kann, wie wir diese Bildung bei den Schlankaffen, Stummelaffen und Klammeraffen finden. Beim asiatischen Orang, von welchem hauptsächlich gesprochen wird, ist aber gerade der Daum an der Fußhand so sehr abstehend, daß das Thier entweder nur auf der äußern Fußkannte steht, oder gar die Zehen umbiegt, daher nie ganz aufrecht und fest stehen kann, wie der Mensch. Wenn wir nun aber dieses zugeben müssen, und beobachten, daß der ganze übrige Bau des Menschen auf eben diesen Umstand Bezug hat, so werden wir wohl der Meinung des Herrn Cuviers beistimmen müssen, daß der Vorzug des Menschen gerade durch diesen Bau bedungen werde, und somit die Eintheilung und Absönderung der Menschen als eigene Ordnung natürlich sey, und sich rechtfertigen lasse. Man vergleiche die Skelete des Menschen, des Chimpanse und des Orangs und man wird sich von dem Gesagten gewiß überzeugen und die Ordnung der vierhändigen Thiere als eine natürliche annehmen.

Die Vierhänder haben vier mehr oder minder vollkommene Hände, da die Füße eben so gut wahre Hände sind, als die vordern, ja bei manchen die Benennung Hand noch genauer auf die Füße paßt. Eine Hand nämlich nennt man einen Fuß, der mit längern Zehen versehen ist, und einen abstehenden Daum hat. Dieser Bau macht zum Ergreifen geschickt. Nun aber mangelt bei mehrern Affen der Daum an der Vorderhand ganz oder ist so kurz, daß er nur eine Warze genannt werden kann, wo also dann die Hand unvollkommen ist, während der Daum an den Hinterhänden vollkommen ausgebildet und entgegensetzbar ist. Der Charakter einer wahren Hand verändert sich aber auch noch bei mehrern Arten, sie wird unvollkommen bei den kleinen amerikanischen Gattungen der Affen und zum Theil bei den Makis.

Die Vierhänder bilden vorerst zwei sehr verschiedene Hauptabtheilungen oder Hauptfamilien. Die eigentlichen Affen und die Makis oder Halbaffen. Die ersten haben ein mehr oder minder menschenähnliches Gesicht, welches indeß bei den Hundsköpfen ganz thierisch wird. Dieser Unterschied ist aber noch hervorstehender bei der zweiten Abtheilung, den Halbaffen, deren Gesicht vielmehr fuchsähnlich ist.

Die Affen haben dieselbe Zahl von Zähnen, wie der Mensch, auch ungefähr denselben Bau, nur unterscheiden sich die Eckzähne auffallend von den menschlichen durch ihre Größe und Länge, worin manche den Raubthiereckzähnen gleich kommen. Allein erst im Alter wird dieser Unterschied sehr deutlich, und mit der stärkern Entwickelung dieser Zähne verändert sich auch die Physiognomie. Selbst bei den Affen, bei welchen der Kopf nichts menschenähnliches hat, ist der übrige Körperbau menschenähnlich, namentlich im innern Bau desselben. Lungen, Magen, Darmkanal, Leber sind wenig verschieden von denselben Theilen des Menschen, selbst das Gehirn ist stark entwickelt und zeigt, daß die intellektuelen Kräfte groß seyn müssen. Die Hauptverschiedenheiten beziehen sich hauptsächlich auf die Theile, welche sich auf den aufrechten Gang beziehen, welcher auch beim menschenähnlichsten Affen nicht der natürliche ist. Schon deßwegen, weil der Gang meist vierfüßig ist, mußte der Kopf des Affen anders gebildet seyn, die Schnauze schiebt sich vor, dagegen wird die Stirne platter und zieht sich zurück, das Hinterhauptloch wird ebenfalls weiter nach hinten gerückt, der Kopf also mehr nach vorn hängend. Wenn daher auch das Gehirn des Affen alle Theile des menschlichen hat, so hat es sie in einer andern Lage, der Kopf ist weniger gewölbt, die Halbkugeln kleiner. Ob sich daraus der große Unterschied zwischen Mensch und Affe in der Intelligenz erklären lasse, ist nicht leicht zu bestimmen, da wir ebenso große Intelligenz beim Hunde, bei einem ganz andern Bau des Schädels wahrnehmen. Allein so viel geht doch aus der Vergleichung der Affenschädel hervor, daß die dem Menschen am ähnlichsten, auch eine größere Intelligenz besitzen. Oben an scheint, allen Nachrichten zufolge, der afrikanische Orang-Utang, der auch Schimpanse heißt, zu stehen, dann folgen in dieser Hinsicht nach den neuern Beobachtungen die Langarmaffen, auf diese erst der Orang-Utang von Borneo und Sumatra, oder vielmehr die Orangs, denn man glaubt,

jetzt statt einer Art, vier zu kennen, wovon eine auf dem festen Lande Asiens wohnen soll. Da alle Beobachtungen nur an jungen der lange bekannten Art gemacht worden sind, so ist es sehr schwer zu beurtheilen, wie weit die Fähigkeiten des alten Thieres gehen. Die mit dem Alter vorgehende Schädelveränderung muß gewiß großen Einfluß auf die intellektuelen Fähigkeiten äußern. Die ostindischen Schlankaffen werden ebenfalls als sehr intelligent beschrieben, auf sie folgen die Meerkatzen, die Stummelaffen, soweit wir sie kennen, dann die Kapuzieraffen, nun erst die Hundsköpfe und endlich die übrigen amerikanischen Affen, zuletzt die Eichhornaffen, welche auf der untersten Stufe der Intelligenz zu stehen scheinen.

Alle Affen sind eigentlich Pflanzenfresser, aber beinahe alle lieben sehr Insekten, und viele namentlich amerikanische leben größtentheils von solchen, ja einige nähern sich den Raubthieren und fressen Vögel und rohes Fleisch. Die Affen der alten Welt aber lassen sich alle an gekochtes Fleisch gewöhnen, und lernen überhaupt in der Gefangenschaft sehr leicht, fast alles genießen, was der Mensch genießt. Der Bau ihrer Zähne beweißt hinreichend, daß sie eigentlich Pflanzenfresser seyen, und offenbar ist dieß auch der Mensch, der nur mit Hilfe des Feuers das Fleisch genießen kann. Die großen Hauzähne des Orang-Utangs und der Hundskopfaffen sind furchtbare Waffen, aber sie dienen nicht zum Zerbeißen des Fleisches. Alle haben vier Vorderzähne oben und unten, wie der Mensch, wie bei ihm stehen auch alle diese Zähne geschlossen an einander, bis im Alter die Entwickelung der Eckzähne eine Zahnlücke nöthig macht, da sonst der Mund nicht geschlossen werden könnte.

An Feinheit der Sinne übertreffen die Affen den Menschen. Der Geruch ist bei ihnen noch als Hüter und Warner anzusehen, der sie, wie es auch ursprünglich bei Menschen der Fall war, vor dem Genusse schädlicher Dinge warnt, sie verabscheuen alles, was übel riecht, auch sind sie Feinschmecker und genießen bei weitem nicht alles, was man ihnen darreicht. Das Getaste ist bei ihnen auch in den Fingerspitzen und bei manchen scheint es eben so fein zu seyn; sogar auch an den Füßen, doch an diesen etwas weniger. Bei den Wickelschwanzaffen hat auch der untere nicht behaarte Theil des Schwanzes ein so feines Getaste, daß sie damit ganz kleine Sachen ergreifen können. Bei den Eichhornaffen ist das Getaste weniger entwickelt.

Die Affen sind nur auf die Tropenländer beschränkt und finden sich außer ihnen nicht; einzige Ausnahme macht der gemeine Affe, der seit Jahrhunderten in den Felsen von Gibraltar lebt und sich da fortpflanzt. Die Unersteiglichkeit und Steilheit dieser Felsen erhält ihn dort ungeachtet aller Verfolgungen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er dort nur verwildert ist, und von entlaufenen Zahmen abstammt. Gibraltar hat aber dasselbe Klima wie Nordafrika, wo diese Affen zu Hause sind. Das ganze südliche und östliche Asien, die Inseln Java, Sumatra, Borneo, Celebes haben eine Menge von Affen, dagegen fehlen sie in Neuguinea und den Molucken und ebenso in ganz Neuholland. Afrika hat zahlreiche Arten in allen seinen Theilen, sie gehen dort ziemlich hoch in die Gebirge herauf. Auch in allen Wäldern des tropischen Amerika's bis Paraguay sind große Schaaren Affen anzutreffen. Aber jedes Land hat seine ganz eigenen Gattungen und Arten, deren äußere Gestalt und deren Sitten so verschieden sind, daß man mit allem Recht sie in viele Gattungen getheilt hat.

Man kann daher wohl im Allgemeinen vieles über die Sitten der Affen sagen, aber jede Gattung hat wieder viel eigenes. Leider kennen wir die Sitten mancher Gattungen noch gar nicht genau, und namentlich fehlt es uns an genauen Beobachtungen über das Betragen des menschenähnlichsten Affen, die in ihrem ausgewachsenen Alter noch nie lebend nach Europa kamen, sondern immer nur jung, da ihr Leben zart ist, und sie das naßkalte Klima Europa's gar nicht vertragen. In ihrem Vaterland aber leben sie in den dichten Waldungen, in welche größtentheils noch kein Europäer eingedrungen ist, und auch nicht eindringen kann, da theils die Bosheit der Bewohner, die zum Theil noch Menschenfresser sind, wie die Batas auf Sumatra, theils die Ungesundheit des Klimas für die Europäer ihnen den Zugang fast unmöglich macht. Besonders wäre es auch höchst interessant über die Sitten des afrikanischen Schimpanse, der nach allem, was wir von ihm wissen, dem Menschen weit am nächsten steht, genaue Nachrichten zu haben, um ihm seine Stellung in der Thierwelt in intellektueler Hinsicht anzuweisen, aber gerade von diesem hat man nicht einmal so viel Kenntniß, daß man mit Sicherheit sagen kann, wie groß er wird.

Weit die meisten Affen leben in größern oder kleinern Gesellschaften und mit ihren Jungen beisammen, aber selten friedlich, da sie sich oft um die Speisen zanken, dennoch trennen sich die Gesellschaften nicht, und bekriegen eifrig zusammenhaltend andere Gesellschaften ihrer eigenen Art, wenn sie mit ihnen zusammentreffen.

Fast alle Arten sind schlechte Läufer, aber treffliche Kletterer, und manche sind wirkliche Baumthiere, die nur im Nothfall ihre hohen und luftigen Behausungen auf dem Gipfel der Bäume verlassen, auf welchen sie mit unbegreiflicher Sicherheit, Schnelligkeit und Gewandtheit klettern, und von einem Baume zum andern springen. Hier können sie sich auch leicht im Dickicht der Urwälder verbergen, und sich vor Nachstellungen sichern, was ihnen noch öfters gelingen würde, wenn nicht ihr Geschrei und ihre Unruhe sie verrathen würden. Die Affen mit sehr langen Armen sind besonders schlechte Läufer, klettern aber um so geschickter. Ein Mensch kann sie auf dem ebenen Boden ereilen, und sie fangen, haben sie aber einmal den Wald erreicht, dann geht es wie im Fluge von einem Baume zum andern.

Fast alle Thiere dieser Familien sind argwöhnisch, vorsichtig, klug, sie lassen die Augen immer nach allen Seiten hin gehen, um jede mögliche Gefahr vorher zu sehen, und sie ausweichen zu können. Sie sind ungemein neugierig, wollen alles besehen und betasten. Sie sind wirklich diebisch und legen es eigentlich darauf an zu stehlen und sich an Orte einzuschleichen, wo es etwas zu stehlen gibt, dann aber sind sie auch Auge und Ohr, und jedes Geräusch kann sie in die Flucht jagen. Mehr feige und furchtsam als kühn, begeben sie sich sogleich auf die Flucht. Wenn sie aber eingeholt werden und nicht mehr entfliehen können, suchen sie durch Grimassen und Töne den Feind zu erschrecken und wehren sich durch Beißen und Kratzen, und man hat sich von ihren furchtbaren Zähnen in acht zu nehmen. Auf Bäumen brechen sie auch wohl Aeste und Früchte ab und werfen sie auf ihren Feind. Jung lassen sich alle Arten zähmen, lernen ihren Herrn kennen, und seiner Stimme bis auf einen gewissen Grad gehorchen, aber nur wenige Arten zeigen eigentliche Anhänglichkeit. Sie gehorchen den Befehlen des Herrn nicht gerne, wie der Hund, sondern nur aus Furcht. Ihre Leidenschaften sind so heftig, daß sie dieselben nur für den Augenblick bändigen können, wenn die Peitsche bereit ist, sie dafür zu züchtigen. Kehrt sich der Herr um, gleich geht es wieder los. Keine Bestrafung, kein Unterricht kann sie zur Reinlichkeit gewöhnen, sie lassen Koth und Urin, wo sie auch seyn mögen, und doch ist es so leicht Hunde und Katzen daran zu gewöhnen, reinlich zu seyn. Davon sollen jedoch die Orangs und Langarmaffen Ausnahmen machen. Das Betragen dieser höher stehenden Arten ist viel ruhiger, besonnener, weniger leidenschaftlich, gelehriger. Sie lassen sich auch zu mancherlei abrichten, ahmen leicht nach, haben ein vortreffliches Gedächtniß für Wohlthaten oder erhaltene Strafen, lernen bald Personen unterscheiden, und zeigen ihnen Anhänglichkeit oder Abneigung, werden zutraulich, einschmeichelnd und wählen eigentlich ihre Freunde aus. Wie sie sich im Alter verändern ist uns freilich noch ganz unbekannt, und es ist möglich, daß ihre Sanftheit sich dann auch verliert, wie wir dieß bei andern Arten sehen. Die Hundsköpfe sind jung auch artig und unterhaltend, werden aber alt vollkommen wilde Thiere.

Den hinterlistigen, verschlagenen, unbiegsamen Charakter der Affen kann man am besten bei Gauklern sehen, welche sogenannte Affencomödien aufführen. Nur die Peitsche kann Ordnung unter der unruhigen Gesellschaft erhalten, nur unter ihrem Schwung gehorchen sie, und hinter dem Rücken des Herrschers grimassiren sie, und treiben ihre Possen. Ist man aber zu streng mit ihnen, so werden sie traurig, eigentlich melancholisch, verlieren alle Lebhaftigkeit und sitzen oft stundenlang, gleichsam hinbrütend, an einem Ort, ihr Charakter hat sich ganz verändert. Gewöhnlich aber reißen ihre Leidenschaften sie hin, und gereichen ihnen oft zum Verderben; sie sind äußerst eigensinnig und lassen, das was sie einmal gefaßt haben, nicht mehr fahren. Man fängt sie daher wohl an einigen Orten auf folgende Art: man höhlt einen schweren Kürbis etwas aus, so daß oben nur ein enges Loch ist, in welches der Affe mit offener Hand hinein greifen kann, dann füllt man die unten weitere Höhlung mit etwas an, was die Affen gerne fressen, und stellt diesen Kürbis an einen Ort, wo Affen sich aufhalten. Die Neugierde treibt sie gleich hinzugehen und zu sehen, was das sey, sie bemerken die im Kürbis verborgenen Leckerbissen, greifen hinein, fassen eine Hand voll, können aber wegen Enge des Loches nicht gleich wieder heraus, und

werden auf diese Art ergriffen, da ihnen ihre Leidenschaft nicht zugibt, das einmal Gefaßte fahren zu lassen und die Hand zu öffnen, wo sie dann ganz leicht entfliehen könnten.

Ganz gewiß ahmen die Affen manches nach, und wenden oft, was sie gesehen, zu ihrem Vortheil an, allein es ist nicht richtig, wenn man im Allgemeinen nur sagt, der Affe ahmt alles nach, denn viele seiner Handlungen scheinen menschlich, weil die Einrichtung seiner Organe ihm menschenähnliche Handlungen natürlich macht, er handelt so, weil er nicht anders kann, nicht weil er nachahmt. Allein auch hierin sind die Gattungen und Arten wieder gar sehr verschieden, je intelligenter, desto mehr ahmt das Thier nach. In den Wäldern, wo sie zu Hause sind, spielen sie die Herren, necken und plagen auch oft andere Thiere ungestraft, da die Schnelligkeit, mit welcher sie Bäume besteigen, sie bald außer Gefahr setzt. Sind Affen in Menagerien mit andern Thieren, so ist es auch ihre Lieblingssache, die Thiere, welche sie erreichen können, zu necken. Sind mehrere Affen beisammen, so zehren sie sich oft bei den Schwänzen und treiben alle Arten von Possen. Sie spielen hier in der Nähe gewaltiger Thiere gleichsam den Hanswurst, der das Publikum kurzweilig unterhält und auch den ernsten Mann zum Lachen zwingt. Ein langarmiger Affe suchte auf dem Schiffe, auf welchem er nach Europa übergesetzt werden sollte, mit andern Affen Freundschaft zu machen, da ihm dieß nicht gelang, rächte er sich auf eine lustige Art. Er schwang sich auf ein Tau, und packte einen dieser Affen unversehens beim Schwanze und zog ihn daran fort, als ob er ihn abreißen wollte, bis etwa eine Bewegung des Affen ihn zwang loszulassen. Nicht selten nahm er seinen Weg auf das Takelwerk und zog den Affen am Schwanze hinten nach. Die Hände brauchte er zum Klettern, mit dem einen Fuße aber hatte er den Schwanz des Affen erfaßt, wobei er eine sehr ernsthafte und lächerliche Miene machte, während der arme, geplagte Affe belferte und auf alle Art zu entkommen suchte. Dann ließ der Langarm plötzlich den Schwanz fahren, so daß er alle Behendigkeit der Affen brauchte, wenn der losgelassene nicht herabstürzen wollte. Es war dieß Spiel ein höchst possirliches, aber für die andern Affen ein höchst unangenehmes, daher hielten sie sich zusammen und trieben den Plagegeist gemeinschaftlich ab, welcher dann auch wirklich keinen Angriff mehr wagte. Allein, dieses Spieles gewohnt, machte er sich an ein kleines Ferkel und suchte ihm den gewundenen Schwanz gerade zu drehen. Aber nicht bloß dieser Affe that dieß, sondern es ist ein Lieblingsspiel der meisten gefangenen Affen, Hunde oder Katzen, welche in ihre Nähe kommen, bei den Ohren und Schwänzen zu zupfen und sich an ihren Grimassen zu erlustigen. Allein eben so feige als frech, sind sie im Augenblick auf der Flucht, wenn das Thier sich ernstlich zur Wehre setzt.

So unreinlich die Affen darin sind, daß sie Koth und Urin allenthalben lassen, wo sie sind, und man ihnen dieses nie abgewöhnen kann, man mag sie noch so hart bestrafen, so reinlich sind sie an sich selbst, sie durchsuchen sich selbst und andern ihrer Art den Pelz unaufhörlich und lesen sich die Insekten ab, welche sie dann mit dem größten Vergnügen zwischen den Zähnen zerknicken. Diese Beschäftigung ist ihnen sehr angenehm, und zahme Affen leisten diesen Dienst sehr oft ihren Herrn, welche in dieser Hinsicht unreinlicher sind, als ihre Affen und meistens Ungeziefer aller Art auf dem Kopf und am Körper tragen, daher den Affen Gewild in Menge unter die Zähne liefern. Diesen Gelust nach den Schmarotzerinsekten theilen die Affen mit den Negern und Südeuropäern, welche niemals alle Insekten von ihrem Körper abfangen oder abfangen lassen, damit es ihnen nicht an dieser angenehmen Speise fehlen könne. Hält man einem zahmen Affen den Arm oder die Hand hin, so durchsucht er die Haut aufs genauste und kratzt jedes Hautschüppchen ab, will auch wohl die Härchen ausreißen. Sie selbst leisten sich diesen Dienst unter einander, und so oft sie sich auch zanken, so versöhnt sie die Insektenjagd immer bald wieder.

Es ist schon angeführt worden, daß man die Affen viel zu allgemein unter die Pflanzenfresser zählt. Humboldt erzählt von den amerikanischen Nachtaffen, daß sie hauptsächlich von Fliegen leben, welche sie mit großer Geschicklichkeit fangen, und daß diese Beschäftigung die einzige sey, welche sie oft einen Theil des Tages über wach erhält, da sie sonst den ganzen Tag schlafen. Gibt man ihnen Vögel, so zerreißen sie dieselben und fressen das Fleisch ganz roh. Dieses thun aber andere Arten nicht, welche nur gekochtes Fleisch genießen, und oft auch dieses verschmähen. Alle Affen haben ein ganz besonderes Vergnügen alles zu zerstören und zu zerreißen, was sie habhaft werden können. Gibt man ihnen eine verschlossene Schachtel, so treibt ihre Neugierde sie sogleich zu sehen, was darin sey, sie suchen sie daher auch zu öffnen und zerbeißen sie so schnell sie können. Eine Papiertute öffnen sie geschickt, zerreißen sie aber dann. Kommen Affen in Menagerien oder in der Gefangenschaft los, so ist nichts vor ihnen sicher, sie greifen kleine Vögel an und zerreißen sie, sie durchstöbern alles, legen gefaltete Zeuge auseinander, und werfen alles durch einander, und richten so in Zimmern gräßliche Unordnungen an. Besonders muß man verhüten, daß sie nicht etwa hinter Bücher gerathen, denn diese werden ganz zerrissen. Merkwürdig ist, was Humboldt erzählt, ein Titi vom Orenoko (Callithrix sciurea) den er bei sich hatte, war sehr begierig nach Insekten und wußte gefangene und an Nadeln steckende Insekten sehr geschickt von denselben zu nehmen, ohne sich zu verletzen. Zeichnungen von Insekten erkannte er sogleich und griff mit seinem kleinen Händchen darnach, um sie zu erhaschen; auf andere Zeichnungen gab er gar nicht Achtung. Dasselbe Aeffchen ritt oft auf einem Ferkel spatzieren, welches es bei den Ohren faßte und sich nicht an sein Geschrei kehrte.

Die meisten Affen, besonders aber die der alten Welt, und vorzüglich die Paviane haben einen ungemein starken Geschlechtstrieb, den sie oft auf eine unnatürliche Art befriedigen, wodurch auch dieselben Folgen entstehen, wie bei Menschen, welche diesem Laster ergeben sind. Man sah mehrere Male Affen aus dieser Ursache an der Rückendarre sterben. Die Paviane oder Hundsköpfe sind die abscheulichsten Thiere, welche man sich denken kann, ein wahres Zehrbild der Wollust, der Bosheit und der unbändigsten Leidenschaften, sind ihre Geschlechtstheile ungewöhnlich groß, nackt, vorstehend, meist sehr lebhaft roth oder blau oder auch grün gefärbt, und sie scheinen gerade auf diese Nacktheiten stolz zu seyn und sie gerne zu zeigen. Sie unterscheiden auch bei den Menschen beide Geschlechter genau und zeigen neben der größten Begierde auch Eifersucht. Sie sind gewöhnlich gegen das andere Geschlecht schmeichelnder, als gegen das eigene. Ein Weibchen des gemeinen Makaks war gegen alle Personen des weiblichen Geschlechts böse, gegen das männliche dagegen gefällig und schmeichelnd.

Da das Klima, in welchem sie leben, keinen bedeutenden Unterschied in der Temperatur der Jahrszeiten zeigt, so scheinen sie auch keine bestimmte Fortpflanzungszeit zu haben; man findet daher auch zu allen Zeiten trächtige Weibchen und junge Affen. Es ist auch, wenigstens von den in Menagerien lebenden außeramerikanischen Arten erwiesen, daß die nicht trächtigen Weibchen einen periodischen Blutabfluß, dessen Eintrittszeit dem menschlichen gleicht, haben, ob dieß in der Freiheit, wo natürlich jüngere Weibchen meist entweder trächtig sind oder säugen, auch statt hat, wissen wir nicht, aber es ist wahrscheinlich, daß dieser Blutabfluß, da er auf den nämlichen Ursachen, wie beim Menschen beruht, auch immer dann statt habe, wenn keine Trächtigkeit vorhanden ist.

So stark und heftig auch der Geschlechtstrieb bei den Affen ist, so ist es doch sehr selten, daß in der Gefangenschaft Trächtigkeit entsteht und die Fälle, wo wenigstens in unserm Klima, Junge erzeugt werden, sind selten, doch haben wir Beispiele vom gemeinen Affen, vom Makak, vom Rhesus, vom Schweinschwanzaffen und vom amerikanischen Uistiti, keine von den Hundskopfaffen, den Langarmaffen und andern.

Wir bemerken bei manchen Affenarten eine solche Aehnlichkeit mit andern, daß es nicht so leicht ist mehrere derselben zu unterscheiden. Z. B. bei mehrern Meerkatzen der alten Welt und bei den Kapuzineraffen oder Wickelschwarzaffen der neuen Welt, wo wirklich die Arten noch nicht ausgeschieden sind. Sind es Bastarde verschiedener Arten oder sind sie wirklich verschieden? das sind Fragen, welche schwer auszumachen seyn möchten. Daß in der Gefangenschaft zuweilen Begattung zweier verwandter Arten statt hat, und wirkliche Bastarde erzeugt werden, ist gewiß, beweist aber durchaus nicht, daß dasselbe auch in der Freiheit vorgehe. Die freie Natur kennt keine Bastarde unter den Säugethieren, nur die Gefangenschaft, welche den Begattungstrieb nicht aufhebt, wo aber das andere Geschlecht mangelt, erzeugt in seltenen Fällen solche Bastarde. Wir wissen auch nicht ob die Affen in der Vielweiberei leben, oder ob geschlossene Ehen statt haben; bei der Geselligkeit der meisten Affen, welche in größern oder kleinern Truppen beisammen leben, ist das erste wahrscheinlich. Beobachtungen wollen indeß gemacht worden seyn, daß beide Geschlechter treu für die Jungen sorgen, und daß z. B. bei den Langarmaffen das Männchen die männlichen, das Weibchen die weiblichen Jungen trage; allein dieß bedarf sehr der Bestätigung, daß zuweilen eine erzwungene Begattung von Seite der männlichen Affen mit

Menschen vorgehe, gehört unter die vielen Fabeln, welche die Naturgeschichte so lange entstellten. Hätte sie aber auch statt, nie würde eine Frucht erzeugt werden. Wahr ist es indeß, was schon gesagt worden ist, daß die Affen die Geschlechter der Menschen, wahrscheinlich durch den Geruch unterscheiden und Affektion zeigen.

Die Kinderliebe der Affen ist zum Sprichwort geworden, allein sie ist in der Art, wie sie gewöhnlich verstanden wird, nicht ganz richtig. Die Liebe der Affen zu ihren Jungen ist keine verzärtelnde. So lange das Junge nichts anders als Muttermilch genießt, ist die Mutter für dasselbe äußerst besorgt und zärtlich, sie vertheidigt und beschützt es gegen jede Gefahr, auch mit Gefahr ihres eigenen Lebens. Selbst der roheste Jäger wird gerührt, wenn die tödtlich getroffene Mutter ihre letzten Kräfte anstrengt, ihr Junges, welches sie auf dem Rücken oder unter dem Arme trug, auf einen Ast abzusetzen und dann sterbend vom Baume fällt. Die Bewegungen und Bemuhungen der sterbenden Mutter bezwecken einzig die Rettung des Kindes. Sie vertheidigt es muthig gegen den stärksten Hund. Allein sobald es andere Nahrung genießen kann, verändert sich dieses. Nun muß es folgen lernen und thut es den Willen der Mutter nicht, so wird es beohrfeigt und thätlich zurecht gewiesen. Sie lehrt es List und Schlauheit anwenden, denn ohne dieses muß es hungern. Erhascht es etwas, so nimmt es ihm die Mutter mit der größten Schnelligkeit weg, und es muß den günstigen Augenblick erlauschen, um ungesehen vor ihr fressen zu können. Dagegen nimmt sie es ihm auch nicht übel, wenn es ihr etwas wegnimmt und davon läuft, um in einem Winkel ruhig seine Beute zu verzehren. Genöthigt in beständiger Furcht zu leben, lernt es Mißtrauen, List und Schnelligkeit und bereitet sich dadurch zu seiner künftigen Lebensart vor.

Die jungen Affen sind äußerst lebhafte und possirliche Thiere, welche unaufhörlich in Bewegung sind und zu spielen nicht satt werden. Kaum können sie gehen, so können sie auch klettern, und ihre Augen sind nach allen Seiten in beständiger Bewegung, um jede Gefahr zu erspähen oder etwas ihnen Angenehmes zu erhaschen.

Merkwürdig ist es, daß alle größern Affenarten in der Regel nie mehr als ein Junges werfen. Die kleinern, wie die Uistitis, werfen zwei aber nie mehr, was auch schon die Zahl der Brüste oder Saugewarzen beweist, die, wie beim Menschen nur doppelt sind. Aus der Zahl der Saugewarzen aber kann man bei Säugethieren auf die Zahl der Jungen schließen.

Die Tragezeit der Affen ist nach den Arten verschieden, kürzer bei den kleinern, länger bei den größern Arten, aber im Allgemeinen im Verhältniß ziemlich lange.

Für die warmen Klimate geschaffen, sind die meisten Arten gegen die Kälte sehr empfindlich, und sterben bald in unserm naßkalten Klima. Mehrere Arten kommen daher sehr selten bei uns lebend vor, und viele hat man in Europa noch niemals lebend gesehen, oder nur kurze Zeit erhalten können. Am häufigsten sehen wir in Menagerien Afrikaner, namentlich den gemeinen Affen, den grünen Affen und andere sogenannte Meerkatzen, die Hundsköpfe; aus Asien die verschiedenen Arten Makaks, wie den gemeinen Makak, den Schweinschwanzaffen, die Chinesermütze und andere, welche man sehr lange für afrikanisch hält, sehr selten Schlankaffen. Von amerikanischen Affen kommen in Menagerien sehr häufig die Kapuziner und Uistitis vor, sehr selten Klammeraffen und noch weniger die übrigen Gattungen. Nur in England, Frankreich und Holland hat man bis jetzt lebende Orang-Utangs gesehen und zwar nur den afrikanischen Schimpanse und den asiatischen rothen Orang, aber immer nur junge Thiere, und alle Mühe, welche man sich gab, sie lange am Leben zu erhalten, war umsonst, sie starben immer schon nach wenigen Monaten. Von den Langarmaffen sind auch nur ein oder zwei Exemplare lebend zu uns gekommen. Gerade von diesen, in Rücksicht der Intelligenz, merkwürdigsten Thieren kann man am wenigsten auf Beobachtungen sachkundiger Männer sich stützen.

Die Affen sind in unserm Klima am häufigsten rheumatischen Affektionen ausgesetzt, bekommen Husten, Schnupfen und Brustentzündungen, und sterben so fast immer schnell an wahrer Lungensucht. Es ist ein beinahe ebenso rührender Anblick einen sterbenden zahmen Affen zu beobachten, wie einen sterbenden Menschen. Der Ausdruck des Leidens in den menschenähnlichen Gesichtszügen, das Aechzen und Stöhnen des sterbenden Thieres rufen uns die Leiden der sterbenden Menschen lebhaft ins Gedächtniß. Fühlende Menschen können sich daher oft nicht entschließen auf die Affen Jagd zu machen.

Der unmittelbare Nutzen, welche der Mensch von den Affen ziehen kann, ist sehr geringe. Nur die Amerikaner genießen das Fleisch dieser Thiere, welches in der That sehr angenehm schmecken soll. Die Felle der Brüllaffen sind sehr geschätzt, da sie fein und gut behaart sind, so soll die Reiterei des Dictators Francia in Paraguay mit Mützen von Brüllaffenfellen bekleidet seyn. Der Schaden der Affen, den sie in kultivirten Gegenden an den Pflanzungen anrichten, ist dagegen nicht unbedeutend. Eine Gesellschaft von großen Affen leert in größter Schnelligkeit ganze Obstbäume oder plündert ein Feld mit Mais bepflanzt, und nur große Wachsamkeit kann diese listigen und schnellen Thiere abhalten. In Indien, wo die Lehren des Brama das Tödten jedes Thieres verbieten, sind die Affen so unverschämt in Städte und Dörfer zu dringen, in die Häuser zu kommen, und den Bewohnern im eigentlichsten Sinne den Bissen vom Munde wegzureißen. An diesem Unfug ist freilich der Aberglaube der Menschen selbst schuld, und das üppige Klima ersetzt den Schaden bald wieder, welcher in unsern Gegenden viel bedeutender seyn wurde.

Wie alt die Affen in der Freiheit werden ist unbekannt. Die kleinen Arten scheinen nicht lange zu leben, aber die größern Arten, wie die Orangs scheinen in ihren Wäldern, wo der Mensch sie noch wenig stört, ein bedeutend hohes Alter erreichen zu können, wie man aus dem verhältnißmäßig langsamen Wachsthum schließen kann, welches man an Gefangenen beobachtete. Es ist nämlich bei Säugethieren ein fast allgemeines Gesetz, das Leben einer Art dauere sieben bis acht Mal länger als das Wachsthum. Ein Säugethier, welches lange wächst, hat also ein um so viel längeres Leben. Bei den Vögeln ist dieses Gesetz aber ganz anders, ein Rabe ist schon im ersten Jahre seines Lebens ganz ausgewachsen, und kann ein Alter von 70 bis 80 Jahre erreichen. Wenn aber der Orang-Utang fünf bis sieben Jahre braucht, um sein volles Wachsthum zu erreichen, was wahrscheinlich ist, so kann man bei ihm ein Alter von etwa 40 Jahren voraussetzen, welches er zu erreichen vermag.

Höchst merkwürdig und für die Geschichte der Veränderungen, welche die Erde erlitten hat, ja in Beziehung auf das Alter des Menschengeschlechts selbst, ist die Beobachtung, daß man bis jetzt, unter den Ueberresten früherer Schöpfungen, noch nie eine Spur von Affen gefunden hat, diese Thiere scheinen daher, wie der Mensch, zu den jüngsten Gebilden der Schöpfung zu gehören, von welchen die Vorwelt nichts ähnliches aufzuweisen hat. Die nähere Untersuchung der vorweltlichen Geschöpfe lehrt uns unwidersprechlich, daß mehrere successive Schöpfungen statt hatten, daß die Erde nur nach und nach sich aus den Gewässern emporhob, daß die ersten Bewohner der Erde Wasserthiere waren, daß auch diese in ihren Arten mehrere Katastrophen erlebten, und erst die spätesten Schöpfungen den jetzigen ähnlicher wurden. Herr Professor Agassiz hat in seinem Werk über die fossilen Fische gezeigt, daß in den frühesten Schöpfungen Fische lebten, deren Gattungen ganz und gar aus der Schöpfung verschwunden sind, die folgenden Schöpfungen näherten sich nach und nach den jetzigen Gebilden in der äußern Form und die Gebilde, welche damals vorherrschend waren, werden nun immer untergeordneter und seltener, jemehr die jetzigen hervortreten. Dasselbe, was bei den Fischen bemerkt wird, bezieht sich auf eine höchst merkwürdige Weise, auch auf die Säugethiere, jene sonderbaren Geschöpfe, die wir unter dem Namen der Megatherien, Mastodonten, Elasmotherien, Deinotherien u. s. w. kennen, gehören den frühesten Schöpfungen der Säugethiere an, und die sogenannten Pachydermen waren damals die vorherrschende Form, reich an Gattungen und Arten, in den spätern Schöpfungen wurden sie untergeordnet, und in der jetzigen sind sie nur durch die wenigen Gattungen und Arten der Elephanten, Nashörner, Tapire und Flußpferde repräsentirt, und die neuern Gebilde, zu welchen das Pferd den Uebergang zu machen scheint, weit vorherrschend geworden. Die Menschen und die ihm ähnlichen Affen aber scheinen einzig der neuesten Schöpfung anzugehören, wie wir dieß an andern Orten schon erläutert haben. Immer aber ist es merkwürdig, daß diese so ähnlichen Geschöpfe in dieser Hinsicht ein ähnliches Schicksal erfahren zu haben scheinen.

Gattungen der Affen.

Die Gestalt der verschiedenen Affengattungen ist ebenso verschieden, als ihre Fähigkeiten. Es kann uns daher bei der Stufe der Kenntnisse, welche die Naturgeschichte erreicht hat, nicht genügen eine allgemeine Charakteristik dieser zahlreichen Geschöpfe zu geben, sondern wir müssen auch die einzelnen Gruppen näher betrachten, da sie so verschieden unter einander sind, als der Hund von der Katze, sowohl in ihrem Naturel als in ihrer äußern Gestalt. Die Affen jedes Welttheils haben ihr Ausgezeichnetes, was dem Beobachter auf den ersten Blick ihr Vaterland anerkennen läßt.

Bestimmte Hauptcharaktere bezeichnen die Affen der sogenannten alten Welt, und die Affen der neuen Welt haben eben solche. Daher haben alle neuern Naturforscher diese beiden Gruppen aufgestellt und die Bildung der Nase als vorzügliches Unterscheidungszeichen anerkannt. Die Affen der alten Welt haben nämlich eine dünne Nasenscheidwand und die Nasenlöcher öffnen sich mehr oder weniger immer gerade nach vorn. Bei den amerikanischen Affen ist die Nasenscheidewand dick und die großen Nasenlöcher öffnen sich zu beiden Seiten, wodurch ihre Physiognomie sehr verändert wird.

Affen der alten Welt.

Auf jeder Seite stehen in beiden Kinnladen fünf Backenzähne, immer mit stumpfen Höckern auf der Krone.

Die Nasenlöcher stehen nahe beisammen, öffnen sich nach vorn und sind nur durch eine dünne Scheidewand getrennt.

Der Schwanz mangelt entweder ganz oder ist kurz, oder lang, aber niemals greifend.

Die meisten haben sogenannte Backentaschen, das heißt Falten oder Verdoppelungen der innern Backenbedeckungen.

Ebenso haben die meisten Gesäßschwielen oder Fetthöcker zu beiden Seiten des Afters.

Sie bilden wieder mehrere größere oder kleinere Gruppen oder Familien, welche sich durch Intelligenz, Sitten, Kopfbau gar sehr unterscheiden und auch wohl geographische Abtheilungen bilden.

Erste Gattung.

Troglodyt. Troglodytes.

Die Eckzähne sind wenig vorstehend, mit den Vorderzähnen und Backenzähnen eine geschlossene Reihe bildend. Die Augenbraunen stark vorspringend, die Stirne aber doch zurückgedrängt. Der Gesichtswinkel etwa 50 Grade. Der Daum an allen vier Händen stark und abstehend. Die Arme stehen im Verhältniß zu den Hinterschenkeln und reichen fast bis zum Knie. Die Zwischenkieferknochen sind bei Alten undeutlich. Schwanz, Backentaschen und Gesäßschwielen fehlen.

Nur eine Art.

Taf. 1. Der schwarze Troglodyt oder Schimpanse.

Troglodytes niger.

Schnauze vorstehend, vorn aber abgestutzt; die Augenbraunen stark vorstehend, die Stirne aber zurücktretend; keine vorspringende Kante oder Gräte am obern Theil des Schädels. Ohren breit. Dreizehn Paar Rippen. Die Brustbeine liegen in einer einfachen Reihe an einander. Die Arme reichen bis zu den Knien; die Füße breit; der Daum reicht bis zum ersten Gelenk des Zeigefingers. Eckzähne länger als die andern, breit, ihre Spitze paßt in den Zwischenraum der andern Zahnreihe. Der Zwischenkieferknochen verwachsen mit den Kieferknochen während der Zeit des ersten Zahnwechsels.

Die Länge des erwachsenen Thieres 4 Fuß.

Der Körper ist ziemlich schlank; der Kopf mittelmäßig groß; der Scheitel platt; die Stirne steht nicht über die Augenbraunen vor, sondern ist nach hinten gerückt und platt. Die Schnauze steht etwas vor, wenig mehr als beim Neger; die Augen sind groß, nahe beisammenstehend; die Nase stumpf; der Mund weit; die Ohren sehr groß, aber den menschlichen ähnlich. An den Lippen stehen einige borstige Haare; die Arme sind stark, mittelmäßig lang. Der Daum steht sehr wenig zurück und hat ein gutes Verhältniß zu den übrigen Fingern. Die Brust ist sehr stark und weit; der Bauch platt und breit, wie beim Menschen. Die Hinterbacken nackt, aber nicht schwielig; der Daum der Hinterhände hat einen platten Nagel. Der Hodensack am Männchen fehlt. Der Körper ist mit langen, schwarzen, groben Haaren, doch nur dünne bedeckt; die Schulterhaare sind länger als die andern, oft zwei Zoll lang; diejenigen der Vorderarme sind gegen den Ellenbogen gerichtet. Das Gesicht ist braun und nackt, nur an den Backen stehen schwarze Haare, wie am Körper, aber sehr dünn gesäet. Der Bauch ist nackt.

Der Schimpanse scheint unter allen Thieren dem Menschen am nächsten zu stehen. Schon seine Gestalt, sein meist aufgerichteter Gang, sein Gesicht macht ihn menschenähnlich. Aber nicht nur dieses, sondern auch alles, was wir von seinem Charakter, von seiner Intelligenz, von seiner Nachahmungsfertigkeit und von seiner leichten Zähmung und Geselligkeit wissen, scheint ihn auch in den Fähigkeiten dem Menschen am nächsten zu stellen. Leider kennen wir nur junge Thiere, denn wenn das Klima des Vaterlandes dieser Affen dem Europäer so gefährlich und tödtlich ist, daß nur selten einer dem Tode entgeht, so ist das naßkalte Klima Europa's den Affen der heißen Zone fast immer schnell tödtlich, und soviel bekannt ist, hat noch kein Schimpanse, kein Orang-Utang auch nur ein ganzes Jahr in Europa gelebt. Alle Beobachtungen sind daher nur an jungen Thieren gemacht worden, und man muß sich sehr

hüten nicht auch die falschen Angaben mit aufzunehmen, welche ohne Zweifel in der Geschichte dieses seltenen Thieres sich eingeschlichen haben.

Tyson sah diesen Affen zuerst in England; Büffon soll einen solchen lebendig gehabt haben; auch Brosse gibt einige Nachrichten über diese Art, und die neusten finden sich in den Schriften der zoologischen Societät zu London. Tyson und der Engländer Traill zergliederten den Schimpanse. Erst in der allerneusten Zeit hat man das Scelet eines erwachsenen Schimpanse in England erhalten. Wir wollen alles darüber anführen, was wir wissen.

Das Vaterland dieses Affen ist Afrika, Kongo, Angola, die Ufer der Gambia.

Im Jahr 1835 befand sich ein lebender Schimpanse, der von der Gambia gebracht worden war, in der Menagerie der zoologischen Gesellschaft in London. Wir führen wörtlich an, was Broderip der Gesellschaft darüber vortrug.

Die Eingebornen, von welchen Capitain Wood, der das Thier nach England brachte, es erhielt, gaben an, sie hätten es ungefähr 120 englische Meilen weit aus dem Innern an die Küste gebracht, und es sey etwa 1 Jahr alt. Sie hätten es bei der Mutter angetroffen, welche etwa 4½ Fuß hoch gewesen sey, und, nachdem dieselbe getödtet worden, das Junge gefangen. Das Thier war auch noch in England ungemein lebhaft und viel munterer als noch kein anderer Schimpanse, welcher nach England gebracht worden. Auf dem Schiffe zeigte er sich ungemein lebhaft. Man ließ ihn frei herumgehen; er kletterte häufig am Tackelwerk in die Höhe und zeigte für die Matrosen, welche ihn gut behandelten, viel Zuneigung. Broderip sah ihn zum ersten Male in der Küche des Aufsehers der Menagerie. Mit einem Kittel bekleidet, saß er, wie ein Kind auf dem Schooße einer alten Frau, an welche er sich anklammerte, so oft sie Anstalten machte ihn auf den Boden zu setzen. Seine Gesichtszüge waren mild und nachdenkend, glichen aber denen eines alten eingeschrumpften Männchens; und seine großen Augen, das haarlose, runzliche Gesicht und die menschenähnlichen Ohren, über welchen sich das schwarze Haupthaar erhob, machten die Aehnlichkeit, trotz der eingedrückten Nase und des hervorstehenden Mundes sehr auffallend. Er hatte seine gute alte Wärterinn schon sehr lieb gewonnen, und sie augenscheinlich ebenfalls eine große Zuneigung zu ihrem Pflegekinde gefaßt, wiewohl ihre gegenseitige Bekanntschaft erst seit vier Tagen bestanden hatte. Er sah es sehr ungern, wenn sie ihren Geschäften in einem andern Theil des Hauses nachging. Auf ihrem Schooße war es ihm sehr wohl, und er sah die Alte offenbar als seine Pflegemutter an. (Er schien auch schon Begriff von der Sprachbedeutung erhalten zu haben, denn er ließ sich durch Worte leiten, und kannte den Namen Thomas, den man ihm gegeben hatte). Er griff beständig mit der Hand nach der Falte des Halstuchs hinauf, was sie ihm aber mit den Worten, nein Thomas, du darfst die Stecknadel nicht herausziehen, verwies, worauf er es bleiben ließ. Oft saß er ruhig auf ihrem Schooße, indem er mit demselben nachdenklichen Gesichte, wie ein Kind sich an den Fußzehen zupfte. Broderip wünschte sein Gebiß zu besichtigen, und als die Wärterin, um ihm den Mund öffnen zu lassen, ihn in ihren Arm zurücklegte und kitzelte, war die Karrikatur auf den Menschen vollkommen. Broderip zog den Handschuh aus und bot ihm die Hand; er faßte sie sanft mit einem Benehmen, das von Impertinenz und Scheu gleich weit entfernt war, betrachtete sie, und da er einen Fingerring bemerkte, so untersuchte er denselben, aber nur diesen, vorsichtig mit den Zähnen, ohne daß jedoch die geringste Spur am Ringe zurückblieb. Hierauf reichte ihm Broderip die andere mit einem Handschuh bekleidete Hand. Er befühlte, besah und drehte sie um, und prüfte sie dann ebenfalls mit den Zähnen. In Betreff einer natürlichen Oberfläche schien er sich vollkommen auf sein Gesichts- und Tastsinn zu verlassen; allein bei einer künstlichen schien mehr nöthig, und dann wandte er seine Zähne zum Prüfen an.

Endlich mußte die Pflegmutter sich von ihm trennen, und nachdem er sich vielfach dagegen gesträubt, setzte sie ihn auf den Boden. Er wollte sie jedoch nicht verlassen, und ging fast aufrecht, indem er sich an ihrem Rocke hielt, neben ihr her, gerade wie ein Kind. Endlich wurde sie seiner los, indem sie ihm eine geschälte Kartoffel gab, welche er in die rechte Hand nahm und mit großem Appetite verzehrte. Sein Aufseher, welcher ihm sehr gut war und viel Aufmerksamkeit bewies, kam nun und sprach mit ihm. Thomas versuchte offenbar gleichfalls zu sprechen, machte, beinahe aufrechtstehend, mancherlei Geberden, schob die Lippen vor, und ließ ein heißeres Huhu hören, etwa wie ein Taubstummer, der sich zu sprechen bemüht. Bald zeigte er Neigung mit Herrn Broderip zu spielen, indem er, wie ein Kind auf den Hinterfüßen ihm entgegenhüpfte, und ihn ansah, als ob er ihn zum Spiele auffordern wollte. Broderip that ihm den Willen, und die Sache ging vortrefflich.

Bei einer andern Gelegenheit, als er schon mit Broderip bekannter geworden, ließ dieser unter dem Spielen einen Spiegel bringen und hielt ihm denselben vor. Seine Aufmerksamkeit wurde dadurch sogleich bedeutend in Anspruch genommen; seine lebhaften Bewegungen hörten augenblicklich auf, und er blickte unverwandt und wie es schien verwunderungsvoll in den Spiegel. Endlich sah er Broderip an und dann wieder in den Spiegel, in welchem die Spitzen der Finger auf der Seite, wo er gehalten wurde, sichtbar waren. Er legte seine Fingerspitzen und darauf seine Lippen daran, sah dann hinter den Spiegel und wieder hinein, berührte die Hand von Neuem, legte seine Lippen und Zähne an die Oberfläche des Glases, und berührte hierauf, indem er in den Spiegel sah, dessen hintere Fläche, offenbar um zu sehen, ob etwas Körperliches dahinter sey. Ein Wilder würde sich ebenso dabei benommen haben.

Broderip brach eine verzückerte Mandel entzwei und that, indeß der Affe die eine Hälfte verzehrte und ihn nicht aus den Augen ließ, die andere in ein Futteral, welches er mit dem Deckel schloß, und dieses dem Affen übergab. Er zog mit Zähnen und Händen den Deckel ab, nahm die Mandel heraus und legte das Futteral hin. Er aß den Kern dieser Hälfte und ließ die Zuckerhülle liegen, als ob es die Schale gewesen; entdeckte jedoch bald seinen Irrthum; denn als man ihm eine zweite Mandel gab, sog er den Zucker rein ab, und ließ den Kern liegen.

Broderip reichte ihm ein Glas Xereswein mit Zucker, er sah mit Ungeduld zu, brachte das Glas an die Lippen und kostete den Wein, fand ihn aber nicht nach seinem Geschmacke und stellte das Glas fast so voll hin, als er es bekommen, obgleich er Durst hatte; denn gleich darauf trank er eine Tasse mit versüßter, warmer Milch und Wasser bis auf den letzten Tropfen aus. Man hielt ihm eine Kocosnuß hin, an deren Schale noch etwas von der faserigen Hülse hing; die zarte Knospe fing gerade an hervorzukommen. Diese biß er ab, und verzehrte sie; dann schälte er einen Theil der Fasern mit den Zähnen ab, faßte die Nuß an der hervorstehenden Faser mit der Hand, schwang sie über den Kopf und schleuderte sie auf den Boden, worauf er mit seiner ganzen Schwere mehrmals darauf sprang. Dieß wiederholte er oft, so daß man besorgte, er könne sich Schaden thun, und die Nuß wegtragen ließ. Man bohrte ein Loch durch eine der Keimöffnungen und gab ihm die Nuß wieder. Er hielt sie sogleich mit niederwärts gekehrtem Loche an die Lippen und sog die darin befindliche Milch mit hohem Genusse aus.

Als Herr Broderip mit dem Bleistift Bemerkungen niederschrieb, kam der Schimpanse zu ihm, besah sehr neugierig Papier und Stift und faßte den letztern, dessen Spitze sogleich in die Hülse zurückgezogen wurde, damit sie nicht abgebissen werde. Sogleich führte der Affe die Spitze des kleinen Fingers an die Oeffnung, betrachtete dann die letztere und berührte sie mit den Zähnen.

Dann ließ Herr Broderip, während die Aufmerksamkeit des Thieres auf andere Gegenstände gerichtet war, einen Korb mit einer lebenden Riesenschlange in das Gemach bringen. Der Deckel wurde zurückgeschlagen, und die Decke, in welche die Schlange gewickelt war, aus einandergelegt. Bald kam Thomas, der im Gemache umhersprang, auch in jene Gegend, und war sehr ausgelassen. Plötzlich stutzte er, näherte sich dem Korbe vorsichtig, schaute mit lang gestrecktem Halse hinein, prallte aber sogleich mit allen Zeichen des Schreckens und der Abneigung und mit einem lauten Hu Hu vor dem Gegenstand seines Abscheus zurück und suchte bei seinem Wärter Schutz. Man that ihn wieder auf den Boden, zog seine Aufmerksamkeit von der Schlange ab, und suchte ihn dann wieder mit einem rothbäckigen Apfel, den man zuletzt an den entgegengesetzten Rand des Korbes hielt, gegen denselben hinzuziehen. Allein so gerne er auch den Apfel gehabt hätte, so ging er doch nach einem kurzen innerlichen Kampf zurück und verbarg sich in einen Winkel. Die Schlange wurde bedeckt und man legte den Apfel, den man ihm zeigt, auf die Decke, allein er ließ ihn liegen. Dann legte man den Apfel auf den Deckel des bedeckten Korbes. Er näherte sich nun vorsichtig, sah nach dem leeren Stuhle und dann nach dem Korbe, ging mit offenbarer

Angst näher, machte einen langen Hals, wurde aber aufs Neue von Schrecken überwältigt, lief zurück und verbarg sich unter seinem Käfige. Als man den Korb aus dem Zimmer gebracht hatte, kam Thomas bald zum Vorschein, ging im Zimmer hin und her, um sich zu überzeugen, daß die Schlange fort sey, ging nun getroster zu dem Stuhl, auf welchem der Apfel lag, schaute unter denselben, nahm den Apfel, aß ihn mit großem Appetit, indem er umher tanzte und völlig so lustig war, wie vorher.

Ob er in seinem Vaterlande große Schlangen gesehen habe, welche gleich den Schlingern solchen Thieren gefährlich werden können, läßt sich nicht sagen. Aber sein Instinkt warnte ihn, und seine Intelligenz lehrte ihn Vorsicht und ein zweckmäßiges Benehmen der möglichen Gefahr zu entgehen. Er zeigte Abneigung gegen eine kleine lebendige Schildkröte, aber keine Furcht. Es ist übrigens merkwürdig, daß alle Affen große Furcht vor Schlangen zeigen, wie man in Menagerien sehen kann, wo Schlangen und Affen zugleich gezeigt werden. Es scheint in diesen Thieren gerade ein ähnliches Gefühl durch die Schlangen erregt zu werden, wie wir es bei Menschen beobachten. Beim rothen Orang-Utang hat man dasselbe bemerkt, und doch sind die großen Riesenschlangen jener Gegenden, wo der Orang sich aufhält, nach sichern Nachrichten, größern Thieren nicht gefährlich, so viel man auch von Kämpfen mit Tigern und Krocodilen gefabelt hat. Thiere, welche sonst von Schlangen gefressen werden, wie Hasen, Kaninchen, Ratten u. s. w. haben gar keine Furcht vor den Schlangen. Der Abscheu vor Schlangen scheint daher ein Zug zu seyn, der den Affen dem Menschen näher stellt.

Thomas's Lieblingsbelustigung war das Schaukeln auf einer gewöhnlichen Schaukel, wobei er sich wie ein Mensch setzte und mit beiden Händen das Seil hielt, oft aber faßte er das Seil auch mit den Füßen und suchte es in Schwung zu setzen.

Oft sah man ihn mit auf die Hand gestütztem Haupte dasitzen, und kein Auge von den das Abendbrot verzehrenden Leuten abwenden. Mehrentheils schlief er sitzend, indem er sich mit übereinander geschwungenen Armen etwas vorwärts neigte, oder den Kopf auf die Hände stutzte. Oft aber schlief er auch vorwärts geneigt liegend, mit gebogenen Beinen und den Kopf auf die Arme stutzend.

Ganz bestimmt steht der afrikanische Schimpanse höher in der Intelligenz als der asiatische rothe Orang. Seine Intelligenz hat einen ganz andern Charakter, als die eines gut dressirten Hundes oder bloße Nachahmung, und nähert sich, der Art nach, derjenigen der Menschen, weit mehr als bei keinem andern Thiere.

Tysons und Traills Schimpanse's sollen beim Gehen fast immer die gebeugten Fäuste auf den Boden gesetzt haben; auch Abel beschreibt den Gang des asiatischen Orangs auf diese Art, der, von welchem wir sprechen, stund dagegen häufig ziemlich aufrecht, ohne die gebeugten Zehen auf den Boden zu setzen. Er stand häufig auf seinem Käfig, und legte die innere Fläche seiner Hände an die platte Wand, an welcher der Käfig stand. Ein Fremder sah ihn einst in seinem Kittel gekleidet und mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe in dieser Stellung. Als er nun nach dem Affen fragte und der Wärter auf diesen zeigte, sagte jener: Wie! der kleine Kerl dort, der die Wand tüncht?

Thomas ließ sich ungerne einsperren, und wenn er in seinem Käfig eingeschlossen war, schüttelte er äußerst kräftig an der Thüre, nie aber an einem andern Theile des Käfigs, obwohl der Wärter es öfters darauf angelegt hatte, daß er dieß thun sollte. Wenn er frei war benahm er sich äußerst muthwillig, aber nie boshaft. Als er einmal aufgeregt war, sprang er zu einer Hündin mit Jungen, und nahm eines der letztern, bis das Knurren der Mutter und der Befehl des Wärters, dem er auf der Stelle gehorchte, ihn dazu vermochte dasselbe wieder hinzulegen. Oft kletterte er auf einen Käfig, in welchem andere kleine Affen waren, und sprang, wie toll auf demselben herum, offenbar in der Absicht diese zu erschrecken, was ihm auch zu seiner großen Belustigung gelang, indem sie sich zusammenkauerten und erschrocken zu ihm hinauf sahen. Dann ging er ans Fenster, öffnete es und sah hinaus. Ein Wort von seinem Wärter im milden aber doch festen Ton ausgesprochen, nein Thomas, vermochten ihn sogleich das Fenster zu schließen und zurück zukommen. Man gab ihm einen nicht unbedeutenden Baumstamm in seinen Käfig. Auf diesem kletterte er sehr behände umher, schaukelte sich häufig mit dem Kopf nach unten, indem er sich mit den Fußhänden anhielt und sich dann wieder mit ungemeiner Leichtigkeit auf den Ast schwang. Es ist ein sehr fugsames und anhängliches Thier, und es ist wirklich unmöglich den ausdrucksvollen Geberden und Blicken zu widerstehen, mit welchen er gleichsam das Wohlwollen in Anspruch nimmt, und sich unter den Schutz der Menschen stellt.

So gesund dieses Thier auch schien und so munter es lange war, so erlag es doch ebenfalls bald dem Klima Europa's. Schon im März dieses Jahres unterlag es der Lungensucht. Vier Stunden vor seinem Tode ließ sich dieses außerordentliche Geschöpf durchaus nicht von der Frau des Wärters trennen, für welche es eine kindliche Zuneigung gewonnen hatte, und welche es, so gut es durch Geberden nur immer geschehen konnte, beständig ausdrückte. Jemand, der den Affen kurz vor seinem Tode sah, erklärte, daß die Veränderungen, die in seinem Wesen statt fanden, die Furcht, welche er vor dem Tode zeigte, sein Wehklagen den Leiden und der Angst eines Menschen völlig gleich kämen.

Die bedeutende Intelligenz dieses Individuums zeigte, daß es nicht mehr ganz jung war, nach der Aussage der Afrikaner, von welchen man es erhielt, sollte es etwa ein Jahr alt seyn, allein es schien wohl etwas älter und in dem Alter gestanden zu haben, welches dem kindlichen Alter von fünf bis sechs Jahren gleicht. Seine Zähne waren allerdings nur Milchzähne, es hätte sehr wahrscheinlich in dem Jahre, worin es nun starb, mehrere Zähne erhalten.

Die Höhe dieses Exemplars von der Hacke bis zum Scheitel war zwei Fuß.

Der ganze Bau der Schimpanse zeigt, daß er mehr als kein anderer Affe zum aufrechten Gange geschaffen ist, zwar sind die Gesäß- und Wadenmuskeln wenig entwickelt und das Becken ist schmal, aber im Verhältniß doch breiter und stärker als bei allen andern bekannten Affen.

Wie verschieden der Charakter des Schimpanse, von dem des rothen asiatischen Orang-Utangs sei, konnte man am besten in London vergleichen, wo zu gleicher Zeit beide Arten lebend waren, und sogar mit einander lebten oder vielmehr zusammen leben mußten.

Als diese Thiere zusammen gebracht wurden, nachdem sie viele Monate keine andern Affen gesehen hatten, standen sie in einiger Entfernung von einander auf den hintern Extremitäten niedergekauert und betrachteten sich aufmerksam. Dann näherten sie sich einander und berochen sich. Der Orang aus Borneo war ein Weibchen, der Schimpanse ein Männchen. Der Orang schob seine Unterlippe vor und berührte damit die Lippe des Männchens, als ob er dasselbe küssen wollte, doch ohne allen Ausdruck von Freude oder gegenseitiger Anhänglichkeit, und auch späterhin sah man niemals das geringste Zeichen von Zärtlichkeit oder Anhänglichkeit zwischen diesen beiden, doch geschlechtlich verschiedenen, Thieren, was wohl auch zum Theil beweist, daß sie wirklich generisch verschieden seyen, wenn schon beide noch ganz jung waren. Im Gegentheil zeigte sich immer entscheidende Neigung sich von einander zu entfernen, besonders von Seite des Weibchens, welches so furchtsam war, daß ihm das Männchen jeden Leckerbissen aus den Händen nehmen konnte, es gab dieselben zwar ungern, verrieth aber deutliche Furcht die Beleidigung zurück zu weisen. Als der Versuch gemacht wurde, sie beide in demselben Käfig schlafen zu lassen, entstund ein Kampf, den man nicht ferner mehr wagen wollte.

Der Schimpanse war weit geselliger als der Orang und besaß auch weit mehr Personenkenntniß. Wenn man sich ihm des Morgens, oder nachdem man ihn eine kurze Zeit nicht gesehen hatte, näherte, so stieß er einen lauten Schrei als Zeichen des Wiedererkennens und Vergnügens aus. Er lief nach der Person hin, stand ganz aufrecht da, und breitete seine Arme aus, um sich umarmen zu lassen, und schlang dann die seinigen, in Gestalt der zärtlichsten Umarmung, um den Hals der betreffenden Person. Für solche Personen, welche er lieb gewonnen hatte, war es nicht leicht das Zimmer zu verlassen, sie mußten sich aus demselben so zu sagen herausstehlen. Nahrungsmittel waren dagegen das einzige, womit man beim rothen Orang Anhänglichkeit oder Veränderung der Stelle erhalten konnte. Man konnte von ihm sagen der Appetit sey die Springfeder aller seiner Handlungen, wofür auch sein vorstehender, runder Bauch ein genügendes Zeichen gab. Der Schimpanse saß beim Essen ganz aufrecht und faßte zierlich kleine Portionen mit dem Daum und Zeigefinger auf eine höchst gefällige und anständige Weise. Man konnte seine Unzufriedenheit nur dann erregen, wenn man ihm seinen Antheil an einer Orange versagte, welche er erblickt oder gerochen hatte, da er diese Frucht leidenschaftlich liebte. Der Orang beurkundete seine Gefräßigkeit auf eine ganz andere Art, indem er sich mit dem gan-

zen Leib über die Schüssel legte, mit dem Mund in die Schüssel fuhr, und sich seiner Lippe wie ein Pferd bediente, die besten Stücke mit Händen und Füßen festhielt, und mit seinen Augen recht affenmäßig die Furcht an den Tag legte, es möchte ihm etwas von seiner Mahlzeit genommen werden. Keines der beiden Thiere hatte Backentaschen, auch berochen sie ihre Nahrung nur dann, wenn sie etwas ungewöhnliches bekamen. Beide bedienten sich zum Trinken eines Glases, und nie stießen sie es um; sie gaben es nach dem Trinken zurück oder stellten es sorgfältig ab.

Der Schimpanse besonders wurde durch glänzende Farben angezogen, und er stand jedesmal auf, wenn ein Frauenzimmer mit heiterer Kleidung ins Zimmer trat. Jedesmal, wenn er ans Fenster gesetzt wurde, drückte er große Freude aus, und ließ Freudentöne vernehmen, wenn er Pferde und Fuhrwerke vorbeipassiren sah. Nichts machte ihn unwilliger, als wenn er eingesperrt wurde, dann richtete er sich auf, schrie und schüttelte die Stäbe mit seiner ganzen Kraft, bis er wieder befreit war, floh dann aber sogleich in die Arme seines Befreiers. Seine Liebe zur Geselligkeit war so groß, daß die leckersten Früchte ihn nicht vermochten allein im Zimmer zu verbleiben, er lief sogleich nach der Thüre und suchte herauszukommen, oder er umschlang die Kniee eines Bekannten, und schrie auf die kläglichste Weise, um mitgenommen zu werden. Da er das Einsperren so sehr fürchtete, mußte man des Abends oft Gewalt anwenden, um ihn in seinem Bette zu erhalten, während der Orang in der Regel von selbst viele Stunden früher sich zur Ruhe begab. Rief man ihn bei seinem Namen (Buck), so antwortete er mit einem kurzen Ruf und streckte die Hände aus, um genommen zu werden, wie ein Kind, welches die Wärterin aufnehmen will.

Nie sah man beide Affen mit einander spielen oder Possen treiben, sie saßen oft Stunden lang äußerst ernsthaft da, als ob sie ins tiefste Nachdenken versunken wären. Andere kleine Thiere, Affen, Katzen, Eichhörnchen waren ihnen völlig gleichgültig.

Der Orang suchte sich immer wärmende Materien zu verschaffen, um sie in sein Bett zu tragen, er beschäftigte sich oft Stunden lang damit, Tücher aufzusuchen, sie platt zu legen, ihre Lage wieder zu verändern und jede erhabene Stelle mit den Füßen niederzutreten, wobei er ein sehr ernsthaftes Gesicht machte. Der Schimpanse bekümmerte sich darum nicht, blieb lieber in Gesellschaft der Menschen und vertraute ihrer Fürsorge. Behagte ihm sein Bett nicht, so kletterte er in das Bett seines Wärters.

Beide Thiere waren sehr furchtsam, und selbst unbelebte Gegenstände setzten sie in Unruhe. Das Bild eines Hundes, eines Affen sogar, wenn es nur im Geringsten gegen sie bewegt wurde, trieb sie in den hintersten Winkel des Zimmers im schnellsten Schritte, und zeigte man ihnen gar das Bild einer Riesenschlange, so zitterte der Orang am ganzen Körper und schien das künstliche Thier vom natürlichen nicht unterscheiden zu können. Ihr Gehör war sehr scharf, und leicht unterschieden sie die Tritte von bekannten Personen, und liefen nach der Thüre, ehe sie jemand sehen konnten. Man führte sie mehrmals in einer Kutsche spatzieren, welches sie sich gar wohl gefallen ließen. Jedesmal, ehe die Kutsche in Gang kam, hielten sie sich an den Riemen fest. Sie erlangten einige Kenntniß von der Zeit, und wenn die Stunde nahte, in welcher sie zur Ruhe gehen sollten, griffen sie von selbst nach den Tüchern, in welche sie sich einhüllten. Verschob sich diese Fortschaffung, so mußte man sie mit Gewalt verhindern nach der Thüre zu gehen. Der Schimpanse zog jedoch, wie schon angedeutet worden, die Gesellschaft der Menschen meist vor.

Als sich der Schimpanse durch Erkältung einen Husten zugezogen hatte, der im Tone dem menschlichen auffallend ähnlich war, und endlich auch den Tod herbeiführte, gab man ihm gewöhnlich Süßigkeiten; sobald er dieß bemerkte, benutzte er bald den Husten, um Süßigkeiten zu erlangen.

Nichts verrieth mehr den Eindruck, welche diese beiden Thiere auf die Besuchenden machte, als der Ausruf, den man gewöhnlich von ihnen hörte. Beim Anblick des Schimpanse riefen sie gewöhnlich, welch netter kleiner Bursche, oder gar welch liebes Kind, dagegen beim Orang, welch eckelhaftes Thier.

Die tödtliche Krankheit des Schimpanse gewann ihm die Liebe und das Mitleid aller, die ihn sahen. Sein jammervoller Blick, seine sichtbaren Leiden in Verbindung mit seiner Sanftheit, seiner Geduld, seinen freundschaftlichen Manieren; die ruhige Weise, mit welcher er die Hand, welche die Speisen darbot, auf die Seite schob als er nicht mehr schlucken konnte, und ein eigener Klagelaut, den er ausstieß, waren wahrhaft ergreifend und rührten zu Thränen. Sie erinnerten an das Sterbebett eines in sein Schicksal ergebenen Menschen. Als man ihm zu Ader ließ, bezeigte er nicht die geringste Furcht, sondern streckte seinen Zeigefinger aus, um das Blut zu berühren, welches herabfloß, er ließ sich sogar ein Blasenpflaster auf die Brust legen, und ertrug es, nachdem man ihn einige Male ausgezankt hatte, als er den Versuch machte, es abzunehmen.

Auch Tyson, welcher diesen Affen in England sah, beschreibt ihn als das artigste und liebenswürdigste Thier. Am Bord des Schiffes, worauf er kam, umarmte er alle seine Bekannten mit der größten Zärtlichkeit; mit andern Affen am Bord wollte er aber keine Gemeinschaft haben und wich ihnen aus. Er trug manchmal Kleider und gewöhnte sich endlich ganz daran, einen Theil zog er ohne jemandes Beistand an, und die übrigen brachte er in den Händen zu irgend jemand von der Gesellschaft, damit er ihm beistehen möge. Er legte sich ins Bett, mit dem Kopf auf ein Kissen, und deckte sich dann mit einer Decke zu, wie ein Mensch.

Grandpre erzählt, er habe ein solcher Affe auf einem Schiffe den Backofen einheizen lernen, acht gegeben, daß keine Kohlen herausfielen, genau die Zeit bemerkt, wenn die Hitze groß genug zum Backen gewesen sey, und den Bäcker davon benachrichtigt, der sich auf ihn verlassen konnte. Er soll sogar mehrere Arbeiten der Matrosen verrichtet haben, und band Segel fest, so daß die Matrosen ihn als ihresgleichen ansahen. Als aber einst der Obersteuermann ihn sehr mißhandelte, hielt er seine Hände mit flehender Miene zusammen, um die Streiche abzuhalten, weigerte sich aber von diesem Augenblick an Speise zu sich zu nehmen und starb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß. Brosse hatte von einem Neger zwei junge Thiere dieser Art gekauft. Sie setzten sich an den Tisch, und gaben den Schiffsjungen durch Zeichen zu verstehen, was sie zu haben wünschten, und wenn diese nicht thaten, was sie wollten, so wurden sie zornig und suchten sie zu beißen. Dem kranken Männchen wurde einst zu Ader gelassen, worauf es wieder wohl wurde; so oft es sich aber nachher nicht wohl befand, deutete es auf den Arm. In ihrem Vaterland soll man sie zuweilen zahm halten und zu häuslichen Geschäften, wie Holz tragen, Wasser holen und anderm abrichten können.

Büffon hatte einen solchen Affen. Er ging oft auf den Hinterbeinen, selbst wenn er etwas trug. Seine Miene war etwas ernsthaft und traurig, sein Gang gesetzt, seine Bewegungen abgemessen, seine Gemüthsart sanft. Ein Zeichen war hinlänglich, um ihm zu zeigen, was er thun sollte. Personen, welche ihn besuchten, reichte er oft ernsthaft die Hand und spatzierte mit ihnen. Er setzte sich an den Tisch, nahm eine Serviette aus einander, aß mit Löffel und Gabel, trank aus einem Glase und stieß sogar an, wenn man ihn dazu aufforderte, und wischte sich nachher den Mund ab. Er holte auf ein Wort von seinem Herrn, oft auch von selbst wenn er Anstalten dazu bemerkte, Ober- und Untertasse, stellte sie auf den Tisch, that Zucker hinein und schenkte Thee ein, ließ diesen abkühlen und trank ihn. Er that niemanden etwas zu leide, näherte sich jedermann mit Vorsicht, auf eine Art, als ob er um Freundschaft bäte. Vorzüglich liebte er Naschwerk, welches wohl auch zu seinem baldigen Tode beitrug. Er hatte eine außerordentliche Zuneigung zu einer Dame gefaßt, die manchmal Büffon besuchte. Diese Zuneigung war sogar zu einer Art Eifersucht ausgeartet, und es durfte sich ihr niemand nähern; sobald er es gewahr wurde, nahm er einen Stock oder was er in die Hand bekam, und fiel damit über die Person her. Bloß Büffon konnte ihn dann beherrschen, er durfte dabei nichts weiter thun, als eine Art von Mißfallen darüber zu äußern, dann zog er sich gleich zurück.

Der Schimpanse, welchen Doktor Traill in den Verhandlungen der Wernerschen Gesellschaft erwähnt, war ein Weibchen, welches auf der Prinzen-Insel in Golf von Guinea gekauft worden war, wohin man es von der Küste von Gabaan brachte. Die Bewohner seines Vaterlandes versicherten einstimmig, daß der alte Schimpanse eine Höhe von fünf, sogar sechs Fuß erreiche, daß diese Thiere sogar den Elephanten und den Löwen, auch andere Raubthiere angreifen, mit Baumästen sich vertheidigen und Steine werfen. Es soll sogar für einzelne Menschen gefährlich seyn durch solche Wälder zu reisen, wo sich Schimpanse aufhalten. Mehrere Reisende versichern, daß zuweilen Negermädchen von ihnen ent-

fährt und gefangen gehalten wurden. Allein obgleich dieses von den Afrikanern dem Capitain Payne auch erzählt und beglaubigt wurde, so ist es doch sicher ein Mährchen, ebenso wie das Angreifen von Elephanten, Löwen und andern Raubthieren. Wohl mögen sie sich gegen diese zur Wehre setzen, wohl sich in der Noth mit Stecken und Steinen zu vertheidigen suchen, aber daß sie je ungereizt und ohne genöthigt zu seyn Menschen oder Thiere angreifen, ist gewiß nicht wahr. Und was wollten sie mit Negermädchen thun, wie sie zurückhalten?

Als dieser Affe zuerst aufs Schiff kam, bot er einigen Matrosen die Hand, weigerte sich aber andern sie zu geben, und wurde zornig, ohne daß man die Ursache bemerkte. Später wurde er mit allen am Bord vertraut, nur einen Schiffsjungen konnte er niemals leiden. Wenn die Seeleute etwas zum Essen aufs Verdeck brachten, so war er darauf sehr aufmerksam, umging den Gegenstand und umarmte die Person, wobei er zugleich ein lautes Geschrei ausstieß, sich zwischen die Leute hinsetzte, um mit ihnen die Mahlzeit zu theilen. Wenn er erschrack, so gab er ein Gebelle von sich, wie ein Hund; zu andern Zeiten schrie er, wie ein kleines Kind, und kratzte sich selber mit großer Heftigkeit. Süßigkeiten liebte er sehr, dann gab er einen Ton von sich, der wie hem tönte, wobei er ernsthaft aussah. Außer diesem konnte er die Stimme wenig ändern. So lange er in der warmen Zone war, war er munter und lebhaft, als er sich aber aus dieser warmen Zone entfernte, wurde er traurig, und da man sich den europäischen Küsten näherte, zeigte er deutlich das Verlangen nach warmer Kleidung, und hüllte sich selbst sorgfältig in diese.

Gewöhnlich ging er auf allen vier Füßen und Payne bemerkte, daß er niemals die flache Hand der vordern Extremitäten auf den Boden setzte, indem er den Daum einbog; ein Umstand, den auch Tyson bemerkt hatte. Ein junger Seeoffizier, welcher lange in Westafrika lebte und Gelegenheit hatte mehrere dieser Thiere zu sehen, bestätigte diesen Umstand ebenfalls. Er konnte auch nicht gut aufrecht auf den Hinterfüßen stehen, that es auch selten, und ging auch nur einige Schritte aufrecht. Wollte er dieses thun, so hielt er die Hand an den Oberschenkel. Er hatte große Stärke in den Fingern der Vorderhand und oft schaukelte er sich an einem Seil über eine Stunde, mit einiger Unterbrechung. Er liebte alle Arten Vegetabilien, aber an Fleisch hatte er anfangs gar kein Wohlgefallen, doch sog er gerne an Vogelknochen. Ebenso hatte er Anfangs keine Lust Wein zu trinken, doch trank er späterhin ein wenig. Nie konnte er aber dahin gebracht werden, gebrannte Wasser zu trinken; dagegen nahm er einmal eine verschlossene Weinbouteille, öffnete sie mit den Zähnen und trank daraus. Kaffee liebte er sehr, aber ganz vorzüglich Süßigkeiten. Er lernte bald mit einem Löffel essen, aus einem Glas trinken und überhaupt zeigte er viel Geschick menschliche Handlungen nachzuahmen. Glänzendes Metall gefiel ihm sehr, er schien sich in schönen Kleidern zu gefallen, und oft schmückte er sich mit einem aufgekremten Hut. Seine Kleider beschmutzte er übrigens, und niemals wusch er sich selbst. Feuergewehr fürchtete er sehr, und war überhaupt ein furchtsames Thier.

Er lebte siebenzehn Wochen bei Capitain Payne, und nachher zwei Wochen in Cork und Liverpool, wo man ihn für Geld zeigte. Da er aber vernachläßigt wurde, verlor er bald seine Munterkeit und starb schon nach wenigen Tagen unter Convulsionen.

Von dem Alter, welches er im Vaterland erreicht, wissen wir nichts gewisses, er soll über 30 Jahre erreichen, in Gesellschaften leben, und schwer zu fangen seyn. Es ist wahrscheinlich, daß alte Thiere dieser Art auch bösartiger sind, als diejenigen, welche wir in Europa als jung gesehen haben. Dennoch aber scheint, nach denen zu urtheilen, welche man kennt, dieses Thier sowohl in Gestalt als Intelligenz dem Menschen bedeutend näher zu stehen, als die asiatischen Orang-Utangs und vielleicht höher als der Elephant und der Hund. Ein genaueres Studium dieses Thieres in seinem Vaterland wäre daher sehr zu empfehlen, wenn dazu sich Gelegenheit zeigte. Wenn die inellektuele Entwickelung in der Jugend so starke Fortschritte unter der Leitung der Menschen machen kann, so ist nach der Analogie zu schließen, dieser Affe auf eine sehr hohe Stufe von der Natur gestellt worden.

Auf jeden Fall muß er eine eigene Gattung bilden, welche in einer natürlichen Familienstellung gerade nach dem Menschen folgen müßte.

Zweite Gattung.

Orang-Utang. Simia.

Backenzähne fünf und fünf; Eckzähne sehr groß und im Alter ungeheuer entwickelt; Vorderzähne vier und vier. Die Kinnladen stehen im Alter sehr vor, besonders zu der Zeit, wenn die Zähne recht entwickelt werden; der Schädel wird hoch und lang. Die Backenzähne sind mehr viereckig als beim Menschen; die Arme sehr lang, sie erreichen fast die Knöchel, wenn das Thier aufrecht steht, doch weniger lang als bei den Langarmaffen. Der Daum ist sehr kurz und weit abstehend, bewegt sich aber immer mit den übrigen Fingern.

Kein Schwanz; keine Gesäßschwielen; keine Backentaschen? Die Ohren abgerundet, den menschlichen sehr ähnlich, aber am Kopf anliegend.

Lange wurde dieser rothe asiatische Orang mit dem afrikanischen verwechselt und für eins gehalten. In unsern Zeiten aber erhoben sich sehr wichtige Zweifel, ob nur eine Art von Orang existire, und nach den allerneusten Untersuchungen sollen nun wirklich vier Arten unterscheiden werden können:

1. Der längst bekannte rothe Orang-Utang. Simia Satyrus.

Er bewohnt Sumatra und Borneo und hält sich in den innern Wäldern dieser großen Inseln auf.

2. Der Wallichische. Simia Wallichii.

Er bewohnt das feste Land Indiens und ist nach dem berühmten englischen Botaniker Wallich benannt worden.

3. Der Abelsche. Simia Abelii.

Nach dem englischen Capitain Abel so genannt, welcher ihn an der Küste von Sumatra bemerkte. Er wird an 6 Fuß hoch.

4. Der Wurmbische. Simia Wurmbii.

Der Pongo bewohnt Borneo und ist besonders nach einem Scelet bekannt.

Die Naturgeschichte aller Arten ist noch unter einander vermischt, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß jede Art ihre Eigenthümlichkeiten hat. Wir haben wohl Ursache zu glauben, daß wenn auch schon jüngere Orangs zahm und folgsam waren, und viele Sanftheit verriethen, die alten und die größern Arten einen bei weitem bösartigern Charakter haben, als wir von ihnen glauben. Die außerordentliche Veränderung, welche der Kopf erst mit der Entwickelung jener ungeheuren Hauzähne erhält, müssen nothwendig den Charakter des Thiers verändern, wie wir dieß bei den Hundsköpfen wahrnehmen, welche jung artig, einschmeichelnd, intelligent sind und im Alter zu wilden Bestien werden.

Taf. 1. Der rothe Orang-Utang. Simia Satyrus.

Schnauze breit, verlängert, vorn abgerundet; Stirne zurücktretend; die Augenbraunen unbedeutend vorstehend; an der Pfeilnath und Lamdanath am Schädel starke Gräthen oder schmale Kanten. Gesichtswinkel 30 Grade. Ohren klein; zwölf Paar Rippen; die Knochen, aus welchen das Brustbein gebildet wird, bilden vier doppelte, abwechselnde Reihen. Die Arme reichen, wenn das Thier aufrecht steht, bis an die Knöchel. Das runde Band des Hüftgelenkes fehlt. Die Füße sind lang und schmal; der Daum reicht nicht bis zum ersten Gelenk des Zeigefingers; oft fehlt das Nagelglied und der Nagel. Die Eckzähne sehr groß, ihre Spitze reicht über den Zwischen aum der entgegenstehenden Zahnreihe. Die Zwischenkieferknochen verwachsen erst beim zweiten Zahnen.

Von den vier Arten ist dieses der einzige, welcher etwas genauer bekannt ist, aber auch dieser nur als jüngeres Thier. Wir wissen daher nicht einmal wie groß er werden kann, er soll nicht ganz fünf Fuß erreichen. Die Farbe der Haare dieses Orangs ist rothbraun; solche Haare bedecken den Rücken; die Arme; die Schenkel und die Außenseite der Hände und Füße. Am Rücken ist es bis auf 6 Zoll lang, und an den Armen fünf; dagegen ist es am Rücken dünne gesäet, und ebenso an Händen und Füßen. Das Gesicht ist unbehaart, ausgenommen an den

Seiten, wo sich ein Backenbart bildet; der Bart dagegen ist sehr dünn. Auf dem Scheitel ist das Haar von hinten nach vorn gerichtet; ebenso unterwärts am Rücken, den Oberarmen und Unterschenkeln, aufwärts dagegen am Vorderarme, und einwärts an den einen Seiten der Schenkel. Brust und Bauch sind nackt, ein solches Thier bekam aber in England auch Haare an diesem Theil. Schultern, Ellenbogen und Kniee haben weniger Haare, und ganz nackt ist das Innere der Hände und Fußsohlen.

Die Haut selbst ist blaugrau; die Augenlieder und Lippenränder leicht kupferroth und Hände und Fußsohlen tief kupferroth. Zwei kupferrothe Streifen laufen von den Armen ein und unterwärts am Körper gegen den Nabel. Die Stirne steht stark vor; der Kopf ist birnförmig; das Kinn steht stark vor. Bei den Augen und der Nase ist das Gesicht sehr vertieft, beide Kinnladen aber weit vorstehend. Die Regenbogenhaut ist dunkelbraun; die Gestalt der Augen eiförmig; die Augenlieder gewimpert, und, wenn sie geschlossen sind, sackartig und runzelig. Die Nase ist ganz platt, nur die Nasenlöcher stehen etwas auf, und ihre Oeffnung ist schief. Der Mund steht sehr vor und hat eine rundliche Gestalt; er kann sich weit öffnen, geschlossen aber gleicht er einem schmalen Saum. Die Lippen sind schmal, und bei geschlossenem Munde nicht leicht bemerkbar. Das Kinn steht weniger stark vor als der Mund, und da unter denselben die Haut locker ist, so hat es das Ansehen doppelt zu seyn, es schwellt auf, wenn das Thier erschreckt wird oder vergnügt ist. Die Ohren sind schmal und gleichen den menschlichen, sie stehen den äußern Augenwinkeln vorüber.

In der Jugend steht die Schnauze weniger vor, allein da im Alter die Eckzähne sich sehr entwickeln, so muß auch dieser Theil weit mehr vorstehen und das Ansehen des alten Thieres noch viel häßlicher seyn. Ueberhaupt ist das Gesicht des rothen Orangs, außer bei den Hundskopfaffen, dem menschlichen am wenigsten ähnlich. Schon beim Neger bemerkt man diese Neigung der vorstehenden Kiefer, aber noch mehr beim Neuholländer, wo sie stärker ist, als bei den Langarmaffen und Schlankaffen, von welchen die ersten das menschlichste Gesicht haben, dann erst folgt der Schimpanse und zuletzt der rothe Orang, gerade vor den Hundsköpfen. Die Brust ist im Verhältniß zum Becken weit; der Bauch häßlich vorstehend. Die Arme im Verhältniß zu den Schenkeln lang, sie messen ausgespannt volle vier Fuß, sieben Zoll, und reichen bis an die Knöchel. Die Schenkel sind kurz aber stark; die Waden schlecht ausgebildet. Die Hände sind im Verhältniß zur Breite lang und den menschlichen ähnlich. Die Finger klein und spitzig; der Daum sehr kurz, und reicht kaum bis zum ersten Gelenk des Zeigefingers. Alle Finger haben vollkommene Nägel, von schwärzlicher Farbe, und eiförmiger Gestalt, und nicht über die Fingerspitzen ausgehend. Die Füße sind lang, gleichen den Händen, und die Zehen gleichen mehr Fingern als Zehen. Die große Zehe ist sehr kurz, und rechtwinkelig abstehend und also ein Daum, womit die Hand geschlossen werden kann; der Nagel mangelt ganz.

Wir sind in dieser Beschreibung etwas weitläufig gewesen, um zu zeigen, daß diesem Affen die Fähigkeit abgeht aufrecht zu gehen. Seine langen Arme unterstützten ihn so, daß er auch beim vierfüßigen Gang etwas aufrecht ist, sie dienen ihm beim Gehen als eine Art von Stelzen oder Krücken, indem er sich darauf stützt und dann die Füße beide vorsetzt, wie ein lahmer Mensch, der auf Krücken geht. Im Stande der Freiheit scheint überhaupt der Orang, so wie die meisten Affen nur selten auf ebenem Boden zu gehen, sondern ein Baumthier zu seyn, geschaffen zum geschickten Klettern; dazu dienen seine starken Arme, seine Handfüße, seine kräftigen Muskeln und der ganze Bau seines Körpers. Kaum wird er, sich selbst überlassen, in den Wäldern in den Fall kommen, wo der Gang auf zwei Füßen ihm nützlich würde. Auf den Hinterfüßen stehend, und sich streckend kann er weit reichen, und seine Vorderarme frei brauchen. Sein Kopf hängt zu sehr nach vorn, ist zu schwer, und bildet mit dem Rücken einen zu starken Winkel, als daß aufrechte Stellung ihm bequem seyn könnte. Sie ist ihm für eine kurze Zeit möglich, aber er wird nie lange in dieser Stellung verharren. Dieser Bau aber verrückt das Gleichgewicht des Hirns beim Gange, darin scheint wirklich ein Hauptgrund seiner niederen Fähigkeiten zu liegen, welche hinter denen des Schimpanse und nach neuen Beobachtungen auch hinter denen der Langarmaffen steht, wenigstens nicht über diese geht, wie man so lange geglaubt hat.

Die Schlankheit und Gelenkigkeit der Finger und Zehen gibt ihm eine große Vollkommenheit zum Anfassen, und die Stärke der Muskeln macht, daß er mit einer Hand oder Fuß den ganzen Körper eine ziemliche Zeit ganz allein fest halten kann, wodurch er sich von Ast zu Ast, von Baum zu Baum schwingt. Auf dem Boden stehend hindert ihn der Bau der großen Zehe, welche als Daum absteht, die Sohle auf den Boden aufzusetzen, daher steht er auf dem äußern Rand des Fußes, mit einwärts gekrümmtem Daum und ebenso einwärts gekehrten Füßen, dadurch muß nothwendig auch die Ausbildung der Wadenmuskeln gehindert werden, welche beim Menschen so sehr entwickelt sind. Sitzt er auf einem Ast, oder auf einem Seil, so hängt der Körper vorwärts, und hält sich mit den Füßen im Gleichgewicht.

Alle, welche diesen Orang lebend gesehen haben, beschreiben ihn als ein furchtsames, aber intelligentes, zahmes, gutmüthiges Thier, wobei aber immer nicht zu vergessen ist, daß alle diese Thiere nur junge waren, und man aus diesen nicht ganz auf den Charakter alter Thiere schließen kann, von denen wir eben nichts wissen. Das Betragen von einigen wird uns einige Belehrung geben. Indem dieses geschrieben wurde, vernimmt man, daß in Paris abermal ein junger Orang lebend angekommen ist, dessen Intelligenz, und man könnte sagen gefühlvolle Sanftheit, man sehr rühmt. Gelänge es ihn bis im Sommer am Leben zu erhalten, so könnte man sich dann von den Veränderungen überzeugen, welche das Alter im Charakter dieses Thieres hervorbringt.

Die Natur gab dem Orang wenig Vertheidigungsmittel, und nach dem Menschen kennen wir wenige Säugethiere, welche sich in Gefahren weniger helfen könnten, wenn nicht die Intelligenz hier zu Hilfe käme. Immer gibt ihm seine Geschicklichkeit im Klettern ein Mittel, wodurch er meist seinen Feinden entfliehen kann, wenn gerade Bäume in der Nähe sind, und von diesen scheint er sich nie weit zu entfernen. Wohl scheint der alte Orang in seinen starken Zähnen und Muskeln kräftige Vertheidigungswaffen zu haben, welche dem Jungen fehlen.

Einige Beobachtungen über gefangene und nach Europa gebrachte junge Orangs können zur Charakteristik des Thieres dienen.

Im Jahr 1808 brachte der französische Capitain Decain einen Orang nach Paris. Bei seiner Ankunft war er etwa 16 Monat alt, und seine intellektuelen Fähigkeiten sehr entwickelt. Er kletterte ebenso leicht, als sein Gang beschwerlich war. Er kletterte nur mit den vier Händen, ohne die Schenkel zum Anstämmen zu benutzen, und gelangte leicht von einem Baum zum andern, sobald die Aeste sich berührten; in dichten Wäldern braucht er daher gar nicht auf die Erde zu gehen. Dieß letzte machte ihm immer Mühe, und seine Bewegungen waren langsam. Er ging, wie oben ist gesagt worden, indem er seine langen Arme fest auf den Boden stützte und die Hinterfüße zwischen und über die Hände hinaus setzte, und so abwechselte. Nur wenn man ihn unterstützte und bei der Hand hielt, konnte er auf den Hinterbeinen gehen, wobei er mit dem andern Arm doch den Boden berührte. Sehr selten setzte er den ganzen Fuß auf den Boden, sondern nur den äußern Rand, mit eingebogenen Zehen, setzte er aber etwa den ganzen Fuß auf, so waren die Zehen halb gebogen, der Daum aber gestreckt. In der Ruhe saß er auf dem Hintern und kreuzte die Beine wie die Morgenländer. Er lag bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, zog dann die Beine an den Körper an und kreuzte die Arme über die Brust. In dieser Lage suchte er sich ordentlich so zu bedecken, wie der Mensch, und zog alle Tücher, welche er finden konnte, über sich. Er bediente sich seiner Hände völlig, wie ein Mensch, seltener der Hinterhände. Die Nahrungsmittel führte er meist mit den Händen zum Munde, doch ergriff er sie auch zuweilen mit diesem. Dagegen trank er mit dem Munde auf die Flüssigkeiten hingebogen, wie andere Thiere. Er beroch alle Speisen zuerst. Ohne Unterschied fraß er Früchte, Gemüse, Eier, Milch, gekochtes Fleisch; besonders liebte er Brot, Pommeranzen und Kaffee, und soff sogar einmal ein Tintenfaß ohne Schaden aus. Er fraß zu jeder Stunde. Gesicht und Gehör waren sehr gut, doch nicht besonders auffallend.

Er war sanft, einschmeichelnd, liebte besonders Gesellschaft, und war nur gegen Kinder böse, und mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Er freute sich sehr, wenn man ihm liebkosete und küßte seine Bekannten recht eigentlich. Besonders gerne berührte er die Finger seiner Bekannten, ohne von andern die Seinigen gerne berühren zu lassen. Sein Geschrei war scharf und kam aus der Gurgel, er ließ es nie hören, als wenn er etwas lebhaft verlangte. Dann waren alle seine Bewegungen sehr ausdrucksvoll, er schüttelte den Kopf, wenn er unzufrieden war, schmollte,

wenn man ihm nicht gehorchen wollte. Wenn er zornig war, so schrie er heftig und bezeigte den höchsten Grad des Zornes durch Wälzen auf dem Boden. Man hatte ihn ganz sich selbst überlassen und nichts an seiner Erziehung verwendet. Seine Handlungen trugen also ganz das Gepräge der Natürlichkeit, des Temperamentes und der möglichen Intelligenz des Thieres. Er bezeigte Klugheit und List, und wußte sein Betragen ganz nach den Umständen einzurichten. Als er einst auf einem Baume im Garten war, und jemand hinaufsteigen wollte, schüttelte er mit aller Macht die Aeste, um ihn zu hindern, und that dieß so oft der Versuch wiederholt wurde. Zu Capitain Decain hatte er eine ungemeine Liebe gefaßt. Einst traf er denselben noch im Bette an, in seiner Freude warf er sich auf denselben, umarmte ihn eifrig, heftete seine Lippen an seine Brust, und fing an, an der Haut zu saugen, wie er es sonst mit den Fingern ihm angenehmer Personen that. Er kannte die Stunde des Essens sehr genau, forderte von seinem Herrn gerne Leckerbissen, kletterte zu diesem Zweck hinten auf seinen Stuhl, und wartete ganz still, bis man ihm etwas gab. Als einst Herr Decain aufs Land ging, kletterte er, wie gewohnt auf seinen Stuhl, auf dem ein anderer Offizier saß, als er aber bemerkte, daß es nicht Herr Decain sey, wollte er gar nichts fressen, sprang herunter und fing an zu schreien und mit dem Kopf auf die Erde zu schlagen, was er immer that, wenn er zornig war. Dieß geschah, wenn man ihm etwas abschlug; dann erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf, um zu sehen, ob sein Geschrei einigen Eindruck mache, glaubte er die Blicke der Personen nicht günstig, so schrie er von Neuem. Die Einsamkeit liebte er gar nicht, er suchte die Leute immer auf. Man hielt ihn in Ostindien in einem Zimmer, welches an das Besuchzimmer stieß; kaum hörte er jemand, so machte er geschwind den Riegel auf, der sein Zimmer verschloß. Da dieser etwas schwer ging, so stieg er auf einen nahe bei der Thür stehenden Stuhl, um mehr Kraft anwenden zu können. Als man, um dieß zu hindern, den Stuhl wegnahm und in eine andere Gegend des Zimmers stellte, so holte er denselben geschwind wieder herbei und öffnete die kaum verschlossene Thür. Er hatte also eingesehen, daß er mehr Kraft habe, wenn er auf derselben Höhe mit dem Riegel stehe, und bemerkt, daß die Stühle tragbar seyen. Dieses Thier ist also sehr der Vervollkommnung und der Combination der Ideen fähig, was auch aus Folgendem sich zeigt: Er liebte sehr zwei junge Katzen und trug immer bald die eine, bald die andere unter dem Arme, oder setzte sie sich auf den Kopf; da nun diese, aus Furcht, sich anklammerten, so ertrug er zwar geduldig den Schmerz, untersuchte aber dann die Füße der Katzen und suchte die Klauen auszureißen. Seine Combination ging also so weit, diese für die Ursache der unangenehmen Empfindung zu halten, die er beim Anklammern der Katzen empfand.

Er hatte gelernt mit Gabel und Löffel zu essen, benahm sich aber dabei etwas ungeschickt, er wußte sich aber auch hierbei auf eine Art zu helfen, die ebenfalls von seiner Intelligenz zeugt; wenn es nicht gehen wollte, gab er den Löffel dem Nachbar, damit er ihn fülle. Er trank auch sehr geschickt aus einem Glase, welches er mit beiden Händen hielt, und als er einst bemerkte, daß das Glas nicht im Gleichgewicht stehe, so unterstützte er es mit der Hand auf der Seite, wohin es sich neigte. Also wieder Combination der Ideen. Drollig war es zu sehen, wie er mit dem Fuß ein Glas hielt und mit der Hand Bisquit darein tauchte.

Da er sehr empfindlich gegen die Kälte war, so gab man ihm eine Decke, in welche er sich einhüllte. Auf dem Schiffe nahm er alles, was ihm geeignet schien, Wärme zu geben, und wenn ein Matrose ein Kleidungsstück vermißte, so war er sicher dasselbe im Bette des Affen zu finden. In Frankreich legte man die Decke alle Tage auf ein Rasenstück, um sie zu lüften. Nach dem Essen, welches er gewöhnlich an der Tafel mit einnahm, ging er in den Garten, nahm die Decke auf die Schultern, brachte sie einem Bedienten, kletterte auf seine Arme, um ihn gleichsam zu bitten, die Decke in seine Schlafstätte zu tragen. Einmal hatte man sie an einem Fensterflügel aufgehangen, er suchte sie allenthalben, und brachte sie, als er sie endlich entdeckte, wie gewöhnlich dem Bedienten.

Dieses sind Thatsachen von Naturforschern beobachtet und gewährleistet, nicht etwa nur in der Phantasie des Beobachters erzeugt und daher aller Beachtung werth, wenn wir das Thier in seiner Stellung für die Intelligenz einreihen wollen. Auch Vosmaer bemerkte ähnliches. Sein Orang zog Stöpsel aus einer Bouteille, trank daraus, wischte sich dann den Mund mit der Hand ab. Er machte sich das Heu seines Lagers mit den Händen zu rechte, schüttelte es tüchtig durch, und machte sich mit einem Tuchlappen, den man ihm gab, ein ordentliches Kopfkissen, indem er die Enden, nachdem er ihn mit Heu gefüllt, über einander legte. Die Decke zog er über den Kopf, deckte sich ordentlich warm zu. Er konnte das Schloß an seiner Kette mit dem Schlüssel öffnen, und versuchte dieß, in Ermangelung des Schlüssels, mit einem Stück Holz. Hatte er auf den Boden gepißt, so wischte er die Nässe mit einem Lappen auf. Wenn man ihn mit beschmutzten Stiefeln besuchte, kehrte er sie mit einem Besen ab, löste Schuhschnallen und die verworrensten Knoten mit den Fingern und Zähnen auf. Hatte er einen Stock in der Hand, so konnte man ihm denselben schwer wegnehmen, da er sich damit tüchtig wehrte. Man bemerkte sogar, daß er die eiserne Klammer, an welcher seine Kette befestigt war, mit einem Nagel auszuheben suchte. Er aß Braten und Fische sehr gerne, aber nie rohes Fleisch, auch keine Insekten, trank gern Wein, besonders Malaga, und stellte das Gefäß unversehrt auf die Erde. Er wußte mit der Gabel gut umzugehen und führte sie ordentlich zum Munde, während er einen Teller in der andern Hand hielt.

Ein Orang, welchen Capitain Blanchard von Batavia nach Europa brachte, machte auf eine merkwürdige Art seine Bekanntschaft. Blanchard frühstückte nämlich bei seinem frühern Herrn, hörte hinter sich die Thüre gehen, und bemerkte, daß der Eintretende vertraulich die Hand auf seine Schulter legte; es war eben der Orang. Er setzte sich mit zu Tische, aß ordentlich, trank Kaffee, und verließ hierauf auf Befehl seines Herrn das Zimmer. Er aß fast alles, was man ihm gab, am liebsten Obst und gekochtes Reis, trank weißen und rothen Wein, Thee u. s. w., saß auf einem Stuhl, wie ein Mensch, war frei von mancher Neigung der Affen, ging oft aufrecht, stützte sich aber bald wieder mit den Armen. Besonders war er auch reinlich, wusch sich Hände und Füße, und sogar sein Zimmer, wenn man ihm Wasser und einen Lappen gab. Sein Stuhlgang war regelmäßig, und sein Puls, wie bei einem Menschen.

Die Thatsachen, freilich nur an jungen und gezähmten Orangs beobachtet, mögen genug seyn, um zu zeigen, daß diese Thiere auf einer hohen Stufe der Intelligenz stehen. Sie sind alle an dem rothen Orang von Borneo gemacht. Von seinem Betragen in der Freiheit wissen wir soviel als nichts; kein Europäer hat das Thier in den Wäldern gesehen und beobachtet. Um seine Intelligenz beurtheilen zu können, ist es aber genug zu wissen, wie weit es im gezähmten Zustand gebracht werden kann, oder es ohne allen Unterricht bringt.

Noch viel weniger wissen wir von den Eigenschaften der andern Arten dieser merkwürdigen Gattung.

Langarmaffen. Gibbons. Hylobates.

Die Arme verhältnißmäßig noch länger als bei den Orangs, so lang, daß das Thier, wenn es auch auf allen Vieren geht, doch fast in aufrechter Stellung ist, und nur die Kniee biegt. Die Daumen haben vollständige Nägel. Der Zahnbau ist in Hinsicht der Zahl, wie bei den Orangs, aber die Eckzähne werden niemals so lang, daher steht auch der Oberkiefer weniger vor; das Gesicht ist menschlicher, nackt. Die Nasenscheidewand sehr schmal; keine Backentaschen; die Hintertheile nackt und etwas schwielig, aber kein Schwanz. Alle Arten bewohnen Ostindien, und namentlich die Insel Java und Sumatra. Ihre intellektuelen Fähigkeiten scheinen sehr ungleich, da nach neuern Beobachtungen einige sehr intelligent sind. Ein Naturforscher schreibt aus Java über den grauen Wu-wu, (Hylobates leuciscus). Ich hatte diesen Affen über drei Monat lebendig. Dem Charakter dieser Art mangelt gänzlich der den Affen sonst so eigene Vorwitz, Leichtsinn, Unbestand. Es ist ein äußerst intelligentes Thier. Seine Bewegungen scheinen alle aus Ueberlegung hervorzugehen, sind aber über alle Begriffe mannigfaltig und gelenkig, außerordentliche Muskelkraft verrathend. So sah ich den meinen öfter an einem Arme an einem Bambusrohr hängend, in der diagonal entgegengesetzten Hinterhand einen mehr als halb Pfund schweren Büschel Früchte halten, dieselben mit der andern freien Hand Stück für Stück abpflücken und gemächlich verzehren. Aus allen ihren Manieren aber zeigt sich deutlich, daß bei diesen Affen das Gefühl über den Verstand vorherrscht. Ihr Minenspiel hat etwas recht sinniges, nicht den scharfen, unsteten Blick der gewöhnlichen Affen der alten Welt. Sein Gesicht ist in hohem Grade menschenähnlich, weit mehr als das

der Orang, deren ich zwei zu beobachten Gelegenheit hatte. Manche Gründe lassen die Langarmaffen noch höher stellen als die Orangs, wenigstens durchaus nicht unter dieselben. Der Schädel der Langarme ist menschenähnlicher als der des Orangs. Selbst im Alter zeigt sich an den Kopfnäthen kein Kamm; der Kopf bleibt rund. Der Gesichtswinkel verändert sich wenig mit den Jahren; die Eckzähne bleiben kurz, und die Nasenbeine bleiben getrennt, wie beim Menschen, wogegen sie bei alten Pongoköpfen verwachsen. Der Kopf des alten Pongo ist, außer den Köpfen alter Paviane, dem Menschenkopf unter allen Affenschädeln am unähnlichsten. Da der Wachsthum der Eckzähne bei den Orangs dem ganzen Kopf eine andere Gestalt gibt und selbst auf die Schädelbildung großen Einfluß hat, so ist sehr wahrscheinlich, daß der Charakter des Orangs sich durch das Alter weit mehr verändert, als bei den Langarmen.

Wahrscheinlich kommen die Wu-wus im freien Zustand selten zur Erde, meinen Gefangenen und zwei andere große und alte sah ich immer auf den Hinterfüßen, mit stark gebogenen Knieen gehen. Wild sind diese Thiere eigentlich nie, aber ebenso wenig werden sie anhänglich an den Menschen. Oft saß der Meinige bei mir unterm Fenster, um Früchte zu speisen; wollte ich ihn aber liebkosen; dann ging er sachte wieder weg, längs dem Fensterladen hinauf in sein hochhängendes Bambushäuschen. Sie leben in großen Truppen in den dichten Wäldern. Auf meiner letzten Reise hatte ich einst Gelegenheit das fürchterliche Spectakel zu hören, welches ihr gellendendes Ua-Ua, womit sie die aufgehende Sonne begrüßen, hervorbringt. Wenn man sie böse macht oder ihnen droht, so heulen sie in lang gezogenen hohen Tönen, wie zuweilen kleine Kinder, besonders recht ungezogene, es thun. Thränen sah ich jedoch dabei nie vergießen.

Die andern Arten der Langarme sind auf Sumatra zu Hause. Der gefleckte Langarm, Hylobates agilis, kommt in vielen Varietäten vor, vom weißen, gefleckten bis zum pechschwarzen. Er soll noch munterer und gescheidter seyn, als der Wu-wu, dagegen der Langarm mit verwachsenen Fingern, Hylob. syndactylus, träge und dumm. Es ist auch dieser ein sehr menschenähnliches Thier. Soweit unser Freund. Wir kennen bis jetzt nur fünf Arten dieser ausgezeichneten Gattung. Den grauen Langarmaffen oder Moloch; H. leuciscus. Den veränderlichen, H. variegatus oder agilis. Den Langarmaffen mit verwachsenen Fingern; H. syndactylus. Den Ungko; H. lar und den Hoolock.

Taf. 1. Der Hoolock.
Hylobates Hoolock.

Das junge Thier ist schwarzbraun; an Händen und Füßen grau gefleckt; die hintern Theile sind graulich; über die Stirn lauft eine Binde von grauen Haaren; bei alten Thieren ist diese graue Binde über den Augen auf dem Vorderkopf mit einer schwarzen Linie begränzt; bei Jungen wird dieß nicht bemerkt, aber das graue ist breiter. Merkwürdig ist auch, daß sich die Verhältnisse der Glieder zwischen den Alten und Jungen verändern. Beim jungen Thier ist der Vorderarm kürzer als der Hinterarm; beim erwachsenen Thier sind dagegen Vorder- und Hinterarm fast gleich lang. Das Zahnsystem gleicht bei dieser Art dem der Gattung, nur werden die Eckzähne sehr lang.

Diese neue Art lebt auf den Garrowgebirgen in der Nähe von Goulpour, ehmals zu Asam gehörig, am Burramputer unterm 25 — 28 Grad nördlich, jetzt dem Gebiete der Compagnie einverleibt. Die Asamesen nennen ihn Hoolock. Die erste Beschreibung davon gab Doct. Harlow, nach einem lebenden Thiere, jetzt ist auch ein Exemplar davon im Museum zu Edinburg. Die Art unterscheidet sich bestimmt von allen andern Langarmaffen. Zwar gleicht sie etwas dem Weibchen des lebhaften Gibbon, H. agilis, allein die Farbe ist sehr verschieden, und Männchen und Weibchen haben ganz dieselbe Farbe, da beim lebhaften Gibbon beide Geschlechter verschieden sind.

Diese Art bewohnt besonders die niedrigern Gebirge, da die Kälte der höhern Regionen von mehr als 4 — 500 Fuß ihnen unerträglich wäre. Sie nähren sich in der Freiheit von allen Arten Früchten, welche in den Dickichten des Landes wachsen, besonders von den Samen und Früchten, des den Indiern heiligen Baumes, den sie Volksbaum nennen, welcher in den Garrowgebirgen eine außerordentliche Höhe erreicht. Sie fressen auch verschiedene Kräuter und zarte Zweige des Volksbaumes und anderer Bäume, aus denen sie mit dem Munde schnell den Saft aussaugen und das Unverdauliche wegwerfen. Ein solches Thier war äußerst zahm, und versuchte nie zu beißen, als etwa im Zorn, auch suchte es sich wenig zu vertheidigen, sondern zog sich lieber in seinen Behälter zurück, als es den Feind angriff. Es ging aufrecht, und wenn es auf ebenem Boden oder auf freiem Felde war, so konnte es sich sehr gut aufrecht halten, indem es die Hand über den Kopf hielt, mit leichter Biegung des Arms und Handgelenks; so lief es ziemlich fest, doch etwas schwankend; war es mehr eilend, so hielt es die Hand auf den Boden, um sich zu unterstützen, und bewegte sich so mehr hüpfend als laufend, ohne den Körper viel zu bewegen, welcher dabei fast aufrechte Stellung behielt. Wollte es auf einem Baum klettern, so schwang es sich mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, so daß er sich schnell im Gebüsch oder Wald verbergen konnte.

In weniger als einem Monat wurde dieser Affe so zahm, daß ihn sein Herr bei der Hand nehmen und mit sich führen konnte, indem er sich mit der andern auf die angezeigte Art, die Hand auf den Boden stützend, forthalf. Er kam auf seinen Ruf, und setzte sich ohne weitere Hilfe an seiner Seite auf einen Stuhl zum Frühstück, nahm selbst ein Ei oder den Flügel eines Hühnchens aus der Schüssel, ohne Gefahr für das Tafelzeug. Er trank Kaffee, Chocolade, Milch, Thee, und hatte die Gewohnheit die Finger in die Gefäße zu stecken, in welchen die Flüssigkeiten waren, und dann die Finger abzulecken. Wenn er sehr durstig war, so suchte er die Flüssigkeit mit der Hand aufzufassen, und trank dann, wie ein Mensch von einer Quelle. Seine Hauptnahrung bestand aus gekochtem Reis, gekochtem Brot und Milch mit Zucker, Plantanen, Bananen und Orangen; am liebsten aß er Bananen. Wenn er Insekten fand, so fraß er sie auch, er durchsuchte deßhalb auch alle Winkel des Hauses nach Spinnen, und wenn eine Fliege in sein Bereich kam, so fing er sie geschickt mit der Hand, und brauchte dazu meistens die rechte. Wie die indischen Affen alles Fleisch verabscheuen, so wollte er niemals Rindfleisch oder Schweinfleisch essen; beroch er auch zuweilen ein kleines Stück, nie aß er es. Man versuchte ihm gekochene Fische anzubieten, er schien daran mehr Wohlgeschmack zu haben, als an anderm Fleisch, und aß etwas davon, zog aber immer Brot und Milch mit Zucker und Früchte, als tägliche Kost vor. Sein Temperament war sehr friedlich und er hatte viel Geschick die Liebe zu seinem Herrn zu äußern. Besuchte ihn dieser des Morgens, so schrie er laut und durchdringend Wu, Wu, Wu, und wiederholte dieses Geschrei wohl fünf bis zehn Minuten, wobei er zuweilen sich unterbrach, um Athem zu schöpfen, bis er endlich scheinbar ganz erschöpft schien, und indem er sich hinlegte, sich den Kopf und die langen Haare an den Armen bürsten ließ, welches ihm einen angenehmen Kitzel zu erregen schien. Legte er sich von einer Seite auf die andere, so hob er einen Arm um den andern und stützte sich darauf, und that der Herr als ob er weggehen wollte, so suchte er ihn beim Arm oder Rock festzuhalten und zurückzuziehen, um die Gunstbezeugungen erneuert zu sehen. Rief er ihm, so kannte er des Herrn Stimme und erhob sein Geschrei um so lauter, als er entfernt war, näherte er sich aber, so schrie er leiser.

Dieses war ein Männchen. Ein Weibchen aus derselben Gegend war eben so zahm, es war acht bis zehn Jahr alt, und sie sollen nach der Sage der Siamesen ein Alter von 25 bis 30 Jahren erreichen. Ein junges Thier, war seinem Herrn ungemein zugethan, furchtsam, aber gutmüthig und friedlich, wollte man es entfernen, so sprang es schreiend in die Arme des Herrn und umarmte ihn zärtlich.

Diese Thiere starben an Lungenkrankheiten, welche sie sich durch Verkältung zugezogen hatten, ein anderes Klima können sie nicht ertragen.

Zur Charakterisirung der Langarmaffen der Inseln dient die merkwürdige Nachricht, welche Herr Bennet über das Betragen eines Ungkaffen, Hilob. lar, welcher lebend nach England gebracht wurde, während der Ueberfahrt, gibt. Dieses Thier war von der Ferse bis zum Scheitel 2 Fuß 4 Zoll; die ausgestreckten Arme 4 Fuß; die Länge des Arms von der Schulter bis zur Spitze des Zeigefingers 4′ 10″. Die Haare pechschwarz; das Gesicht nackt, nur an den Seiten ein Backenbart; das Haar von der Stirn über die Augen nach vorn gerichtet, am Kinn ein kleiner Bart; die Haut des Gesichts schwarz. Die Arme sehr lang; die Vorderarmknochen länger als der Oberarm; das Haar an den Armen lauft am Oberarm abwärts, an den Vorderarmen aufwärts; die Hände sind lang und schmal; die Finger lang und dünne; der Daum kurz und reicht nur bis zum ersten Gelenk des Zeigefingers; die Hand-

flächen und Fußsohlen nackt und schwarz; die Beine sind im Verhältniß der Arme kurz und dick, die Füße lang, zum Greifen gemacht, wenn das Thier sitzt, nach innen gerichtet und die Zehen gebogen, die erste und zweite Zehe bis zum letzten Gliede mit einer Haut verbunden. Auf ebener Erde geht er beständig aufrecht, die Arme hängen dann entweder herunter, bereit ihm beim Laufen zu helfen, oder noch häufiger hält er die Arme in die Höhe, mit hängender Hand bereit etwas zu erfassen, oder bei drohender Gefahr an etwas heraufzuklimmen. Er geht in aufrechter Stellung schnell, aber etwas wankelnd, und wird bald in die Enge getrieben, wenn er auf der Flucht nicht Gelegenheit hat, durch Klettern zu entfliehen. Der Daum des Hinterfußes ist weit entwickelter als an der Vorderhand, und kann weit ausgestreckt werden, wodurch der Fuß an Breite gewinnt. Von der Nase stehen nur die Nasenlöcher etwas über das Gesicht vor. Der Mund ist groß; die Augen stehen nahe beisammen; die Regenbogenhaut ist hellbraun. Die Ohren klein, menschenähnlich, doch ohne Ohrenläppchen. Er besitzt Nägel an Fingern und Zehen, und harte Knoten an den Sitzhöckern, aber keine Spur von Schwanz.

Die Nahrung des Gefangenen war sehr verschieden; er liebte vorzugsweise Pflanzenkost, wie Reis, Pisang, vor allem aber gelbe Rüben. Obgleich er bei Tische sich gut betrug, und niemals die Pfoten in die Schüsseln steckte, so vergaß er alle Schicklichkeit, wenn Möhren aufgetragen wurden, aus ungestümer Begierde nach denselben, und man hatte Mühe ihn von einem Angriff mit Zähnen und Händen von denselben abzuhalten. Mit einem Stück Möhre konnte man ihn von einem Ende der Tafel zum andern locken. Er ging selbst darüber hin, ohne etwas um oder herabzuwerfen, wenn auch das Schiff sich gerade drehte. Er wußte sich sehr im Gleichgewicht zu erhalten, und sprang im Takelwerk des Schiffes von einem Tau zum andern, ohne je zu stürzen.

Er trank Thee, Kaffee, Chokolade, nie aber Wein oder Branntwein. Von thierischer Kost liebte er besonders Vögel; eine Eidechse faßte er folglich mit der Pforte und fraß sie ganz auf. Auf eingewachte Früchte war er sehr lüstern, und kein Kind liebt mehr Süßigkeiten als dieser Affe. Nicht selten drang er in die Kammer, wo diese aufbewahrt wurden, und versuchte die Deckel abzunehmen. Auch Zwiebeln aß er sehr gerne, obschon sie ihm Nießen und Brennen auf der Zunge verursachten.

Er liebte sehr die Freiheit, ohne sie zu mißbrauchen, kannte bald die Personen, welche ihm Gutes thaten und suchte bei ihnen vorzüglich Schutz. Als er noch auf dem Lande war, war er in einem Hofe angebunden, nun suchte er sich loszumachen, indem er zugleich ein eigenthümliches quickendes Geschrei ausstieß. Sobald er frei war, nahm er seinen Weg, aufrecht gehend, nach einigen Malajen zu, welche in der Nähe standen, und umschlang die Kniee einiger derselben, ohne sich jedoch auf die Arme nehmen zu lassen, dann bemerkte er einen malajschen Knaben, der früher sein Herr gewesen war, kletterte ihm sogleich auf die Arme, umschlang ihn innig, und zeigte im Blick und Benehmen einen Ausdruck von Dank und Liebe. Noch einige andere Male gelang ihm die Flucht, dann nahm er gewöhnlich den Weg nach dem Wasser, wo der Malajenknabe gewöhnlich sich aufhielt, und suchte ihn auf. Nie konnte er eingefangen werden, ehe er ans Wasser kam, und nicht weiter konnte. Er war von Sumatra in einem Schiffe gekommen, daher kannte er den Weg zu diesem Schiffe sehr gut. Beim Einschiffen benahm er sich auf dem Boote etwas unruhig, dann aber wurde er ruhig. Als er ans Bord des Schiffes kam, machte er sogleich Anstalt zur Flucht, indem er seinen Führer zum Abschied mit einem Biß belohnte, kletterte dann mit solcher Behändigkeit an dem Takelwerk des Schiffes hinauf, daß er die Bewunderung der Schiffsmannschaft erregte. Beim herannahen des Abends kam das Thier auf das Verdeck herab und wurde leicht gefangen. Nach einigen Tagen wurde er folgsam, wenn er frei war, hingegen zeigte er sich angebunden immer wild, daher ließ man ihn immer frei. Gewöhnlich kletterte er den ganzen Tag im Takelwerk herum, mit Sonnenuntergang begab er sich auf die große Stange und übernachtete daselbst, kam dann aber regelmäßig jeden Morgen auf das Verdeck. Dieß that er bis zur Ankunft auf dem Cap, wo er die niedrigere Temperatur zu fühlen anfing, da äußerte er ein lebhaftes Verlangen von Herrn Bennet in seiner Kammer aufgenommen zu werden, und befand sich da so wohl, daß er auch bei warmem Wetter nicht mehr auf die Stange zurück wollte, und da man ihn zwingen wollte, schrie er so lange und machte bittende Stellungen, bis man ihm gewährte zu bleiben.

Dinge von geringer Größe konnte er, wegen des Mißverhältnisses der Größe des Daumes zu der der übrigen Finger nicht gut fassen, obschon der Mittelhandknochen des Daumens so beweglich ist, als sonst das erste Gelenk. Er hat übrigens eine große Stärke zum Greifen mit den Händen und Füßen, und ist zum Baumthier geschaffen, es ist auch fast unmöglich ein erwachsenes Thier zu fangen, wenn es klettern kann, dagegen es auf dem Boden leicht einzuholen ist. Unter dem Halse befindet sich ein großer schwarzer Beutel, eine Fortsetzung der allgemeinen Hautdecken, welcher aber nicht sichtbar ist, wenn er nicht ausgedehnt wird. Er ist dünne mit Haaren bedeckt und gewöhnlich gerunzelt, reicht vom untern Theil des Kinnes bis zum Halse und bis zum obern Theil des Brustbeines herab. Er ist ein dem Stimmorgan zugehöriger Anhang, er bläst ihn im Zorne auf und gibt dann einen bellenden Ton von sich. Oft auch blies er ihn auf, wenn er Vergnügen empfand, und man hörte die Luft mit Geräusch eindringen, auch wenn er gähnte wurde er aufgeblasen, er drückte dann oft mit der Hand darauf und trieb die Luft aus, als ob er damit spielen wollte.

Im Schlafe lag er ausgestreckt, entweder auf der Seite oder auf dem Rücken, den Kopf in die Hände gestützt. Gerne legte er sich bei Sonnenuntergang schlafen, kam dann ungerufen zu Herrn Bennet, und ließ einen eigenthümlichen bittenden Ton hören, bis man ihn in die Schlafkammer einließ, wo man ihm ein eigenes Bett zu rechte gemacht hatte, in welches er sich ordentlich legte. Es schien, nachdem er sich mehr den menschlichen Gewohnheiten genähert hatte, daß er oft gerne auch nach Sonnenaufgang im Bette verweilte, denn oft sah ihn Herr Bennet, wenn er erwachte, auf dem Rücken liegend, seine langen Arme ausgestreckt, mit offenen Augen, wie in tiefem Nachdenken begraben. Wollte er nach Sonnenuntergang schlafen, so kam er zu seinen Gönnern, und ließ jene eigenthümlich zirpende Stimme hören, eigentlich bittende Töne, welche zu erkennen gaben, daß sie ihn in ihre Arme nehmen sollten, und war seine Bitte einmal erfüllt, so war er nicht wieder wegzubringen, und jeder Versuch ihn fortzutreiben hatte heftiges Schreien zur Folge. Vereitelung seines Willens konnte er nicht ertragen, er wollte immer nach eigenem Willen handeln, und zeigte eigensinnige Kinderlaunen, lag auf das Verdeck, wälzte sich herum, warf Arme und Beine in verschiedene Stellungen und Richtungen, schlug alles auf die Seite, was ihm in die Hände kam, lief immer umher und wiederholte dieselbe Scene, wobei er ra-ra schrie. Durch Bändigungsmittel wurde er jedoch bald zahm. Wollte ihn Herr Bennet des Abends nicht auf den Arm nehmen, so wurde er anfangs böse, allein da er sah, daß es ihm nichts half, so kletterte er auf das Takelwerk, ließ sich über das Verdeck herabhängen, wo gerade Herr Bennet ging, und stürzte sich in seine Arme herab. Die Töne, welche er von sich gab, waren sehr verschieden; beim Erkennen seiner Freunde zirpte er, auf diese Art begrüßte er jeden Morgen seinen Herrn, und hielt ihm das Gesicht entgegen, um ihn zu küssen; gereizt gab er einen bellenden Ton von sich; in der Furcht, oder wenn er gezüchtigt wurde, schrie er ra-ra. Seine Miene war ernsthaft, sein Betragen sanft, doch zeigte er zuweilen arge Tücke, richtete aber doch nur einmal Schaden an, da er einen Schreibzeug erwischte und die Tinte aussoff, wobei er die Finger ableckte. Er wurde unterrichtet die Saise, womit sich Herr Bennet wusch, wegzunehmen und an einen bestimmten Ort zu legen, was ihm Vergnügen zu machen schien. Einst als Herr Bennet schrieb, nahm der Affe die Saise weg, sein Herr beobachtete ihn, ohne daß es der Affe anfangs merkte, obschon derselbe seine Augen oft auf ihn richtete, so nahm er sachte die Saise und wollte damit sich entfernen; als er in der Hälfte der Kammer war, redete ihn Bennet sanft an, worauf er zurückging und die Saise wieder auf denselben Platz legte.

Beim Aufrechtgehen kehrte er die Füße auswärts, wodurch sein Gang wackeliger wurde, und ein krummbeiniges Ansehen erhielt. Schritt er so auf dem Verdecke umher, so sah er aus, wie ein Kind, das man gehen lernt, wenn man ihn bei seinem langen Arm führte. Seine Muskelkraft war sehr groß, oft hing er sich an den Händen auf, oft ging er aufrecht auf einem Seile, indem er mit seinen langen Armen balancirte, wie ein Seiltänzer. Da er merkte, daß er auf der Erde nicht entfliehen konnte, so eilte er sogleich auf das Takelwerk des Schiffes, wenn er etwas befürchtete, schwang sich auch wohl auf den Gegenstand zu, und kletterte im andern Augenblick schnell in die Höhe, wo man ihn nicht erreichen konnte. Er trank sehr ungeschickt, und verschüttete oft von seinem Getränke; setzte zuerst die Lippen an das Gefäß, und warf den Kopf in

die Höhe; war das Gefäß flach, so tauchte er die Hand in das Getränk und ließ es so von den Fingern in den Mund tröpfeln. Nie leckte er mit der Zunge, trank er aber Thee oder Kaffee, so brachte er die Zunge vorsichtig hervor, um die Wärme zu prüfen, und wartete dann geduldig bis es kalt genug war. Er hörte bald auf seinen Namen Unghko, und kam sogleich herbei, wenn diejenigen, welche er leiden konnte, ihm riefen. Sein sanftes Naturell und sein tändelndes, possirliches Benehmen hatten ihn zum Liebling aller Schiffsbewohner gemacht. Er spielte gerne, jedoch lieber mit Kindern, als mit Erwachsenen. Eine besondere Anhänglichkeit zeigte er an einem Papukind, welches auf dem Schiffe sich befand. Man sah oft beide beisammen sitzen; der Affe schlug seinen Arm um den Hals des Kindes, und beide aßen friedlich mit einander Zwieback. Das Kind führte den Affen bei seinen Armen herum, wie ein älteres Kind ein jüngeres führt. Das possirlichste war, wenn sie einander um das Kabeltau herumjagten. Er wackelte dabei aufrecht und mit schnellen Schritten; half sich jedoch zuweilen mit den Händen; war er müde, so sprang er auf die Seite, ergriff ein Tau und kletterte soweit hinauf, als er glaubte sicher zu seyn. Spielend wälzte er sich mit dem Kinde auf dem Verdeck herum, wie in einem Scheinkampfe, indem er mit den Füßen stieß, und mit seinen langen Armen das Kind umschlang, als ob er es beißen wollte; oder er schwang sich auf einem Seile auf dasselbe los, und wenn es sich bemühte ihn zu fassen, so wich er aus, indem er sich wegschwang. So trieb er allerhand Possen, oft auch mit Erwachsenen, allein da er sie zu grob fand, so zog er Kinder vor. Wollte jedoch das Kind mit ihm spielen, und er war nicht bei Laune, so kneipte er es mit den Zähnen in den Arm, als Warnung, ohne ihm jedoch wehe zu thun. Oft zog ihn das Kind mit einem Strick am Beine auf dem Verdeck herum, welches er eine Zeit lang geduldig litt, wurde er aber des Spiels überdrüssig, so suchte er loszukommen, und zog sich dann zurück, oder, wenn es nicht ging, paßte er einen Augenblick ab, ging auf das Kind ganz ruhig zu und kneipte es mit den Zähnen, worauf das Spiel ein Ende hatte. Es waren einige kleine Affen am Borde, mit denen Unghko gerne gesellige Verhältnisse angeknüpft hätte, aber sie fügten sich seinem Wunsche nicht, und verbanden sich wacker, den kleinen Schwarzen durch Beißen, oder auf andere Art abzuhalten, worauf sich Unghko auf eine sonderbare Art rächte. Er schwang sich auf ein Tau und packte einen dieser Affen unversehens beim Schwanze und zog ihn daran fort, als ob er ihn abreißen wollte, bis etwa eine Bewegung des Affen ihn zwang loszulassen. Nicht selten nahm er seinen Weg auf das Takelwerk, und zog den Affen am Schwanze hinter sich nach; brauchte er die Hände zum Klettern, so erfaßte er den Schwanz mit dem Fuße, dabei hatte er eine ganz ernsthafte Miene, während der arme, geplagte Affe belferte, und auf alle mögliche Weise zu entkommen suchte, dann ließ Unghko plötzlich den Schwanz fahren, so daß er alle Affenbehändigkeit bedurfte, um nicht herunterzustürzen. Es war dieß Spiel ein höchst possirliches, für die andern Affen aber ein ebenso unangenehmes, daher hielten sie sich zusammen und trieben den Plagegeist gemeinschaftlich ab, der nun auch keinen Angriff mehr wagte, allein des Spielens gewohnt, sich an ein kleines Ferkel machte, und sich bemühte, dessen gewundenen Schwanz gerade zu drehen.

Wenn der Küchenmeister das Essen ansagte, und die Offiziere sich in der Cajüte versammelten, so stellte sich Unghko auch sogleich ein, und nahm seinen Platz an einer Ecke der Tafel zwischen dem Capitain und Herr Bennet, blieb da stehen, und wartete geduldig, bis man ihm auch etwas gab. Lachte man laut über einen seiner lustigen Streiche, so wurde er unwillig, gab die bellenden Töne von sich, blies seinen Luftsack auf und machte ein ernsthaftes Gesicht, bis man aufhörte zu lachen, dann setzte er seine Mahlzeit fort. Er haßte das Alleinseyn und suchte immer die menschliche Gesellschaft, wurde er angebunden oder eingeschlossen, so wurde er ehr böse.

Sobald kalte Witterung eintrat, wurde er, wie umgewandelt, verlor alle Spiellust und schlief fast den ganzen Tag, sobald aber die Wärme wieder kam, so kehrte auch seine Lustigkeit zurück. Obgleich die ganze Schiffsmannschaft ihn auf alle Weise friedlich behandelte, und ihm bald dieß, bald jenes gab, so ließ er sich doch von Niemandem auf den Arm nehmen, als vom Capitain, von Herr Bennet und dem dritten Offizier; spielte aber sogleich mit jedem. Besonders mied er alle, welche große Backenbärte trugen. Er hing sich häufig mit einem Arm an einem Tau auf, schloß die Augen und taumelte herum, so sah er aus, wie ein Gehängter in Todesnoth. Wurde ein fremdes Schiff angerufen, so kletterte er schnell aufs Tauwerk, um das fremde Ding zu betrachten, sobald es aus dem Gesichte war, kam er wieder herab, um seine Spiele fortzusetzen. Kamen Fremde ans Bord, so näherte er sich denselben vorsichtig, und nur soweit, als es seiner Meinung nach, ohne Gefahr geschehen konnte. Für Frauen zeigte er keine Neigung, und ließ sich von ihnen nicht liebkosen. Sobald man in kälteres Klima kam, wurde das arme Thier krank, bekam die Ruhr und starb. Offiziere und Matrosen erkundigten sich nach seiner Gesundheit, da er aller Liebling geworden war.

Es ergibt sich aus diesem, daß dieser Affe fast beständig einen aufrechten Gang hat, und in Beziehung auf die äußere Gestalt dem Menschen näher steht, als der Orang, daß er aber mehr Baumthier ist, zeigt seine Geschicklichkeit im Klettern, nebst seinem unsichern Gang auf dem Boden, wo er bald ermüdete; daher kann er auch, wie die Erfahrung lehrt, da, wo keine Bäume sind, leicht eingefangen werden, um so mehr, als er keine Vertheidigungsmittel weiter hat, als seine eben nicht furchtbaren Zähne. Nur die Mutterliebe macht sie weniger schüchtern und zeigt sich nicht bloß in Gefahr, sondern die Sorgfalt für die Jungen ist wirklich bewundernswürdig. Wird ein Junges verwundet, so geht die Mutter mit großem Geschrei, mit ausgebreiteten Armen und offenem Rachen auf den Feind los, ohne ihm jedoch schaden oder seinen Streichen ausweichen zu können. Düvaucel sah die Mutter ihre Jungen zu einem Flusse tragen, sie waschen, obschon sie schrien, und so für ihre Reinlichkeit sorgen, wie der Mensch für die seiner Kinder. Düvaucel hat auch die Behauptung der Malayen bestätigt, daß die Alten die Jungen, welche noch nicht gehen können, so tragen, daß die Männchen die männlichen, die Weibchen die weiblichen Jungen, besorgen.

Schlankaffen. Semnopithecus.

Diese erst in den neuern Zeiten von den sogenannten Meerkatzen mit Recht getrennte Gruppe von Affen, ist ebenfalls bloß Indien eigen. Den Namen haben sie von ihrer schlanken Gestalt. Nicht nur der Körper ist schlank, sondern auch ihre vordern und hintern Extremitäten sind sehr lang und dünne. Das Gesicht ist rund; die Schnauze springt wenig vor, daher ist es sehr menschenähnlich. Der Daum an der Vorderhand ist kurz und zurückstehend. Sie haben als Gegentheil zu den Langarmaffen kürzere Arme als Schenkel; kleine Backentaschen oder Verdopplungen der innern Backenhaut. An den Hinterbacken sitzen mäßig große Gesäßschwielen. Der Schwanz ist außerordentlich lang und dünne, aber schwer biegsam und zum Greifen ganz ungeschickt. Die Zahl der Zähne ist wie beim Menschen; die Eckzähne wenig länger als die übrigen. Alle Arten leben auf dem Festlande Ostindiens oder auf den Sundinseln. Es sind sehr intellektuele Thiere, welche sich leicht zähmen lassen. Sie sind sehr behände und schnell im Klettern, und können von Ast zu Ast weite Sprünge machen. Auf dem Boden dagegen ist ihr Gang der langen Glieder wegen ungeschickt und nicht schnell. Es sind Baumthiere. Da die braminischen Indier keine Thiere tödten, so dringen die Affen oft in die Dörfer und Städte ein, kommen in die Häuser und bestehlen ungestraft die Bewohner, denen sie oft den Bissen vor dem Munde wegnehmen und in den Pflanzungen großen Schaden anrichten. Es sind sehr possirliche, muthwillige, listige, muntere Thiere. Doch ist der Charakter der verschiedenen Arten auch sehr verschieden, einige sind mehr ernst und melancholisch, und zeigen weniger Fähigkeiten. Gezähmt sind manche sehr artig und einschmeichelnd.

Es ist merkwürdig, daß man in Amerika ganz ähnlich gebaute Affen kennt, mit dem Unterschied jedoch, daß ihre langen Schwänze vollkommene Greiforgane sind, welche die Unvollkommenheit der Vorderhände, durch den kurzen Daum verursacht, vielfach ersetzen. Auch Afrika hat ähnliche Affen, welche man eben der Daumverstümmelung wegen, Stummelaffen nannte. Unter den indischen Schlankaffen ist einer mit sehr sonderbarer Nasenbildung. Diese ist nämlich sehr lang und breit, am Ende zugespitzt und niedergedrückt; die Nasenlöcher öffnen sich nach unten in die Spitze, sind aber durch eine Furche in zwei Flügel getrennt. Es ist gerade als ob diese Thiere eine lange Maskennase aufgesetzt hätten. Diese Affen leben in Truppen in Borneo, sind wild und vertheidigen sich muthig, wenn sie angegriffen werden. Man nennt ihn seines Geschreies wegen Kahau oder Kaho, Semnopithecus nasicus.

In Cochinchina lebt eine andere Art, welche man wegen der sonderbaren Vertheidigung seiner Farben den Kleideraffen, Semnopithecus

nemaeus, genannt hat. Es ist, als ob er schwarze Beinkleider und rothe Strümpfe, an den Händen und Füßen aber schwarze Handschuhe trüge. Schwanz und Hüftgegend sind weiß; Oberleib und Arm grau.

Eine Art ist ganz schwarz und heißt deßwegen Mohraffe, Semnopth. maurus. Ein anderer hat auf dem Kopfe eine Art von Haarwulst, und heißt der Gemähnte, S. comatus. Der Hülmann, S. entellus, ist eine der auf dem festen Lande Indiens vorkommende und von den Bramanen verehrten Arten. Noch einige Arten leben auf Sumatra und Borneo.

Sehr selten werden diese Affenarten lebend nach Europa gebracht, und ertragen unser Klima nicht gut.

Die sogenannten Meerkatzen, Cercopithecus, bilden eine zahlreiche Familien von Affen, welche alle in Afrika zu Hause sind.

Sie haben eine mäßig vorstehende Schnauze; der Kopf ist rundlich; die Ohren von mittelmäßiger Größe, menschenähnlich; die Nase eingedrückt, nicht vorstehend; die hintern Glieder sind stark entwickelt; der Daum der Vorderhand deutlich. Sie haben Backentaschen und Gesäßschwielen; der Schwanz lang und wird beim Gehen aufwärts gerichtet getragen, ist steif und unbrauchbar. Zähne 32, die Eckzähne mäßig vorstehend.

Die zu dieser Familie gehörigen Affen sind lebhafte, muntere, schnelle, listige, zum Theil boshafte und intellektuele Thiere. Sie leben in größern oder kleinern Truppen in Wäldern, klettern sehr geschickt. Sie sind zwar furchtsam, nähern sich aber doch oft bewohnten Gegenden, und richten an den Pflanzungen vielen Schaden an. Sie fressen Blätter, Früchte sehr verschiedener Art, aber alle auch Insekten. Sie gehen immer auf allen Vieren, laufen auf der Erde in einer Art Galopp. Sie lassen sich leicht zähmen und gewöhnen sich leicht an das gemäßigte Klima. Man findet in allen Menagerien einige Arten. Sie sind possirlich, zeigen Anhänglichkeit an ihren Wärter. Doch sind die meisten falsch und beißen oft ohne Ursache. Zur Reinlichkeit lassen sie sich nicht gewöhnen, auch sind sie schwer zu etwas abzurichten. Sie sind sehr naschhaft und diebisch, neugierig, zerreißen Kleider, Papier und andere Dinge. In der Gefangenschaft verlieren sie meist einen Theil ihres Schwanzes, indem die Spitze zu bluten anfängt; es bilden sich Geschwüre, welche der Affe durch Reiben und Lecken reizt, und so stirbt ein Gelenk nach dem andern ab. In unserm Klima pflanzen sie sich nicht fort, oder doch sehr selten, werfen nur ein Junges, welches sie sehr lieben. Als Muster ist abgebildet:

Taf. 2. Der Nisnas.
Cercopithecus pyrrhonotus.

Schön rothgelb, mit rostrothem Rücken, schwarzem Gesicht und Ohren, mit weißer Nase; die Augen weißlich eingefaßt; Gliedmaßen weiß; Backenbart weiß mit Haarspitzen; Unterleib und Beine von den Knieen an weiß; der Hodensack grün; die Gesäßschwielen zinoberroth; die Haare am Halse der Männchen bilden eine längere Mähne.

Dieser Affe gleicht sehr dem Patas oder der rothen Meerkatze vom Senegal, ist aber bedeutend größer, und der Kopf den Hundsköpfen ähnlicher, so daß man ihn, wenn man den Zahnbau nicht berücksichtigen will, den Hundsköpfen zuzählen muß, denen er auch in Hinsicht seines Charakters gleicht. Das junge Thier ist, wie bei Hundsköpfen lebhaft, einschmeichelnd, munter und nicht unverschämt. Im Alter wird dagegen dieser Affe sehr böse, wild und ist ein gefährliches Thier. Ein junger Europäer, welcher in Alexandrien mit einem solchen Affen spielen wollte, wurde von ihm durch die Kleider durch so heftig in den Arm gebissen, daß man denselben kaum erhalten konnte, und an Amputation dachte. Der Affe zerbrach seine Kette, und konnte nur, da er mit Schrot verwundet worden, wieder gefangen werden, in dieser Lage aber biß er einen Jagdhund, der bedeutend größer als er war, beinahe todt. Die Hunde können auch diese Affen nicht leiden. Plagt man ihn, so öffnet er den Mund und zeigt seine furchtbaren Zähne. Immer zur Vertheidigung bereit ist er dennoch furchtsam, und ergreift die Flucht. Milch und Datteln liebt er sehr, und füllt mit letzten seine Backentaschen so an, wenn er sie haben kann, daß er ganz lächerlich aufgeblasen erscheint. Auch Melonen, Bohnen frißt er sehr gerne, nimmt aber die letztren wenn sie gekocht sind, immer mit vorgeschobenem Munde, nicht mit den Händen. Fleisch nahm er, auch gekocht, nicht gerne, wohl aber Brot.

Die übrigen zahlreichen Arten dieser Gattung sind ebenso, wie der Nisnas, alle in Afrika zu Hause, und werden häufig in Menagerien gezeigt. Einige sind wirklich nette Thiere, und lassen sich sehr zahm machen, wie z. B. der grüne Affe, Cercopithecus sabaeus. Herr Doktor Schläpfer, der diesen Affen lange lebend hatte, gibt uns darüber einige genaue Nachrichten, welche wir als die Gattung charakterisirend anführen wollen. Der Affe genoß alle Pflanzenspeisen, welche der Mensch genießt, gekocht und ungekocht, dagegen verschmähte er beständig rohes oder gekochtes Fleisch. Am liebsten waren ihm Früchte aller Art. Von Mandeln und Nüssen schälte er immer die Haut, Trauben rupfte er mit der Hand, sog den Saft aus, und warf Kern und Haut fort. Die Backentaschen füllte er mit solchen Dingen so voll als er konnte, und genoß dann im ruhigen Zustand eins nach dem andern. Brot war ihm trocken wenig angenehm, dagegen in Milch geweicht, was seine gewöhnliche Nahrung ausmachte. Auf dem Feld genoß er gerne Klee und mehrere andere Pflanzen, aber nie bittere oder giftige. Honig und Zucker, getrocknete Feigen und Weinbeeren waren ihm äußerst lieb.

Er hatte eine große Freude daran kleine Gegenstände zu zerstören, aus Leinwand Faden auszuziehen, verschlossene Schachteln zu öffnen, Garnknäuel abzuwinden, versiegelte Päckchen zu öffnen, ebenso Briefe zu entfalten, ohne sie jedoch zu zerreißen. Einmal öffnete er drei Pakete mit Geld und zerstreute dieses in alle Winkel. Er löste geschickt Knoten auf, öffnete Papiertuten, auch wenn sie mit Faden umwunden waren, besah beschriebene Papiere sehr genau, als ob er lesen wollte. Die Speisen nahm er jedem mit der Hand ab, machte aber nie Vorräthe, oder verbarg etwas anderswo als in die Backentaschen. Merkwürdig, daß dieser Affe Wein und Brantwein sehr gerne soff, und oft einen wahren Rausch bekam, in welchem er allerlei Possen, Grimassen, Purzelbäume machte, boshaft wurde, endlich in einen Schlaf verfiel. Wasser genoß er selten, aber dann sehr viel auf einmal.

Den Körper hielt er sehr reinlich, putzte sich beständig und litt kein Ungeziefer auf sich. Aber zur Reinlichkeit für das Zimmer ließ er sich durchaus nicht gewöhnen, und verunreinigte Tische und Bänke, dann verbarg er sich in einen Winkel, verhielt sich ganz stille und beobachtete seinen Herrn sorgfältig. Er schlief am liebsten in sitzender Stellung, indem er den Kopf zwischen die Schenkel steckte, und die Arme ans Gesäß hielt. Der Schlaf war sehr leise, und wenn er erwachte, so rieb er die Augen, wie ein Mensch. Er nahm die sonderbarsten und mannigfaltigsten Stellungen an, die man sich nur denken kann, oft ging er auf den Hinterbeinen aufrecht, sich an den Wänden oder Stühlen anhaltend, wie ein Kind, das Gehen lernt. Auf allen Vieren war dagegen sein Lauf weit schneller als der kleiner Hunde. Er sprang sehr leicht 4 bis 5 Fuß gerade aufwärts, wußte sich an den kleinsten Gegenständen zu halten, und verfehlte das Ziel nie. Die Stimme war blöckend; der Laut schreiend. Die Sinne sind scharf und fein, und leicht kannte er die Menschen, die mit ihm umgingen, am Ton ihrer Schritte. Merkwürdig ist die ungeheure Furcht vor Schlangen, welche man bei allen Affen bemerkt. Dieser Affe war gegen Hunde sehr vertraulich, und oft lagen sie neben einander. Der Affe suchte seinem Freund eifrig die Flöhe aus dem Pelz, und ließ sich diese wohl schmecken. Fremde Hunde fürchtete er nicht, große griff er an, mit kleinen spielte er. In den Spiegel sah er oft lange und machte allerlei Grimassen, wollte auch wohl das Ebenbild greifen. Vögeln riß er die Federn aus. Einem zahmen Storch schlich er von hinten nach, und packte ihn plötzlich bei den Füßen, so daß er umfiel, von vorn nahete er sich ihm nicht. Fliegen fing er oft mit der Hand, wie die Menschen. Wespen und Bienen unterschied er und war sehr vorsichtig gegen sie.

Er spielte gerne mit jedermann, und suchte niemanden zu beißen oder zu verletzen. Er durchsuchte gerne die Taschen, sprang auf die Achseln, öffnete die Knöpfe der Kleider, löste Schnallen, Schleifen und Bänder auf. Seinen Herrn kannte er und beobachtete alle seine Mienen; er durfte ihn nur zornig anblicken, so fing er an zu kreischen, sonst war er sehr zutraulich mit ihm. Er war zu nichts abzurichten, und ahmte auch nichts nach. Den Befehlen des Herrn folgte er nur durch Unterlassen, wandte er sich aber weg, so trieb er die Possen sogleich wieder. Schläge machten ihn nur verstockter und unfolgsamer.

So verhalten sich im Allgemeinen alle Affen dieser Gattung, nur sind die einen gutmüthiger als die andern, alle aber gleich launisch. Man kennt dreizehn Arten.

Die Makaks, Macacus, ſind Affen, von welchen faſt alle Arten das warme Aſien bewohnen, ſie haben viel ähnliches mit den Meerkatzen, ſind aber bösartiger, wilder, tückiſcher und boshafter als ſie, aber eben ſo geſchickte Kletterer. Der Körper iſt geſtreckter und muskelloſer gebaut; der Kopf dicker; die Schnauze mehr hervorſpringend; die knochigen Augenbogen mehr vorſtehend. Die Gliedmaßen ſind dicker und kürzer. Die Eckzähne werden im Alter ſehr lang und groß; der Zahnbau iſt im übrigen dem der Meerkatzen gleich. Der Schwanz iſt bald lang, bald kurz, ſteif und nimmt an den Bewegungen des Körpers keinen Antheil. Sie beſitzen ſämmtlich einen Sack, welcher mit dem Kehlkopf zuſammenhängt und ſich aufbläht, wenn ſie ſchreien. Sie haben Backentaſchen und Geſäßſchwielen. Ihr Wachsthum wird erſt nach vier bis fünf Jahren vollendet, ſie gebären aber früher; die Tragezeit dauert ſieben Monat. Sie haben Backentaſchen und Geſäßſchwielen. Als jung ſind ſie leicht zähmbar und laſſen ſich wohl für einige Künſte abrichten, müſſen aber immer unter der Peitſche gehalten werden. Im Alter werden ſie böſe, mürriſch, falſch. Sie bleiben immer unreinlich und ſind überhaupt häßliche Thiere. Alle bekannten Arten bis auf eine, welche aber eher zu den Hundsköpfen gehört, leben in Indien und bilden eine geographiſche Gruppe.

Eine Art, der Schweinſchwanzaffe, Macacus nemestrinus, von Sumatra, wird in ihrem Vaterlande, wo ſie ſehr gemein iſt, dahin abgerichtet, daß er die Kocosnüſſe von den Palmen herunterholt; er iſt darin ſo geſchickt, daß er nur die reifſten auswählt, und nicht mehr als man haben will. Dieſe Affen und der gemeine ſind es, welche von Herumziehern zu Affencomödien abgerichtet werden, auf dem Seil tanzen und allerlei Sprünge machen müſſen. Die gemeinſte Art iſt der Makak, Macacus cynamolgus, oben grünlich, unten gelblich oder weißlich, mit langem ſteifem Schwanze und grauem Backenbart. Eine andere Art, der ſchwarze Makak, Mac. carbonarius, hat ein ſchwarzes Geſicht, und noch eine Art, Mac. speciosus, ein ganz rothes, wie ein recht verſoffener Kerl; er iſt ein häßliches, unfläthiges Thier. Der chineſiſche Hutaffe, Mac. sinicus, hat auf dem Scheitel lange nach allen Seiten ausſtrahlende Haare, wie eine Mütze. Der Wanderu, Mac. silenus, aus Ceilon iſt ſchwarz, mit grauer Mähne und weißlichem Backenbart, womit das ganze Geſicht umgeben iſt.

Wir bilden eine Art ab, welche aber mehr den Hundsköpfen ähnlich iſt, und auch in Afrika lebt. Sie macht den Uebergang von den Makaks zu den Hundsköpfen und iſt neu. Herr Rüppel hat ſie in Abyſinien entdeckt und nennt ſie.

Taf. 5. Der Gelada. Macacus gelada.

Das Gebiß iſt, wie bei den Hundsköpfen. Die Eckzähne ſind außerordentlich groß, viermal ſo lang als die Backenzähne, daher fürchterlich. Der Kopf gleicht einem wahren Hundskopf, nur iſt er am Geſicht vertieft und ausgeſchweift. Bei dem Weibchen, welches viel kleiner iſt, ſind auch die Eckzähne ſchwächer und kürzer. Am alten Männchen iſt das ganze Geſicht unbehaart, grauſchwärzlich, mit drei Hautfurchen unter jedem Auge auf beiden Seiten der Naſe. Die Stirne iſt ſtark mit Haaren beſetzt, ebenſo Ohrengegend, Nacken, ganzer Rücken und Hinterbeine mit ſehr langen, weichen Haaren, wovon die des Rückens an 10 Zoll meſſen; am Nacken ſind ſie etwas gelockt, und bilden alſo eine Art von Mähne. Die Haare an der Stirn, Ohren und Nackengegend, ein von den Wangen abſtehender Backenbart; Hinterbeine und der ganze Schwanz ſind graubraun; Scheitel und Rücken ſchwarzbraun; Seiten des Bauches und obere Hälfte der vordern Extremitäten, Kehle, Vorderhals, Bruſt und Hände braunſchwarz. Am Vorderhals und über der Bruſt ſind zwei große dreieckige, fleiſchfarbig nackende Hautſtellen, welche mit ihren Spitzen gegen einander gekehrt, und mit grauen Haaren umgeben ſind. Die nackten Geſäßſchwielen ſind dunkel, grauſchwarz. Der Schwanz iſt lang, wohlbehaart und endigt mit einer dicken Quaſte. Die Länge des erwachſenen Männchens von der Schnauze bis zu der Schwanzwurzel beträgt 3 Fuß 2½ Zoll. Des Schwanzes 2 Fuß 4 Zoll. Die Höhe des Körpers am Kreuze 1 Fuß 6½ Zoll. Der Entdecker dieſes Affen, welcher in Abyſinien vorkommt, Herr Rüppel, ſcheint ſelbſt zweifelhaft zu ſeyn ob er ihn den Makaks oder den Hundsköpfen zuzählen ſoll, und wir müßten zum letztern ſtimmen, da ſein Kopf ein wahrer Hundskopf iſt, und die mähnenartige Länge ſeiner Schulterhaare ihn ebenfalls den Hundsköpfen zuzählt.

Die Abyſinier nennen ihn Gelada. Er bewohnt in zahlreichen Familien felſige, mit Buſchwerk verſehene Gegenden, und iſt im Gegenſatz zu den meiſten Affen, welche Baumthiere genannt werden müſſen, ein Erdthier, das ſich immer auf der Erde aufhalten ſoll. Ihre Nahrung beſteht in Sämereien, Wurzeln und Knollengewächſen. Nicht ſelten richten ſie große Verwüſtungen in bebauten Ländereien an. Rüppel beobachtete ſie nur in gebirgigen Gegenden, welche 7 bis 8000 Fuß über die Meeresfläche erhoben ſind. Nachts ziehen ſie ſich in die Höhlen und Spalten der Felſen zurück. Wenn ſie angegriffen werden, ſo geben ſie Töne von ſich, welche wie ein rauhes Bellen klingen, vertheidigen ſich aber nie gegen den Menſchen, ohngeachtet ſie in ihren Zähnen furchtbare Waffen haben. Die Hundskopfaffen dagegen vertheidigen ſich wüthend.

Die Hundskopfaffen, Cynocephali, haben ihre Namen daher erhalten, daß ihr Kopf ſich ſehr dem Kopfe eines Hundes in der Bildung nähert; dieſe Affen entfernen ſich in dieſer Hinſicht ſehr weit von dem Menſchen. Es ſind große, ſehr ſtarke, beherzte, wilde, boshafte, unzähmbare Thiere. Ihre Hauzähne ſind fürchterlich, größer faſt im Verhältniß zur Körpergröße, als bei den größten Raubthieren, obſchon dieſe Affen nie etwas anders als Pflanzen genießen. Man kennt ſie wohl auch unter dem Namen der Paviane, und ihre Häßlichkeit iſt zum Vergleichungspunkte geworden, da man einen recht häßlichen Menſchen wohl mit einem Pavian vergleicht. Ihre Häßlichkeit wird vermehrt durch die ſehr großen Geſäßſchwielen oder den ganz nackten After, der mit dem grellſten Roth oder Violet gefärbt iſt; durch die ungemein großen und oft meiſtens aufgeſchwollenen Geſchlechtstheile, welche ebenfalls roth oder blau gefärbt ſind, durch die grobe und ſtarke Muskulatur, welche ihren Armen eine gewaltige Stärke gibt.

Die unverſchämteſte und ſich immer äußernde unbändige Geilheit, wobei ſie gleichſam darauf ſtolz ſind, ihre häßlichen Nacktheiten zu zeigen; der heimtückiſche, lauernde Blick, der kleinen ſchiefſtehenden Augen, welche in beſtändiger Bewegung ſind; die rauhen bellenden Kehltöne, welche ſie im Zorne ausſtoßen; die außerordentliche Launenhaftigkeit ihres Charakters, wobei ſie plötzlich, ohne ſcheinbare Veranlaſſung von anſcheinender Ruhe zum wilden Anfall übergehen, bezeichnen ſie als wahre Karicaturen der ſchändlichſten Laſter, deren ſich zuweilen der Menſch ſchuldig macht. Ihre intellektuelen Fähigkeiten ſcheinen auch eben nicht ſehr groß zu ſeyn. Alles dieſes gilt aber nur von alten Thieren. Die Jungen ſind ſehr poſſirliche, äußerſt muntere Thiere, welche ihren Ernährer bald kennen, und wirkliche Anhänglichkeit an ihn zu haben ſcheinen und dieſe lebhaft auch dadurch äußern, daß ſie, wie Hunde, auf den losfahren, welcher ihren Herrn ſchlägt oder angreift, und daß ſie ordentlich eiferſüchtig auf ſeine Gunſtbezeugungen ſind. Bei dieſen Thieren kann man recht beobachten, welchen Einfluß die veränderten Verhältniſſe des Schädels mithin auch des Gehirns zum Körper auf die intellektuelen Eigenſchaften haben. Mit dem Alter nämlich entwickeln ſich die ungeheuren Eckzähne, damit wird das Geſicht länger und bekommt ein verändertes Verhältniß zum Schädel, der, da er ſich nicht ſo entwickelt, kleiner wird. Dieſes ſcheint jene moraliſche Veränderung hervorzubringen, welche wir bei dieſen Affen in ſo vorzüglichem Grade wahrnehmen, daß ſie aus ſanften Thieren zu wilden Beſtien werden. Da dieſelbe Veränderung auch beim aſiatiſchen Orang-Utang vorgeht, ſo läßt ſich ſchließen, daß auch dieſer Affe, von deſſen Charakter im jugendlichen Alter, welches wir allein kennen, wie wir ſchon geſagt haben, dannzumal ein ganz anderes, höchſt wahrſcheinlich dem Menſchen weniger ähnliches Thier ſeyn dürfte. Wohl haben auch die Veränderungen, welche das Alter in der Denkart und dem moraliſchen Handeln des Menſchen hervorbringt, in den veränderten Verhältniſſen des Hirns zum Körper ihren Grund, und dieß hat bei allen Säugethieren ſtatt, von denen wir wiſſen, daß ſie faſt alle im Alter unbändiger und unfolgſamer werden.

Die ganze Familie der Hundskopfaffen iſt, mit Ausnahme einer einzigen, erſt in neuern Zeiten bekannt gewordenen Art in Afrika zu Hauſe. Sie leben meiſt in zahlreichen Truppen beiſammen, und richten in bebauten Gegenden durch Plünderung der Obſtbäme, der Felder und Gärten oft bedeutenden Schaden an. Sie fliehen zwar vor dem Menſchen, aber angegriffen und in die Enge getrieben, vertheidigen ſie ſich tapfer mit ihren furchtbaren Zähnen, brechen Baumäſte ab und werfen ſie auf ihren Verfolger. Nicht bloß in Hinſicht der angegebenen Kopfveränderungen, ſondern auch in Beziehung auf die Farbe ihres Pelzes und die Länge der Haare leiden ſie große Veränderungen, ſo daß man mehr Arten aus ihnen gemacht hat, als wirklich ſind, und erſt die neuſten Naturfor-

scher, welche diese Gegend bereisten, haben uns diese Arten näher entwickelt. Den Hundskopfaffen finden wir häufig auf den egyptischen Hieroglyphen sehr kenntlich abgebildet, daher hat auch Herr Cuvier diese Art mit dem Namen Hundskopf der Alten, Cynocephalus antiquorum, bezeichnet.

In Menagerien kommen mehrere Arten häufig vor. Am häufigsten der Mandrill, Cynocephalus Mormon. Ausgezeichnet durch seinen mehr schweinähnlichen als hundsähnlichen Kopf, durch die hochrothe Nase, welche vorn fast einem Schweinsrüssel ähnlich ist, und zwischen zwei himmelblauen, gefurchten, nackten Backen steht. Am Kinn steht ein gelber Spitzbart, das übrige Thier ist meist dunkelbraun, und hat einen nur kurzen Schwanz. Die Thierführer nennen diesen Affen gewöhnlich Waldmensch oder Waldteufel, oder wohl gar Orang-Utang, von dem er doch so sehr verschieden ist. Er scheint in mehrern Gegenden Afrika's nicht selten zu seyn. Etwas seltener ist eine ähnliche Art zu sehen; der Drill, Cynocephalus leucophaeus, mit ganz schwarzem, wie mit einer Maske bedecktem Gesicht, welcher aber mit weißen Haaren umgeben ist, und um so sonderbarer erscheint. Er ist ebenfalls in Afrika zu Hause. Wir haben aus dieser Gattung abgebildet:

Taf. 2. Der Tartarin.
Cynocephalus Hamadryas.

Aus diesem großen Affen hat man bis jetzt immer zwei Arten gemacht, da man ihn meist nur jung in Europa sieht, und das alte Thier sich ganz anders färbt.

Er hat die Größe eines großen Jagdhundes. Das Gesicht des alten Thieres ist schmutzig fleischfarbig, nackt. Der übrige Kopf und der ganze Körper mit sehr langen aschgrauen Haaren bedeckt, besonders an den Schultern und am Halse; an den hintern Theilen des Körpers werden dagegen die Haare sehr kurz, an den Beinen aber wieder etwas länger. Der Backenbart ist ebenfalls sehr lang und die Ohren sind ganz in lange Haare gehüllt. Vorderhals und Kehle dagegen fast nackt; die Brust aber wieder langbehaart. Der Schwanz trägt einen starken Haarbüschel. Das Gesäß ist nackt und dunkelfleischfarbroth; die Hände braunroth. Das Weibchen und das junge Thier ist ganz anders gefärbt, und allenthalben mit olivenfarben, grünlichen Haaren bedeckt, welche fast am ganzen Körper gleich lang sind, doch an den Schultern des alten Weibchens etwas länger. Das Gesicht ist braunlich; am Schwanze kein Haarbüschel.

In aufrechter Stellung mißt das alte Thier etwa 4 Fuß und hat also die Größe eines kleinen Menschen. Die Mähne am Männchen erscheint nicht vor dem Zahnwechsel, und im gezähmten Zustande noch später oder gar nicht.

Der Tartarin ist ungemein häufig in ganz Abyssinien, von der Meeresküste bis Massava, bis zu einer Höhe von 8000 Fuß; er kommt auch in Sennaar, Kordofan und Darfur vor, in Egypten aber nur gezähmt. In Arabien ist er häufig in den Gebirgen der Wechabiten. Sie leben beständig in kleinern und größern Gesellschaften. Die Zahl der Männchen scheint um die Hälfte geringer, als die der Weibchen. Bei derselben Truppe aber bemerkt man Männchen, Weibchen und Junge. Wenn sie, um zu trinken, dem Wasser sich näherten, grunzten sie, wie die Schweine, sie gingen immer auf allen Vieren, die Jungen voran, die Weibchen, auf welchen die Jungen reiten, in der Mitte; die alten Männchen beschließen den Zug. Uebrigens herrscht keine Ordnung und alles geschieht unter großem Geschrei. Sie schienen sich vor den Eingebornen nicht zu fürchten, und passirten ganz in der Nähe der Menschen vorbei, um zum Wasser zu gelangen. Von den Europäern und ihren glänzenden Waffen aber zeigten sie mehr Furcht, und Ehrenberg sagt: daß sie sich immer in einer gewissen Entfernung hielten; die Männchen nahten sich am nächsten, entfernten sich aber oft, ohne es gewagt zu haben den Durst zu stillen. Nachdem einige Männchen erschossen worden, begaben sich alle auf die Flucht, und man suchte umsonst die Weibchen zu erreichen. Näherte man sich ihnen, so stunden sie alle auf die Hinterbeine, zunächst immer die Männchen. Auf einen Schuß aber liefen alle in eiligster Flucht, und unter großem Geschrei davon. Die Araber nennen diesen Affen Filfil, in Massava heißt er Cambri, im östlichen Abyssinien Hewe, am westlichen Gingero, in Kordofan und Darfur Forkale, in Egypten, wo er häufig gezähmt wird, Nisnas.

Ein solcher Affe, welchen Ehrenberg mit nach Berlin brachte, lebte dort zwei Jahre und starb zur Zeit des zweiten Zahnens. Er war außerordentlich zahm und zutraulich. Sah er einen großen Hund oder wurde er von etwas erschreckt, so schrie er scharf Kriii, oder Kraeae-ae, ließ wohl im Schrecken Urin und Koth gehen, und schrie dabei mit offenem Mund und scharfem Tone kri kri kri oder krä krä krä. Seine Begierde nach etwas drückte er mit ke ke ke. War es ihm recht wohl, so schrie er auch o o o, oder ko ko ko, oder u uu. Seine Backentaschen füllt er mit den Händen. Den Leuten, die um ihn waren, riß er die kleinen Haare an den Aermen und dem Handrücken sorgfältig aus und kratzte jede Hautschuppe oder Unebenheit weg. Diese Gewohnheit hat er mit sehr vielen Affen gemein. Er fraß alle Ueberreste von Speisen, welche vom Tische kamen, nährte sich aber vorzüglich von Früchten und liebte auch Insekten. Zuweilen kehrte er den Zuschauern plötzlich den Hintern. Die Nägel, welche beim wilden Thiere sehr kurz sind, werden beim zahmen sehr lang.

Alle diese guten Eigenschaften der Zähmung verlieren sich im Alter und aus dem artigen, einschmeichelnden, zutraulichen Thiere wird ein bösartiges, abscheuliches Geschöpf, welches allerdings noch einige in der Jugend erlernte Künste beibehält, welche solchen jungen Affen, besonders in Egypten, wo man sie häufig gezähmt hält, beigebracht werden. Sie lernen mit einem Stock drein schlagen, überpurzeln, und ein Rad schlagen, auf dem Kopfe stehen und andere ähnliche Künste, womit Menageriführer das Volk belustigen. Obschon dieser Affe, wie alle, sehr leicht und geschickt klettert, wenn er Gelegenheit hat, so lebt er doch in seinem Vaterland mehr auf der Erde und flieht auch nicht auf Bäume. Ueberhaupt scheinen die Hundsköpfe mehr Erd- als Baumthiere zu seyn. Ungeachtet ihres starken Geschlechttriebes pflanzen sie in unserm Klima sich nicht fort, und die Mutter wirft nur ein Junges. Merkwürdig ist der Umstand, daß die alten Babylonier diesen Affen verehrt haben sollen, wie Strabo angibt.

Es mag genug seyn, nachdem wir die Naturgeschichte des Tartarins angegeben haben, auch die Naturgeschichte der andern Hundsköpfe darnach zu beurtheilen, welche ganz ähnlich ist. Von dieser Gattung sind noch bekannt. Der Bobuin, Cyn. sphinx. Der Chakma, Cyn. ursinus. Der Schweinskopf, Cyn. porcarius. Der weiße Hundskopf, Cyn. albus und ein schwarzer Cyn. niger. Die letzte Art ist auf den Philippinischen Inseln zu Hause. Die andern alle in Afrika, und die beiden vorletzten Arten sind selbst noch nicht genau bekannt.

Noch bleibt uns von den zahlreichen Affen der alten Welt eine kleine Familie anzuführen übrig, welche man aber nur höchst unvollkommen kennt, da sie in Gegenden Afrika's zu Hause sind, welche nur sehr wenig erforscht werden konnten. Sie unterscheiden sich leicht durch den gänzlichen Mangel des Daums an der Vorderhand, welche also dadurch zur unvollkommenen Hand wird, daher hat man sie Stummelaffen, Colobus, genannt. Man könnte sie wohl mit den asiatischen Schlankaffen vereinigen, bei denen der Daum auch nicht vollkommen ist, allein da jene alle Asien, diese aber Afrika angehören, so scheint es zweckmäßiger sie zu trennen; um so mehr, als sie noch das Ausgezeichnete haben, daß die langen Haare der Schultern und des Halses eine lange Mähne bilden, und der Schwanz ebenfalls sehr lange behaart und mit einer Endquaste versehen ist. Wir bilden die schöne Art ab.

T. 3. F. 2. Der weißgemähnte Stummelaffe.
Colobus Guereza. Rüppel.

Die Schnauze oder der untere Theil des Gesichts ist wenig vorstehend, aber der Kopf doch ziemlich zurücktretend. Die untere Kinnlade sehr hoch; die Eckzähne bei den Alten lang und stark; die Stirn vorstehend. Der Daum fehlt ganz, und statt seiner ist nur ein unter der Haut liegendes Knöchelchen vorhanden. Der Schwanz ist ohne die Quaste länger, als Körper und Kopf zusammengenommen. Arme und Beine sind lang und schlank. Die Farben des Thieres sind glänzend schwarz und blendend weiß. Der Kopf, der Hals, der ganze Körper, alle vier Extremitäten und zwei Drittel des Schwanzes sind sammetschwarz. Gesicht schwarz, über die Augen lauft eine rein weiße Binde, Schläfen, Backen, Vorderhals und Kehle weiß. An den Schultern hängt ein Gürtel an, der sich an den Seitentheilen des Körpers hinzieht und sich auf den Lenden vereinigt. Er besteht aus langen, seidenartigen, ganz wei-

ßen Haaren, welche, wie eine Decke über die Seiten und die Hüften herabhängen und die nackten Gesäßschwielen einfassen. Der hintere Theil des Schwanzes ist ebenfalls weiß und sehr flockig; jedes Haar ist durch viele braune Ringe leicht gefleckt, daher silbergrau. Die Haare an den Seiten sind zum Theil einen Fuß lang, alle sind fein. Bei Jungen und bei Weibchen sind die Farben gleich, aber die Haare kürzer.

Die Länge von der Nasenspitze bis zum Schwanze beträgt 2 Fuß 4 Zoll, des Schwanzes mit der Quaste 2 Fuß 6½ Zoll, Arme 11 Zoll, Schenkel 1 Fuß 3½ Zoll.

Dieses schöne Thier lebt in Abyssinien in kleinen Familien auf hochstämmigen Bäumen meist in der Nähe fließender Wasser. Es ist behende, lebhaft, und doch nicht lärmend, dabei überhaupt von harmloser Natur, indem es nicht, wie so manche Affenarten große Verwüstungen in den Pflanzungen anrichtet. Rüppel sah einige Individuen, welche durch seine Jäger angegriffen wurden, von Baumstämmen 40 Fuß hoch herabspringen. Die Nahrung dieser Thiere besteht aus wilden Früchten, Sämereien, Insekten. Mit dem Einsammeln solcher Nahrungsmittel sind sie den ganzen Tag beschäftigt. Nachts schlafen sie auf Bäumen. Früher machte man regelmäßig Jagd auf diesen Affen, weil man lederne Schilde mit dem Felle dieser Thiere ausschmückte, jetzt ist dieses nicht mehr Mode. Dieser Affe kommt nur in den Provinzen Godjam, Kulla und Damot vor.

Man rechnet zu dieser Familie noch den langhaarigen Stummelaffen, Col. polycomos, den rostbraunen, C. ferrugineus, und den Temminkischen, C. Temminkis. Kuhl. Häute, welche aus Afrika nach England kommen, lassen vermuthen, daß es noch mehrere Arten gebe.

Somit schließen wir unsere Betrachtungen über die zahlreichen Affen der alten Welt, deren es ohne Zweifel in Asien und Afrika noch mehrere unbekannte gibt, welche aber wohl zu den bekannten und angeführ-Gattungen gereihet werden können.

Affen der neuen Welt.

Auf jeder Seite stehen in beiden Kinnladen bei den meisten sechs Backenzähne, bei einer Gattung fünf, immer mit stumpfen Höckern auf der Krone. Die Eckzähne sind länger. Die Nasenscheidwand ist sehr breit; die Nasenlöcher sind groß und stehen schief seitwärts offen.

Der Schwanz ist bei allen vorhanden und bei den meisten außerordentlich lang. Bei den einen ist er greifend und bildet gleichsam eine fünfte Hand, dieser ist immer kurz behaart.

Bei allen fehlen Backentaschen und Gesäßschwielen.

Nur bei den Gattungen von größerm Wuchse sind die Hände vollkommen, bei einer Gattung fehlt der Daum der Vorderhand, und bei den kleinern Arten wird die Hand allmälig zum Fuß und ist bei wenigen vollkommenes Greiforgan.

Sie sind sämmtlich Baumthiere und kommen selten freiwillig auf die Erde.

Sie bewohnen nur die Länder zwischen den Wendekreisen, oder ganz nahe dabei. Ihr Vaterland beginnt erst jenseits der Meeresenge von Panama und verliert sich südlich mit Paraguay.

Sie müssen wieder in sehr verschiedene Gruppen getheilt werden; die Arten der Gattungen haben meist sehr viele Aehnlichkeit unter einander.

Alle größern Arten werfen nur ein Junges, die Eichhornaffen nicht mehr als zwei. Die Jungen werden von den Alten getragen bis sie sich selbst helfen können.

Im Allgemeinen stehen die amerikanischen Affen den Affen der alten Welt an Intelligenz nach, sind aber weniger boshaft und tückisch.

Die Affen der neuen Welt zeigen zum Theil sehr ausgebildete Stimmorgane, welche denen der Vögel gleichen. Die Brüllaffen aber haben diese Organe ganz besonders ausgebildet und groß, wodurch ihre Stimme gar sehr erhöht wird und eine vorzügliche Stärke erhält.

Die Affen bilden die zahlreichste Gruppe der Säugethiere in den Wäldern der warmen amerikanischen Zonen. Für sie scheinen hauptsächlich die mannigfaltigen Früchte bestimmt, womit jene Urwälder im ewigen Wechsel der nie ersterbenden Natur zu allen Jahrszeiten erfüllt sind. Sie leiden daher nie Mangel daran, und sind nicht genöthigt die Urwälder zu verlassen oder die Pflanzungen der Menschen zu besuchen. Sie haben nicht nöthig die Bäume zu verlassen und auf den Boden zu gehen, um so weniger, als die Urwälder nicht aus abgesonderten Baumgruppen bestehen, sondern durch Schlingpflanzen verbunden, ein undurchdringliches Ganzes bilden, so daß die Baumwipfel, den mit allen zum Klettern dienlichen Mitteln versehenen Affen, einen ebenso festen Boden gewähren, als die Erde andern Thieren. Nicht einmal der Durst nöthigt sie von den Bäumen zu springen, da die saftigen Früchte Hunger und Durst zugleich stillen.

Man hat wohl die Arten bei einigen Gattungen zu sehr vervielfältigt, da Alter und Geschlecht Varietäten hervorbringen, welche man für Arten hält. Doch bezeugen Naturforscher, welche selber die Urwälder besuchten, daß im Allgemeinen sehr wenige Varietäten vorkommen. Nur die Rollschwanzaffen aber scheinen hierbei eine Ausnahme zu machen, und die Arten dieser Gattung sind noch nicht gehörig bezeichnet.

Da jede Gruppe der amerikanischen Affen ihre besondern Eigenschaften hat, so muß auch jede Gattung besonders betrachtet werden. Wir gehen zuerst zu den Greifschwanzaffen über, von welchen vier Gattungen angenommen worden sind. Die Brüllaffen, Klammeraffen, Wollhaaraffen und Rollschwanzaffen.

Einen Greifschwanz nennt man den langen Schwanz, der gewöhnlich am vordern Theil der Unterseite von Haaren entblößt, und mit einer etwas schwieligen oder runzeligen Haut bedeckt ist. Mit dieser Schwanzspitze kann das Thier Gegenstände, besonders runde, wie Baumäste, umfassen und sich fest halten, ja sogar sich an diesem Schwanze aufhängen, auch wohl kleinere Gegenstände damit ergreifen und aus Löchern herausziehen, welche für die Hände zu enge wären. Es ist der Greifschwanz ein Organ, welches eine fünfte Hand bildet, und ihre Verrichtung fast vollkommen ausübt. Kein Affe der alten Welt hat einen solchen Schwanz, und der Schwanz kann ihnen höchstens dazu dienen bei ihren Sprüngen das Gleichgewicht zu erhalten.

Erste Gattung.

Die Brüllaffen. Mycetes.

Der Kopf ist pyramidenförmig, da der Unterkiefer ganz ungewöhnlich hoch und breit ist. Die Eckzähne sind bei alten stark und lang, und das ganze Gebiß meist schwärzlich oder schwarz, fast, wie bei den Malajen, welche Betel kauen. Zwischen den Aesten der Unterkinnlade liegt der ungemein große Kehlkopf, welcher aus einer weiten, knöchernen Kapsel besteht, das darüber befestigte Zungenbein ist eine große rundliche, mit Scheidewänden versehene Knochenblase, in welche die Luft dringen kann, wodurch dann jene laute, sehr weit schallende Simme hervorgebracht wird. Diese Größe des Kehlkopfs gibt dem Thier das Ansehen, als ob es einen gewaltigen Kropf hätte, der um so größer erscheint, als die Unterkinnlade mit einem langen nach vorwärts liegenden Bart versehen ist. Dieser Kopf, verbunden mit dem flachen Gesichte, auf welchem die Nase gar nicht vorsteht, den nicht sehr lebhaften Augen, mit einem dicken, stämmigen Körper und kurzen, starken Gliedern, geben diesen Affen ein plumpes, trauriges, ernsthaftes und drohendes Ansehen. Diese Affen haben 36 Zähne, da sie nämlich auf jeder Seite in jeder Kinnlade 6 Backenzähne haben. Es sind langsame, melancholische, mit wenig Fähigkeiten versehene Thiere, welche sich zwar leicht zähmen lassen, aber in der Gefangenschaft selten lange leben, und dem Besitzer mehr lästig als unterhaltend und angenehm sind. Sie leben in großen Gesellschaften und haben ihren Namen von der lauten brüllenden Stimme, womit sie sich gewöhnlich unterhalten.

Sie sind in den Ländern, welche sie bewohnen, sehr zahlreich und weit verbreitet, und finden sich in allen bewaldeten Gegenden. Sie sind unter dem Namen Guaribas, Carayas oder Barbados bekannt. Ihr Fleisch ist eine angenehme und kräftige Speise, und wird nicht bloß von den Eingebornen, sondern auch von den Weißen gegessen.

Wir geben die Lebensart einer Art an, da sie als Muster aller übrigen dient.

Taf. 4. Der Brüllaffe.

Mycetes niger.

Der ganze Körper ist am Männchen mit schwarzen, langen, glänzenden, feinen, jedoch nicht sehr weich anzufühlenden Haaren bedeckt; nur das Gesicht, mit Ausnahme der Stirn und des Kinnes, die Ohren, der Kehlkopf, die innere Seite der vier Hände und die untere des Greifschwanzes sind unbehaart. Die Weibchen sind kürzer behaart, graulich gelb. Die Haut röthlich braun. Die Nase ist breit und platt. Nur am männlichen Thiere ist der Kehlkopf so ausgezeichnet groß und vorragend, beim Weibchen kleiner. Die Länge, ohne den Schwanz ist 2 Fuß 5 — 6 Zoll, des Schwanzes 20 Zoll. Man findet den Caraya sowohl in Paraguay als noch südlicher in der Provinz Corrientes bis zum 28 Breitengrade. Er bewohnt in Familien, welche aus drei bis zehn Individuen bestehen, die an Flüssen und Sümpfen gelegenen, hohen Waldungen. In trockenen und wasserleeren Gegenden findet er sich nicht. Die höchsten Waldbäume sind sein liebster Aufenthalt; bei anbrechender Dämmerung zieht er sich gewöhnlich in das dichte mit Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigern Bäume zurück, um dort zu schlafen. Er verläßt nur sehr selten, vielleicht, nie seine luftige Wohnung, und nie trifft man ihn außer dem Walde an. Er kann, ohne den Baum zu verlassen, seinen Durst löschen. Man findet dieselben Familien immer in derselben Gegend etwa von einer Stunde Umfang, und nicht selten verweilen sie einen ganzen Tag auf demselben Baum, wenn die Nahrung nicht mangelt, diese besteht aus Blättern und Knospen, seltener aus Früchten und Insekten. Der Prinz von Wied fand beim rothen Brüllaffen den Magen mit einer Menge von zerbissenen Früchten und Fruchtkernen, besonders von kleinen Kocosnüssen, fast immer angefüllt, so daß diese Thiere starke Fresser zu seyn scheinen. Sie werden auch, besonders im Februar und Merz, sehr fett.

Es hält gar nicht schwer diesen Affen in seinem freien Zustande zu beobachten, da er seinen Aufenthalt durch sein Gebrüll selbst verräth und sich den Wohnungen nicht selten nähert. Man trifft immer mehr Weibchen als Männchen bei der Familie, welches aber, wenigstens in Paraguay, wohl davon herrühren kann, daß man den Männchen mehr nachstellt als den Weibchen, da man ebensoviel junge Männchen als Weibchen findet. Gewöhnlich sitzen alle auf einem Baum, die Männchen höher als die Weibchen. Sie sind sehr träge, klettern zwar langsam, aber geschickt, und bewegen sich ohne Noth wenig. Sind sie gesättigt, so sitzen sie in lauernder Stellung auf einem Ast, oder legen sich der Länge nach über denselben hin, indem sie die vier Extremitäten über denselben herunterhängen lassen und sich mit dem Schwanze fest halten. Des Morgens und des Abends stimmen sie, besonders in der warmen Jahrszeit, ihr Gebrüll an, welches dem Knarren einer hölzernen, ungeschmierten Achse ähnlich ist, aber sehr laut und weitschallend ertönt. Die Männchen machen gewöhnlich den Anfang bei diesem Geheule, in welches dann die Weibchen mit weniger lauter Stimme einfallen. So brüllen sie oft stundenlang, ohne den Baum zu verändern, in einem fort, sehen sie aber einen Feind, so hört das ganze Conzert sogleich auf. Des Nachts sind sie ganz stille. Nie sieht man sie mit einander spielen, wenn sie nicht fressen oder brüllen, so sehen sie bewegungslos vor sich hin, ohne zu schlafen. Verläßt ein altes Männchen den Baum, so folgt die ganze Familie nach. So geschickt sie klettern, so machen sie doch nie weite Sprünge, und der Schwanz ist für ihre Bewegungen beinahe noch wichtiger als ihre Hände. Sie gebrauchen ihn besonders, um sich fest zu halten, wenn sie mit den Händen Nahrung zu sich nehmen, und dann besonders auch, wenn sie herabklettern, wo sie sich damit so lange halten, bis sie einen andern Ast erreicht haben. Die Kraft des Schwanzes ist auch größer als die der Hände, und sie können sich daran ganz fest hängen. Ein angeschossener bleibt bis zum Tode daran hängen, und selbst todt noch einige Zeit, bis endlich die Erschaffung der Muskeln erfolgt und der schwere Körper herabstürzt. Wenn sie auch gewöhnlich nahe am Wasser leben, so versuchen sie doch nie sich durch Schwimmen zu retten und fürchten sich vor dem Wasser. Rengger traf einst eine solche Familie auf einem vom Wasser rings umgebenem Baume an, welche ganz abgemagert, sich vor Schwäche kaum mehr bewegen konnte. Sie hatte nicht nur alle Blätter des Baumes, und die zarten Zweige, sondern auch einen Theil der Rinde verzehrt, obgleich sie, um den Wald zu erreichen, kaum 80 Fuß zu durchschwimmen gehabt hätte.

Das Weibchen wirft im Mai, Juni oder Juli ein Junges, welches in den ersten Wochen, mit den Armen sich vorn an den Hals der Mutter hängt, später aber trägt es die Mutter auf dem Rücken, wo es sich an ihren Haaren fest hält. Sie macht ihm keine Liebkosungen, verläßt es aber nie, wenn es noch klein ist; nur wenn es sich schon forthelfen kann, und die Mutter schwer verwundet wird, setzt sie es, um schneller fliehen zu können, zuweilen auf einen Ast.

Da diese Thiere sehr häßlich aussehen, so werden sie selten gezähmt, sind aber auch schwer aufzuziehen, immer melancholisch, zeigen keine besondere Anhänglichkeit an Jemand, und wenig Intelligenz. Gehör und Gesicht sind scharf, und Geruch und Geschmack fein. Das Getaste in den Händen scheint weniger fein, als im Schwanze; wenn man eine Frucht, welche sie lieben, mit dem Schwanz in Berührung bringt, so kehren sie sich um. Ihre Nahrung bringen sie übrigens mit den Händen zum Munde, und zermalmen solche sehr fein. Sie trinken weder viel noch oft, ausgenommen, wenn sie gesalzene Speisen bekommen, wo ihr Durst unauslöschlich ist. Sie erreichen ihre volle Größe erst im fünften Jahre, und erreichen ein Alter von 15 bis 20 Jahren. Die Gefangenen werden durch ihre Trägheit, durch ihre grobe Zutraulichkeit, Traurigkeit und durch ihre röchelnde Stimme lästig. Sie brüllen in der Gefangenschaft nicht. Wenn sie schon leicht zu entdecken sind, so sind sie doch schwer zu schießen, da sie in die höchsten Gipfel der Waldbäume fliehen, wohin ein Schrootschuß aus der besten Flinte kaum reicht. Der Affe muß auch durch den Kopf oder Rückgrath geschossen werden, wenn er fallen soll. Aber wenn der Schwanz verletzt wird, fällt er vom Baume, wehrt sich aber dann noch muthig mit den Zähnen gegen Jäger und Hunde. Man jagt sie in Paraguay des schönen schwarzen Pelzes wegen, welchen man zu Mützen, Satteldecken u. s. w. gebraucht. Der Doktor Franzia ließ für seine Grenadiere Mützen aus diesen Affenfellen

bereiten. Die Wilden schießen sie mit langen Pfeilen und klettern deßwegen auf die benachbarten Bäume. Das Fleisch gibt eine kräftige Nahrung. Außer dem Menschen haben diese Affen Feinde am Kuguar und der Parderkatze.

Der rothe Brüllaffe, der in Brasilien sehr häufig ist, hat eine ganz ähnliche Lebensart, nur hält er sich oft in den trockensten Wäldern auf, wo in Brasilien aber auch der schwarze vorkommt.

Die Arten dieser Gattung sind noch nicht ganz genau bestimmt, da Männchen und Weibchen, Alte und Junge an der Farbe etwas verschieden sind. Ihr Aeußeres sowohl, als ihre Langsamkeit, Trägheit und Sanftheit unterscheidet sie, doch eben nicht vortheilhaft, vor allen andern Affen.

Die Klammeraffen. Ateles.

Sie unterscheiden sich sehr von den Brüllaffen durch ihren langen, schlanken Körper, kleinen Kopf, langen, schmächtigen Glieder, den noch längern Greifschwanz; vorzüglich aber durch den Mangel des Daums an der Vorderhand. In dieser Hinsicht repräsentiren sie die Schlankaffen Asien's und die Stummelaffen Afrika's in Amerika. Sie sind ebenso ausschließliche Baumthiere, wie die Brüllaffen.

Sie lassen sich zähmen, sind munterer, spielender und angenehmer als die Brüllaffen. Ihr Gesicht ist aber fast ebenso häßlich. Das Gebiß ist schwach, die Eckzähne sind kurz, sie haben 6 Backenzähne. Ihr Naturell ist äußerst sanft. Sie bedienen sich ihres Greifschwanzes, wo möglich noch geschickter als die Brüllaffen, hängen sich daran auf, und bleiben oft sehr lange Zeit mit dem ganzen Körper frei schwebend. Sie sind, ungeachtet der Schlankheit und scheinbaren Magerkeit ihres Körpers, starke Fresser, und man findet ihren Magen mit allerlei Baumfrüchten, meist dicht voll gepfropft.

Es sind harmlose Thiere, welche in Gesellschaft ihrer Nahrung nachziehen, immer über die hohen Baumkronen der Urwälder hinwegeilen, die Früchte derselben abbrechen oder Insekten fangen. Gesund kommen sie nie auf die Erde, denn auch, wenn sie trinken wollen, thun sie es an ihrem Schwanze an einem über dem Wasser ragenden Baumast hängend. Ihre Bewegungen sind mäßig schnell, aber sehr geschickt und rascher, als die der Brüllaffen. Mit den langen und schlanken Gliedern greifen sie außerordentlich weit, befestigen stets den langen Schwanz zuerst und eilen auf diese Art so schnell über die höchsten Gipfel der Urwaldstämme hinweg, daß der Jäger durchaus keine Zeit verlieren darf, wenn er einen Schuß anbringen will. Ihre Stimme ist ziemlich laut,. aber lange nicht so laut, als die der Brüllaffen. Angeschossen lassen sie Koth und Urin gehen und schreien laut, wie ein Schwein. Die Wilden erlegen sie mit Pfeilen und essen ihr Fleisch sehr gerne.

Wir haben aus dieser Gattung abgebildet auf Tafel 6. Den Cajou, Ateles ater, und den Marimondo, Ateles Beelzebuth. Der erste lebt in Brasilien, der andere in den Wäldern am Orenokò. Es sind stille, sanfte, melancholische, furchtsame Thiere, in der Gefangenschaft sanft und zahm; bringt man sie aber in Furcht, so beißen sie, selbst diejenigen, welche sie besorgen. Den vorübergehenden Zorn kündigen sie durch Aufblasen der Lippen und durch einen Kehllaut, wie au o an. Mit dem Wickelschwanze langen sie in die kleinsten Löcher und bringen damit die Gegenstände heraus, welche sie haben wollen; dennoch bringen sie alles mit der Hand zum Munde. Wenn diese Thiere in großen Gesellschaften sind, hängen sie sich oft je zwei an einander, und bilden seltsame Gruppen. Daß aber viele mit den Schwänzen sich an einander hingen, und so über Flüsse setzten, ist eine Fabel. Wie viel Kraft müßte der erste haben, um die ganze Kette zu halten, und wenn zwei mit den Schwänzen an einander hingen, so müßte der eine sich mit den Händen am Baume festhalten, und der andere mit der Hand den Schwanz des folgenden fassen, der mit seiner ganzen Schwere an ihm hangen würde. Wenn man solche Unmöglichkeiten bedenkt, so begreift man nicht, wie so einfältige Sagen immer noch nachgeschrieben werden. Ihre Stellungen sind oft so, daß man glaubt, sie haben die Glieder verrenkt. Humboldt sah sie oft am Schwanze hängend, den Kopf nach dem Rücken gelegt, die Augen aufwärts nach der Sonne gerichtet und die Hände auf dem Rücken gefaltet, in dieser Stellung mehrere Stunden unbeweglich hängen. Ein zahmer hing sich mit dem Schwanze an einen frei hängenden Strick, an welchem jedoch mehrere Knoten waren, und blieb so lange hängen. Wollte er aufwärts, so ergriff er mit der Vorderhand den Schwanz und kletterte an demselben herauf.

Sie werfen nur ein Junges, welches die Mutter auf dem Rücken trägt. Sehr selten kommen sie in Menagerien vor, da sie unser Klima nicht vertragen.

Die Arten sind auch noch nicht mit Bestimmtheit aus einander gesetzt. Man zählt noch folgende Arten zu der Gattung: Der Fünfinger, Ateles pentadactylus, so geheißen, weil er einen Daumansatz hat. Den Spinnenaffen, Ateles arachnoides. Den Miriki, At. hypoxanthos, und noch eine zweifelhafte Art.

Rollschwanzaffen. Cebus.

Sie tragen ihren Wickelschwanz immer gerollt, wenn sie damit nicht greifen. Der Kopf ist ziemlich rund; die Kinnladen wenig vortretend; die Augen lebhaft, nahe bei einander stehend; die Ohren menschenähnlich; die Glieder verhältnißmäßig lang und stark; der Leib schlank; der Schwanz muskulos, dicht behaart, greifend, so lang oder länger als der Körper; die Eckzähne stark vorstehend, lang und dick; Backenzähne haben sie auf jeder Seite sechs.

Der Charakter dieser Affen ist dem der Brüllaffen und Klammeraffen ganz entgegengesetzt. Es sind lebhafte, behende, schnelle, immer bewegliche, gewandte Thiere. Sie sind zwar leicht zu zähmen, gerathen aber leicht in Zorn und sind dann rachsüchtig, bissig und falsch. Sie haben ganz den Charakter der Meerkatzen der alten Welt. Ihr Gesicht ist sehr häßlich; alle tragen den Schwanz, wenn er nicht greift, immer einwärts gebogen oder weit gerollt. Sie haben eine vogelartig pfeifende Stimme, welche sie fast immer hören lassen, im Affekte schreien sie sehr gellend und unangenehm. Ihre Nahrung besteht in mancherlei Früchten und Insekten, nach welchen sie den ganzen Tag umher suchen, und so wenig als die Klammeraffen eine bleibende Wohnung haben, sondern immer umherziehen, wobei indeß die Familien zusammenhalten, und sich nicht leicht vermischen.

Da sowohl die Länge der Haare, als die Färbung derselben, auch die Größe des Kopfes mit dem Alter sich verändern, so ist es ungemein schwer die Arten dieser Gattung zu bestimmen, welche zahlreich aufgestellt worden sind; man muß sie von der Geburt an beobachten, um gewisse Arten bestimmen zu können. Dieses müssen wir den Systematikern überlassen. Der Bericht eines genauen Beobachters, über die Lebensart einer Art, aus welchem wir auf die übrigen schließen können, mag hier am rechten Orte stehen. Herr Rengger berichtet vom Cay oder Azaraschen Rollschwanzaffen, Cebus Azarrae, in Paraguay folgendes.

Der Cay bewohnt die ausgedehnten Wälder von Paraguay, besonders solche, deren Boden nicht mit Gestrüppe bewachsen ist. Er bringt den größten Theil seines Lebens auf Bäumen zu, und verläßt sie nur auf Augenblicke, entweder um den Durst zu löschen oder um ein benachbartes Maisfeld zu plündern. Er hat weder ein Lager noch einen bestimmten Aufenthalt. Die Nacht über ruht er zwischen den verschlungenen Aesten eines Baumes, am Tage streift er von Baum zu Baum umher, um seine Nahrung zu suchen. Diese besteht in Früchten, Knospen, Insekten, Honig, Vogeleiern und jungen Vögeln, welche noch nicht flück sind.

Gewöhnlich trifft man den Cay in Familien von fünf bis zehn Individuen an, von welchen immer mehr als die Hälfte Weibchen sind. Sehr selten stößt man auf einen einzelnen, und dieß ist immer ein altes Männchen. Die Lebensart dieser Affen ist aber theils wegen ihres Wohnortes, theils wegen ihrer Furchtsamkeit schwer zu beobachten, und nur der Zufall kann sie enthüllen.

Einst konnte ich, sagt Herr Rengger, am Saume des großen Waldes, dem Haushalt einer sehr zahlreichen Familie von Cay's zusehen, die sich unserm Lagerplatze genähert hatte. Der flötende Ton verrieth sie. Zuerst wurde ein altes Männchen mit hohem Haarkranze auf dem Kopfe sichtbar. Es näherte sich vorsichtig durch die höchsten Baumgipfel. Ihm folgten zwölf oder dreizehn andere beiderlei Geschlechtes, von welchen drei Weibchen jedes ein Junges auf dem Rücken oder unter dem Arme mit sich trug. Plötzlich erblickte eines dieser Thiere einen Pomeranzenbaum, der mit reichen Früchten behangen war, gab einen lauten Ton von sich und sprang auf den Baum. In einem Augenblicke kam die ganze Gesellschaft nach und beschäftigte sich mit Abreißen und Fressen

der süßen Früchte. Einige bleiben dabei auf dem Baume sitzen; andere begaben sich mit ihrer Beute, welche immer aus zwei Pomeranzen bestand, auf einen andern Baum mit starken Aesten, wo sie bequemer waren, umschlangen einen Ast mit dem Schwanze, nahmen dann eine Pomeranze zwischen die Hinterbeine, die andere in die Hände, und versuchten mit denselben die Schale zu lösen. Gelang dieses nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Pomeranzen zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch die Schale leichter zu lösen wurde oder einen Riß erhielt. Keiner versuchte die Schale mit den Zähnen zu lösen, wahrscheinlich der Bitterkeit wegen, so wie sie aber den kleinsten Riß in der Schale hatten, so lösten sie dieselben mit der größten Geschicklichkeit und leckten den auströpfelnden Saft auch von ihren Armen und Händen, und verzehrten dann das Fleisch. Da der Baum nicht sehr viel Früchte trug, so suchten einige Affen, welche ihren Antheil verzehrt hatten, die übrigen zu berauben, jedoch mehr durch List als durch Gewalt, wobei beide Partheien die seltsamsten Gesichter schnitten, mit den Zähnen fletschten, und endlich einander wirklich in die Haare geriethen, indem sie sich an den Kopfhaaren herumzausten. Andere durchsuchten die abgestorbenen Aeste des Baumes, hoben die trockene Rinde derselben sorgfältig auf, und fraßen die darunter befindlichen Insektenlarven. So wie alles aufgezehrt war, legten sie sich auf einen Ast der Länge nach, indem sie den Schwanz um denselben herumschlugen, um sich festzuhalten. Einige jüngere fingen an mit großer Behendigkeit zu spielen. Die drei Mütter mit ihren Säuglingen hatten mit diesen zu thun. Es gelüstete das Aelteste von ihnen nach den Früchten, es kroch daher bald auf die Schulter der Mutter, bald unter ihren Armen durch, um sich einen Bissen wegzuhaschen, dieß gefiel aber der Mutter nicht. Anfangs schob sie es sanft mit der Hand zurück; dann zeigte sie ihm durch Grinsen ihre Ungeduld, und da es doch nicht folgen wollte, faßte sie es bei den Kopfhaaren und stieß es mit Gewalt auf den Rücken zurück. So wie sie aber ihre Mahlzeit beendigt hatte, zog sie das Junge sachte hervor und legte es an die Brust. Auch die andern Mütter thaten dasselbe und behandelten ihre Jungen sehr zärtlich, durchsuchten ihren Pelz, während sie sogen, um sie von den lästigen Insekten zu befreien, und litten nicht, daß andere der Gesellschaft ihnen zu nahe kamen. Die Bewegungen der Jungen waren weder leicht noch gefällig, sie zogen sich, nachdem sie gesogen hatten, auf den Rücken der Mutter und überließen sich dem Schlafe, wobei sie sich mit den Händen an den Haaren der Mutter festhielten. Bei ihren Diebereien handelt jedoch jedes für sich, sie stellen keine Wache aus, wie man wohl geschrieben hat, fliehen bei Gefahr mit großem Geschrei, nehmen aber immer die Früchte mit. Die Jungen lassen von ihrer sterbenden Mutter nicht los, bis sie ganz erkaltet ist. Die meisten Jungen werden so gefangen, daß die Mutter erschossen wird, lassen sich dann sehr leicht zähmen und vergessen leicht die Freiheit, welche sie nie kennen lernten. Man zieht sie mit Milch und gekochtem Mais auf, nachher lernen sie alle fressen, was für den Menschen genießbar ist, Fleisch oder Pflanzennahrung, roh oder gekocht. Ihr Getränk ist Wasser und Milch; sie gewöhnen sich aber auch Wein oder Rhum zu trinken. Man hält sie nie im Käfig, sondern an einem Riemen um den Leib angebunden im Haushofe, und gibt ihnen nur bei Regen Schutz.

Diese Thiere sind sehr lebhaft und gewandt, sanft, wenn sie gut behandelt werden; werden sie aber übel behandelt, so treiben sie Gewalt mit Gewalt zurück, beißen, wenn sie sich stark genug fühlen, Menschen und Thiere, welche sie beleidigt haben. Fürchten sie den Gegner, so nehmen sie Zuflucht zur Verstellung und suchen sich an dem Beleidiger zu rächen, wenn sie ihn unvermuthet überfallen können, und beißen ihn, wenn er es am wenigsten vermuthet. Sie werden gegen jedermann mißtrauisch und beißen oft ohne alle Veranlassung. Von andern geneckt lernen sie selbst necken und lassen dann kein Hausthier, welches sich ihnen nähert, unangetastet vorbeigehen, und haben ordentlich Freude andere Thiere zu plagen. Behandelt man ihn aber gut, so lernt er schon nach den ersten Tagen seinen Herrn und Wärter kennen, sucht bei ihm Nahrung und Wärme, und richtet an ihn seine klagenden Töne, wenn ihm etwas mißbehagt. Er gibt sich ihm mit dem größten Zutrauen hin, ist in seiner Gesellschaft sehr munter, und kann stundenlang mit ihm spielen und sich kleine Neckereien gefallen lassen. Nach Abwesenheit zeigt er beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude, umarmt seinen Herrn mit beiden Händen und läßt ein Freudengeschrei hören. Ja er kann sogar den Trieb zur Freiheit ganz vergessen und gleichsam zum Hausthiere werden. Rengger besaß ein altes Männchen, welches sich zuweilen von seinen Banden losmachte, dann im ersten Augenblick entfloh, nach zwei bis drei Tagen aber immer wieder zurückkehrte, seinen Wärter aufsuchte und sich ohne weiters binden ließ. Solche zahme Thiere zeigen auch gegen Fremde Zutrauen, besonders gegen Neger, denen überhaupt diese Affen mehr zugethan sind, als den Weißen. Auch an Hausthiere, mit welchen sie erzogen werden, schließen sie sich an, z. B. an Hunde, welche ihnen dann als Reitpferd dienen müssen. Werden sie von diesen getrennt, so schreien sie kläglich, liebkosen sie beim Wiedersehen aufs zärtlichste, und vertheidigen ihren Freund bei Balgereien mit andern Hunden, nicht ohne Muth.

Sie sind äußerst naschhaft, und eignen sich jeden eßbaren Gegenstand zu, den sie erreichen können. Werden sie wegen Diebereien bestraft, so fangen sie an heimlich zu stehlen, wobei die größte List gebraucht wird, um nicht entdeckt zu werden. Sie sehen die Sachen scheinbar ganz gleichgültig an, wenn der Herr in der Nähe ist, kehrt dieser aber den Rücken, so greifen sie sogleich zu; werden sie ertappt, so schreien sie aus Furcht vor Strafe, können sie aber den Raub verzehren, so stellen sie sich ganz unschuldig, als ob nichts geschehen wäre. Hat einer einmal etwas gefaßt, so läßt er es nicht mehr gehen, wenn es ihm auch nichts nützt. So sah Rengger, daß ein solcher Affe eine glühende Kohle erfaßt hatte, sie sich aber doch nicht wegnehmen ließ, obschon er die Finger verbrannte. Neugierde und Zerstörungssucht sind ebenfalls ihre Fehler. Nicht leicht unterziehen sie sich dem Willen der Menschen; durch Gewalt allein kann er von einer Handlung abgehalten, nie aber zu einer andern gezwungen werden; er sucht den Menschen durch Liebkosungen und drohende Geberden zu seinem Willen zu zwingen und sich andere Thiere zu unterwerfen. Dieser Charakter macht sie auch ganz ungelehrig, daher ahmen sie auch nichts nach, erlangen aber durch Gewohnheit und Erfahrung eine Art von Selbstbildung. Gibt man einem dieser Affen zum ersten Mal ein Ei, so öffnet er es so ungeschickt, daß er den größten Theil des Inhaltes verliert. In der Folge behandelt er es aber beim Oeffnen ganz anders und lernt es nur an der Spitze aufmachen. Hat er sich an einem schneidenden Instrumente verletzt, so berührt er ein solches später nicht mehr, oder nur mit der größten Behutsamkeit. Rengger gab einem Cay zuweilen Zucker in einer Papierdute, welche er sogleich öffnete. Einst that sein Herr eine Wespe hinein, der Affe öffnete schnell und wurde gestochen; von dem an hielt er die Tute immer erst an sein Ohr, um zu wissen, ob ein Thier darin sey oder nicht. So sieht man die Intelligenz der Thiere sich entwickeln, Schlüsse ziehen und nach den Umständen handeln. Als ein Cay gesehen hatte, wie man Nüsse durch einen Stein zerschlug, wandte er dieß Mittel bei allen harten Früchten an, um den Kern zu erhalten. Ein anderer hatte gelernt, sich eines kleinsten Stäbchens, zum Oeffnen eines Kästchens zu bedienen, und wandte nachher den Hebel in andern ähnlichen Fällen an. Ein treues Gedächtniß und einen gewissen Grad von Beurtheilungskraft kann man diesen Thieren nicht absprechen. Sonderbar ist es, daß sie dennoch nicht zur Reinlichkeit gebracht werden können und Koth und Urin allenthalben lassen.

Nur die eingebornen Amerikaner essen das Fleisch dieser Affen, die Weißen nicht, obschon das Fleisch keinen üblen Geschmack hat. Man hält sie bloß zur Belustigung, und sucht die Jungen zu fangen, welches man dadurch bewirkt, daß mehrere Männer einen Baum umkreisen, auf welchem solche Affenmütter mit ihren Jungen sich befinden, und diese nun durch Lärm, Schießen und Werfen so ängstigen, daß sie ihr Junges abladen, wo dann dieser leicht gefangen wird. Alt eingefangen bleiben diese Affen immer böse und werden niemals recht zahm, halten auch nicht lange aus. Neben dem Menschen haben diese Affen Feinde am Kaguar und der Pardelkatze, dann an den großen Raubvögeln, welche letztern sie von den Baumgipfeln wegfangen.

Wir bilden auf

T. 4. Den Rollschwanzaffen mit weißem Gesichtskreise, Cebus cirrifer,

ab, welchen der Prinz von Wied in seiner Reise nach Brasilien zuerst entdeckte und beschrieben hat.

Das Gesicht ist an seinen mittlern Theilen nackt und schwärzlich, aber ganz mit einem Kreise schmutzig weißer Haare umgeben. Alle übrigen Theile des Körpers sind mit schwarzbraunen Haaren bedeckt. Es sind furchtsame Thiere, von sehr lebhaftem Temperament, leicht zähmbar

und leicht sich an ihren Herrn gewöhnend. Die Stimme ist sanft, wird oft wiederholt und ist einem Vogelgezwitscher ähnlich, im Zorne rauh und gellend.

Viele Arten der Rollschwanzaffen kommen häufig gezähmt nach Europa, alle unter dem Namen der Capuziner oder, ihrer Stimme wegen, gar unter dem Namen der Nachtigallaffen. Man nennt sie auch Winselaffen. Sie sind eine Lieblingsspeise der eingebornen Brasilianer und in den Urwäldern sehr zahlreich. Ihre Jagd ist aber nicht leicht, da sie aufmerksam sind, und bei der geringsten Gefahr die Flucht ergreifen, und mit großer Behendigkeit und Sicherheit von Baum zu Baum springen, schnell entfliehen und im Dickicht aus den Augen kommen. Sie heißen in Brasilien Mikos. Sie haben alle ungefähr die Größe einer Katze.

Am häufigsten kommen lebend nach Europa der gemeine Capuziner und der Hornaffe, Cebus capucinus und Cebus fatuellus, der letzte so genannt, weil bei alten die Haare auf dem Kopfe zu Seiten der Ohren eine Art von Horn bilden.

Zwischen den Brüllaffen und Rollschwanzaffen kann man noch eine andere Gattung der amerikanischen Affen mit Wickelschwänzen setzen, die man Wollhaaraffen, Lagothrix, genannt hat. Sie haben weder die Stimmorgane der Brüllaffen, noch die schlanken Glieder und den mangelnden Daum der Klammeraffen. Der Kopf ist rund, groß; der Schädel breit; die Stirne platt; die Nase an der Wurzel eingedrückt, kurz; die Eckzähne stark, Backenzähne 6 auf jeder Seite. Das Haar dicht und wollig; der Körper stark und untersetzt; die Glieder lang, aber stark. Der Bauch ist groß und sie werden sehr fett. Sie leben in großen Truppen auf hohen Bäumen an den Grenzen von Brasilien gegen Peru. Sie verrathen sich durch ein klagendes Geschrei. Sie lassen sich leicht zähmen, werden sehr zutraulich. Sie fressen sehr gerne gekochtes Fleisch und Pomeranzen, fressen überhaupt viel. Sie sind in ihren Bewegungen nicht sehr schnell, ihr Betragen ist etwas still, und mit großer Geduld erwarten sie auf den Hinterbeinen halb stehend oder sitzend, was man ihnen gebe. Sie stehen also im Charakter den Brüllaffen nahe, da sie sanft und gutmüthig sind, sind aber doch viel lebhafter und weniger traurig. Man ißt ihr Fleisch. Herr Spix hat sie Dickbauchaffen genannt. Im Lande heißen sie nach Humboldt Caparro. Sie haben die Größe eines Fuchses.

Es folgen nun die amerikanischen Affen ohne Greifschwanz. Der Schwanz ist mehr oder weniger lang, aber ganz schlaff und kann nur dazu dienen beim Springen das Gleichgewicht zu erhalten. Sie sind aber dennoch Baumthiere, doch kommen sie häufiger auf die Erde als die Greifschwanzaffen. Eine Gattung ist nächtlich.

Die einen haben noch vollkommene Hände; bei den andern sind sie es weniger, und ihre Füße nähern sich den Eichhörnchen in der Bildung.

a. Mit vollkommenen Händen.

Sapajou. Callitrix.

Der Kopf ist klein, rundlich; das Gesicht menschenähnlich. Die Nasenscheidewand weniger breit, als die Reihe der obern Scheidezähne. Die Ohren sehr groß und unförmlich. Der Schwanz meist länger als der Körper, ganz behaart und nicht greifend. Die Glieder sind zarter und schlanker, als bei den Rollschwanzaffen, und der Körper ist mit längern, sanftern Haaren dicht besetzt.

Sie leben in kleinen Gesellschaften von ein oder ein Paar Familien, sind nicht so schnell wie die Rollschwanzaffen, und bewegen sich auf den Zweigen mit kurz zusammengezogenem Körper, der lange Schwanz hängt dabei gerade herunter oder wird auch aufwärts getragen. Sie sind Baumthiere und kommen als solche selten auf die Erde, sind sehr furchtsam und entfliehen sogleich, wenn man sich ihnen nähert, welches leicht ist, da ihre Stimme, nach der Stimme der Brüllaffen, die lauteste und weitschallendste ist, deßhalb dieser Umstand dem Jäger ihren Aufenthalt verräth. Sie sind in verschiedenen Gegenden zahlreich und werden häufig und gerne gegessen. Man sucht aber noch häufiger sie jung einzufangen und zu zähmen, da es Thiere von sanftem Naturel sind, welche in hohem Grade zahm und zutraulich werden, und ihrem Besitzer durch ihre Anhänglichkeit viele Freude machen. Sie werfen nur ein Junges, welches die Mutter auf dem Rücken trägt.

Wir bilden ab nach dem Werke des Prinzen von Wied auf

Taf. 5. Den Gigot. Callitrix melanochiv.

Der Kopf ist klein und rund, mit wenig vorstehendem Gesicht, mäßig großen, lebhaften, gelbbraunen Augen; die Ohren sind im Pelze versteckt, da die äußere und innere Seite behaart ist. Sie haben 34 Zähne. Die Eckzähne sind mäßig groß; auf jeder Seite sind 6 Backenzähne. Die Stirne ist, wie abgeschoren, mit dichtem, sehr sanftem, völlig gleichem, etwa 4 Linien langem Haar besetzt, von den Ohren an ist es noch einmal so lang und wird auf dem Halse und Oberrücken immer dichter und länger, so daß es auf dem Mittelrücken zu zwei Zoll lang wird; unter dem Bauche ist es am kürzesten und dünnsten und dabei wollig, so daß die Haut durchschimmert. Das Gesicht ist schwärzlich, oft mehr grau, oft ganz schwarz; die Haare am Kopf an der Wurzel aschgrau, an den Spitzen weißlich, auf dem Scheitel völlig schwarz, unter dem Bauche ist er dunkelschwärzlich graubraun, am ganzen Körper aber mit vielen schwärzlichen und weißlichen Querringen abwechselnd, daher aschgrau, auf dem Oberrücken gelbröthlich überlaufen, Unter und Mittelrücken, so wie die Seiten röthlich kastanienbraun; Hals, Arme, Beine und Schwanzwurzel graulich; die vier Hände schwarz; der Schwanz bei einigen fast weiß, bei andern aschgrau, bei noch andern gelbröthlich. Die Weibchen sind nicht verschieden gefärbt. Der Gigot lebt in den Urwäldern am Flusse Mucuri, Belmonte und bis nach Bahia in Brasilien. Seine Stimme ist laut röchelnd. Seine ganze Länge ist 36 Zoll, wovon der Körper 14, der Schwanz 22 Zoll messen. Er lebt in kleinen Gesellschaften von vier bis sechs Individuen und zieht in den Wäldern umher. Er nährt sich von Früchten, deren Reste man immer in seinem Magen findet. Sie sitzen etwas zusammengebückt auf den Zweigen, der Schwanz hängt herab. Bemerken sie etwas fremdes, so fliehen sie ziemlich schnell über die Aeste fort, besonders aber über die dickern Aeste. Da ihnen aber der Wickelschwanz abgeht, so sind Bewegungen weniger schnell und sicher als bei den Wickelschwanzaffen. Man hört ihre laut röchelnde Stimme nur, wenn sie vollkommen ruhig sind, besonders bei schönem warmem Wetter, Morgens und Abends. Sie scheinen keine bestimmte Fortpflanzungszeit zu haben. Der Prinz von Wied fand im Oktober schon starke Junge, aber auch noch trächtige Weibchen. Schießt man die Mutter von einem Baume herab, so erhält man das Junge oft lebendig. Dieses kann man leicht erziehen; es lernt bald fressen und wird sehr zahm und sanft. Alle Arten dieser Gattung sind nicht zornig und bißig, auch wenn sie verwundet werden. Sie zeigen unter allen Affen das sanfteste Naturell. Sowohl Indianer als Portugiesen stellen diesen Thierchen des Fleisches wegen nach. Hat ein Indianer ein solches verwundet, und es bleibt am Baume hängen, so bindet er die Füße mit einer Schlingpflanze zusammen und klettert auf diese Art an den dicksten Bäumen in schwindelnde Höhen, da ihm auf diese Art jede kleine Unebenheit der Rinde zum Stützpunkte dient.

Am Orenoko lebt der Saimiri, ein lieblicher kleiner Affe von gelbgrünlicher, ins Goldfarbige spielender Farbe. Humboldt sagt von ihm, er sey unter allen Affen Amerika's, seiner Schönheit, Sanftheit und Kleinheit wegen der geschätzteste. Er ist nicht viel größer als ein Eichhorn, nur der Schwanz viel länger. Die Physiognomie hat viel Aehnlichkeit mit der eines Kindes, derselbe Ausdruck von Unschuld, derselbe Uebergang von Freude zur Traurigkeit, ja er weine sogar wie ein Kind, wenn er Verdruß hat oder Schmerz fühlt, und seine großen Augen füllen sich mit Thränen. Er ist in beständiger Bewegung, in allen seinen Handlungen sei Leichtigkeit und Anmuth. Nie werde er böse, spiele immer und hüpfe umher, um Insekten zu erhaschen, welche seine Lieblingsspeise ausmachen, besonders zieht er Spinnen allen vegetabilischen Nahrungsmitteln vor, obschon er diese auch nicht verschmähe. Er habe die sonderbare Gewohnheit, den Menschen, wenn sie reden, steif auf den Mund zu sehen, und wenn er auf ihren Schultern sitze, so berühre er mit seinen niedlichen Fingerchen Zähne oder Zunge. Reisenden Insektensammlern sey er besonders gefährlich, da er die gefangenen Insekten, wenn man sie auch noch so gut verwahre, leicht entdecke, und sie von der Nadel nehmen könne, ohne sich zu verletzen. Ein solcher, den Humboldt mit sich führte, streckte seine Hand auch nach abgebildeten Insekten aus. Er liebe nicht sehr warme Gegenden, dennoch würde er wahrscheinlich in Europa nicht lange aushalten. Es ist aber soviel bekannt noch kein Lebender nach Europa gekommen. Obschon der Schwanz kein Wickelschwanz ist, so wickelt er sich denselben um den Hals, und

wenn es kalt ist, so umarmen sie sich gegenseitig, wenn mehrere beisammen sind, um sich zu erwärmen, wobei sie kläglich schreien. Alt eingefangen werden sie nie recht zahm und leben nicht lange. Gesunde Thierchen kosten in ihrem Vaterlande 8 bis 9 Piaster.

Es gehören zu dieser Gattung noch mehrere kleine niedliche Aeffchen, alle in Brasilien vorkommend. Noch sind nicht alle Arten genau aus einander gesetzt. Einer heißt die traurende Wittwe, wegen der netten Färbung, ein anderer ist kupferroth u. s. w.

Nachtaffen. Nyctipithecus.

Der Kopf dieser Affen ist rund und katzenartig, breit, Schnauze kurz, die Augen groß, nahe beisammenstehend, des Nachts leuchtend. Die Nasenscheidewand sehr dünne, die Ohren klein. Die Hinterbeine länger als die vordern. Die Klauen kurz, zusammengedrückt, wenig vorstehend; die Daumennägel wenig breiter. Der Schwanz länger als der Körper, nicht greifend. Sie haben auf jeder Seite sechs Backenzähne; die Eckzähne sind mäßig groß.

Fast könnte man sagen, diese Affen machen einen Uebergang zu den Raubthieren, besonders haben sie etwas katzenartiges und ihr Aeußeres ist wirklich katzenähnlich. Ihre großen leuchtenden Augen, ihr runder Kopf und ihre Stellungen erinnern ebenfalls an die Katzen. Ihre Lebensart ist nächtlich und selbst ihre Nahrung ist von der anderer Affen sehr verschieden. Allein sie haben vier Hände und ganz dasselbe Gebiß, wie die übrigen amerikanischen Affen, sind Baumthiere wie sie, und werfen nur ein Junges. Sie schlafen den ganzen Tag durch, des Nachts hingegen sind sie sehr lebhaft und munter. Weckt man sie am Tage, so sind sie traurig, schläfrig, die Augen sind trübe und ohne allen Glanz, während sie des Nachts funkeln. Sie fressen zwar alle Arten Vegetabilien, aber viel lieber Jesekten und, was sie vorzüglich auszeichnet, rohes Fleisch, besonders kleine Vögel und ihre Eier, welche sie aus den Nestern ausnehmen. Fliegen fangen sie sehr geschickt, und nur der Fliegenfang kann sie einige Zeit am Tage wach erhalten. Sie sind dann zahm, des Nachts aber sind sie böse, bissig und selbst jung gefangen schwer zähmbar. Am Tage, wenn sie schlafen, kann man sie leicht überraschen und fangen. Sie leben paarweise. Es ist nur eine Art bekannt.

Die Bärenaffen. Pithecia.

Sie bilden eine merkwürdige Familie amerikanischer Affen und zeichnen sich durch ihre langen, meist krausen Haare, den nicht sehr langen, aber zottigen Schwanz aus. Die Nasenscheidewand ist breiter als die Reihe der obern Schneidezähne; der Kopf rund; die Schnauze kurz. Die Hände alle fünffingerig; die Wurzel kurz und umgebogen. Die breite Nasenscheidewand gibt ihnen eine sehr häßliche Physiognomie. Einige haben ganz kurze Schwänze, wodurch sie sich vor allen amerikanischen Affen auszeichnen.

Diese und die vorige Gattung haben in andern Welttheilen keine Repräsentanten, sondern ein ganz eigenes Gepräge. Ihre Lebensart ist noch wenig bekannt. Ihr Charakter ist, nach den genauern Nachrichten, nicht sanft, besonders bei den größern Arten. Sie sind gefräßig und nähren sich von allen Arten von saftigen Früchten Sie leben in größern Gesellschaften in den Urwäldern Brasiliens und Columbiens.

b. Mit unvollkommenen Händen.

Die Eichhorn oder Seidenaffen. Jacchus.

Diese kleinen niedlichen Thiere machen in Hinsicht ihres äußern Baues und ihrer Lebensart fast den Uebergang zu den Eichhörnchen, allein ihr Zahnbau reihet sie unter die Affen. Sie haben aber keine wahren Hände mehr, d. h. keinen deutlich abstehenden Daum, auch keine flachen Nägel. Der Schwanz ist viel länger als der Körper, aber ganz behaart, schlaff und gar nicht greifend. Die Ohren sind bei den meisten sehr groß und oft mit langen Haarbüscheln umgeben oder geziert. Die Schnauze ist kurz, das Gesicht klein, nicht vorstehend. Mehrere Arten haben lange, mähnenartige Haare auf dem Kopfe, welche sie im Affekte aufstreuben, so daß das Gesichtchen davon, wie mit Strahlen umgeben wird, was ihren ein sonderbares, löwenartiges Ansehen gibt.

Die Brasilianer nennen alle zu dieser Gattung gehörenden Arten Sahuis. Sie bilden eine sehr natürliche Gattung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die innern Länder des warmen Amerika's noch mehrere unbekannte Arten haben, da jede Art nur einen eingeschränkten Wohnort hat. Große Flüsse begrenzen oft die Arten, und man findet jenseits eines solchen oft plötzlich eine andere Art, welche zwar zuweilen nur geringe Unterschiede zeigt, aber, die als beständig vorkommend, die Art bezeichnen. Sie leben bloß auf Bäumen, springen sehr behende von Ast zu Ast, und sitzen gewöhnlich nicht aufgerichtet, sondern mit dem Bauche platt auf den Ast gedrückt, wobei der lange Schwanz gerade herabhängt. Sie haben keinen bestimmten Wohnort, sondern ziehen gesellschaftlich umher, sind bald hier, bald dort, und kündigen sich in gewisser, doch nicht in weiter Entfernung durch ihre vereinten Stimmen an, und ziehen auf diese Art ihrer Nahrung nach. Ihre Stimme ist ein kurzer Lockton, wie der mancher kleiner Vögel. Sie werfen zuweilen mehrere, oft aber nur ein Junges. Sind zwei, so trägt die Mutter das eine auf dem Rücken, das andere an der Brust. Die jungen Thierchen sind sehr klein, oft nur von der Größe einer Maus. Es sieht sehr sonderbar aus, wenn die Mutter mit ihnen davon lauft.

Es sind überhaupt diese Affen sehr lebhafte und muntere Thiere. Haben sie nicht Zeit zu entfliehen, so verbergen sie sich hinter die dicken Baumstämme und blicken zuweilen mit den Köpfen hervor. Sie werden oft geschossen und gegessen, ohngeachtet sie nicht mehr Fleisch haben als ein Eichhörnchen. Gezähmt gewöhnen sie sich an ihren Pfleger, sind aber sehr furchtsam und gegen Fremde bißig. In der Angst geben sie ein Vogelgezwischter von sich. Schlafend rollen sie sich zusammen und bedecken sich mit dem langen, dicht behaarten Schwanze. Man bringt sie nicht selten nach Europa, allein sie sind sehr empfindlich gegen die Kälte, und viele sterben während der Ueberfahrt. Desto sonderbarer ist die Erfahrung, daß ein Pärchen des weißohrigen Uistitis den Winter in Petersburg nicht nur aushielt, sondern sogar daselbst sich fortpflanzte; das einzige Beispiel der Art. In den Gegenden Südamerika's, wo der Winter etwas kälter ist, als in Brasilien, sollen sich dann diese kleinen Affen in Haufen zusammenballen, um sich gegenseitig zu erwärmen.

Es sind dieses in der That allerliebste Thierchen, welche, wenn man sie zur Reinlichkeit gewöhnen könnte und sie unser Klima vertrügen, ihren Besitzern als Stubenthiere viele Freude machen würden. Sie sind zwar nicht so intellektuel als die meisten andern Affen, allein ihre angenehme Gestalt und ihre Schönheit gibt ihnen viele Vorzüge. Da die Arten sich zum Theil einander ähnlich sehen, sind sie noch nicht alle gehörig unterschieden. Sie bilden drei Abtheilungen.

Sahuis mit verlängerten Haarbüscheln, vor den Ohren mit einem dunkel und hellgeringelten Schwanze. Die Haare sind meist dreifarbig. Man nennt sie Uistitis.

Sahuis mit langen, mähnenartigen Haaren, welche das Gesicht umgeben und aufgerichtet werden können. Löwen-Sahuis.

Sahuis mit platten Köpfen, welche weder Ohrbüschel noch Gesichtskragen haben. Eichhorn-Sahuis.

Von diesen Thieren haben wir abgebildet auf

Taf. 3. Fig. 1. Pinche.
Jacchus oedipus.

Die Hauptfarbe ist braunröthlich, der Bauch weiß, um den Kopf eine weiße seidenhaarige Mähne; der Schwanz ist von der Wurzel bis zur Hälfte rothbraun, das übrige schwarz. Man findet ihn in den Wäldern am schwarzen Fluß. Er ist etwas größer als ein Eichhorn.

Die kleinste Art dieser Abtheilung ist das Löwenäffchen, welche man an der Südseite der Cordilleren in den Ebenen antrifft. Es ist ohne den Schwanz nur 7 Zoll lang. Es ist munter und spielend, wird aber gezähmt leicht zornig und sträubt dann seine Mähne. Es ist selbst in seinem Vaterlande selten und von Humboldt zuerst bekannt gemacht worden.

Ein sehr niedliches Thierchen ist auch der weiße Uistiti, Jacchus argentatus; es ist glänzend weiß, wie Silber, der Schwanz dagegen tief schwarz, Ohren und nackte Theile an Händen und Füßen aber schön roth.

Der Marikina, Jacchus Rosalia, ist überall goldgelb, mit langer Mähne und lebt in Brasilien, ebenso der goldstirnige Tamarin, Jacchus chrysomelas, welchen der Prinz von Wied bekannt gemacht hat. Er ist tiefschwarz mit goldgelber Mähne und Schwanz.

Die zweite von den Affen ganz zutrennende Abtheilung der Vierhänder hat man unter dem Namen der Halbaffen, Prosimiae, zusammengestellt. Sie bilden aber wieder mehrere ausgezeichnete und ganz verschiedene Gattungen, welche alle die warmen Gegenden von Asien und Afrika bewohnen.

Die erste Gattung nannte man

Maki. Lemur.

Sie haben eine lange, spitzige, fuchsähnliche Schnauze; die Ohren sind kurz und abgerundet. Der Pelz weich und mit wolligen oder gekrausten Haaren bedeckt. Der Schwanz länger als der Körper, stark behaart, nicht greifend. Der Zahnbau sehr verschieden von dem der Affen. In der obern Kinnlade sind vier, sehr kleine und schwache, in der untern sechs lange, schmale und schneidende Vorderzähne; die Eckzähne sind stark, die obern lang zusammengedrückt, zweischneidig, und weniger als Eckzähne, sondern vielmehr als erste Backenzähne zu betrachten. Die Backenzähne, deren entweder fünf und fünf oben, unten vier und vier, oder oben sechs und sechs, unten fünf und fünf sind, sind höckerig. Die Hände sind fünffingerig mit rundlichen Nägeln, nur an der zweiten Zehe der Hinterhand steht ein spitziger, aufstehender Nagel.

Sie nähren sich von pflanzenartigen Substanzen, Blättern, Wurzeln und Früchten.

Die Gattung bildet eine ausgezeichnete geographische Gruppe, indem sie alle die zu Afrika gehörige große Insel Madagaskar bewohnen. Es ist dieß sehr merkwürdig, da Afrika reich an Affen ist, so sollte man vermuthen Madagaskar, so nahe an Afrika unter dem heißesten Himmelsstriche, nur durch den Kanal von Mozambique getrennt, sollte auch solche haben, aber man findet gar keine Art auf dieser Insel. Ihre Stelle vertreten aber die Makis, von welchen man dagegen keine Art auf dem festen Lande findet. Ein Beweis, daß diese Thiere da entstanden, und nirgends her eingewandert sind.

Die Makis sind Baumthiere, welche selten auf die Erde kommen, immer auf allen Vieren laufen, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit klettern, und zu ihren Schlafstätten unzugängliche Orte auswählen. Sie leben, wie die Affen, gesellig. Sie sind munter, lebhaft, spielend, haben aber nichts von der Frivolität der Affen, lassen sich leicht zähmen, sind dann zutraulich, lernen ihren Herrn kennen, ohne ihm indeß Anhänglichkeit zu bezeigen. Sie sind reinlich, putzen sich oft und haben zum Theil sehr elegante Formen. Die hintern Extremitäten sind länger als die vordern, daher der Gang mehr galloppirend als schrittweise. Sie werfen auch nur ein Junges, welche die Mutter auf dem Rücken oder unter dem Arme trägt.

Wir bilden aus dieser Gattung ab:

Taf. 7. Fig. 2. Den Vari. Lemur Mocaco.

Eines der wenigen Thiere, welches im wilden Zustande sehr verschieden gefärbt vorkommt. Man findet ihn zwar selten ganz weiß; dann weiß mit großen schwarzen Flecken und ganz schwarzem Schwanze, oder weiß mit graubraunen Flecken und Schwanze. Der Körper ist von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 8 Zoll lang, der Schwanz etwas länger. Der ganze Körper ist mit langen wolligen Haaren bedeckt, daher das Thier dick aussieht; besonders lang sind die Haare an den Backen. Die Physiognomie ist fuchsähnlich. Es ist die größte Art. Sie wird selten nach Europa gebracht, ist aber nicht besonders zärtlich. In der Freiheit soll er wild seyn, gezähmt aber ebenso artig, wie die andern Arten. Die Töne, welche er von sich gibt, sollen zuweilen sehr laut seyn, und in den Wäldern schauerlich schallen.

Ein gar nettes und angenehmes Thier ist der Mococo, Lemur catta. Der spitzige Kopf mit den lebhaften Augen, die angenehme Vertheilung der Farben, weiß, schwarz und grau, der lange regelmäßig weiß und schwarz geringelte Schwanz; die Leichtigkeit in allen Körperbewegungen, seine Reinlichkeit, seine Zutraulichkeit, Munterkeit machen ihn zu einem der artigsten Thiere. Er ist unter allen Makis am leichtesten zähmbar, zeigt die meisten Fähigkeiten und lernt seinen Herrn am besten kennen. Im Schlafe wickelt er seinen Schwanz um den Kopf und schnurrt dann, wie eine Katze. Mit den untern Schneidezähnen kämmt er seine Haare. Sein Geschrei ist stark, aber nicht unangenehm. Man bringt ihn nicht selten lebend nach Europa, er muß aber im Winter warm gehalten werden, da er die Wärme sehr liebt.

Die andern Arten dieser Gattung haben angenehme braune oder rothbraune Farben, und werden nicht selten in Menagerien gezeigt.

Man findet in Madagaskar noch eine verwandte Gattung, welche die Bewohner Indri heißen. Die eine Art hat nur einen sehr kurzen, kaum einen Zoll langen Schwanz, obschon das aufgerichtete Thier etwa 3 Fuß hoch ist. Der Bau der Hände ist wie bei den Makis, aber der Zahnbau ist verschieden, da diese Thiere, wie die Affen, vier Vorderzähne oben und unten haben. Er wird äußerst zahm und soll von den Eingebornen zu einer Art Jagd abgerichtet werden.

Eine zweite Art hat einen sehr langen Schwanz und ganz wolligen Pelz, daher heißt sie der wollige Indri. Sie lebt ebenfalls auf Madagaskar.

Auf den festen Lande Afrika's lebt die Gattung

Taf. 7. Fig. 1. Galago. Galago.

Statt einer spitzigen Schnauze ist diese vielmehr abgerundet; die Ohren sind ungemein groß, fast größer als der Kopf; der Schwanz ist sehr lang. Der Zahnbau wie bei den Makis, aber oben nur 2, unten 6 Vorderzähne, dagegen oben 6, unten 5 Backenzähne. Die hintern Gliedmassen bedeutend länger als die vordern; am Zeigefinger der Hinterhand ein spitziger Nagel.

Es sind Baumthiere von nächtlicher Lebensart. Sie haben viel Aehnlichkeit in ihrer Lebensart mit unsern Eichhörnchen, und nähern sich auch den Eichhornaffen. Sie klettern sehr geschickt, verbergen sich bei Gefahren oder springen sehr geschickt von einem Baum zum andern, da sie durch ihre langen Hinterbeine geschickt sind, ungemein weite Sprünge zu machen. Ihre Hauptnahrung besteht in Insekten, sie verbinden die Insektenfresser mit den Makis; durch ihre großen Ohren und durch den Bau ihrer Zähne haben sie auch Aehnlichkeit mit den Fledermäusen. Diese Ohren sind sehr beweglich, und obgleich sie den größten Theil des Tages schlafen, so erwachen sie beim geringsten Geräusch, und die Ohren entfalten sich schnell. Das leiseste Summen eines Insekts weckt sie, und sie springen darnach, um es zu erhaschen, worin sie große Geschicklichkeit zeigen. Sie bringen ihre Jungen, nie mehr als zwei, in Baumlöchern und bereiten ihnen ein Bett aus Pflanzen. Sie tragen dieselben nicht auf dem Rücken, wie die Affen und Makis. Sie werden leicht zahm.

Das Vaterland ist Afrika, wo sie in den Gummiwäldern am Rande der Wüsten Galam und Sahara sehr gemein sind. Die Neger von Galam essen sie, obgleich ihre Größe kaum die des Eichhörnchens ist.

Die abgebildete Art ist der Galago vom Senegaal, Galago senegalensis. Es sind noch einige andere Arten, aber nicht ganz genau bekannt. Die größte Art hat die Größe eines Kaninchens.

Wir übergehen eine noch sehr wenig bekannte Gattung von ähnlichen Thieren, welche in Madagaskar und den Moluken leben. Sie haben noch viel längere Hinterschenkel als die Galagos; der Hinterfuß hat die doppelte Länge des Mittelfußes. Der Schwanz ist sehr lang. Die Füße sind Hände; der Nagel am Zeigefinger ist spitzig und abstehend. Ihre Lebensart ist nächtlich. Man hat sie Fußthiere, Tarsius, genannt.

Die Loris, Lori, sind indische Thiere, welche in ihrem Bau ebenfalls Aehnlichkeit mit den Makis haben. Der Zahnbau ist ebenso; die Vorderhände sind sehr klein. Die Schnauze kurz, aber die Nase vorstehend und spitzig. Der Schwanz fehlt. Es sind nächtliche, träge Baumthiere mit feinem Pelze bedeckt. Sie nähren sich von Insekten.

Raubthiere. Ferae.

Raubthiere nennt man solche Thiere, welche vom Fleische anderer Thiere derselben Klasse oder auch anderer Klassen sich nähren. Wenn sie sich aber bloß mit Insekten erhalten, so wird ihnen dieser Name gewöhnlich nicht gegeben, sondern man nennt sie Insektenfresser. Da aber der Bau der Zähne dem der eigentlichen Raubthiere ähnlich ist, so werden die Insektenfresser gewöhnlich doch als eine Abtheilung der Raubthiere angesehen.

Nur wenige Raubthiere ernähren sich ganz ausschließlich von Fleisch, wie die Katzenarten und Seehunde, alle andern genießen auch wohl zuweilen Pflanzenstoffe, ja mehrere können ganz allein damit genährt werden, obschon sie Fleisch auch nicht verschmähen.

Zum Fangen der Thiere und zum Zerreißen des rohen Fleisches bedurfte das Raubthier anders gebildete Organe, als das sich von Pflanzen nährende. Die Füße sind wahre Füße und niemals mit abstehendem Daum, daher zum Fassen und Ergreifen ungeschickt. Aber starke Klauen bewaffnen die Zehen, und machen aus den Füßen wahre Werkzeuge des Angriffs und der Vertheidigung. Besonders aber ist der Zahnbau so eingerichtet, daß sie damit das Fleisch zerschneiden oder zerreißen können, zum eigentlichen Kauen dienen diese Zähne nicht, da sie keine platten Kronen haben. Man findet keine Zähne mit platter Krone bei denjenigen, welche ausschließlich Fleisch genießen, wohl aber bei denen, welche auch Pflanzen fressen. Alle wahren Raubthiere, mit Ausnahme der Seehunde, haben sechs Vorderzähne oder Schneidezähne, welche aber meist sehr schwach sind, und scheinbar wenig Nutzen leisten. Zu beiden Seiten dieser aber stehen konische, längere, spitzige Eckzähne, welche so eingerichtet stehen, daß beim Schließen des Mundes die obern in eine Lücke der untern, und umgekehrt die untern in eine Lücke der obern Kinnlade passen. Diese Zähne, deren immer nur zwei in jeder Kinnlade sind, sind die mächtigen Beißwerkzeuge, womit die Thiere, welche den Raubthieren zur Nahrung dienen, gefaßt und verwundet werden. Die Backenzähne sind an Zahl verschieden, zusammengedrückt, schneidend, einspitzig oder dreispitzig, die hintersten meist höckerig mit flacher Krone. Bei keinen Raubthieren stehen die Zähne alle unmittelbar an einander und die Spitzen der Zähne in der obern Kinnlade passen in die Lücken der untern. Die Einlenkung der Kinnladen ist so, daß keine bedeutende Seitenbewegung statt haben kann, sondern sie öffnen sich scheerenförmig. Die Augenlieder sind von den Schläfengruben nicht getrennt. Der Magen ist einfach und häutig, der Darmkanal kurz.

Sie sind über die ganze Erde verbreitet und zahlreich an Arten und Gattungen.

Die Insektenfresser müssen von den eigentlichen Raubthieren getrennt werden und bilden mehrere Familien.

Erste Familie.

Handflügler. Chiroptera.

Man nennt diese Thiere im Allgemeinen Fledermäuse. Die Alten zählten sie zu den Vögeln, allein sie sind ebenso wenig Vögel, als die fliegenden Fische oder die Schmetterlinge. Die gemeinsamen Charaktere aller sind:

Die vordern Extremitäten sind ungemein lang und dünne, die Finger aber noch viel länger und so mit einer Haut verbunden, daß diese Finger beim Ausspannen zu Rippen dienen, wie die Rippen eines Regenschirms. Der Daum mangelt und wird bloß durch einen krummen Nagel bezeichnet. Die Flügelhaut ist dünne, an den Fingern doppelt, zuweilen theilweise behaart, meist mit der Haut des Körpers verbunden, bei einigen Arten aber nur auf dem Rücken angeheftet, so daß der Körper frei zwischen den Flügeln hängt. Die dünne Flügelhaut ist mit Gefässen durchzogen, und mit sehr kleinen Nerven versehen und daher einigermaßen empfindlich. Bei den meisten umschließt die Flughaut auch die Schenkel und den Schwanz; bei einigen aber mangelt der Schwanz, der im Gegentheil bei andern lang ist. Im ersten Fall ist die Flughaut zwischen den Beinen ausgeschnitten. Die Schenkel sind für die Ausspannung ebenso Stützpunkte, wie die Finger, und befördern die Ausdehnung. Die Füße sind fünfzehig, die Zehen alle nach vorn gerichtet unb mit sehr scharfen Nägeln versehen.

Der ganze Körperbau der Fledermäuse ist zum Fluge eingerichtet. Die Brust- und Schultermuskeln sind, wie bei den fliegenden Vögeln ungemein stark und die Brust sehr fleischig. Der Flug der Federmäuse ist zwar flatternd, aber außerordentlich sicher, geschickt, schnell, dabei sehr leise und in mancher Beziehung vom Fluge der Vögel sehr verschieden. Sie machen so schnelle und geschickte Schwenkungen, daß der schnellste Raubvogel, welcher selbst Schwalben im Fluge fängt, sie nicht zu erfassen vermag; sie wissen immer auszuweichen. Auch für den Jäger sind sie schwer zu erlegen, da sie im Augenblick des Losbrennens auf der Pfanne, durch eine Schwenkung leicht außer Schuß kommen und gefehlt werden. Jedeß ist die Art des Fluges bei den verschiedenen Arten sehr verschieden, bei einigen ist er langsam und flatternd, bei andern schnell und leicht, bei einigend gerade aus, bei andern mehr bogenförmig.

Alle Fledermäuse sind nächtliche Thiere, allein einige kommen schon sehr frühe bei angehender Dämmerung aus den Schlupfwinkeln hervor, welche sie am Tage bewohnten, andere erst bei dunkler Nacht.

Das Gesicht scheint bei diesen Thieren nicht eben scharf zu seyn, schon die Kleinheit ihrer Augen zeigt keine außerordentliche Sehkraft an, auch schießen sie oft auf Gegenstände, welche sie wohl für Nahrungsgegenstände halten, und vom Scheine sich täuschen lassen. Die Natur hat ihnen dagegen in den Häuten ihrer Flügel höchst wahrscheinlich ein sehr feines Tastorgan verliehen; aber nicht bloß in diesen, sondern auch in den Häuten, mit welchen bei vielen Arten Nasen und Ohren versehen sind, scheint dieser Tastorgan sich zu finden, und ebenso ist auch das Gehör vortrefflich. Bei manchen Arten sind die Ohren ungeheuer groß, größer als der Kopf, ja so groß als der ganze übrige Körper. Ueberdem sind bei vielen noch eigene Häute vor dem Eingang des Gehörorgans und bei noch andern ist die Nase gespalten und mit sonderbar gestalteten Häuten umgeben, deren Zweck wir zwar nicht genau kennen, der sich aber gewiß auf das Getaste oder den Geruch bezieht. Daher sieht man, ungeachtet der Finsterniß, und ungeachtet der kleinen Augen die Fledermäuse durch die dickſten Zweige der Bäume fliegen, ohne anzustoßen; ja sie fliegen sogar der Augen beraubt und mit verstopften Ohren ebenso sicher. Die Ursache dieser Erscheinung ist daher ganz gewiß in dem feinen Bau ihrer Häute zu suchen, welche mit Nerven durchzogen vortreffliche Tastorgane sind, und die Nähe fremder Körper, durch ein gewisses Gefühl anzeigen. So wie

die sämmtlichen Häute mit einem Gefäßnetze durchzogen sind, so sind sie wahrscheinlich auch ebenso reich an Nerven.

Den Tag über halten sich die Fledermäuse an verborgenen Orten auf. Auf dunkeln Kirchböden, unter den Dächern verlassener oder wenig bewohnter Gebäude, hinter Fensterladen und Bretterverschlägen, in Erdhöhlen, Gewölben, tiefen Brunnen, in hohlen Bäumen oder auch wohl im dickſten Gebüsche. Sie finden sich daher in Feldern und Wäldern, in Städten und Dörfern, nahe oder in den Wohnungen der Menschen oder in weiter Ferne von denselben. Je nachdem ihre Nahrung beschaffen ist, fliegen sie bald hoch, bald niedrig, nahe an der Erde oder über den Wassern, über Flüsse, Seen, Teiche oder in Wäldern. Sie scheuen den Menschen nicht und fliegen oft ganz nahe an ihnen vorbei. So wie sie einmal im Fluge sind, so setzen sie sich sehr selten, sondern fliegen stundenlang ohne zu ermüden, bis sie wieder in ihre Schlupfwinkel zurückkehren. Aber eben weil ihre Flughäute und die vordern Extremitäten lang sind, können sie dagegen desto schlechter gehen. Sie gehen eigentlich nicht, sondern kriechen auf den Handwurzeln der Vorderarme, und schieben mit den Füßen sich vorwärts, immer mit gefalteter Flughaut. Doch geht es noch ziemlich schnell, aber das Auffliegen von ebener Erde ist für sie sehr schwer oder unmöglich, sie suchen daher immer einen erhabenen Gegenstand auf, den sie geschickt erklettern, dann lassen sie sich fallen und fangen währenddem Luft mit den ausgespannten Flughäuten. Den Daumnagel sowohl, als die Füße brauchen sie sehr geschickt zum Anhäckeln an verschiedene Gegenstände, und hängen meistens Kopf unterwärts und in ihre Flughaut, wie in einen Mantel eingehüllt. Die meisten Arten der Fledermäuse verbreiten einen widerlichen Geruch, da gewisse Drüsen bei ihnen eine übelriechende Materie absöndern, deren Nutzen für das Thier unbekannt ist. Man riecht daher von weitem schon den Ort, wo viele Fledermäuse wohnen, um so mehr als dieser Geruch sich auch ihrem Kothe mittheilt.

Die Fledermäuse, welche kältere Gegenden bewohnen, bringen den Winter größtentheils in Erstarrung zu, und verlassen deßwegen die Orte, wo sie im Sommer sich aufhielten, um solche Schlupfwinkel aufzusuchen, wo es im Winter nicht gefriert.

Es ist indeß merkwürdig, daß man selten diese Orte entdeckt, daher haben mehrere Naturforscher behauptet, die Fledermäuse ziehen, nach Art der wandernden Vögel, in wärmere Länder. Allein dafür haben wir keine Beweise. Der Winterschlaf dieser Thiere scheint aber kein ganz ununterbrochener zu seyn, da man in warmen Wintertagen zuweilen solche sieht, welche zum Vorschein kommen. Aber schon an kältern, regnerischen und windigen Sommertagen sieht man wenig oder keine; dagegen wohl noch spät im Jahre einzelne; es sind dieß aber solche, welche die Kälte überrascht hat, wenn solche plötzlich eintritt. Die Kälte wirkt auf sie erregend, da ihre Lungen unter einer gewissen Lufttemperatur nicht mehr fähig sind, genug Wärme zu erzeugen. Es tritt deßwegen ein schnelleres Athmen ein, und das Thier sucht einen bessern Zufluchtsort auf, wo es nicht gefriert; findet es ihn nicht bald, so unterliegt es der Kälte. In den warmen Klimaten tritt der Zustand des Winterschlafes nicht ein, obschon während der Regenzeit diese Thiere sich auch oft einige Tage verbergen, um so eher als dannzumal auch die Insekten, von welchen sie sich nähren, selten sind.

So gesellig die meisten Arten unter sich leben, so trifft man niemals mehrere Arten beisammen an; jede Art hat ihren eigenen Wohnort. Sie können unter sich in ihrer Art recht lustig seyn, indem sie sich unter einander necken und jagen. Wenn mehrere Arten zusammenkommen, so beißen sie sich und die schwächere muß der stärkeren weichen. Es sind überhaupt listige, wilde, bissige und zum Zorn sehr geneigte Thiere, welche sich sehr schwer zähmen lassen, und selten lange in der Gefangenschaft leben, indem sie oft alle Nahrung verschmähen. Man muß indeß Gefangene sehr gut verwahren, da sie durch sehr enge Löcher kriechen können, wo man es für unmöglich hält.

Sie werfen nur ein Junges, einige Arten sollen zuweilen zwei werfen. Das Junge hängt sich sogleich an die Brust der Mutter und häckelt sich mit den Flügeln an ihren Körper an. So wird es von ihr beständig getragen, bis es selbst Insekten aufsuchen kann. Zur Fortpflanzungszeit leben die Fledermäuse paarweise; bei der Geburt aber söndert sich das Weibchen ab und die Männchen leben gesellig. Die Jungen wachsen schnell, hängen aber oft noch an der Mutter, wenn sie bald erwachsen sind.

Die Handflügler bilden zwei ganz verschiedene Abtheilungen, von welchen die einte sich von Früchten nährt, also eigentlich gar nicht unter die Raubthiere gehört, aber ihres Baues wegen kann man sie nicht wohl von der andern trennen. Die andere Abtheilung aber, und diese ist weit die größere, nährt sich von Insekten, einige nebenbei auch vom Blut der Säugethiere. Zu den Insektenfressenden gehören alle europäischen Arten. Sie sind sehr gefräßig; sie fangen Mücken, Fliegen, Käfer, auch Nachtschmetterlinge. Man sah eine der größern Arten nach einander dreizehn Maikäfer fressen, und eine kleine frißt siebenzig bis achtzig Fliegen in einer Mahlzeit. Daher fliegen eben diese kleinern Arten fast immer über Teiche, Flüsse oder Seen, um Schnacken, Fliegen oder Wasserinsekten zu erhaschen. So gefräßig sie sind, so können sie doch auch sehr lange hungern.

Nach Betrachtungen, welche man an gefangenen europäischen Arten gemacht hat, fressen sie niemals todte Insekten, sondern nur lebende, und auch diese fangen sie nur, wenn sie ein gewisses Geräusch machen. Eine langöhrige Fledermaus wurde so zahm, daß sie die Fliegen aus der Hand nahm, sich auf die Schultern der Menschen setzte und sich sogar streicheln ließ. Sie schien einzig durch das Gehör sich leiten zu lassen, welches sehr fein ist. Hatte sie sich irgendwo angehäckelt, so spitzte sie die Ohren und drehte dieselben nach allen Seiten, und sobald sie das Summen einer Fliege hörte, flog sie auf den Ort zu, woher das Geräusch kam. Machte man das Summen nach, so wurde sie getäuscht und flog dem Rauschenden ins Gesicht. Doch fing sie die Fliegen oft im Fluge, aber selten mit dem Munde, sondern meist in den Flügeln, mit welchen sie dann dieselben, wie mit einem Netz umgab und mit dem Munde ergriff.

Alle Arten der Blutsaugenden leben nur in den warmen Gegenden Amerika's. Es sind größere Arten, welchen man den Namen Vampire, Blattnasen und Zungenfresser gegeben hat. Sie hängen sich des Nachts an Pferde und Rinder, zuweilen auch an schlafende Menschen, und saugen ihr Blut, wobei der sonderbare Umstand vorkommt, daß das Thier, dem sie Blut entziehen, während dieser Operation keinen Schmerz fühlt. Die Fledermaus fächelt aber immer mit den Flügeln, wenn sie Blut trinkt; ob sie die Wunden mit den Zähnen oder mit der harten spitzigen Zunge mache, darüber ist man ungewiß. Es ist indeß wahrscheinlich, daß die spitzigen Eckzähne die Wunden hervorbringen. Da diese lange bluten, so wird das Thier, von welchen es fließt, sehr entkräftet, und zuweilen sterben diese sogar an ihren Wunden, wenn ihrer zu viele sind. Die Unterlippe der Fledermäuse bildet ein wahres Saugorgan; ihr Rand ist nackt mit Wärzchen besetzt, und kann vollkommen zu einer Saugrinne sich bilden. Die Lebensart dieser Fledermäuse ist daneben ganz dieselbe, wie bei den andern Arten, aber alle haben auf der Nase ein häutiges, verschieden gestaltetes, größeres oder kleineres, aufstehendes Blatt, daher der Name.

Man hat gewöhnlich großen Abscheu vor den Fledermäusen, und es ist nicht zu leugnen, daß ihr Aeußeres nichts Anziehendes hat. Der fatale Geruch, den sie verbreiten; ihre nächtliche Lebensart; die Schlupfwinkel, in welchen sie hausen; das widerliche Gekreisch ihrer Stimme; ihr zorniges Wesen; alles macht sie zu unangenehmen Geschöpfen, welche aber, die Blattnasen ausgenommen, nicht nur keinen Schaden thun, sondern durch Vertilgung, so vieler zum Theil schädlichen Insekten, unsichtbar uns großen Nutzen leisten. Daß sie den Leuten zuweilen in die Haare fliegen, daß ihr Urin giftig sey, und daß sie auch in den Kaminen hängenden Speck fressen, ist durchaus unwahr. Sie verdienen daher den Haß und die Verfolgung nicht, welche man gegen sie ausübt, und sollten, bei uns wenigstens, eher sorgfältig geschützt als verfolgt werden. Man braucht ja nicht sich ihrer zu nähern, wenn man sich vor ihnen eckelt. Schon die große Zahl der Arten zeigt, daß sie wichtige Zwecke in der Natur zu erfüllen bestimmt seyen. Es sind, ohne die fruchtfressenden, mehr als 180 Arten bekannt, welche zwar über die ganze Erde zerstreut, aber doch zwischen den Wendekreisen am zahlreichsten sind.

Außer dem Menschen haben die Fledermäuse wenig Feinde, welche ihnen viel schaden können. Katzen und Wiesel können nur solche erhaschen, welche etwa auf die Erde gefallen sind. Von den Eulen lassen sie sich, wenigstens im Fluge, nicht stören, und diese langsam fliegenden Vögel können sie im Fluge nicht erhaschen, wohl aber zuweilen in ihren Schlupfwinkeln überraschen, welche oft beide zugleich bewohnen.

Ueber die einzelnen Arten werden wir sehr kurz seyn können, da das, was im Allgemeinen von ihnen gesagt worden, auf alle paßt.

Zu den Insektenfressern gehören:

T. 8. F. 2. Die egyptische Spaltnase. Nyctinomus aegyptius.

Sie hat oben 2, unten 4 Vorderzähne, Backenzähne oben und unten auf jeder Seite 5, die Eckzähne sind mittelmäßig. In allem 30 Zähne. Die Backenzähne, alte haben Zackenspitzen. Die Oberlippe ist bei der Nase ausgeschnitten oder gespalten, an den Seiten hängend, wie bei einem Dogge. Die Ohren groß und auf dem Gesicht liegend; die Ohrläppchen nach außen stehend. Der Schwanz lang, nur an seiner Wurzel mit der Flughaut verwachsen, an der Spitze frei. Die Flügel sind groß; der Daum kurz; die Hinterfüße stark behaart. Die Farbe ist hellbraunröthlich.

Die ausgespannten Flügel messen etwa 9½ Zoll. Sie findet sich in Egypten in allen Gebäuden und Grabmälern, und nährt sich von Insekten.

Zu dieser Gattung gehören noch zwei Arten, wovon die eine auf der Insel Bourbon, die andere in Bengalen zu Hause ist.

Es lebt in Egypten noch eine andere merkwürdige Gattung, bei welcher die Nasenlöcher mit einem knorpeligen, beweglichen Deckel verschlossen sind; zur Seite der Backen ist eine Art von Tasche vorhanden, welche hinten eine Oeffnung hat, die unter die Haut des Körpers geht. Diese Körperhaut ist nur hinten und vorn mit den Muskeln des Körpers verbunden, daneben ganz frei und kann durch die in die Nase eindringende Luft, wie ein Ball aufgeblasen werden, indem das Thier die Nasenklappen schließt. Man kennt bei keinem Säugethier eine ähnliche Einrichtung. Sie dient wahrscheinlich zur Erleichterung des Fluges, gibt aber dem Thiere ein wildes Ansehen und eine merkwürdig widerliche Physiognomie.

Taf. 8. Fig. 3. Die Bartfledermaus. Verpertilio barbastellus.

Diese Art gehört zu den eigentlichen Fledermäusen, und zwar zu der Unterabtheilung der Langohren, da die Ohren länger sind als der Kopf. Sie sind dreieckig, am äußern Rande ausgeschnitten, am Grunde aber sind beide Ohren an ihrem innern Rande mit einer Haut verbunden. Das Gesicht ist stark gerunzelt und mit langen Haaren besetzt. Die Farbe des ganzen etwa 10 Zoll breiten Thieres ist schwarzbraun.

Diese Fledermaus ist bei uns ziemlich häufig, man findet sie im Sommer hinter Bretterverschlägen oder Fensterladen verborgen. Sie liebt die Nähe des Wassers und nährt sich von Insekten.

Die größte innländische Art ist das große Mausohr, Vespertilio murinus. Sie mißt 15 Zoll mit ausgebreiteten Flügeln; die Ohren sind einfach, häutig, von der Größe des Kopfs; die Farbe ist rothgrau, am Unterleib etwas heller. Sie ist in den Städten die gemeinste, bewohnt besonders Kirchböden oder dunkle Gewölbe in Gesellschaften von 50 bis 100 Stücken oder auch eben so viel Paaren. Den Tag durch hängt sie sich an den Dachziegeln und Balken auf, oft in ganzen Klumpen, ihr Koth riecht wie verdorbenes Bisam, höchst widerlich. Sie ist sehr bissig, böse und nährt sich von Insekten. An den Orten ihres Aufenthalts liegt oft der Koth bei vielen Fudern auf dem Boden und besteht nur aus unverdauten Insektentheilen. Wie viele tausend Fliegen und andere uns unangenehme Insekten durch sie vertilgt werden, kann man hieraus am besten wahrnehmen. Sie sind unsere unsichtbaren Wohlthäter, da ohne sie die Zahl der Insekten gewiß weit größer wäre. Ganz falsch aber sind die Erzählungen, welche gerade diese Art betreffen, daß sie einem in die Haare fliegen, oder daß ihr Urin giftig sey, oder daß sie in die Kamine fliegen und Speck fressen, daher sie auch den Namen Speckmaus haben. Wohl ist es möglich, daß die Wärme zuweilen ein solches Thier in einen Rauchfang zieht, aber sie fressen um deßwillen keinen Speck. Wahr ists, daß ihr Urin, wenn er auf Kleider kommt, Flecken macht, aber dieß geschieht nur dem, der ihre Schlupfwinkel besucht und sie stört. Auch findet man an ihnen nicht selten die gewöhnliche Bettwanze.

Eine andere, bei uns häufig vorkommende Art ist die spätfliegende Fledermaus von schön leberbrauner Farbe, bewohnt unsere Baumgärten und Wälder in hohlen Bäumen. Eine sehr kleine, die Zwergfledermaus, wohnt in hohlen Weiden oder andern nahe am Wasser stehenden Bäumen, und fliegt fast nur über Wassern herum, und endlich haben wir noch eine Art, welche auf der Nase eine, wie ein Hufeisen gestaltete Haut trägt und auch Hufeisen heißt, sie ist aber nicht an allen Orten anzutreffen.

Eine zweite Abtheilung von Handflüglern bilden die fruchtfressenden. Sie leben alle in den warmen Zonen der alten Welt und in Neuholland. Vorderzähne haben sie vier, und vier Eckzähne wie die vorigen; die Backenzähne, deren oben fünf oder vier, unten sechs oder fünf sind, haben keine Spitzen, sondern nur ganz stumpfe Höcker, wie bei andern von Pflanzen lebenden Thieren. Die Ohren sind immer einfach; die Nase, wie bei andern Säugethieren. Sie nähren sich von saftigen Früchten. Viele erreichen eine beträchtliche Größe. Man hat sie lange mit den Blutsaugern verwechselt, welche aber nur Amerika bewohnen und viel kleiner sind. Einige haben gar keinen Schwanz; diejenigen, welche einen solchen haben, haben ihn nur an der Wurzel mit der Flughaut verwachsen. Die meisten haben nicht bloß am Daum, sondern auch am Zeigefinger einen Nagel. Die Zunge ist mit spitzigen harten Wärzchen besetzt. Die Flughaut ist keine Seitenfortsetzung der Körperhaut, sondern nur am Rücken befestigt.

Diese Thiere halten sich am Tage in großen Gesellschaften beisammen und hängen sich, große Klumpen bildend, an Baumäste oder Felswände an und durchschlafen, selbst oft von der warmen Sonne beschienen, den Tag. Die Reisenden erzählen, daß sie oft in so großen Gesellschaften an einem Baume hängen, daß er von weitem ganz schwarz erscheine, indem oft tausende beisammen seyen. Forster fand an einem Keulenbaum in Neuholland über 500. Schießt man unter einen solchen Haufen, so löst sich der Klumpen plötzlich auf, und die Luft wird durch ihre Menge verdunkelt, wobei zugleich ihr scharfes, durchdringendes Geschrei dem Gehörorgon sehr empfindlich fällt. Des Abends wird die Luft durch ihre Menge ganz erfüllt. Es sind daneben harmlose, gutmüthige Thiere, welche sich leicht zahm machen lassen. Zahm fressen sie gekochten Reis und Früchte ihrem Herrn aus der Hand. Sie richten an den kostbaren und zarten Früchten Indiens oft bedeutenden Schaden an. Sie lecken auch den Palmsaft gierig auf und werden davon wie betrunken. Man zähmt sie häufig, mästet sie ordentlich mit allerlei Früchten und verspeist sie. Ihr Fleisch ist schön weiß, wie Kalbfleisch, hat auch einen ähnlichen Geschmack und keinen üblen Geruch. Es wird daher als

Leckerbissen verspiesen. Man wählt indeß dazu nur die größern Arten, welche auch einen fetten Braten geben, da es solche gibt, welche beinahe 5 Fuß Flügelweite, und vor der Schwanzenspitze bis zur Schwanzwurzel 15 Zoll messen.

Den Namen fliegende Hunde haben sie von der Gestalt des Kopfes, welcher wirklich einem Hundskopfe sehr ähnlich ist. Das Haar der meisten Arten ist weich, schön glänzend und lebhaft gefärbt, braun, braungelb, rothbraun oder schwarz, und diese Farben sind oft streng von einander abgesondert.

Die Arten sind sehr zahlreich und bewohnen Egypten, und andere Theile Afrika's, Madagaskar, die Inseln Bourbon und Frankreich, das feste Land und die Inseln Indiens und Neuholland. Wir bilden zwei Arten ab, eine geschwänzte und eine ungeschwänzte.

Taf. 8. Fig. 1. stellt eine Art vor mit durch die Flughaut verbundenem Schwanze.

Pteropus anpliexicaudatus.

Sie ist oben braunröthlich, unten grauröthlich; der Schwanz ist so lang als der Oberschenkel, und mit in die Flughaut an seiner Wurzel verwachsen, aber weit über dieselbe vorstehend.

Sie ist nur 4½ Zoll lang und 15 Zoll breit und lebt auf Timor, Amboina und Sumatra.

Taf. 9. Der Keraudrenische fliegende Hund. Pteropus keraudrenii.

Kopf und Hals rothgelb, Flügel und Körper schön schwarz, Ohren kurz. Gar kein Schwanz; die Flughaut ist zwischen den Schenkeln ganz ausgeschnitten. Er wird 8 Zoll lang und 2½ Fuß breit. Er lebt auf der Insel Guam und auf einigen Marianen. Er fliegt oft noch am hellen Tage umher. Obschon das Fleisch einen starken Geruch hat, so wird er doch häufig von den Einwohnern gegessen.

Mehr den Handflüglern ähnlich, doch in manchem von ihnen abweichend ist eine Thiergattung, welche man den fliegenden Maki genannt hat. Sein Körperbau, namentlich auch seine schlanke Gestalt und sein Gebiß nähert ihn den Makis, seine Flughaut den Handflüglern, und endlich seine Lebensart gewissen Thieren aus der nun folgenden Abtheilung der grabenden. Allein sein Schwanz ist in eine Flughaut mit den Vorder- und Hinterfüßen eingeschlossen. Die Flughaut ist behaart und von derselben Struktur, wie die übrige Haut, sie kann ausgespannt werden, taugt aber nicht zum Fliegen. Die Vorderfüße sind nicht verlängert, und dienen nicht zur Ausspannung der Flughaut, wenn das Thier diese spannen will, muß es alle vier Extremitäten ausstrecken, dann dient diese Haut nur als Fallschirm. Der Zahnbau ist, wie bei den Makis, nicht wie bei den Handflüglern. Sie klettern geschickt auf Bäume, haben aber keine wahren Hände mehr. Das Gesicht ist fuchsartig; die Schnauze spitzig; die Ohren kurz. Vorderzähne hat das Thier oben 4, unten 6. Die Eckzähne sind zweifelhaft, d. h. sie sind nicht konisch und könnten eben so gut als sogenannte falsche Backenzähne angesehen werden, Backenzähne sind oben und unten 5 und 5, der erste ist dem Eckzahn ähnlich, die übrigen mit Spitzen versehen, wie bei den Insektenfressern. Sie haben an allen Füßen sechs Zehen, die Nägel greifend, spitzig, seitlich zusammengedrückt, zweischneidig, scharf. Schon am Halse verlängert sich die Haut zu beiden Seiten, und ein Hautflügel geht von den Schultern bis zur Hand, und ebenso erweitern sich die Seiten der Körperhaut und diese Haut umwickelt Arme, Schenkel und Schwanz, so daß diese Theile alle aneinander hängen, und das Thier, wenn es seine Arme zusammenlegt, den ganzen Körper durch diese Haut, in eine Art von Mantel einhüllen kann, über den Rücken läßt sie sich aber nicht umschlagen. An der Brust sind nur zwei Säugewarzen. Die einzig bekannte Art lebt auf den Moluken, hat die Größe einer Katze. Die Farbe ist oben schön rothbraun, die untere Seite des Mantels dagegen ist gelbröthlich. Die Lebensart ist nächtlich, sie steigen auf Bäume und nähren sich von Baumfrüchten und Insekten.

Zweite Familie.

Auch diese Thiere kann man nicht eigentliche Raubthiere nennen, obschon einige wirklich rohes Fleisch genießen und kleinere Thiere anfallen. Die meisten aber nähren sich von Würmern und Insekten, nur einige auch von Früchten und vegetabilischen Stoffen. Die Schnauze ist bei allen spitzig und scheint ein vorzügliches Tastorgan. Die Füße sind fast immer kurz, nicht zum schnellen Lauf eingerichtet; das Gesicht wenig entwickelt und scheint bei einigen sogar zu fehlen; das Gehör scheint fein; die Intelligenz sehr gering. Beinahe alle leben den größten Theil ihres Lebens unterirrdisch, graben schnell und leicht Löcher in die Erde, welche sie zu Wohnungen benutzen; ihre Vorderfüße sind daher wahre Grabfüße. Es sind alles kleine, scheue, furchtsame Thiere, von welchen der Mensch unmittelbar wenig Nutzen zieht. Ihre Gestalt nähert die meisten Arten den Mäusen, denen sie auch in der Lebensart nahe kommen. Aber das Gebiß ist sehr verschieden. Sie haben 4, 6 oder 2 Vorderzähne, meist keine wahren Eckzähne; die Backenzähne gleichen etwas denen der Handflügler.

Die Gattungen zählen meist nur wenige Arten. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, doch haben die gemäßigten Klimate mehr Arten als die warmen. Da ihre Lebensart immer nächtlich, ihr Aufenthalt aber verborgen ist, so mögen noch viele Arten unbekannt seyn.

Igel. Erinaceus.

Der Körper ist oben ganz mit Stacheln besetzt, unten behaart. Vorderzähne oben 6, unten 2, die beiden mittlern oben stehen schief vor, ebenso die beiden untern. Eckzähne auf jeder Seite oben und unten drei, allein es sind keine wahren Eckzähne, sondern eher falsche Backenzähne. Backenzähne 4 oben und unten, auf jeder Seite. Alle mit stumpfen Spitzen. Schnauze vorstehend mit vorragender Nase; die Ohren abgerundet; die Augen klein aber vorstehend.

T. 11. F. 2. Der gemeine Igel. Erinaceus europaeus.

Kopf und ganzer Rücken mit kurzen, aber sehr harten und spitzigen, beweglichen Stacheln besetzt, die untern Theile dagegen, so wie die Bauchseite des Körpers, mit gelben, borstigen, rauhen Haaren versehen. Unter der Haut, worauf die Stacheln stehen, ist eine sehr starke Muskellage von Längsfasern, wodurch es dem Igel sehr leicht wird, sich ganz zusammen zu rollen, so daß die Stacheln alle aus einander stehend jede Annäherung von Außen abhalten. Die Schnauze ist spitzig; die Nase schwarz und immer feucht. Der Schwanz ist sehr kurz; die Schenkel kurz, daher der Igel mehr zu kriechen als zu gehen scheint. Er kann auch in der That nicht schnell laufen, sein Rettungsmittel ist einzig das Zusammenrollen. Die Fußzehen sind getrennt, mit scharfen, zum Graben geschickten Nägeln versehen. Die Stacheln sind sehr spitzig, schwarz und gelb geringelt, von harter Hornsubstanz. Die Haare, an den von Stacheln entblösten Theilen, sind dünne gesäet, rauh und borstig.

Der Igel ist in ganz Europa, den höhern Norden ausgenommen, anzutreffen, aber nirgends häufig. Man findet ihn fast immer nur einsam an den Rändern der Gehölze oder in Laubhölzern. Nur in der Morgen- und Abenddämmerung und in der Nacht geht er seiner Nahrung nach, und nur in sehr einsamen Gegenden wagt er es auch zuweilen am Tage auszugehen. Jedes Geräusch erschreckt ihn, und kommt es näher, so sucht er seltener zu entfliehen, sondern verhält sich ganz still und rollt sich zusammen, hört er dann nichts mehr, so wagt er es seine Schnauze hervorzustrecken und sich umzusehen, aber schnell streckt er sie wieder ein, wenn er noch etwas Verdächtiges bemerkt. So kann er viertelstundenlang und mehr zusammengekugelt liegen, und läßt sich auch herumrollen. Kein Thier kann ihm in dieser Lage etwas anhaben, und Hunde, die noch nie einen Igel gesehen haben, stechen sich wohl

die Schnauze wund, aber zum zweitenmal greifen sie nicht an, und bellen nur. Füchse, sagt man, sollen ihn dadurch zum Aufrollen zwingen, daß sie ihn anpissen, wo er dann des Gestankes wegen die Schnauze vorstrecken müsse, dann ergreifen sie ihn. Wir möchten dieß aber als bloße Jägersage ansehen, und zweifeln sehr daran. Ebenso wenig ist an dem Unterschied wahr, den ebenfalls die Jäger behaupten, es gäbe Hundsigel und Schweinsigel; die Phantasie hat den guten Igel bald mit einem Hunde, bald mit einem Schweine verglichen, aber die Aehnlichkeit mit beiden ist sehr geringe, und es bedarf einer starken Einbildungskraft sie zu finden.

Die Nahrung des Igels besteht aus Aas, Mäusen, jungen Vögeln, welche auf der Erde ausgebrütet werden, Amphibien, Insekten, Würmern; aber auch die Obstarten und einige Arten Wurzeln verachtet er nicht, daher besucht er im Herbst die Baumgärten und Weinberge, um herabgefallenes Obst und an der Erde hängende Trauben zu fressen. Da man zuweilen solches Obst an ihren Stacheln stecken fand, so schloß man daraus irrig, er lege Magazine damit an. Bei mondhellen Nächten ist er die ganze Nacht auf den Beinen. Insekten scheint er aber vorzüglich zu lieben, besonders Maikäfer und ihre Larven, Mistkäfer; sogar spanische Fliegen soll er ohne allen Nachtheil fressen. Regenwürmer und Schnecken verachtet er auch nicht. So kann es ihm das ganze Jahr durch nicht wohl an Nahrung fehlen, und im Herbst wird er sehr fett.

Den größern Theil des Winters verschläft er auf einem Lager, welches er sich unter einer Baumwurzel oder einem Stein selbst ausgräbt und es mit Moos, Laub oder dürrem Grase ausfüttert. Wahrscheinlich erwacht er aber zuweilen an warmen Tagen und sucht Nahrung.

Im April oder Mai wirft das Weibchen vier bis sechs Junge, welche weißlich aussehen, und kaum Spuren von Stacheln haben, welche aber ganz weich sind. Das Lager besteht aus Moos, oder Laub und Gras. Man findet es unter Hecken oder am Saume der Gehölze.

Jung und Alt werden bald zahm, und fangen in den Häusern, wo man sie laufen läßt, die Mäuse so gut wie die Katzen weg. Sie verursachen aber durch Kratzen an den Mauern oft Schaden und machen viel Lärm. Ihre Furchtsamkeit verliert sich nie ganz.

Der Igel gehört zu den Thieren, welche unserer Oekonomie durchaus keinen Schaden zufügen; wohl aber durch Vertilgung von Insekten und Mäusen eher nützen; daher sollte man sie wohl schonen. Mag ein Igel eine abgefallene Traube oder einige Apfel und Birnen fressen, wer kann hierin einen Schaden finden. Der Hauptfeind des Igels soll der Fuchs sein, andere Thiere können ihm wohl nichts anhaben, seine Stacheln schützen ihn. Wenn es sich bestätigt, was Herr Lenz sagt, daß der Biß der Giftschlangen ihm nicht schade, so wäre dieß ein Grund mehr ihn in Gegenden zu hegen, wo es Giftschlangen gibt, welche er gerne frißt. Nur Schade, daß er als nächtliches Thier selten mit diesen Kindern des Tages zusammen kommen wird.

Eine zweite Art, der langöhrige Igel, ist etwas kleiner als der europäische, und vertritt seine Stelle in einigen Gegenden des nördlichen Asiens, und endlich besitzen auch die Inseln Java und Sumatra eine dritte Art der Igel von Malaka.

Die nun folgende Familie von Thieren, von welchen wir nun sprechen wollen, ist zum Theil mit vollem Recht unterirdisch genannt worden; denn die meisten dazu gehörigen Thiere werden, mit ihrem Willen wenigstens, nie von der Sonne beschienen, und leben ihr ganzes Daseyn hindurch immer unter der Erde. Kein Thier sieht an einem ganz dunkeln, jedem Lichtstrahl undurchdringlicher Ort. Solche sind es aber welche diese Thiere bewohnen, daher hat ihnen die Natur so viel als gar keine Augen gegeben, dafür aber einen so feinen Tastsinn, daß sie sich in den unterirdischen Wohnungen forthelfen können. Es gehören dahin die maulwurfartigen Thiere und die Spitzmäuse.

Die maulwurfartigen Thiere haben alle einen walzenförmigen, gleich dicken Körper, einen sehr kleinen Kopf, der sich in eine lange, rüsselartige, sehr empfindliche und bewegliche Nase verlängert; alle vier Füße sind so kurz, daß das Thier nur kriechen, nicht eigentlich auf denselben gehen kann; die Hinterfüße sind ungemein lang und schmal, die Schenkel dagegen sehr kurz. Noch kürzer sind die Vorderfüße, und so eingerichtet, daß man nur diese, nicht aber die Arme von außen bemerkt; die Füße sind sehr stark und breit, wie eine Hand, aber um eine Hand zu sein, fehlt der abstehende Daum. Die Hinterzehen sind lang, mit starken Nägeln; die Vorderzehen kurz, aber mit noch stärkern Nägeln bewaffnet, und dienen zugleich als Grab-Instrument und als Schaufel. Die Brust ist zugleich sehr stark, da die Muskeln, welche zu den Armen gehen, zum Theil sich an der Brust festsetzen, so daß das Thier in seinen vordern Extremitäten eine verhältnißmäßig große Gewalt hat. Mit diesen Füßen graben sie sehr schnell, und schieben zugleich die Erde vorwärts und seitwärts, indem das Thier mit dem dünnen Kopf und der Brust keilförmig in die lockere Erde eindringt, mit den Vorderfüßen aber kräftig dieselbe auf die Seite schiebt. Dieser ganze Bau gibt dem Thier ein plumpes, sackartiges Ansehen, was aber eben zu seiner Lebensart paßt. So graben die Maulwürfe sich sehr schnell in die Erde, und höhlen sich horizontal unter dem Boden, aber in verschiedener Tiefe, fortlaufende Gänge, oft mehrere hundert Schritte weit laufend, und bald in die Höhe steigend, bald fallend, indem diese Gänge bald ganz oberflächlich unter dem Rasen fortgehen, bald dagegen unter Baumwurzeln, Mauerfundamenten, sogar unter Flußbetten durch sich ziehen. Irgendwo haben aber diese Gänge einen Ausgang auf die Oberfläche, der aber mit einem gewölbten Erdhaufen überdeckt ist, welchen das Thier auffstößt.

Die Augen dieser Thiere sind entweder von außen her nicht sichtbar, oder zeigen sich als einen ungemein kleinen schwarzen Punkt, aber ganz unter dem Pelze verborgen, so daß das Thier auch an der Tageshelle damit durchaus nichts bestimmtes unterscheiden kann. Die Nasenspitze ist unbehaart und bei einer Gattung tellerförmig, und wie mit Franzen umgeben. An den Seiten des Rüssels aber stehen längere Härchen, welche zwar an und für sich unempfindlich, doch bei der geringsten Berührung einen Hautkitzel hervorbringen, welcher dem Thiere anzeigt, daß etwas vorgehe, und von welcher Art der Vorgang sei.

Die Hauptgänge führen irgendwo zu einem tiefen Kessel, welcher die eigentliche Wohnung des Thieres ist, worin es schläft, seine Jungen wirft, und wohin es sich flüchtet. Dieser Kessel liegt 3 — 4 Fuß tief.

Wir haben aus dieser Familie abbilden lassen:

T. 10. F. 3. Den europäischen Maulwurf. Talpa europaea.

Er hat oben 6, unten 8 Vorderzähne, 4 Eckzähne, oben 7 und unten 6 Backenzähne, in allem 44, alle klein, aber schneeweiß. Der Kopf hat einen Rüssel; die äußern Ohren fehlen; der Schwanz ist kurz und behaart; der Pelz fein und kurz, wie Sammet. Die Farbe dunkel schwarzgrau. Zuweilen gibt es erbsgelbe, seltener weiße, oder grau und schwarz gefleckte.

Man findet ihn in ganz Europa bis weit nach Norden in Wiesen, wo er sich bald durch das Aufwerfen der Haufen verräth. Er nährt sich von Regenwürmern und Insekten; da er aber bei seinem Wühlen oft auch Wurzelnfasern abbeißt, so glaubte man, er fresse solche. Ebenso glaubt man, er schade sehr durch das Aufwerfen von Erdhaufen, aber der Schaden ist nicht bloß unerheblich, sondern selbst nur eingebildet, denn wenn man sie fleißig verrechet, so wird der Graswuchs nur stärker. Er gräbt unter Mauern und Flußbetten durch, und kommt schnell unter der Erde weiter. Nur selten streckt er den Kopf aus der Erde heraus, und es gelüstet ihn nicht seine dunkle Heimat mit einer lichtvollern zu vertauschen, welche ihm auch keinen Vortheil bringen, wohl aber seinen Feinden, deren er ohnehin genug hat, den Katzen, Hunden, Füchsen, Wieseln und Raubvögeln ausliefern kann.

Das Weibchen wirft zweimal im Jahr, jedesmal vier bis fünf nackte, blinde Junge, und sorgt zärtlich für sie. Bei uns heißt dieses Thier fast allenthalben der Schär. Da man ihn irriger Weise für schädlich hält, so wird er in eigenen Schnellfallen gefangen.

In Italien soll ein ganz blinder Maulwurf vorhanden sein. In Amerika findet man den Wassermaulwurf, Scalops, und den Maulwurf mit der Sternnase, Condylura cristata, durch seine scheibenförmige, am Rande gefranzte Nase sehr merkwürdig. In Afrika lebt der Goldmaulwurf, Chrysochloris, dessen Haar kupferfarben ist, aber an der Sonne herrlich grüngolden glänzt.

Die Spitzmausartigen Thiere haben zwar im Aeußern mit den Mäusen, wie auch ihr Name angibt, viel Aehnlichkeit, allein sie unterscheiden sich durch ihr Gebiß, durch ihre Nahrung und Lebensart, so von ihnen, daß sie wirklich eine sehr natürliche Familie bilden, welche zwar nicht sehr zahlreich, aber über die ganze Erde zerstreut ist. Sie leben meist unterirdisch, graben geschickt, haben einen langsamen Gang; die Lebensart ist nächtlich, ihr Gesicht ist sehr schwach, und bei einigen sind

die Augen so klein, daß man sie kaum sieht, ja daß in der Haut kaum eine Oeffnung wird; sie haben aber, da sie ganz im Dunkeln unter der Erde leben, auch das Gesicht nicht nöthig, welches ihnen doch nichts nützen könnte; dagegen scheinen Gehör, Geruch und Getast sehr fein zu seyn; der Sitz der beiden letztern Sinne scheint besonders in der Nase zu liegen, welche meist verlängert, rüsselartig und mit längern Härchen besetzt erscheint, durch deren leiseste Berührung die Annäherung jedes Gegenstandes ihnen bemerkbar wird. Die meisten verbreiten einen starken Geruch, da in eigenen Drüschen eine stark riechende Materie abgesondert wird. Sie ernähren sich fast allein von thierischen Stoffen, Insekten, Würmern u. s. w. Es gehören dazu nur kleine Thiere, ja die kleinsten Säugethiere, die wir kennen. Unter diese Abtheilung gehören: die Gattungen Spitzmaus, Sorex, Desman, Mygale, Langschenkel, Macrosclides und einige ähnliche Gattungen anderer Länder.

Spitzmaus. Sorex.

Sie haben oben und unten zwei Vorderzähne, die untern stehen vorwärts, die obern sind etwas gebogen. Die Eckzähne sind als solche undeutlich, kürzer als die Vorderzähne, oben fünf, unten zwei auf jeder Seite; Backenzähne oben vier, unten fünf, alle mit Spitzen besetzt; ein Zeichen, daß die Hauptnahrung aus Insekten bestehe. In allem 36 Zähne.

Die Augen sind sehr klein; Ohren kurz und abgerundet; Schnauze spitzig und rüsselartig verlängert; der Schwanz lang oder mittelmäßig, oder fehlt ganz, nie lange behaart. Sie leben in Löchern unter der Erde, oder im Miste, manche in der Nähe der Wohnungen; die Lebensart ist mehr nächtlich, doch kommen sie auch am Tage zum Vorschein; da ihre Beine kurz sind, so laufen sie nicht sehr geschwind. Einige riechen stark bisamartig. Mehrere Arten leben nahe am Wasser, schwimmen und tauchen gut.

Es sind muntere, lebhafte Thiere, welche einen zwitschernden vogelartigen Ton von sich geben. Sie vermehren sich stark, da das Weibchen mehrere Male im Jahr, jedesmal 5 bis 8 Junge wirft. Sie nähren sich fast nur von Insekten; die in der Nähe der Wohnungen lebenden kommen aber auch oft in dieselben und fressen dann auch Fleisch, Fett und andere Dinge, welche der Mensch genießt, zur Noth auch Wurzeln; dann aber Regenwürmer, Raupen, Puppen. Sie vertilgen viele Insekten, vorzüglich auch Engerlinge, und wären ganz unschädlich, wenn sie nicht zuweilen in harten Wintern die Baumwurzeln benagten. Die Wasserspitzmäuse ernähren sich von Wasserinsekten und Fischrogen; Katzen, Hunde, Marder, Iltise, Wiesel und Eulen sind ihre Feinde. Die Katzen und Hunde tödten sie nur, ohne sie zu fressen, weil ihnen ihr Bisamgeruch zuwider ist, daher hat man ohne Grund geglaubt, sie seien giftig; allein Störche, Eulen und andere Raubvögel fressen sie sehr gerne. Sie sind schwerer zu fangen, und gehen weniger in die Falle als die Hausmäuse.

Wir bilden aus dieser Familie ab:

Taf. 10. Der Monjurou oder die indische Spitzmaus.
Sorex indicus.

Das ganze Thier ist schön grau, bei einigen Individuen etwas röthlich. Die Zähne sind schön weiß, der Schwanz rund und nicht eckig. Es ist dieß die größte bekannte Spitzmaus, und ist 5 Zoll lang, von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel, und der Schwanz mißt 4 Zoll.

Diese Spitzmaus ist weit verbreitet in den wärmern Gegenden von Asien, im indischen Archipel und selbst auf der Insel Frankreich. Der malaische Name ist Mondjourou. Sie dringt häufig in die Häuser, und verbreitet einen höchst unangenehmen, durchdringenden Geruch, so daß, wenn sie nur über ein Gefäß mit Wasser läuft, sich der Geruch demselben schon mittheilt.

Taf. 10. Die Spitzmaus und zwar die Alpenspitzmaus.
Sorex alpinus.

Ein schlankes und niedliches Thierchen, mit einem schönen, weichen, ganz dunkel schiefergrauen Pelz in natürlicher Größe. Diese niedliche Spitzmaus lebt nur auf hohen Alpen, und ist bis dahin nur auf solchen Höhen gefunden worden, auf welchen sich auch das Murmelthier aufhält. Sie ernährt sich von Insekten, welche auch auf diesen Höhen noch leben, und unter dem Schnee überwintern; zieht aber den Sennhütten nach, und findet wahrscheinlich im Winter hier besonders ihren Aufenthalt und Schutz gegen Schnee und Kälte, gegen welche sie übrigens durch ihren warmen Pelz wohl gesichert ist.

Neben diesen gibt es noch viele Arten. Dahin gehören die gemeine Spitzmaus, welche in ganz Europa unter diesem Namen wohl bekannt ist. Sie hat ungefähr die Größe einer Hausmaus, doch ist sie etwas kleiner; die Farbe ist grau, am Bauche etwas heller. Der Schwanz ist kürzer als der Körper und dünne. Um Zürich herum heißt sie der Landmann auch wohl Mützger. Man findet sie häufig in Gärten in der Nähe der Häuser, wo sie in Miststetten besonders sich aufhält und ihre Jungen wirft. Sie kommt auch wohl in die Häuser, besonders im Winter. Sie kann ziemlich schnell laufen, doch bei weitem nicht, wie die Hausmaus. Wenn man sie verfolgt, so zwitschern sie laut. Sie riecht stark nach verdorbenem Bisam. Die Katzen und Hunde tödten sie, ohne sie zu fressen. Man kann sie wohl für ganz unschädlich halten, da sie besonders viele Insekten tödtet. Aeußerst selten gibt es ganz weiße.

In Italien hat man eine kleine Spitzmaus gefunden, welche wohl das kleinste Säugethier sein möchte, da sie nur 36 Grane wiegt, und ohne den Schwanz nur 1 Zoll und 10 Linien lang ist. Auch in Sibirien lebt eine ebenso kleine Art. So klein sie sind, so zanksüchtig und bösartig sind sie, denn wenn einige beisammen sind, und sie nicht vollauf zu fressen haben, so fressen sie einander selbst auf.

Die Wasserspitzmaus ist oben schön schwarz, unten rein weiß, und bewohnt die Ufer der Flüsse, Seen, Waldbäche. Ihre Füße sind mit vielen langen Haaren versehen; sie schwimmen sehr gut, tauchen unter, und laufen auf dem Grund des Wassers, wo sie Steinchen aufheben, und die darunter befindlichen Wasserinsekten aufsuchen oder an den Steinen und Wasserpflanzen die Fischeier fressen.

Einige andere Arten, welche zum Theil noch nicht genau bekannt sind, finden sich auch in Europa und in andern Welttheilen.

In Afrika hat man ein Thier entdeckt, welches mit der Gestalt der Spitzmaus zugleich sehr lange Hinterschenkel hat, und daher wahrscheinlich hohe Sprünge machen kann. Ueber seine Lebensart ist aber weiter nichts bekannt, als daß es in Löchern lebt; wenn es aber hervor kommt, mit großer Schnelligkeit davon hüpft. Seine Augen sind groß, daher scheint sein Gesicht scharf, und seine Lebensart nächtlich zu seyn. Man hat es Langschenkel, Macrosclides, genannt.

Auf Madagasgar leben Thiere, welche fast die Gestalt des Igels haben, aber statt mit Stacheln, nur mit steifen Borsten besetzt sind. Ihr Gebiß ist dem der Spitzmäuse ähnlich, und ihre Schnauze eben so sehr verlängert und zugespitzt. Sie nähern sich hauptsächlich von Insekten. Man hat sie Borstenigel, Centetes, genannt. Sie graben sich Höhlen in der Nähe der Flüsse und gehen öfters ins Wasser.

Endlich hat man in Java eine neue Gattung von Thieren entdeckt, welche mit der Gestalt der Eichhörnchen, ein Spitzmaus ähnliches Gebiß haben. Sie leben nicht in Erdlöchern oder in Höhlen, sondern auf Bäumen. Sie haben oben vier, unten sechs Vorderzähne, nur oben einen Eckzahn auf jeder Seite aber auf jeder Seite, oben und unten sieben mit Spitzen versehene Backenzähne. Die Schnauze ist ebenfalls spitzig; der Schwanz wie bei den Eichhörnchen behaart und lang. Sie nähren sich wahrscheinlich fast ganz von Insekten, welche sie statt auf der Erde, auf Bäumen aufsuchen. Die Arten finden sich nicht bloß in Java, sondern auch auf Sumatra und vielleicht auch auf den benachbarten Inseln. Die Einwohner nennen sie Tupajas. Da sie die Eichhörnchen mit den Spitzmäusen verbinden, so könnte man sie Spitzeichhörnchen nennen; man gab ihnen den lateinischen Namen Gladobates.

Taf. 11. Der Preß oder rostfarbe Tupaja.
Gladobates ferrugineus.

Er lebt auf Java. Sein Pelz ist rostfarbig, und seine Größe etwa die eines Eichhörnchens, doch etwas kleiner als unser gemeines Eichhorn. Er klettert auf Bäume und nährt sich wahrscheinlich hauptsächlich von Insekten, da sein Gebiß ganz wie bei den Insektenfressern beschaffen ist. Es sind, könnte man sagen, Spitzmäuse, welche auf Bäumen leben. Von ihrer übrigen Lebensart ist aber noch gar nichts bekannt. Auch

kennt man bis jetzt nur zwei Arten, außer der abgebildeten nur nach der javaniſchen Gladobates javanicus.

Eigentliche Fleiſchfreſſer.
Carnivora.

Die Hauptnahrung dieſer Thiere beſteht in Fleiſch, kleinerer oder größerer Thiere, doch genießen die meiſten auch verſchiedene Pflanzenſtoffe. Sie haben alle, mit Ausnahme der Seehunde und Wallroſſe, ſechs Vorderzähne in beiden Kinnladen. Zu jeder Seite dieſer Vorderzähne ſteht ein mehr oder minder langer, kegelförmiger, ſpitziger, zuweilen etwas gebogener Eckzahn, den man auch Hundszahn nennt. Die Eckzähne ſind die Organe, mit welchen das Raubthier angreift oder ſich vertheidigt und die Wunden beibringt, durch welche die Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen, getödtet werden. Da die Eckzähne immer viel länger ſind als alle anderen, ſo würde das Thier den Mund nicht ſchließen können, wenn ſie auf einander paßten; allein da dieſes beim Freſſen hinderlich wäre, ſo laſſen die Zähne einen leeren Raum zwiſchen ſich, ſo daß der obere Eckzahn mit ſeiner Spitze in die Lücke an der untern Kinnlade eingreift, der untere aber in die Lücke neben dem obern. Nun kommen in einer nicht geſchloſſenen Reihe die übrigen Zähne, welche man Backenzähne nennt. Dieſe ſind ſchneidend, ſeitlich zuſammengedrückt mit einer oder mehrern Spitzen. Zuerſt kommen hinter den Eckzähnen gewöhnlich ein oder mehrere kleine einſpitzige Zähne, dieſe heißen falſche Backenzähne; dann kommen ein paar dreiſpitzige, dieſe heißen wahre Backenzähne, und der größte heißt der Reißzahn; zuletzt ſtehen ein oder mehrere Zähne mit platter, höckeriger Krone, dieſe heißen Mahlzähne, es ſind die einzigen, welche zum Kauen geſchickt ſind, die andern Backenzähne mit ſchneidenden und ſpitzigen Kronen, zerſchneiden eigentlich das Fleiſch nur. Je mehr das Raubthier auch Speiſen aus dem Pflanzenreich genießt, deſto mehr ſolcher höckriger Zähne hat es; am meiſten hat der Bär, der ſich von Pflanzen allein nähren kann; am wenigſtens oder gar keine die Katzen, welche gar keine Pflanzentheile genießen, wenn ſie in der Freiheit leben.

Neben den Zähnen haben einige Raubthiere annoch furchtbare Waffen in ihren Klauen, namentlich die Katzen; mit denſelben faſſen ſie ihre Beute, und können ſie gefährlich, ja tödtlich verwunden; auch können viele Raubthiere mit Hülfe ihrer Klauen auf Bäume klettern. Die einen von ihnen gehen auf der ganzen Sohle, und heißen deßwegen Sohlengänger; die andern gehen blos auf den Zehen und heißen Zehengänger.

Die meiſten Raubthiere ſind nächtlich, und benutzen die Nacht um ihren Raub im Schlafe zu überfallen; andere rauben aber auch am Tage. Da die Thiere, welche ihnen zur Nahrung dienen auch liſtig ſind, und viele Mittel kennen, um ihren Feinden zu entgehen, ſo ſind die meiſten Raubthiere intelligent, ſchlau und liſtig, und wenden viele Mittel an, um ihre Beute zu erhaſchen. Die Sinne der Raubthiere ſind ſcharf, beſonders das Geſicht, bei den meiſten auch der Geruch und das Gehör. Ihr Lauf iſt ſchnell, ihre Muskeln ſtark und ihre Bewegungen meiſt leicht.

Die Raubthiere ſind über die ganze Erde verbreitet, und bewohnen alle Länder von einem Polarkreiſe bis zum andern, da ihr warmer Pelz ſie in den kalten Ländern hinlänglich vor der Kälte ſchützt. Sie können lange hungern; ſind aber auch wieder ſehr gefräßig. Die meiſten laſſen ſich, jung eingefangen, leicht zähmen; werden aber im Alter oft wieder böſe. Nur der Hund iſt zum Hausthier geworden und der treue Gefährte des Menſchen in allen Theilen der Erde; die Katze iſt es ſchon weniger; auch den Jagdpanther, den Fiſchotter und den Jakal kann man auf eine begränzte Art zum Hausthier gewöhnen. Der Schaden, welche die Raubthiere in der Oekonomie des Menſchen anrichten, die Gefahr, welche der Angriff der größern Arten ihn ausgeſetzt, der vortreffliche Pelz, welchen einige liefern, hat ihnen am Menſchen den größten und gefährlichſten Feind zugezogen, und mehrere Arten ſind aus ſtark bevölkerten Gegenden ganz, oder größtentheils verſchwunden und ausgerottet worden. In der freien Natur aber ſind ſie zur Erhaltung des Gleichgewichtes wichtig. Sie leben ſelten geſellig, da ganze Geſellſchaften nicht leicht Nahrung genug finden könnten, und nur die Fortpflanzungszeit bringt beide Geſchlechter auf kürzere oder längere Zeit zuſammen, aber nur das Weibchen beſorgt und beſchützt die Jungen. Ihre Vermehrung iſt im Allgemeinen nicht ſtark. Da ihr Fleiſch hart iſt, und oft einen widerlichen Geruch oder Geſchmack hat, ſo werden ſie auch nur ſelten gegeſſen, einige haben jedoch ein genießbares Fleiſch, wie die Bären und Seehunde. Wir wollen indeß die einzelnen Gattungen durchgehen.

Bären. Ursus.

Die Bären ſind große, zum Theil furchtbare Raubthiere, welche auf der ganzen Sohle gehen, leicht auf den Hinterfüßen ſtehen, und ſogar aufgerichtet gehen können. Ihre Geſtalt iſt meiſtentheils plump, ihre Bewegungen ſcheinbar ungeſchickt, aber doch nicht langſam. Sie klettern auf Bäume; haben alle einen dichtbehaarten Pelz, werden ſehr fett, ſchlafen einen großen Theil des Winters durch, doch nicht anhaltend. Sie nähren ſich aus dem Pflanzen- und Thierreich, und können gar wohl von Pflanzen allein leben. Man findet ſie faſt in allen Theilen der Erde, nur in Afrika und Neuholland nicht; wenigſtens hat man mit Gewißheit noch keine Art in Afrika entdeckt. In warmen Ländern ſind es Gebirgsthiere.

Neben den 6 Vorderzähnen und 4 Eckzähnen in jeder Kinnlade haben ſie 4 bis 7 Backenzähne, wovon drei breit und mit höckeriger Krone, alſo wahre Mahlzähne ſind, ein Beweis, daß ſie Speiſen aus dem Pflanzenreich genießen; die erſten Backenzähne ſind klein und einſpitzig.

Mehrere Bärenarten ſind ſelbſt dem Menſchen gefährlich und furchtbar, die andern werden es nur, wenn ſie angegriffen werden. Man kennt bis jetzt folgende Arten: Den braunen europäiſchen Bären, Ursus arctos; in Europa und Nordaſien. Den ſyriſchen Bären, Ursus syriacus; in Syrien. Den ſchwarzen amerikaniſchen Bären, Ursus niger americanus; in Nordamerika. Den weißen Eisbären, Ursus maritimus; im höchſten Norden beider Welten. Den grauen amerikaniſchen Bären, Ursus cinereus; in Nordamerika. Den ſüdamerikaniſchen Bären, Ursus ornatus; in den Cordillerngebirgen von Südamerika. Den malaiſchen Bären, Ursus malajanus; in Oſtindien. Den tibethaniſchen Bären, Ursus tibethanus; in Tibeth. Den Nepaliſchen Bären, Ursus isabellinus; in Nepaul. Den langrüſſeligen Bären, Ursus longirostris; in Bengalen.

Der europäiſche Bär iſt ein ſehr bekanntes Thier, welches ſelbſt in der Schweiz noch vorkommt, und zwar in den Kantonen Bündten, Teſſin und Wallis nicht ſelten, ſeltener in den andern Bergkantonen. Häufiger findet er ſich im Norden von Europa, Polen, Schweden und Norwegen. Er iſt dicht mit braunen Haaren bekleidet, und ſein Fell gibt ein ſchönes warmes Pelzwerk. Die Fußſohlen ſind nackt, die Nägel an den Füßen ungemein groß und ſtark, ſo daß er durch Einhecken damit auf Bäume klettern, und ſeinen ganzen Körper daran halten kann. Seine Länge beträgt über 4 Fuß, und im Herbſte, wo er ſehr fett iſt, kann er ein Gewicht von 400 Pfund und noch mehr erreichen. Der Bär bewohnt waldige und gebirgige Gegenden, und kann, ungeachtet er plump und ſchwerfällig ſcheint, doch ſehr geſchwind und anhaltend laufen. Er hält ſich gewöhnlich an einem für ihn paſſenden Orte, in einer Felſenhöhle oder im tiefen Gebüſche, wo er ſich ein Lager aus Moos bereitet, auf, ſtreift bei der Nacht, auch wohl bei Tage umher, und kehrt des Nachts wieder nach ſeinem Lager zurück. Nur wenn er gejagt oder oft geſtört wird, verläßt er ſein Lager ganz, und dann macht er oft weite Wanderungen von 6 und mehr Stunden. Im Winter ſchläft er oft viele Tage hinter einander, und bedarf ſehr wenig Nahrung, da er dann von ſeinem eigenen Fette erhalten wird, wobei er aber ſtark abmagert. Einen eigentlichen Winterſchlaf hat er nicht. Die Nahrung der Bären beſteht in zartem Graſe, jungem Getreide, Obſt, verſchiedenen Arten von Beeren, Erdbeeren, Weintrauben, Kaſtanien, auch liebt er ſehr den Honig. Er iſt aber dabei ein ſtarkes Raubthier, und überfällt Schafe, Ziegen, Kälber, Kühe und Pferde; in den Alpen thut er daher an kleinem Vieh beſonders großen Schaden, und wird deßwegen ſehr verfolgt, da ſeine Räubereien und ſeine Fußſtapfen bald den Thäter verrathen. Ungereizt fällt er den Menſchen nie an, ſondern flieht vor ihm. Verwundet aber geht er brüllend auf den Hinterbeinen ſeinem Feinde entgegen und umarmt ihn, aber nicht freundlich. Die Bärenjagd iſt daher nicht ohne Gefahr. Jung kann man ſie zähmen, und ſogar zum Tanze abrichten. Man führt indeß ſolche Bären, mit einem eiſernen Ringe durch die Naſe, an welchem die Kette befeſtigt iſt, herum. Dieſe werden aber meiſt blind gemacht. Der Bär lebt einſam, die Bärin aber findet man faſt immer in Geſellſchaft ihrer Jungen, deren ſie gewöhnlich zwei hat. Nicht ſelten aber trifft man vier bei ihr an, indem zuweilen auch die Jungen des vorigen Jahres noch bei ihr bleiben. Sie iſt ſechs Monate trächtig, und wirft ihre Jungen im Winter, gewöhnlich im Januar. Obwohl ſie zu dieſer Zeit keine Nahrung zu ſich

nimmt, hat sie doch viel Milch. Die ganze Familie bewohnt dann dieselbe Höhle. Die jungen Bären sind äußerst muntere und possirliche Thiere, welche beständig unter sich spielen, sich jagen, und leicht auf Bäume klettern.

Der Bär hat eine bedeutende Kraft in seinen Muskeln. Es sind im Norden, namentlich in Schweden, mehrere Fälle vorgekommen, wo Bären auf das Dach eines Kuhstalles kletterten, das Dach zerstörten, in den Stall drangen, eine Kuh tödteten, und durch die Dachöffnung davon schleppten. Das Gesicht ist scharf, Geruch und Gehör vortrefflich, daher bekommt man den Bären nicht oft zu Gesicht, wenn man ihn nicht aus seinem Schlupfwinkel aufjagt. Man sagt, ein verwundeter Bär thue einem todtscheinenden Menschen nichts, daher müsse man sich nur todt stellen, wenn man in Gefahr sey. Ein Beispiel scheint dieß zu bestätigen, daher führen wir es als charakteristisch an. Auf einer Bärenjagd in Schweden kam ein Bär durch eine enge Schlucht dicht bei einem Jäger vorbei; dieser wollte schießen, allein der Schuß versagte, und nun wurde der Bär mit der Flinte angegriffen, welche der Jäger, obgleich kein Bajonett daran war, dem Bären in den Rachen stoßen wollte. Der Bär parirte den Stoß, schlug dem Mann die Flinte aus der Hand, und riß ihn selbst zu Boden. Dieser stellte sich nun todt, und hielt den Athem an, worauf der Bär ihn verließ, aber zu dem Gewehr hinging, und dieses mit den Tatzen umher wälzte; der Mann machte eine Bewegung, und faßte sein Gewehr; nun ergriff ihn der Bär am Hintertheil des Kopfes, und riß ihm die ganze Kopfhaut mit den Haaren weg; der arme Mann stellte sich aber von neuem wie todt, und der Bär legte sich nun neben ihn, ohne ihm weiter etwas zu thun, als zuweilen das Blut abzulecken. So fanden die übrigen Jäger den Mann auf dem Boden liegend, ohne daß sie auf den Bären schießen konnten, aus Furcht diesen zu treffen. Erst als der Bär wegging, wurde er erschossen, worauf nun der Jäger aufsprang, und seine Kopfhaut, die ihm über das Gesicht hing, zurück warf, indem er wie wahnsinnig rief: der Bär, der Bär! Er wurde verbunden und wieder geheilt.

Das Fleisch der Bären wird gegessen, hat aber einen etwas strengen Geschmack, der sich verliert, wenn man es erst einige Stunden in reines Wasser legt. Sein Fett wird in den Apotheken verkauft, hat aber keine andere Eigenschaften, als anderes Thierfett.

Viel gefährlicher und eigentlich furchtbar sind der Eisbär und der amerikanische graue Bär, der erst in den letzten Zeiten bekannt wurde. Der Eisbär bewohnt den äußersten Norden beider Welten, und geht bis über den Polarkreis hinaus. Man findet ihn längs den Küsten des Eismeeres, in Spitzbergen, Neu-Semlia, Grönland bis zu Hudsonsbai, auf den Inseln zwischen Sibirien und Amerika; im nordöstlichen Sibirien, und in Kamtschaka soll er nicht vorkommen, und nach Island und dem nördlichen Norwegen nur zufällig auf Eisschollen kommen. Er scheint eben sowohl auf dem Eise als auf dem Lande zu wohnen, da man ihn auf Eisfeldern 200 Meilen vom Ufer angetroffen hat. Er arbeitet sich Höhlen in Eismassen. Er ist ein vortrefflicher Schwimmer, und schwimmt mit einer Geschwindigkeit von 3 englischen Meilen in einer Stunde, ohne große Beschwerde, ja er trägt sogar auf beträchtliche Weiten. Auf Eisschollen läßt er sich oft in andere Länder treiben. Sein Haar ist immer fettig, und nimmt das Wasser nicht an. Er erreicht eine Länge von 8 Fuß und 16 Centner an Gewicht.

Seine gewöhnliche Nahrung sind Seehunde, Rennthiere, Bisamochsen und Fische. Er greift auch das starke Wallroß mit Erfolg an, muß aber auch oft vor ihm weichen. Wenn auch vielleicht allzusehr die Gefahr übertrieben wird, deren der Mensch vor ihm ausgesetzt ist, so sind doch der Beispiele sehr viele bekannt, wo er unerschrocken Menschen angegriffen und verzehrt hat. Parry, Scoresby und andere sehr glaubwürdige Seefahrer geben mehrere Beispiele an, wo der Eisbär ungereizt Menschen angefallen und fortgeschleppt hat. Scoresby erzählt einen Vorfall, wo ein Eisbär unversehen einen Matrosen von hinten packte, und so schnell mit ihm davon lief, daß seine Kameraden ihm nur nachsehen, aber ihn nicht einholen konnten. Wenn er gerade nicht hungrig ist, flieht er allerdings vor dem Menschen oft, verwundet und angeschossen aber ist er furchtbar. Man sah einen angeschossenen Eisbären ins Wasser springen und nach dem Boot hinschwimmen, aus welchem geschossen wurde. Als er dieses erreichte, suchte er es zu erklettern; einer der Matrosen hieb ihm mit einem Beil einen Theil der Tatze ab, dennoch erstieg der Bär das Boot, und zwang die Matrosen ins Wasser zu springen, worauf er ganz ruhig im Boot sich versetzte, bis er von einem andern Schiff aus erschossen wurde. Er scheint einen Theil des Winters zu verschlafen, aber nicht anhaltend sich zu verbergen, da man den ganzen Winter durch Eisbären antrifft. Die Weibchen sollen mehr schlafen als die Männchen, allein es ist wahrscheinlich, daß sie wie der braune Bär im Winter Junge haben. Sie sind im Herbst so fett, daß sie auch selbst säugend wenig oder keine Nahrung bedürfen, um leben zu können. Das Fett ist gleichsam ein Magazin, aus welchem die Thiere bei Mangel an Nahrung von Außen, solche von Innen erhalten. Man trifft diese Bären einzeln, paarweise oder sogar in Gesellschaft mehrerer an. Das Weibchen wirft zwei Junge, welche es mit der zärtlichsten Sorgfalt hütet, und alle Gefahren mit ihnen theilt. Man hat davon Beispiele gesehen, wo die selbst schwer verwundete Mutter dennoch für ihre Jungen besorgt war, und ein Schauspiel darbot, welches selbst die rohen Matrosen rührte.

Haut, Fett und Fleisch des Eisbären werden benutzt. In der Gefangenschaft wird der Eisbär, mit Brod genährt, ziemlich zahm, ist aber ein langweiliges und träges Thier.

Fast eben so groß und eben so furchtbar ist der nordamerikanische graue Bär. Seine Klauen sind furchtbar groß, und kühn greift er den Menschen an, wo er ihn trifft, und bemächtigt sich der Unbewaffneten; er ist der Schrecken des Jägers, und seine Jagd bedarf Kühnheit und Vorsicht. Er bewohnt das wilde Felsengebirge. Er klettert nicht auf Bäume. Seine Haut gibt ein geschätztes Pelzwerk, seine ungeheuern Klauen dienen als Zierathen der Helden unter den eingebornen Amerikanern; sein Fleisch wird gegessen.

Der schwarze nordamerikanische Bär lebt in denselben Gegenden, er ist viel kleiner, schlanker, ganz schwarz, nur die Schnauze ist lebhaft braungelb. Im Winter wandert er meist mehr nach den wärmern Theilen. Er steigt leicht auf Bäume, bewohnt auch oft hohle Bäume. Er ist mehr Pflanzen fressend, als keine andere Art, und nährt sich von allen Arten Baumfrüchten und Beeren, besucht auch die Maisfelder gegen die Zeit der Reife, und schleppt die Stengel als Unterlage zu seinem Lager fort, wodurch er großen Schaden anrichtet; eben so am Zuckerrohr, welches er gerne frißt; die Kartoffelnfelder durchwühlt er, wie die wilden Schweine. Den Menschen flieht er, angegriffen aber vertheidigt er sich tapfer, soll aber einen getödteten Menschen nicht auffressen. Im Hunger aber greift er Schweine an, und geht auch nach Fischen, welche er geschickt fängt. Sein ganz schwarzer glänzender Pelz gibt ein schönes Pelzwerk, und sein Fleisch wird sehr geschätzt.

Wir bilden ab auf:

Taf. 12. Den malaischen Bären.

Taf. 13. Den syrischen Bären.

Der malaische Bär, Ursus malajanus, bewohnt Malacka und die großen Sundinseln Er ist meist ganz schwarz, kurz behaart, mit rostgelber Schnauze und einem halbmondförmigen, weißen Fleck am Halse. Er wird etwas mehr als 3 Fuß lang, hat eine ziemlich schlanke Gestalt. Er nährt sich von Früchten und kleinen Thieren. Jung eingefangen wird er sehr zahm, so daß Kinder ohne Gefahr mit ihm spielen können, und er durch seine Munterkeit sehr belustigt.

Der syrische Bär, Ursus syriacus, ist erst in diesem Jahrhundert bekannt geworden, obschon in der Bibel in jener sonderbaren Geschichte von Elisa der Bären erwähnt wird, welche die muthwilligen Knaben, die den Propheten plagten, zerrissen haben sollen. Kein Reisender sagt etwas von Bären in dieser Gegend. Nur Seetzen erwähnt eines Gerüchtes, nach welchem am Antilibanon Bären vorkämen, dagegen sprechen weder Shaw, noch Volney, Burkhardt und Scholz davon. Ehrenberg aber war so glücklich, nicht bloß von diesen Bären zu hören, sondern selbst einen zu erhalten. Der syrische Bär ist kleiner als der braune europäische; der Körper ist ziemlich kurz behaart, und die Schenkel sind lang und schlank. Die Haare auf dem Rücken sind länger, bilden eine Art Mähne, und sind länger als 4 Zoll. Die Ohren sind lang, die Nägel zusammen gedrückt, weiß und schwarz gestreift, kurz, gekrümmt, die der Vorderfüße länger. Die Farbe weißgelb, mit vielen ganz weißen Haaren; nur die Haare an den Füßen sind bräunlich. Das gelbe Ansehen entsteht daher, daß die Wollhaare, die aber sparsam sind, gelbbraun erscheinen. Zuweilen soll dieser Bär braun gefleckt oder

ganz braun seyn. Die Länge ist 3 Fuß 8 Zoll, und der Schwanz 6 Zoll. Man findet ihn in den Gebirgen Syriens, wo er im Sommer bis zur Schneeregion hinauf steigt. Auch dieser Bär nährt sich mehr von Pflanzen als von Thieren, besonders gerne besucht er die Erbsenäcker, und thut daran oft viel Schaden. Nach diesen Erfahrungen läßt sich also die Geschichte, welche von Elisa erzählt wird, nicht erklären, und nie hat man gehört, daß selbst der Eisbär und der graue Bär mehr als einen Menschen getödtet habe; nicht einmal der Tiger könnte 40 Personen tödten, viel weniger ein Bär.

In der frühern Zeit des Daseyns unserer Erde, gab es mehrere Arten Bären, welche jetzt nicht mehr vorhanden, sondern ausgestorben sind. Eine sehr große Art, deren Schädel man in großer Menge in mehrern Höhlen Deutschlands und Ungarns findet, hat man deßwegen Höhlenbären genannt; neben ihnen findet man noch eine andere kleine Art, und eben so Schädel und andere Knochen von Hyänen, großer Katzen und Hundarten. Wie diese dahin gekommen, und wie diese Thiere sich in solcher Menge zusammen fanden, ist ein Räthsel, welches schwer gelöst werden kann.

Der Dachs. Meles.

Das Gebiß des Dachses gleicht sehr dem des Bären, auch geht der Dachs auf der ganzen Sohle, allein er klettert nicht auf Bäume. Seine Beine sind sehr kurz, und wenn er geht, schleppt er den Körper fast auf dem Boden. Die Schnauze ist wenig vorstehend; die Ohren kurz und abgerundet. Die Füße fünfzehig; die Nägel an den vordern Füßen sind sehr lang, und zum Graben sehr geschickt. Die Augen sind klein, die Zunge weich und glatt; der Schwanz kurz; das Haar lang und grob. Zwischen After und Schwanz ist eine Drüse, welche eine sehr stinkende Materie absöndert. Die Lebensart ist nächtlich; der Charakter furchtsam.

Taf. 11. Der europäische Dachs. Meles vulgaris.

Er hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes, ist aber viel kurzbeiniger, und beim Gehen streifen die Haare des Bauches an der Erde. Die Ohren sind fast im Pelze verborgen. Der Schwanz geht nur bis zur Mitte der Schenkel. Das Haar am Körper ist lang, grob, weiß, und rostfarb geringelt, daher grau. Der Kopf weiß, mit zwei langen schwarzen Streifen, welche vom Ohr über das Auge weg bis zur Schnauze reichen. Alle untern Theile sind schwarz.

Der Dachs ist über ganz Europa verbreitet, und auch bei uns nicht selten, aber nirgends sehr häufig. Man findet ihn auf Bergen und in ebenen Gegenden, aber selten weit von bebauten Gegenden entfernt, und oft in der Nähe der Wohnungen. Er gräbt sich Höhlungen, welche er einsam am Tage und im Winter bewohnt. Nur des Nachts geht er der Nahrung nach; den ganzen Tag durch schläft er. Der Theil seiner Höhle, welche er eigentlich bewohnt, ist weiter als der übrige, so daß er hinlänglich Raum zu einem bequemen Lager hat. Dieses ist mit Moos, Laub und dürrem Grase belegt und warm. Er ist sehr furchtsam, und da er nicht schnell laufen kann, so entfernt er sich nicht weit von seiner Höhle. Er ist ein träges, frostiges, mißtrauisches Thier, welches im Mondenschein selbst seinen eigenen Schatten fliehen soll. So bald er etwas unrichtiges bemerkt, läuft er seinem Lager zu. Den Winter durch schläft er fast immer in seiner Höhle, und bedarf dann sehr wenig Nahrung, da er im Herbst sehr fett ist, wird aber bis zum Frühjahr mager. In wärmern Winternächten geht er aber auch wohl aus, und gräbt nach Wurzeln oder sucht Mäuse auf. Seine Nahrung besteht in allerlei Früchten und Wurzeln, Kartoffeln, Rüben, Eicheln, Buchekern, abgefallenem Obst, Weintrauben; aus dem Thiereich genießt er Insekten, Schnecken, Regenwürmer, Natern, Eidechsen, Blindschleichen, Vögel, welche auf der Erde nisten und ihre Eier, Mäuse, und im Hunger verschmäht er das Aas nicht.

Nur zur Fortpflanzungszeit sieht man beide Geschlechter beisammen, und das Weibchen wirft 3 bis 5 blinde Junge, die es erst säugt, und dann mit Insekten, Vogeleiern, Würmern oder Wurzeln versorgt, bis sie selbst die Nahrung aufsuchen können. Jung lassen sie sich zähmen, bleiben aber immer falsch und beißen selbst ihren Ernährer. Sie fressen dann alles, was aus der Küche abfällt. Immer behalten sie ihr träges und furchtsames Naturel.

Da man selten einen Dachs am Tage antrifft, so wird selten einer geschossen, es müßte dann beim Mondenschein auf dem Anstand geschehen. Dagegen kundschaftet man ihre Höhle aus, und gräbt sie im Herbst aus. Die krummbeinigen Dachshunde kriechen in ihre Höhlen, und zeigen durch ihr Gebell an, wo der Dachs sich aufhält, dann zieht man sie mit einem eigenen zangenartigen Instrumente heraus, und schlägt sie todt. Auch in Fallen, die man vor ihrer Wohnung aufstellt, werden sie gefangen. Zuweilen fängt man sie in einem Sack, den man an einen Reif bindet, damit er offen bleibe, dann wartet man bis der Dachs ausgegangen ist, und schiebt den Sack in die Höhle. Nun macht man Lärm; das erschrockene Thier flieht nach der Höhle, und kommt in den Sack, in welchem er sich nicht leicht umwenden kann, und so herausgezogen wird. Er wehrt sich aber tüchtig mit seinem starken Gebiß. Sein Fleisch schmeckt wie Schweinfleisch, und aus seiner Haut macht man Ranzen, Kommtdecken, Kofferbeschläge und Aehnliches.

Die Gattung ist gar nicht zahlreich, und nur in Nordamerika lebt noch eine andere Art; eine andere soll in Südamerika auf den Cordilleren wohnen. Unser Dachs schadet im Herbst an den Weintrauben nicht ganz unbedeutend.

Vielfraß. Gulo.

Ein bärenartiges, aber ebenfalls sehr niedrig auf den Beinen stehendes Thier. Es hat ein den Bären sehr ähnliches Gebiß, doch weniger Höckerzähne, daher nährt er sich mehr von thierischer Nahrung als von Pflanzen. Die Ohren sind bei allen Arten kurz und abgerundet; die Füße mit 5 Zehen und scharfen Klauen; die Sohle der Hinterbeine setzt er ganz auf die Erde; keine absöndernde Sackdrüse, wohl aber zwei Hautfalten; der Schwanz kurz. Man findet Arten in allen Welttheilen.

Taf. 14. Der nordische Vielfraß. Gulo borealis.

Der Körper ist ziemlich dick; die Schnauze schwarz; die Augen klein und schwarz; die Ohren mit kurzen Haaren bedeckt. Die Farbe am ganzen Körper braunschwarz, an den Seiten mehr ins kastanienbraun übergehend; die Haare fast alle lang; der Schwanz kurz und zottig. Die Fußsohlen dicht behaart.

Die ganze Länge ist 2 Fuß 2 Zoll ohne den Schwanz, der Schwanz 8 Zoll, wovon aber die Haare 4 Zoll überragen. Der Vielfraß lebt im Norden beider Welten, und ist in Europa, Asien und Amerika anzutreffen. Man findet ihn in Europa, in Norwegen, Schweden, im europäischen Lappland; in Asien, in Sibirien und im nördlichen Amerika, wo eine sehr verwandte Art, wenn nicht dieselbe, unter dem Namen der Volverene vorkommt.

Der Vielfraß ist allerdings für seine Größe ein starkes Raubthier, aber dennoch hat man seine Raubsucht und Gefräßigkeit, welche ihm den Namen gaben, sehr übertrieben. Er lebt in gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildnisse haben, und bewohnt Felsenklüfte und verlassene Dachshöhlen, gräbt aber niemals selbst, und scheint seine Wohnung oft zu verändern. Er geht auf der ganzen Sohle wie der Bär. Seine Nahrung besteht im Sommer aus verschiedenen Beeren, allein diese genießt er nur nebenbei. Seine Hauptnahrung besteht in Fleisch. Er bezwingt Thiere, welche ihm an Größe weit überlegen sind, Rennthiere, Elenthiere, denen er auf Bäumen oder Felsen auflauert, ihnen auf den Nacken springt, und ihnen das Genick zerbeißt. Im Winter überfällt er die Rennthiere, wenn sie die Nase unter den Schnee stecken, um das Rennthiermoos zu suchen. Neben diesem aber fängt er Hasen, Mäuse, große und kleine Vögel. Die Schneehühner beschleicht er unter dem Schnee. Er hat einen vortrefflichen Geruch, und spürt die Vorrathskammern der Lappen auf, in welche er sich durch Kratzen und Graben einarbeiten kann, wo er dann alle Eßwaaren verzehrt. Auch fängt er oft Fische, und geht gerne ins Wasser.

Im Laufe ist er nicht schnell, dagegen klettert er gut. Im Zorn oder in der Angst spritzt er seine Exkremente zuweilen in einem Strahle von sich. Diese sind weich und sehr stinkend. Sonst hat das Thier keinen widerlichen Geruch. Jung eingefangen wird er ziemlich zahm, wenn er mit Güte behandelt wird. Er ist reinlich, und entledigt sich seines

Unrathes nicht bei seiner Schlafstelle. Im Winter wälzt er sich oft im Schnee und gräbt sich gerne hinein. Er badet gerne und oft, und säuft auch viel, wobei er, wie ein, Hund das Wasser leckt. Mit Hunden und Katzen wollte ein zahmer sich nicht gut vertragen, wohl aber mit Schweinen, Ziegen und Schafen. Im Zorn knurrte er wie ein böser Hund, und schug mit den Pfoten um sich. Er kannte die Leute, welche ihn fütterten sehr gut, und folgte ihnen auf den Ruf. Er spielte oft mit sich selbst und mit seinem Schwanze, wie Katzen und Hunde, und purzelte über Kopf; war schwer eingesperrt zu halten, indem er alles durchfraß und durchbiß. Da seine Lebensart nächtlich ist, schlief er auch gefangen mehr am Tage als des Nachts, wo er in beständiger Bewegung war. Er fraß lieber thierische Speisen als Pflanzenkost, doch verschmähete er Brod auch nicht.

Das Weibchen wirft im Mai 2 bis 4 Junge in den verborgensten Klüften, daher man sie selten findet. In einem Jahr sollen sie schon ihre volle Größe erreichen.

Obschon die Menschen fliehend und sie nie angreifend, ist er ein beschwerlicher Nachbar für die menschlichen Wohnungen, da er die Vorräthe der Menschen auswittert und raubt; Hausthiere angreift, und das Wild vermindert, daher wird er sehr verfolgt, und auf verschiedene Art gefangen. Sein Balg gibt ein vortreffliches Pelzwerk, welches die Kürschner gut brauchen können. Die Russen verkaufen viele Bälge an die Chinesen. Die Gattung des Vielfraßes ist nicht zahlreich, aber in allen Welttheilen. Südamerika hat den Taira, Gulo barbarus, den Vielfraß von Quito, Gulo Quitensis, den wolligen G. lanatus und den gestreiften G. vitattus. Afrika den Honigvielfraß, G. capensis.

Unter den ausländischen Thiergattungen, welche auf der ganzen Sohle gehen, könnten wir noch mehrere anführen, deren Naturgeschichte aber zum Theil noch wenig bekannt ist, von denen wir also überhaupt nicht viel wissen. Es gehören darunter:

Der Waschbär. Procyon.

Die Zähne sind wie beim Dachs, nur daß oben und unten 6 Backenzähne sind. Der Körper ist schlanker als bei dem Bären und Dachsen, aber die Beine niedrig. Die Schnauze spitzig, die Ohren klein und eiförmig. Die Zunge weich, der Schwanz lang oder mittelmäßig, aber nicht greifend. Die Füße fünfzehig, mit scharfen Nägeln bewaffnet. Die Sohlen stehen beim Gehen nicht ganz auf dem Boden.

Diese Thiere leben, wie die Bären und Dachse von thierischen und pflanzlichen Substanzen, besteigen die Bäume leicht, laufen aber nicht sehr schnell. Den Namen haben sie daher erhalten, daß sie, wenigstens die nordamerikanische Art, ihre Nahrungsmittel, wo sie immer Wasser finden, zuerst im Wasser tunken, und gleichsam waschen. Es sind nächtliche Thiere, welche am Tage kein scharfes Gesicht haben, die ganze Nacht munter sind, am Tage aber meist schlafen. Sie nähren sich von Würmern, Insekten, Muschelthieren, Wurzeln, Beeren und andern Früchten; ohne Zweifel verzehren sie auch Mäuse und kleine Vögel nebst ihren Eiern, auch Fische sollen sie fressen. Sie trinken sehr oft, und Wasser ist ihnen unentbehrlich. Sie sind meist sehr fett, und dieses, nebst dem dichten Pelz, womit sie bedeckt sind, und den kurzen Beinen, gibt ihnen ein plumpes Ansehen. Sie werden leicht zahm, ohne jedoch ihren Wärter besonders zu kennen oder ihm zu gehorchen, und man muß sie immer an der Kette halten, da sie sonst entfliehen, so bald sie können.

Das Pelzwerk der nordamerikanischen Art ist sehr beliebt, und kommt unter dem Namen Racaon oder Raton bei den Kürschnern vor. Die Farbe des Pelzes ist im allgemeinen schwärzlichgrau, am Unterleib und an den Beinen blasser. Die Haare sind schwarz und schmutzig, weiß geringelt. Der Schwanz hat auf weißgelblichem Grunde fünf bis sechs schwarze Ringe, und ist sehr dicht behaart; die Schnauze vorn weißlich, und ein schwarzer Streif geht um die Augen bis zur untern Kinnlade, über das sonst fast reinweiße Gesicht.

Diese Art lebt in ganz Nordamerika, und da sie stark behaart ist, so geht sie bis tief nach Norden, soll auch bis nach Südamerika verbreitet seyn; allein es scheint dieß eine Verwechslung mit den beiden andern Arten, dem Hernandesischen, F. Hernandesii in Mexiko, und dem Krabben fressenden, F. cancrivorus in Südamerika.

Der Stinkdachs. Mydaus.

Das Gebiß wie bei den vorigen Gattungen, allein oben nur 4, unten 5 Backenzähne auf jeder Seite. Die Füße sind fünfzehig, die vordern mit 6 langen, zum Graben eingerichteten Nägeln. Die Beine ungemein kurz, und Vorder- und Hinterbeine weit auseinander stehend; der Körper lang, walzenförmig; der Kopf mit sehr spitziger Schnauze, da die Nase weit über den Mund vorsteht, und einen kleinen Rüssel bildet. Das äußere Ohr fehlt. Der Schwanz sehr kurz.

Die einzig bekannte Art lebt auf Java, gräbt sich ein, und lebt in Höhlen, steigt wahrscheinlich nicht auf Bäume, und riecht sehr unangenehm. Die Farbe ist braun, die Haare kurz und grob, der Schwanz kaum ein Zoll lang, und das ganze Thier nur 1 Fuß 5 Zoll. Es heißt javanischer Stinkdachs, Mydaus meliceps, und auf Java Telagon.

Ebenso wenig bekannt sind die indischen Gattungen, Schweinsbär, Arctonyx, und Katzenbär, Ailurus.

Das erste Thier lebt in den Gebirgen von Hindostan; sein Gebiß ist noch nicht einmal bekannt. Im Lande heißt es Bali-Soor oder Sandschwein. Da es Aehnlichkeit mit einem Schweine und einem Bären hat, so hat man es Schweinsbär genannt, und die Art Halsbandbär, Arctonyx collaris. Seine Schnauze geht in eine Art Rüssel aus, und wahrscheinlich wühlt er damit in der Erde, und gräbt nach Wurzeln. Die Füße haben 5 Zehen, und die Nägel sind sehr lang. Der Schwanz ist einem Schweinschwanz ähnlich. Die gefangenen fraßen Fleisch, zogen aber Früchte, Brod und Milch vor, und scheinen den Uebergang von den fleischfressenden Thieren zu den Allesfressenden zu machen. Die Höhe des Thieres ist etwa 20 Zoll. Es ist wild, seine Bewegungen langsam und am Tage schläft es meist. Gereizt stund es auf den Hinterbeinen wie ein Bär. Die Ohren sind kurz, ganz behaart, weiß gesäumt. Die Haare am Körper grob, weißgelb; an der Spitze schwarz, daher schwarz überlaufen; die Kehle gelb; an den Seiten des Kopfs laufen 2 schwarze Binden gegen die Schnauze.

Das andere Thier, der Katzenbär, Ailurus, steht im Gebiß zwischen den Katzen, Mardern und Zibetthieren; der Kopf ist katzenartig; er geht aber, wie die Bären, auf ganzer Sohle; die Beine sind kurz. Die Art des glänzenden Katzenbärs, Ailurus fulgens, hat einen dichten starken Pelz; der Kopf ist weiß; die Schnauze schwarz; Hinterkopf, Hals und Schultern glänzend rothbraun; der übrige Theil des Körpers falb; der Schwanz dicht behaart; ein Drittel des Körpers lang, rostbraun, mit 6 falben Ringen. Größe einer Hauskatze; lebt in Ostindien; Lebensart unbekannt.

Bekannter sind die Nasenthiere oder Coatis, Nasua genannt, weil ihre Nase lang vorsteht, und eine Art von Rüssel bildet; sie ist sehr beweglich. Das Gebiß mehr marderartig, aber mit 6 Backenzähnen auf jeder Seite. Es sind Sohlengänger; klettern gut; nähren sich von kleinen Thieren und Baumfrüchten; bedienen sich häufig ihrer Vorderfüße, um etwas zum Mund zu bringen. Sie sind leicht zu zähmen, und genießen in der Hausgenossenschaft fast alles, was der Mensch. Der Lauf ist ungeschickt, so daß sie leicht eingeholt werden können. Sie kehren Steine, Holzstücke oder andere auf der Erde liegende Körper um, wahrscheinlich um Insekten darunter zu suchen. Es sind Tagthiere, die herumschwärmen, des Nachts aber schlafen. Die beiden bekannten Arten leben in Brasilien. Sie haben die Größe einer Hauskatze, sind aber schlanker, und haben einen längern Schwanz. Die eine Art lebt gesellig, die andere einsam.

Noch zwei andere Gattungen, welche in ihrem Bau sich sehr den Mardern nähern, gehen auf der ganzen Sohle; auch diese sind beide ausländisch, und können nur kurz angeführt werden. Beide haben einen langen Schwanz, der bei der ersten Gattung wickelnd ist. Sie heißt Poto oder Kinkaju, Cercoleptes. Das Gebiß ist marderartig, mit 5 Backenzähnen oben und unten. Der Kopf ist rundlich, fast katzenartig; der Körper schlank und lang; die Größe einer mittelmäßigen Hauskatze; der Schwanz lang und greifend; das Haar kurz, dick und etwas wollig; die Farbe graulich, gelb. Er besteigt mit Leichtigkeit Bäume, und kann daher leicht ihre Früchte pflücken. Er scheint mehr von Pflanzenstoffen als von thierischen zu leben, obschon seine Lebensart ganz nächtlich ist. Man kennt mit Gewißheit nur eine Art aus dem südlichen Amerika.

Der Potto ist leicht zu zähmen, ist sehr begierig nach Honig; zerstört sehr häufig wilde Bienennester; auch Vögel liebt er sehr. Er läßt sich gerne schmeicheln, und hat in seinem Betragen viel Aehnliches mit dem Makis, und bewohnt einsame gebirgichte Gegenden.

Die andere Gattung heißt Bärenmarder. Ictis.

Sie verbindet die Gestalt der Marder mit dem Sohlengang der Bären. Das Gebiß ist mehr marderartig als bärenartig; sie haben oben und unten 5 Backenzähne. Der Körper ist stark; der Schwanz stark und greifend; das Haar hart, lang und dicht; die Füße fünfzehig. Diese Thiere gränzen auf der einen Seite an die Waschbären, auf der andern an die Zibeththiere; auch das Gebiß hat von beiden etwas. Die scharfen zusammengedrückten Nägel scheinen zum Klettern sehr geschickt. Der Schwanz ist lang, dick, an der Spitze greifend, doch nicht nackt. Die Lebensart ist nächtlich. Es sind nur zwei Arten bekannt: Der weißstirnige Bärenmarder, grau, mit weißer Stirne; Schwanz, Seiten der Schnauze und lange Ohrenbüschel schwarz; Bauch grau. So groß wie eine starke Hauskatze; in Java. Eine zweite Art hat die Größe eines starken Hundes, und ist in Malacka zu Hause. Er ist ganz schwarz.

Eine folgende Abtheilung der Raubthiere begreift diejenigen, welche nicht auf der ganzen Sohle, sondern nur auf den Zehen gehen; daher heißen sie auch Zehengänger. Sie sind meist mehr fleischfressend als die Sohlengänger, und einige Gattungen genießen in der Freiheit fast gar nichts aus dem Pflanzenreich.

Wir beginnen mit Betrachtung der zahlreichen Gattung.

Marder oder Wiesel. Mustela.

Sie haben oben 4 oder 5, unten 5 oder 6 Backenzähne, welche alle bis an einen, nämlich den hintersten, schneidend sind, woraus sich schon ergibt, daß ihre vorzüglichste Nahrung Fleisch sey. Der Körper ist bei allen schlank, lang, fast gleich dick; beim Gehen gekrümmt; der Kopf nicht viel größer als der Hals, eiförmig, aber abgeplattet; die Kinnladen kurz; die Ohren kurz und abgerundet; die Zunge weich; die Beine kurz, die vordern von den hintern weit abstehend, daher der Gang ein beständiger Galopp ist. Der Schwanz mittelmäßig lang; der Pelz fein behaart; die Lebensart nächtlich; die Sinne scharf; die Nägel an den Füßen spitzig, zum Klettern geschickt. Es sind listige, blutdürstige, grausame Thiere, welche kleine Säugethiere und Vögel angreifen, und von ihrem Blute leben. Aus eigenen Drüsen unter dem Schwanze wird eine bald äußerst stinkende, bald nach Bisam riechende Feuchtigkeit abgesondert. Es finden sich Arten in allen Klimaten, die meisten aber in den kalten und gemäßigten Ländern. Sie liefern sehr feines und gesuchtes Pelzwerk, und machen einen Gegenstand bedeutenden Handels aus. In Europa und mitten in bevölkerten Gegenden, selbst in Dörfern und Städten wohnen das große und kleine Wiesel, der Hausmarder und der Iltis; in unsern Wäldern der Edelmarder.

Taf. 14. Der Iltis. Mustela putorius.

Die Schnauze kurz und abgestumpft; Mund und Ohren weiß; der Körper mit gelbem Wollhaar und schwarzen Stachelhaaren, daher braun; Schwanz schwarz. Länge des Körpers 17 Zoll, des Schwanzes 6 Zoll.

Der Iltis bewohnt, je nach der Jahreszeit, Städte und Dörfer, Wälder und Felder, Berge und Ebenen. Im Freien bewohnt er hohle Bäume, oder er scharrt sich Löcher unter Baumwurzeln, oder bezieht alte Fuchsbaue. In den Dörfern und Städten lebt er auf Heuböden, oder auf Ställen, in Scheunen, unter Holzhaufen, hinter Stangen, oder in Wasenhaufen. Im Sommer streift er umher, und steigt hoch ins Gebirge hinauf; im Winter aber zieht er sich nach den Städten und Dörfern.

Seine Nahrung besteht ganz aus thierischen Stoffen, da er nicht wie der Hausmarder allerlei Obst genießt. Er ist sehr gefräßig und blutdürstig, aber nicht so kühn wie der Marder. Im Freien trifft man ihn zuweilen am Tage an; in der Nachbarschaft der Menschen aber geht er nur des Nachts auf Raub aus, und schläft am Tage. Er schleicht sich unvermerkt in Hühner- und Taubenhäuser, macht aber wenig Geräusch, und thut in aller Stille oft mehr Schaden, als der Marder. Doch würgt er nicht alles, was in einem Stalle ist, wie der Marder, sondern ergreift das erste beste Huhn, beißt ihm das Genick ab, und trägt es in seine Schlupfwinkel. Kann er nur mit seiner Nase und Kopf zwischen der Ritze einer Thüre durchkommen, so zwingt er seinen ganzen Körper hindurch. Man erkennt den Iltis als Räuber, indem er den Hühnern und Tauben die Köpfe abbeißt, und ein Stück nach dem andern fortschleppt. Kann er das nicht, so behilft er sich mit den Köpfen. Götze erzählt einen Fall, wo ein Iltis sich unter einer Thüre durchdrängte die so anschloß, daß man kaum einen Finger dazwischen bringen konnte, und so zwölf Tauben aus einem Korbe heraus holte, daß man nicht hätte begreifen können, wo sie hingekommen seyen, wenn man nicht bei der Thürritze Blut und Federn bemerkt hätte; man fand dann auch ein Paar ohne Köpfe, welche so schmal gezogen waren, daß ihnen die Gedärme aus dem Leibe hingen. Honig genießt er ebenfalls sehr gerne, und plündert oft Bienenstöcke rein aus. Im Sommer frißt er Mäuse nur im Nothfall, im Winter aber macht er auf alles Jagd, auf Maulwürfe, Ratten, Wasser-, Feld- und Hausmäuse; auch Frösche, Schnecken, Heuschrecken und Käfer frißt er gerne. Im Frühjahr beschleicht er die auf der Erde brütenden Vögel, fängt sie, oder frißt ihre Eier und Jungen. Wo es Kaninchen hat, da ist er ihr vorzüglichster Feind, kriecht in ihre Höhlen, und würgt sie; ebenso greift er den Hamster an; er soll auch Fische zu fangen wissen, und besonders Forellen sehr lieben. Den Hühnern leert er die Eier aus, welche sie etwa verlegen; ohne sie zu zerbrechen, kann er sie aussaugen, indem er ein kleines fast unbemerkbares Loch darin macht.

Die Drüsen, welche neben dem After des Iltis liegen, sondern einen abscheulich riechenden Stoff ab, der sich dem Urin und Koth mittheilt, und am ganzen Thiere haftet. Der Iltis ist zwar sehr scheu, und flieht den Menschen, doch sieht man ihn öfters am Tage als den Marder, da er auf dem Felde zuweilen von Jagdhunden aufgestöbert wird; dann geht er auf Bäume, klettert aber nicht so geschickt wie der Marder. Auch an List und Intelligenz steht er dem Marder weit nach, und läßt sich viel leichter in Fallen fangen, als dieser.

Im Anfang Mai wirft das Weibchen 4 bis 5 Junge, am liebsten in einem Holz- oder Reisighaufen, oder auf einem Heuboden, welche nur etwa 3 Wochen gesäugt werden, obschon sie über 8 Tage blind bleiben. Sehr oft trägt es dieselben von einem Orte zum andern, wenn es Gefahr fürchtet, und raubt auch nicht in der Nähe des Nestes. Es sind Beispiele bekannt, wo ein Iltis über einem Hühnerstall Junge hatte, den Hühnern aber nicht das geringste zu leide that. Die Jungen lassen sich leicht zähmen, sind aber des Geruches wegen unerträglich, welchen sie verbreiten.

Ungeachtet der Iltis dem Hausgeflügel gefährlich ist, so leistet er durch Wegfangen von Mäusen, Ratten und Hamstern auch wieder unserer Oekonomie Nutzen. Unser Landmann behauptet, daß wenn Iltise auf Heuböden Junge hätten oder wohnten, die Kühe sehr gerne zu frühe kalberten; es wäre möglich, daß der Geruch, der sich auch dem Heu mittheilt, daran Schuld wäre. Sein Balg ist bedeutend schlechter, als der des Marders, und behält den übeln Geruch fast immer. Nach merkwürdigen Erfahrungen soll der Iltis gerne Vipern fressen, und ihr Biß ihm nichts schaden.

In den Gegenden, wo es wilde Kaninchen gibt, welche durch ihr Graben oft großen Schaden thun, hält man ein dem Iltis nahe verwandtes Thier, das Frett, Mustela furo, gezähmt. Dieses Thier soll eigentlich aus Afrika kommen, sieht dem Iltis sehr ähnlich, nur ist seine Farbe weißgelb. Es pflanzt sich in der Gefangenschaft fort. Da die Kaninchen in Höhlen wohnen, so spannt man vor ihre Löcher ein Sacknetz, und läßt dann das Frett mit verbundenem Mund, damit es die Kaninchen nicht fressen könne, in die Höhle; die Kaninchen fürchten sich vor ihm, und stürzen sich in die Netze. Verbindet man dem Frett den Mund nicht, so tödtet es ein Kaninchen, saugt ihm das Blut aus, und bleibt in der Höhle schlafen. Man nennt diese Jagd Frettiren.

Taf. 14. Der Hausmarder. Mustela foina.

Dieses Thier, welches mitten unter uns wohnt, und doch nur selten am Tage gesehen wird, ist viel schlanker als der Iltis, und sein Schwanz länger. Der Kopf ist fast dreieckig, von oben nach unten platt; die Schnauze sehr spitzig; die Ohren kurz und abgerundet; der Körper lang, gleichdick und schlank; die Beine kurz, und weit von einander abstehend; der Schwanz lang und buschig; die Farbe rothbräunlich; die Kehle und der Unterhals rein weiß. Die gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 1′ 8″, des Schwanzes 10″; die Höhe 8′.

Der Hausmarder bewohnt alte Thürme, Kirchen, unbewohnte Gebäude, Heuböden, Scheunen, Zeughäuser, Steinbrüche, Höhlen, aber nie weit von Dörfern und Städten, ja meist mitten darin, so sehr er

auch die Menschen am Tage scheut. Aeußerst selten, und nur wenn man ihn in seinem Schlupfwinkel überfällt und stört, wird man ihn am Tage sehen. Des Nachts dagegen, beim Mondenschein, sieht man die Hausmarder häufig, wenn es stille geworden ist, über die Dächer, Mauern und Gibel der Häuser weglaufen, und oft auch auf den Dachfirsten sich zanken und beißen. Den ganzen Tag durch schlafen sie, sobald aber die Nacht eintritt, werden sie munter, und ziehen nach Beute umher.

Diese besteht in Hühnern, Enten, Gänsen, Tauben und andern Vögeln und ihren Eiern; aber auch aus Kaninchen, Mäusen, Ratten, Fröschen; Obst liebt er sehr, namentlich Aprikosen, Pflaumen, Kirschen und Trauben. Er liebt mehr das Blut der Thiere als ihr Fleisch, und tödtet daher, wenn er in einen Stall kommt, alles, was Leben hat, beißt den Thieren den Kopf ab, saugt das Blut aus, frißt das Hirn, und läßt das übrige liegen; nur das eine oder andere Stück schleppt er mit sich in seine Wohnung. Sein dünner Kopf, sein schlanker Körper macht ihn noch geeigneter als den Iltis, durch die kleinsten Löcher durchzuschlüpfen, denn wo der Kopf durchkommt, muß auch der Körper folgen.

Der Marder ist ein munteres, listiges und schnelles Thier. Sein Gang ist, der weit von einander stehender Schenkel wegen, ein Gallopp mit gekrümmtem Rücken. Er klettert mit der Schnelligkeit eines Eichhorns auf Bäume, über die dünnsten Stangen und über die steilsten Dächer, macht weite Sprünge von einem Ort zum andern, und fällt er auch von einem Dache herunter, so schadet es ihm gewöhnlich nichts, er schüttelt sich, und läuft wieder davon. Er lebt übrigens außer der Paarzeit einsam, und streitet immer mit seinesgleichen. Kommen auf einer Dachfirste zwei zusammen, so weicht keiner gutwillig; sie beißen sich unter furchtbarem Gekreische, bis der eine der Gewalt weichen muß. Diese Stimme, die man oft zur Begattungszeit hört, hat etwas äußerst widriges; es ist ein lautes, doch heiseres Gekreische, welches einem in den Ohren wehe thut. Vor Hunden flüchtet er sich im Freien auf Bäume, und verhungert lieber, als daß er herunterginge, bis sein Feind sich entfernt hat. Er hat meist zwei Wanderperioden, wenn er des Nachts auf Raub ausgeht, von 9 bis 10 und von 1 bis 4 Uhr. Bei starken Gewittern schreien sie auch des Nachts, und laufen herum. Er ist überhaupt ein bissiges, böses und ungesellschaftliches Thier. Jemand richtete einst für die Marder Drathschlingen, welche da befestigt wurden, wo ihr gewöhnlicher Durchgang war. Zufällig fingen sich zwei Marder auf einmal, so daß beide an den Beinen hängen blieben, aber so nahe beisammen, daß sie sich berühren konnten. Nun glaubte ein jeder der andere halte ihn fest, und so bissen sie sich gegenseitig einander in Stücken; beide fand man am Morgen todt, und ganz zerrissen. Alte Marder lassen sich nie zähmen, und bleiben immer wild und bissig, aber ganz jung eingefangen werden sie so zahm, daß man sie frei laufen lassen kann, daß sie ihren Fütterer an Sprache und am Fußtritt erkennen, ihm entgegen eilen, an ihn springen, und ihn lecken, auch sehr gerne mit ihm spielen, seinem Rufe wie ein Hund folgen, und überhaupt viel Vergnügen machen; aber nur durch Güte lassen sie sich so behandeln; schlägt man sie, so werden sie böse, und bleiben dann immer falsch. Mit Hunden mögen sie sehr gerne spielen, aber Katzen leiden sie nicht gut. Alles dieses gilt indeß noch mehr vom Edelmarder als vom Hausmarder, welcher, da er mehr Tagthier ist, auch am Tage munterer ist, als der Hausmarder, und nicht so gerne in alle Löcher kriecht. Es sind Beispiele bekannt, wo Edelmarder wahre Hausthiere wurden, und das Hausgeflügel gar nicht angriffen. Solche zahme Marder nehmen mit Allem vorlieb, was vom Tische kommt, wie Hunde; doch thut man wohl, ihnen kein rohes Fleisch zu geben, um ihre Mordlust nicht zu reizen. Auch müssen sie noch blind aus dem Neste genommen, und künstlich gefüttert werden.

Das Weibchen trägt neun Wochen, und wirft im April oder Anfangs Mai 3 bis 4 Junge, zuweilen älter auch wohl 5 bis 7. Diese bleiben 14 Tage lang blind. Das Nest wird auf einem Heuboden, oder an einem ähnlichen Orte angelegt, aus weichen, warmen Materialien, welche vor dem Winter zusammen geschleppt werden.

Der Marder ist sehr weit, selbst in den gemäßigten Theilen Asiens, Amerikas und Europas verbreitet, geht aber nicht bis zum Polarkreise.

Als listiges Thier ist er sehr schwer zu fangen, und nur sehr selten bekommt man ihn in den sogenannten Marderfallen; man fängt darin mehr Iltise und Katzen, statt Marder. Man muß die Falle mit Handschuhen richten, damit er die Menschen nicht riecht, sonst geht er nicht hinein. Am besten ist es ihn zu vergiften, so daß andern Thieren nichts leides geschehen kann; dieß geschieht, indem man in ein Hühner- oder Entenei eine ganz kleine Oeffnung macht, und etwas Arsenik hinein bringt, dann die Oeffnung wieder verklebt. Diese Eier legt man an die Orte, wo sie sich aufhalten. Sie fressen diese Eier, und sterben daran; nur muß man die Vorsicht brauchen, die Nachbaren und Hausgenossen zu warnen, daß sie keine solche Eier aufnehmen sollen, und die übrig bleibenden jeden wieder wegnehmen, den Tag durch verwahren, und bloß am Abend wieder hinlegen.

Ein guter Winterpelz des Hausmarders hat immer einigen Werth, und ersetzt etwas den Schaden, den das Thier etwa anrichtet, den man aber wenigstens beim Geflügel vorbiegen kann, weniger in den Gärten, wo er Obst genießt. Sein Koth riecht bekanntlich angenehm nach schwachem Bisam, wogegen er beim Iltis furchtbar stinkt.

Ebenfalls in unsern Häusern und Gärten leben das große und kleine Wiesel, Mustela erminea et vulgaris. Das erste wird auch Hermelin genannt, wenn es im Winter weiß wird, und findet sich auch hoch im Norden, wo es einen vortrefflichen Pelz bekommt. Es wird regelmäßig jeden Winter weiß, behält aber seine schwarze Schwanzspitze. Das kleine Wiesel bleibt immer roströthlich oder zimmetfarb. Diese beiden Thiere sind ungemein schnell, munter und listig; ernähren sich von Mäusen, Ratten, Maulwürfen, Vögeln und ihren Eiern, und greifen oft Thiere an, welche viel größer, als sie selbst sind. So greift das kleine Wiesel die viel größere Wanderratte muthig an, und überwindet sie. Sie klettern eben so geschickt, wie die Marder; sie lassen sich leicht zähmen, und sind allerliebste Thiere, welche sich nicht satt spielen können. Im Sommer zieht das große Wiesel oft weit umher, und findet sich selbst auf den Gletschern. Bei uns hat der Pelz keinen Werth.

Mit dem Hausmarder ist der Tannenmarder, Mustela foina, nicht zu verwechseln; er unterscheidet sich durch die dottergelbe Kehle, ist etwas dünkler und größer; lebt nie in Städten und Dörfern, sondern in einsamen Wäldern, wohnt auf Bäumen, in wilden Tauben- oder Eichhornnestern, deren Bewohner er vertrieben oder aufgefressen hat; auch in hohlen Eichen, Buchen, in Felsenlöchern, bald da, bald dort. Seine Nahrung besteht in Eichhörnchen, Mäusen, Vögeln und ihren Eiern. Er soll selbst den Auerhahn angreifen. Aus dem Pflanzenreich genießt er nur Beeren. Die Eichhörnchen verfolgt er wie im Fluge von einem Baume zum andern, bis er sie ermüdet. Man sieht ihn oft am Tage. Im übrigen gleicht er in seinen Gewohnheiten dem Hausmarder. Sein Balg ist theurer.

Ihm sehr ähnlich, aber kleiner, ist der Zobel, Mustela zibelina, welcher in den kalten Gegenden Sibiriens und Nordwestamerikas in Wäldern lebt; eine ganz ähnliche Lebensart führt. Sein Pelz ist sehr kostbar, daher er gar stark verfolgt wird, und selten geworden ist. Die Zobelpelze müssen der russischen Regierung eingeliefert werden, und einige sibirische Nationen bezahlen ihre Abgaben in Zobelpelzen. Neben ihm lebt in Sibirien noch eine goldgelbe Iltisart, der sibirische Iltis, Mustela sibirica, und in Polen ein braun und weiß gefleckter, den man Tigeriltis, Mustela sarmatica nennt; beide werden als Pelzwerk geschätzt; die Bälge des zweiten kommen unter dem Namen Pernaska bei den Kürschnern vor. Auch der Nörz, Must. lutreola, aus dem nördlichen Europa, gibt ein schönes Pelzwerk. Amerika hat den Canadischen Marder, Must. canadensis, der doppelt so groß, als unser Marder ist, und ein sehr schönes Pelzwerk liefert.

Die Wieselarten aus wärmern Ländern sind in Bau- und Lebensart den unsrigen ähnlich, aber als Pelzwerk nicht geschätzt; dahin gehört das nacktfüßige Wiesel, Must. nudipes, und das javanische, Must. javanica; beide in Java, das brasilische, Must. brasiliensis, das afrikanische, Must. africana.

Fischotter. Lutra.

Das Gebiß und der Bau ist sehr dem Wiesel ähnlich. Backenzähne sind 5 und 5 oben und unten, oder oben 5, unten 6. Der Kopf breit, platt und rundlich, mit abgestumpfter Schnauze; die Beine kurz, aber stark, die Füße fünfzehig, mit gebogenen Nägeln, und die Zehen mit einer Schwimmhaut verwachsen; der Körper gleich dick, aber nicht so schlank, wie bei den Wieseln; der Schwanz weniger lang als der Körper; die Ohren abgerundet; die Haut dick; der Pelz aber dicht, wollig, sehr weich und fein. Am After kleine Drüsen, welche einen stinkenden Saft absöndern.

Die Otter sind durchaus fleischfressend, und leben fast nur von Fischen; es sind Wasserthiere, welche schlecht laufen, aber vortrefflich tauchen und schwimmen. Die Arten sind über alle Welttheile an Flüssen, Seen und Meeren verbreitet; geben ein vortreffliches Pelzwerk, und gleichen sich unter einander.

Der gemeine Fischotter.
Lutra vulgaris.

Röthlich, braungrau, allenthalben gleich, nur etwas heller, und mehr grau am Bauche. Das Haar kurz, aber glänzend, und dicht stehend; die Haut sehr dick; die Haare kurz; der Körper lang, gleich dick; der Schwanz mittelmäßig, rund, behaart; die Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden, welche an den Hinterfüßen größer ist, als an den Vorderfüßen. Die Augen sind schwarz und stark gewölbt. Die Länge eines Otters ist ohne den Schwanz 2′ 1″, des Schwanzes 1′ 1¼″.

Der Otter ist über ganz Europa und das nördliche Asien verbreitet, auch der nordamerikanische ist wenig verschieden. Er lebt an den Ufern der Seen, Flüsse, großen Teiche und Meere, welche er niemals verläßt. Zwischen Baumwurzeln, in vom Wasser ausgespülten Höhlen, und sogar oft in den Wuhrungen der Mühlen schlägt er seine Wohnung auf, oder wählt auch dazu verlassene Dachs- und Fuchsbaue, wenn sie auch mehrere hundert Schritte vom Wasser entfernt sind, da er nicht gerne selbst gräbt. Sein Lager belegt er mit dürrem Grase. Er ist ein nächtliches Thier, der am Tage nur höchst selten, und nur an ganz einsamen und stillen Orten zum Vorschein kommt. Außer dem Lager lebt er fast immer im Wasser, worin er vortrefflich taucht und schwimmt; dennoch kann er nicht lange unter Wasser aushalten, und muß bald wieder Luft schöpfen, wozu er aber nur die Nase außer das Wasser hält, so daß man vom übrigen Körper gar nichts sieht. Daher ertrinkt er zuweilen, wenn er nach Fischen, welche sich in Reusen gefangen haben, geht, da er den Rückweg nicht zur rechten Zeit wieder finden kann. Sein Haar wird, so lange er lebt, nie naß, da es immer fettig ist. Er ist menschenscheu, und äußerst vorsichtig, obschon er sich oft einige Zeit vor seiner Wohnung aufhält. Laufen kann er nicht schnell, so daß ein Mensch ihn leicht einholen kann. Verfolgt rettet er sich in seine Höhle oder ins Wasser, und sucht sich durch Schwimmen und Tauchen zu retten. Greifen ihn Hunde auf dem Lande an, so wehrt er sich verzweifelt mit seinen Zähnen.

Jung eingefangen wird der Otter sehr zahm, so daß er seinen Herrn kennt, und ihm wie ein Hund nachläuft, auch im Hause frei herum geht. Häufig wird er an einigen Orten zum Fischfang abgerichtet, und soll sogar die Fische in die Küche bringen. In Schweden wird er hierzu abgerichtet. Häufiger geschieht dieß in Asien. In Sumatra sieht man viele Fischotter nahe bei den Häusern, am Wasser, an Riemen angebunden, wie Hunde. Diese Otter werden für die Fischerei gebraucht.

Die Nahrung der Fischotter besteht fast einzig in Fischen, welche sie mit großer Behendigkeit fangen. Sie fischen in Flüssen und Bächen stromaufwärts, und treiben die Fische in Löcher zusammen, wo sie ihnen dann zur Beute werden. An stillen Orten schwimmen sie oft auf der Oberfläche der Gewässer, und lauern auf die Fische in der Tiefe, nach welchen sie dann sehr schnell untertauchen. Die kleinen Fische verzehren sie schwimmend, mit aus dem Wasser gestrecktem Kopfe; die großen tragen sie ans Ufer oder auf einen, aus dem Wasser hervorragenden Stein, und lassen Kopf und Gräten liegen. Im Winter gehen sie durch Eislöcher ins Wasser, und wissen sie sehr gut wieder zu finden. Sie fressen auch Krebse und Frösche. Um erstere zu bekommen, kehren sie die Steine im Wasser um. Ein Paar Fischotter sind im Stande einen Teich oder Bach sehr bald zu leeren. So schlechte Gänger sie sind, so machen sie doch zuweilen nicht unbedeutende Wanderungen von einem Fluß oder Bach zum andern.

Die Fortpflanzungszeit fällt in den Februar. Die Mutter trägt 9 Wochen, und wirft Anfangs Mai 2 bis 4 Junge am Ufer eines Baches oder Flusses unter Baumwurzeln, oder in einem Fuchs- oder Dachsbaue.

Die Jungen sind 9 Tage blind, und gehen erst nach einigen Monaten auf den Fischfang aus. Junge sind in der Gefangenschaft schwer durchzubringen, anfangs gibt man ihnen Milch und Brod, dann Fische; sie gewöhnen sich aber leicht an andere, selbst vegetabilische Kost. Die Stimme des Otters, besonders zur Fortpflanzungszeit, ist ein lautes Pfeifen, wie das Pfeifen eines Menschen; oft hört man ihr Pfeifen ganz nahe, ohne sie zu sehen, da sie bloß die Nase aus dem Wasser strecken.

Ihr kostbarer Balg ist das ganze Jahr durch gut, und gilt gewöhnlich 8 bis 10 Gulden, daher wird ihnen sehr nachgestellt. Man lauert ihnen an stillen Orten auf, oder fährtet sie im Winter auf dem Schnee aus, oder schießt sie an den Eislöchern. Die Haut ist aber sehr dick, und bedarf eines starken Schusses mit grobem Schroot. Nach der Naturgeschichte der Karthenserm̈önche ist der Otter ein Fisch, weil er ins Wasser geht; sie dürfen sein Fleisch essen. Es ist thranig, zähe und unschmackhaft, wird aber doch theuer bezahlt. Der Gewinn durch Erlegung eines Otters ist daher sehr bedeutend. Der Handel mit Otterfellen trägt den Nordamerikanern viel ein. Man findet sie in Nord- und Südamerika an den großen Strömen in Menge. In der Staatsrechnung von Buenos Aires von 1836 wird angegeben, es seien eine Million und fünf mal hunderttausend Dollars für Otterfelle erlöst worden. Eine fast unglaubliche Summe. Allein es sind dieß nicht Fischotter sondern Quyas, ein großes, mehr Biber als Otter ähnliches Nagethier, von der Größe eines Fischotters, welches einen sehr feinen und gesuchten Pelz hat. Der nordamerikanische Otter ist viel dünkler als der europäische, und oft fast schwarz. Auch beim Otter söndern die Drüsen am After eine sehr stinkende Materie ab, welche aber durch Aufbewahren einen angenehmen Bisamgeruch annimmt.

Es gibt noch eigene Arten Fischotter in Canada, in Gujana, in Südkarolina, in Brasilien, in Trinidad, in Java, in Indien, in Südamerika und in Afrika.

Lange hat man das folgende Thier mit zur Gattung des Fischotter gezählt, allein es unterscheidet sich bedeutend davon, und nähert sich sehr den Seehunden, zu denen es einen wahren Uebergang macht, da auch der Zahnbau wie bei diesen ist. Es ist die Gattung

Meerotter. Enydris.

Bau des Otters, aber die Beine noch kürzer, der Kopf breiter, und der Zahnbau verschieden. Da man nur eine Art dieser Gattung kennt, so wollen wir diese näher beschreiben, da sie ihres kostbaren Pelzes wegen so sehr geschätzt und berühmt ist, daß selbst ihrentwegen sehr kostbare Entdeckungsreisen gemacht wurden, und namentlich die russische Niederlassung in Nordwestamerika um ihres Fangs willen vorzüglich angelegt wurde.

Taf. 15. Meerotter.
Enydris marina.

Ein lang bekanntes, und doch nie genau beschriebenes und abgebildetes Thier von einer merkwürdigen Mittelbildung zwischen Otter und Seehund und von einer gewissen Wichtigkeit für den Welthandel.

Füße fünfzehig, die vordern mit sehr kurzen, schwieligen, verwachsenen Zehen, die hintern mit gestreckten Zehen, welche durch eine behaarte Schwimmhaut bis an die Spitze verbunden, und mit zusammengedrückten, sichelförmigen, spitzen, halb aufrecht stehenden Krallen bewaffnet sind. Ohren niedrig am Kopf abwärts stehend, tutenförmig eingerollt, mit abgestumpftem Zipfel, dicht behaart. Schwanz kürzer als der vierte Theil der Leibeslänge, ziemlich dick, mehr breit als rund, und mit stärkerer Seitenbehaarung; Beine sehr kurz, besonders die vordern, an welchen auch die Zehen völlig verwachsen sind, und ihre Theilung nur durch die Nägel bemerkt wird. Das Gebiß zeigt beim ganz jungen Thiere oben und unten 6 Vorderzähne, beim alten unten nur 4 Vorderzähne, oben 4, unten 5 Backenzähne, wie beim Fischotter, aber die Eckzähne sind nicht viel länger als die Vorderzähne und kegelförmig, und die Backenzähne sind breit und stumpfhöckerig. Der ganze Körper ist mit überaus feinen, dichten, seidenartigen Wollhaaren bewachsen, deren fast überall gleiche Länge und Elasticität die Güte dieses Pelzwerkes ausmacht; von der Haut wird nirgends auch nur ein Pünktchen sichtbar. Zwischen diesem Wollhaar bricht überall in gleicher Vertheilung und Länge ein feines Borstenhaar hervor, welches mit seinen Spitzen jenes um eine Linie überragt, und dem Pelz jene schöne glänzend braune Farbe gibt, wegen welcher er gepriesen wird. Im Alter bekommen sie weiße Spitzen, und der Pelz wird wie bereift.

Die Länge eines ganz erwachsenen Otters geht bis auf 4 Fuß und darüber. Der Schwanz ist viel kürzer als am Fischotter.

Aufenthalt. Die Küsten von Kamtschatka und die nördlichen Kurilischen Inseln, Nordwestamerika bis Californien. Noch zu Stellers Zeiten waren die Seeotter an den Küsten von Kamtschatka und den Ku-

rilen so gemein, daß von ihm und seinen Begleitern allein an die 800 erlegt wurden, nur an der Berringsinsel. Damals zahlte man die besten Bälge mit 70 bis 80 Rubel, den Schwanz allein mit 2 Rubel. Nachher kamen sie bis auf 100 Rubel, und als der Handel auf die Entdeckungen von Cork in den nördlichen großen Ocean eingedrungen war, galt ein Seeotterfell 100 spanische Piaster. Im Jahr 1816 — 17 etwa 40. Die kalifornischen Felle stehen den nordischen nach. Der Unterschied ist aber unbedeutend.

Im Winter lebt dieser Otter bald am Rande des Eises, bald am Ufer; im Sommer besucht er die Flüsse, und steigt nicht selten bis in die Seen. Man findet sie fast immer Paarweise beisammen, und beide Gatten sind einander treu und zärtlich ergeben, und trennen sich zu Wasser und Land nicht. Sie laufen geschwind, und schwimmen bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, bald sogar auf dem Rücken, tauchen oft, aber nicht lange. Sie schlafen am Lande. Ihr Gesicht ist schlecht, Geruch und Gehör aber gut; ihr Geschrei gleicht dem Weinen kleiner Kinder. Sie setzen sich nicht zur Wehre, und suchen sich bloß durch die Flucht zu retten. Sind sie dem ersten Angriff entkommen, so sehen sie sich in einiger Entfernung um, um die Gefahr zu ermessen; in welcher sie sich befinden.

Sie werfen nur 1 bis 2 Junge, welche so lange bei der Mutter bleiben, bis sie sich selbst fortpflanzen. Die Mütter tragen sie in Gefahr im Munde mitfort, wenn sie noch jung sind.

Man tödtet sie mit Keulen und Spießen, wenn sie auf den Klippen schlafen oder schwimmen, indem man sie ermüdet. Auch mit Hunden werden sie aufgespürt. Sie sind aber jetzt selten geworden.

Stinkthier. Mephitis.

Marderartige Thiere, mit einem langen, sehr langbehaarten und buschigem Schwanz. Der Kopf ist kurz; die Nase wenig vorstehend, daher die Schnauze stumpf; die Zunge glatt; die Füße mit fünf Zehen; Sohle behaart; Klauen der Vorderfüße gebogen, zum Graben geschickt. Die Haare am Körper, besonders am hintern Theil, lang. Alle Arten sind weiß und schwarz.

Sie haben oben 4, unten 5 Backenzähne; die obern Höckerzähne sind sehr groß, eben so lang, als breit, die untern mit 2 Höckern an der innern Seite.

Den Namen haben sie daher erhalten, daß ihre Afterdrüsen einen äußerst stinkenden, man kann sagen fast erstickenden Saft absöndern. Diese stinkende Materie ist ölartig, und ein eigener Muskel soll durch seine Zusammenziehung eine Fortspritzung desselben möglich machen. Die Schriftsteller, welche über diese Thiere sprachen, können nicht lebhaft genug die Eindringlichkeit und Unausstehlichkeit dieses Geruches schildern. Der Pater Feuille und Azara schreiben ihn dem Urin des Thieres zu, mit welchem es den Schwanz beschmutzt, und so den abscheulichen Gestank verbreite. Azara selbst aber sagt, die Materie werde in Drüsen abgesöndert, und mische sich nur dem Urin bei, den das Thier auf 4 bis 5 Fuß weit spritzen, und damit den Gegenstand, den es beschmutzen wolle, treffen könne. Komme davon etwas auf ein Kleidungsstück, so könne man es nicht mehr reinigen, und das ganze Haus werde davon durchdrungen. Ein Hund, den ein Stinkthier bespritzt hatte, verpestete nach 8 Tagen, nachdem er gewaschen, und mit Sand gerieben worden, noch die ganze Hütte, und Penannt erzählt, der Professer Kalm sei vor Gestank fast umgekommen, indem nämlich ein Stinkthier zufällig in das Haus kam, in welchem er wohnte; eine Dienstmagd erschlug es, wurde aber von dem Geruch so angegriffen, daß sie mehrere Tage krank blieb, und die Speisen, welche in dem Zimmer sich befanden, worin das Thier getödtet worden war, mußten weggeworfen werden. Mag auch einige Uebertreibung bei diesen Erzählungen statt haben, gewiß ist es, daß der Gestank unausstehlich ist, und noch sehr lange an einem Balge des Thiers haftet; allein es vergeht nach einigen Jahren fast ganz. Man sagt indeß, es gebe diesen Gestank nur von sich, wenn es gereitzt werde, oder in Angst gerathe, daher könne man es zähmen, wo es dann nicht eben stark riecht. Es werde sehr zahm, und lasse sich leicht behandeln. Die eingebornen Amerikaner machen aus der Haut Tobacksbeutel, welche sehr dauerhaft sind, auch dient sie zu Verbrämungen.

Sie halten sich in Wäldern auf, nähern sich aber auch wohl den Wohnungen, nähren sich, wie unsere Marder, von Vögeln, Eiern, Insekten, sollen auch Reptilien fressen, und genießen auch Obst. Sie klettern leicht, laufen aber nicht sehr schnell, graben sich Höhlen, und leben darin. Die Ureinwohner von Nordamerika sollen sie auch wohl essen, und das Fleisch selbst keinen unangenehmen Geruch haben.

Alle bekannten Arten sind verschieden, weiß und schwarz gestreift, und leben, eine einzige Art ausgenommen, in Amerika. Lichtenstein hat die Arten auseinander gesetzt und abgebildet.

Wir geben die Abbildung einer Art aus Mexiko.

Taf. 15. Das langschwänzige Stinkthier. Mephitis macroura.

Größe eines Marders; der Körperbau gestreckt; der Schwanz sehr lang; die Schnauze wenig vorragend; das Haar lang, glänzend, schwarz; ein schmaler Streif über den Nasenrücken und die Stirn, ein breiterer, welcher geradlinig abgeschnitten im Nacken anfängt, und sich in gleicher Breite, doch nach hinten mit schwarzem Haar gemischt, über den Rücken und die Oberseite des Schwanzes fortsetzt. Desgleichen ein schmaler Streif von der Schulter bis zum Knie, und ein anderer am Unterhals hinab, rein weiß. Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1′ 2″, des Schwanzes mit dem Haar 1′ 5″.

Vaterland Mexiko.

Die andern Arten sind: das weißrückige Stinkthier, M. leuconota; es hat die Größe eines Fuchses, ist die größte Art, und lebt am Fluße Alvarado. Das Halbweiße, M. mesoleuca; in Mexiko. Das Pensylvanische, M. Chinga; Nordamerika. Das Halbschwarze, M. mesomelas; Louisiana. Das Gestreifte, M. vittata; Mexiko. Das Verpestende, M. suffocans; Paraguai, und endlich die Zorilla, M. Zorilla; am Cap.

Der Hund. Canis.

Die 6 Vorderzähne stehen in einer Reihe, und sind bei jungen Thieren dreilappig. Die Eckzähne konisch, spitzig; Backenzähne stehen oben 6, unten 7 auf jeder Seite; die drei ersten sind einspitzig und schneidend; der Reißzahn hat 2 Spitzen, und hinter ihm stehen 2 Höckerzähne; unten sind 4 einspitzige Backenzähne. Die Nase ist vorstehend und abgerundet; die Zunge weich und glatt; die Vorderfüße fünfzehig, die hintern vierzehig, mit langen, stumpfen, nicht zurückziehbaren Zehen versehen; der Schwanz mittelmäßig lang.

Die Gattung ist zahlreich an Arten, und über die ganze Erde zerstreut, selbst Neuholland nicht ausgenommen. Es sind starke, gewandte, listige Raubthiere, deren feinster Sinn der Geruch ist. Sie laufen schnell, und erjagen ihre Beute, welche aus kleinern und größern Säugethieren besteht. Einige fressen auch Vögel. Mehrere Arten leben gesellig, und gehen in Truppen auf die Jagd. Aus dem Pflanzenreich fressen die meisten Arten in der Freiheit gar nichts, andere lieben verschiedene Früchte. Die großen Arten genießen neben dem Fleisch auch Knochen, und können selbst dem Menschen gefährlich werden. Fast alle Arten lassen sich leicht zahm machen, wenn man sie jung einfängt, einige verlieren aber ihre Wildheit niemals ganz. Mehrere graben sich Höhlen, und wohnen unterirdisch. Es sind meist nächtliche Thiere; viele geben einen sehr widrigen Geruch von sich. Ihre Stimme ist ein Bellen oder Heulen. Sie vermehren sich stark, und werfen 3 bis 5 Junge, welche sie zärtlich lieben und vertheidigen.

Die bekanntesten sind der Haushund, der Wolf, der Fuchs, der Jakal und der Eisfuchs, welche alle in Europa vorkommen.

Der Haushund. Canis domesticus.

Der Charakter des Hundes ist der in die Höhe gebogene nach vorn gerichtete Schwanz. Ein Kennzeichen, welches alle Hunde haben, sie mögen zu einer Rasse gehören, zu welcher sie wollen. Wohl gibt es Hunde mit Stumpfschwänzen oder gar ohne Schwanz, aber dieses sind zufällige Abweichungen und erbliche Monstrositäten durch die Hausgenossenschaft hervorgebracht.

Bei keinem Thier ist es schwerer zu bestimmen, welches die Urrasse war, welche zuerst gezähmt wurde, wo diese lebte, und wie sie aussah. Daß der Hund eines von den Thieren war, welches vielleicht am frühesten die Herrschaft des Menschen anerkannte, sich am frühesten zu ihm ge-

fellte, scheint ausgemacht. Die Urrasse, oder die Urrassen haben sich aber so gänzlich verändert, daß vielleicht kein einziger Hund ihr ähnlich sieht. Kein Thier hat die Eigenschaft in so hohem Grade erhalten, alle Klimate aushalten zu können, als der Hund. Die Gestalt, die Behaarung, die Größe der Hunde aber scheint ihrer Lebensart sich gleichsam anzupassen. Der nordische Hund ist durch seinen dichten Pelz für die Kälte ganz unempfindlich; der nackte türkische Hund zittert schon bei gewöhnlicher Lufttemperatur im Herbst vor Frost. Der Dachshund ist durch seine krummen Beine nnd seine niedrige Gestalt dazu geschaffen, in Höhlen zu kriechen; der Windhund ist dagegen zum schnellsten Laufe eingerichtet; er übertrifft an Schnelligkeit den Wind; die starke Dogge, der Fleischerhund, der Schäferhund, der Bluthund sind durch ihre starken Muskeln im Stande die furchtbarsten wilden Thiere im Zaume zu halten, und sind selbst dem Menschen überlegen; aber der Pudel, der Wachtelhund, der Spitz übertreffen die andern Arten an Intelligenz, die Dogge und der Mops an Dummheit. Der Jagdhund, der Wachtelhund, der Pudel haben den feinsten Geruch. Schwächlich, träge, schnell alternd, von schwachen Sinnen und wenig Intelligenz, aber gutmüthig, sind die eigentlichen Stubenhunde, Bologneser, Löwenhündchen und andere unbestimmbare kleine Rassen. Welch ein Unterschied zwischen dem kleinsten Hund und der größten Rasse, wer sollte dieselbe Art in beiden Thieren erkennen, und doch so groß oder klein, behaart oder nackt, braun oder schwarz, mit hängenden oder spitzigen Ohren der Hund auch erscheinen mag, Jedermann wird in ihm den Hund, und kein anderes Thier erkennen.

So verschieden die Gestalt, so verschieden ist auch der Charakter der Hunde; es gibt sehr lebhafte Arten und sehr träge, sehr treue Hunde, und solche, welche ihren Herrn leichtsinnig verlassen, gutmüthige und bösartige, kurz wieder so viele Unterschiede als Varietäten sind.

Wenn aber der Hund dem Menschen, das leisten sollte, was er ihm wirklich leistet, so mußte es so seyn. Man kann freilich fragen, ob die Natur denn den Hund um des Menschen willen geschaffen habe? Das können wir eben nicht bestimmen, aber das wissen wir, daß es ein Thier ist, welches dem Menschen ungemein nützlich ist, ein Thier, welches der Mensch nach seinen Bedürfnissen gleichsam gemodelt und geschaffen hat, denn durch Zulassung der Begattung unter gewissen Rassen hat der Mensch sich nützliche Rassen gebildet, wie dieses auch bei andern Hausthieren der Fall ist, welche der Mensch selbst im Punkt der Fortpflanzung seinem Willen unterworfen hat. Er macht Bastarde entstehen,, welche die guten Eigenschaften beider Eltern in sich vereinigen wie das Maulthier.

Der Hund ist eines von den wenigen Säugethieren, welche bei ganz vegetabilischer Kost eben so gut leben können, als bei ganz animalischer, obschon im verwilderten Zustand der Hund ein gewaltiges Raubthier ist. Fleisch liebt er vor allem, aber er ist kein Kostverächter, und kann eben sowohl lange hungern, als viel zu sich nehmen. Er gewöhnt sich bald an die Kost seines Herrn, so wie an seine Gewohnheiten. Die Hunde auf den Südseeinseln bekamen nur Pflanzenkost, wobei sie sehr fett wurden, und als einen vortrefflichen Braten galten. Die Hunde der meisten Nationen leben vom Tische ihrer Herren; die Hunde der Eskimohs aber müssen sich im Sommer ihre Nahrung selbst suchen, welche dann aus Schalthieren und Fischen besteht, die das Meer auswirft, oder aus erjagten Hasen, Mäusen und dergleichen. Die Hunde der Kolonisten in Afrika gehen oft für sich und allein auf die Jagd, erlegen wohl Antilopen und anderes Wild, allein sie sind so abgerichtet, daß sie es nicht fressen, sondern da sie fast immer gemeinschaftlich jagen, so bleiben die einen beim erlegten Wilde zurück, die andern laufen nach dem Hause, und zeigen ihrem Herrn an, daß sie Beute gemacht haben. Dieser folgt ihnen, nimmt das Fleisch für sich, und gibt den Hunden die Eingeweide, welche sich damit begnügen. Auch unsere Jagdhunde folgen zuweilen ihrem natürlichen Triebe, und jagen ein Häschen für sich, was aber ihren Herren nicht recht ist, welche ein unumschränktes Recht auf das ganze Hasengeschlecht zu haben glauben, und alle Thiere als Feinde ansehen, welche es wagen, einen Eingriff in dieses vermeinte Recht zu machen. Nicht bloß frisches Fleisch liebt der Hund, sondern er geht auch aufs Aas, und frißt, wie der Wolf, ohne Schaden selbst faules Fleisch. Mit ihren harten Zähnen zerbeißen die Doggen und andere großen Hunde die Knochen, und verdauen sie leicht; ihr Magensaft löst sie leicht auf. Man glaubt, daß die Hunde deßwegen so gerne Gras fressen, um die Knochensplitter einzuhüllen, und unschädlich abgehen zu machen; allein alle Hunde fressen Gras, wenn sie auch keine Knochen fressen. Sehr selten fressen Hunde zahmes oder wildes Geflügel, oder Fische, und es gibt Hunde, die auch im größten Hunger solche nicht berühren, doch ist dieß nicht bei allen Hunden der Fall. Der Wachtelhund liebt im Gegentheil das Geflügel, und der nordische Hund frißt die Fische mit den Gräten; Brod, und mehlige Speisen vom Getreide sind den Hunden meist angenehm und gesund, weniger Hülsenfrüchte, welche sie ungern fressen; einige Hunde lieben auch Obst, doch mehr aus Nascherei denn als Speise.

Der schärfste Sinn des Hundes ist ohnbestreitbar der Geruchsinn; er ist sein Leiter zur Auffindung seines Herrn unter Tausenden, zur Auffindung des Weges, den er einmal gegangen ist, oder den sein Herr betreten hat; zur Aufspürung des Wildes, dessen Fußstapfen er folgt, und wo bloß der Geruch ihn zum Ziele führt; ist einmal das Wild verwundet, so folgt er der Blutspur nur durch den Geruch. Die Kleidungsstücke seines Herrn erkennt er, und wenn ganze Haufen anderer darüber lägen; selbst das Geld, welches sein Herr berührt hat, findet er wieder. Der Hund eines gewissen Herrn ging einst bei aufgehängter Wasche vorbei, unter dieser war auch ein Hemd seines Herrn, dieser ergriff es, und schleppte es durch Koth und Staub seinem Herrn nach Hause; ein anderer riß die Perrüque seines Herrn, welche er einem andern geliehen hatte, diesem vom Kopfe, und schleppte sie heim, wo er sie freilich nicht im besten Zustande seinem Herrn überbrachte. Die Gewohnheit, beständig zu uriniren, scheint besonders für den Hund wichtig, um den Weg wieder zu finden, denn er einmal gegangen ist. Das Gehör ist auch scharf; das Gesicht dagegen eben nicht vorzüglich. Sein Geruchsinn muß ihm jedoch andere Eindrücke bringen, als dem Menschen. Der für den Menschen unerträglichste Gestank scheint ihn nicht zu rühren, oder ihm unangenehm zu seyn, und vom gewissen dem Menschen unangenehmen Gerüchen wird er wie betrunken, z. B. vom Geruche getrockneten Aases. Liegt eine todte, stinkende Maus, oder ein Maulwurf am Wege, so wird der Hund mit einer Art Wollust sich darüber mehreremale wälzen. Dem Geruche ist es vielleicht zuzuschreiben, daß Hunde gegen gewisse Menschen eine Art Antipathie haben; so konnte der Hund zur Verfolgung flüchtiger Neger abgerichtet werden, und wurde sein gefährlichster und unerbittlichster Feind. Die Spanier waren niederträchtig und grausam genug auf den Kolonien, besonders auf Kuba, eigene Hunde zu halten, welche die entlaufenen Neger verfolgten, anfielen und auffraßen; man nannte diese Hunde Bluthunde. Vor diesen konnten die Unglücklichen nicht entfliehen, da die Hunde ihre Spur gleich der des Wildes verfolgten und fanden. Da durch das Laufen eines Thieres oder Menschen seine Ausdünstung stärker wird, so ist es auch begreiflich, daß der Hund das gejagte Wild vor anderm erkennt, und seine Spur nicht leicht verliert. Die Nase des Hundes ist nervenreich, und die Riechhaut sehr gefaltet. Aber eben weil nicht alle Gerüche den Hund afficiren, die den Menschen reizen, so kann man ihm nicht den überwiegenden Vorzug deßwegen zuschreiben, wie man gewöhnlich thut. Der nordamerikanische Wilde erkennt mit seinem Geruch die Fußstapfen seiner Stammgenossen vor denen eines andern Stammes, er kann sogar sagen wie lange vorher, bis auf eine gewisse Zeit, es gewesen, daß der Mensch vorbei gegangen sey; er kann mit verbundenem Gesicht, oder in der größten Dunkelheit leicht unterscheiden, ob rothe Amerikaner, Neger oder Europäer, männlichen oder weiblichen Geschlechtes in einem Zimmer seyen. Durch Uebung kann also selbst der Mensch diese Schärfe erlangen. Ja ein Mensch, der in seinem Leben weder hörte, noch sah, erkannte bloß durch den Geruch seine Hausgenossen vor allen andern, das Vieh seines Vaters vor andern, sogar den Acker des Vaters und den Dünger seines Stalles vor andern.

Der Hund läuft schnell, und hat eine große Muskelkraft und Ausdauer in seinen Schenkeln. Tage lang läuft er ohne merkliche Ermüdung, und macht dabei den Weg oft doppelt und dreifach. Allerdings bedarf er hierbei auch der Uebung, denn Stubenhunde werden bald müde, aber Hunde, die sich gewohnt sind, können es mit den Pferden aushalten. An Geschwindigkeit übertrifft der Windhund die andern Rassen alle.

Bei der Erziehung der Hunde bemerkt man am besten die verschiedene Intelligenz der Rassen, man wird nie die Dogge zum Wachtelhund dressiren können, noch den Mops zum Hirtenhund. Jede Rasse hat ihre angebornen Fähigkeiten, aber die einzelnen Individuen die ihrigen wieder in verschiedenem Grade, wie verschiedene Menschen verschiedene Anlagen haben.

Kein Thier ist dem Menschen anhänglicher als der Hund, und der

Beispiele sind viele bekannt, wo Hunde für ihre Herren das Leben ließen, oder nach ihrem Tode sich kaum am Leben erhalten ließen, da sie aus Trauer nichts fressen wollten. Wie mancher Blinde wird durch seinen Hund geleitet und vor Schaden bestens gewarnt; wie mancher Hund rettete schon seinem Herrn auf diese oder jene Art das Leben.

Der Neufundländerhund ist ein so vortrefflicher Schwimmer, daß er einen ins Wasser Gefallenen oben auf zu halten vermag, daher man ihn auch an Fähren hält, um solche Menschen zu retten. Göze erzählt einen Fall, wo ein großer Pudel, der apportirte, ein ins Wasser gefallenes Kind, ohne daß man ihn dazu antrieb am Kleide packte, und es glücklich ans Land brachte. Auf andere, aber auf ebenso intelligente Art retten die Hunde auf dem St. Bernhard die im Schnee Verschütteten, indem sie den Schnee wegscharren, und die Person an den Kleidern hervorzuziehen suchen.

Er lernt die Sprache seines Herrn bald verstehen, den Ton seiner Schritte unterscheidet er leicht, er gibt auf seine Mienen acht, und unterscheidet leicht, ob er in guter Laune oder zornig ist. Er schmeichelt ihm auf alle Art, hört sehr gerne von ihm sprechen, und wenn er etwas begangen hat, wofür er Strafe befürchtet, so sucht er unbemerkt davon zu schleichen, oder sich zu verbergen, um derselben zu entgehen. Man darf nur von ihm sprechen, so merkt er, was ihn allenfalls angeht. Frägt man, hat etwa der Spitz oder der Pudel dieses oder jenes gethan, so bleibt der Hund ganz ruhig, wenn er unschuldig ist, ist er aber schuldig, so sucht er wegzukommen. Er hat wirklich Begriff von Worten und ihrer Bedeutung. Merkwürdig ist es auch, wie der Hund die Stände der Menschen an den Kleidern zu erkennen scheint. Den wohlbekleideten läßt er ungestört gehen, aber den Bettler mit zerrissenem Rock den bellt er an, und packt ihn auch wohl. Jeden Hausgenossen kennt er sehr bald, so wie die Freunde des Hauses. Sein Schlaf ist leise; er erwacht vom leisesten Geräusch mitten in der Nacht, und unterscheidet am Tone die Beschäftigungen des Hauses vor ungewohnten Bewegungen, welche er durch Bellen anzeigt. Er hat ein vortreffliches Gedächtniß für Wohlthaten sowohl, als für Beleidigungen, und läßt sich bekanntlich zu allerlei Künsten abrichten, wie zum Zusammensetzen von Wörtern durch einzelne Buchstaben; er stellt sich todt; er sucht Verlorenes, und übt oft selbst, ohne Geheiß, verschiedene Handlungen, wie Holz zum Kamine zutragen, dem Herrn Abends die Pantoffeln zu bringen und dergleichen. In Frankreich dreht er den Bratspieß, oder treibt in den Schmidten die Blasebälge durch Gehen in einem Trettrade. Der Hund der Eskimohs zieht Schlitten mit Menschen und Gepäck. Man spannt oft Hunde vor Kinderwägelchen, schickt sie an verschiedene Orte, um dieß oder jenes zu holen, selbst solche Eßwaaren, die er selbst liebt. So wurde ein Pudel ausgeschickt, um eine Wurst zu holen, welche ihm in ein Körbchen gegeben wurde; er wollte sie richtig nach Hause tragen, als andere Hunde dieselbe rochen, und nach ihr verlangten. Da stellte er sein Körbchen ab, und vertheidigte es tapfer; als er sich aber übermannt sah, griff er selbst zu. Er begreift sogar den Grund mancher Handlungen, und sucht mitzuhelfen. So sah ich einen Hund, als man Pferde anstrengte einen schwerbeladenen Wagen rückwärts zu stoßen, mit großem Eifer und aller Anstrengung ein Pferd, welches nicht recht zurückging am Schwanze fassen und dasselbe zurückziehen, was freilich wenig half, aber zeigte, daß der Hund begriff, daß es nöthig sey zurückzugehen, und dazu wollte er mithelfen.

In der gefahrvollen Unternehmung, welche der Baron von Wrangel zur nähern Kenntniß der Küsten Sibiriens ausführte, waren die Hunde ungemein hilfreich, warnten und schützten vor Gefahren. Mit dem Beistand dieser Thiere brachten die russischen Reisenden sechs und sechszig Tage lang auf dem Polarmeere zu, auf einem ungeheuern Stück Eise, sehr weit von den Küsten entfernt. Die Hunde kannten jede Gefahr; war die Dicke des Eises gut, so liefen sie mit erstaunlicher Schnelligkeit, bellten und bissen sich unter einander wie wilde, schwer zu zähmende Pferde; sobald aber der Weg gefährlich wurde, waren sie ruhig und vorsichtig, und wagten sich nie auf dünne Stellen. Ihrer 12 oder 13 waren vor einen Schlitten gespannt, liefen sie Gefahr von Wölfen, braunen oder weißen Bären, so drängten sie sich dicht zusammen, und vertheidigten sich gemeinschaftlich mit Muth und Geschicklichkeit, ohne große Furcht zu äußern. Ihr Instinkt war überraschend, denn ungeachtet die Reise kreuz und quer und mit großen Umwegen auf dem Eise gemacht worden, so fanden sie den nächsten Weg nach dem Lande, als man einmal sich zur Rückkehr entschlossen hatte, ohne alle Leitung, besser als kein Mensch es im Stande gewesen wäre.

Man könnte wohl ein ganzes Buch von den Fähigkeiten des Hundes schreiben, wenn man alle die Thatsachen zusammenstellen wollte, die man von ihnen erzählt. Allerdings müssen die Hunde zu vielen Kunststücken oft mit Mühe abgerichtet werden, aber ohne Intelligenz wäre dieß Abrichten unmöglich, und der Satz bleibt ganz richtig, daß eben darin der Grad der Intelligenz sich zeigt, daß sich ein Thier zu vielem abrichten läßt. Viele Kunststücke der Hunde dienen zu nichts, aber sie zeigen wie weit es das Thier bringen könne. Ein Hund konnte über hundert Fragen beantworten, die man auswählen konnte; sein Herr legte ihm die Frage französisch vor; der Hund suchte sogleich 1 oder 2 Wörter zusammen, welche die Antwort ertheilten. Er gab an, wie viel es an der Uhr sey, sowohl Stunden als Minuten; er zeigte an, wie viele Personen beiderlei Geschlechts in einem Zimmer seyen; er gab die Farben der Kleidungsstücke an; er multiplicirte und dividirte.

Der Hund hat neben dem Gedächtniß Ueberlegungs- und Beurtheilungskraft; davon nur ein Beispiel. In einem Gasthofe waren verschiedene Hunde, welche am Abend im Winter sich neben das Kamin legten, ohne den Gästen beschwerlich zu fallen. Einer von ihnen kam immer später als die übrigen, und fand die besten Plätze besetzt. An einem recht kalten Abend mußte er gerade den entferntesten Platz einehmen. Nun nahm er zur List Zuflucht; er spitzte die Ohren, als wenn er etwas höre, lief nach der Hausthüre, und fing an zu bellen; augenblicklich liefen auch die andern Hunde nach; er aber kehrte zurück, und nahm nun den Platz ein, der ihm am besten zusagte. Gar oft wiederholte er nachher die List, wenn er es nöthig fand. Hier muß er also überlegt haben, wenn ich dieß thue, so geschieht das und das, und daraus kann ich Nutzen ziehen.

Soll der Hund zum Ziehen der Schlitten brauchbar seyn, so muß er auch die Kräfte dazu haben; man kann daher nur große und starke Hunde dazu gebrauchen. Man trifft bei den Bewohnern von Nordsibirien und unter den Eskimohs ganze Heerden solcher großen Hunde an, deren außerordentlich warmes Fell sie vor aller Kälte schützt. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Spitzhunden, sind aber viel größer. Die Abrichtung dieser Hunde zum Ziehen erfordert viel Geduld und ist eine eigene Kunst. Vier Hunde ziehen einen Schlitten mit 200 bis 240 Pfunde, und legen damit in einem Tage bei guter Bahn mehr als 20 Stunden zurück. Dabei bekommen sie im Sommer gar nichts zu fressen, sondern müssen sich selbst ihre Nahrung aufsuchen und erjagen. Im Winter besteht ihre Nahrung in Kamtschatka aus faulen Fischen mit Birkenrinde vermischt. Im Sommer laufen diese Hunde allenthalben frei umher, und kommen nicht zu ihren Herren zurück, bis im Oktober, wo der Hunger sie zwingt, die Hilfe der Menschen zu suchen. Sie werden nun sogleich angebunden, und da sie meist einige Fettigkeit erhalten haben, so lange hungrig gelassen, bis sie wieder mager geworden sind, und von da an erhalten sie nur kärgliche Nahrung bis wieder im Sommer. Die ungemeine Härte, mit welcher das Thier behandelt wird, hat aber auf seinen Charakter einen sehr nachtheiligen Einfluß. Der Hund in Kamtschatka ist nicht der Freund und treue Begleiter des Menschen. Er ist ein listiger und gefährlicher Räuber, der keinen genießbaren Gegenstand verschont, den er habhaft werden kann, um seine erstaunliche Gefräßigkeit zu befriedigen. Er steigt in die Vorrathskammern seines Herrn, welche dieser vor ihm auf hohen Gerüsten verwahrt, zerfrißt Riemen und Lederwerk. Ja der Kamtschadale kann er sich nicht ohne Gefahr seines natürlichen Bedürfnisses entledigen, weil eine Menge von Hunden um ihn herum stehen, welche sich einander bis aufs Blut zerfleischen, um die eckelhafte Nahrung zu erhaschen. Der Hund ist hier nichts als ein heimtückischer Sklave, der keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, um sich an seinem Herrn zu rächen. Er läßt sich nicht liebkosen, mißtraut seinem Herrn, der ihn nur mit List vor den Schlitten spannen kann. Ist dieses geschehen, so strecken alle die Köpfe empor, beginnen ein wehmüthiges Geheul, und wetteifern oft miteinander die Geduld des Führers zu ermüden, oder sein Leben in Gefahr zu bringen. Dennoch zeigt sich zuweilen bei ihnen eine Spur von Anhänglichkeit, welche bei besserer Behandlung zunehmen würde. Sie verlassen ihren Herrn in der Noth nicht, und ist er genöthigt bei Stürmen auf dem Wege liegen zu bleiben, so legen sie sich um ihn herum, und erwärmen ihn. Sie bellen nicht, und heulen nur. Sie bleiben höchstens 10 Jahre zum Ziehen tauglich, dann werden sie todt geschlagen, und ihr Pelz wärmt dann ihren Tyrannen.

Dieses Beispiel zeigt, wie man aus einem treuen Thiere durch fehlerhafte Erziehung ein mißtrauisches und bösartiges machen kann, und wie sehr der Hund sich nach der Erziehung richtet, welche er genießt. Wie vieles ließe sich noch über dieses so merkwürdige Thier sagen, welches in dem einen Theil der Erde mit dem Eisbären, in dem andern mit dem Löwen und der Hyäne kämpft. Zu welchen Schlüssen über die Intelligenz und die Seelenkräfte der Thiere gibt der Hund Anlaß, aber der Raum erlaubt uns nicht weitläufiger zu seyn.

Der Hund liebt die Gesellschaft des Menschen weit mehr als die seinesgleichen, obschon er gar oft mit andern Hunden eigentliche Freundschaft schließt, und diese durch wirkliche Dienste bezeigt. Auch davon hat man die merkwürdigsten Proben: so wurde von zwei Hunden, der eine, ein Dachshund, in einem Dachsbau verschüttet, der andere suchte Hülfe, und bewog einen Pudel, seinen Vater, mit ihm zu gehen, indem er ihm durch Zeichen zu verstehen geben konnte, was er wünsche; beide gruben gemeinschaftlich ihren Kameraden aus. Ebenso häufig suchen solche Hunde bei ihren Herren oder bei andern Bekannten Hülfe, wie jenes Beispiel beweist, wo ein Hund in Paris dem Herrn Chirurgus Morand, der ihm einen Beinbruch geheilt hatte, einen andern Hund zuführte, der ebenfalls ein Bein gebrochen hatte.

Die muthigsten Hunde sind die der afrikanischen Kolonisten am Cap, welche mit Hyänen, Panthern und Löwen kämpfen, allein sie sind auch gegen Fremde so böse, daß man sich weder bei Tag noch bei Nacht dem Hause zu Fuße nähern darf.

Die schlimmste und gefährlichste Krankheit des Hundes ist die Wuth, weil die von wüthenden Hunden Gebissenen ebenfalls von der Wuth befallen werden, und dann unrettbar verloren sind; allein die Gefahr ist nicht so groß, als man sie gewöhnlich vorstellt, wenn man sogleich Hülfe sucht; das Gift nämlich bleibt lange unthätig in der Wunde. Die Behandlung dieser durch Ausbrennen oder Ausschneiden und nachheriges Offenbehalten derselben für einige Zeit, verhindert den Ausbruch der Krankheit; wartet man aber zu lange, oder ist die Wunde an einem Ort, wo man weder brennen noch schneiden kann, dann ist der Fall allerdings bedenklich, aber auch da folgt die Ansteckung nicht immer. Je tiefer der Biß, desto gefährlicher ist die Sache. Nicht immer aber kann der Herr eines Hundes auch mit aller Vorsicht die Krankheit voraus sehen; sie scheint oft fast plötzlich auszubrechen. Merkwürdig ist es, daß sie in vielen Ländern unbekannt ist, in warmen wie in kalten, so in Egypten, in Grönland und Kamtschatka.

Wann ist der Hund Hausthier geworden, woher stammt er, kennen wir die Urrasse? Diese Fragen sind schwer oder gar nicht zu beantworten. Gewiß ist es, daß der Hund bald nach dem Entstehen des Menschengeschlechtes Hausthier geworden, ob aber nur eine oder mehrere Rassen, oder welche diese waren, ist unbekannt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Urrasse der Hunde der alten Welt in Asien gelebt haben möge, ob sie noch existire, oder wie sie aussah, wo sie lebte, wissen wir nicht. In Amerika fand man bei seiner Entdeckung schon Hunde, namentlich in Peru. Man bezeichnet diese Rasse noch mit dem Namen Runallko oder indischer Hund. Er scheint eine bloße Varietät des Schäferhundes zu seyn; er ist kleiner, langhaarig, weiß und braun gefleckt, mit aufrecht stehenden, spitzigen Ohren. Er bellt sehr viel, beißt aber desto seltener. Die Indianer von Xauka und Huanka verehrten den Hund als Gottheit. In Mexiko lebte der Hund Techichi, welcher gegessen wurde, und selbst den Spaniern schmeckte dieses Fleisch, so daß endlich vor Einführung des Rindviehes die ganze Art ausgerottet wurde. Auffallend ist auch in Amerika die große Zahl schwarzer haarloser Hunde, welche man türkische Hunde nennt. Rengger fand in den Sprachen der Abiponer, der Payaguas, der Guaranis, der Lenguas eigene Namen für den Hund, während alle von den Spaniern eingeführten Thiere spanische Namen haben. Auch er hält diesen haarlosen Hund für eingeboren amerikanisch. Er ist, ungeachtet er häßlich, unbrauchbar und wenig geachtet ist, doch der häufigste Hund in Südamerika, und man trifft einzelne an, welche nicht bellen, sondern nur heulen können, und manche heulen selbst nur wenig, auch wenn sie geschlagen werden. Sie scheinen daher Nachkommen jener stummen, haarlosen Hunde zu seyn, welche die Spanier dort antrafen. Uebrigens pflanzen sich alle europäischen Hunderassen in Amerika recht gut fort. Man trifft in den Grasfluren der Pampas von Buenos-Aires verwilderte, europäische Hunde an, welche gesellig in Gruben leben, in welchen die Jungen versteckt werden. Häuft sich die Familie zu sehr an, so ziehen einzelne aus, und bilden eine neue Kolonie. Diese Hunde bellen ebenso laut als die europäischen. Sie sind räuberisch und sollen selbst dem Menschen gefährlich werden können, und ihn gemeinschaftlich anfallen. Man trifft unter ihnen fast alle Arten der zahmen Hunde an. Auch in Kuba und St. Domingo fand man verwilderte Hunde. Höchst merkwürdig wäre, wenn es wahr wäre, daß man solche Hunde auch jung eingefangen gar nicht zähmen könne? Warum findet man in Afrika, namentlich in Egypten keine solchen Hunde, da doch bekanntlich in Kahiro und Alexandrien eine große Menge herrenloser Hunde sich aufhalten? Sie leben hier nicht beisammen in Höhlen, wie in Amerika.

In der alten Welt findet man wilde Hunde in Indien, Sumatra und Neu-Irland, und dann in Neu-Holland.

Der wilde Hund von Sumatra ist rostfarb, mit spitzigen Ohren, hängendem, zottigem Schwanz. Er ist 2′ lang, 14″ hoch, und gleicht einem andern wilden Hund, der auf den Hügeln vom Ramghur in Indien wohnt, hat aber spitzige Ohren. Er heult mehr, als er bellt, und läßt sich nicht zähmen. Er lebt häufig im Innern von Sumatra in Schaaren.

Der wilde Hund von Neu-Irland hat eine spitzige Schnauze; kurze, aufgerichtete, spitzige Ohren; dünne Schenkel; kurze braun und falbe Haare. Er ist stark, kühn und gefräßig, und wird von den Eingebornen gegessen. Er ist halb so groß als der Hund von Neu-Holland.

Der wilde Hund vom Himalaja hat einen langen Kopf, spitzige Schnauze; die Ohren aufgerichtet und spitzig; der Pelz von zweierlei Haaren, einem wolligen, grauen, mit braunen Stachelhaaren, an den Ohren zwei schwärzliche Flecken; Gurgel schwarz; Schwanz lang behaart.

Der wilde Hund von Neu-Holland oder Dingo. Mit sehr dichtem Pelz, oben rothgelb, unten blasser; die Ohren aufgerichtet, spitzig; der Schwanz ein Drittel des Körpers lang, gerade, lang behaart; dem Fleischerhund ähnlich; die längern Stachelhaare sind rothgelb oder weiß. Er ist wild, stark, lebhaft, räuberisch, doch wird er gezähmt gehalten, ist zwar seinem Herrn treu, aber bissig und wild.

Ob nun von einem dieser Hunde, oder von welchem der Haushund abstamme, wissen wir nicht; am wahrscheinlichsten wäre der Hund vom Himalaja dafür anzunehmen, als Thier des indischen festen Landes. Andere haben bald den Wolf, bald den Jakal, bald den Fuchs, ja sogar die Hyäne für die Stammrasse angesehen, oder wenigstens die verschiedenen Rassen als aus der Vermischung dieser Thiere entstanden, angesehen; allein obschon alle diese Thiere sich zähmen lassen, besonders der Jakal, obschon wenigstens von den drei ersten Thieren wirkliche Bastarde bekannt sind, so ist doch Gestalt und Naturel zu verschieden, als daß man diese Thiere als Stammrassen gehalten könnte. Alle diese Thiere sondern auch sehr stinkende Feuchtigkeiten in eigenen Drüsen ab, welche dem Hunde gänzlich fehlen. Gerade dieser Umstand aber scheint von bedeutender Wichtigkeit, da er sich höchst wahrscheinlich fortgeerbt hätte, wenn diese Stammväter wären. Man kann daher höchstens zugeben, daß einige der vorhandenen Hunderassen durch Verbastardung mit den angeführten Thieren entstehen konnten, aber welche, das wäre gar nicht auszumitteln; daher glaube ich alle Untersuchungen, um diese Stammeltern aufzufinden, seien umsonst, und werden nie zu einem Resultate führen, da die Hunderassen sich ins höchste Alterthum verlieren. Daß bei den unendlichen Varietäten immer neue Zwischenvarietäten entstehen können, läßt sich nicht bestreiten, und es ist wahrscheinlich, daß nicht alle Hauptrassen, die wir jetzt haben, ins höchste Alterthum hinaufreichen.

Man nimmt folgende Rassen an:

A. Fleischerhunde. Mâtins.

Der Kopf ist mehr oder weniger lang; es sind große und starke Hunde. Dahin rechnet man:

Taf. 17. Den Neufundländer. Ein Hund von ansehnlicher Größe, ausgezeichnet durch intellectuele Fähigkeiten und große Gelehrigkeit; er ist ein wahres Wasserthier, schwimmt sehr leicht, und taucht sogar. Zur Wasserjagd ist er vorzüglich. Den Wolf fürchtet er nicht, und ist daher auch zur Bewachung der Heerden sehr vorzüglich.

Den Fleischerhund mit verlängertem Kopf und platter Stirne; die Ohren oft halb hängend; der Körper stark, der Schwanz stark; die Farbe sehr verschieden. Es sind muthige, starke Hunde, welche sich mit dem Wolfe messen. Sie sind gelehrig, verständig, ihrem Herrn sehr

ergeben. Man bedient sich ihrer zum Treiben des Viehes, so wie zur wilden Schweins- und Wolfsjagd.

Den dänischen Hund. Noch größer als der vorige, von starken Muskeln. Die Farbe ist meist weiß, mit zahlreichen schwarzen, grauen oder braunen, rundlichen Flecken. Er gleicht dem Fleischerhund. Man braucht ihn zum Begleiten von Kutschen und zur Bewachung des Hauses.

Taf. 17. Den Windhund. Kenntlich durch den spitzigen Kopf, flache Stirne, lange, schlanke Füße, und langen, dünnen gestreckten Körper. Er ist kurz behaart; der Schwanz lang und gebogen. Es sind Hunde von wenig intellectuelen Fähigkeiten, wenig abzurichten, und gar nicht treu. Es sind die schnellsten Läufer, die man hauptsächlich zum Hasenfang braucht. Es gibt mehrere Unterarten.

B. Spanische Hunde.

Taf. 17. Den spanischen Wachtelhund. Der Kopf mittelmäßig lang, die Scheitelbeine gehen auseinander, und sind sehr erhaben; die Ohren breit und hängend; die Schnauze etwas stumpf; der Schwanz lang, und stark behaart; die Farbe meist weiß, mit braunen oder schwarzen Flecken, besonders am Kopf. Die Nase ist zuweilen gespalten. Es sind ziemlich große und starke Hunde. Dahin gehören ferner:

Der kalabrische Hund. Sehr groß, mit vielem Verstand begabt, dem Herrn sehr zugethan. Er hat vortrefflichen Geruch. Man braucht den spanischen Hund als Stellhund, den kalabrischen zur Wolfsjagd.

Der kurzhaarige Bologneser, mit schwarzem Haar, über den Augen, an der Schnauze, an der Kehle und den Beinen lebhaft rothgelb.

Der Bologneser, ein kleiner Stubenhund, mit sehr langen, seidenartigen Haaren, meist weiß von Farbe.

Das Löwenhündchen, sehr klein, am hintern Theil des Körpers kurz, am vordern lang behaart.

Der Pudel, mit krausen, wolligen Haaren und hängenden Ohren. Unter allen Hunden ist der Pudel der verständigste, und kann am besten zu allen Künsten abgerichtet werden. Keiner ist mehr seinem Herrn zugethan. Der Pudel liebt Wasser, und schwimmt vortrefflich, daher wird er zur Jagd auf Wasservögel mit Nutzen abgerichtet.

Der Jagdhund, mit langem, dickem Körper, hängenden Ohren, starken Schenkeln, aufgerichtetem Schwanz, kurzem Haar, meist weiß und braungefleckt, der Geruch vortrefflich, der Lauf schnell, die Fähigkeiten bedeutend, daher zur Jagd am tauglichsten.

Der Hühnerhund, mit kürzerer aber spitzigerer Schnauze, meist hängenden Ohren, langen Beinen, mit dickerem und kürzerem Schwanz; großen Fähigkeiten, großer Anhänglichkeit; Farbe meist weiß, mit braunen oder schwarzen Flecken. Trefflicher Stellhund auf Rebhühner, Schnepfen und anderer Geflügel.

Taf. 17. Der Dachshund, mit langem Körper, langem Schwanz, niedrigen, vorn krummen Beinen, hängenden Ohren, meist schwarzer Farbe; Beine falb, oder weiß und schwarz gefleckt. Zur Dachsjagd vorzüglich geeignet.

Taf. 17. Der Schäferhund oder Hirtenhund. Ohren kurz und gerade, die Schnauze dicker als am Windhund, der Schwanz steht ausgestreckt nach hinten, und ist hängend, oder auch aufwärts gebogen; das Haar lang, die Hauptfarbe schwarz, zuweilen über den Augen hochgelbe Flecken, auch an Beinen und Schwanz. Ein großer, sehr verständiger Hund, zur Bewachung von Haus und Heerden sehr geschickt. Er nimmt es mit dem Wolfe auf.

Der Pommer oder Spitz. Ohren gerade und spitzig, Schnauze lang und gestreckt; Körper und Beine wohl proportionirt; Haare am Kopf, den Ohren und an den Beinen kurz, am übrigen Körper lang und zottig, oft fein; die Farbe weiß, schwarz oder braun, selten gefleckt. Es sind kluge, gelehrige, lebhafte und geschickte Hunde, aber meist von heftigem Temperament, und beißen gerne. Sie sind gute Haus- und Fuhrmannshunde, welche Anhänglichkeit für Pferde haben.

Der sibirische Hund ist wie ein recht großer Spitz, aber allenthalben mit langen Haaren besetzt. Ebenso der Hund der Eskimohs. Er ist noch größer und langhaariger, und hat die Eigenschaften des kamtschadalischen Hundes, von dem wir als Zugthier gesprochen haben.

C. Doggenhunde.

Die Schnauze kurz und sehr dick; Kopf klein; Körper fett und dick; Stirnhöhlen groß. Hunde von wenig Fähigkeiten, aber großer Stärke.

Taf. 17. Die Dogge. Nase umgestülpt; Lippen dick, lang und hängend; Kopf dick und breit; die Ohren an der Spitze hängend, die Nase zuweilen gespalten; der Hals dick und kurz; der Körper stark und muskulos; der Schwanz erhaben und dick; das Haar am Körper kurz; Schnauze schwarz; der Körper falb. Sie haben wenig Verstand, sind aber treu und anhänglich an ihren Herrn. Man richtet sie zum Angriff wilder Thiere ab. Sie haben Kräfte genug, Hirschen und wilde Schweine an den Ohren festzuhalten, und werden auch zum Stiergefecht gebraucht; sind aber träg, und werden meist sehr fett.

Die englische Dogge ist die größte und stärkste aller Hunderassen, aber schwerfällig und dumm. Sie pflanzen sich nicht häufig fort, und werden nicht alt, da sie 18 Monate wachsen, und schon nach sechs Jahren abgelebt sind.

Der Mops ist die Dogge im Kleinen. Es sind dumme Hunde, welche wenig treu gegen ihre Herren sind, bald altern, und fett werden. Sie riechen unangenehm.

Dieses sind die Hauptrassen der Hunde. Nebenrassen gibt es eine Menge, die wir nicht alle angeben wollen, da sie wirklich in einander übergehen. Wir haben schon den türkisches haarlosen Hundes gedacht, der in Amerika so häufig ist; er gehört den Doggen an.

Die Bastarde von Hunden und Wölfen können nur bei großen Hunden vorkommen, Fleischerhunden, Doggen u. s. w. Sie sind selten, und finden sich natürlich nur in Gegenden, wo es noch viele Wölfe gibt. Es bedarf aller Stärke des Geschlechtstriebes, um den Haß zu überwinden, den Hund und Wolf gegen einander haben. Solche Wolfshunde oder Bastarde können nur halb gezähmt werden, sind besonders des Nachts böse und falsch, sehr gefräßig, und von heftigem Temperament, fallen die Schafe an, und zerreißen sie, daher man sie wohl blos als Curiosität hält, und von ihnen wenig Nutzen hat.

Noch seltener sind Bastarde von Hund und Fuchs. Es sind davon nur wenige Beispiele bekannt, und auch diese Bastarde wenig zu achten, da ihnen vieles von der Treue der Hunde abgeht.

Häufiger sind in Indien die Bastarde mit dem Jakal und Hund, aber sie geben den unangenehmen Geruch des Jakals von sich, und werden auch nur als Curiositäten gehalten.

Von einer Begattung mit der Hyäne ist kein bestimmtes Beispiel bekannt, obschon beide Gattungen so nahe verwandt sind, daß die Möglichkeit sich leicht denken läßt.

Wir haben auf Tafel 16 eine hübsche Gruppe abbilden lassen, wo ein Wolf in eine Hütte eingebrochen ist, und Kinder im Bette überfallen wollte, aber vom treuen Haushund daran gehindert wurde. Ob diese Scene wirklich so vorfiel, wissen wir nicht, aber ähnliche fallen in Ländern, wo es noch viele Wölfe gibt, oft vor, und namentlich sind viele solche Beispiele aus Frankreich bekannt, wo Wölfe Kinder und Erwachsene angriffen, auffraßen oder schrecklich verwundeten, und wo Kämpfe zwischen Wölfen und Hunden nicht selten sind. Tödtet der Hund den Wolf, so läßt er ihn liegen, tödtet aber umgekehrt der Wolf den Hund, so frißt er ihn auf.

Taf. 16. Der Wolf. Canis Lupus.

Der Schwanz ist gerade abhängend oder schwebend, und wird nicht aufrecht getragen. Pelz graugelb, an den Vorderbeinen der Alten ein schwarzer Streif. Der Kopf dreieckig, oben platt; Schnauze spitzig. An Größe und Gestalt gleicht der Wolf dem Fleischerhunde mehr, als irgend einer andern Rasse, aber der Körper ist dicker; die Beine kürzer; der Schädel breiter; die Augen weiter von einander entfernt, also schiefer; die Ohren kürzer, gerade aufstehend, der Schwanz dicht behaart. Der Pelz besteht aus wolligen, weichern, grauen Haaren, und aus längern, gröbern, an der Wurzel weißen, dann schwarzen, dann wieder weißen und rostfarben, an der Spitze schwarzen Haaren. Die Länge eines starken Wolfes von der Schnauze an ist 3′ 7″, des Schwanzes 1′ 5″, Schulterhöhe 2′ 5″, Kreuzhöhe 2′ 3″, Gewicht 30 bis 80 Pfund.

Der Wolf ist von Egypten an, über einen großen Theil Asiens, über ganz Europa und Nordamerika verbreitet, und selbst im Winter in den kältesten, von Menschen bewohnten Gegenden von Grönland anzutreffen. In England und Irland ist er ganz vertilgt. In den Pyrenäen und in einigen andern Gegenden gibt er eine ganz schwarze Varietät, in Amerika eine weiße, sehr große.

Er bewohnt die großen Wälder und einsame Gegenden, lebt meist einsam oder in Gesellschaft seines Weibchens. Im Winter, wenn ihn

der Hunger quält, geht er in Gesellschaften von 8, 10 und mehr Stücken auf Raub aus; wird aber einer von der Gesellschaft getödtet, so fressen ihn seine Kameraden sogleich auf. Die Lebensart ist nächtlich, doch erscheint er an einsamen Orten auch wohl am hellen Tage. Von Natur feige, und vor den Menschen fliehend, macht ihn der Hunger kühn, und er ist das gefährlichste Raubthier Europas. Die starken Halsmuskeln geben ihm eine gewaltige Stärke, so daß ein Wolf einen Hammel leicht davon trägt. Seine Lebensart ist umherschweifend; wenn er hungrig und gefräßig ist, ist er kein Kostverächter. Das stinkendste Aas ist ihm ebenso angenehm, als frisches Fleisch, und dadurch wird sein Geruch ebenso wenig beleidigt, als sein Geschmack. Mit seinen harten und schönen Zähnen zermalmt er leicht die härtesten und stärksten Knochen, welche er leicht verdaut. Schafe, Ziegen, Hunde, Hasen, Hirsche, Rennthiere, wilde Schweine, Rindvieh und Pferde greift er an. Das Pferd vertheidigt sich tapfer mit Schlagen und beißen; Rennthiere und Elennthiere vertheidigen sich mit den Vorderhufen, und sind im Stande einen Wolf mit einem Schlage zu tödten. Pferde greift er nicht von hinten, sondern von vorn an. Sind mehrere Pferde beisammen und frei, so stellen sie sich mit den Köpfen zusammen in einen Kreis, und zeigen dem Wolf nur den hintern Theil, wodurch sie fast unangreifbar werden. Pferdefleisch ist dem Wolf sehr angenehm, doch greift selten ein Wolf allein ein Pferd an. Parry und Roß fanden Wölfe so weit sie in Grönland kamen. Sie umschwärmten den ganzen Winter ihr eingefrornes Schiff, flohen vor den Menschen, griffen aber die Hunde der Eskimohs an, und raubten oft einen solchen. Sie waren so hungrig, daß sie alles, was aus dem Schiffe ausgeworfen wurde, verzehrten, sogar Lumpen und Garn. Sie wurden nach und nach alle getödtet.

Große und starke Hunde sind dem Wolf an Kraft gleich, und zwei Hunde bemeistern sich leicht eines Wolfes; daher hat man in Gegenden, wo man viel Schafe zieht, als Bewachung der Heerden solche starke Hunde. Man will aber bemerkt haben, daß ein listiger Wolf den Hund dadurch von der Heerde verlockte, daß er verstellte Flucht nahm. Während der Hund ihn verfolgte, schlich sich die Wölfin an die Heerde, und trug ein Schaf weg, welches sie nachher mit ihrem Gatten theilte. Er gräbt oft unter den Schwellen der Ställe durch, oder bricht in die Hürden ein.

Seines Schadens wegen wird er an allen Orten verfolgt, und ist an den meisten Orten selten geworden. In der Schweiz ist er nur an der westlichen Gränze noch häufig, und kommt aus dem benachbarten Frankreich nach dem Jura. In den Gebirgen ist er seltener als Bär und Luchs, und aus der ebenen östlichen Schweiz, so wie aus dem benachbarten Deutschland ist er seit langer Zeit verschwunden. Häufiger ist er im Elsas, in Rheinbaiern und Rheinpreußen, auch in Rußland, Polen, Ungarn und in vielen Theilen Frankreichs.

So ähnlich im Aeußern dem Hunde, so unähnlich demselben ist er im Charakter. Sein schiefer, schillender Blick sticht sehr ab von dem gutmüthigen Blick des Hundes; er ist neidisch, zornig, boshaft, stinkt abscheulich, und auch der zähmste Wolf läßt nie ganz von seinen Tücken, besonders des Nachts und beim Fressen ist er sehr zornig. Jung läßt er sich allerdings zähmen. Hund und Wolf sind natürliche Feinde, dennoch treibt der unwiderstehliche Begattungstrieb sie zuweilen zusammen. Man sah auf abgelegenen Bauernhöfen nicht selten Wölfinnen aus den benachbarten Wäldern kommen, und den Hund verlocken, der dann mit ihr davon ging. Zu seiner Zeit fand man dann die Wolfshunde, welche zwar gezähmt ihren Herren folgten, sich aber durch mürrisches Betragen, durch unersättliche Gefräßigkeit, durch ihre stinkende Ausdünstung und dadurch, daß sie nicht abgehalten werden konnten, Schafe anzufallen, unangenehm auszeichneten, dabei aber starke und in ihrer Art schöne Thiere waren.

Zur Begattungszeit, welche in den December fällt, leben Wolf und Wölfin beisammen, jagen gemeinschaftlich sich einander das Wild zu, und trennen sich erst nach dieser Zeit wieder. Die Wölfin trägt hundert Tage, und wirft dann im Dickicht der Wälder 3 bis 9 Junge; ist zu dieser Zeit sehr raubbegierig und gefährlich, und thut in benachbarten Gegenden oft bedeutenden Schaden. Läßt man die Wölfe in einer Gegend ungestört fortpflanzen, so vermehren sie sich bald.

Die Sinnen des Wolfes, besonders der Geruch, sind scharf, das Gesicht gut, der Lauf schnell, die Intelligenz nicht gering; daher findet er leicht seine Beute, und ist hingegen schwer zu fangen oder zu schießen. Er bellt nicht, sondern heult nur, und dieses nächtliche Geheul ist im Winter in einsamen, öden Gegenden eine nicht bloß unangenehme, sondern fürchterliche Musik.

Mehr noch als der Hund ist der Wolf der Tollkrankheit unterworfen, dann ist er furchtbar und gefährlich. Er kommt dann oft bei hellem Tage in die Dörfer und auf die Meierhöfe, greift unerschrocken und blind vor Gefahren Menschen und Thiere an, ja er dringt selbst in die Häuser. Da seine Zähne so stark sind, und die Wunden, welche er macht, tief dringen, so ist sein Biß viel gefährlicher, als der Biß toller Hunde, und viel schwerer heilbar. Die Alten nannten solche Wölfe Währwölfe, das heißt Wölfe, von denen man sich gewahren soll, und glaubten boshafte Menschen verwandeln sich zuweilen für einige Zeit in solche Wölfe.

Nutzen gewährt er in bewohnten Gegenden gar nicht, deßwegen soll man ihn auf alle Art zu vermindern suchen. Im Winter gibt sein Pelz ein gutes Pelzwerk.

Der Fuchs. Canis Vulpes.

Der europäische Fuchs ist ein sehr bekanntes, über weite Länder verbreitetes Thier, von der Größe eines Spitzhundes, aber etwas länger und niedriger auf den Beinen, mit gerad aufstehendem sehr buschigem Schwanze. Der obere Theil seines Körpers ist ganz fuchsroth oder rothgelb, unten weiß; die Gegend hinter den Ohren schwarz; der Schwanz mit weißlicher Spitze.

Er bewohnt die Waldungen, welche in der Nähe menschlicher Wohnungen liegen, und gräbt sich hier Höhlen, in welchen er den Tag über verborgen liegt, am Abend und des Nachts aber heraus geht. Oft findet man den Fuchs auch in ganz unbewaldeten Gegenden, wo er sich leicht verbergen kann, z. B. in Verschanzungen, welche bedeckte Gänge oder Casematten haben. Im Walde legt er den Eingang zu seinem Bau gerne unter Baumwurzeln an, weil beim Graben die Erde dann nicht nachfällt, und das Nachgraben dem Menschen dadurch erschwert wird. Bekannt ist es, daß der Fuchs zu den listigsten und intelligentisten Thieren gehört, wozu ihm sein feiner Geruch und gutes Gesicht allerdings mithelfen. Man erzählt so vieles von seinen listigen Streichen, daß es schwer ist das Uebertriebene vom Wahren zu sondern und zu unterscheiden. Jeder Jäger weiß davon zu erzählen, aber es ist den Jägern eben nicht immer zu trauen, jeder weißt eine Ausrede, wenn er gefehlt hat, und aus diesen Ausreden entstehen am Ende zahllose Anekdoten von der Fuchs- und Hasenjagd, die nur im Kopfe des Jägers vorfielen, aber nie in der Wirklichkeit. Ohnehin ist der Fuchs, weil er dem Jäger ins Handwerk greift und Hasen verzehrt, ungemein verhaßt, und um so verhaßter, weil er so oft seinen Nachstellungen entgeht. Wenn es wahr ist, was Götze erzählt, so wäre folgendes wohl ein Beispiel von der Intelligenz des Fuchses.

Es hatte Jemand einen Fuchs, der so zahm war, daß er am Tage frei herum ging, nie vom Hause sich entfernte, der Sicherheit wegen aber des Abends an eine Kette gelegt wurde. Da der Fuchs bemerkte, daß das Halsband leicht über den Kopf weggeschoben werden könne, so zog er es ab, und machte in der Nachbarschaft diebische Besuche auf den Hühnerhöfen, kam aber vor Tage wieder, und steckte den Kopf durch sein Halsband, und war so von allem Verdachte frei, wenn am Morgen Klagen kamen, um so mehr als er sich nie an den Hühnern seines Herrn vergriff. Endlich aber wurde er doch ertappt, und mußte mit dem Leben büßen. Es wäre diese List in der That stark. So viel ist gewiß, daß er bei seinen Räubereien, und wenn er gejagt wird, alle mögliche Vorsicht anwendet. Bei einem Treibjagen richtet er sich genau nach dem Schall der Treiber, hebt die Füße hoch, und tritt leise auf, nach allen Seiten wittrend, aber nie lauft er nach seinem Bau, damit er nicht ertappt werde. Im hohen Korn schleicht er nach den Meierhöfen, und erhascht dann leicht die herumlaufenden Hühner. Es hält sehr schwer, ihn in den sogenannten Schwanenhälsen oder zuschnellenden Fuchseisen zu fangen; hat sich aber ein anderes Thier darin gefangen, so geht er ohne Furcht hin und frißt es. Wird er aber nur an einer Pfote gefangen, so beißt er diese oft ab, wenn er Zeit hat, und lauft auf drei Füßen davon; ist er aber auch nur vom Zuschnellen einer solchen Falle erschreckt worden, so wird er sich wohl hüten, wieder einer solchen sich zu nähern.

Der Fuchs frißt Hasen, junge Lämmer, Kaninchen, Hamster, Mäuse, Katzen, Hühner, Enten, Gänse, Wachteln, Rebhühner und andere Vögel, nimmt im Herbst die in Schneußen gefangenen Vögel aus denselben; dann frißt er auch Nattern, Eidechsen, Frösche, Fische, Krebse

und Weintrauben. Er geht auch auf's Aas, doch darf es nicht so stinkend sein, wie beim Wolf. Den trächtigen Häsinnen geht er am liebsten nach, und wenn sie geworfen hat, überfällt er sie, und frißt sie sammt den Jungen.

Der ganze Körper des Fuchses, besonders auch sein Koth und Urin stinken sehr, da er unter dem Schwanz eine Drüse hat, welche einen stinkenden Saft absöndert.

Mit Ende Januars beginnt die Begattungszeit. Zu dieser Zeit hört man oft das heisere Bellen der Füchse. Gar oft beobachtet man, daß Männchen und Weibchen fast das ganze Jahr sich zusammenhalten.

Die Füchsin trägt 60 Tage, und wirft im Mai 3 bis 9 Junge, nie unter 3. Die Jungen bleiben 14 Tage blind. Das Wochenbett wird in einem tiefen Bau aufgeschlagen, und Vater und Mutter bringen den Jungen, wenn sie selbst fressen können, allerlei Thiere, und spielen mit den Jungen auf die possirlichste Art. Die Mutter ist sehr für die Jungen besorgt, und trägt sie, wie die Katzen, sogleich nach einem andern Bau, wenn sie Gefahr wittert.

Viel seltener als mit Wölfen, fallen Bastarde von Hunden und Füchsen, und man hat davon sehr wenig Beispiele, wohl geschieht es oft, daß während der Brunstzeit männliche Hunde einer läufigen Füchsin nichts thun, sonst sind sie geschworne Feinde.

Der Fuchspelz im Winter hat einen nicht unbedeutenden Werth.

Die Füchse sterben an mancherlei Krankheiten, so daß oft in einer Gegend sehr wenige übrig bleiben. Nicht selten werden sie von einer der Tollheit ähnlichen Krankheit oder der wirklichen Tollheit befallen, und ihr Biß hat dieselben Folgen, wie der Biß toller Hunde und Wölfe. Solche Füchse kommen in die Dörfer oft am hellen Tage, fliehen weder Menschen noch Hunde, gehen wohl auf den Menschen los, um ihn zu beißen, und fangen mit den Hunden Streit an. Sobald der sonst menschenscheue Fuchs den Menschen nicht scheut, und sogar auf ihn losgeht oder mit Hunden Zank anfängt, muß man sich sehr vor ihm in Acht nehmen, doch ist ihr Biß viel seltener von schlimmen Folgen als vom tollen Hund und Wolf, die größte Vorsicht aber dennoch zu empfehlen.

Fast jeder Welttheil hat seine eigenen Arten Füchse; Amerika hat den schwarzen, den dreifarbigen, den goldfarbigen und den virganischen Fuchs, und in Südamerika den Fuchs von Azara; Afrika, und das wärmere Asien haben wieder ihre eigenen Arten. Im hohen Norden beider Welten aber lebt der weiße Fuchs oder Isatis, von welchem wir noch besonders sprechen wollen.

Taf. 18. Der Isatis. Canis Lagopus.

Er ist im Winter ganz rein weiß, im Sommer aber schiefergrau, doch soll es auch im Winter zuweilen solche graue geben. Er ist kleiner als der gemeine Fuchs, und hat abgerundete Ohren, sonst gleicht er ihm in der Bildung sehr; da er aber in den kältesten Gegenden lebt, so sind seine Füße ganz behaart.

Das Vaterland dieses Fuchses geht bis in den höchsten Norden hinauf; er lebt im nördlichen Norwegen, in Lappland, auf Nova Zembla, in Spitzbergen, Grönland und Island, und geht so weit, als nur die Seefahrer kommen konnten; daher ist er allen nordischen Reisenden sehr bekannt. Steller theilt uns von demselben sehr interessante Nachrichten mit, die er während seinem unglücklichen, durch Schiffbruch herbeigeführten, Aufenthalt auf der Behringsinsel gemacht hat. Dieser Fuchs, sagt er, übertrifft den gemeinen Fuchs an Frechheit, Verschlagenheit und Schelmerei weit. Alle Possen, welche sie den Schiffbrüchigen spielten, sind schwer anzuführen. Sie drangen sowohl bei Tag als bei Nacht in die Gezelte, und trugen alles weg, was sie fortbringen konnten, selbst Dinge, welche ihnen gar nichts nützten, wie Messer, Stöcke, Schuhe, Kleider, Mützen. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von mehr als einem Centner von den Proviantfässern herabzuwälzen und das Fleisch daraus zu stehlen, daß man es ihnen anfangs nicht zuschreiben wollte. Wenn man einem Thiere das Fell abzog, so geschah es oft, daß man 2 bis 3 Füchse dabei mit dem Messer erstechen mußte, weil sie das Fleisch aus den Händen rissen. Vergrub man etwas noch so sorgfältig, und beschwerte es mit Steinen, so machten sie es nicht allein ausfindig, sondern schoben auch, wie Menschen, die Steine mit den Schultern weg, und standen einander aus allen Kräften bei. Verwahrte man etwas auf eine Säule in die Luft, so untergruben sie die Säule, und suchten sie umzuwerfen oder auf dieselbe zu klettern.

Sie beobachteten alles Treiben der Mannschaft, und begleiteten sie allenthalben. Warf die See ein Thier aus, so wurde es sogleich von ihnen verzehrt; was sie nicht auf einmal fressen konnten, wurde vergraben. Sahen sie von Ferne Jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe, um den Biber oder Seebären, oder was es war, so tief in den Sand zu vergraben, daß man keine Spur mehr davon sah. Schlief man des Nachts unter freiem Himmel, so zogen sie den Schlafenden die Mützen ab, oder zogen die Biberhäute unter dem Leib weg, oder fraßen die darunter vor ihnen verborgenen Biber an. Man schlief daher beständig mit Knütteln in den Händen, und schlug damit herum, so daß am Morgen nicht selten 2 bis 3 todte Füchse um einen Mann herumlagen, die er in der Nacht getödtet hatte.

That man als ob man schliefe, so berochen sie einen, und hielt man den Athem an, und stellte sich todt, so wollten sie gleich anbeißen. Starb ein Mensch, so fraßen sie ihm, während man das Grab machte, Nase, Finger und Zehen weg, und man hatte Mühe, sie von den Kranken und Schwachen abzuhalten. Niemand konnte ohne einen Stock in der Hand seine Nothdurft verrichten, die Exkremente wurden sogleich begierig aufgefressen. Jeden Morgen sah man sie unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herumpatrouilliren und die Schlafenden beriechen; fanden sie einen Todten, so wurde er sogleich aufgefressen oder das Fleisch weggeschleppt.

Da sie den Leuten weder Tags noch Nachts Ruhe ließen, so wurden sie so sehr auf diese Thiere erbittert, daß sie ihnen alles Herzenleid anthaten, wo sie nur immer konnten; hunderte wurden erschlagen, und aus deren Fellen die Dächer der Hütten bedeckt. Sie ließen sich nicht warnen, und zuletzt sah man eine Menge Füchse ohne Schwanz herumlaufen, da man ihnen denselben abgehauen hatte.

Konnten sie einer Sache nichts anhaben, so legten sie ihren Koth darauf, und pißten ihn an, und dann ging selten einer vorbei, der dieß nicht auch wiederholt hätte.

Im Oktober und November waren sie am schönsten und vollhaarigsten, im Juni und Juli sahen sie aus, als ob sie in Kamisolern gingen. Im Juni warfen sie 9 bis 10 Junge in Felsenritzen. Diese lieben sie sehr, tragen sie bei Gefahr weg, und verfolgen ihren Mörder mit großem Geheul. Sie stinken noch mehr als die Rothfüchse, leben friedlich unter einander, ausgenommen zur Laufzeit, wo sie sich wie die Hunde herumbeißen. Im Winter graben sie sich in den Schnee ein, und bleiben bei Stürmen oft lange darunter liegen. Sie schwimmen sehr gut, und nähren sich von dem, was die See auswirft, oder was von Thieren umkommt, beschleichen die schlafenden Vögel auf den Klippen; und fressen Junge und Eier derselben. In Grönland nähren sie sich im Winter kümmerlich von Mäusen, von welchen man selbst nicht begreift, wie sie sich nähren. Im nördlichen Lappland fressen sie Lemminge, die bisweilen so ungeheuer zahlreich sind, daß sie den ganzen Boden bedecken, und die Füchse ziehen den wandernden Schaaren nach. Jung eingefangen lassen sie sich leicht zähmen. Ihr Pelz gibt ein gutes Pelzwerk; der Sommerpelz ist unter dem Namen des Blaufuchses bei den Kürschnern bekannt.

Taf. 18. Der Silberfuchs oder schwarze Fuchs. Canis argentatus.

Er ist etwas größer als der vorige, nußfarbig mit Silberglanz; die Schwanzspitze weiß. Er lebt in Nordamerika und Nordasien. Sein prächtiger Pelz ist sehr geschätzt und theuer, besonders die nordischen Füchse liefern überhaupt ein sehr geschätztes Pelzwerk, und ihre Häute machen einen bedeutenden Handelsartikel. So ist der rothe amerikanische Fuchs viel größer als der europäische und sein fast goldgelber Pelz ist weich und fein.

Der kleinste Fuchs ist:

Taf. 18. Der Zerda. Canis Zerda.

Er heißt auch Fennek, da er in seinem Vaterlande so genannt wird. Er hat ungefähr die Größe eines Löwenhündchens oder eines Kaninchens, einen langen Schwanz und ungemein große Ohren. Die Hauptfarbe ist strohgelb, ins Isabellafarbe spielend, unten weißlich, der Schwanz an der Wurzel und Spitze schwärzlich. Die Schnauze sehr spitzig und glän-

zend schwarz, die Augen groß und glänzend. Sein Vaterland sind die Gränzen der afrikanischen Sandwüsten von Egypten bis Abyssinien. Er lebt in selbst gegrabenen Höhlen.

Zwischen den Füchsen und Wölfen stehen die Chakale oder Jakals, gesellige Hunde, von denen die eine Art in Asien und einigen Gegenden Europas, die andern in Afrika leben. Es gibt drei bekannte Arten, der Jakal vom Senegal, Canis Anthus, der indische Jakal, Canis aureus, der in einem großen Theile von Asien und selbst in Europa, namentlich in Griechenland und Dalmatien lebt, und der capische Jakal, Canis mesomelas.

Die Jakals sind gesellige, gefräßige, sehr raubbegierige Thiere, welche von Lämmern, Hasen und andern kleinen Säugethieren leben, auch die Vögel verfolgen, wie der Fuchs, aufs Aas ausgehen, Leichen ausgraben und verzehren, auch den Menschen durch ihre Anzahl, ihre Dreistigkeit, ihre Räubereien, durch ihr Geheul und Gebell, welches den Reisenden des Nachts keine Ruhe läßt, beschwerlich fallen. Den Menschen selbst greifen sie nicht an. Sie lassen sich jung eingefangen leicht ganz zahm machen, und betragen sich wie Hunde, begatten sich auch mit ihnen, lassen sich, wie sie, zur Jagd abrichten; allein sie stinken wie die Füchse, auch sind sie der Wuth unterworfen.

Von Wölfen findet man noch einige Arten in verschiedenen Welttheilen. Afrika hat den gemalten Wolf, Canis pictus, an den Rändern der Wüste, schön gefleckt, dem Hunde ähnlich, ebenso groß wie ein Wolf, aber hochbeiniger. Amerika hat den rothen Wolf, Canis mexicanus, und im Norden auch den weißen Wolf und den Wiesenwolf, Canis latrans.. Da sie keine andern ausgezeichneten Eigenschaften haben, als unser Wolf, so übergehen wir sie.

Zibetthiere. Viverra.

Sie nähern sich im Bau ihres Körpers sehr den Mardern und Wieseln, haben, wie sie, einen langen, schlanken, gestreckten Körper, lange Schwänze, kurze Beine und riechende Drüsen unter dem Schwanze. Ihr Gebiß aber nähert sie mehr dem Hunde, und stellt sie zwischen die Gattungen Hund und Hyäne.

Die 6 Vorderzähne stehen in einer Reihe; die Eckzähne sind viel länger als die Backenzähne; Backenzähne oben und unten 6.

Der Körper ist mit langen Haaren besetzt, welche auf dem Rücken zuweilen eine Mähne bilden. Der Schwanz ist oft länger als der Körper. Zwischen Schwanz und After eine drüsige Tasche, in welcher eine bei einigen sehr stark riechende Feuchtigkeit abgesöndert wird.

Alle Arten leben in warmen Gegenden der alten Welt, alte haben Streifen von schwarz und grau, oder Flecken. Die Füße sind fünfzehig, die Sohlen behaart; die Nägel spitzig, halb in eine Scheide zurückziehbar, wodurch sie sich den Katzen nähern.

Die Lebensart ist nächtlich und völlig diejenige unserer Marder; die Nahrung besteht daher in Mäusen und andern kleinen Säugethieren, in Vögeln und ihren Eiern.

Taf. 19. Das Zibetthier. Viverra Zibetha.

Die Grundfarbe des Thieres ist ein schönes aschgrau; am Halse schwarze Streifen, am übrigen Körper kleine schwarze Flecken, am Schwanz schwarze und weiße Ringe, am Vorderhals weiß; das Innere der Hinterschenkel weißlich, Inneres der Vorderbeine und alle 4 Füße braunschwarz. Die Länge des Thieres bis zur Schwanzwurzel ist 1′ 5″, des Schwanzes 1′ 3″.

Das Vaterland dieses Thieres ist Ostindien; es findet sich aber auch auf den Ppilippinen, den Molukken und den Südinseln. Es ist ein etwas träges, schwerfälliges Thier, von nächtlicher Lebensart, sieht am Tage schlecht.. In seinem Beutel wird eine äußerst stark nach Bisam riechende Materie abgesöndert, welche man Zibeth nennt. Diese Materie wurde ehemals als Parfümeriewaare und als Arznei häufig auch nach Europa gebracht, und sehr theuer verkauft, jetzt ist sie in Europa außer Mode gekommen, im Orient aber ist sie immer noch gesucht. Um sie zu gewinnen, werden die Zibetthiere lebend in Käfigen gehalten, und von Zeit zu Zeit der riechende Stoff von ihnen genommen, der in einer grauen etwas bröckligen Materie besteht. Man zieht dem Thiere die Hinterbeine gegen die Dräthe des Käfigs, in welchem sie sind, und nimmt den Zibeth mit einem Löffelchen heraus. Wozu er dem Thiere dient, ist unbekannt.

Das Betragen des Thieres ist still; reizt man es, so knurrt und schneutzt es, wie unsere Hauskatzen. Man nährt sie mit Fleisch, Eiern und süßen Früchten.

Es gibt mehrere Arten, welche viel Aehnlichkeit in der Farbe haben und zum Theil noch nicht genau bestimmt sind. Sie finden sich, mit Ausnahme einer oder zwei Arten, alle im warmen Asien, namentlich auf den Sundinseln. Europa hat in seinen warmen Theilen in Spanien und im südlichen Frankreich die Genette, Viverra Genetta, und Afrika eine sehr ähnliche, wo nicht dieselbe Art in der Barbarei. Nette schlanke Thiere, mit sehr langem Schwanze, auf grauröthlichem Grunde schwärzlich gefleckt.

Taf. 19. Ichneümon. Herpestes.

Marderähnliche Thiere, mit langen Schwänzen, kurzen Beinen, schlankem Körper; der Körper ist niemals gefleckt, aber fast bei allen Arten getüpfelt, da die Haare weiß und schwarz, oder weiß, grau und schwarz geringelt sind. Der Kopf ist klein; die Schnauze spitzig; die Ohren kurz und abgerundet; der Schwanz lang behaart, wie der Körper.

Ihr Gebiß gleicht dem der Marder und Zibetthiere; sie haben aber alt nur 5 Backenzähne, in der Jugend 6. Am After eine weite einfache Tasche, in welche derselbe sich öffnet.

Ihre Sitten gleichen den Wieseln und Mardern; die Lebensart ist nächtlich; sie laufen schnell, klettern, wohnen am Ufer der Gewässer, nähren sich von Schlangen, Eidechsen, Mäusen, Ratten, Vögeln und ihren Eiern, sind leicht zu zähmen; und werden wohl gezähmt in den Häusern gehalten, um, wie die Katzen, die Mäuse zu vertreiben.

Diese Gattung hat sich besonders dadurch berühmt gemacht, daß sie ein großer Feind der Schlangen sein soll. In Egypten und an den afrikanischen Flüssen fressen sie die Eier der Krokodile und die jungen Krokodile. Dieses und der Umstand, daß sie auch Giftschlangen tödten und fressen, hat ihnen den Schutz der Menschen zugezogen, und in Egypten wurde eine dortige Art ehemals göttlich verehrt, und nach dem Tode einbalsamirt. Von diesem Ichneümon haben sich die lächerlichsten Mährchen lange Zeit fortgepflanzt. Er sollte nämlich den schlafenden Krokodilen in den offenen Mund kriechen, sich in ihren Magen und ihre Eingeweide einfressen, und sie so tödten; allein als Säugethier wäre diese Handlung schon deßwegen unmöglich, da sie ja nicht athmen könnten, auch dürfte das Krokodil nur den Mund zumachen, so wäre das kleine Thier todt. Ein kleiner Vogel soll allerdings zuweilen den Krokodilen, wo nicht in, doch an den offenen Rachen kommen, aber nicht um ihnen zu schaden, sondern um die Fliegen wegzufangen, welche sich an den Mund versetzen, wogegen das Krokodil nichts haben kann. Ebenso ist es mährchenhaft, daß der Ichneümon, wann er von einer Schlange gebissen wird, dagegen die Schlangenwurzel, Ophiorrhiza mungos, genießen soll, damit ihm das Gift nichts schade. Der Ichneümon kann sich wohl gegen den Schlangenbiß hüten, indem er die Schlange am Nacken faßt, und ihr das Genick zerbeißt, wo ihr dann das Beißen von selbst vergeht. Vielleicht auch ist der Biß für sie unschädlich; da man beobachtet haben will, daß der Vipernbiß dem Iltis nichts schade, so könnte dieses auch wohl hier der Fall seyn. Immer sind es in ihrem Vaterlande, wo es viele Giftschlangen und Krokodile hat, nützliche Thiere.

Alle Arten leben in Ostindien und Afrika. Abgebildet ist auf Tafel 19. der weißschwänzige Ichneümon, Herpestes leucurus, der in Oberegypten und Nubien zu Hause ist. In Egypten lebt ferner der den Alten besonders bekannte und göttlich verehrte Ichneümon, H. Pharaonis. Am Cap lebt eine graue Art, H. caffer. Eine andere Art in Madagaskar und mehrere Arten in Java, Sumatra, Malakka und Ostindien.

Fuchsmarder. Bassaris.

Backenzähne allenthalben 6, also in allem 46 Zähne. Der Körper schlank; der Kopf etwas abgerundet, mit spitziger Schnauze, wie beim Fuchs; Ohren abgerundet, etwas breit; der Schwanz so lang als der Körper, mit etwas längern Haaren als am Körper, am Körper kurz und gleich lang; Beine schwach, fünfzehig; Nägel klein, halb zurückziehbar.

Taf. 19. Der listige Fuchsmarder. Bassaris astuta.

Größe eines starken Marders; Farbe röthlichgrau; Schwanz schwarz und weiß geringelt; ein Fleck vor den Ohren, einer über, ein anderer unter den Augen weiß; Mitte zwischen Augen und Nase dunkelbraun; ganze Unterseite des Körpers und innere der Schenkel gelbweiß.

Länge 1′ 7″, des Schwanzes 1 2½″.

Aufenthalt. Mexiko, wo er sehr gemein und überall als ein listiger Verfolger des Hausgeflügels bekannt ist. Er lebt am liebsten in steinigen Gegenden, in der Nähe der Maisfelder, in welchen er den zahlreich darin lebenden Nagethieren in nächtlicher Jagd am meisten nachstellt, und dadurch nützlich wird. Von seiner übrigen Lebensart ist noch wenig bekannt. Er ist wirklich ein Mittelthier zwischen Fuchs und Marder, und hat mit beiden Aehnlichkeit.

Taf. 20. Hyäne. Hyaena.

Die Hyänen sind starke Thiere, von wildem Charakter, nächtlicher Lebensart. Der Kopf ist mittelmäßig groß; die Nase aufgestülpt und stumpf; die Kinnladen kürzer als bei den Hunden, aber länger als bei den Katzen. Die Zunge mit stacheligen Wärzchen besetzt; die Augen groß; das Sehloch länglich, oben eckig, unten abgerundet; die Ohren lang, spitzig, beweglich, weit offen stehend; die Füße vierzehig; die Nägel stark, nicht zurückziehbar; der Hinterkörper niedriger als der vordere; unter dem After ein tiefer Drüsensack; der Schwanz kurz.

Der Zahnbau wie beim Hunde, deßwegen hat Linné die Hyäne zu den Hunden gezählt. Die Eckzähne sind stark; Backenzähne oben 5 unten 4, nur oben 1 Höckerzahn.

Wir kennen von dieser Gattung drei Arten, wovon zwei Afrikanisch, die dritte Asiatisch sind. Es gibt wenige Thiere, welche man so unwahr in Hinsicht ihres Charakters geschildert hat, wie die Hyäne. Alle Thierführer schildern die Hyäne als ein grimmiges, furchtbares, dem Menschen ungemein gefährliches Thier, als das unbezähmbarste von allen, als ein kühnes, verwegenes Thier, welches keinen Menschen und kein anderes Thier fürchte. Von allem diesem ist nichts wahr. Die Hyäne ist ein feiges, niedriges Raubthier, zwar wild und stark, aber nichts weniger als dem Menschen furchtbar. Sie hat ein widriges Aeußeres, einen schiefen, schillenden Blick, falsche Augen, etwas niedriges, hinterlistiges in ihrem Betragen, immer knurrend und bissig mit gesträubtem Haar; stinkend und garstig, ist sie ein unangenehmes, und man kann wohl sagen, widriges Thier. Nie greift sie einen lebenden Menschen ungereizt an, gräbt aber menschliche Leichen aus, und frißt sie mit großem Heißhunger; wie ein Dieb in der Nacht schleicht sie umher; immer hungrig, immer nach Beute begierig, wagt sie doch keinen Angriff, wo sie einigen Widerstand fürchtet. Schafe, Ziegen, Antilopen sind es, die sie verfolgen, und sich ihrer bemächtigen; Pferde greifen sie kaum an, wenn sie nicht ein äußerst elendes Ansehen haben. Zeigen sich Menschen, so fliehen sie sogleich, oder begnügen sich, ihn anzuknurren, ihm aber aus dem Wege zu gehen. Bruce erzählt, er habe oft gesehen, daß die Mauren in der Barbarei die Hyänen bei Tage an den Ohren gefaßt und ohne großen Widerstand mit sich fortgeschleppt haben, und in Indien wird die Hyäne oft aus ihrer Höhle lebend hervorgezogen, indem ein Indier hinein kriecht, ihr ein Tuch über den Kopf wirft, sie bindet und unschädlich macht. In Abyssinien kommen sie des Nachts in die bewohnten Orte, suchen Aas auf, oder stehlen Fleisch oder Schafe. Bruce sagt, er glaube, es gäbe in Abyssinien mehr Hyänen als Schafe, oft wenn er des Nachts nach Hause ging, knurrten sie ihn an, wichen aber sorgfältig seinem Stocke aus. Lichtenstein sagt, er habe am Cap die Hyänen nie anders als auf der Flucht gesehen, oft aber seien sie des Nachts unter den Fleischbänken der Capstadt herumgeschlichen. Kinder mögen allerdings vor ihnen nicht sicher seyn, Erwachsene aber fürchten sie. Einst traf Bruce in seinem Zelte eine Hyäne an, welche mit funkelnden Augen ihm entgegen kam, und einen Büschel Talglichter im Maule hatte; er durchstieß sie mit einer Lanze, und erschlug sie. Hunde sind Thiere, welche sie am meisten verfolgt, da ihr Fleisch ihr vorzüglich zusagt; aber die großen Hunde darf sie nicht angreifen. Ein Paar großer Hunde der Kolonisten am Cap zerreißen eine Hyäne leicht, und man findet manche Hyäne am Morgen todt vor den Bauernhöfen, welcher sie sich in der Nacht zu sehr genähert hatte, und den Hunden unter die Zähne gekommen war. Sie folgen den Karavannen, um Hunde zu haschen, oder todte Thiere, die liegen bleiben, zu fressen. Auf Schlachtfeldern und Begräbnißplätzen scharren sie Leichen aus, und halten hier ihre Mahlzeit. Insofern sind sie allerdings Menschenfresser, aber feige, und dieser Trieb hat ihnen das Prädicat eines furchtbaren und unbezähmbaren Charakters zugezogen. Jung lassen sie sich leicht zähmen, und werden so folgsam, wie ein Hund. Ein Wärter in Paris hatte eine zahme Hyäne, welche ihm allenthalben nachfolgte, seiner Stimme gehorchte, und sogar in seinem Zimmer schlief. Der Thierführer Advinant steckte seinen Kopf in den Rachen einer Hyäne, welche nie eine Miene machte, ihn zu verletzen; aber ihr unangenehmes Aeußere, das Sträuben der Mähne, der schiefe Blick, die unangenehme Athmosphäre, welche sie verbreiten, macht sie immer zu unangenehmen Thieren, und hat ihnen den schlimmen Ruf erworben, in welchem sie stehen.

Sie wohnen den Tag über in Höhlen, welche sie selbst graben oder in Felsklüften; dahin schleppen sie auch ihren Raub, und verzehren ihn da. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß nicht einst in der jetzigen Schöpfung auch in Europa Hyänen gelebt haben. Die gewaltige Menge Knochen, welche man von ihnen in den Knochenhöhlen von Frankreich, England und zum Theil auch in deutschen Höhlen antrifft; der Koth, der von ihnen an denselben Orten unverkennbar in Menge angetroffen wird; die Knochen der Thiere, an welchen man noch die Spuren der Hyänenzähne antrifft, sind wohl unwiederlegliche Zeugnisse, daß sie einst, freilich in unbekannter Zeit, dort gelebt haben, und in diesen Höhlen wohnten und hauseten. Welche Art es war, ob eine der lebenden Arten, oder eine ausgestorbene, das ist schwer zu sagen. Herr Cüvier nennt sie Höhlenhyäne, und hält sie für ausgestorben.

Wenn die Hyäne einmal etwas mit ihren Zähnen gefaßt hat, läßt sie es nicht leicht mehr fahren; daher herrscht bei den Mauren das Sprichwort, wenn sie von einem sehr hartnäckigen Menschen sprechen wollen, er habe den Kopf einer Hyäne. In der Freiheit ist Fleisch ihre Hauptnahrung, doch sollen sie im Hunger auch gewisse Wurzeln fressen. In der Gefangenschaft kann man sie auch an Brod gewöhnen.

Ihre 2 bis 4 Junge werfen sie in ihren Höhlen, und sorgen sehr treu für dieselben.

Die Haut wird nicht geachtet, und das Fleisch von keinem einzigen Volke gegessen. Da sie vielen Schaden am Vieh anrichten, so werden sie deßwegen sehr verfolgt. Am Cap fängt man sie in eigenen gemauerten Fallen. Die Thüre dazu ist eine Fallthüre, welche vermittelst einer Vorrichtung im Innern, an welcher ein Stück Fleisch als Köder steckt, offen gehalten wird. Ergreift die Hyäne den Köder, so fällt die Thüre zu, und die Hyäne ist gefangen, und steckt, wie eine Maus, in der Falle.

Auf Tafel 20 sind die beiden bekanntern Hyänen abgebildet.

Die Hyäne von Südafrika oder die gefleckte. Hyaena crocata.

Sie ist gemein in ganz Südafrika und auch besonders am Cap. Sie hat auf rostfarbem Grunde schwärzliche Flecken, ist etwas größer und hochbeiniger als die andere Art, und hat keine so lange Mähne.

Die gestreifte Hyäne. Hyaena striata.

Sie ist häufig im größten Theil des wärmern Asiens und in Nordafrika, geht bis zum caspischen Meere, Kaukasus, und bis zur Gränze Sibiriens. Auf hellgraulich, gelblichem Grunde hat sie schwärzliche Querstreifen, und eine sehr lange borstige Mähne, welche sie fast immer sträubt. Sie ist vorn bedeutend höher als hinten; im Ganzen etwas klein und schwächer als die gefleckte.

Katze. Felis. Chat.

Die Gattung der Katze ist eine der allernatürlichsten Gattungen, welche man aufstellen kann. Nicht nur ihr Gebiß, sondern auch die Gestalt des Kopfes, die zurückziehbaren Klauen, die lebhaften Augen, die rauhe Zunge und andere Kennzeichen der Gattung, sondern auch die ganze Lebensart bezeichnen sie sehr deutlich, und selbst das gestreifte oder gefleckte Kleid scheint allen eigen zu seyn, denn wenn auch mehrere von ihnen ungefleckt erscheinen, wenn sie alt sind, so sind doch die ganz Jungen gefleckt.

Die Gattungscharaktere sind: Vorderzähne oben und unten 6, alle klein, Eckzähne 4, konisch, sehr zugespitzt und stark; Backenzähne oben 4, unten nur 3; auch fehlt sehr häufig der vierte obere Backenzahn.

Die Kinnladen sind kurz; die Jochbeine breit, daher das Gesicht überhaupt breit, und die Schnauze abgerundet. Die Kraft der kurzen Kinnladen ist verhältnißmäßig nicht sehr groß, daher sehen wir, daß die Katzen sehr langsam, und man möchte sagen, mühsam kauen. Bei den sehr großen Katzenarten ersetzen aber die starken Kaumuskeln diese Kraft; aber sie ist nie so groß, als bei den Hunden oder Hyänen, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt. Die furchtbarsten Waffen der Katzen finden sich in ihren Klauen, welche ungemein spitzig, krumm und scharf sind. Sie sind zum Einhecken und zum Klettern geschickt. Da sie sich beim Gehen nothwendig abstumpfen müßten, wenn sie unbeweglich vorstünden, wie bei den Hunden, so sind sie zurückziehbar, und berühren beim Gehen den Boden nicht. So behalten sie ihre Spitze unversehrt, und können von der Katze im Augenblick, wo sie dieselben brauchen will, vorgestreckt werden. Die Füße der Katzen haben nur kurze Zehen, und sind daher abgerundet; aber die Muskeln, welche die Klauen leiten, sind stark, und die großen Katzen haben in ihren Tatzen eine furchtbare Kraft. Man sah bei einem Tiger, der an ein Kameel ansprang, daß die Tatze mit solcher Gewalt angeschlagen wurde, daß sie durch die Haut ganz durchfuhr, und den Knochen zerbrach.

Die Sinnen der Katzen sind bei weitem nicht so fein als bei den Hunden. Bei diesen ist der Geruchsinn weit der vorherrschende und wohl feiner als bei fast allen übrigen Säugethieren; bei den Katzen ist er dagegen ziemlich stumpf, aber der Gesichtssinn desto schärfer. Die meisten Katzen sind nächtliche Thiere, und ihre Augen so eingerichtet, daß auch die wenigen Lichtstrahlen der Dämmerung oder Nacht ihnen hinlänglich sind, um die Gegenstände zu erkennen, welche sie sehen wollen. Diese Arten haben alle ein ablanges Sehloch, und die Regenbogenhaut ist sehr empfindlich, so daß sie bei hellem Tageslicht die Oeffnung fast ganz schließt, und nur eine ganz schmale Spalte übrig läßt, wie wir das an unserer Hauskatze sehen können; bei Nacht dagegen, oder wenn die Katze an einem dunkeln Ort ist, erweitert sich das Sehloch so, daß es bei größerer Dunkelheit fast rund wird, und so alle Lichtstrahlen einfallen können. Bei mehreren Katzenarten, so wie bei andern Thieren leuchten die Augen des Nachts, so daß die Gegenstände durch das, aus den Augen strahlende Licht, erhellt werden können; dieses Leuchten dauert aber nie lange, höchstens 1 Minute, und man bemerkte es nur, wenn das Thier auf irgend eine Art gereizt ist, entweder wenn es Furcht hat, oder wenn seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand besonders gerichtet ist. Die Ursache dieser Lichterscheinung oder Phosphorescenz, wie man sie auch nennt, ist schwer zu erklären; sie scheint durch die Augennerven zu entstehen, und zum Theil vom Willen des Thieres abzuhängen, und ihren Ursprung im hintern Theil des Auges zu haben. Der Nutzen ist, die nahen Gegenstände zu erleuchten, denn ohne dieses Leuchten könnte auch das beste Auge des nächtlichen Thieres in ganz dunkelm Raume nichts sehen, da zum Sehen immer einiges Licht erforderlich ist. Andere Katzen sind Tagkatzen, und bei diesen ist das Sehloch rund, wie bei den meisten andern Thieren.

Das Gehör der Katzen ist ebenfalls sehr scharf, deßhalb hören sie das geringste Geräusch, und unterscheiden, woher der Ton kommt.

Die Katzen sind alle mehr oder minder stark behaart, und haben einen weichen Pelz. Unter allen Säugethieren sind sie die buntesten, und fast alle Arten sind mit Flecken, welche oft Rosen bilden, oder mit Streifen gezeichnet, und selbst die einfärbigen, wie die Löwen, sind bei ihrer Geburt gefleckt, allein die Flecken verlieren sich nachher.

Sie sind reinliche, gewandte, schnelle Thiere, welche alle geschickt klettern, wobei sie sich ihrer Klauen bedienen, an welchen sie ihren ganzen Körper hängen. Sie geben keinen üblen Geruch von sich, aber ihr Urin und ihre Exkremente riechen bei allen sehr stark. Vielleicht ist dieser üble Geruch Schuld, daß mehrere Arten ihres Kothes sich nur an trockenen Orten entledigen, ihn verscharren, und mit Sand oder Erde bedecken, wie wir dieß an unsern Hauskatzen wahrnehmen.

Alle Katzen, selbst die grimmigsten und bösartigsten, sind ganz jung sehr leicht zähmbar, und dann sehr possirliche Thiere, welche sich nie satt spielen können, immer in Thätigkeit sind, und kleine Gegenstände umherrollen; aber bald zeigt sich ihr tückisches und boshaftes Naturel. Spielen sie mit lebenden Thieren, so ist das Ende immer für das Thier, womit sie spielen, ein tragisches; plötzlich fassen sie es im Nacken, und beißen es todt.

Unter allen Säugethieren sind die Katzen wohl am meisten auf thierische Nahrung beschränkt, und keine Art genießt etwas aus dem Pflanzenreich; wenn die Hauskatze davon eine Ausnahme macht, so ist es nur Folge der Hausgenossenschaft; die wilde Katze wird keine Pflanzenkost berühren. Die großen Katzenarten, wie der Tiger, der Kuguar, lieben aber noch mehr das Blut als das Fleisch der Thiere. Da sie oft mit ihrem Raube spielen, ehe sie ihn tödten, und das Geschrei des gemarterten Thieres nicht achten, so hat man ihnen Grausamkeit zugeschrieben; allein Mitleiden oder Grausamkeit sind Eigenschaften des Menschen und nicht der Thiere; auch der Löwe ist nicht großmüthig, er schont das Leben eines Thieres nur, wenn er eben keinen Hunger hat, oder wenn Gewohnheit oder gewisse Art von Gesellschaftstrieb ihm eine Anhänglichkeit an ein Thier gibt, wie dieß der Fall ist, wenn junge Hunde mit jungen Löwen erzogen werden. Hier entsteht dabei Anhänglichkeit beider Thiere an einander durch Gewohnheit des Beisammenseyns, und eines fühlt ohne das andere Langeweile, aber es ist kein natürliches, es ist ein künstliches Verhältniß, durch die Gefangenschaft herbeigeführt. Der Hund ist ein intelligenteres Thier als der Löwe, er entwickelt schneller seine Intelligenz; der Löwe fühlt dieses, und es ist die moralische Kraft, welche über die physische siegt. Der Löwe ist ohne Vergleich stärker als der Mensch; aber die Intelligenz der Menschen besiegt bald die physische Kraft des Löwen, und das furchtbare Thier, welches mit dem Schlag seiner Tatzen den Menschen tödten könnte, zittert vor dem ernsten Wort seines Meisters, und die Furcht ist es, welche Gehorsam hervorbringt; hat aber der Löwe die moralische Ueberlegenheit der Menschen nie kennen gelernt, so tödtet er ihn gleich einem andern Thier; doch scheint der aufrechte Gang der Menschen auf ihn zu wirken, und ihm einiges Mißtrauen in seine Kraft zu geben, daher greift er einen still stehenden und ihn fest anschauenden Menschen seltener an, wohl aber, wenn er sich in die Flucht begiebt; der Tiger dagegen von beständigem Blutdurst getrieben, achtet in seiner Begierde den Menschen nicht mehr, als jedes andere lebende Geschöpf.

Wenn die Hunde ihren Raub verfolgen, so leitet sie ihr Geruch, und die Schnelligkeit ihres Laufes führt ihnen die Beute zu. Nicht so die Katzen, so schnell sie auch laufen können, so werden sie darin von sehr vielen Thieren, welche ihnen zur Beute dienen, übertroffen, und da sie ihr Geruch nicht leitet, und selbst ihr scharfes Gesicht nicht aushilft, so müssen sie zur List Zuflucht nehmen; offene Gewalt würde sie nicht zum Ziele führen, daher verbergen sich die Katzen, und legen sich in Hinterhalt, besonders da, wo sie glauben können, daß das Bedürfniß andere Thiere hinführt. Wasser ist für die meisten Thiere ein nothwendiges Bedürfniß. Da nun in heißen Ländern nicht allenthalben Wasser zu haben ist, so legen sich die Löwen, Tiger, Panther und Jaguare, denen das Baumklettern Mühe macht, an den Flüssen oder Bächen in Hinterhalt, und erhaschen die Thiere, welche ihren Durst zu löschen kommen, im Sprunge. Die kleinern Katzenarten, Luchse, wilde Katzen, lauern auf Baumästen, die zahme Katze am Mauseloch. Leise auftretend, fast auf dem Bauche kriechend, und nur den Schwanz als Balancirstange bewegend, schleicht die Katze sich so weit heran, bis sie glaubt in einem oder ein Paar Sprüngen sicher ihre Beute erreichen zu können; dann springt sie, hat sie das Ziel verfehlt, so sieht sie mit gierigen Augen dem Flüchtling nach, verfolgt ihn aber nicht. Der Hund geht offen auf seinen Feind los, die Katze aber, auch die mächtigste erschleicht ihn. Nie fällt der Löwe sogleich in eine Schafheerde ein, wie der Wolf, sondern er umschleicht sie vorerst, und verbirgt sich im Gebüsche. In einer ganz offenen Gegend hat man sich nie vor Löwen, Tigern oder Jaguaren zu fürchten, wohl aber im Gehölz, in Schluchten und Gebüschen, wo sie ungesehen lauern können. Nie wird man ein solches Thier in vollem Lauf den Feind verfolgen sehen, etwa wie der Jagdhund und der Windhund den Hasen. Bemerkt die kleinere Katze Gefahr, so wird sie, so bald sie kann, einen Baum erklettern, aber nicht über offenes Feld dahin laufen. Freilich liefert sie sich dadurch dem Jäger in die Hände, hätte aber der Mensch die tödtende Waffe nicht, so könnte er der Katze auch nichts thun.

Die Katzen sind einsam lebende Thiere, welche bloß der Geschlechtstrieb auf kurze Zeit mit ihresgleichen zusammenbringt. Nie hat man auch nur einen Trupp von Katzen, Löwen und Tigern gesehen. Sie leben mit allen andern Thieren in Feindschaft. Ihr ganzes Trachten geht auf Raub und Mord; sie sind Feinde alles Lebens. Lebten sie gesellig,

so würde bald alles bezwingbare umgebracht, und alles um sie her zur stillen Wüste.

Der Körper ist bei den meisten schlank und lang; die Beine niedrig, aber ungemein muskulös, stark und elastisch; also zu gewaltigen Sprüngen geschaffen. Der Schwanz ist meist lang, und scheint beim Springen die Bewegung zu leiten.

Die Katzen sind über alle Zonen, alle Theile der Erde verbreitet; nur Neuholland ernährt keine Art. Sie gehen indeß nicht so weit nach den Polen hin, als die Hunde und Bären, und ihre großen und furchtbaren Arten leben in den Tropenländern. Sie haben keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern ziehen herum, wohin sie durch ihre Beute angelockt werden; schlagen aber ihre einsweilige Wohnung auf, wo sie viele Nahrung finden. Wir kennen etwa 30 Arten, wovon beinahe die Hälfte Amerika angehören.

Man hat sie wohl auch in ungefleckte oder Löwen, und in gefleckte, oder Tiger eingetheilt; aber einerseits sind einige der ungefleckten, wie schon angegeben, in der ersten Jugendzeit gefleckt, anderseits aber hat die Farbe auf ihre Lebensart keinen weitern Einfluß.

Die Katzenarten vermehren sich ziemlich stark; die großen Arten werfen jährlich zwei bis vier Junge, die kleinern Arten aber wohl das doppelte, da sie mehrere Male trächtig sind. Sie werden im Allgemeinen nicht sehr alt.

Taf. 21. Der Löwe. Felis Leo.

Unter allen Katzenarten ist der Löwe wohl eine der bekanntesten. Ein Raubthier von solcher Größe, Stärke, Gefährlichkeit und ausgezeichneten Bildung mußte frühe schon die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich ziehen, um so mehr als er über weite Länderstrecken der alten Welt verbreitet war; in frühern Zeiten besonders noch viel weiter als jetzt. Sein äußeres Ansehen schon verräth seine Stärke, und scheint ihm einen gewissen Adel zu verleihen, weßwegen ihn auch schon die Alten den König der Thiere nannten.

Wir kennen in unsern Zeiten wenigstens drei Varietäten des Löwen. Nämlich:

1) Den Löwen aus der Barbarei. Er ist von dunkelbraun gelber Farbe, an einigen Theilen fast schwarz; das Männchen ungemein groß, mit sehr langer Mähne. Es ist die größte Varietät, und wahrscheinlich diejenige, welche in den Zeiten der Römer am häufigsten nach Europa gebracht, und bei ihren Spielen gebraucht wurden. Die römischen Münzen zeigen ihn sehr deutlich. Er bewohnt ganz Nordafrika, das Gebiet der ehemaligen Raubstaaten Algier, Tunis, Tripolis, Fez Marokko, das ganze ehemalige Mauritanien und Numidien.

2) Der Löwe vom Senegal, von mittelmäßiger Größe, gelblicher Farbe; das Männchen hat eine viel kleinere Mähne. Er scheint vom Senegal an über den größten Theil von Südafrika verbreitet zu seyn.

3) Der Löwe ohne Mähne, oder der Löwe von Guzurate. Dieser Löwe, den wir auf Taf. 21. haben abbilden lassen, zeichnet sich dadurch aus, daß das Männchen niemals eine lange Mähne bekommt. Allerdings sind auch bei ihm die Haare am Nacken, am Halse und der Oberbrust länger als die übrigen am Körper, aber nur einige Zolle lang; sie liegen nach allen Richtungen. Der Schwanz dagegen hat die lange Schwanzquaste. Die Farbe ist dunkelfalb. Dieser Löwe bewohnt die Provinz Guzarate in Indien, und ist daselbst so gemein, daß Herr Smee, der die Haut dieses Löwen zuerst nach London schickte, innert einem Monat eilf Individuen mit eigener Hand erlegte. Dieselbe Art findet sich bis nach Persien und Arabien hin. Schon Solin und Oppian sprechen von Löwen ohne Mähne, ob es aber wirklich diese Art sei, ist nicht ganz gewiß. Dagegen sagt Olivier ganz bestimmt, die Löwen, welche Persien und Arabien bewohnen, auch bei Bagdad vorkommen, gehören wahrscheinlich zu der Art, von welcher schon Aristoteles und Plinius sprachen. Dieser Löwe hat weder den Muth noch die Größe der afrikanischen Löwen. Wenn er sich einer Beute bemeistern will, so lauert er auf sie im Schilf längs den Ufern der Flüsse. Er wagt sich aber nur an schwächere Thiere, und darf nicht einmal einen Eber angreifen, welche dort häufig sind. Er flieht die Menschen, sogar Weiber und Kinder. Hat er ein Schaf ergriffen, so flieht er mit ihm; läßt es sich aber durch einen Araber abjagen, welcher ihm nacheilt. Wird er zu Pferde verfolgt, so vertheidigt er sich nicht einmal. Nur wenn er verwundet wird, erwacht seine Wuth, und dann zeigt er, daß es ihm nicht an Stärke, sondern nur an Muth mangelt. Er wird dann gefährlich, und die Fälle sind nicht selten, wo ihm Menschen unterliegen und von ihm getödtet werden. Sein Charakter ist also sehr unähnlich dem seiner Artsverwandten in Afrika, und ihn könnte man wohl nicht König der Thiere nennen.

Aber selbst außer diesen angeführten Arten scheint es in ältern Zeiten noch mehrere Varietäten in Asien gegeben zu haben. Aelian spricht von Löwen, welche sich in Syrien finden, und sehr groß und schwarz gewesen seyn sollen. Klein-Asien, Cilicien, Armenien, Parthien hatten Löwen. Simson und David kämpften mit Löwen in Palästina; aber selbst in Europa gab es Löwen. In Macedonien, Thessalien und Thracien waren Löwen nicht selten; wenn sie aber dort ausgereutet wurden wissen wir nicht, es fällt dieses in sehr frühe Zeiten.

Afrika ist jetzt der Hauptschauplatz der Thaten des Löwen; er scheint alle Gegenden dieses Welttheils zu bewohnen, doch ist er nicht mehr in Egypten, und am Vorgebirg der guten Hoffnung ist er tief landeinwärts gedrängt worden, und kommt nur noch selten innerhalb der Grenzen der Kolonie vor.

Noch immer scheint die Barbarei am reichsten damit versehen zu seyn; die meisten Löwen, welche wir in Menagerien sehen, kommen aus den ehemaligen Raubstaaten. Diese Gegenden waren es auch, aus welchen die Römer ihre Löwen für die Kampfspiele in so großer Menge zogen, daß wir kaum noch begreifen können, wie es möglich war. Wir lesen, daß Pompejus auf einmal 600 Löwen, wovon 360 Männchen, auf den Kampfplatz brachte, Cäsar 400. Die Könige von Numidien und Mauritanien schenkten den Römern sehr viele, und immer erschienen sie noch unter den ersten Kaisern in großer Menge auf dem Schauplatz; aber schon unter Mark Aurel hielt man es für viel, daß er 100 Löwen zusammenbrachte, daher es so weit kam, daß die Löwenjagd den Privaten verboten wurde, damit sie nie bei den so beliebten Spielen fehlen sollten, und erst unter Honorius wurde dieses Verbot aufgehoben, als das Christenthum den grausamen Vergnügungen der Kampfspiele ein Ende macht.

Der Löwe erreicht eine sehr bedeutende Größe. Ein Löwe aus der Barbarei mißt erwachsen von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel über 5′ Parisermaß, und die Höhe bei der Schulter ist nahe an 3′, die Höhe beim Kreuz ebenso viel. Das Männchen ist viel größer als das Weibchen, und durch die lange Mähne sowohl, als durch die Farbe sehr von ihm verschieden. Das Weibchen ist ganz einfärbig, falb. Das Männchen bekommt die Mähne erst mit dem dritten Altersjahr, und sie nimmt an Größe und Länge immer zu, so daß sie bei recht alten fast an den Boden reicht, und immer schwärzer und dünkler wird, auch Brust und Bauch ist lange behaart. Beim Weibchen sind alle Haare kurz und anliegend, nur der Schwanzbüschel ist vorhanden.

Die Größe des Löwen, seine Stärke, sein ruhiges und gemessenes Betragen, sein ernsthaftes Gesicht, und sein gravitätischer Gang geben ihm jenes, man möchte sagen, ehrfurchtgebietendes Ansehen, welches ihm den Namen König der Thiere erworben hat; allein auch seine Geschichte ist voll Fabeln, und besonders hat man, getäuscht durch sein Ansehen, seine intellektuelen und moralischen Fähigkeiten zu sehr erhoben, und namentlich ist alles, was von der Großmuth des Löwen erzählt wird, nur ein Spiel der Einbildungskraft. Der hungrige Löwe fällt Thiere und Menschen ohne Furcht an; aber der gesättigte Löwe ist träge und feig; er geht dem Menschen aus dem Wege, oder greift ihn ungereizt nicht an, und läßt dann auch andere Thiere, besonders kleinere, ungeneckt; dieß ist seine ganze Großmuth; aber er ist der Erziehung fähig, und erlangt jung eingefangen eine große Zahmheit und Folgsamkeit gegen seinen Wärter. Viele Löwen in Menagerien sind darin geboren, und kennen die Freiheit gar nicht, und mit diesen kann ihr Wärter ohne alle Gefahr spielen; sie gehorchen ihrem Wärter, und sind dankbar für empfangene Wohlthaten. Man kann sie sogar zu Künsten abrichten, welche unwürdig für das majestätische Ansehen des Thieres und seinem ernsten Charakter scheinen. Wenn das schön gemähnte Thier z. B. durch einen Reif springen soll, so kommt es einem vor, als ob ein würdig aussehender Greis Kinderspiele treiben würde, aber es zeigt, wie der Verstand des Menschen ihn zum Beherrscher der Thiere geeignet macht. Wenn auch die Römer den Löwen so zahm machten, daß er sich vor den Wagen spannen ließ; wenn man Löwen auf dem Theater erscheinen sah, wie dieß in Rom und in unsern Zeiten in England geschah, wenn man mit Er-

ſtaunen ſah, wie Löwen ihren Wärter mit Liebkoſungen überhäuften, und ſogar Eiferſucht zeigten, wenn derſelbe mit dem einen Löwen ſpielte, den andern vernachläßigte, ſo iſt es doch wohl gewiß, daß der Löwe nicht zum Geſellſchafter des Menſchen paßt. Ein gewaltiges Thier von der Stärke des Löwen, welches ſich nur von rohem Fleiſche großer Thiere nährt, kann nie in vertrautem Umgang mit Menſchen und andern Thieren leben, da von dem Zorn, der in einem Augenblick durch einen unſchuldigen Zufall entſtehen kann, das Leben des Menſchen und die Sicherheit der Umgebungen hoch gefährdet werden kann. Nirgends iſt der Löwe wirklich zum Hausthier geworden, nie leiſtet er dem Menſchen wirkliche Dienſte.

In ſeinem Vaterland bewohnt der Löwe niemals große Wälder, ſondern ſolche Gegenden, welche mit Gebüſche oder Schilf verſehen ſind, Bergſchluchten oder Felſenhöhlen, die Ufer eines Fluſſes oder Sees, die Ränder der afrikaniſchen Wüſte, wo etwa eine Quelle oder ein Brunnen ſich findet, zu welchem die vom Durſt gequälten Thiere kommen müſſen. Hier ſchlägt er für längere oder kürzere Zeit ſeine Wohnung auf. Nur ſelten geht er am Tage auf Raub aus, oder verläßt ſeinen Schlupfwinkel, wenn er nicht mit Gewalt hervorgetrieben wird; die Nacht dagegen iſt die Zeit ſeiner Thätigkeit, aber auch hier verräth er ſeine Katzennatur; er umſchleicht ganz ſtill die Lager der Karawannen, und fällt unverſehens in gewaltigem Sprunge das ſorglos weidende Pferd oder den Ochſen an, und erreicht er es, ſo iſt der Fall ſeines Schlachtopfers gewiß. Glücklicher Weiſe verräth er ſein Daſein öfters durch ſein ſchreckliches Gebrüll, welches ſchaudererregend weit umher in der Stille der Nacht alles was lebt in Schrecken verſetzt. Der beherzteſte Menſch kann ſich einer gewiſſen Furcht nicht erwehren, und das Pferd, welches unerſchrocken im Donner der Schlacht da ſteht, zittert am ganzen Körper, wenn es von dem Daſein des mächtigen Feindes Kunde erhält. Kann es ſich losreißen, ſo flieht es in wilder Flucht, fällt aber eben dadurch ſeinem Feinde zuweilen in die Klauen.

Nur in der Nähe menſchlicher Wohnungen ſind Ochſen, Kälber, Pferde, Schafe die Nahrung der Löwen; ihm ſind an der Grenze der Wüſte die zahlreichen Antilopenarten von der Natur zur Nahrung angewieſen, welche er vorzieht, wenn er ſie haben kann. Den Menſchen greift er ſeltener ungereizt an; ſtößt aber der Menſch unverſehens auf einen hungrigen Löwen, ſo iſt die Gefahr allerdings groß, und unbewaffnet wird er die leichte Beute des Thieres. Wie alle Katzen, erſchleicht er, auf dem Bauche kriechend, die Beute, legt ſich alle paar Schritte wieder nieder, und iſt er nahe genug, d. h. auf ſechs bis acht Schritte, ſo ſitzt er ihr mit einem Satz auf dem Nacken und ergreift ſie mit Zähnen und Klauen faſt zugleich. Das ſtärkſte Pferd unterliegt der Laſt, wenn der Löwe ihm auf der Kruppe ſitzt; ſein Widerſtand dient zu nichts. Es muß ein ſchöner, aber fürchterlicher Anblick ſeyn, wenn man einen Löwen in voller Freiheit beobachten kann. Ein Sprung von acht bis zehn Schritten iſt für ihn nichts. Nie verfolgt er die Beute, wenn ſie im erſten Sprunge ihm entgangen war, aber noch einige Sprünge bringen ihn oft in ihre Nähe und werden ihr verderblich. Weniger blutdurſtig als der Tiger nährt er ſich mehr vom Fleiſch als vom Blute, und iſt daher, eher ſatt als jener, weniger genöthigt auf einen Raub auszugehen; daher ſchildert man ihn nicht ſo grauſam, und nannte ihn ſogar großmüthig, was er gewiß nicht iſt; wohl kann man ihn eher feige nennen. Eigentliches Aas genießt er aber nur im größten Hunger, und er läßt, was er am zweiten Tage nicht verzehrt, den Hyänen über, welche ihm auch oft folgen.

Die Löwin wirft jährlich drei, ſelten vier Junge, und iſt um dieſe Zeit am raubbegierigſten und am meiſten zu fürchten, da ſie theils zur Erzeugung der Milch mehr Nahrung bedarf, ſpäter aber auch ihren Jungen Beute zuſchleppt. Zur Begattungszeit ſieht man Löwe und Löwin nicht ſelten beiſammen. Die jungen Löwen ſind ebenſo poſſirliche Thiere, wie andere junge Katzen, und ſpielen ſehr gerne unter ſich.

Außer dem Menſchen hat der Löwe keinen Feind, der ihm etwas anhaben könnte. Nur der Elephant iſt mächtig genug, um ihm zu widerſtehen und ihn zu beſiegen, aber die gegenſeitige Begegnung wird wohl ungemein ſelten ſeyn, da der Löwe dem Elephanten ausweicht; dieſelben Bewandtniſſe hat es mit dem Nashorn. Der Menſch aber iſt ſein furchtbarſter Feind, vor dieſem muß er immer zurückweichen, und die nahen menſchlichen Wohnungen beſucht er ungeſtraft ſelten lange. Zwar iſt die Löwenjagd allerdings gefahrvoll, und mancher Jäger iſt ſchon dabei unterlegen und ſchrecklich zerriſſen worden, allein das fernher tödtende Geſchoß in der Hand des gewandten und unerſchrockenen Schützen, der den Löwen vor den Kopf ſchießt, wie dieß die afrikaniſchen Koloniſten meiſt ſind, macht dieſe unglücklichen Jagdausgänge ſelten. Mit Hunden, von denen aber faſt immer einige zu Grunde gehen, wird der Löwe aus ſeinen Schlupfwinkeln aufgejagt, und von den angeſtellten Schützen beim Durchbruch getödtet.

Der Löwe ſcheint ein ziemlich hohes Alter zu erreichen; man trift zuweilen ſolche an, welche einen Theil ihrer Zähne verloren haben. Doch möchte ſich das Leben eines Löwen kaum über zwanzig Jahre erſtrecken. Man hat in Menagerien mehr als einmal Baſtarde von Löwen und Tigern erzielen können. Solche Junge ſind dann geſtreift.

Dieſe wenigen Züge mögen hinreichen, den Löwen zu charakteriſiren, da der Raum nicht erlaubt, die vielfachen Anekdoten anzuführen, welche man vom Löwen, wahr oder unwahr, erzählt.

Der Tiger oder Königstiger.

Felis Tigris.

Der Tiger iſt eines der ſchönſten, zugleich aber der furchtbarſten Thiere, die wir kennen, ja man kann es das furchtbarſte von allen nennen, die größte Plage Indiens. Seine Größe, ſeine Schnelligkeit, ſeine außerordentliche Muskelſtärke und die ſchöne und regelmäßige Zeichnung ſeines Felles machen ihn gleich merkwürdig.

Der Körper iſt lang und geſtreckt; die Beine kurz, doch verhältnißmäßig höher als bei den meiſten Katzenarten. Der Kopf iſt klein; der Schwanz ſehr lang; die Haare weich und kurz, ausgenommen an den Seiten der Backen, welche mit langen Haaren bedeckt ſind, die aber keine Mähne bilden; Rücken, Seiten, Schwanz, äußerer Theil der Schenkel, Stirn und Naſenwurzel ſchön lebhaft rothfalb; Schnauze, Backen, Inneres der Ohren, Vorderhals, Bauch und innere Schenkel rein weiß. Ueber den Körper laufen ſchmale, ſchön ſchwarze Querbänder; auch am Geſicht bilden ſolche Bänder regelmäßige Figuren; der Schwanz iſt mit abwechſelnd falben und ſchwarzen Ringen gezeichnet.

Die Länge eines ausgewachſenen Tigers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel iſt 5 bis 6′, ja man will Tiger von 7 bis 8′ angetroffen haben, die Länge des Schwanzes iſt 3′; die mittlere Höhe zwiſchen 3 bis 4′.

Das Vaterland der, ihrer Schönheit wegen Königstiger genannten, größten Katze, iſt das ganze warme und gemäßigte öſtliche Aſien, nämlich ganz Oſtindien, ein Theil von China, Perſien, Sumatra, Java, Ceilon; einzelne ſtreifen bis an den Kaukaſus, ja bis nach dem öſtlichen Sibirien.

Kein anderes Thier fürchtend, immer hungernd oder vielmehr blutdurſtig fällt der Tiger über alle Thiere her, und fürchtet den Menſchen ebenſo wenig, als ſeine Waffen, obſchon er ihnen oft unterliegt. Nur den Elephanten und das Nashorn greift er nicht leicht an. Selten oder nie findet man den Tiger in offenen Gegenden. Im Dickicht der Wälder, nahe an Straßen oder Dörfern, beſonders aber an den Ufern der Flüſſe, im Gebüſche oder in Bambuswäldern lauert er heimtückiſch auf ſeine Beute, überfällt ſie aus ſeinem Hinterhalte im Sprunge, und verfehlt ſie ſelten. Er iſt nicht grauſamer als der Löwe, aber da er immer Hunger und Durſt hat, iſt er viel gefährlicher. Seine Muskelkraft erlaubt ihm Sprünge von 12 Fuß und mehr zu machen. Vom Blute gleichſam berauſcht, legt er ſich gleich nach der Mahlzeit ſchlafen, dann hat man von ihm nichts zu fürchten, denn wenn er auch aufgeweckt wird, ſo iſt er feige, und ſchleicht ſich davon. Doktor Johnſon war einſt auf der Haſenjagd in Indien; ein Haſe ſprang in ein kleines Gehölz; Johnſon begab ſich auf die andere Seite, indem er glaubte der Haſe werde da heraus kommen. Er bog leiſe das Gebüſch etwas weg, um ſich umzuſehen, als er zu ſeinem großen Schrecken einen ſchlafenden Tiger entdeckte, der dadurch erweckt, ihn grimmig anblickte, dann aber davon lief, ohne weder Johnſon noch ſeinen Jagdgenoſſen etwas zu thun. Neben der Stelle, an welcher aber der Tiger gelegen, fand man einen halb aufgefreſſenen wilder Eber. Vorzüglich gefährlich iſt die Pfauenjagd, da der Tiger ſich ſehr gerne in der Nähe der Pfauen, deren Fleiſch er ſehr liebt, aufhält. Ganze Straßenzüge werden oft von einem Tiger unſicher gemacht, ſo daß die Kommunication eine Zeit lang unterbrochen wird, bis der Tiger getödtet oder verjagt worden iſt, oder von ſelbſt einen andern Ort zu ſeinem Hinterhalt auswählt. Sind einige Unglücksfälle vorgegangen, ſo wird ein ſolcher Paß durch ein Zeichen kenntlich

gemacht, und ein Hüttchen aufgerichtet, in welchem die Reisenden einigen Schutz finden. Hier warten die Einzelnen, bis eine kleinere oder größere Gesellschaft beisammen ist, welche dann gemeinsam den gefährlichen Paß durchzieht; allein wenn der Tiger hungrig ist, so achtet er nicht auf die Menge, und wählt sich unter dem Truppe ein Schlachtopfer, welches er so schnell davon schleppt, daß die erschrockenen Uebrigen nicht einmal auf ihn schießen können. Man hat Beispiele, wo ein Tiger in ein marschirendes Reiterregiment stürzte, einen Reiter ab dem Pferde riß, und mit ihm so schnell davon lief, als ob er eine Maus trüge. Auch von dieser Stärke erzählt Johnson ein Beispiel. Auf einem Jagdzug, welche in Indien oft viele Tage dauern, zogen die wohlbewaffneten Diener der jagenden Herren mit einigen Ochsen, die das Gepäck trugen, voraus, als plötzlich ein Tiger aus einem Gebüsche am Wege heraus sprang, den ihm zunächst stehenden Diener Johnsons ergriff, und mit ihm so schnell davon lief, daß die andern kaum schießen konnten. Den Menschen zwischen den Zähnen, den Kopf desselben gegen die Erde gekehrt, lief er damit über eine englische Meile weit durch Lichtungen und Gebüsche, so daß man nur Haare des Unglücklichen an den Dornen hängend fand, welche auf die Spur leiten konnten. Als Herr Johnson in vollem Eifer zu Pferde nacheilte, fand er nur noch einige Ueberreste des Getödteten, aber den Tiger nicht, der gesättigt sich davon gemacht hatte. Wenn auch ein Angefallener gerettet wird, so bleibt er selten am Leben, da die Wunde, welche der Tiger mit seinen Klauen schlägt, schrecklich sind. Ein Tiger sprang beim Durchmarsche eines bengalischen Regimentes auf ein beladenes Kameel, und zerbrach ihm beim Ansprung das Dickbein. Nicht einmal das Feuer schützt vor dem Anfall. Eine englische Jagdgesellschaft hatte sich auf einer Insel des Ganges um ein Feuer gelagert, als plötzlich ein Tiger aus dem nahen Gebüsche hervorsprang, einen der Jäger ergriff, und mit ihm so schnell davon sprang, daß seine Gefährten kaum schießen konnten. Der arme Mensch war verschwunden, allein der Tiger war auch getroffen worden, und einige Minuten später kam der Angegriffene wieder aus dem Gebüsche hervor, aber so schrecklich verwundet, daß er an den Wunden starb. Voll Schrecken floh man schnell, und kaum hatte man das Schiff erreicht, so kam auch der Tiger wieder heraus, und rief durch furchtbares Gebrüll aufs Neue zum Kampf auf, den aber Niemand wagen wollte.

Wie häufig diese Thiere noch immer in Ostindien sind, zeigt sich aus den Nachrichten des schon angeführten Johnsons, der angibt, daß ein einziger Privatmann, der sich mit der Tigerjagd abgab, allmälig nicht weniger als dreihundert und sechszig Tiger erlegt hatte; denn so gefährlich die Jagd ist, so gibt es doch immer Menschen, welche sich damit abgeben, nie aber wird sie von Einzelnen auf offene Art geführt, sondern man ahmt dem Tiger nach, und lauert ihm im Hinterhalt auf. Man weiß nämlich, daß wenn der Tiger ein Thier getödtet hat, er den folgenden Tag wieder zu dem Ueberreste zurück kehrt; nun benutzt man diesen Umstand dazu, um in der Nähe ein Schießhäuschen zu errichten, und daraus den Tiger bei seiner Ankunft zu erschießen, wozu aber furchtlose und sichere Schützen erforderlich sind; mancher verliert aber dabei das Leben. Häufig auch wird auf die Tiger förmlich Jagd gemacht; allein dieß geschieht nicht wie bei den Löwen, so daß man den Tiger mit Hunden aus seinem Lager aufjagt, denn dieß ist zu gefährlich, und kein Hund läßt sich dazu gebrauchen, sondern auf großen Treibjagden, wobei die Jäger auf Elephanten sitzen. Solche Jagden werden aber nur von Fürsten und reichen Herren angestellt, da man dazu manchmal 10 bis 20,000 Menschen und noch mehr, und 10 bis 40 Elephanten, ja noch mehr, gebraucht, also ein förmliches Kriegsheer aus Infanterie und Kavallerie. Der Bezirk, worin der Tiger sich aufhält, wird mit Elephanten umstellt, auf welchen die Schützen sitzen, dann wird der Tiger durch Schießen, Trommeln und Geschrei aus seinem Hinterhalt aufgejagt, und wenn er durchbrechen will, von den Elephanten herab erschossen. Obschon der Tiger den Elephanten ungereizt nicht anfällt, so ist dennoch diese Jagd doch nicht ohne Gefahr, oft reißen die Elephanten aus Furcht vor dem Tiger aus, oder der Tiger springt auf den Rücken des Elephanten, oder kann seinen Rüssel ergreifen, dann ist der Elephant verloren, und seine Reiter werden unglücklich. Der Elephant wehrt sich mit seinem Rüssel; kann er den Tiger erfassen, so wirft er ihn in die Luft, und zerstampft den herabgefallenen, gelähmten oder sinnlosen Tiger. Oft auch werden bei solchen Jagden die Gehölze mit Garnen umspannt, zwischen welchen auf eigenen Pfählen Schießhäuschen in angemessenen Entfernungen angebracht, und mit Schützen besetzt werden, welche auf die am Garn ankommenden Thiere schießen. Bei solchen Jagden werden aber nicht blos Tiger, sondern eine Menge anderer Thiere geschossen; daß aber solche Jagden ihrer Kostbarkeit wegen nur selten sein können, ist begreiflich.

So furchtbar der Tiger ist, so läßt er sich, jung eingefangen, so leicht zahm machen, als jede andere Katzenart. Die Jungen sind ebenso possirliche und munter spielende Thiere wie die Hauskatzen; wenn sie aber älter werden, ist auch dem zähmsten Tiger nicht zu trauen; doch hat man Beispiele in Menagerien, wo Wärter sich in den Käfig hineinwagten. Die Römer zähmten den Tiger so, daß Heliogobalus durch zwei angespannte Tiger seinen Wagen ziehen ließ; sie hatten aber früher, als unter den Kaisern, wenig Verbindung mit Indien, und August war der erste, welcher einen zahmen Tiger zeigte. Erst später wurden sie häufiger im Thierkampfe gesehen, doch wurden nie mehr als 4 aufgeführt. In unsern Zeiten kommen sie wegen der leichten Verbindung mit Indien häufiger.

Der Tiger brüllt seltener als der Löwe, nur im Hunger oder im Augenblick, wenn er auf seine Beute springen will, dann aber ist sein Gebrüll furchtbar, und alle Thiere ergreifen die Flucht.

Meist trifft man den Tiger allein, nicht selten und besonders zur Begattungszeit lebt er auch in Gesellschaft der Tigerin; dann ist er besonders furchtbar. In Europa ist es selten gelungen in Menagerien eine Paarung zu bewirken; bei einem Versuche in Paris verwundete die Tigerin den Tiger sehr gefährlich. Häufiger noch ist die Paarung mit dem Löwen gelungen, woraus Bastarde entstanden, welche von beiden Eltern etwas haben.

Die Tigerin wirft 2, höchstens 4 Junge, welche sie zärtlich liebt, und mit furchtbarer Wuth vertheidigt; den allfälligen Räuber derselben aber Meilenweit verfolgt, der sich dadurch retten kann, wenn er eines der Geraubten fallen läßt, da er dann Zeit hat, wenn die Mutter sich mit diesem beschäftigt, sich zu retten.

Noch jetzt stellen die Indischen Fürsten und Großen Tigergefechte an, entweder zwischen Elephanten und Tigern, oder auch zwischen Büffeln und Tigern. Ein solches Gefecht, wie man es auf Java zuweilen anstellt, haben wir auf Tafel 22 abbilden lassen. Die Stiergefechte in Spanien haben damit einige Aehnlichkeit. Ein alter Tiger bemächtigt sich leicht des stärksten Büffels, welcher zwar sich tüchtig mit seinen Hörnern zur Wehre setzt; allein der Tiger sitzt ihm mit einem Sprung im Nacken, und reißt ihm den Hals auf, und so muß der Büffel schnell unterliegen; doch wird auch nicht selten der Tiger von den Hörnern des wüthenden und geängstigten Stiers verwundet; allein bei diesen Kämpfen läßt man es beim ersten nicht bewenden, sondern es werden nach einander mehrere Büffel auf den Kampfplatz gebracht, und die Kraft des Tigers gebrochen, so daß er von den Hörnern der Büffel durchbohrt, unter schrecklichem Gebrüll den Tod findet. Bei solchen Schauspielen werden von den Javanern, wie von den Engländern, größere oder kleinere Wetten gemacht, welches dieser Thiere Sieger sein wird.

Taf. 23. Der Jaguar. Felis Onca.

Der Jaguar ist die größte gefleckte Katze Amerikas. Er ist mit dichtstehenden, geraden, in etwas glänzenden und weich anzufühlenden Haaren bedeckt, welche im Innern der Ohren, an der Kehle, der Brust und dem Bauche etwas länger sind. Die Grundfarbe des Felles ist bei den meisten röthlichgelb, ausgenommen im Innern der Ohren, an der untern Kinnlade, an der Schnauze, der Kehle, dem untern Theil des Halses, der Brust und dem Bauche, auch gegen Ende des Schwanzes, wo sie weiß ist. Das ganze Fell ist mit kleinern, schwarzen, kreisförmigen, länglichten oder unregelmäßig gestalteten, und mit größern, gelblichrothen, schwarz umrandeten Flecken bedeckt; an den Beinen bilden sie oft Querstreifen. Am hintern Ende des Schwanzes, dessen Ende schwarz ist, bilden sie 2 bis 3 volle Ringe. Außer einem schwarzen Flecken an jedem Mundwinkel sind nicht 2 Felle einander gleich. Auch die Grundfarbe ist verschieden, oft geht sie ins grauliche über, zuweilen ist sie kastanienbraun oder ganz schwarz.

Die gewöhnliche Größe des Jaguars ist vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel 3′ 5″, die Länge des Kopfes 11″, des Schwanzes 2′ 2″, mittlere Höhe 2′ 6″. Die Weibchen sind etwas kürzer und niedriger.

Der Jaguar ist in der neuen Welt sehr weit verbreitet, er bewohnt das ganze warme und gemäßigte Südamerika, und geht jenseits des Aequators, einzeln bis an die Gränze der vereinigten Staaten. Sein

Aussehen ist etwas schwerfällig, und hat mehr den Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit; sein Körper ist weniger schlank als der des Tigers oder Panthers, und seine Beine kürzer; dennoch, im Fall der Noth, fehlt es ihm nicht an Leichtigkeit in seinen Bewegungen. Das Auge ist unstät, des Nachts oft leuchtend; der Blick lebendig und wild. In der Dämmerung sieht er sehr scharf, weniger bei Nacht; vom hellen Sonnenlicht wird er geblendet. Sein Geruch ist wenig scharf; sein Gehör dagegen gut; seine Muskelkraft ist sehr groß, und kann nur mit der des Tigers oder Löwen verglichen werden.

Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, den Saum der Waldungen und das Moorland, wo über 6′ hohe Gras- und Schilfarten wachsen; auf offenem Felde zeigt er sich selten, und ebenso im Innern großer Waldungen. Er hat kein bestimmtes Lager, sondern streift des Nachts umher, und wo ihn die Sonne überfällt, da bleibt er, und schläft den Tag durch. Nur in der Morgen- und Abenddämmerung oder bei Mondenschein geht er auf Raub aus, nie in der Mitte ganz dunkler Nächte oder in der Tagesmitte.

Seine Nahrung besteht in allen Arten Säugethieren, deren er habhaft werden kann, nur das Fleisch seiner Art berührt er nicht; selbst auf Mäuse und Ratten macht er Jagd; Sumpfvögel beschleicht er im Schilfe, und Fische fängt er sehr gewandt. Mit den Krokodilen scheint er sich nicht einzulassen. Er lauert selten lange an einem Ort, sondern schleicht fast immer behutsam und leise umher, sucht sich seiner Beute zu nähern, und in einem, selten zwei Sprüngen zu erhaschen, reißt sie zu Boden, und trägt sie am Halse ins Dickicht; hat er sie verfehlt, so schleicht er, wie beschämt, weiter, ohne sich nur umzusehen. Seine Stellungen sind die einer Katze, wenn sie eine Maus oder einen Vogel beschleichen will; zuweilen aber versteckt er sich auch nur ins Gerührticht der Sümpfe, und erwartet ruhig die Thiere, welche sich ihm nähern. Obschon er gut klettert, so lauert er doch nie auf Bäumen. In bewohntern Gegenden stellt er am liebsten dem jungen Hornvieh, Pferden oder Maulthieren nach. Seiner Beute reißt er immer den Hals auf. Stiere und große Ochsen greift er nur im Nothfall an; sie gehen muthig auf ihn los, und verjagen ihn, ja man hat Beispiele, daß Menschen durch den Muth eines Stieres gerettet worden sind. Diese wühlen brüllend die Erde mit Hörnern und Füßen auf; Pferde und Maulthiere werden ihm dagegen leicht zur Beute, da besonders letztere, von Furcht befallen, wie angewurzelt stehen, oder gar zu Boden stürzen, ehe sie angefallen werden; Pferde ergreifen bisweilen die Flucht; Hengste vertheidigen sich durch Beißen und Schlagen, wenn sie nicht durch den ersten Sprung des Jaguars zu Boden geworfen werden. Kleine Thiere verzehrt er mit Haut und Knochen sogleich, von größern nur einen Theil, berührt aber die Eingeweide nicht. Gesättigt zieht er in den Wald sich zurück, und überläßt sich dem Schlafe, kehrt aber am Abend oder den folgenden Morgen nochmals zur Beute, das übrige überläßt er dann den Geiern, da er nie mehr als zweimal von demselben Thiere frißt, und kein Aas berührt. Viele Jaguare kehren nicht einmal wieder zum erlegten Thiere zurück. Ihre Kraft ist so groß, daß man gesehen hat, wie ein Jaguar ein getödtetes Maulthier, welches an ein anderes gebunden war, trotz des Sträubens des andern fortschleppte, denn immer schleppt er das erlegte Thier, es mag noch so schwer seyn, ins Gebüsch, nie aber tödtet er mehr als ein Stück Vieh auf einmal, er wüthet also nicht zwecklos, weil er mehr das Fleisch als das Blut liebt. Die blutgierigen amerikanischen Katzen wie die Kuguare tödten oft in einer Nacht zwanzig und mehr Schafe, und sind daher viel schädlicher. Der Jaguar der Einöden scheut den Menschen, flieht vor ihm, oder sieht ihn neugierig und blos aus der Ferne an; der Jaguar aber, der in bewohnten Gegenden lebt, verliert diese Scheu, und greift, wenn er hungert, auch ihn an, und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dieses zur liebsten Speise, auf die er gierig losgeht, und die Beispiele sind häufig, wo unvorsichtige Schiffer von ihnen zerrissen wurden, wenn sie bei widrigem Winde am Ufer ihre Abendmahlzeit sich bereiteten. Den Schwarzen oder Mulatten zieht er dem Weißen vor, wahrscheinlich der stark riechenden Ausdünstung wegen. Fische fängt der Jaguar, indem er am Ufer auf sie lauert, und sie plötzlich mit seinen Krallen erfaßt. Nicht selten wandern Jaguare durch die bevölkertesten Gegenden während der Nacht, und rauben Hunde und Pferde, besonders thun dieß alte Jaguare. Sie schwimmen über die breitesten Ströme, wie über den anderthalb Stunden breiten Paraguay. Auf diesen Reisen ist es gefährlich sie aus einem Schiffe anzugreifen, denn so wie er sich verfolgt sieht oder verwundet ist, so wendet er sich gegen den Nachen, und kann er eine Kralle an dem Rand desselben einsetzen, so schwingt er sich hinein, und fällt den Jäger an. Unser Landsmann Rengger sah einen solchen glücklicherweise lächerlich auslaufenden Fall. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer herschwimmend. Drei Schiffleute sprangen in einen Nachen, und ruderten ihm entgegen. In der Entfernung von 5 bis 6 Fuß feuerte einer davon auf den Jaguar, und verwundete ihn; dieser aber ergriff, trotz aller Ruder- und Kolbenschläge, den Rand des Nachens und stieg hinein. Nun blieb den Schiffleuten nichts anders übrig als ins Wasser zu springen, und sich ans Land zu retten. Der Jaguar setzte sich ruhig in den Kahn, und ließ sich vom Strome treiben, bis er von andern Jägern verfolgt, wieder ins Wasser sprang, und das Land erreichte. Die jährlichen Ueberschwemmungen der südamerikanischen Ströme vertreiben auch die Jaguare von den Inseln und Ufern, dann nähern sie sich den Wohnungen, und kommen sogar zuweilen in die Städte, wo sie meist getödtet werden. Selbst in Buenos Aires und in der Hauptstadt von Paraguay, Assumtion, hat man Beispiele der Art, allein selten geschieht ein Unglück; das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf der Menschen verwirren und verschüchtern auch den wildesten Jaguar; doch wurde im Jahr 1825 ein Priester, der in St. Fee die Frühmesse lesen wollte, vor der Thüre der Sakristei von einem Jaguar zerrissen.

Der Jaguar lebt, ausgenommen zur Begattungszeit, einsam, dann aber suchen sie einander auf, und brüllen viel; es ist dieß ein fünf bis sechsmal widerholtes Hu, das man wohl eine halbe Stunde weit bei Nacht hören kann. In dieser Zeit bleiben sich beide Geschlechter nahe, und vertheidigen sich gegenseitig. Das Weibchen wirft 2, seltener 3 Junge im dichtesten Gebüsche des Waldes, liebt sie zärtlich, und vertheidigt sie mit größter Wuth. Man kann sie leicht zähmen; sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, und sind sehr munter; sie saufen viel, und werden auch zum Theil mit vegetabilischer Kost gefüttert, wobei sie indeß nie lange leben; sonst gibt man ihnen gekochtes Fleisch, weil rohes sie böse macht. Satt gefressen erzürnt er sich nicht leicht, und man kann mit ihm spielen. Man bindet sie mit einem ledernen Riemen, welcher man an einem starken Halsband befestigt, vor dem Hause an, und niemals zernagen sie das Leder. Mehr als ein Jahr darf man keinen Jaguar halten, da er sonst leicht Unglück anrichtet. Die Weibchen sind etwas gutartiger als die Männchen. Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer sehr gefährlich, da sie nicht blos gerissen, sondern auch gequetscht sind, und sehr häufig der Starrkrampf entsteht.

Man jagt den Jaguar blos wegen des Schadens, den er anrichtet; sein Fell hat in seinem Vaterland wenig Werth. Die Jagd geschieht meistens mit Hunden, wozu man 6 bis 10 nimmt. Der Jaguar steigt dann vor ihnen auf einen Baum, und wird herunter geschossen. Wird er aber nicht sogleich getödtet, so ist die Gefahr für den Jäger groß; der Jaguar springt schnell vom Baume herunter, und geht brüllend auf den Jäger los. In Paraguay begleiten den Jäger gewöhnlich 2 Mann, der eine mit einer Gabel, der andere mit einem Spieß bewaffnet, wird der Jaguar nur verwundet, und springt auf den Jäger los, so richtet er sich auf, wie ein Bär; nun hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger dieselbe vor, und der Lanzenträger gibt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück, da der durch den Stich niedergeworfene Jaguar sogleich wieder aufsteht, und einen zweiten Angriff versucht. Dieß geht so fort bis der Jaguar entkräftet vom Blutverlust unterliegt; läßt man die Lanze stecken, so schlägt der Jaguar oft den Schaft ab, und einer der Jäger ist dann gewöhnlich verloren, oder schwer verwundet. Sind die Begleiter nicht erprobte Männer, welche mit Kaltblütigkeit Stand halten, so ist der Schütze sehr oft verloren, denn mit Kolbenschlägen, Bajonettstichen oder Säbelhieben ist bei der Schnelligkeit des Angriffs nichts zu machen. Zuweilen wird der Jaguar blos mit der Lanze angegriffen; auch gibt es Leute, welche ganz allein auf den Jaguar losgehen, blos mit einem scharfen, langen Dolche bewaffnet, und den linken Arm mit einem dicken Schaffell umwickelt, welchen der Jäger dem anstürzenden Jaguar vorhält, und ihm mit der Rechten den Dolch ins Herz stößt; auch lauert man dem Jaguar bei einem an demselben Tage getödteten Thiere auf, da er, wie angeführt, nochmals dazu zurück kehrt.

Taf. 24. Die Nimmer. Felis Pardus? Linn.

Fell gelblichweiß, mitten auf dem Rücken etwas ins Falbe übergehend, mit einer Menge kleiner und großer unregelmäßiger schwarzer Flecken allenthalben besäet. Am Schwanze bilden sich Längsflecken aber keine Ringe. Der Bauch und die Gegend zwischen den Schenkeln, Inneres der Schenkel, Vorderhals und Füße weiß oder hellergelblich, schwarz gefleckt.

Er ist größer als ein Wolf und kleiner als ein Löwe. Die Länge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel 3′, des Schwanzes 2′.

Aufenthalt. Diese schöne große Katze lebt in Syrien, Nubien, im glücklichen Arabien und Abyssinien. Ueber ihre Naturgeschichte wissen wir wenig. Sie nährt sich wahrscheinlich von Antilopen und ähnlichen Thieren. Ehrenberg sah einen von einer solchen Katze zerrissenen Steinbock. Den Menschen greift sie ungereizt nicht an.

Luchse.

Luchse nennt man diejenigen Arten der Katzen, welche einen kurzen Schwanz und Haarbüschel an den Ohrspitzen haben. Sie haben einen kürzern, weniger gestreckten Körper und höhere Beine als die langgeschwänzten Katzen, und bewohnen, fast alle, die nördlichen Gegenden. Man hat sie erst in den neuern Zeiten näher kennen lernen, und die Arten auseinander gesetzt.

Wir haben abbilden lassen:

Taf. 23. Den kleinfleckigen oder nordischen Luchs. Felis virgata. Nils.

Der ganze Oberkörper ist im Sommer schön rothbraun, falb, Backen, Kehle, Bauch, Inneres der Beine und unterer Theil des Schwanzes weiß, alle Theile mit kleinen, rundlichen, schwarzen Flecken wie bespritzt, Schwanzspitze schwarz. Im Winter werden alle obern Theile grau; die schwarzen Flecken sind undeutlich und wie verwaschen, ausgenommen an den Schenkeln.

Er hat die Größe eines ziemlich starken Hundes, und findet sich im nördlichen Schweden, auch in Norwegen.

Der eigentliche Luchs, Felis Lynx, kommt in der Schweiz, im Tyrol und in Savoyen nicht selten vor; ehemals war er auch in den meisten Gegenden Deutschlands gemein.

Die Farbe seines Pelzes ist oben schön fuchsroth, die Rückenlinie etwas dünkler, ins Rothbraune übergehend; die Hinterschenkel oben und die Vorderbeine aus- und inwendig schwärzlich gefleckt; Inneres der Ohren, Kinn und Kehle, Bauch und Inneres der Schenkel weiß; an den Backen ein schwarzer Fleck; Ohren auswendig grau, schwarz eingefaßt und gelblich gerandet, mit einem langen, schwarzen Haarbüschel; Schwanzspitze schwarz.

Größe eines mittelmäßigen Hundes.

Der Luchs ist neben dem Wolfe der größte Feind der Ziegen und Schafe, und da er sehr blutdürstig ist, ein furchtbarer Würger. Bechstein erzählt, daß ein Luchs in einer Nacht 30 Schafe getödtet habe. Ein Luchs, der im Jahre 1811 bei Schwyz getödtet wurde, hatte in kurzer Zeit bei 46 Stücke Ziegen und Schafe getödtet. Er nährt sich von Schafen, Gemsen, Ziegen, Kälbern, Dachsen, Mäusen, Murmelthieren, Rehen, Hirschkälbern, denn von Auerhühnern, Birkhühnern, Haselhühnern und Schneehühnern. Er besteigt mit Leichtigkeit Bäume, lauert hier oder auf einem Felsenstück auf die Thiere, springt ihnen auf den Rücken beißt ihnen den Hals ab, und saugt das Blut aus den großen zerrissenen Gefässen. Von Schafen verzehrt er die Eingeweide, etwas vom Kopf, Hals und Schultern, und läßt das übrige liegen. Wenn er nicht sicher ist, schleppt er das Getödtete an eine verborgene Stelle, und vergräbt es, bekommt er nichts anders, so kehrt er den folgenden Tag dahin zurück, und widerholt dieß wohl noch ein oder zweimal, länger aber nicht, sondern sucht sich neuen Raub.

Er wählt sich zu seinem Aufenthalt lieber Gebirge als Ebenen, und besucht in der Schweiz, im Sommer wenigstens, nur die Alpen, im Winter streift er in die Thäler. Einen bestimmten Aufenthalt hat er nicht, sondern streift oft weit umher, allenthalben Spuren seiner Raubbegierde hinterlassend. Zur Begattungszeit im Frühjahr, oft auch außer dieser, trifft man Männchen und Weibchen beisammen an. So wenig als andere Katzen jagt er die Thiere, sondern erschleicht sie nur. Den Menschen fürchtet er, verwundet aber wehrt er sich noch tapfer. Hunde gehen ihn wohl an, allein er richtet sie oft schrecklich zu. Sein Gesicht ist sehr scharf, doch sieht er nicht durch Mauern durch, wie das Sprichwort sagt. Wird er verfolgt und es sind Bäume in der Nähe, so bäumt er, wie der Jäger sagt, und kann vom Baume herunter geschossen werden. Neben dem fängt man ihn auch zuweilen in Tellerfallen, aber selten.

Das Weibchen wirft nach 9 Wochen 2, seltener 3 Junge, in einer Felskluft; sie sollen 9 Tage blind bleiben, und werden, wenn man sie frühe einfangen kann, sehr zahm, so daß sie im Hause frei herumlaufen, und Niemanden etwas leides thun; sie sind aber sehr neugierig, und besehen und beriechen Alles.

Der Balg unserer Luchse ist nicht sehr geschätzt, obschon er ein leichtes und schönes Pelzwerk ist.

Außer dem Luchs hauset in den Wäldern Deutschlands und der Schweiz auch noch die wilde Katze, welche man lange, aber gewiß irrig, für die Stammrasse unserer Hauskatze ansah.

Sie ist fast ein Drittel größer als die Hauskatze, und hat einen kürzern, allenthalben gleich dicken Schwanz. Man muß sie ja nicht etwa mit verwilderten Hauskatzen verwechseln, welche ihre Größe beibehalten, also immer kleiner sind, und alle Farben der Hauskatzen haben, wogegen die wilde, wie fast alle wilden Thiere, ihre bestimmten Farben beibehalten. Die Haare sind lang und dicht, an der Wurzel gelblich; alle Obern- und Seitentheile haben einen grauen Grund; über dem Rücken läuft eine schwarze Linie, und von dieser zu beiden Seiten dünklere, mehr oder minder undeutlichere Querstreifen, welche, parallel gehend, sich über Schultern, Seiten und Schenkel erstrecken; die Kehle ist weiß; die Lippen schwarz; die Füße braungelb, inwendig schwarz; der Schwanz dick und allenthalben gleich, mit stumpfer schwarzer Spitze, und vor derselben einige schwarze Ringe.

Diese Katze ist über ganz Europa, die kältesten Gegenden ausgenommen, verbreitet, doch nirgends häufig. Sie hält sich in dichten Wäldern auf, und nimmt ihre Wohnung in hohlen Bäumen. Die deutschen Jäger nennen sie Wildkuder. Man trifft sie zuweilen auch in verlassenen Dachs- und Fuchsbauen an.

Sie sind scheue, vorsichtig, lassen sich am Tage sehr selten sehen, und gehen meist nur des Nachts auf Raub aus. Bei der geringsten Gefahr steigen sie auf Bäume und verkriechen sich in ein Loch, oder verbergen sich so geschickt in den Aesten, daß man sie nicht leicht wahrnehmen kann, indem sie sich platt auf den Bauch auf den Ast der Länge nach legen, und sich nicht rühren. Bemerkt sie der Jäger, so kann er sie leicht herunter schießen, da sie ganz stille liegen bleiben; er muß sie aber wohl fassen, denn verwundet beißen und kratzen sie gewaltig, und beim Hetzen kommt kein Hund ohne blutigen Kopf und hinkende Beine weg. Wer beobachtet, wie selbst kleine zahme Katzen sich muthig gegen Hunde stellen, der kann sich leicht denken, daß die viel größern wilden Katzen auch großen Hunden gefährlich seyen.

Die wilde Katze nährt sich von Mäusen, Maulwürfen, Hasen, Eichhörnchen. Sie fängt alte und junge Vögel, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner, nimmt die jungen Vögel aus den Nestern, und paßt an Teichen und Bächen den Fischen auf, daher trifft man sie öfters im Schilfe an. Sie sind daher nach den Begriffen des Jägers sehr schädliche Thiere, welche auf die unerlaubteste Art Wilddiebereien treiben; daher macht er auf sie erbitterte Jagd, und verfolgt sie ohne Schonung. Im Winter haben diese Thiere einen recht guten Balg.

Sie vermehren sich stark, und das Weibchen wirft nach 9 Wochen 4 bis 6 blinde Junge in einem hohlen Baume, welche sie ebenso zärtlich besorgt, wie unsere Hauskatze; auch sind die Jungen ebenso lustige und possirliche Thierchen, welche sich leicht zähmen lassen, aber dann gerne wieder verwildern, und mit den eigentlichen Hauskatzen keine Gemeinschaft haben. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, daß sie sich in der Freiheit je mit verlaufenen Hauskatzen vermischen.

Wenn nun aber die wilde europäiche Katze nicht die Stammrasse unserer Hauskatze ist, so frägt es sich, wo lebt dann diese wilde Katze, und existirt sie noch irgendwo. Gewiß ist es, daß die Hauskatze seit den ältesten Zeiten Hausthier ist. Die Egypter verehrten die Katzen als heilige Thiere, und man findet viele Katzenmumien. Da Egypten viele Mäuse erzeugte, wie die Mäuseplage, von der uns Moses erzählt, beweist, so mußte man auch Katzen halten; nun aber findet man im nördlichen

Afrika eine Katze wild, welche völlig die Größe und die Gestalt unserer Hauskatze hat, und da sie sich leicht zähmen läßt, wahrscheinlich die Stammrasse der Hauskatze sein möchte, besonders da sie sich auch in Indien finden soll. Nur in der alten Welt kannte man die Hauskatze. Die Amerikaner hatten keine solche, ehe die Spanier sie dahin brachten; sie hatten aber wahrscheinlich auch die Hausmaus nicht, welche durch die Europäer erst nach allen Weltgegenden verpflanzt wurde, indem sie durch Schiffe dahin gebracht wurde. Wenn die zahme Hauskatze der wilden afrikanischen Katze nicht mehr ganz ähnlich ist, so kann dieß nicht irre machen, da die Hauskatze in alle Welttheile und Klimate verpflanzt, nothwendig jene Veränderungen der Farben erleiden mußte, welche alle Hausthiere erleiden. In Angora, in Klein-Asien, welches ein Klima hat, das den Haarwuchs der Thiere befördert, wurde sie zur langhaarigen Katze, die man auch jetzt Angorakatze nennt. In Spanien wurde sie kurzhaarig, aber glänzend und meist dreifarbig, roth, schwarz und weiß. Die Kartheuserkatze ist langhaarig, das Haar sehr fein und schön schieferblau. In China hat man Katzen mit hängenden Ohren, langem und weichem Haar, von schwarzer oder gelber Farbe.

Man findet viele einfärbige Katzen, allein sehr häufig zeigt sich die Geneigtheit aller Katzenarten, gestreift oder gefleckt zu werden, bei den gemeinen Hauskatzen, und die für Stammrasse gehaltene afrikanische wilde Katze ist ebenfalls gestreift, und gleicht darin der europäischen wilden Katze. Die Hauptfarbe ist graugelblich oder graufalb; Hinterhaupt, Nacken, Rücken, Aeußeres der Glieder und Schwanz sind graugelblich, falb, schwärzlich überlaufen, da jedes Haar von diesen Farben geringelt ist, und an diesen Theilen sind 7 bis 8 dünne, schwarze, gebogene Bänder. Die Rückenlinie und der Schwanz sind schwärzlich, und am Ende des Schwanzes sind 2 schwarze Ringe. An den Füßen sind ebenfalls mehrere schwarze Ringe.

Der Hund ist aber vielmehr Hausthier geworden als die Katze, er ist es im strengsten Sinne des Wortes, die Katze nicht. Sie bewacht weder das Haus, noch den Heerd; sie bekümmert sich wenig um ihre Bewohner, wenn sie nur zu fressen bekommt. Sie lernt zwar die Personen, welche ihr Gutes thun, einigermaßen kennen, schmiegt sich aber bald auch jedem andern an, der ihr schmeichelt. Sie läßt sich nicht anbinden, befolgt nicht die Befehle ihres Herrn, sie ist nicht Sklave wie andere Hausthiere; sie bleibt zwar dem Hause, worin sie geboren oder erzogen worden, treu, und findet es wieder, wenn sie davon weit entfernt wird; aber nur dem Hause, nicht dem Bewohner ist sie anhänglich. Der Hund zieht mit dem Bewohner aus, und wohnt mit dem Herrn in jedem andern Hause. Die Katze bleibt im Hause, wenn auch ihre Ernährer und Wohlthäter wegziehen. Hat eine Hauskatze ihre Jungen an einem verborgenen Ort, so daß man sie nicht findet, so bleibt die Mutter zahm, aber die Jungen werden den Menschen entfremdet, und fliehen vor ihnen; der junge Hund dagegen sucht den Menschen auf, flieht ihn nicht, und sucht seine Gesellschaft. Die Katze ist meist falsch; mitten im Spiele läßt sie plötzlich ihre Klauen vorgehen, und beißt auch wohl, sie läßt sich nicht ohne ihren Willen halten, und geht überhaupt frei aus und ein, ohne sich um die Menschen zu bekümmern, oder sich ihrem Willen zu unterwerfen; oft bleibt sie Tage lang aus, und nicht selten verwildert sie ganz, und bleibt gar weg, wenn sie im Freien Nahrung findet.

Sie steht in intellektueller Rücksicht weit hinter dem Hunde, zwar ist sie listig, verschlagen und falsch, aber es sind wahre Schleichwege, welche sie zur Erreichung ihrer Wünsche einschlägt; nie sieht sie ihrem Herrn gerade ins Gesicht, wie der ehrliche Hund, sondern schlägt die Augen nieder, als ob sie ein böses Gewissen hätte; dagegen sind die Katzen sehr reinlich, und putzen sich immer, scheuen aber das Wasser sehr. Ihre Exkremente verscharren sie, und suchen dazu trockene Orte aus. So sehr die Katzen an das Haus anhänglich sind, in welchem sie leben, so sterben sie selten darin, sie verlassen es vor ihrem Tode. Sie haben ein zähes Leben, und fallen oft von hohen Dächern ohne Schaden. Durch ihre Klauen halten sie sich fest, und klettern geschickt, doch macht ihnen das Absteigen Mühe, sie müssen es rückwärts thun, weil sie ihre Klauen dazu nöthig haben. Ihre Stimme ist bekanntlich das Mauen, ist es ihnen aber behaglich, so lassen sie einen eigenen Ton von sich hören, den man Schurren nennt. Bei den verliebten Zusammenkünften aber laden die Männchen ihren Gegner durch jene abscheuliche Musik zum Kampfe ein, die so oft im Frühjahr die nächtliche Ruhe stört. Es ist dieß ein grobes Mauen, welches wie Frau tönt, mit Schneutzen und Knurren unterbrochen. Dabei setzt es heftige Kämpfe unter den Nebenbuhlern ab, und die Kämpfenden selbst erhalten oft tüchtige Wunden. Beide Geschlechter helfen indeß zur Musik mit.

Die Katzen lieben die Wärme sehr, und suchen im Winter deßwegen Ofen und Feuerheerd auf. Dieß macht sie gefährlich, da sie zuweilen so nahe ans Feuer kommen, daß sie glühende Kohlen mit am Schwanze fortschleppen. Man darf sie deßwegen auch nie in Zimmern lassen, wo ganz kleine Kinder schlafen, weil man Beispiele hat, daß sie sich aus Liebe zur Wärme auf den Mund der Schlafenden setzten, und sie erstickten, oder auch wohl in einem Anfall von Naschhaftigkeit die Kinder anfraßen. Neben dem Schnurren ist es ihnen eigen, daß sie, wenn sie geliebkost zu werden wünschen, mit dem Körper an Menschen oder Mobilien sich reiben. Dieß thun auch die großen Katzenarten, Löwen und Tiger in der Gefangenschaft, sie reiben sich an den Gittern ihrer Käfige. Der Geruch der Baldrians und der Katzenmünze macht sie wie betrunken; sie versammeln sich dabei aus einer ganzen Gegend, und wälzen sich mit sichtbarer Wollust darauf herum.

Die Katze wirft zweimal im Jahr Junge, und vermehrt sich sehr stark, da der geringste Wurf 3 ist, häufig aber 5 und 6. Die Mutter ist mit ihren Jungen, welche 9 Tage blind sind, äußerst zärtlich, liebkost und beleckt sie immer, und bringt fast den ganzen Tag bei ihnen zu, vertheidigt sie auch unerschrocken gegen die größten Hunde, gegen die sie springt, und durch Kratzen und Schneutzen in die Flucht jagt. Sie scheint alle Exkremente ihrer Jungen zu verzehren, denn niemals, so lange die Jungen noch im Neste bleiben, bemerkt man die geringste Unreinigkeit in demselben. Bald lernen die Jungen spielen, wobei die Alte sie anführt, und selbst wieder mit ihnen zum Kinde wird. Sie bringt ihnen Mäuse oder Vögel, und zeigt ihnen, wie sie damit umgehen müssen. Man kann keine nettere und munterere Thiere sehen, als junge Katzen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigt die alte Katze ihre Unabhängigkeitsliebe, selten legt sie da ihre Jungen hin, wo man es wünscht, und nimmt man sie weg, so trägt sie dieselben oft über Dächer hin weit weg an einen andern Ort.

Die Katzen sind sehr elektrisch, und geben, wenn man sie lange streichelt, ein Gekniſter von sich, wobei bei der Dunkelheit sich Funken zeigen. Im Winter bei trockener Luft ist ihre Elektrizität groß, und man kann sicher auf nahe Kälte zählen, wenn es beim Streicheln viele Funken gibt.

Mäuse und Vögel sind die Lieblingsnahrung der Katzen, auf deren Erhaltung ihr ganzes Trachten geht. Das leiseste Zischen einer Maus stört ihre Ruhe, und Tage lang lauert sie am Mausloche; auch Fische und alles frische Fleisch schmeckt ihnen, dagegen kann nur Gewohnheit von frühe an sie zu vegetabilischer Kost zwingen. Ihr Alter bringen sie selten auf mehr als 7 bis 8 Jahre.

Die Gewohnheiten und Sitten unserer Hauskatze geben uns neben denen der angeführten andern Arten eine vollständige Charakteristik aller andern Katzenarten, von welchen noch mehrere durch ihre Kleinheit der Hauskatze gleichen, wie die Kafferkatze, Felis caffra, die javanische Katze, Felis javanica, die diardische Katze von Sumatra, Felis Diardi, und andere.

Zu den großen und gefährlichen Katzen gehört noch der Kuguar aus Südamerika, der Leopard aus Afrika, der gestreifte Tiger aus Sumatra, Felis nebulosa. Zur Jagd kann abgerichtet und gezähmt werden der Jagdpanther, Felis jubata, aus Indien und Afrika, er überfällt aber nur aus dem Hinterhalte, und jagt so wenig als andere Katzen.

Hundsmarder. Cynictis.

Diese Gattung, welche bis jetzt nur aus einer neu entdeckten Art besteht, bildet einen merkwürdigen Uebergang von den Hunden zu den Wieseln oder Ichneümons. Der Hundsmarder hat 38 Zähne, nämlich 6 Backenzähne auf jeder Seite der obern Kinnlade und 5 in der untern, von welchen oben 3 falsche Backenzähne, 1 Reißzahn und 2 Höckerzähne, unten 3 falsche, 1 Reißzahn und 1 Höckerzahn, 6 Vorderzähne oben und unten und 4 Eckzähne. Der Gang geschieht auf den Zehen; diese sind mit spitzigen Nägeln versehen; die innere Zehe oder der Daum an den Vorderfüßen steht hoch oben, und berührt beim Gehen den Boden nicht; der Hinterfuß ist hoch erhaben, und an der Ferse und dem Mittelfuß ganz behaart. Die Schnauze ist spitzig, die Ohren abgerundet und kurz, aber breit und vorstehend; der Schwanz lang und buschig.

Taf. 25. Der Steedmanniſche Hundsmarder. Cynictis Steedmanni.

Brandgelb, ins Ziegelrothe übergehend; das Haar von mittlerer Feinheit, ungefähr wie bei einem Hund; bei gewiſſem Licht ſpielt es etwas ins Silberweiße auf dem Nacken, den Seiten und am Schwanz; es iſt kurz am Körper, lang und buſchig am Schwanz. Das Thier gleicht ſehr einem Ichneümon oder Marder in ſeiner ganzen Bildung; doch ſcheint es beim Gehen verhältnißmäßig etwas höher, da es ganz Sohlengänger iſt.

Die Länge des Thieres von der Schnauzenſpitze bis zur Schwanzwurzel iſt 1′ 6″, des Schwanzes 1′.

Aufenthalt. Südafrika am Vorgebirg der guten Hoffnung. Ueber ſeine Lebensart iſt nichts bekannt, ſie weicht aber wahrſcheinlich wenig von der der Marder und Zibeththiere ab.

Katzenmarder. Cryptoprocta.

Wenn wir das vorhin beſchriebene Thier Hundsmarder nannten, weil es die Gattung Hund und Marder mit einander verbindet, ſo können wir dieſes wohl Katzenmarder nennen, da es ein Verbindungsglied zwiſchen Katze und Marder ſcheint. Die Schnauze iſt kürzer als bei den Mardern, mehr katzenartig; die Ohren ſind groß, aber abgerundet und breit; die Haare am Schnurrbart lang und ſteif; die Füße mit ſcharfen, zurückziehbaren Nägeln oder Krallen, wie bei den Katzen; der Schwanz lang, kurz behaart; die Zehen ſind faſt bis zur Spitze verwachſen; Rings um den After geht eine Taſche, an deren Wänden eine Menge kleiner Drüſen ſich finden; beim Weibchen läuft eine zweite Taſche um die Scheidenöffnung. In der obern Kinnlade ſtehen 6 Vorderzähne, 2 Eckzähne, 2 falſche Backenzähne auf jeder Seite, 1 Reißzahn und 1 Höckerzahn; in der untern finden ſich nur 4 Backenzähne, wovon 2 falſche. Das Thier war jung; die ganze Zahl der Zähne iſt alſo nicht mit völliger Beſtimmtheit anzugeben.

Taf. 25. Der wilde Katzenmarder. Cryptorocta ferox.

Braunröthlich, unten etwas heller, Schnurrbarthaare ſchwarz; die Ohren ſind auswendig dünkler braun.

Die Länge des einzig bekannten Exemplars war von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1′ 1″, der Schwanz, der aber wahrſcheinlich nicht ganz war, 11″.

Vaterland. Die Südküſte von Madagaskar. Es ſoll ein wildes und böſartiges Thier ſeyn, ſehr blutdürſtig, daher es auch tigerartig würge. Es nährt ſich von kleinen Säugethieren, und hat in ſeinen Muskeln eine große Kraft.

Mango. Crossarchus.

Dieſe Gattung iſt den Ichneümons verwandt. Sie hat aber 6 Backenzähne oben und unten. Im Aeußern gleicht das dazu gehörige, einzig bekannte Thier in etwas dem Ichneümon, und hat auch dieſelbe Lebensart. Die Schnauze iſt ſpitzig, und die Naſe ſteht ſtark über die Kinnladen vor, und bildet einen Rüſſel, an deſſen Rand die Naſenlöcher ſtehen. Die Ohren ſind klein, abgerundet und merkwürdig durch zwei blätterförmige Lappen, welche ſtark vorſtehen, und eine über die andere liegend, in der Mitte der Ohrmuſchel ſtehen. Die Zunge iſt ſtachelig, und kann lang vorgeſtreckt werden. An den Füßen ſind 5 freie Zehen. Das Thier geht auf der ganzen Sohle; der Schwanz iſt ſeitlich zuſammengedrückt, lang; das Thier ſchleppt ihn dem Boden nach, und krümmt ihn beim Gehen unterwärts. Auch dieſes Thier hat eigene Organe, um eine ölige, ſehr ſtinkende Feuchtigkeit abzuſondern, von welcher wir nicht wiſſen, wozu ſie eigentlich dem Thiere dient. Am After nämlich iſt eine Taſche, in welcher die abſondernden Drüſen liegen; ſie wird durch eine gefaltete Haut gebildet, und das Thier entleert ſie dadurch, daß es den Hinterleib an harten Körpern reibt.

Taf. 26. Der dunkle Mango. Crossarchus obscurus.

Der Augenſtern iſt rund. Der Pelz hat zweierlei Haare, welche aber beide rauh ſind. Die kürzern Wollhaare ſind zahlreich, werden aber von den längern Stachelhaaren, von welchen einige faſt 1½ Zoll lang ſind, faſt ganz bedeckt. An Kopf und Beinen ſind die Haare ſehr kurz. Der Schwanz ſcheint nur oben und unten behaart, da die Seitenhaare ſich nach beiden Seiten richten. Die Haare am Körper ſind immer ſtruppig und aufgerichtet. Die Naſe iſt vorſtehend, und ſehr beweglich; ſie ſcheint ein feines Gefühl zu haben. Die Farbe des Thieres iſt ganz einfärbig braun, nur am Kopf etwas blaſſer, und an den vordern Theilen mehr ins Gelbe ſich ziehend, beſonders am Halſe, da die kaſtanienbraunen Haare eine goldgelbe Spitze haben.

Die Länge von der Schnauze bis zum After iſt 11½″, des Schwanzes 7″.

Das Thier lebt an der Weſtküſte von Afrika. Das einzig bekannte Exemplar lebte in der Pariſer Menagerie, und war ſo zahm, wie ein Hund. Es ſuchte und erwiederte Liebkoſungen, welche man ihm machte. Sein ganzes Betragen zeigte viel Intelligenz. Es war liſtig und geſchickt, um ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen; dabei war er ſehr reinlich, und putzte und leckte ſich ſehr oft. Sein Lagerplatz, den es immer wieder wählte, war ſehr rein, und in einem andern Winkel entledigte es ſich ſeiner Exkremente. Wahrſcheinlich hat es auch in der Freiheit eine beſtimmte Wohnung, wohin es täglich zurückkehrt. Seine Nahrung beſtand in Fleiſch; in der Freiheit waren wahrſcheinlich Mäuſe und andere kleine Thiere die gewöhnliche Beute.

Es gibt noch mehrere neue Gattungen ähnlicher Thiere, welche zwiſchen den Hyänen, Zibeththieren und Mardern inne ſtehen, von denen wir indeß kaum etwas anders als ihre äußere Geſtalt kennen.

Dahin gehört:

Das Schnarrthier, Ryzaena, aus Afrika, nahe verwandt mit dem Mango. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Rollmarder, Paradoxurus. Sie ſind marderartig, haben aber einen Schwanz, den ſie aufrollen. Die bekannten Arten leben in Java und Afrika.

Die Naſenthiere, Nasua, mit vorgeſtreckter, rüſſelartig vorſtehender Naſe. Sie gehen auf der ganzen Sohle, und leben in Amerika.

Die Zibethhyäne, Proteles, ſteht zwiſchen den Zibeththieren und der Hyäne. Die einzig bekannte Art lebt in Afrika.

Eine ganz eigene Familie von Thieren, welche man auch zu den Raubthieren zählen muß, lebt mehr im Waſſer als auf dem Lande, man kann ſie daher Amphibien-Säugethiere nennen. Sie nähren ſich hauptſächlich von Fiſchen und andern Seethieren, und ſind in ihrem Zahnbau etwas von den übrigen Raubthieren verſchieden; noch mehr aber unterſcheidet ſie ihr äußerer Bau von den übrigen Säugethieren, da ſie, ihres Aufenthalts im Waſſer wegen, eine eigene Bildung haben mußten. Es gehören dahin die Seehunde und Wallroſſe. Die Beine ſind ſehr kurz, da die vordern bis an den Ellenbogen im Fleiſche ſtecken, die hintern aber ganz hinten am Körper ſtehen, und keinen von außen ſichtbaren Oberſchenkel haben. Dieſer Bau macht ſie zum eigentlichen Gehen unfähig; ſie können nur auf dem Bauche kriechend und mit den Hinterbeinen den Körper nachſchiebend weiter kommen, dennoch geht dieſes noch ſo ziemlich geſchwind; im Waſſer aber ſchwimmen und tauchen ſie ſehr behände. Die Zehen ſind ſämmtlich verwachſen, und mit einer Haut verbunden, welche über ſie hinaus reicht; aber ſie haben doch ſehr deutliche und ſelbſt ſtarke Nägel. Das Haar iſt am ganzen Körper, eine Art ausgenommen, ganz kurz, glänzend, fettig, und wird im Leben niemals naß.

Die zu dieſen Gattungen gehörenden Thiere leben meiſtens in den kalten Gegenden der nördlichen und ſüdlichen Meere, und gehen ſo weit nördlich und ſüdlich, als die Meere des Eiſes wegen befahren werden können; man trift ſie aber niemals weit vom Lande an, und ihr Erſcheinen im Meere zeigt den Seefahrern immer die Nähe des Landes an. Ungeachtet ihres ſchlechten Ganges bringen ſie ebenſo viele Zeit auf dem Lande als im Waſſer zu, und liegen, vorzüglich wenn ſie Junge haben, zu Hunderten, ja zu Tauſenden am Lande, da ſie ſehr geſellig ſind. Man findet indeſſen einzelne Seehunde faſt an den Küſten aller Länder; ſie machen oft weite Reiſen, und gehen ſelbſt in Flüſſen oft hoch hinauf. So hat man den gemeinen Seehund zuweilen ſchon im Rhein gefangen, ja ſogar einmal im Main oberhalb Frankfurt. Da dieſe Thiere in ſo großer Menge vorkommen, ungemein fett ſind, und ihre Haut ein vortreffliches Leder, welches dem Waſſer undurchdringlich iſt, gibt, ſo machen ſie nicht nur einen ſehr wichtigen Gegenſtand der Fiſcherei oder Jagd aus, ſondern ſie ſind den nördlichen Nationen eigentlich unentbehrlich, da ſie

ihnen einen großen Theil ihrer Lebensmittel liefern, und ihr Fett und ihre Haut ihnen um so wichtiger sind, als jene Länder arm an andern Thieren und noch ärmer an Pflanzen sind. Die Eskimohs, die Grönländer, die Isländer und andere nordischen Völker legen sich daher gar sehr auf den Seehundsfang, und das ganze Bestreben des Jünglings in diesen Ländern geht dahin, ein guter Seehundsfänger zu werden. Diese Kunst ist indeß mühsam und selbst gefährlich, nicht um der Seehunde willen, denn diese haben keine gefährlichen Waffen; aber die Jäger müssen bei stürmischem Wetter in ihren leichten und zerbrechlichen Schiffchen die Meere befahren, und durch List sich den Seehunden nähern. Man denke sich ein auf beiden Seiten zugespitztes Schiffchen, mit Leder überzogen, so beschaffen, daß der Mann es leicht tragen kann. Es ist allenthalben ganz verschlossen; wie eine Schachtel. In diesem Schiffchen ist nur so viel Raum, daß ein Mann in dasselbe so sitzen kann, daß die Beine ausgestreckt sind, und der Körper aus einem runden Loche hervorragt, gerade so groß, daß der Körper rund umschlossen ist. Der Mann zieht sich dann ein Hemde an, welches aus Seehundsdärmen zusammengenäht ist. Oben hat es eine Kapuze, welche über den Kopf gezogen wird; durch eine zusammenziehende Schnur wird er so um Kopf und Hals gebunden, daß nur das Gesicht vorragt, und ebenso wird es am Rande des Loches ringsum festgebunden, wie wenn man eine Flasche mit Schweinsblase verbindet; auch an den Handwurzeln ist es auf dieselbe Art befestigt, so daß der Mensch darin wie in einem Sack steckt, und nur die Hände und das Gesicht frei hat. Die größte Kunst besteht nun darin, den kleinen wankenden Kahn im Gleichgewicht zu halten, da er sehr leicht, wie ein rundes Stück Holz, umwälzt, so daß der Kopf des Schiffers nach unten kommt. Durch jenes Hemd geschützt, kann indeß kein Wasser eindringen, und der Mann wälzt den Kahn wieder so, daß er mit dem Kopfe wieder oben kommt. Als Geräthe hat er 1 oder 2 leichte Ruder, welche oben und unten breit sind, so daß er bald links, bald rechts damit das Schiffchen lenken kann. Ferner ein Paar Lanzen mit Widerhaken, an einem leichten Seile befestigt, an dessen Ende ein mit Luft gefüllter Sack aus Seehundsfell befestigt ist, welche wie eine mit Luft gefüllte Schweinsblase nie unter Wasser bleiben kann. Mit der Lanze nun sucht der Jäger den Seehund zu treffen, dieser taucht unter, und zieht den Strick nach sich; die schwimmende Blase aber zeigt ihm an, wo der Seehund sich befindet. Er fährt ihm nach, und macht sich mit der zweiten Lanze bereit, denselben, der zum Athmen bald wieder auftauchen muß, abermal zu treffen; verfolgt ihn aber dann so lange, bis das Thier von der Verblutung entkräftet, endlich gefangen werden kann. Auf das Schiffchen kann er ihn nicht nehmen, sondern er bindet ihn hinten an, und fährt so beladen nun freudig nach Hause. Zuweilen gehen auch solche Schiffchen mit 2 Mann, aber sonst ganz so eingerichtet und bedeckt, wie das erste, auf den Fang aus, wo dann der eine rudert, während der andere die Lanze oder Harpune wirft. In diesem Falle müssen beide das Gleichgewicht zu halten wissen, da jede Bewegung das Schiffchen umwälzen kann. Groß ist auch die Gefahr, wenn der Strick sich verwickelt, welches sehr leicht geschehen kann, so daß er sich um den Kahn oder um den Leib des Fahrenden wickelt, der nun vom tauchenden Seehunde untergezogen wird. Ist der Seehund gefangen, so bläst der Jäger demselben Luft zwischen die Haut und die Muskeln, wodurch er, wie ein Sack aufgeblasen, leicht schwimmt. Zuweilen fällt ein Seehundsweibchen, wenn es Junge hat, das Boot an, beißt ein Loch hinein, so daß es sinken muß.

Eine andere minder mühsame und gefahrlose, aber desto langweiligere Art Seehunde zu fangen ist die: Der Seehundsfänger merkt sich die Löcher im Eise, durch welche der Seehund ins Wasser geht, aber auch wieder hervorkommen muß, um Luft zu schöpfen und zu athmen. Nun setzt sich der Grönländer, natürlich vom Kopf bis zu den Füßen dicht in Pelz gehüllt, auf einen niedrigen Stuhl, und legt die Füße, um sich vor der Kälte zu bewahren, auf einen kleinern. So wartet er geduldig bis der Seehund die Nase hervorstreckt, und durchbohrt ihn dann sogleich mit der Harpune, macht das Loch weiter, und zieht ihn aus dem Eise hervor, um ihn vollends zu tödten; sieht er aber einen Seehund auf dem Eise liegen, so geht er nicht auf ihn zu, sondern kriecht auf dem Bauche zu ihm hin, wackelt mit dem Kopfe, und grunzt wie ein Seehund. Dieser glaubt einen andern Seehund zu sehen, wartet ihm ab, und läßt den Jäger so nahe kommen, daß er ihn durchstechen kann. In andern Jahreszeiten kann man wohl auch eine Heerde Seehunde umzingeln, indem mehrere Menschen sie umschleichen und von der See her sie abzuschneiden, und ins Land hinein zu treiben suchen; dann schlagen sie dieselben mit Keulen todt, da der Seehund nicht so schnell sich fortbewegen kann, daß ein Mensch sie nicht leicht einholen könnte. Wehrlos, wie er ist, kann er nun leicht getödtet werden; merken aber die Seehunde bei Zeiten die Gefahr, und erreichen sie das Wasser, so sind sie gerettet. Zuweilen kann man auch einen Seehund im Schlafe überraschen und ihn tödten.

Für den Grönländer sind die Seehunde, was die Viehheerden für uns. Da sie keine zahmen Rennthiere haben, so liefern ihnen die Seehunde Leder, Fleisch, Sehnen, Thran und Fett, kurz was diese mit so wenigem zufriedenen Menschen bedürfen. Der Wallfisch steht ihnen gewöhnlich zu hoch, d. h., ihre Waffen sind nicht mächtig genug, ihn auf offener See anzugreifen, und in ihren kleinen Kähnen dürfen sie es nicht wagen, daher fallen nur gestrandete, d. h., auf Untiefen gerathene oder ans Ufer geworfene Wallfische ihnen zu.

Der Thran versieht ihnen die Stelle der Milch, des Butters und des Oeles. An diesen gewöhnt, schlürft die grönländische Dame ihr Schälchen mit Wallfisch- oder Seehundsfett mit eben dem Behagen ein, wie die Unsrigen ein Schälchen Kaffee, und die Kinder saugen an einem Stückchen Wallfischspeck, wie die Unsrigen am Zuckerpapier. Wir würden vor Uebelkeit und Erbrechen umkommen, wenn wir dieß genießen würden. So viel macht Gewohnheit von Jugend auf; auch als Oel zum Brennen ihrer Lampen dient dieses Fett, und in den nördlichsten Gegenden ist Lampenfeuer das einzige, was die Menschen haben, da es hier ganz an Holz mangelt. Die Haut wird als Kleidung, als Ueberzug von Kähnen und Schlitten, als Zeltdecke gebraucht, die Sehnen als Zwirn zum Nähen.

Die Wichtigkeit dieser Produkte hat aber auch die Völker wärmerer Länder angelockt, und der Seehundsfang ist ein wichtiger Industriezweig der Engländer, der Amerikaner und einiger südlichen Völker geworden, droht aber bald sich selbst zu zerstören, da die ungeheuern Metzeleien die Seehunde sehr vermindert haben, und am Ende ausrotten müßten; sobald aber die der Seehunde wegen unternommenen Reisen nicht mehr Gewinn bringen, so werden sie aufgegeben, und die Thiere vermehren sich wieder ungehindert.

Die Seehunde sind auf der südlichen Erdhälfte in viel größerer Menge vorhanden, und ihre Arten sind größer als in der nördlichen. Sie sind die einzigen Bewohner jener der Kälte wegen ganz unfruchtbaren Länder, welche man in diesem Jahrhundert erst in den Südpolarmeeren entdeckte, wie Neusüdschottland und andere. Der Stürme und des Eises wegen sind sie fast unzugänglich, und blieben daher den Seefahrern so lange unbekannt; ihre Küste aber fand man mit Seehunden bedeckt. Amerikanische Schiffe umsegeln alljährlich die Erde, um in diesen unwirthbaren Gegenden Seehunde zu schlagen, und kehren mit tausenden von Häuten, und mit Speck und Thran beladen, zurück. Auch auf mehrern Inseln Oceaniens treiben die Engländer den Seehundsfang mit großem Gewinnst.

Die Seehunde kommen von sehr verschiedener Größe vor, und einige ihrer Arten gehören zu den größten Säugethieren, welche den Wallfischen sich annähern. Das Männchen des Rüsselseehundes wird 20 bis 30 Fuß lang, und hat einen Körperumfang von 15 bis 18 Fuß; der bärenartige Seehund wird 8 bis 9 Fuß; der gemähnte Löwenseehund 12 Fuß. Die Weibchen sind meist viel kleiner, besonders bei den großen Arten.

Sie nähren sich hauptsächlich von Fischen und vielleicht auch von andern Seethieren, einige auch von Seegras.

Ihre intellektuelen Fähigkeiten scheinen zum Theil sehr groß, zum Theil aber sehr geringe zu seyn. Der gewöhnliche Seehund und andere kleine Arten lassen sich leicht zahm machen, folgen auf den Ruf ihrer Herren, und sind auf alle Umgebungen sehr aufmerksam. Sie sind daher auch nicht leicht zu fangen, wenn sie den Menschen gewahr werden; aber die Unbehilflichkeit ihres Körpers auf dem Lande, und die Nothwendigkeit bald wieder Luft zu athmen, wenn sie untertauchen, bringt sie dem Jäger zur Beute. Andere Arten scheinen dagegen sehr dumme und gefühllose, phlegmatische Thiere zu seyn, welche den Menschen gar nicht scheuen, und sich von ihm fast ohne Gegenwehr abschlachten lassen. Die Elephanten- oder Rüsselseehunde, die größte aller Arten, bringen einen großen Theil ihres Lebens auf dem Lande zu, und liegen, meist schlafend und unthätig, an den Küsten von Neuholland, Neuseeland und andern Inseln der südlichen Meere. Man kann ohne Furcht unter sie gehen, ja neben ihnen baden; sie lassen sich so zahm machen, daß man auf sie stei-

gen, ihnen den Arm in den Mund stecken, und sie an einen Ruf gewöhnen kann. Ihre Zähne sind zwar furchtbar, und ihre Größe erschreckt, aber sie sind ganz wehrlos. Ihr Gang ist kriechend, sie stoßen sich mit den Hinterfüßen vorwärts. Der Körper schlottert bei jeder Bewegung, wie eine ungeheure mit Gallerte angefüllte Blase; so dick ist die Schichte von öligem Speck, mit welcher sie umgeben sind. Alle 15 oder 20 Schritte halten sie stille und ruhen aus. Bei der Anstrengung des Gehens wird das sonst grüne Auge blutroth. Man bedient sich einer 14 bis 15 Fuß langen Lanze, um sie zu tödten, und die Fänger sind darin so geübt, daß sie in dem Augenblick, wo das Thier den linken Vorderfuß aufhebt, ihm die Lanze ins Herz stechen, und selten fehlen; aber das gewaltige Thier kann sich auf keine Art vertheidigen; dagegen schwimmen und tauchen sie vortrefflich.

Die meisten Arten leben gesellig in großen Heerden, und da es immer viel mehr Weibchen als Männchen gibt, so leben die meisten in der Vielweiberei, so daß ein Männchen mit 20 und mehr Weibchen umgeben ist, welche ihm allenthalben nachfolgen. So friedlich diese Thiere unter einander sind, so geben eben die Weibchen Anlaß zu häufigen Kämpfen. So weißt man von den Seebären, daß oft ganze Heerden von ihnen an den Küsten liegen, wobei jedes Männchen seine Weibchen um sich hat, und einen gewissen Bezirk behauptet, den kein anderes betreten darf, ohne daß es Krieg gibt. Wie zwei Hähne sich mit einander streiten, so streiten sich die Männchen; wüthend stürzen sie auf einander los, und bringen sich furchtbare Wunden mit ihren Hauzähnen bei, wobei oft eines auf dem Platze bleibt. Bei diesen Kämpfen kommen die Streiter in das Gebiet eines dritten oder vierten, und so entsteht ein allgemeiner Krieg unter den sonst friedlichen Thieren, wobei unter lautem Brüllen gefochten wird, bis der schwächere todt bleibt, oder sich flüchtet, worauf dann die ganze Weiberschaft des Besiegten dem Sieger folgt. Die Weibchen streiten niemals, und sehen erstaunt dem Kampfe zu.

Die Seehunde werfen jährlich nur ein Junges; doch sollen die kleinen Arten, aber als Ausnahmen, zuweilen zwei bringen.

Die Seehunde haben oben und unten nur 4 Vorderzähne, da alle andern Raubthiere 6 haben; dagegen sind die Eckzähne stark, konisch und spitzig; die Zahl der Backenzähne ist bei den verschiedenen Arten ungleich, 4, 5 oder 6 auf jeder Seite, alle sind schneidend und wahre Raubthierzähne. Der Kopf ist rund; die Nase ist bei einer Art, aber nur beim Männchen, in einen Rüssel verlängert; die Nasenlöcher können geschlossen werden. Die Augen sind groß, platt; die Augenlieder klein. Einige Arten haben keine äußern Ohren. Die Zunge ist mit vielen, aber weichen Warzen besetzt. Der Schwanz ist kurz und dick; die Schnurbarthaare sind besonders dick, stark und zahlreich, bei einigen mehr stachelartig als haarartig.

Wir haben abbilden lassen:

Taf. 27. Den grönländischen Seehund.
Phoca groenlandica.

Dieser Seehund hat im Alter eine ganz andere Zeichnung als in der Jugend, doch ist die Farbe in der Hauptsache immer die gleiche. Der Kopf ist mehr zugespitzt und verlängert, als bei den andern Arten; der Körper gestreckter; die hintern Extremitäten und der Hals ziemlich lang; die Behaarung ist am ganzen Körper, die Haut, zwischen den Zehen ausgenommen, sehr dicht. Kürzer sind die Haare am Kopf, am Halse, am Bauche und an den hintern Extremitäten, und die Sommerhaare sind viel kürzer als die Winterhaare. Die Farbe wechselt nach Geschlecht und Alter, und ist fast bei jedem Thiere verschieden. Sie ist ein schmutziges grünlichweiß; bei ältern ist der Kopf schwarzbraun, und an den Seiten des Rückens ein unregelmäßiger, fast hufeneisenförmiger, großer Fleck, außerdem noch braune Flecken an den Hinterfüßen und dem Schwanze.

Dieser Seehund erreicht eine Länge von 5 Fuß und ein Gewicht von 120 Pfund.

Er bewohnt den ganzen, großen, nördlichen Ocean in größter Menge von Kamtschatka bis Grönland, Island und Lappland, hält sich jedoch immer in der Nähe des Treibeises auf. Er folgt theils dem Zuge des Eises, theils dem der kleinen Fische, besonders der Polarforelle, und macht des Jahres verschiedene Wanderungen. In Spitzbergen bleibt er das ganze Jahr, weil dort das Treibeis immer nicht weit entfernt ist.

Er ist der geselligste unter den nordischen Arten; man trift selten einen einzeln an, sondern gewöhnliche Truppen von 10 bis 30 Stücken, welche sich auf manigfache Art im Wasser herumtaumeln. Der eine schwimmt auf dem Rücken, der andere auf dem Bauche, noch andere auf der rechten oder linken Seite. Einige stehen gerade in die Höhe, so daß oft die Hälfte ihres Körpers über das Wasser emporragt. Diese Stellung, welche die Seehunde häufig annehmen, hat zu der Sage von den Meerfräuleins oder Meerjungfern und anderen menschenähnlichen Meerwundern der Alten Anlaß gegeben Andere fahren beständig auf und nieder, so daß sie in einem Tanze begriffen zu seyn scheinen, während andere ganz ruhig auf dem Wasser liegen, nur die Nase in die Höhe richten, und sich dem Spiel der Wellen überlassen. Es sind also unter sich gar muntere und spielende Thiere.

Sie bleiben, wenn sie nicht gestört werden, lange Zeit auf einer Stelle. Finden sie Nahrung, so tauchen sie zuweilen alle unter, kommen aber an derselben Stelle wieder zum Vorschein; merkt einer unter ihnen Gefahr, so fährt er mit einem Sprunge unter Wasser, welches den andern ein Zeichen zu schneller Flucht ist. Mit einem Male verschwindet der ganze Trupp, und kommt entweder gar nicht wieder zum Vorschein, oder in weiter Entfernung. Sie müssen freilich herauf, um Athem zu holen; dann stecken sie aber nur die Nasenspitze einen Augenblick aus dem Wasser, und tauchen gleich wieder unter.

Sie sind fertige Schwimmer, wenig neugierig und vorsichtig, doch nicht in dem Grade furchtsam, daß sie jede Annäherung von Menschen vermeiden; besonders wenn sie auf dem Eise liegen, was sie gerne thun, kann man ihnen oft nahe genug kommen, um sie erschlagen zu können.

Ihre Hauptnahrung besteht in kleinen Fischen, besonders im arktischen Salm.

Sie leben unter einander sehr verträglich; ihre Felle haben daher sehr selten Verletzungen von Bissen, wie man dieß bei andern Arten bemerkt. Sie werden so fett, daß der Speck zuweilen die Hälfte ihres Gewichts ausmacht.

Zur Fortpflanzungszeit gehen sie weiter vom Lande ab; sie fällt auf Ende August, und im März oder April wirft die Mutter ihre Jungen auf dem Eise, und säugt sie etwa 14 Tage. Die Milch ist fett und süßlich.

Da dieser Seehund in den Palarmeeren der häufigste ist, so werden die meisten Jagden auf ihn gemacht, besonders in Grönland und Island. Man fängt sie in Netzen, oder harpunirt sie in größern Booten, oder erlegt sie mit der Flinte. Wenn sie auf dem Eise liegen, werden oft mehrere hunderte in einem Tage erschlagen. Die Boote mit 4 bis 6 Mann fahren zwischen die Eismassen hinein, wo sie aufliegende Seehunde bemerken. Kommen sie in die Nähe, so erheben die Schiffer ein starkes Geschrei, während dem zwei von ihnen die Eismasse erklimmen. Der Eine, mit einer Keule, schlägt so viele Seehunde als möglich auf die Nase; der Andere schneidet, mit einem scharfen Messer, den betäubten die Kehle ab. So erlegen sie 5 bis 6 Stücke von 30 bis 50, welche beisammen liegen, da die übrigen sich bald vom ersten Schrecken erholen, und ins Wasser stürzen. Nur die alten Männchen setzen sich zur Wehre, richten sich auf, um ihren Gegner mit den Zähnen zu empfangen, können aber damit den Schlag nicht abwenden. Fell, Speck und Fleisch geben großen Nutzen. Aus dem sehr festen Felle der alten Thiere machen sich die Isländer ihre Schuhe, die der jüngern werden zu Reisesäcken und dergleichen verwendet.

Da die Seehunde im Allgemeinen in Gegenden wohnen, welche Naturforscher seltener zu besuchen Gelegenheit haben, so sind ihre Arten noch nicht gehörig bestimmt, besonders diejenigen der südlichen Halbkugel, wohin meist nur Schiffe hinkommen, welche für deren Fang bestimmt sind. Man kennt daher mehrere Arten nur nach ihren oft verstümmelten Fellen, und nicht nach den Veränderungen, welche das Alter vielleicht bei den einzelnen Arten hervorbringt, oder die Varietäten der einzelnen Arten. Man hat daher wahrscheinlich mehr Arten gemacht, als wirklich vorhanden sind: andere wirkliche Arten aber mit einander verwechselt.

Die Länder der südlichen Polargegenden sind so schwer zugänglich, da die Meere so stürmisch und die Kälte so viele Hindernisse, in deren Untersuchung in den Weg legt, daß es noch lange dauern könnte, ehe alle Arten bekannt, und die Verwirrung gelöst werden kann.

Wallroß. Trichechus.

Der Körper ist lang, kegelförmig, wie bei den Seehunden; der Kopf rund, klein; die Schnauze sehr aufgetrieben und dick; keine äußern Ohren; der Schwanz sehr kurz; die Vorderfüße wie bei den Seehunden, mit fünf kurzen Klauen. Die Hinterbeine liegen ganz horizontal der Länge nach am Körper, mit 5 durch eine Haut vereinigte Zehen; die äußern sind länger.

Im Munde stehen aber nur 2 kleine Vorderzähne, unten gar keine. Eckzähne nur in der Oberkinnlade, aber sie sind sehr lang, und stehen aus dem Munde vor, länger als der Kopf; sie sind seitlich zusammengedrückt und etwas nach hinten gebogen. Das Elfenbein davon ist körnig, sehr hart und viel fester als am Elephanten. Backenzähne sind oben und unten 5 auf jeder Seite; sie sind fast walzenförmig, mit einfacher, schief abgestutzter Krone, und für die Größe der Thiere sehr klein. Der dritte ist der größte, der fünfte der kleinste.

Es sind große, plumpe, auf dem Lande unbehilfliche Thiere. Die Haare sind, wie bei den Seehunden, sehr kurz und beständig fettig, werden daher nie naß. Man kennt mit Bestimmtheit nur eine Art.

Taf. 27. Das Wallroß.
Trichechus rosmarus.

Der Kopf ist eher klein, als mittelmäßig groß; die Schnauze abgerundet, aufgeschwollen, rauh und haarlos. Die Nasenlöcher halbmondförmig; die Kiefernknochen, der starken Hauzähne wegen, aufgetrieben; die Schnurrbarthaare stark, gewunden, sehnenartig hart und steif, wie elastischer Drath. Sie stehen in eigenen Vertiefungen, an der Oberlippe nahe aneinander. Sie sind bei recht Alten an der Wurzel fast linienbreit. Der Mund ist klein; aber aus ihm stehen die beiden Hauer oder obern Eckzähne vor, und ragen nach unten, indem sie sich mit der Spitze etwas nach hinten biegen. Die übrigen Zähne sind sehr klein, und die obern 2 Vorderzähne kaum zu bemerken.

Das Haar am ganzen Körper ist sehr kurz, glatt, schmutziggraugelblich. Der Schwanz ist kurz, steif, konisch vorragend; die Vorderbeine dick; der Fuß unförmlich breit; die Zehen alle verbunden, und die Schwimmhaut vorragend. Sie sehen aus wie zwei Säulen, wenn das Thier darauf aufrecht steht. Der ganze Körper ist fast spindelförmig, am dicksten bei der Brust, dann aber nach hinten schnell abnehmend. Der Hals kurz, dick; die Haut unter den Haaren schwärzlich; die hintern Füße sehr breit.

Die Länge eines erwachsenen Wallrosses geht bis auf 15′; der Umfang des Körpers 10 bis 12′; die Länge der Hauzähne oft 2′.

Das Vaterland dieses Thieres ist im hohen Norden und im tiefen Süden. Es geht kaum diesseits über den Polarkreis hinaus, und so weit nach Norden, als die Meere befahren werden können. Auch gegen den Südpol hin findet er sich, so weit Schiffe gelangen konnten. Auf's Land kommt das Wallroß selten, sondern Eis ist der Boden, worauf es gewöhnlich seinen Sitz aufschlägt. Da liegen sie oft in großen Schaaren. Ehe sie so sehr verfolgt wurden, fand man oft Heerden von tausenden beisammen liegen. Sie bevölkerten die öden Küsten des kalten Spitzbergens und Neu-Semlias, die Küsten des asiatischen Eismeeres, seltener finden sie sich in Grönland; man fand sie auch an den Magdalenen-Inseln und im Golfe St. Lorenz. Es sind gesellige, harmlose Thiere, welche unter sich im Frieden leben; werden sie angegriffen, so vertheidigen sie sich, und ihre Jagd im Wasser ist nicht gefahrlos, da sie sich oft einander vertheidigen, und die kleinen Boote, aus denen sie angegriffen werden, mit den Zähnen zu fassen suchen, um sie umwerfen zu können. Auf dem Lande dagegen sind sie, ungeachtet ihrer großen Hauzähne, wehrlos, da sie ihres Körperbaues wegen sich nicht vertheidigen können; alle ihre Bewegungen sind schwerfällig und langsam. Kann man daher eine Heerde, die auf dem Eise liegt, vom Wasser land- oder vielmehr eiseinwärts treiben, so kann man sie alle todt schlagen; erreichen sie aber das Ende des Eises und stürzen sich ins Wasser, so ist ihre Jagd schwer, da sie treffliche Schwimmer und Taucher sind. Ihre Haut ist fest und stark, und Harpunen glitschen oft darauf ab. Sie vertragen auch leicht Wunden, und ihre Haut ist meist voll Narben, welche von Verwundungen herkommen. Mit ihren Hauzähnen helfen sie sich auf die Eisschollen hinauf, indem sie dieselben einhacken, und dann ihren schwerfälligen Körper hinaufwälzen.

Ihre Stimme ist ein lautes Gebrüll, welches, da sie es bei neblichtem Wetter oft hören lassen, den Schiffenden ein warnendes Zeichen gibt, die Nähe des oft gefährlichen Treibeises auszuweichen.

Das Weibchen wirft jährlich ein Junges auf dem Eise, und geht dann einige Zeit wenig oder gar nicht ins Wasser, bis das Junge einige Stärke erreicht hat, welches indeß sogleich nach der Geburt schon schwimmen kann. Die Mutter vertheidigt ihre Jungen, auch mit Gefahr ihres Lebens; das Junge seinerseits verläßt aber seine todte Mutter auch nicht, und wird dann dem Menschen zur sichern Beute. Fleisch und Fell der Jungen werden geschätzt.

Wie alle im Wasser lebenden Säugethiere ist das Wallroß sehr fett, da die Fettigkeit das Schwimmen sehr erleichert. Dieses Fett ist Anfangs süß und fein, wie Mark, wird aber nach wenigen Tagen ranzig und übelriechend, und gibt sehr guten Thran. Das Fett ist es, wegen welchem man das Wallroß sehr verfolgt, denn das fettlose Fleisch ist hart, grob und von wildem Geschmack, wird aber von den Grönländern doch gerne gegessen. Wenn die Wallfischfänger in ihrer Jagd nicht glücklich sind, so suchen sie sich durch den Fang von Seehunden und Wallrossen zu entschädigen. Nicht bloß die Haut und der Thran, sondern auch die Zähne sind sehr geschätzt, da sie weit härter als Elfenbein und sehr weiß sind, ihre Farbe auch nicht verlieren, wie das Elfenbein. Es werden daraus besonders schöne Arbeiten und auch falsche Zähne verfertigt. In Amerika macht man aus der zerschnittenen Haut Wagenschienen, und in England siedet man Leim daraus.

Die Wallrosse scheinen mehr von Meerpflanzen, als von Fischen zu leben; Seetang scheint ihre Hauptnahrung auszumachen, doch mögen sie wohl auch kleine Fische, Krebse und Schalthiere fressen.

Ein erwachsenes Wallroß wiegt 1500 bis 2000 Pfund, und gibt ein bis zwei Tonnen Oel oder Thran, und ein Zahn kann 10 bis 20 Pfund wegen.

Man hat wohl das südliche Wallroß für eine eigene Art gehalten, allein dieß ist noch unentschieden.

Eine folgende Ordnung der Säugethiere hat man aus den Beutelthieren gemacht, deren allgemeines Merkmal darin besteht, daß die Weibchen am Bauche einen Beutel oder häutige Falten tragen, in welchem, oder zwischen denen, die ganz unreifen Jungen sich so lange aufhalten, und an den Zitzen der Mutter hängen, bis sie ihrer Nahrung nachgehen, und sich selbst erhalten können. Dieses Merkmal ist allerdings sehr wichtig, und die Beutelthiere weichen in Hinsicht ihrer Fortpflanzung von allen bekannten Thieren ab; allein Bau und Lebensart der Beutelthiere ist unter sich so von einander verschieden, daß sie bald wahre Raubthiere, bald wahre Pflanzenfresser sind, und eine Zwischenordnung ausmachen, in welcher die Raubthiere allmälig in Nagethiere und Pflanzenfresser übergehen. Linneus, der aber nur wenig Arten kannte, hat sie alle unter die Gattung Beutelratte, Didelphis, gebracht; allein mit großem Recht sind viele Gattungen aus dieser gemacht worden. Der Linneische Name ist den amerikanischen Beutelthieren geblieben, welche alle durch ihren Zahnbau und ihre andern Eigenschaften sich ähnlich sind Ganz anders aber verhält es sich mit den auf den Molukkischen Inseln und in Neuholland lebenden Arten, deren Bau, außer der allgemeinen Eigenschaft des Beutels, ganz verschieden ist.

Man kann mit Recht sagen die Beutelthiere der jetzigen Schöpfung seyen blos Thiere der neuen Welt, denn wir können füglich alle Länder, in welchen sie vorkommen, zur neuen Welt rechnen, wenn man die nähere Kenntniß der Sundinseln, Neu-Guineas und Neuhollands, welche in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in das jetzige fällt, berücksichtigt. Desto merkwürdiger ist es aber, daß Formen, welche jetzt nur in von uns so entfernten Ländern vorkommen, einst auch in Europa gelebt haben müssen, da man fossile Ueberreste von Beutelthieren in den Steinbrüchen von Montmartre bei Paris gefunden hat.

Alles dieses bei Seite gesetzt, ist die Fortpflanzung der Beutelthiere eine so auffallende Merkwürdigkeit und so abweichend von der Fortpflanzung der ganzen übrigen Thierwelt, daß sie eine nähere Betrachtung verdient.

Bei allen lebendig gebärenden Thieren, also vorzüglich bei allen andern Säugethieren, bildet sich das Junge im Leibe der Mutter aus, und wird erst dann, nach einem unabänderlichen Naturgesetz, geboren, wenn es selbstständig leben kann, obschon es allerdings durch das Sau-

gen noch eine Zeit lang in inniger Verbindung mit der Mutter steht. Bei den Beutelthieren dagegen bleibt das erzeugte Thier nur eine äußerst kurze Zeit im Leibe der Mutter, und wird als eine unförmliche unausgebildete Masse geboren, da weder die Gliedmassen, noch irgend ein Sinneswerkzeug ausgebildet erscheint. Die Tragezeit im Leibe der Mutter dauert nur wenige Tage, und die Geburt so kleiner und unreifer Wesen kann sehr leicht vorgehen; die Tragezeit mag aber nach den Arten gar sehr verschieden seyn. Die Tragezeit einer in Paraguay vorkommenden Art dauerte 24 Tage. Die Jungen bleiben noch einige Zeit völlig unausgebildete Thierchen, nach dem Kunstausdruck wahre Embryonen; sie waren bei dieser Art nur 6 Linien lang; der Körper war ganz nackt; die Augen geschlossen; Nasenlöcher und Mund offen; die Ohren in Quer- und Längsfalten zusammengelegt; die Extremitäten unter der Brust und dem Bauche gekreuzt, und der Schwanz nach unten gerollt. Sie zeigten nicht die geringste Bewegung. Nichts desto weniger findet man sie kurze Zeit, nachdem sie in den Beutel gekommen sind, an den Zitzen der Mutter angesogen. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Mutter ihre händeartigen Füße dazu brauche, sie anzulegen. Was aber ebenso merkwürdig, und in der Naturgeschichte der Säugethiere nirgends vorkommt, ist der Umstand, daß die Jungen nicht auf einmal, sondern nach und nach geboren werden sollen, und daß 3 bis 4 Tage zwischen der Geburt des ersten und derjenigen des letzten Jungen vorbeigehen. Da diese Beobachtungen an solchen Arten gemacht wurden, welche sehr viele Junge gebären, so muß natürlich die Sache bei denen, welche nur zwei haben, sich verschieden verhalten; auch die Zeit, welche sie im Beutel zubringen, ist wahrscheinlich ebenso verschieden. Bei der beobachteten Art blieben sie beinahe 2 Monate, während welcher Zeit sie die Zitzen nur in den letzten Tagen fahren ließen. Noch ist nicht ausgemacht, auf welche Art sie in den Beutel gelangen. Die meisten Naturforscher glauben, es geschehe ganz unmittelbar ein solcher Uebergang durch eigene Muskeln, ohne daß die Jungen die Erde berühren; wenn aber die Hände der Mutter dazu gebraucht werden, wie Herr Rengger glaubt, die Jungen an die Zitzen anzulegen, so könnten sie ebenso auch durch diese Hände in den Beutel gebracht werden.

Die Frage, wie die Jungen im Leibe der Mutter ernährt werden, ist durch die Entdeckung gelöst, daß man deutlich bei ihnen, gleichwie bei allen andern Säugethieren, einen Nabelstrang bemerkt hat.

Der Beutel besteht aus einer Verdoppelung der Haut des Bauches, wodurch eine Tasche gebildet wird, welche an den Seiten durch zwei, zwischen der Haut verborgenen Knochen gestützt ist, und nach dem Willen des Thieres geöffnet und geschlossen werden kann. Den Hintergrund der Tasche bildet die gewöhnliche Bauchbedeckung, an welcher man je nach der Zahl der Jungen, welche jede Art hat, die Zitzen oder Brustwarzen, aus welchen die Milch fließt, wahrnimmt. Diese Zitzen faßt nun das Junge mit dem Mund, und bleibt unbeweglich so lange daran hängen, bis es seine, einer jeden Art bestimmte Größe, erreicht hat. Der Mund scheint gleichsam mit der Zitze zu verwachsen, da man bemerkt hat, daß man die ganz kleinen Jungen nicht davon losreißen kann, ohne die Zitzen mit wegzureißen, sie sterben auch sehr schnell, nach dem dieses geschehen ist. Die Jungen bleiben also buchstäblich an den Zitzen, wie an eine Schnur aufgehängt, ohne alle Bewegung, wenigstens im Anfange. Bei mehrern Arten aber ist kein eigentlicher Beutel, sondern nur zwei starke Hautfalten, zwischen welchen die Zitzen sich befinden, so daß die Jungen hier nicht eingehüllt, sondern nur etwas festgehalten werden. Dagegen will man bemerkt haben, daß bei einigen Arten die schon ganz ausgebildeten Jungen, selbst wenn sie schon andere Nahrung als nur Milch genießen können, noch einige Zeit Schutz finden, und wenn sie außer dem Beutel sich befinden, bei Gefahr wieder dahin zurückkehren, darin von der Mutter verschlossen und mit auf der Flucht weggetragen werden; wenn aber, wie dieß bei einigen amerikanischen Arten der Fall ist, der Beutel schon wieder mit andern Jungen angefüllt, und kein Platz mehr für die frühern Jungen da ist, so sollen diese auf dem Rücken der Mutter noch Schutz finden, und, indem sie ihre Wickelschwänze um den der Mutter wickeln, so von ihr getragen werden, so daß sie also ihre gedoppelte Nachkommenschaft mit sich trägt, was ebenfalls unter andern Säugethieren unerhört wäre. Sehr nett muß es aussehen, wenn, wie dieß bei einigen grasfressenden Beutelthieren der Fall ist, die Mutter weidet, und das Junge zum Beutel herausguckt und ebenfalls weidet; oder wenn die Mutter die herumlaufenden Jungen schnell in den Beutel packt, und mit ihnen davon läuft, oder sie ihr auf den Rücken springen. Die händeartige Bildung, namentlich der Hinterfüße, macht sie zu solchem Anfassen sehr geschickt. Man findet aber diesen Bau bei weitem nicht bei allen Gattungen.

Die Alten kannten diese Thiere gar nicht, und die ersten Entdecker Amerikas schmückten ihre Naturgeschichte mit den abentheuerlichsten Sagen.

Die Beutelratten. Didelphis.

Dieß ist die seit der Entdeckung von Amerika bekannte Gattung, welche den Namen daher erhalten hat, daß ihr Aeußeres wirklich einige Aehnlichkeit mit einer Ratte hat. Sie hat einen langen haarlosen Schwanz, der aber nicht steif, wie bei den Ratten, sondern ein Wickelschwanz ist.

Der Zahnbau ist ganz eigen, und durch die große Zahl der Zähne ausgezeichnet. Sie haben nämlich oben 10, unten 8 Vorderzähne, Eckzähne in beiden Kinnladen auf jeder Seite 1, Backenzähne oben und unten 7 — 7 oder oben 6 — 6 und unten 7 — 7, in allem also 48 bis 50 Zähne. Die Mundöffnung ist auch sehr weit, und die Zähne schön weiß. Der Kopf ist lange und konisch; die Schnauze spitzig; die Ohren groß, dünne und fast nackt; die Schnurrbarthaare lang und zahlreich; der Schwanz schuppig und nackt; das Haar des Körpers ist dicht, wollig, lang und weich. An den Hinterfüßen haben sie einen langen abstehenden Daum, also eine Hand.

Sie bewohnen die Waldungen und dichten Gebüsche des ganzen wärmern Amerikas, leben den größten Theil des Jahres durch allein, und haben eine wandernde Lebensart, da sie sich nie lange an einem Ort aufhalten. Sie sind nächtlich, schlafen am Tage entweder in der verlassenen Höhle eines Gürtelthieres oder in einem hohlen Baume oder im dichten Gebüsche oder auch da sie gut klettern können auf Bäumen. Bei Nacht gehen sie auf Bäumen und auf der Erde ihrer Nahrung nach, welche aus Mäusen, Vögeln, Vogeleiern, großen Insekten und aus einigen Arten von Baumfrüchten besteht. Sie sind sehr blutdürstig, greifen, wie unsere Marder, Hühner und Enten an, und tödten auf einmal so viel sie können, oft 10 bis 20 Stücke. Sie werden dann gleichsam trunken von Blut, so daß man sie nicht selten des Morgens mitten unter Todten schlafend findet.

Sie geben einen übeln Geruch von sich; ihre Bewegungen sind langsam; gewöhnlich gehen sie schreitend, auf der Flucht aber machen sie kleine Sätze. Beim Klettern leistet ihnen ihr Wickelschwanz wenig Hülfe, da er zu steif ist, doch hängen sie sich an demselben zuweilen auf, und bleiben Stunden lang in dieser Stellung. Der Geruch ist scharf; das Gehör mittelmäßig; das Gesicht ziemlich schlecht. Sie geben keine andern Töne von sich als eine Art Schneuzen.

Sie bekommen viele Junge, einige Arten bis auf 14 auf einmal. Merkwürdig ist es, daß man in dem Beutel der Mutter niemals das Koth der Jungen findet. Sie lassen sich insofern zähmen, daß man sie berühren und selbst herumtragen kann, ohne daß sie beißen. Sie zeigen sehr wenig Intelligenz.

Ihres Schadens wegen, welchen sie am Hausgeflügel anrichten, werden sie sehr verfolgt, und da sie weder schnell fliehen können, noch überhaupt wenig Vertheidigungswaffen haben, so würden sie bald ausgerottet, wenn sie sich nicht so stark fortpflanzten. Pelz und Fleisch wird nicht benutzt. Die Jaguarundi und Eyra-Katzen fangen diese Thiere häufig weg und fressen sie.

Man kennt etwa dreizehn Arten, von welchen fünf ohne Beutel, nur mit jener den Beutel vertretenden Falte versehen sind.

Man kann auch eine Art dahin rechnen, welche wegen den Schwimmhäuten an ihren Füßen davon getrennt würde, und Schwimmhänder genannt worden ist. Sie lebt an Flüssen in Südamerika, vorzüglich am Fluße Yapock, in Gujana.

Taf. 35. Die virginische Beutelratte. Didelphis virginiana.

Schön aschgrau. Der Pelz ist eigentlich mit röthlichgrauer Wolle besetzt, allein eine Menge schwarzer Stachelhaare stehen dazwischen; das Gesicht ist weißlich; der Unterleib heller; der Rücken der vier Beine schwarz; Zehen und Sohlen fleischfarb; der Schwanz an der Wurzel schwarz; die vordere Hälfte weiß. Am Bauche des Weibchen ein auch innerlich behaarter Beutel.

Die Länge des Thieres, ohne den Schwanz ist 15″, des Schwanzes 11″.

Aufenthalt. Die wärmern Theile von Nordamerika.

Alle übrigen Gattungen der Beutelthiere leben auf den Molucken, einigen Sundinseln, Neu-Guinea, und besonders in Neuholland, wo sie, mit weniger Ausnahme, die ganze Säugethierebevölkerung bilden.

Statt unserer Marder und Wiesel leben dort die Schweifbeutler oder Dasyuren. Statt des Wolfes findet sich der Beutelhund und statt des Dachses der Beuteldachs, welche Gattungen alle wirkliche Fleischfresser sind.

Schweifbeutler. Dasyurus.

Marderähnliche Thiere, allein von ganz anderm Zahnbau. Sie haben oben 8, unten 6 Vorderzähne, mittelmäßig spitzige Eckzähne und 6 Backenzähne auf jeder Seite oben und unten, also in allem 42 Zähne. Der Kopf ist kegelförmig; die Schnauze spitzig; die Nase etwas rüsselig; die Beine lang und schlank, fünfzehig, mit kleinen krummen Nägeln. An den Hinterfüßen ist ein sehr kleiner Daum ohne Nagel, weit von den andern entfernt, blos als ein Höcker bemerkbar. Der Schwanz lang, schlaff und behaart; Ohren mittelmäßig lang, kurz behaart; der Mund weit gespalten; der Beutel am Weibchen undeutlich.

Ihre Lebensart ist nächtlich; sie sind die Marder Neuhollands, nähren sich von Vögeln und andern kleinen Thieren, auch von Aas; steigen nicht auf Bäume, sondern verbergen sich am Tage in Felslöchern und wohl auch in den Wohnungen der Menschen. Das Fell der meisten ist gefleckt und hat angenehme Farben. Es sind muntere und schlaue Thiere. Da sie dem zahmen Geflügel schaden, so wurde ihnen sehr nachgestellt, daher sind sie in den Kolonien selten geworden. Alle leben in Neuholland und Diemensland.

Taf. 29. Der Maugeische Schweifbeutler. Dasyurus Maugei.

Der Daum der Hinterfüße sehr entfernt von den andern und fast ganz in der Haut verborgen. Der Pelz dicht; das Haar weich; die Farbe falb, olivengrau überlaufen, da die Haarspitzen grünlich sind. Die untern Theile hellaschgrau. Alle Theile mit weißen, fast gleichgroßen Flecken bedeckt; der Schwanz ungefleckt, mit weißer Spitze; Kehle und Füße weiß; Ohren rosenfarb.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 14″, des Schwanzes 1′.

Häufig in Neuholland, wo sie von todten Thieren, Geflügel und Krebsen leben. Sie lassen sich zahm machen, sind munter und gar nicht bissig, auch wenn man sie reizt. Ein zahmer hatte aber für Niemand eine besondere Anhänglichkeit, scheute das helle Tageslicht. Ergriff man ihn, so suchte er sich mit seinen scharfen Nägeln an etwas anzuhalten, wie eine Katze. Er fraß nichts als rohes Fleisch, wovon er die ihm gereichten Stücke oft erst in die Höhe warf, und sie mit dem Munde geschickt wieder auffing. Oft rieb er sich die Vorderfüße mit Geschwindigkeit an einander, wie ein Mensch, der friert; auch strich er mit denselben über das Gesicht und die Augen, besonders wenn er gefressen hatte. Er war sehr reinlich, und beschmutzte sein Nest, welches man ihm aus weichen Materialien gebildet hatte, nie.

Man kennt neben dieser noch vier Arten dieser Gattung aus Neuholland, den Tafa, Das. tafa; den bärenartigen, D. ursinus; den Langgeschwänzten, D. macrourus und den stinkthierartigen, D. viverinus.

Beuteldachs. Perameles.

Vorderzähne oben 10, unten 8, die Eckzähne stark und spitzig, Backenzähne oben und unten 7 auf jeder Seite, oder oben 8, unten 6.

Der Kopf lang; die Schnauze spitzig; die Ohren mittelmäßig und abgerundet. An den Vorderfüßen 5 wohlgetrennte Zehen, mit starken Nägeln; die 3 mittlern länger; der Daum kurz. Die Hinterbeine sind noch einmal so lang, als die vordern, nur mit 4 Zehen, von welchen die beiden innern, sehr klein, verwachsen, und in eine gemeinsame Haut so verhüllt sind, daß man sie nur von Außen durch die Nägel erkennt. Der Schwanz ist mittelmäßig lang, an der Basis dünne, in der Mitte dicker, am Ende dünne, unten fast nackt, ohne Schuppen, nicht greifend. Am Weibchen ein Beutel. Die bekannten Arten wohnen in Neuholland. Sie sind fleischfressend, und nähren sich wahrscheinlich von Vögeln und Insekten, und leben in Höhlen, wie die Dachse.

Taf. 26. Der spitznasige Beuteldachs. Perameles nasuta.

Die Nase ist sehr lang und vorstehend; die Ohren kurz und ablang; die Augen sehr klein; der Pelz mittelmäßig behaart, stärker auf dem Wiederrüst als vorn; die Farbe oben hellbraun, der ganze untere Körper dagegen weiß; die Nägel gelblich; der Schwanz ist stark, mittelmäßig lang und kastanienbraun.

Größe wie ein Kaninchen.

Das Thier lebt unter der Erde in Höhlen, wie der Dachs. Diese Höhlen gräbt es sich wahrscheinilch selbst, wie seine Füße anzuzeigen scheinen. Wir wissen übrigens gar nichts von seiner Lebensart. Nicht einmal die einzelnen Arten sind genau bekannt.

Beutelhund. Thylacinus.

Vorderzähne oben 8, unten 6, welche in einem Halbkreise stehen, und in der Mitte durch einen hohlen Raum getrennt sind. Die Eckzähne sind stark, groß, breit, spitzig und gebogen, wie bei Katzen und Hunden. Backenzähne oben und unten 7 auf jeder Seite, in allem 46 Zähne. Außer den vielen Vorderzähnen ist das Gebiß dem der Hunde und Katzen ähnlich.

An den Vorderfüßen sind 5, an den hintern nur 4 Zehen, alle mit stumpfen Nägeln bewaffnet, also weder zum Klettern noch zum Graben geschickt. Die Beine sind kurz, wie bei den Schweifbeutlern, aber der Schwanz ist sehr verschieden von diesen; er ist an der Spitze nackt, übrigens zusammen gedrückt, und an der Wurzel etwas breit, wie bei mehrern Säugethieren, welche gut schwimmen. Das einzig bekannte Thier dieser Gattung lebt in Diemensland und ist das größte Landthier dieser Insel. Es heißt:

Taf. 28. Harrisischer Beutelhund. Thylacinus Harrisii.

Er hat die Größe eines Wolfes, und ist das größte Raubthier des Landes. Die Schnauze ist lang; an den Seiten schmäler; der Kopf dagegen hinten breit; der Mund sehr weit gespalten; die Ohren an der Basis breit, an der Spitze abgerundet; der Schwanz kürzer als der Körper, mit einer breiten, abgerundeten, stumpfen Spitze. Der Pelz ist glatt, kurz behaart; die Haare etwas rauh, ohne alle Wollhaare, an den untern Theilen feiner. Die herrschende Farbe graubraun, gelblich, etwas olivenfarb überlaufen, undeutlich schwarz gedüpfelt, da die einen Haarspitzen schwarz, die andern gelblich sind. Das Schwarze ist deutlicher auf der Nase, dem Scheitel und den Schultern. Das Gelbe an den Backen, an den untern Theilen der Extremitäten und auf dem Kreuz. Von den Schultern an entstehen auf dem Rücken schwarze Querbänder, welche Anfangs kürzer sind, aber immer, gleich schmal bleibend, länger werden, doch nie den Bauch erreichen, und auf dem Kreuze am längsten sind. Mitten durch sie läuft auf dem Rücken eine schwarze Längslinie. Hals, Brust, Bauch und Inneres der Schenkel ist hellaschgrau, gegen den After hin dünkler; die Gegend um die Geschlechtstheile ist röthlich.

Die Länge bis zur Schwanzwurzel 3′ 8″, des Schwanzes 1′ 6″, Schulterhöhe 1′ 6″, Kreuzhöhe 1′ 7″.

Im Ganzen hat das Thier das Ansehen des Wolfes, steht aber viel niedriger; der Körper ist länger, und der Schwanz nicht buschig. Das Weibchen hat einen Beutel.

Aufenthalt. Die südlichen, gebirgigen, wenig zugänglichen Theile von Diemensland. Er soll aber in mehrern andern Gegenden Oceaniens gefunden werden. Vorzüglich lebt er am Meeresufer und verbirgt sich in Höhlen und Felsspalten. Er ist das größte bekannte, fleischfressende Beutelthier. Er nährt sich von Krabben und von verschiedenen kleinen Thieren, und hat sich auch für die Schafe gefährlich gezeigt. Ob er auch Fische frißt, da er gut schwimmt, weiß man nicht. Er ist ein Zehengänger, doch scheint er die Hinterfüße zuweilen ganz aufzusetzen. Seines Schadens wegen wird er in bewohnten Gegenden stark verfolgt. Seine Lebensart ist noch sehr aufzuklären.

Die Gattung Beutelmaus, Phascogale, hat einen ganz ähnlichen Zahnbau, wie die Schweifbeutler, nur sind die Backenzähne mehr gezackt, und statt 6 haben sie 7. Es sind kleine Thiere, welche in Neuholland leben, und sich hauptsächlich von Insekten zu nähren scheinen. Sie klettern auf Bäume.

Die nun anzuführenden Gattungen der Beutelthiere nähern sich schon den Pflanzenfressenden, doch fressen sie nebenbei auch Insekten.

Phalanger. Phalangista.

Sie haben oben 6, unten nur 2 Vorderzähne, wovon die 2 obern mittlern lang, schneidend und gebogen sind. Eckzähne haben sie nur 2 oben, unten keine, dagegen unten, diesen entgegen stehend, 2 oder 3 kleine stumpfe Zähnchen, welche kaum aus der Kinnlade vortreten. Backenzähne oben 6, unten 5, wovon die 4 hintern jeder 4 Höcker hat, welche regelmäßige Reihen bilden.

Der Kopf ist lang; die Schnauze stumpf; die Lippen sind etwas gespalten; die Augen groß und nächtlich, mit ritzenförmigem Sehe loch; die Beine kurz, dick und stark; an den Vorderfüßen 5 Zehen, mit starken krummen Nägeln; an den Hinterfüßen ein großer abstehender Daum, ohne Nagel; die 2 folgenden Zehen sind kürzer als die beiden übrigen, und was besonders merkwürdig ist, durch eine Haut so mit einander verwachsen, daß sie äußerlich nur eine Zehe mit zwei Klauen zu bilden scheinen; die andern beiden sind dick und fast gleich lang; die Ohren abgerundet, meist von mittlerer Länge; der Schwanz beinahe wickelnd, aber bei einigen fast ganz behaart, bei andern über die Hälfte nackt und runzelig. Der Beutel ist bei dem Weibchen einiger Arten sehr groß und enthält 4 Saugewarzen. Der Pelz ist wollig, gekräuselt und dicht, aber nicht fein anzufühlen. Sie klettern geschickt, aber nicht schnell, und bedienen sich ihres Wickelschwanzes so geschickt, wie die Affen, um damit sich anzuhalten, oder sich daran aufzuhängen. Es sind träge, langsame Thiere, welche selten auf die Erde kommen. Die Lebensart ist nächtlich, am Tage schlafen sie meistens. Sie verbreiten einen unangenehmen Geruch, welcher von einer Materie entsteht, welche in Drüsen, nahe am After, abgesöndert wird. Er theilt sich aber dem Fleische nicht mit, welches gegessen wird.

Sie sind theils in Neuholland, theils auf einigen Inseln zu Hause, wie auf Neu-Guinea, Banda, Amboina und Celebes.

Sie nähren sich mehr von Pflanzen als von Fleisch.

Taf. 28. Der Kookische Phalanger. Phalangista Kookii.

Das Aeußere ähnelt sehr dem der Beutelratten Amerikas, aber der Schwanz ist ganz behaart, ausgenommen unten an der Spitze. Er ist ein sehr vollkommener Greifschwanz. Die Größe ist die eines Marders. Alle obern Theile sind röthlichgrau; das Aeußere der vier Schenkel rostroth; alle untern Theile sind weiß; zweidrittel des Schwanzes hat die Farbe des Körpers, der übrige Theil gelblichweiß; Ohren mittelmäßig, abgerundet; unter denselben ein weißer Fleck.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1′, der Schwanz vollkommen gleich lang.

Aufenthalt. Diemensland und Neuholland, wo ihn Capitain Kook auf seiner dritten Reise entdeckte. Er lebt auf Bäumen, wie die andern Arten. Sein schlanker Körper scheint seinen Bewegungen mehr Lebhaftigkeit zu gestatten, als den andern Arten. Er ist alles fressend, und scheint besonders Insekten zu lieben.

Taf. 29. Der Bären-Phalanger. Phalangista ursina.

Die Ohren kurz, im Pelz verborgen; die Schnauze stumpf; die Nasenlöcher durch eine tiefe Furche getrennt; Augen groß, nächtlich. Die Extremitäten stark, die hintern bedeutend länger als die vordern; die Klauen stark und krumm; der Körper dick, plump; der Schwanz ebenfalls dick, nicht bis zur Hälfte behaart; der übrige Theil ganz nackt und runzelig. Die untern Vorderzähne sehr stark, und oben scheinbar auch nur zwei; Eckzähne undeutlich. Pelz dicht, wollig, aber etwas rauh und grobhaarig, die obern Theile schwarzbraun, rostfarb überlaufen, da die Haare rothe Spitzen haben; untere Theile rostgelb, ebenso die Gegend um die Ohren; der behaarte Theil des Schwanzes braungelb, der unbehaarte lederbraun.

Größe einer starken Katze. Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1′ 7½″, des Schwanzes 1′ 5″.

Hände und Fußsohlen sind ganz nackt, glatt, wie bei den Affen, die Hinterfüße sehr breit, mit außerordentlich dickem, abstehendem, kurzem, nagellosem Daum. Der Schwanz ist sehr vollkommen wickelnd. Die Zehen der Vorderfüße sind in zwei Theile getrennt, indem die 2 innern Zehen von den andern sehr getrennt sind, und seitwärts gestellt werden können, so daß sie die Stelle eines abstehenden Daums verstellen.

Das Vaterland dieses plumpen, dicken und trägen Thieres ist Celebes. Ob es auch in Neu-Guinea lebt, weiß man nicht. Sie finden sich in großer Menge in den dichten Waldungen des nördlichen Theiles von Celebes. Man sieht sie sehr selten am Tage, indem sie dann zwischen den Gabeln der Baumäste und unter den Baumblättern verborgen sind. Die Einwohner kennen keine Varietäten dieser Art, und essen ihr Fleisch. Sie hängen sich zuweilen an ihrem Schwanze auf, und bedienen sich seiner zum Klettern. Auch während dem Schlafe wickeln sie ihn um einen Ast, damit sie nicht herunterfallen.

Andere Arten dieser Gattung sind der Gefleckte, P. maculata! der Rostfarbe, P. cavifrons; leben in denselben Gegenden.

In Neuholland lebt der fuchsartige Phalanger und der kleine Phalanger.

Fliegender Phalanger. Petaurus.

So wie die sogenannten fliegenden Eichhörnchen sich von den gemeinen Eichhörnchen auszeichnen, so zeichnen sich die fliegenden Phalanger vor den andern aus; sie vertreten die Stelle des Eichhörnchen in Neuholland, wo es keine eigentlichen Nager gibt.

Die sogenannten fliegenden Phalanger fliegen so wenig als die fliegenden Eichhörner. Die Seitenhaut des Körpers dehnt sich aus, so daß sie die Vorderbeine mit den Hinterbeinen verbindet, und eine Art Flieghaut bildet, welche aber nur zum Fallschirm dient. Der Schwanz ist lang, behaart, nicht greifend, bald rund, bald platt und die Haare getheilt. Die Weibchen haben einen sehr weiten Beutel. Der Zahnbau ist wie bei den Phalangern, nur die Zahl der Backenzähne ist verschieden, indem bei den einen oben und unten 6, bei den andern oben 7, unten 6 sind.

Der Kopf ist mittelmäßig lang; Ohren mittelmäßig abgerundet; Augen groß; Fußbau wie bei den Phalangern.

Sie leben auf Bäumen und springen von Ast zu Ast, indem sie die Flughaut ausbreiten. Ihre Lebensart ist nächtlich; die Nahrung besteht mehr aus Pflanzentheilen, daneben wahrscheinlich aus Insekten. Die Arten sind meist klein, und finden sich in Neuholland, wo sie von den Einwohnern häufig auf den Bäumen selbst erhascht und gegessen werden. Eine Art ist nicht größer als eine Maus.

Taf. 28. Der kleine fliegende Phalanger. Petaurus pygmaeus.

Oben einfärbig mäusegrau, leicht röthlich überlaufen; der Schwanz grauröthlich; die Haare getheilt. Pelz sehr weich.

Die Abbildung ist in natürlicher Größe.

In Neuholland.

Die merkwürdige Gattung

Wombat, Amblotis,

nähert sich im Zahnbau gar sehr den Nagethieren, und lebt, wie diese, von verschiedenen Pflanzentheilen. Er hat oben und unten 2 Vorderzähne, keine Eckzähne, und allenthalben 5 Backenzähne. Im Aeußern gleicht das Thier etwas dem Murmelthiere. Der Körper ist kurz und dick; der Kopf groß, dreieckig und platt; die Ohren kurz und spitzig; die Augen mittelmäßig groß, weit von einander stehend; die Füße fünfzehig, mit starken krummen Nägeln, zum Graben geschickt; der Daum der Hinterfüße sehr klein und ohne Nagel; der Schwanz kaum bemerkbar. Das Weibchen hat einen weiten Beutel. Man kennt nur eine Art aus Neuholland.

Taf. 29. Der Wombat.
Amblotis Wombat.

Der Pelz einfärbig graubraun, mehr oder minder dunkel; die Haare lang und grob; die Beine kurz; der Körper plump; der Gang auf den Sohlen. Die Größe eines Dachses, dessen Stelle er in Neuholland vertritt. Man findet ihn in verschiedenen Gegenden von Neuholland.

Er ist ein träges, schwerfälliges, unbehilfliches Thier, welches ein Mensch leicht einholen kann. Ein erwachsenes wiegt etwa 25 Pfund. Die Augen sind lebhaft; die Oberlippe gespalten; der Hals kurz und dick; die Ohren kurz und im Pelze verborgen.

Er ist sehr sanft, läßt sich leicht fangen, ohne sich zu vertheidigen, plagt man ihn aber, so wird er böse, und schlägt mit seinen Vorderfüßen tapfer um sich. Die Stimme ist leise und zischend. Man zähmt ihn leicht, und da er ein gutes Fleisch hat, so thut man dieß in Neuholland und Diemensland. In der Gefangenschaft frißt er Brod, Milch und Früchte. Das Weibchen wirft 3 bis 4 Junge auf einmal, und trägt sie lange im Beutel. Es ist dieß eines von den Thieren, welches seiner Unbehilflichkeit wegen bei stärkerer Bevölkerung seines Vaterlandes bald von der Erde verschwinden muß. Er gräbt Höhlen, lebt in denselben, und kommt nur des Nachts hervor.

Känguruh. Halmaturus.

Eine der sonderbarsten und merkwürdigsten Gattungen des fernen Neuhollands, so reich an ungewöhnlichen Thiergestalten, zahlreich an Arten, die sich jedoch ziemlich gleichen. Sie haben oben 6, unten nur 2 Vorderzähne, keine Eckzähne. Die Zahl der Backenzähne ändert, so daß die Jungen 5, die Alten nur 3 Backenzähne auf jeder Seite haben, welche hügelig sind. Der Kopf ist lang; die Schnauze spitzig; die Ohren groß und zugespitzt; die Augen groß; die Lippen gespalten; die Schnurrbarthaare schwach. Der Körperbau ist sonderbar, so daß man denselben unmöglich schön nennen kann. Der spitze Kopf sitzt auf einem ziemlich langen und dünnen Halse; die Brust ist ebenfalls schmal; an den Schultern sitzen die zwei sehr kurzen und mit 5 starken Zehen und krummen Nägeln bewaffneten Vorderbeine. Die Hinterbeine dagegen sind wohl einmal so lang; die Oberschenkel ungemein fleischig und stark; die Unterschenkel aber dünne und die Ferse außerordentlich lang. Der Hinterfuß ist nur mit 3 Zehen versehen, welche ganz mit einander verwachsen sind; die Mittelzehe ist viel länger, und alle 3 mit schwarzen, pyramidenförmigen, plumpen Nägeln bewaffnet. Der Schwanz ist sehr lang, sehr dick und muskulos. Der Bauch ist dick. Dieses alles gibt den hintern Körpertheilen ein sehr unförmliches Ansehen. Liegt das Thier, so hat es beinahe das Ansehen einer Rehgeiß, da man seine langen Hinterschenkel nicht bemerkt; setzt es sich aber auf dieselben, so wird es sehr lang. Dieser sonderbare Bau gibt dem Thiere die Eigenschaft zu hüpfen und gewaltige Sprünge zu machen. Sitzt es aufrecht, so dient ihm der lange und starke Schwanz zu einem dritten Bein, und springt es, so mäßigt eben dieser Schwanz durch seine Elastizität den Fall. Das Haar aller Arten ist kurz, kraus, wollig und weich.

Es sind gesellige Thiere, welche in Truppen von 10 bis 30 Stücken beisammen leben. Sie bewohnen am liebsten beholzte Gegenden, mehr Ebenen als Berge. Eine Art lebt in dichten, stacheligen Gebüschen, unter denen sie sich Gänge macht, durch welche sie schnell schlüpfen und sich leicht verbergen können. Die großen Arten leben auf dem festen Lande. Das größte erreicht ein Gewicht von 150 bis 180 Pfunden. Sie waren die zahlreichsten Thiere in Neuholland; man hat sie in allen Gegenden des Landes gefunden; aber schon hat ihre Zahl in den der Kolonie nahen Gegenden sehr abgenommen, und auch diese Gattung dürfte bald verschwinden, wenn sie nicht in Gegenden vorkäme, die wegen Mangel an Wasser den Menschen kaum bewohnbar gemacht werden können. Ihre Jagd war eine Hauptbeschäftigung der Urbewohner, welche sich dazu der einheimischen Hunde bedienten, und die Känguruhs mit Lanzen tödteten. Jetzt jagt man sie mit großen englischen Windhunden, welche sie leicht einholen und ermüden. Wenn sie von den Hunden lebhaft verfolgt werden, laufen sie auf allen Vieren, und machen ihre gewaltigen Sprünge, welche über 20 Fuß reichen, nur, wenn ihnen Hindernisse in den Weg kommen, über welche sie wegsetzen. Auf freiem Felde wären diese Sprünge nicht hinreichend, das Känguruh der Verfolgung der Hunde zu entziehen. Der Schwanz dient ihnen durch seine Elastizität zum Sprunge, lenkt ihn als Balancirstange, und mildert den Fall; die langen Hinterschenkel sind aber noch zugleich eine wirksame Waffe, indem sie damit ausschlagen, und den Verfolgenden selbst gefährlich verletzen können. Auch mit dem Schwanze können sie gewaltige Schläge austheilen. Es bedurfte auch sehr starker Muskeln der Hintertheile, um einen so schweren Körper, wie die größern Arten haben, so weit fortzuschnellen, daher kann das Mißverhältniß des Hinterkörpers nicht auffallen. Sitzen sie auf den Hinterbeinen, so können sie mit den vordern auch drein schlagen, und mit ihren Nägeln verletzen. Bei jedem Sprunge berührt der Kopf fast die Erde, und das Thier scheint sich zu ducken. Sie lassen sich leicht zähmen, pflanzen sich in der Gefangenschaft fort, selbst in Europa. Dabei gewöhnen sie sich an alle Arten von Futter. In der Freiheit genießen sie nur Pflanzen, gezähmt aber fressen sie Brod, gebratenes Fleisch, sogar gesalzenes, altes Leder, Zucker, und trinken Wein und Branntwein.

Die Weibchen haben einen sehr großen Beutel, in welchem sich die Jungen so lange aufhalten, bis sie eine bedeutende Größe erreicht haben. Ja man soll nicht selten das alte Thier weiden, und das Junge aus dem Beutel hervorguckend, ebenfalls Gras abbeißen sehen. Sie tragen nur 1 bis 2 Junge im Beutel, so daß bei einem Känguruh von 160 Pfund Gewicht das neugeborne Junge nur 1 Zoll lang ist.

Das Fleisch der Känguruh ist gut, das der jüngern Thiere schmeckt wie Kalbfleisch, das der ältern wie Hirschfleisch. Deßwegen wird man sie wohl zähmen, wenn sich die wilden zu sehr vermindern, und zu Hausthieren machen.

Die Arten sind noch nicht alle deutlich unterschieden.

Wir haben abbilden lassen:

Taf. 30. Das wollige Känguruh.
Halmaturus laniger.

Es ist eine der größten Arten. Der Pelz ist sehr weich; die Haare kurz, wollig und dicht. Jedes einzelne Haar ist gekräuselt, und der ganzen Länge nach gleich gefärbt, es bildet eine wahre Wolle. Die Farbe ist rostroth an allen obern Theilen, an den untern heller, am Bauch, unter dem Hals und zwischen den Schenkeln weißlich. Es ist von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4′ lang, der Schwanz mißt 3′ 5″, die Vorderbeine 1′ 10″, die Hinterbeine 3′.

Man findet diese Art im Innern von Neu-Südwallis. Außer dieser Art sind noch eilf andere Arten bekannt.

Von den Känguruh hat man des Zahnbaus wegen eine Gattung unter dem Namen Känguruh-Ratte abgesondert, da sie oben 2 starke Eckzähne und allenthalben 5 Backenzähne hat. Im Aeußern haben diese Thiere viel Aehnlichkeit mit den Känguruhs, leben aber in Erdlöchern, wie unsere Mäuse. Sie haben etwa die Größe eines Kaninchens. Man kennt zwei Arten, welche in Neuholland leben.

Zahnlose Säugethiere. Edentata.

Die zu dieser Ordnung gezählten Thiere sind nicht alle wirklich zahnlos, sondern einige haben im Gegentheil mehr Zähne als alle bekannten Säugethiere, aber allen mangeln die Vorderzähne und mehrern die Eckzähne. Sie haben eine entfernte Aehnlichkeit mit den Beutelthieren, allein unter sich sind sie noch weit verschiedener, als diese, so daß man eigentlich mehrere Ordnungen aus ihnen machen sollte. Alle Arten sind langsam, und können nicht schnell laufen; die einen sind Baumthiere, die andern graben, oder leben auch auf der ebenen Erde. Sie zeichnen sich durch manche Sonderbarkeit sehr aus. Alle Arten leben in den warmen Zonen. Wir theilen sie in folgende Gruppen:

1) Ganz Zahnlose. Ameisenfresser, Ameisenscharrer, Schuppenthiere, Schnabelthiere, Ameisenigel.
2) Mit wenigen Zähnen versehene Baumthiere. Faulthiere.
3) Mit vielen Zähnen versehene und mit einem Panzer bedeckte. Gürtelthiere.

Ganz Zahnlose. Edentata.

Sie haben überall keine Zähne in beiden Kinnladen, eine kleine Mundöffnung und eine lange, ausstreckbare Zunge, letzteres mit Ausnahme einer Gattung.

Ameisenfresser. Myrmecophaga.

Kopf lang, sehr spitzig auslaufend; die Mundöffnung sehr klein, da nur die Lippen sich öffnen, die Kinnladen nicht von einander gehen, wenn das Thier frißt. Die Zunge ist sehr lang, schmal und linienförmig, und kann mehrere Zolle weit aus dem Munde gestreckt werden. Die Füße sind mit sehr großen und scharfen Klauen bewaffnet, und zum Graben geschickt. Die Thiere tragen sie beim Gehen ganz einwärts gerichtet, so daß sie auf dem Rücken der Klauen gehen. Es sind langsame, unbehilfliche Thiere, welche keine andern Vertheidigungswaffen als ihre Klauen haben. Einige klettern, die andern leben nur auf der Erde. Sie bewohnen nur heiße Länder, und nähren sich einzig von Ameisen und andern Insekten, welche in jenen Ländern in so ungeheurer Menge sind. Ihre Füße sind deßwegen mit so starken Klauen versehen, um die harten, aus Erde verfertigten Gebäude der Ameisen und Termiten damit aufzukratzen. Sie strecken dann ihre lange Zunge in die aufgekratzten Gebäude hinein, welche sogleich voll Ameisen oder Termiten wird, die an derselben kleben bleiben, und so mit der Zunge durch den engen Mund eingeschlürft werden. Die Kinnladen sind kaum beweglich, da kein Kauen der weichen Thiere nothwendig ist. Der Schwanz ist sehr lang; bei den einen, welche auf Bäume klettern, greifend, bei den andern schlaff, und mit langen Haaren versehen. Die Haare am Körper sind bei den meisten Arten grob.

Die ganze Gattung ist in Amerika zu finden; das Fleisch wird, obschon es nach Ameisen riecht, von den Ureinwohnern gegessen.

Da diese Thiere so unbehilflich sind, und sich sehr spärlich fortpflanzen, da das Weibchen jährlich nur ein Junges wirft, so muß diese Gattung sehr bald von der Erde verschwinden, wenn die Bevölkerung zunimmt; allein jetzt noch bieten ihnen die weiten Einöden jener Länder hinlängliche Zuflucht und Schutz.

Taf. 31. Der große Ameisenfresser. Myrmecophaga jubata.

Vorderfüße mit fünf, Hinterfüße mit vier Zehen. Diese Zehen sind fast bis ans Ende mit einander verwachsen, und mit furchtbaren Nägeln bewaffnet. Der Kopf ist sehr lang und klein, und läuft in eine sehr dünne Schnauze aus. Die Mundöffnung des großen Thieres ist kaum mehr als ein halber Zoll groß. Die Beine sind sehr niedrig, der Körper sehr schlank und lang, und der Schwanz ebenfalls sehr lang; alle diese Theile aber mit langen, trockenen, groben Haaren bedeckt. Am Schwanze sind sie wie Pferdehaare und ganz dürr anzufühlen, etwa wie Heu, und bei Erwachsenen von 1 Fuß bis 18 Zoll lang. Die Farbe ist am Kopfe schön aschgrau, schwarz gemischt, der Rücken schwarz, schmutzig, weiß gemischt, da jedes Haar abwechselnd schwarze und weißgelbliche Ringe hat. Vom Halse quer dem Körper entlang gegen den Hinterrücken hinauf läuft ein schmaler, schwarzer Streif; die untern Theile und der Schwanz schwarz.

Ein erwachsenes Thier dieser Art mißt über 9 Fuß, wovon der Schwanz die Hälfte.

Diese Art lebt in Brasilien, Peru, Paraguay und in Gujana, ist aber nirgends häufig. Man findet ihn in waldlosen Gegenden. Er klettert nicht. Sein Gang ist langsam, obgleich er in Gefahr galoppirt; ein Mensch kann ihn im Schritt einholen. Wird er angegriffen, so setzt er sich auf die Hinterbeine, und wehrt sich, aber ungeschickt, mit den Klauen, mit denen er allerdings Hunde und andere Thiere abhalten kann. Gegen den Menschen ist er aber vollkommen wehrlos, und kann leicht mit einem Stocke erschlagen werden. Er ist sehr träge und schläft viel, hat kein bestimmtes Lager, sondern schweift in den Ebenen umher, schläft, wo ihn die Nacht überfällt, und sucht zur Lagerstätte hohes Gras oder Gebüsche auf. Er nährt sich einzig von Ameisen und Termiten. Das Weibchen trägt sein Junges auf dem Rücken, und es saugt so lange, bis die Mutter wieder trächtig ist. Seine Sinnen sind nicht ausgezeichnet, am feinsten Geruch und Gehör. Der einzige Laut, den er von sich gibt, ist eine Art Brummen, wenn er zornig ist. Gezähmt ist er gerne um den Menschen, und verträgt sich mit den Hausthieren. Außer dem Menschen, der aber selten auf ihn Jagd macht, sind nur die großen Katzen seine Feinde.

Die beiden andern Arten sind weit kleiner. Der Tamandua, myrmecophaga tetradactyla, hat etwa die Größe einer Katze, nur vier Zehen vorn, keinen Greifschwanz, und allenthalben kurzes Haar. Der zweizehige Ameisenfresser, M. didactyla, hat nur zwei Zehen vorn, einen Greifschwanz, klettert auf Bäume; sein Haar ist kurz, wollig und weich. Er hat die Größe eines Eichhörnchens. Beide leben in Brasilien.

Schuppenthiere. Manis.

Der ganze Körper und Schwanz dieser Thiere ist oben mit sehr harten, braunen, breiten, hornartigen Schuppen bedeckt, welche vollkommen, wie die Schuppen der Tannzapfen, ziegelartig übereinander liegen. Der Kopf hat oben ebenfalls Schuppen, und so die Oberschenkel; die untern Theile sind mit kurzen, groben Haaren dünne besetzt. Der Kopf klein; die Zunge schmal, lang, ausstreckbar; die Mundöffnung wie bei den Ameisenfressern; keine Zähne; die Füße mit starken Klauen bewaffnet, und zum Graben geschickt. Die Arten leben in Afrika und dem warmen Asien, nähren sich von Insekten, besonders Ameisen, und graben sich Höhlen. Es sind nur wenig Arten bekannt.

Taf. 30. Das langschwänzige Schuppenthier. Manis macroura.

Die kurzen Beine, der langgestreckte Körper und der lange schleppende Schwanz geben ihm das Ansehen einer Eidechse. Der Schwanz ist länger als der Körper; die Schuppen sind sehr breit, sehr hart, braun, und liegen fest auf. Am Schwanze liegen drei ganze Schuppenreihen und zwei Seitenreihen, welche an ihren Enden Spitzen bilden. Die Schuppen auf dem Kopfe sind klein, und gehen fast bis zur Schnauze. Die Füße haben vier Zehen, mit starken und scharfen Nägeln. Die Länge des Körpers beträgt 1′ 2″, des Schwanzes 1′ 7″.

Die Art lebt in Afrika am Senegall, in Sierra-Leona und in Guinea.

Sie nährt sich bloß von Ameisen und andern Insekten, und gräbt sich in die Erde ein. Es sind langsame, harmlose, und gegen den Menschen völlig wehrlose Thiere; dagegen sind sie gegen die Angriffe anderer Thiere durch ihre harten Schuppen gesichert. Sie rollen sich wahrscheinlich zusammen, wodurch die Schuppen abstehen, und den Körper für Zähne und Klauen unangreifbar machen.

In Java lebt eine andere kurzgeschwänzte Art mit ganz ähnlicher Bedeckung, Manis javanica.

Wir fügen diesen beiden Gattungen zwei wunderbare zahnlose Thiere bei, welche in ihrem Bau so ganz von allen andern Thieren abweichen, daß man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob es Säugethiere oder eierlegende Thiere sind. Sie lassen sich daher nirgends einreihen, und sollten, wenn man streng systematisch verfahren will, eine ganz eigene Klasse bilden. Wir wollen sie aber einstweilen an die zahnlosen Thiere anreihen. Beide Gattungen sind aber wieder von einander in der ganzen Bildung sehr verschieden, und müssen als ganz abgesönderte Thiere betrachtet werden.

Ameisenigel. Echidea.

Keine Zähne. Der Körper kurz, abgerundet, niedrig auf den Beinen; Kopf klein, konisch, mit sehr zugespitzter Schnauze; der Mund mit kleiner Oeffnung. Die Zunge sehr lang, schmal, ausdehnbar, etwas platt, an der Wurzel mit Wärzchen; die Augen klein, an den Seiten des Kopfs; keine äußern Ohren; die Füße kurz, fünfzehig, die vordern breit, mit fünf sehr langen und dicken, wenig gekrümmten Nägeln, der mittlere ist der längste; die Klauen an den Hinterfüßen sind ebenfalls stark und etwas gekrümmt. Beim Männchen findet sich ein beweglicher, hohler, an der Spitze durchbohrter Sporn an der innern hintern Seite der Hinterfüße. Der Kanal soll mit einer absöndernden Drüse in Verbindung stehen, die einen Saft absöndert, der bei Verwundung in die Wunde fließt. Der Schwanz kurz und konisch. Der Körper ist oben mit starken Stacheln besetzt, welche hier und da mit Haaren untermischt sind. Diese Thiere sollen von Ameisen leben, und die Haufen derselben mit den starken Klauen aufkratzen. Sie graben leicht, und sollen sich, wie die Igel, zusammenrollen können. Ihre Fortpflanzung ist unbekannt. Man glaubt sogar, daß sie Eier legen.

Taf. 31. Der borstige Ameisenigel.
Echidea setosa.

Die Stachel sind klein, und zwischen ihnen sind viele Haare. Die Länge und Menge der Stacheln soll zu verschiedenen Zeiten verschieden sein, da sie ausfallen, und sich wieder ersetzen. Man glaubt daher, der borstige Ameisenigel sei nicht verschieden vom stacheligen. Die Stachel sind weißlich, mit schwarzer Spitze, nach hinten gekehrt; am Schwanze sind sie sehr kurz und aufgerichtet. Der Bauch ist mit wenigen Borsten besetzt und ebenso der Kopf. Die Nägel sind schwarz.

Größe eines Igels.

Aufenthalt. Neuholland bei Port Jakson und auf den blauen Bergen.

Man kennt seine Lebensart in der Freiheit noch sehr wenig. Man zähmt ihn zwar, aber er pflanzt sich in der Gefangenschaft nicht fort. Er kann außerordentlich lange hungern, und fällt von Zeit zu Zeit in eine Art von Erstarrung. Ein solcher, welcher man lebend nach der Insel Frankreich brachte, wollte gar nichts fressen, genoß drei Monate lang nichts als Wasser, von welchem er aber sehr viel lappend trank, auch die Milch der Kokosnüsse liebte er. Er starb durch Zufall. In 24 Stunden lief er regelmäßig 4 Stunden herum, und schlief die übrige Zeit. Er hatte sich einen bestimmten Spaziergang in seinem Zimmer angewöhnt, den er nie änderte, wenn er nicht durch unübersteigliche Hindernisse dazu gezwungen wurde. Der Gang ist etwas langsam und ungeschickt. Er lief am Tage wie des Nachts herum. Er war sanft, ließ sich gerne schmeicheln, rollte sich aber, wie ein Igel, bei jedem Geräusch zusammen, streckte ebenso die Nase furchtsam hervor, und rollte sich wieder auf, wenn er die Gefahr vorbei glaubte. Er hörte sehr gut, und wann er aufmerksam war, so bemerkte man die Ohrmuschel deutlich. Sein größtes Vergnügen war, die Nase in die Schuhe seines Herrn zu stecken. Ueber seine Fortpflanzung weiß man gar nichts bestimmtes, und nicht einmal, ob er ein Säugethier ist. Von außen kann man auch die Geschlechter nicht unterscheiden, ausgenommen, daß der Sporn das Männchen anzeigt.

Schnabelthier. Ornithorhynchus.

Es ist dies eines der wunderbarsten Thiere, welche wir kennen. Statt der Kinnladen der Säugethiere ein breiter, sehr platter, mit einer empfindlichen Haut bekleideter, vorn ganz abgerundeter, entenartiger Schnabel, von welchem die obere Kinnlade bedeutend länger und viel breiter ist als die andere. Keine Zähne. Die obere Kinnlade in der Mitte mit acht deutlichen Querfurchen, die untere Schnabellade mit gezähneltem Rande, völlig wie bei den Enten. Die Nasenlöcher vorn auf der obern Schnabellade in der Mitte derselben. Die Schnabelhaut geht übee die Schnabelwurzel nach hinten, und bildet einen aufstehenden Kragen. Die Füße sind fünfzehig, die vordern durch eine Schwimmhaut verbunden, welche weit über die Klauen hinausreicht, wie eine Manschette; auch die Zehen der Hinterfüße sind mit einer Haut verbunden, welche aber nicht über die Zehen hinausreicht. Die Beine sind sehr kurz, die hintern und vordern fast gleich lang und ganz nach außen gekehrt, so daß das Thier einen bloß kriechenden Gang hat. Der Schwanz ist kurz, eiförmig abgerundet, und mit kurzen, rauhen, borstenartigen, verwirrten Haaren besetzt, während die Haare am übrigen Körper kurz, aber sehr weich sind und sammetartig glänzen.

Diese wunderbaren Thiere leben im Wasser in Neuholland, und die Kolonisten nennen sie Wassermaulwürfe.

Es ist nur eine Art bekannt.

Taf. 31. Das braune Schnabelthier.
Ornithorhynchus fuscus.

Die Farbe am ganzen obern Körper ist dunkelbraun, am Bauche grau, Schnabel und Füße schwarz. Das Männchen hat an den Hinterfüßen einen Sporn, der ganz dem Sporn eines Hahns ähnlich sieht. Man will daran eine Oeffnung bemerkt haben.

Die Länge des Körpers von der Schnauze bis zum Schwanz 1′, des Schwanzes 4″ 8‴.

Man findet dieses Thier in den Flüssen Neuhollands das ganze Jahr durch.

Während Ueberschwemmungen sieht man sie häufig in den Flüssen hin und her rudern. Stromabwärts lassen sie sich treiben, ohne sich zu rühren, aufwärts dagegen müssen sie aus allen Kräften arbeiten, über kleine Fälle aber kommen sie nicht herauf. Sie bewohnen Höhlen, welche sie selbst graben. Der Ausgang dieser Höhle ist ungefähr ein Fuß ob dem Wasserstand, ein zweiter geht unter das Wasser. Durch den letzten sucht das Thier Zuflucht, wenn es verfolgt wird. Umgekehrt aber rettet es sich durch diesen in das Wasser, wenn man von oben her nach ihm gräbt. Die Einwohner wissen mit ziemlicher Gewißheit zu sagen, ob eine Höhle bewohnt sei oder nicht. Eine solche Höhle ist 20 bis 30 Fuß lang, und zieht sich in einer Schlangenlinie am Ufer hinauf. Das Nest des Thieres ist am obern Ende, und hier ist die Röhre weiter. Man weiß nicht, wohin er die Erde bringt, welche er ausgräbt. Ein eigentliches Nest, welches aus Gras und Wasserkräutern besteht, macht es nur, wenn es Junge hat.

Das Schnabelthier kann auf dem Boden nur langsam fortkommen, und kriecht reptilienartig umher, etwas schneller als eine Schildkröte; dagegen schwimmt und taucht es im Wasser vortrefflich, kann aber nicht lange unter Wasser bleiben, ohne wieder heraufzukommen, um zu athmen.

Die Nahrung besteht hauptsächlich in Wasserinsekten und Krebsen, bei Mangel derselben soll es auch Pflanzenstoffe genießen.

Ueber die Fortpflanzungsart des Thieres ist man ganz im Dunkeln; so viel weiß man indeß, daß es 2 bis 4 Junge hat, welche Anfangs ganz nackt und haarlos sind. Man hat sie so klein gefunden, daß sie noch nicht 2 Zoll lang waren. So bestimmt man auch behauptet hat, das Thier lege Eier und brüte sie aus, und solche Eier wirklich in England erhalten haben will, so scheint dieß ganz falsch, sie müßten wenigstens sehr klein sein und nach wenigen Tagen schon ausgehen, da man so kleine Junge gefunden hat. Wenn das Thier bei der Geburt schon einen harten Schnabel hätte, so könnte es allerdings nicht saugen, aber der Schnabel ist ganz biegsam und sehr weich, und kann wohl die Zitzen der Mutter erfassen. Die Zeit der Trächtigkeit ist noch unbekannt, scheint aber nicht lange zu dauern, da die Jungen nackt und blind geboren werden; sie können also der Mutter nicht ins Wasser folgen, und müssen entweder, wie die Vögel, von den Alten gespiesen werden, oder Milch erhalten.

Das Schnabelthier hat keine Art von Waffen, denn sein Sporn kann dazu nicht dienen, obschon man allerdings sich daran verwunden könnte, wenn man es unvorsichtig ergreift, oder das Ergriffene eine Bewegung mit den Füßen macht, wodurch die Hand verletzt würde, aber dieß wäre Zufall. Das Thier selbst kann damit nicht nach Willen verletzen, und die Verletzung ist auch nicht giftig, wie man gefabelt hat. Beißen kann das Thier auch nicht; es ist also ganz wehrlos, und kann nur durch Tauchen entfliehen.

Sie schlafen viel, fest, und gähnen beim Erwachen. Sie können an steile Ufer hinauf klettern; ein paar Gezähmte fand man oben auf einem Büchergestelle. Man nährte sie mit Brod in Wasser getunkt, mit kleingeschnittenen Eiern und kleinen Fleischstückchen, wie etwa junge Hühner. Die Jungen spielen gerne, greifen sich mit den Schnäbeln an, stellen sich auf die Hinterbeine, und purzeln herum, wie junge Hunde. Es sind Tagthiere, welche aber die Mittagshitze scheuen, und nur des Morgens und Abends ausgehen. Sie geben einen quickenden Ton von sich, und die alten einen brummenden. Gesicht und Gehör sind scharf, obschon kein äußeres Ohr vorhanden ist; besonders aber ist das Getaste im Schnabel sehr fein, jede Berührung desselben weckt sie aus dem Schlafe, obschon man sie schlafend, ohne diese Berührung, herumtragen kann. Sie brauchen ihn wahrscheinlich, wie die Enten, um damit auch in trübem Wasser Gegenstände beurtheilen und ergreifen zu können. Sie putzen sich damit auch, wie die Vögel.

Die Neuholländer essen ihr Fleisch sehr gerne, und wissen ihre Wohnungen sehr gut aufzufinden.

Zahnlose Thiere mit nur wenigen Zähnen versehen:

Ameisenscharrer. Orycteropus.

Weder Vorderzähne noch Eckzähne, aber allenthalben 6 Backenzähne, ohne Wurzel oder deutliche Krone. Sie bestehen aus einer Zusammensetzung von knochenartigen Röhrchen, sind von einander abstehend und klein. Der Kopf ist sehr verlängert; die Schnauze mittelmäßig, spitzig;

die Zunge dehnbar; die Augen mittelmäßig; die Vorderfüße vierzehig, die hintern fünfzehig, alle mit dicken, platten, zum Graben geschickten Nägeln versehen, sohlengängig; die Haut sehr dick, mit wenigen borstigen Haaren besetzt.

Nur eine Art.

Taf. 32. Der capische Ameisenscharrer.
Orycteropus capensis.

Der Kopf endigt mit einer Art Schweinsrüssel; die Ohren stehen ganz hinten, sind lang und spitzig; der Körper lang; die Beine kurz, aber stark; der Schwanz lang und dick; die Zunge kann mehr als ein Fuß lang hervorgestreckt werden, aber die Mundöffnung ist fast so enge, wie bei den Ameisenfressern und Schuppenthieren.

Die Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4′, der Schwanz fast 2′; die Höhe des Körpers 2½′.

Aufenthalt. Südafrika am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie in selbst gegrabenen Höhlen leben, und sich, wie die Ameisenfresser, ganz von Ameisen und Termiten nähren. Die Hottentotten essen ihr Fleisch sehr gerne, obschon es nach Ameisensäure schmecken soll.

Es sind langsame und unbehilfliche Thiere, wie die Ameisenfresser, deren Stelle sie in Afrika vertreten.

Faulthier. Bradypus.

Keine Vorderzähne, aber oben und unten Eckzähne, welche etwas länger als die Backenzähne und ziemlich spitzig sind; Backenzähne oben 4, unten 3 auf jeder Seite, welche oben wie abgeschnitten sind, mit ausgehöhlter Krone. Der Kopf ist klein, rundlich; die Schnauze kurz, rundlich, wie abgeschnitten; der Hals kurz; die Augen von einander entfernt, nach vorn sehend; die Nasenlöcher etwas auswärts an der Spitze der Schnauze; die äußern Ohren sehr kurz; die vordern Extremitäten länger als die hintern, sehr schlank und mager, am Ende mit zwei oder drei durch die Haut ganz verbundene Zehen; die Klauen sehr stark, zusammengedrückt, hakenartig gekrümmt, und unten mit einer ausgehöhlten Rinne; die Hinterschenkel kürzer, und oben nach Außen gerichtet, wie verdreht; die Füße dreizehig; die Nägel wie an den Vorderfüßen; kein oder ein sehr kurzer Schwanz.

Wenn das Thier auf ebenem Boden ist, so geht es auf den umgebogenen Klauen.

Die Faulthiere gehören ganz gewiß zu den sonderbarsten Geschöpfen; ihre ganze Lebensart hat nach menschlichen Begriffen etwas langweiliges, trauriges, unbehilfliches, und erregt die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen, der nicht umhin kann, die Frage bei sich aufzuwerfen, warum hat die Natur ein so bedauernswürdig scheinendes Geschöpf geschaffen. Aber dem Menschen steht es nicht an, bei seinen so beschränkten Einsichten über die Launen der Natur zu kritisiren und der Ausruf des oft sonderbar vorlaut urtheilenden Büffons, daß das Faulthier ein Monstrum sei, von der Natur gleichsam zum Spotte geschaffen, daß sie bei dessen Erschaffung keinen Zweck gehabt haben könne, heißt wahrlich nicht philosophisch gesprochen, sondern sich in seiner Phantasie verirren. Könnte das Faulthier denken, und Ausdrücke dieser Art verstehen, so würde es solche Aussprüche lächerlich finden, denn es befindet sich in seiner Art gewiß ebenso glücklich, als der Mensch. Es hat von der Natur alle die Eigenschaften erhalten, die ihm nöthig sind, welche sein Leben erhalten, und es angenehm machen können. Wenn ein anderes Thier Vergnügen empfindet, schnell herum zu laufen, warum soll das Gegentheil nicht dem Faulthier eben so viel Genuß verschaffen können. Man hat aber die Naturgeschichte dieses Thieres mit einer gehörigen Anzahl von Fabeln auszuschmücken sich bemüht, die ebenso läppisch als unwahr sind. Es soll sich gleichsam in einem beständigen Nothzustande befinden, daher oft ein klägliches Geschrei ausstoßen. Es soll eine ganze Stunde brauchen, um nur einen Baum zu erklettern; es soll zu träge sein, von einem Baume herabzusteigen, sondern erst denselben ganz kahl fressen, dann sich herabfallen lassen, und unten warten, bis der Hunger es zwinge, wieder einen andern Baum zu finden. Alles dieses ist unwahr und lächerlich. Das Faulthier ist ein Baumthier, von der Natur ganz zum Klettern geschaffen, es kommt freiwillig niemals auf die Erde; geschieht es aber, so befindet es sich allerdings in einer unbehaglichen Lage; sein ganzer Bau ist nicht zum Gehen, sondern zum Klettern gemacht; es macht ihm Mühe sich fortzuhelfen, und sucht daher so schnell möglich wieder einen Baum zu erreichen. Daß es dahin weder schnell laufen noch galoppiren kann ist sicher, aber es geht denn doch nicht so langsam, als man angibt; auf einem ganz platten Boden kann es fast gar nicht fortkommen, seine Arme sind zu lang, seine Schenkel zu unbequem gestellt und vollkommen unfähig, in perpendikularer Richtung sich zu bewegen; allein jeder Stein, jede Graswurzel genügt ihm zum Fortkommen, aber allerdings so langsam und ungeschickt, daß es daher den Namen erhalten hat. Sobald es aber einen Anhaltspunkt zum Klettern findet, so geht es viel besser. Im Zimmer dient ihm eine Stuhllehne, eine Thüre, ein Tischbein, um sich zu halten. So sah man es auf der Kante einer Thüre stundenlang ruhen; ganz anders aber ist es im Freien. Freycinet sah ein Faulthier auf dem Schiffe, den hundert und zwanzig Fuß hohen Mast in 20 Minuten erklimmen. Man sah es sogar mit vieler Geschicklichkeit schwimmen und die Glieder schnell bewegen.

In seinem Vaterlande verläßt es niemals die Bäume der dichtesten Wälder, und lebt hoch in den luftigen Kronen derselben. Es hängt an den Zweigen, den Kopf nach unten, und schläft in dieser Stellung. Es hängt an einem schiefen oder mit der Erde parallel laufenden Ast, so daß es mit dem einen Arm denselben ergreift, dann den andern nachbringt, und alle vier Beine in einer Reihe stehen, wie bei einem Mensch, der sich an ein gespanntes Seil aufhängt.

Sie fressen die Blätter mehrerer Bäume, z. B. des Kanonenbaumes, der Sabadillbäume und vieler anderer; allein nie fressen sie einen Baum kahl, da der Trieb so stark ist, daß in wenigen Tagen schon wieder neue Blätter die abgefressenen ersetzen; geschähe es aber auch, so brauchten sie um deswillen doch nicht auf die Erde zu gehen, da in den Urwäldern die Bäume ganze verbundene Massen bilden, indem theils die Aeste benachbarter Bäume in einander reichen, theils alle diese durch Schlingpflanzen mit einander verbunden sind, so daß die Faulthiere, wie die Affen, große Strecken durchwandern können, ohne den Boden zu berühren. Diese Wanderungen geschehen dann auch ziemlich schnell, und werden häufig vorgenommen. Sie haben übrigens ein sehr zähes Leben, wenig Empfindlichkeit, und können sehr lange hungern.

Wehrlos, wie das Faulthier ist, müßte seine Art schon lange untergegangen sein, um so mehr als es jährlich nur ein Junges wirft, wenn es nicht durch seinen Aufenthalt in den Urwäldern geschützt vor den meisten Nachstellungen wäre. Nur durch Zufall oder mit dem scharfsehenden Auge des Urbewohners versehen, bemerkt man sie in ihren hohen Schlupfwinkeln, und es bedarf einer weitreichenden Flinte sie zu erreichen. Auch verwundet verändert das Faulthier seine Stellung nicht, klammert sich immer fester an, und nur der Tod oder das Zerschmettern der Beine machen es herabfallen. Die Wilden schießen sie mit Pfeilen, oder steigen wohl gar auf den Baum, und holen sie herab. Die Stärke ihrer Arme ist bedeutend, und nur mit Mühe kann man von ihnen sich losmachen. Ulloa erzählt, er habe gesehen, wie ein Faulthier, auf dem Boden liegend, einen Hund so fest gepackt habe, daß er ihm gar nichts thun konnte.

Man hört sehr selten einen Laut von ihnen, und nur, wenn man sie beunruhigt, es ist ein feiner, kurzer, schneidender Ton.

Sie werfen jährlich nur ein Junges, welches sich mit seinen Klauen an dem zottigen Rücken der Mutter fest anklammert, und so von ihr getragen wird.

Es sind drei Arten bekannt. Abgebildet ist auf:

Taf. 34. Das Faulthier mit schwarzem Halsbande.
Bradypus torquatus.

Der ganze Körper ist mit langen, schlichten, etwas groben Haaren besetzt, von graubrauner Farbe, am Hinterhalse dagegen ist ein Fleck ebenso langer aber kohlschwarzer Haare, welche am Nacken anfangen und bis auf den Rücken gehen. Der Kopf ist klein und rund; die Schnauze kurz; die Nase schwärzlich, vorragend und nackt, das ganze Gesicht dagegen behaart; die Füße haben drei Klauen; der Schwanz ist ein stumpfer Kegel, mit Haaren bedeckt. Es ist mit dem Schwanze 1′ 10″ lang.

Man findet es in den Urwäldern Brasiliens, wo sie aber in der Nähe bewohnter Gegenden schon fast ausgerottet worden sind. Sie werden zuweilen von den Negern gegessen.

In Brasilien lebt ebenfalls das zweizehige Faulthier oder der Ueno, Brad. didactylus und der Ai, Brad. tridactylus.

Gürtelthiere oder Armadile. Dasypus.

Weder Vorder- noch Eckzähne, dagegen sehr viele aber schwache, kleine, walzenförmige, einfache Backenzähne ohne Glasur. Nach den Arten, in allem 28 oder 30, oder 32, oder 38, oder gar 68 Zähne, eine Art hat nämlich oben und unten auf jeder Seite 17 Backenzähne, also mehr als kein anderes Säugethier. Der Kopf der Gürtelthiere ist länglich; die Schnauze mittelmäßig, lang und spitzig; der Mund klein; die Zunge platt, sehr dehnbar; die Ohren groß, spitzig und steif. Der Rücken, der Scheitel und der Schwanz sind mit einem knöchernen, aus sehr vielen kleinen Stückchen bestehenden Panzer bedeckt, welcher in der Mitte des Körpers bewegliche Gürtel bildet, wodurch der Panzer biegsam wird, da diese Gürtel durch Häute mit einander verbunden werden. Dadurch wird der Rückenpanzer in zwei Hauptstücke getrennt. Solcher Gürtel sind 3 bis 12, je nach den Arten und dem Alter. Der Schwanz ist lang, rund, und ganz mit Panzergürteln umgeben; Backen, untere Kinnlade, Unterhals, alle untern Theile des Körpers und Inneres der Beine ohne Panzer, mit einer fast nackten, mit wenig Haaren versehenen Haut bedeckt. Die Zehen sind alle mit langen, scharfen, zum Graben geschickten Klauen bewaffnet. An den Vorderfüßen sind fünf Zehen, an den hintern, nach den Arten, bald vier, bald fünf. Zwischen den Panzerstücken stehen hin und wieder einzelne Härchen vor.

Der Magen ist einfach.

Die ganze Gattung bewohnt Südamerika. Die Arten sind ziemlich zahlreich; man findet sie in beholzten und in holzleeren Gegenden. Sie gehören zu den geschicktesten Grabern, welche mit ungemeiner Schnelligkeit sich eingraben, wenn sie verfolgt werden. Sie graben sich auch Höhlen, und schlagen ihre Wohnung darin auf. Sie laufen nicht besonders schnell, ein Hund und selbst ein Mensch kann sie leicht einholen und fangen. Ihre Höhlen sind 4 bis 7 Fuß lang; der Gang bildet mit dem Boden einen schiefen Winkel, er läuft bald gerade, bald von der Mitte weg auf die eine oder andere Seite gebogen. Die Mündung ist kreisförmig, und hat, je nach der Größe des Thieres, einen verhältnißmäßigen Durchmesser; gegen sein Ende wird er breiter, so daß sich das Thier bequem umwenden kann. In den Wildnissen gehen sie am Tage und bei der Nacht ihrer Nahrung nach, in bewohnten Gegenden trifft man sie aber nur bei der Dämmerung oder bei Nacht an. Häufig aber graben sie sich neue, oft weit von den alten entfernten Höhlen, wahrscheinlich der Nahrung wegen. Sie legen ihren Bau vorzugsweise am Fuß der Termitengebäude an, und untergraben dieselben, wodurch viele Termiten herunterfallen, und ihnen zur Nahrung dienen. Sie nähren sich wirklich hauptsächlich von Insekten, Heuschrecken, Käfern, Raupen und von Regenwürmern; dagegen genießen sie keine Vögel oder Reptilien, wahrscheinlich auch kein Aas. Sie besuchen dieses nur der Insekten wegen; dagegen findet man in ihrem Magen auch Ueberreste von Pflanzenstoffen.

Ihr Panzer macht sie ungelenksam, sie kehren sich daher nur selten um, sondern laufen gerade aus oder im Bogen; sie suchen sich aber so schnell als möglich einzugraben, und ein altes Gürtelthier bedarf nur etwa 3 Minuten, um einen Gang zu graben, dessen Länge die seines Körpers um vieles übertrifft. Mit den Hinterfüßen scharren sie die mit den vordern ausgegrabene Erde nach hinten. Ihre Muskelkraft ist so stark, daß der stärkste Mann nicht im Stande ist, ein eingegrabenes Thier beim Schwanze herauszuziehen. Sie leben immer einsam, ausgenommen die Mutter mit ihren Jungen. Nie legen sie ihren Koth in der Höhle oder in der Nähe derselben ab. Im Winter suchen sich beide Geschlechauf, bleiben aber nie lange beisammen. Das Weibchen wirft 3 bis 9 Junge, welche es einige Wochen in seiner Höhle säugt. Man trifft aber schon Junge ganz allein an, welche mit dem Schwanze kaum einen Fuß lang sind. Bei der Geburt ist der Panzer weich, und verknöchert erst nach wenigen Monaten.

Es sind die Gürtelthiere ganz wehrlose und gutmüthige Thiere, welche sehr wenige Fähigkeiten zeigen, und kaum den Menschen vor andern Geschöpfen unterscheiden können, doch gewöhnen sie sich daran, so daß sie nicht fliehen; vor Hunden und Katzen suchen sie aber zu fliehen. Unter ihren Sinnen, die überhaupt nicht sehr scharf sind, scheint der Geruch am schärfsten; das Gesicht dagegen ist wenigstens am Tage schlecht.

Man ißt das Fleisch dieser Thiere. In Paraguay wird von den weißen Bewohnern nur der Neungürtel gegessen, welcher nach Rengger eines der angenehmsten Gerichte giebt. Man sucht sie mit Hunden auf, und bemächtigt sich ihrer dann mit leichter Mühe, wenn sie sich nicht eingraben können. Nicht selten fallen Pferde beim Auftreten auf ihre Höhlen in dieselben hinein, und überschlagen mit den Reitern, daher oft Unglücksfälle dadurch vorfallen. Viele Eigenthümer von Meiereien verfolgen sie deßwegen auf ihren Ländereien sehr; geschieht dieß nicht, so sind sie, ihrer starken Fortpflanzung wegen, in ihrem Vaterlande häufig. Raubthiere, wie die großen Katzenarten und Füchse, scheinen ihnen, des Panzers wegen, wenig zu schaden.

Man hat eine sehr merkwürdige Entdeckung gemacht, welche uns von den Thieren der Vorwelt einen sonderbaren Begriff gibt. Man findet nämlich hin und wieder in Amerika die Ueberreste gewaltig großer Thiere, welche ungefähr die Größe eines Nashorns gehabt haben, deren Zahnbau aber dem des Faulthiers oder der Gürtelthiere gleicht. Man hat diese untergegangenen Thiere Großthiere, Megatherien, genannt. In Madrid ist das ganze Skelet eines solchen Thieres, welches in Paraguay gefunden wurde. Seine ungeheuern Klauen zeigen an, daß es ein grabendes Thier war; dieses Thier aber war, wie man mit ziemlicher Gewißheit entdeckt hat, ein Gürtelthier der Vorwelt, denn man hat in denselben Gegenden, wo man die Knochen vorfand, auch den versteinerten Panzer gefunden. Man denke sich das Wunderbare, daß ein Thier, so groß wie ein Nashorn, sich vielleicht unter die Erde vergraben konnte. Wahrscheinlicher ist es aber eher, daß es sich von Wurzeln ernährte und darnach grub, da man in einem solchen Skelet noch die Ueberreste halbverdauter Wurzeln fand. Man kann sich ein maulwurfartiges Leben eines so großen Thieres nicht denken.

Taf. 33. Das Gürtelthier mit neun Gürteln. Dasypus novemcinctus.

Es hat 8 Backenzähne auf jeder Seite, oben und unten. Die Ohren sind groß und schuppig; der Schwanz lang; die Schilder bestehen aus sechseckigen Stücken; 9 bis 10 Gürtel theilen die Schilder in der Mitte; sie bestehen aus Dreiecken, welche eine Zickzacklinie bilden. Die Farbe des Panzers ist schwärzlich. Die Länge des Thieres bis zum Schwanze ist 1′ 7″, des Schwanzes 1′ 1″.

Es ist häufig in Brasilien, Paraguay und Gujana.

Schildtrager. Chlamyphorus.

Vorder- und Eckzähne fehlen, Backenzähne allenthalben 4, also 16; jeder steht einzeln; die Krone der vordersten ist etwas zugespitzt; die übrigen sind durchaus flach und ganz einfach, und bestehen aus einem Knochencylinder mit Schmelz umgeben, ohne deutliche Wurzel. Der ganze obere Theil des Thieres ist mit einem Panzer bedeckt, ähnlich dem der Gürtelthiere, aber in Lage, Form, Textur und Befestigung verschieden. Er hat die Dicke von Sohlenleder, und besteht aus Reihen von viereckigen Platten, wovon jede von der andern durch eine Haut geschieden ist, welche über die Ränder der Platten vorragt. Diese Bedeckung ist durchaus frei, und liegt, wie ein Sattel, auf dem Rücken des Thieres, nur in der Mitte desselben durch eine schlaffe Verlängerung der Haut und durch zwei merkwürdige Knochenfortsätze befestigt, welche von der Wirbelsäule herkommen, ebenso auf dem Obertheil des Kopfes, mittelst zwei kleinen Platten, welche mit dem darunterliegenden Knochen verwachsen. Die Ränder enthalten 15 bis 22 Platten, und in der Mitte vom Scheitel an gezählt liegen 24 Reihen. An der 24sten biegt sich der Panzer plötzlich nach unten, und bildet fünf halbkreisförmige Reihen, in deren Mitte ein Höcker, aus welchem der Schwanz entsteht, der ebenfalls aus 14 Wirbeln mit Platten umgeben, besteht. Das Ende des Schwanzes ist platt und ruderförmig zusammengedrückt. Die Ränder des obern Panzers sind ringsum mit Haaren, wie mit Franzen, besetzt. Die Platterreihe auf dem Kopfe geht bis zur Nase, so daß der Kopf einem Eidechsenkopfe in dieser Beziehung gleicht. Die Augen liegen frei, gerade am Rande des Kopfpanzers, von demselben gleichsam beschattet. Das äußere Ohr wird nur durch eine runde, etwas weite, dicht hinter den Augen stehenden Oeffnung gebildet; Aug und Ohr sind mit seidenartigen Haaren umgeben; ebenso sind alle Theile des Körpers, welche nicht vom Panzer bedeckt sind, mit langen Seidenhaaren bedeckt. Die Beine sind kurz; die Füße fünfzehig, mit langen, schneidenden, starken, zum Graben geschickten Nägeln versehen. Der Schwanz ist steif, und wie bei vielen Krebsen, ganz unter den Bauch gebogen. Der Vordertheil der

Brust ist breit und muskulos, wie beim Maulwurf; die Hinterbeine sind schwach, kurz; die Füße lang und schmal; die Vorderfüße breit, handförmig, wie beim Maulwurf; der Mund ist klein, und das Ende der Schnauze mit einem breiten Knorpel, wie beim Schwein.

Nur eine bekannte Art.

Taf. 32. Der abgestutzte Schildträger. Chlamyphorus truncatus.

Der Panzer ist gelb, der Pelz dagegen weißlich. Die Größe ist die eines Maulwurfs, nämlich 5″, des Schwanzes 1″ 2‴.

Dieses wunderbare und in seiner Bildung einzige Thier lebt zu Mendoza, im Innern von Chili. Es lebt, wie der Maulwurf, unter der Erde, gräbt sehr geschickt, und soll seine Jungen unter dem Panzer verbergen. Ob es von Insekten oder von Pflanzen lebt, ist, wie seine eigentliche Lebensart, unbekannt.

Nagende Säugethiere. Nager. Rasores.

Eine ungemeine zahlreiche und natürliche Ordnung, welche sich durch die beiden langen Vorderzähne, oben und unten, und durch den gänzlichen Mangel an Eckzähnen auszeichnet. Die Vorderzähne sind immer lang, stecken sehr tief im Kiefer, sind vorn meiselförmig und wachsen nach, so wie sie sich abnutzen. Die Lippen bedecken selten den Mund, so daß man die Zähne nicht sieht. Die Backenzähne, deren 3 bis 4 auf einer Seite sind, sind wahre Mahlzähne, das heißt, sie haben oben flache Kronen, welche aus erhabenen Leisten und Vertiefungen bestehen; die Leisten sind mit Schmelz überzogen. Die Vorderzähne sind so hart, daß sie damit sehr harte Gegenstände zernagen können. Mit Leichtigkeit durchnagen sie dicke Bretter, selbst Mauern, Wände, Hausgeräthe, Bücher und Lederwaaren. Diejenigen, welche in unsern Häusern wohnen, richten oft nicht unbedeutenden Schaden an. Sie machen sich Gänge durch ganze Wohnungen, ja durch ganze Straßen. Manche zernagen die Wurzeln der Bäume und anderer Pflanzen. Die Vorderzähne haben die Gestalt und thun den Dienst von Dreheisen, werden auch bei beweglichen Körpern ganz so angewandt, wie z. B. von Eichhörnchen, wenn sie Nüsse aufmachen, indem sie den Zahn ansetzen und die Nuß beständig drehen. Sie können zugleich mit diesen Zähnen sehr stark beißen. Man kann sie auch nur in Behältnissen eingesperrt erhalten, welche mit Eisenblech beschlagen, oder von Stein sind.

Die Nahrung weit der meisten besteht eigentlich aus verschiedenen Theilen von Pflanzen, Wurzeln, Früchten, Beeren, Nüssen, Körnern und Rinden; viele sind aber Allesfressend, tödten selbst andere Thiere, fressen Fleisch, Fett, Käse u. s. w. Diese haben mehr zackigte Backenzähne, die mehr Körner fressenden, einfache Vorragungen. Sie bilden wohl die zahlreichste Klasse der Säugethiere, von denen aber sehr viele noch nicht bekannt sein mögen, da sie theils klein sind, theils an verborgenen Orten leben, und nur des Nachts sich zeigen, daher dem Beobachter, vorzüglich dem Reisenden, entgehen. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, und selbst im hohen Norden, so weit man dringen konnte, noch vorhanden, und scheinen keinem Lande zu fehlen; doch ist es zweifelhaft, ob es wahre Nager in Neuholland und auf den Südseeinseln gegeben habe. Jetzt sind sie durch Schiffe häufig dahin gebracht worden.

Fast alle sind klein, haben ein kurzes Leben, vermehren sich aber sehr stark, können daher leicht zur Landplage werden und großen Schaden anrichten, ja völligen Mißwachs verursachen. Die meisten werden, als nächtliche Thiere, blind geboren; die meisten sind sehr schnell, schüchtern und schwer zu fangen, obschon sie im Ganzen wenig intellectuele Fähigkeiten zeigen; sie sind zwar zähmbar, lernen aber ihren Herrn nicht eigentlich kennen, und beißen ihn oft ohne Veranlaßung. Die Hinterfüße sind fast bei allen länger, der Gang daher hüpfend; einige, deren Hinterbeine sehr lang, die vordern dagegen äußerst kurz sind, machen sehr große Sprünge, wie die Känguruhs. Viele graben sich in die Erde ein, und leben meist unterirdisch. Die Zahl der Zehen ist ungleich, bei einigen ist nur ein Rudiment des Daums, bei einigen fehlt er ganz, niemals aber ist eine wahre Hand vorhanden, dennoch bedienen sich viele der Vorderfüße als Hände, indem sie, auf den Hinterbeinen sitzend, mit den Vorderfüßen die Speisen festhalten und benagen. Die Zahl der Säugwarzen ist meist stark, da sie viele Jungen auf einmal gebären. Die Augen liegen stark seitwärts, und haben nur bei wenigen eine anders gefärbte Regenbogenhaut, sondern sind schwarz. Die Augenhöhlen sind nicht tief, die Augen deßwegen stark vorstehend bei den meisten, bei einigen sind sie aber auch sehr klein, ja sogar ganz unter der Haut verborgen, die Thiere folglich blind.

Unter den Sinnen scheint Geruch und Gehör vorherrschend. Das Gehirn ist fast platt, und hat nur wenig Windungen. Die meisten haben vollkommene Schlüsselbeine.

Die Gattungen sind in unsern Zeiten sehr vervielfältigt worden, da man den Bau der Zähne als Kennzeichen annahm, da aber der feinere Bau der Backenzähne und die Zahl und Richtung der Schmelzleisten, auf die es ankommt, nicht immer leicht zu untersuchen sind, so ist die Unterscheidung der Gattungen nicht immer leicht, um so mehr, da die äußere Gestalt oft sehr ähnlich ist.

Mehrere haben einen feinen, dichten, kostbaren Pelz, und geben dadurch bedeutende Handels- und Ausfuhrartikel für gewisse Länder ab; manche haben auch ein angenehmes Fleisch, und werden deßhalb häufig verfolgt.

Bei der großen Menge der Gattungen und der Aehnlichkeit der Lebensart haben wir nur wenige der ausgezeichnetern abbilden lassen.

Biber. Castor.

Ungemein starke und breite Vorderzähne, die vordere Fläche derselben platt, die hintere eckig. Backenzähne allenthalben 4, mit fast platten Kronen, welche oben krumme Schmelzlinien zeigen, und an den Seiten Ausschweifungen haben. Die Augen sind klein; die Ohren kurz und abgerundet; die Füße fünfzehig, die vordern kurz, die hintern länger; die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz breit, platt, eiförmig, schuppig und nackt. An den Seiten der männlichen Geschlechtstheile sitzen zwei Drüsensäcke, welche eine starkriechende, bräunliche Salbe absöndern, die man Bibergeil (Castoreum) nennt.

Sie nähren sich von Baumrinde und Wurzeln, leben an Flüssen und Seen, sind Wasserthiere, bauen sich künstliche Wohnungen, und halten sich gesellig beisammen. Der Magen ist weit, aber der Blinddarm fast ebenso weit und groß.

Der gemeine Biber. Castor fiber.

Der Kopf ist sehr groß, kurz, dick; die Schnauze wegen der großen Vorderzähne stumpf; die Lippen bedecken die Zähne nicht ganz; die Ohren kurz, im Pelze verborgen; der Hals sehr kurz, der ganze Körper überhaupt gedrungen und fleischig; der Schwanz eiförmig, ganz platt, beschuppt, an den Seiten schneidend, nur an der Wurzel behaart; der Pelz fein, dicht, rothbraun bis zum schwarzen. Sehr selten weiß oder gefleckt.

Die Länge eines großen Bibers; von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 2½ bis 3′, des Schwanzes 1′, Schwanzbreite 4″. Gewicht 50 bis 60 Pfund.

Unter den Nagern ist der Biber, mit Ausnahme der Capyvaras in Südamerika, das größte Thier. Seine Verbreitung erstreckte sich über die ganze gemäßigte Zone der nördlichen Erdhälfte, bis gegen den Polarkreis hin, überhaupt lebt er mehr im kältern Theil der gemäßigten Zone als im wärmern. Noch vor wenig Jahrhunderten war der Biber in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien; jetzt ist er nur noch in Deutschland in sehr geringer Zahl vorhanden, nämlich an der Donau, Elbe und Weser; an der Rohne und dem Rhein scheint er gar nicht vorzukommen. In Amerika findet er sich noch am Missuri, Mississipi, Columbia, an allen Strömen nördlich, in ganz Kanada, bis zum 60sten Grade und bis zu den Küsten des atlantischen Meeres, hat aber allenthalben der vielen Verfolgungen wegen an Zahl sehr abgenommen. In Asien lebt er noch an den Flüssen Sibiriens. In der Vorwelt lebten ein oder zwei Arten dieses Thieres; man findet ihre Ueberreste in den Braunkohlengruben am Zürichsee und in Sibirien.

Durch seinen Kunsttrieb hat der Biber einen großen Ruf erhalten, den er auch in dieser Hinsicht verdient; aber seine Intelligenz scheint nicht größer als die anderer Nager. Auch über seine Kunstfertigkeit hat man viel zu viel gesagt, und namentlich über die Art, wie er baue und wie sich jedes einzelne Individuum dabei verhalte, hat man sich Mähr-

chen aufbinden lassen. Wider die Art der meisten Nager lebt er den größten Theil des Jahres durch gesellig in größern oder kleinern Kolonien zusammen, und die einzelnen Individuen helfen sich einander bei Aufführung ihrer allerdings bewundernswerthen Gebäude. Man hat geglaubt, der Biber habe in Europa durch seine Vereinzelung den Kunsttrieb verloren; allein man hat namentlich an der Weser Biberbauten entdeckt. Einzelne Biber können allerdings das nicht ausführen, was nur gemeinschaftliche Bemühung vermag, aber der Trieb zeigt sich auch bei einzelnen Individuen in der Gefangenschaft. Biber in der Menagerie in Paris kneteten Stroh und Erde, die man ihnen gab, zusammen, und verklebten damit die Gitter ihres Gefängnisses, um sich vor der Kälte zu schützen. Nur in den Einöden Nordamerikas kann sich ihr Kunstwerk noch in seiner ganzen Ausdehnung zeigen; aber die fortschreitende Civilisation, die fortdauernde Verfolgung des Thieres, um seines kostbaren Felles willen, wird auch da bald den Biber selten machen. Schon jetzt sind die Pelzjäger durch jene weiten Länder gedrungen, welche von den Prairien am obern Missuri, durch die Felsengebirge bis zum stillen Meere sich ziehen, und welche bis jetzt nur von den Urbewohnern Amerikas sparsam bevölkert und unbekannt waren. Ausgedehnte Handelsunternehmungen der Pelzhändler aus den vereinigten Staaten, aus Kanada und von der Hudsonsbay-Gesellschaft auf der einen, und die Russen aus Nordwestamerika sind unaufhaltsam durch diese Wüsten vorgedrungen, und in kurzem wird auch diesem Thiere kein Zufluchtsort mehr bleiben, wo es ungestört seinen Kunsttrieb ausüben kann. Der Biberjäger trotzt der Kälte, dem Hunger und den Gefahren, welche die räuberischen und kriegerischen Urbewohner, in deren Jagdgebiet er eingreift, ihm entgegensetzen. Der Untergang einzelner, zahlreicher Gefährten schreckt andere nicht ab. Was thut nicht der Gelddurst und die Gewinnsucht! Dieser Thätigkeit verdanken wir indeß die nähere Kenntniß dieser Länder, sowohl in naturhistorischer als besonders auch in geographischer Hinsicht, aber diese Kenntniß wird über kurz oder lang den Untergang ganzer Völkerschaften und ganzer Thiergattungen unausweichlich herbeiführen; unter den letztern wird auch der Biber sich befinden, oder wenigstens so selten werden, wie in Europa, und man wird seine künstlichen Gebäude nur noch aus Sagen kennen. Wie sehr die Jagd dieser Thiere im Großen getrieben wird, beweisen die bekannt gewordenen Zahlen der Häute, welche noch am Ende des vorigen Jahrhundert die Pelzcompagnie an der Hudsonsbay jährlich lieferte, wobei die Biberhäute allein, ohne das übrige Pelzwerk 50 bis 60,000 Stücke ausmachten; jetzt hat sie sehr abgenommen, allein andere Jägercompagnien haben sich neben dieser gebildet, und verfolgen rastlos ein harmloses Thiergeschlecht, welches mit allen andern Geschöpfen im Frieden lebt, und der List und Beharrlichkeit der Menschen nichts entgegen setzen kann, besonders auf dem Lande, wo sie so langsam laufen, daß man sie leicht einholen und todtschlagen kann.

Die Biber wohnen immer in der Nähe großer Flüsse oder Seen; im Sommer vereinzelt oder paarweise in Erdhöhlen, welche sie mit ihren Vorderpfoten am Ufer der Gewässer einscharren; gegen den Herbst aber versammeln sie sich in Truppen von 2 bis 300, und beginnen den Bau ihrer Winterwohnungen.

Sie sind nicht im Stande, ungeachtet der Schärfe ihrer Zähne dickere Bäume als etwa einen Fuß dick zu durchnagen und zu fällen; leicht beißen sie dann die Zweige ab, und nagen sie spitzig, sammeln mit den Füßen am Grunde des Wassers Schlamm oder Sand, und rammeln sie so fest; auch mag es sein, daß sie Erde im Munde zutragen, doch ist dieses unter Wasser kaum denkbar, da sie dadurch am Athmen verhindert würden. So bald der Damm vollendet ist, so trennen sich die Biber in Familien, von welchen jede aus einem alten Männchen, einem Weibchen und einigen jüngern Thieren besteht. Diese Wohnungen sind am Damme angelehnt, sehr unregelmäßig, aus Zweigen gebaut, deren vorragende Spitzen abgebissen werden; aus- und inwendig wird dann alles mit Schlamm überzogen.

Im Frühjahr verlassen sie die Winterwohnung und zerstreuen sich oft weit von einander, kehren aber im Herbste wieder zu ihrer verlassenen Wohnung zurück, und bessern daran aus, was Witterung und Wasser verdorben haben; werden sie aber beunruhigt, oder finden sie den Platz nicht bequem, so suchen sie einen andern auf. Man beobachtete in Paris ein paar zahme Biber des Nachts. Man gab ihnen Stroh, Erde und Baumäste in ihren Behälter, und sah nun, wie sie, auf einem Erdhaufen sitzend, die Erde und die damit gemischten Holz- und Strohstücke, welche sie vorher ganz klein zerbissen hatten, mit den Vorderfüßen ergriffen, mit Gewalt hinter sich nach der Seite warfen, wo sie dieselben haben wollten. Zuweilen trugen sie die Materialien auch in kleinen Massen im Munde dahin, und drückten alles mit der Schnauze zusammen, wodurch eine ziemlich feste Wand entstand. Diese legten sie da an, woher Luft und Licht eindrangen. Man sah auch den Biber Stücke quer in den Mund nehmen, und mit Kraft in die weiche Masse eindrücken und befestigen; waren diese allzu lang, so zerbissen sie dieselben sogleich. Auch der Vorderpfoten bedienten sie sich als Hände, und konnten damit die kleinsten Dinge ergreifen. Hatten sie zufällig von ihren Speisen mit verknettet, so suchten sie dieselben wieder hervor, wenn sie Hunger hatten.

Sie waren sehr reinlich, schliefen immer an demselben Orte, und wählten einen eigenen Ort zum Abtritte, so weit als möglich von der Schlafstätte entfernt. Sie putzten sich häufig; sie fressen auf den Hinterbeinen, mit dem Körper im Wasser sitzend. Beunruhigt gaben sie einen dumpfen Ton von sich, schlugen mit der Schnauze auf den Boden, und warfen sich auf den Gegenstand. Sie schwimmen sehr gut, laufen auf dem Boden des Wassers herum, und holen oft nur so Athem, daß sie die Nase zum Wasser ausstrecken, wie die Otter und Seehunde. Am Tage schliefen die Zahmen fast immer, doch sah man sie auch zu dieser Zeit oft munter. Einen Zoll dicken Stock zerbeißen sie fast auf einmal mit leichter Mühe.

Ein Mann, der lange in Labrador lebte, und die Biber beobachten konnte, sagt über ihre Lebensart folgendes:

Gewöhnlich Anfangs August beginnen diese Thiere den Bau ihrer Wohnungen. Haben sie eine Strecke nahe am Ufer, wo sich keine Felsen finden, gewählt, so machen sie unter dem Wasser, am Grunde des Ufers, ein Loch, welches sie nach und nach schief nach oben bis an die Oberfläche des Bodens ausarbeiten. Unter die Erde, welche aus dem Loche kommt, mischen sie viele kleine Stücke Holz und Steine, und bilden einen kleinen, bisweilen 6 bis 7 Fuß über das Niveau des Bodens reichenden kuppelförmigen Hügel, mit meist ovaler Basis von 10 bis 12 Fuß im Längsdurchmesser und 8 bis 9 Fuß in der Breite. Diesen Hügel höhlen sie unten aus, um ihre Wohnung zu bilden, welche sich jedoch immer über dem Spiegel des Hochwassers befindet. An der Vorderseite machen sie einen oder mehrere schräge Gänge, die im Wasser endigen, so daß sie immer unter dem Wasser aus- und eingehen. Die innere Wohnung bildet nur eine Kammer, deren Boden aus feinen und dünnen Spähnen besteht, die Gestalt ist Backofen ähnlich. Nicht weit vom Ausgangsloch liegt die Vorrathskammer, wo sie die Wurzeln der Seerose und Astwerk, welches sie mit dem untern Theil in den Schlamm stecken, oft einen ganzen Karren voll, aufbewahren. Unaufhörlich sammeln sie, und arbeiten an ihren Wohnungen, so lange ihre Wasserstelle kein dichtes Eis bedeckt, und sie eine Oeffnung zu erhalten im Stande sind. Ist ihnen das Wasser nicht tief genug, so bauen sie, um die Wasserfläche zu erhöhen, nach der Quer einen Damm aus Holzstücken, Steinen, Koth und Sand. Diese Dämme sind so fest, daß man sie zuweilen als Steg benutzen kann. Die meisten Wohnungen werden am Ufer gebaut, zuweilen aber bauen sie in das Wasser selbst, einige Schritte vom Ufer weg, indem sie die gesammelte Erde auf dem Boden aufhäufen, denn das Wasser muß wenigstens drei Fuß über dem Ausgangsloch stehen, wenn der Durchgang durch das Eis nicht verstopft werden soll. Befinden sich Inseln im Wasser, so bauen sie dort, und wählen vorzugsweise die Südseite. Die Biberhütten haben gegen die Landseite keinen Ausgang, um sowohl den Zutritt wilder Thiere, als der kalten Luft abzuhalten; zuweilen aber zwingt sie Hochwasser ein Loch in das Dach der Hütte zu machen, um zu entfliehen. Bisweilen bleiben die Biber 3 bis 4 Jahre an demselben Platze, oft aber bauen sie alle Jahre eine neue Wohnung; zuweilen bessern sie die alte aus, und bauen eine neue daran, so daß sie mehrere Kammern haben, welche im Innern in Verbindung stehen. Oft bauen sie eine zweite Wohnung in die Nähe der ersten. Daß ihnen der Schwanz als Maurerkelle diene, gehört wohl unter die Mährchen.

Von ihrem Vorrathe machen die Biber keinen Gebrauch bis das Wasser ganz zugefroren ist. Blätter und Rinden machen ihre einzige Nahrung aus. Sie lieben besonders die Rinde der Pappeln, der Weiden und Birken, in wärmern Gegenden der Magnolien, den man daher auch Biberbaum nennt. Ihre Zähne sind furchtbar, mit einem einzigen Hieb beißen sie ein Zoll dickes Stämmchen entzwei, so rein wie mit einem Gartenmesser. Nicht gar dicke Bäume nagen sie an einer Seite, dickere rings herum ab. An dicke Bäume gehen sie nur dann, wenn in der Nähe

keine dünnen mehr sind, weil ihnen die Rinde junger Bäume mehr behagt. Sie fällen auch größere Bäume, welche sie so benagen, daß sie gegen das Wasser hinfallen, dann beißen sie alle Aeste ab, und zerlegen sie in so kleine Stücke, daß sie dieselben mit den Zähnen fortschleppen können. Sie wählen besonders solche Bäume zum Fällen, welche ihnen den Wind abhalten, da dieser ihnen die Kunde annähernder Feinde bringt. Vorzüglich fett werden sie von den Wurzeln der Seerose, aber ihr Fleisch bekommt dadurch einen unangenehmen Geschmack; ein herrliches Gericht geben dagegen diejenigen, welche sich von Rinde, besonders Birkenrinde nähren. Im Herbst sind sie sehr fett, im Mai am magersten. Sie fressen, wie viele Nager, alles auf den Hinterbeinen sitzend.

Im Sommer laufen sie überall herum, und besuchen ihre Wohnungen nicht. Sie schlafen dann gerne unter Gebüsch am Ufer, auf einem Lager von Reisig, welches sie zusammenschleppen. Auf dem Lande ist ihr Gang langsam; sie sind sehr leicht einzuholen. Sie vertheidigen sich durch Beißen; man sah einen Biber einem Hunde ein Bein ganz abbeißen; können sie nicht mehr widerstehen, so schreien sie kläglich, wie ganz kleine Kinder. Sie haben ein zähes Leben, da ihre dicke Haut sie schützt.

Das Weibchen wirft im Juni gewöhnlich 2 Junge, ein männliches und ein weibliches, bisweilen auch 3 bis 4. Sie pflanzen sich erst im dritten Jahre fort, und leben bis dahin mit den Alten zusammen.

Man findet auch alte Biber, welche einsam leben und für sich bauen. Ein alter Biber kann ein Gewicht von 45 Pfund erreichen.

Wan schießt sie, oder fangt sie in eigenen Fallen, oder überfällt sie in ihren Hütten, deren Ausgänge man zuschließt.

So kunstreich die Biberwohnungen sind, so ist der Biber doch kein intelligentes Thier. Er liefert ein Beweis, daß Kunsttrieb mit Intelligenz nicht verbunden sein muß, obschon diese durch den Kunsttrieb nicht ausgeschlossen wird.

Es wäre sehr merkwürdig, den Arbeiten der Biber zusehen zu können, allein theils arbeiten sie nur des Nachts, theils sind sie zu furchtsam, um unter den Augen der Menschen zu arbeiten. Das Aeußere der Hütten ist mit Schlamm überzogen. Da die Zweige, welche sie in die Erde einrammeln, meist Weiden, Erlen oder Pappelarten angehören, so wurzeln sie leicht, und ein Biberbau ist nach einigen Jahren mit Gesträuche, ja selbst mit Bäumen besetzt. Die Dämme bestehen aus Zweiggeflechten, deren Zwischenräume durch Stein und Sand ausgefüllt werden. Alle Biber der Gesellschaft bauen gemeinschaftlich daran.

Der Biber soll ein Alter von etwa 18 Jahren erreichen.

Die Hauptverfolguug des Bibers geschieht des Pelzes und des sogenannten Bibergeils wegen. Ersterer ist weich, fein und um so mehr geschätzt, je schwärzer er ist. Der Bibergeil, Castoreum, aber ist eine gelbliche, zähe, schmierige Materie, von unangenehmem, starkem Geruch, und eckelhaft bitterm Geschmacke, etwas erhitzend, aber krampfstillend, und wird oft als Arznei gebraucht; wozu er dem Thiere dient, ist unbekannt. Er kommt bei beiden Geschlechtern vor, und dient vielleicht zur Einöhlung der Haare, damit sie nicht naß werden. Man findet eine ähnliche Materie auch beim Fischotter.

Außer dem Menschen, der ihr gefährlichster Feind ist, und sie schießt, oder mit Netzen und Fallen fängt, haben sie auch Feinde an Raubthieren.

Man kennt nur eine Art der Biber, aber ganz nahe verwandt mit ihm ist der Ondatra oder die Zibethratte. Sie ist etwa 1 Fuß lang; der Schwanz ist nackt, schneidend und schuppig, aber nicht breit, wie beim Biber; die Farbe braun. Man findet ihn ebenfalls in Nordamerika, auch an Wassern, wo er den Bibern ähnliche, aber kleinere Gebäude macht, gut taucht und schwimmt, aber schlecht läuft. Sein Pelz ist sehr gesucht.

Die eigentlichen Mäusearten sind im Allgemeinen nur zu bekannte Thiere, da sie, wenn sie in Menge erscheinen, unserer Oekonomie sehr bedeutenden Schaden beibringen, der um so bedeutender ist, als ihre Vermehrung ungemein groß ist. Die neuern Systematiker haben zwar diese Gattung in sehr viele getheilt, aber diese Eintheilnng hat mehr den Werth, die Arten genau zu unterscheiden, als in Hinsicht auf ihre Lebensart, die sich so ziemlich gleicht. Sie sind alle nächtliche und furchtsame, den Menschen fliehende Thiere; doch kommen sie an stillen Orten auch am Tage zum Vorschein. Sie würden sich bald ins Unendliche vermehren, und zur Landplage werden, wenn nicht die Natur durch mehrere Mittel dieser allzu großen Vermehrung Schranken setzte, so daß das Gleichgewicht bald wieder eintritt, wenn auch für kurze Zeit dasselbe gestört scheint. Sie haben nur ein kurzes Leben, da ihr Alter sich nur auf 4 bis 5 Jahre erstreckt. Ueberdieß aber ist ihr Leben meist zart und gering, Verletzungen bringen ihnen den Tod; nicht selten werden sie von Krankheiten weggerafft, welche ansteckend scheinen, oder wenigstens auf einmal epidemisch oft die Thiere in großen Bezirken befallen, und zu tausenden wegraffen. Unter den Thieren aber haben sie auch wieder eine Menge Feinde; fast alle Raubthiere greifen sie an, und suchen sie auf; einige nähren sich sogar fast ganz von ihnen. Unter den Säugethieren sind es die Katzen, Marder, Wiesel, Ichneümons, Igel und die meisten kleinen Raubthiere. Unter den Vögeln sind namentlich die Eulen und viele andere Raubvögel, welche sich fast allein von ihnen nähren; Raben, Elstern, Störche, Reiher fressen sie ebenfalls; auch für viele Schlangen machen sie eine Hauptnahrung aus. Die Verheerungen, welche die Mäuse in gewissen Jahren anrichten, dauern aus allen diesen Ursachen gewöhnlich nicht lange, und wenn man glaubt, ein künftiges Jahr werde, der Mäuse wegen, ganz unfruchtbar sein, so sind fast alle verschwunden.

Die bekanntesten Mäuse sind die Wanderratte, die schwarze Hausratte, die Hausmaus, die Waldmaus. Alle diese haben lange, schuppige, nur wenig behaarte Schwänze, und halten sich in den Wohnungen der Menschen auf, nur die letzte Art lebt in Feldern und Wäldern, seltener kommt sie in die Häuser und Scheunen. Die Nahrung dieser Mäuse besteht in allem, was der Mensch genießt, Wurzelknollen, wie Rüben, Kartoffeln; Obst, Fleisch, Speck, Butter, Oel. Die Wanderratte greift selbst lebende Enten und Gänse an, und zernagt die Hufen der Pferde. Dadurch, daß sie so vieles zernagen, Hausgeräthe, Better, Bücher, Wände, Thüren schaden sie ebenso viel als durch die Nahrungsmittel, welche sie angreifen. Die Ratten nagen sich nach und nach Gänge durch Mauren durch, welche manchmal durch ganze Straßen gehen.

Mehrere Arten sind wandernd, und durchziehen nach und nach ungeheure Länderstrecken, verschwinden an einem Orte, und erscheinen an andern. So war die Wanderratte höchst wahrscheinlich in Indien zu Hause, hat sich aber im letzten Jahrhundert, über Rußland kommend, über einen großen Theil von Europa verbreitet, und zieht immer weiter. Vor ihr flieht die schwarze Hausratte. Beide Arten waren den Römern und Griechen unbekannt; durch Schiffe ist aber die Ratte in alle die Länder verbreitet worden, welche mit Europa in Verbindung stehen. Auf mehrern Südseeinseln, in Neuseeland und in China wird sie gegessen, und die Rattenjagd macht auf den Inseln, wo andere Säugethiere nicht vorkommen, ein Vorrecht der Häuptlinge aus. Ein solcher hatte von den größern Wanderratten gehört, und bat einen Schiffskapitain ihm doch solche lebend zu verschaffen. Indien hat Ratten von noch viel bedeutender Größe als Europa; die Riesenratte hat die Größe eines Kaninchens. Es wäre eine fatale Bescheerung, wenn diese auch nach Europa käme.

Wie stark die Vermehrung dieser Thiere sei, kann man aus folgendem abnehmen. Die Wanderratte wirft des Jahres dreimal und selten unter 12 Junge, ja Götze fand mehrmals 18 bis 21 Junge, und die Jungen vermehren sich schon vor dem Ende des ersten Jahres wieder, so daß man sicher annehmen kann, von einem einzigen Paare entstehen in einem Jahre wenigstens 36 Junge. Auf dem sogenannten Falkenberge bei Paris, wo alte oder kranke Pferde und andere Hausthiere getödtet und das Fleisch, Fett und dergleichen zu verschiedenen Zwecken gesammelt werden, haben sie sich so vermehrt, daß sie ein todtes Pferd oft in einer Nacht auffressen, und man bei einer einzigen Jagd oft mehrere tausende tödtet. Man baut nämlich zu diesem Zwecke eigene Häuschen, mit einem ringsum verschlossenen Zimmer, zu welchem aber verschließbare Löcher durch die Mauer gehen. In den innern Raum wirft man ein todtes Pferd; die Ratten dringen durch die Löcher ein, um von dem Pferdefleisch sich zu nähren. Sind ihrer genug in dem Häuschen, so schließt man die Löcher, geht mit einer Laterne in das Häuschen, schließt die Thüre hinter sich zu, und erschlägt die Ratten, deren oft viele hundert da sind. Ungeachtet dieser Niederlagen scheint ihre Zahl kaum abzunehmen.

Die Hausmaus scheint nur eine kleine Ratte zu sein, und hat ganz dieselbe Lebensart, doch ist sie weniger gesellig, als die Ratte, sie vermehrt sich auch weniger und hat mehr Feinde, dennoch kann auch sie bedeutenden Schaden anrichten. Es gibt nicht selten ganz rein weiße Hausmäuse.

Die Mäusearten alle, sowie überhaupt die meisten Nager, bringen ihre Nahrung mit den Vorderpfoten zum Munde, und setzen sich dabei auf die Hinterbeine. Sie verstecken sich am Tage in Höhlen und Löchern.

Die Feldmäuse unterscheiden sich von den eigentlichen Mäusen vorzüglich durch den kurzen und mehr behaarten Schwanz, ähneln aber in

ihrer Lebensart ihnen gar sehr. Sie leben ebenfalls in Löchern, aber in Feldern und Wäldern und nicht in Häusern, nähren sich von Getreide, abgefallenem Obst, Wurzeln und andern Pflanzentheilen, von welchen sich mehrere Arten Magazine für den Winter anlegen.

Es gehören zu dieser Abtheilung die gemeine Feldmaus, die Wasserratte, die Wiesen- oder Erdmaus, der norwegische Lemming und viele andere Arten aus allen Welttheilen, doch leben die Arten mehr in den gemäßigten und kalten Gegenden als in warmen. Durch ihre Wanderungen haben sich besonders zwei Arten berühmt gemacht, nämlich der norwegische Lemming, und die sibirische Wurzelmaus. Zu unbestimmten Zeiten nämlich versammeln sich diese Thiere in großen Schaaren, wozu die Mäuse einer weiten Gegend ihr Contingent abgeben. Meist geschieht dieß im Herbst, aber in 10 Jahren oft kaum ein Mal, andere Male aber auch wieder öfter. Vorempfindungen von folgendem kaltem Winter scheinen hauptsächlich die Reisen zu veranlaßen, welche von den Gebirgsgegenden nach den etwas wärmern Ebenen geschehen. In langen Reihen ziehen sie über Berg und Thal, über Flüsse und Seen immer schnurgerade, ohne sich durch eine Hinderniß stören zu lassen. Von der langen Reihe der sich folgenden Thiere entstehen in dem Rasen auf dem Boden viele gleichlaufende Furchen, so daß die Aecker wie gepflügt aussehen. Die einzelnen Thiere sind sonst furchtsam, auf den Wanderungen aber zeigen sie einen unbiegsamen Trotz. Wenn man auch die vordersten oder solche in den Reihen todtschlägt, die andern folgen immer nach, und füllen die Lücken wieder aus. In die Häuser oder Hütten kommen sie bei diesen Wanderungen nicht. Am Tage liegen sie still, aber des Abends oder in der Nacht wandern sie. An dem Ort angekommen, wo ihre Wanderung endigt, zerstreuen sie sich, und kehren im nächsten Frühjahr wieder in ihr alpinisches Vaterland zurück. Das merkwürdigste dabei ist, daß dieser Naturtrieb weit die meisten ins Verderben führt, indem eine ungeheure Menge auf der Reise auf alle Art umkommen, ertrinken, erschlagen, oder von Raubthieren, welche dem Zuge folgen, aufgefressen werden. So wird also durch die Wanderung die Zahl sehr vermindert; die Fruchtbarkeit aber ersetzt den Verlust bald wieder; niemals wandern aber auch alle aus. Ganz ähnlich sind die Wanderungen der sibirischen Wurzelmaus, welche in ihrem Aufenthaltsort bedeutende Wintermagazine von eßbaren Wurzeln anlegen, welche ihnen aber oft von den dürftigen Bewohnern jener Gegend geraubt werden, die diese Vorräthe selbst verzehren, die Mäuse daher als ihre Proviantmeister ansehen.

Unsere Feldmaus, welche aber eben sowohl die Felder in den Thälern als die höchsten Gebirge bewohnt, legt sich solche Vorräthe an. Auf dem Gotthard suchen die Kinder diese Magazine auch auf, und essen die Vorräthe. Diese so bekannte und schädliche Maus wandert auch zu gewissen Zeiten, wahrscheinlich wenn ihrer zu viel in einer Gegend sind. So sah man sie in Deutschland in großer Zahl über den Rhein schwimmen.

Einige Mäuse haben die besondere Eigenheit, daß sie den ganzen Winter durch schlafen, oder vielmehr ganz erstarrt da liegen. Sie bilden drei Gattungen, nämlich die Hamster, die Murmelthiere und die Schlafmäuse.

Hamster. Cricetus.

Sie zeichnen sich vorzüglich durch Backentaschen aus. Es sind dieß häutige, bedeutend ausdehnbare Blasen, welche an der innern Seite der Backen liegen, bis hinter die Ohren gehen, vorn im Munde aber seitlich eine Oeffnung haben. Die Hamster haben nur 3 Backenzähne, mit stumpfen Höckern auf der Krone. Der Körper ist stark; die Beine kurz; der Kopf dick; die Ohren eiförmig abgerundet; Vorderfüße mit 4 Zehen und einer Warze statt des Daums; Hinterfüße fünfzehig, alle mit scharfen Nägeln bewaffnet; der Schwanz kurz, oder mittelmäßig lang. Sie erstarren im Winter.

Taf. 35. Der europäische Hamster. Cricetus vulgaris.

Der Kopf verhältnißmäßig größer als an der gemeinen Ratte; Augen groß und vorspringend; Ohren ziemlich lang, fast nackt; Hals kurz; die obern Theile des Kopfs und Rückens lebhaft rothfalb; Augengegend, Schläfe, Halsseiten, untere Theile des Körpers, Aeußeres der Hinterschenkel rostfarb; Schnauzenspitze, Backen, äußere Seiten der Vorderschenkel, die vier Füße und ein Theil der Brust weiß; einige Theile unter dem Halse, an der Gurgel, Brust, Bauch und Inneres der Schenkel braunschwarz; der Schwanz kurz, fast nackt. Zuweilen findet man ganz schwarze Hamster.

Die ganze Länge eines Hamster ist 8 bis 9″.

Der Hamster findet sich in ebenen Gegenden von Mitteleuropa, dem nördlichen Asien, Sibirien, Rußland, Polen, der Ukraine, Schlesien, Ungarn und Böhmen. In Deutschland kommt er diesseits des Thüringerwaldes nicht vor, desto häufiger aber in ganz Sachsen, und weiter nördlich in Gegenden, wo er leicht graben kann. Reine Sandgegenden vermeidet er, wie bergichte und steinichte. Man findet ihn besonders in Kornfeldern, seltener in Gärten und Wiesen. Den Tag durch hält er sich immer unter der Erde auf, und wird nur sehr selten einmal gesehen; so bald aber die Dämmerung einbricht, kommt er zum Vorschein, und bleibt bei mondhellen Nächten die ganze Nacht thätig. Er ist ein sehr fertiger und geschickter Graber, und legt seinen Bau sehr vorsichtig an. Ein solcher hat immer zwei Eingangslöcher, wovon das eine schräg abwärts zur Hauptwohnung oder Wohnkammer führt, das andere dagegen senkrecht in dieselbe geht. Durch den schrägen Eingang geht er aus, durch den senkrechten aber geht er besonders dann ein, wenn er verfolgt wird. Es führt aber nicht mitten in die Kammer, sondern etwas neben bei und biegt sich gegen dieselbe. Die Wohnung für den Tag besteht in der Hauptkammer, worin er schläft, und aus mehrern Nebenkammern, wovon eine neben dem schrägen Eingang zur Ablegung der Exkremente, die andern zu Vorrathskammern dienen; die letzten, deren oft 4 bis 5 sind, sind so geräumig, daß jede 10 bis 12 Pfund Getreide enthalten kann; sie sind oben gewölbt, unten platt. Der schräge Eingang wird von Außen nach Innen, der senkrechte von Innen nach Außen gegraben, und die überflüssige Erde durch den schrägen herausgeschafft. Die Weibchen graben tiefer, die Wohnung ist weiter, und zu ihr führen 7 bis 8 Falllöcher, damit die Jungen sich durch sie retten können.

Die Nahrung der Hamster besteht aus allem Eßbaren, dessen er habhaft werden kann. Alle Arten von eßbaren Wurzeln sammelt er ein, dann aber die verschiedenen Arten von Getreide und Hülsenfrüchte, welche auf den Feldern gebaut werden. Diese letzten trägt er in seinen Backentaschen nach Hause; sie sind so groß und ausdehnbar, daß er in einer, nach Götzes Berechnung, bis auf 1000 Waizenkörner tragen kann. Wenn er beide Backentaschen so voll hat, so sieht er ganz sonderbar bausbackig aus. Durch eigene Muskelkraft können sich diese Taschen nicht entleeren, sondern er bedient sich dazu der Vorderfüße, mit welchen er von hinten nach vorn über die Backen streicht; so sind sie in einem Augenblicke entleert. Durch dieses Eintragen füllt er oft in ziemlich kurzer Zeit seine Magazine. Neben den Vegetabilien verachtet der Hamster auch Fleisch nicht, überfällt und frißt auf der Erde brütende Vögel, Mäuse Insekten, ja seine eigene Art. Kommen zwei Hamster zusammen, so gibt es Streit, der sich nur mit der Flucht oder dem Tode des einen endiget, wo dann der getödtete von dem andern aufgefressen wird.

Die Magazine werden vom Hamster für die Zeit des Herbstes und Frühjahrs gefüllt, da er vor dem Winterschlaf noch Nahrung zu sich nimmt, und im Frühjahr wahrscheinlich eine längere oder kürzere Zeit erwacht in der Wohnung bleibt, ehe er ausgeht, wo er ohnehin nicht genug Nahrung finden könnte. Die merkwürdigste Erscheinung in der Lebensart des Hamsters ist aber der sogenannte Winterschlaf; es ist aber dieß mehr eine Erstarrung, ein fast gänzliches Aufhören des Kreislaufes, der Muskularreizbarkeit und aller innern Verrichtungen; selbst das Athmen hat fast ganz aufgehört, oder ist vielmehr unmerklich geworden. Für den Winterschlaf verbirgt sich der Hamster in seine Kammer, vermacht alle Zugänge, so daß keine Luft von außen eintreten kann, und ebenso wenig ein Kältegrad, der unter den Gefrierpunkt herabsinkt. Beides scheint nothwendige Bedingung, wenn die Erstarrung eintreten soll. Bei gefangenen Hamstern tritt diese Erstarrung niemals ein, wenn man nicht dem Hamster Erde in sein Behältniß gibt und ihn mit derselben begräbt. Bei einer Kälte unter dem Gefrierpunkt aber kann es der Hamster nicht aushalten, er erwacht aus seiner Erstarrung, und sucht sich zu retten, indem er einen Ort aufsucht, wo er Frost frei ist; kann er diesen nicht finden, so geht er zu Grunde.

Im Zustand der Erstarrung nehmen alle Theile des Körpers eine Todtenkälte an; die Glieder sind völlig starr, und lassen sich nicht biegen, ja selbst die Haare werden spröde, und wie gefroren. Vom Athmen bemerkt man keine Spur; Stechen, Kneipen, Brennen scheinen gar keine Empfindung hervor zu bringen. Zergliedert man einen lebenden

Hamster in diesem Zustand, so zeigt sich das Leben kaum durch ein leises Zittern der Muskeln, und das Herz fängt an sich in etwas zu bewegen, wenn die Luft darauf wirkt; aber die Schläge wiederholen sich in der Minute kaum fünf bis sechsmal. Die Gedärme sind ebenfalls ohne alle Bewegung, und die Eingeweidewürmer, wenn solche vorhanden sind, erstarren mit. Es ist ein Zustand des Scheintodes im engsten Sinne. Dieser Zustand dauert 3 bis 4 Monate ununterbrochen fort, ohne daß das Thier je erwachte, oder Speise zu sich nähme; dagegen verschwindet nach und nach das Fett, mit welchem vor dem Einschlafen der Körper reichlich versehen war; dieß allein erhält das Leben, und dient statt aller Nahrung. Bringt man einen erstarrten Hamster in ein mäßig warmes Zimmer, so erwacht er, aber erst nach mehr als 3 Stunden ist Bewegung und Bewußtsein wieder vollkommen zurückgekehrt. Die wiederkehrende Frühlingswärme weckt den Hamster auch wieder. Noch wissen wir nicht bestimmt, ob alle Arten der Gattung Hamster auf diese Art den Winter zubringen; wohl aber thun dieß die Murmelthiere.

Eine zweite Merkwürdigkeit in der Lebensart des Hamster ist seine Bosheit und Unverträglichkeit gegen alle lebenden Geschöpfe. Seine Bosheit wird zu blinder Tollheit, welche keine Gefahr kennt; Menschen und Hunden geht er zwar aus dem Wege, wenn er kann, allein wenn dieß nicht der Fall ist, so greift er muthig an. Er hüpft, wie ein Frosch, auf den Menschen zu, sucht dem Hunde an die Schnauze zu springen, und beißt sich fest, läßt auch nicht los, bis die Lippe durchreißt; ja man will Beispiele haben, daß er Pferden auf diese Art an den Mund sprang und sich einbiß. Sperrt man zwei Hamster zusammen, so beißen sie einander so lange, bis einer unterliegt. Nur die Begattungszeit treibt beide Geschlechter für einige Zeit zusammen, aber sobald der Trieb befriedigt ist, geht der Krieg wieder los, und der Sieger frißt den Besiegten.

Die Vermehrung des Hamsters ist sehr stark. Zweimal des Jahres wirft das Weibchen Junge und zwar nie unter 4, aber wohl sogar 12, ja zuweilen sogar 16. Die Jungen des ersten Wurfes werfen noch in demselben Jahre schon wieder. Die Jungen werden nackt und blind geboren. Die Mutter ist nicht sehr treu an ihnen, und frißt sie in der Gefangenschaft zuweilen sogar auf. Die große Vermehrung könnte den Hamster leicht zur Landplage machen, wenn nicht Hunde, Katzen, Wiesel, Marder, Iltise, Füchse und Eulen seine Feinde wären und sehr viele tödteten; dennoch ist der Schaden, den der Hamster, wo er hauset, in der Feldwirthschaft anrichtet, sehr bedeutend, und fordert auch vom Menschen Verfolgung, welche dadurch aber belohnt wird, daß der Jäger sehr bedeutenden Fruchtvorrath beim Ausgraben in den Hamsterhöhlen findet, da 12 Pfund das wenigste ist, was man gewöhnlich in einem Magazin findet. Die Haut gibt ein leichtes, artiges Pelzwerk.

Die Gattung

Murmelthier, Arctomys,

hat eine dem Hamster sehr ähnliche Lebensart. Die Murmelthiere unterscheiden sich von den Hamstern durch den Mangel an Backentaschen, durch einen starken, gedrängten Bau, großen, breiten Kopf und mittelmäßig langen, kurzbehaarten Schwanz. Sie haben oben 5 und 4 Backenzähne von einfachem Bau, die Krone mit stumpfen Höckern. Sie graben, wie die Hamster, und verschlafen den Winter, indem sie, so wie diese, erstarren. Alle bekannten Arten bewohnen entweder hohe Gebirge, oder die kalten Länder der nördlichen Hemisphäre, Europa, Asien und Nordamerika.

Das Alpenmurmelthier ist das größte der Gattung, und erreicht eine Größe von 1½′; der Schwanz mißt 6″. Der Kopf ist platt, die Schnauze dick und kurz; die Augen groß, vorstehend und tief schwarz; die Ohren kurz; der Schnurrbart stark; der Pelz oben grauschwärzlich, auf dem Rücken oft fast schwarz, unten brandgelb.

Er bewohnt die höhern Theile der Alpengebirge der Schweiz und der angrenzenden Länder, auf Höhen, welche wenigstens 4000 Fuß über dem Meere erhöht sind bis zu 6000 Fuß, immer über die Höhen des Holzwuchses, wo weder Menschen noch zahmes Vieh gewöhnlich hinkommen. Es wählt freie, durch steile Felsen und Abgründe gesönderte Rasenplätze zu seinem Aufenthalt; immer sucht es die Sonnenseite gegen Süden auf.

In der Freiheit nähren sie sich von Pflanzen und deren Wurzeln, in der Gefangenschaft fressen sie Brod, Kohl, Rüben, Obst, und verschmähen selbst Fleisch nicht; sie beißen sogar Hühner oder andere Vögel todt, und fressen ihr Fleisch, so daß es scheint, als ob sie auch in der Freiheit, wenn sich Gelegenheit darbietet, Fleisch genießen. Sie fressen alles auf den Hinterbeinen sitzend, wie die Mäuse und Eichhörnchen; sie trinken selten aber viel auf einmal. Ihre Lebensart ist nicht nächtlich, sie gehen am Tage auf Nahrung aus. Sie sind gesellig, und leben familienweise zu 5 bis 15 Stücke beisammen; im Sommer lebt zwar jedes Paar mit seinen Jungen abgesöndert; im Herbst aber graben sie gemeinschaftlich ihre Winterwohnung, sammeln Heu, welches sie im Munde eintragen, aber nicht als Nahrung, sondern blos zu einem warmen Lager. Der Eingang zu ihren Höhlen fängt meist unter einem Steine an, und der Gang selbst läuft bergeinwärts, bald gerade, bald abwärts, bald aufwärts. Die Sommerwohnungen liegen 12 und mehrere Fuß bergeinwärts, und die Hauptkammer hat kein Heu; die Winterwohnungen dagegen führen tiefer in eine weite Kammer, welche mit Heu ausgefüttert ist. Der Gang selbst ist nicht weiter, als daß ein einzelnes Thier durchschlüpfen kann. Die Kammer selbst liegt selten mehr als 4 Fuß tief unter dem Rasen; der Heuhaufen aber ist so stark, daß alle schlafenden Thiere vollkommen umhüllt und verborgen sind. So liegen sie erstarrt vom Oktober an bis im April oder gar bis im Mai, je nachdem die warme Frühlingsonne sie früher oder später wieder erweckt. Sie sind ganz kalt, man spürt keinen Athem, kein Herzschlag, die Glieder sind fast ganz steif, und zerrt man sie auseinander, so ziehen sie sich ganz langsam wieder in die vorige Lage; dieses Zurückziehen ist auch das einzige Lebenszeichen. Im Herbst ist das Murmelthier mit fingersdickem Fett überzogen; im Frühling ist dieses Fett verschwunden, dann aber erwacht das Thier und sucht Nahrung, findet es diese nicht, so stirbt es. Während dieser langen Zeit des Schlafes geht auch keine andere Funktion vor sich, es hat kein Abgang statt, und das Leben zeigt sich blos durch die Einsaugung des Fettes, welches als Nahrung dient.

Sie graben sehr schnell und leicht, entfernen sich aber nie weit von ihren Wohnungen, da sie nicht so schnell laufen können, daß ein Mensch sie nicht einholen könnte. Sie sind sehr wachsam, bemerkt eines der weidenden Thiere etwas, so stößt es einen sehr lauten Pfiff aus, als ob Jemand stark durch den Finger pfeifen würde; alle wiederholen denselben, und stürzen sich in ihre Höhlen, so daß ein Jäger selten zum Schusse kommt. Die Sommerwohnungen haben immer mehrere Eingänge, die in den Hauptgang münden, damit alle sich flüchten können. Sie sind reinlich, und haben eine eigene Abtrittskammer neben der Schlafkammer. Sie lassen sich leicht zähmen, aber ihre intellektuelen Kräfte sind gering. Man kann sie nur in mit Eisen beschlagenen Behältern aufbewahren, da sie die dickſten Bretter und Thüren leicht durchnagen.

In der Gefangenschaft schlafen sie nur, wenn man sie in einem temperirten Keller in eine Kiste mit Heu verschließt, den ganzen Winter, in einem wärmern Zimmer aber erwachen sie oft, fressen wie im Sommer, und sind munter.

Die Tragezeit des Murmelthiers ist noch nicht bestimmt, scheint aber nicht über 6 Wochen zu dauern, und die Zahl der Jungen ist 4.

Feinde haben diese Thiere am Geieradler, Adler und Fuchs. Das Fleisch wird häufig gegessen, und dem Fett vielerlei Arzneikräfte zugeschrieben, die es aber nicht mehr hat, als anderes Fett.

In einem Theil des nördlichen Europa und Nordasien lebt der Ziesel. Er hat die Größe eines Hamsters, und zeigt ganz das Murmelthier im Kleinen. Nordamerika hat viele kleine, niedlich gefleckte Arten.

Außer diesen gibt es noch andere Nager, welche einem Winterschlaf unterworfen sind, und einen großen Theil des Winters verschlafen. Aber dieser Schlaf nähert sich weit mehr dem natürlichen Schlaf an, und hat keine so gänzliche Erstarrung zur Folge, wie bei dem Murmelthier und Hamster. Er wird oft unterbrochen, die Thiere erwachen, nehmen Nahrung zu sich, verfallen aber bei kälterer Witterung wieder in Schlaf; dabei ist aber nicht alles Gefühl aufgehoben, und das Erwachen geschieht sehr bald, bei jeder etwas wärmerer Temperatur; aber auch zu diesem Schlaf sucht das Thier einen frostfreien Schlupfwinkel, und hüllt sich in wärmende Materialien, Moos, Blätter u. s. w. ein; athmet zwar langsam, aber immer bemerklich. Sticht oder kneipt man es, so zuckt es oder erwacht gar, und läßt ein leises Pfeifen hören. Dieser Art von Winterschlaf sind die Schlafmäuse und Haselmäuse unterworfen, von welchen man in Europa drei Arten findet. Sie bewohnen die gemäßigten Gegenden, nähren sich von allerlei Früchten und Beeren, sind meist schwer zu zähmen und sehr bissig. Sie sind vor dem Einschlafen ebenfalls sehr fett, verlieren aber diese Menge Fettes während dem Schlafe. Sie sammeln sich Magazine, aus welchen sie im Winter bei wärmerer Witterung, wenn sie erwachen, sich ernähren. Sie bilden die Gattung:

Haſelmaus. Schlafmaus. Myoxus.

Sie haben allenthalben 4 Backenzähne, mit wahren Wurzeln und hügeliger Krone; die Hügel werden von Schmelzleiſten gebildet, und zeigen eine doppelte Reihe. Die Augen ſind ſehr vorſpringend, groß, ſchwarz; die Beine ziemlich gleich lang; die Vorderfüße mit 4 Zehen und einem Daumrudiment, die hintern fünfzehig; der Schwanz lang, entweder rund und dicht behaart, oder mit zweitheiligen Haaren, wie bei den Eichhörnchen, beſetzt, oder am Ende mit einer Quaſte verſehen; die Körperhaare kurz, aber ſehr weich.

In der Schweiz und überhaupt in Europa gibt es drei Arten.

Der Siebenſchläfer. Myoxus Glis.

Kleiner als ein Eichhörnchen, daneben im Bau ihm ähnlich, oben ſchön hell aſchgrau, unten weiß; Schwanz lang und buſchig; lebt in Wäldern, nährt ſich von allen Arten Obſt und Sämereien, in der Gefangenſchaft auch mit Milch und Brod; klettert ſehr ſchnell, läßt ſich ſehr ſchwer zähmen, ſammelt ſich für den Winter Magazine, da er bei warmer Witterung erwacht; die kalte Zeit verſchläft er aber. Im Herbſt iſt er außerordentlich fett, und wird beſonders in Italien, wo er ſehr häufig iſt, als eine große Delikateſſe gegeſſen. Die Römer mäſteten ihn in eigenen Behältern. Die Hinterfüße haben einen faſt abſtehenden Daum, und ſind handartig. Er thut an edelm Obſt oft viel Schaden.

Die große Haſelmaus. Myoxus Nitela.

Sie hat dieſelbe Lebensart, iſt aber ſeltener und mehr im mittleren Europa, als im wärmern anzutreffen, findet ſich auch hoch in den Alpen. Die Farbe iſt oben braunröthlich, unten weiß; durch die Augen bis zu den Ohren geht ein ſchwarzer Streif; der Schwanz iſt lang, ſchwärzlich, dünn behaart am Ende, mit einer weiß und ſchwarzen Quaſte.

Die kleine Haſelmaus. Myoxus murcardinus.

Von der Größe einer Hausmaus, mit langem, zweitheilig behaartem Schwanze, überall Zimmetfarben. In Haſelgebüſchen. Baut ſich aus Laub und Moos ein nettes Neſt; läßt ſich leicht zähmen, iſt ſehr niedlich, aber zart, fällt ſchon bei kühlen Auguſtnächten in Schlaf, erwacht aber an warmen Tagen wieder.

Eichhorn. Sciurus.

Die obern Vorderzähne ſind vorn platt und meiſelförmig abgeſchnitten, die untern ſpitzig und ſeitlich zuſammengedrückt. Backenzähne oben 5, unten 4; der fünfte obere Backenzahn findet ſich aber nur bei jüngern Thieren und fällt bald aus; die Krone aller iſt höckerig. Der Körper iſt lang und ſchlank; der Kopf klein; die Ohren mittelmäßig, abgerundet, aber oft mit einem Haarbüſchel verſehen; die Augen groß; die Vorderfüße mit 4 deutlich getrennten Zehen und einem Daumhöcker, mit ſtumpfem Nagel; die hintern ſehr lang, mit langer Ferſe; die Nägel ſehr ſpitzig; der Schwanz lang, meiſt mit zweitheiligen Haaren.

Die Eichhörnchen bilden eine der zahlreichſten Gattungen der Säugethiere, und ſind über die ganze Erde verbreitet. Man unterſcheidet leicht drei Untergattungen dieſer Thiere, nämlich:

1) Fliegende Eichhörner. Pteromys. Sie haben den Zahnbau und den ganzen Bau der gemeinen Eichhörner, leben, wie ſie, auf Bäumen, unterſcheiden ſich aber durch eine Haut, welche als Verlängerung der Haut der Körperſeite anzuſehen iſt, und da ſie bis an den Vorderfuß geht, beim Ausſtrecken der Vorderfüße ausgeſpannt wird, eine Art von Flughaut bildet, welche aber, wie die übrige Haut, behaart iſt, ſo daß das Thier dieſelbe nicht zum Fliegen brauchen kann, ſie ihm aber als eine Art von Fallſchirm dient, und ihm die Sprünge, welche es von einem Baum zum andern thut, erleichtert.

2) Wahre Eichhörnchen. Sciuri. Eichhörnchen gleich unſerm gemeinen Eichhorn, mit langen, ſtarkbehaarten Schwänzen, ohne Backentaſchen.

3) Backenhörnchen oder Erdeichhörner. Tamias. Eichhörner mit Backentaſchen und kürzern, weniger ſtarkbehaarten Schwänzen. Sie ſind in der Regel keine Baumthiere, können zwar klettern, halten ſich aber mehr auf der Erde auf.

Aus der Abtheilung der Flughörnchen iſt abgebildet auf:

Taf. 35. Das amerikaniſche fliegende Eichhorn. Sciurus volucella.

Die Abbildung iſt in natürlicher Größe.

Der Pelz iſt äußerſt fein und ſehr weich und ſeidenartig. Die obern Theile ſind grau, röthlich überlaufen, da die Haarwurzel grau, die Spitzen roſtgelb ſind. Die untern Theile ſind weiß, an einigen Orten gelblich; der Schwanz iſt faſt ſo lang als der Körper, oben hellbraun, unten weißgelb; über den Augen ſteht ein weißer Fleck, und die Ränder der Flughaut ſind braun. Die Schnurrbarthaare ſind 2 Zoll lang und ſchwarz.

Die Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel iſt 5″, des Schwanzes 3″ 7‴.

Man findet dieſes Thierchen in den Wäldern aller vereinigten Staaten, von Amerika, von Virginien bis Kanada. Die Lebensart iſt nächtlich. Es lebt immer auf Bäumen, niſtet aber in den Höhlen derſelben, und ſchläft den ganzen Tag; des Abends ſpät und des Nachts kommt es hervor. Es klettert ſehr leicht, und macht, mit Ausbreitung ſeiner Flughaut, die aber nicht groß iſt, ungemein weite Sprünge, von einem Baum zum andern. Die Flughaut wird durch einen Knochen geſpannt, kann aber ſich nicht flügelartig bewegen, ſelbſt bei den Arten nicht, bei welchem ſie viel größer iſt, und dient daher blos als Fallſchirm.

Im nördlichen Europa lebt eine andere Art des Flugeichhorns. Es iſt etwas größer und von grauer Farbe. Mehrere Arten finden ſich in wärmern Ländern, namentlich auf Java und Sumatra; dort iſt eine Art von rothbrauner Farbe, ſo groß wie ein Haſe.

Die Eichhörnchen mit Backentaſchen ſind weniger zahlreich an Arten, einige leben in Löchern in der Erde, und gehen wenig auf Bäume; in Hinſicht der Nahrung und übrigen Eigenſchaften aber ſind ſie wie die übrigen Eichhörner.

Die eigentlich ſogenannten Eichhörner ſind äußerſt zahlreich an Arten, und in allen Welttheilen, Neuholland ausgenommen, anzutreffen. In der Geſtalt ſind ſie alle unſerm gemeinen und bekannten europäiſchen Eichhorn ähnlich, aber an Farbe und Größe verſchieden. Sie leben alle auf Bäumen, klettern ſehr ſchnell und geſchickt, machen weite Sprünge von einem Baum zum andern, und nähren ſich von den Samen vieler Früchte, in kältern Gegenden von Nüſſen, Eicheln und den Samen der Nadelhölzer. Den Maispflanzungen thun ſie in einigen Gegenden ſo großen Schaden, daß man Prämien auf ihre Köpfe ausſetzen mußte, wie dieß in Nordamerika der Fall war. Unſere Eichhörnchen bewohnen vorzüglich Tannen- und Fichtenwälder. Zur Zeit der Reife der Haſel- und Baumnüſſe oder Eicheln ſtreifen ſie weit umher, und beſuchen oft die Obſtgärten in der Nähe der Wohnungen. Sie ſind ſchüchtern, doch laſſen ſie ſich oft ganz nahe kommen. Sie verzehren alles auf den Hinterbeinen ſitzend, und den Gegenſtand mit beiden Vorderpfoten haltend, mit aufgerichtetem Schwanze. Es ſind Tagthiere, welche des Nachts ihre Neſter nicht verlaſſen, und vorzüglich am Morgen um Nahrung ausgehen. Im Winter verſchlafen ſie oft mehrere Tage, ohne aus ihren Neſtern auszugehen, oder beſuchen höchſtens ihre, in der Nähe der Neſter, angelegten Magazine. Ihre Stimme iſt eine Art von Pfauchen, welche ſie öfters hören laſſen. Jung eingefangen werden ſie ſehr zahm, ohne eben ihren Herrn genau zu kennen. Sie beißen oft ohne alle Veranlaſſung. Ihre muntern, gefälligen Manieren, ihre nette Geſtalt, machen ſie zu ſehr unterhaltenden Thieren; ſie müſſen aber ſehr reinlich gehalten werden, da der Urin einen ſehr unangenehmen Geruch hat. Die Eichhörnchen gehören zu den wenigen Säugethieren, welche ſich künſtliche Neſter bauen. Sie legen dieſelben auf hohen Bäumen an, und verfertigen ſie aus Tannreiſern und Moos. In dieſen Neſtern, deren beſonders die Weibchen, wenn ſie bald werfen wollen, mehrere haben, wohnen ſie des Nachts, und bleiben bei ſchlechtem Wetter oft lange darin, verſtopfen auch wohl den Eingang auf der Seite, woher der Wind kommt. Sie ſind wahre Baumthiere, doch gehen ſie auch oft auf die Erde, um von einem Baume oder Gebüſche zum andern zu kommen. Gehen ſieht man ſie ſelten, ſondern nur galoppiren.

Sie werfen des Jahres zweimal 4 bis 5 Junge, zuweilen ſogar 7; das erſtemal Anfangs Mai, das zweitemal Ende Juli oder im Auguſt. Die Jungen ſind Anfangs blind, klettern aber ſchon nach 3 Wochen umher, und ſpielen unter ſich. Das Neſt, worin ſie geworfen werden, iſt

besonders groß und warm gebaut. Bei der geringsten Gefahr trägt die Mutter die kleinen Jungen im Munde in ein anderes, oft von dem ersten weit entferntes Nest. Wenn man daher ein solches entdeckt, und die Jungen haben will, so muß man dieselben sogleich ausnehmen, sonst findet man sie nicht mehr. Es gibt oft in einem Neste rothe und schwarze.

Wenn sie sich zu stark vermehren, so schaden sie auch bei uns, da sie in harten Wintern die Knospen der Bäume abbeißen, oder auch der Holzsaat, wo man solche angelegt hat, nachgehen, und die Samen aus der Erde hervorkratzen. Ihr Fleisch ist angenehm und ihr Pelz gut, besonders der nordischen Eichhörner. Man nennt dieß Grauwerk.

Hüpfer. Pedetes.

Die Vorderzähne sind an ihrer vordern Fläche platt und eben, die untern schief abgeschnitten und nicht spitzig. Backenzähne 4 auf jeder Seite; sie sind zusammengesetzt, die Krone walzenförmig, an ihrer Oberfläche mit einem Kreise von Schmelz, welcher durch eine Furche in zwei Theile getheilt ist. Der Kopf ist dick; die Schnauze kurz und stumpf; die Ohren lang, dünn, gerade; die Augen groß und vorstehend; die Schnurrbarthaare sehr stark; die Vorderbeine sehr kurz, mit fünf getrennten Zehen, mit starken, zum Graben geschickten Nägeln; Hinterbeine sehr lang, mit vier Zehen, wovon der äußere sehr klein, der mittlere der drei übrigen viel länger ist; der Schwanz ist lang und muskulos, fast wie bei den Känguruhs.

Man kennt nur eine Art.

Taf. 37. Den kapischen Hüpfer.

Pedetes caffer.

Er hat die Größe eines Hasen. Das Haar ist weich; Scheitel, Hals, Rücken, Schultern, Seiten und Kreuz falb, leicht gräulich überlaufen; das Obere der Schenkel etwas blasser, Unterschenkel mehr braun; an der Ferse hinten eine schwarze Linie; Seiten des Kopfs, Füße und Zehen braungelb, weiß gemischt; das Kinn und alle untern Theile weißlich; die Ohren an der Wurzel rostfarb, an der Spitze schwärzlich; Schnurrbart schwarz.

Länge von der Schnauze bis zu der Schwanzwurzel 1′ 4″, des Schwanzes 1′ 5″.

Aufenthalt in Südafrika, am Vorgebirge der guten Hoffnung, landeinwärts in gebirgigen Gegenden.

Diese bedeutend großen Nager graben sehr geschickt und schnell. Die Lebensart ist nächtlich; den Tag über sind sie in ihren Höhlen verborgen, und gehen nur des Nachts oder in der Dämmerung ihrer Nahrung nach. Er ist ein sehr schüchternes Thier, lebhaft, unruhig, und sitzt nie lange still. Seine Stimme ist ein dumpfes Grunzen. Die Lippen bewegt er oft. Wie fast alle Nager bringt er seine Nahrung mit den Vorderfüßen zum Munde. Der Gang besteht in häufigen, weiten Sprüngen, doch geht er auch ordentlich. Sein starker Schwanz scheint ihm, wie den Känguruhs und Springhasen, zur Stütze zu dienen. Die Nahrung besteht in Getreide und allerlei Sämereien, Gras und Wurzeln. Gefangen läßt er sich mit Kohl, Getreide, Brod, Salat erhalten, und wird sehr zahm. Man ißt zuweilen sein Fleisch.

Springmaus. Springer. Dipus.

Die äußerst kurzen Vorderfüße, die sehr langen Schenkel und Ferse und der sehr lange und buschige Schwanz unterscheiden sehr leicht diese meist kleinen Nager. Die Schnauze ist stumpf, und der Kopf hasenartig, rundlich; die Ohren lang und groß; die obern Vorderzähne sind platt und meiselförmig, die untern spitzig; die Backenzähne, bei einigen Arten 3, bei andern 4, sind einfach mit höckeriger Krone; an den Hinterfüßen 3, an den vordern 5 Zehen.

Es sind die Springer kleine, muntere, lebhafte Thiere, mit sehr großen Augen. Die Lebensart ist nächtlich. Sie bewohnen selbst gegrabene Höhlen im nördlichen Asien und in Egypten, nähren sich von Sämereien und verschiedenen Pflanzen. Der Pelz ist sehr fein. Da die Hinterbeine fünf bis sechsmal länger sind als die Vorderbeine, so sieht man die letzten fast nicht, daher der Name Zweifuß, Dipus. Sie machen sehr weite Sprünge, und sind schwer zu fangen, aber leicht zu zähmen.

Auf Tafel 38 sind drei Arten dieser sonderbaren Gattung abgebildet.

Der vierzehige Springer, Dip. tetradactylus.
Der kirgisische, Dip. telum.
Der plattschwänzige, Dip. platurus.

Alle drei Arten sind nur noch einmal so groß, wie die Abbildung, mithin kleine Thiere. Alle drei Arten haben fast dieselbe Farbe, oben semmelgelb, unten weiß, aber Größe, Ohren und Schwanz sind verschieden.

Die erste Art ist die einzige von der ganzen Gattung, welche vierzehig ist. Sie hat nämlich am Hinterfuße eine kleine Nebenzehe. Die Farbe des Mittelrückens ist gelbbraun, mit vielem Schwarz; die Seiten des Leibes und der Keulen rein isabellfarbig; der Schwanz mit deutlicher Pfeilzeichnung.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 5″ 4‴, des Schwanzes mit dem Büschel 6¾″. Ohren von der Länge des Kopfes.

Vaterland. Die libysche Wüste in Nordafrika.

Die kirgisische Springmaus ist oben gelblich, aschgrau, mit vielem Schwarz untermischt; Außerseite der Schenkel und erste Hälfte des Schwanzes isabellfarbig, Schwanzspitze einfärbig.

Länge ohne Schwanz 5″ 4‴, Schwanz 5″ 9‴.

Aufenthalt in der kirgisischen Steppe.

Die plattschwänzige Springmaus. Farbe des Rückens gelbgrau, Bauchseite schmutziggelb. Der Schwanz breit, und am Ende mit einigen längern Härchen bewachsen.

Länge 3″ 9‴, Schwanz 3″.

Aufenthalt. Gegend des Aralsee.

Hase. Lepus.

Die Hasen unterscheiden sich durch ein Kennzeichen, welches wir bei keinem andern Thiere antreffen. Sie haben nämlich hinter den obern Vorderzähnen noch zwei kleine Zähnchen. Die vordern sind stark, keilförmig, vorn mit einer Längsfurche; die hintern unmittelbar an die vordern anstehend; sie haben auch mehr Backenzähne als andere Nager, nämlich oben 6, unten 4 auf jeder Seite, mit platten Kronen und einer quer vorstehenden Schmelzleiste. Der Kopf ist dick; die Schnauze stumpf; Oberlippe gespalten, das Innere des Mundes behaart; die Ohren lang; die Vorderbeine kurz, die hintern lang.

Es sind nächtliche, sehr furchtsame Thiere, welche über die ganze Erde verbreitet sind. Die Arten sind sich sehr ähnlich; man unterscheidet aber eigentliche Hasen mit längern Ohren und längern Hinterschenkeln und Kaninchen mit kürzern Ohren und kürzern Schenkeln. Die Kaninchen graben sich Höhlen, und wohnen gesellig unter der Erde.

Alle Hasen genießen nichts als Pflanzen, und zwar am liebsten saftige Kräuter und Wurzeln. Sie laufen sehr schnell, und sind, obwohl ihre intelligenten Fähigkeiten nicht groß scheinen, doch listig, und wissen ihren Feinden leicht zu entgehen. Sie sind sehr fruchtbar, und würden sich bald zu sehr vermehren, wenn sie nicht eine Menge Feinde hätten; aber die meisten Raubthiere, Hunde, Füchse, Katzen verfolgen sie und ebenso die größern Raubvögel; ihr größter Feind aber ist der Mensch, der ihr Fleisch genießt, und Pelz und Haare benutzt.

Taf. 36. Der isabellfarbe Hase.

Lep. isabellinus.

Der Körper oben isabellfarben, unten weißlich; Ohren nackt, länger als der Kopf.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1′ 4″, des Schwanzes 2″ 10‴.

Er ist kleiner als unser gemeine Hase, und hat noch längere Ohren. Er bewohnt die Ränder der Wüste Ambukol in Nordafrika.

Die Lebensart ist die des gemeinen Hasen.

Der gemeine Hase ist über ganz Europa verbreitet, wird aber in den Alpen durch den veränderlichen Hasen und im hohen Norden durch einen andern weißen Hasen, der vielleicht nicht verschieden von dem veränderlichen Hasen ist, vertreten. Bei uns hält er sich bald in Wäldern und Gebüschen, bald in Feldern, Wiesen und Kohlgärten auf, je nach der Jahreszeit, welche ihm bald da, bald dort, mehr Schutz und Nahrung gewährt. Er hat keinen bestimmten Aufenthalt, doch bleibt er da, wo er

Ruhe hat, oft lange in derselben Gegend; seine Lebensart ist zwar nächtlich, doch sieht man ihn nicht selten am hellen Tage, am öftersten Morgens früh und Abends bei der Dämmerung; in mondhellen Nächten ist er die ganze Nacht munter. Seine Intelligenz scheint doch größer, als man sonst glauben könnte, wenn man Gefangene beobachtet. Die außerordentliche Schüchternheit macht ihn dumm scheinend; in der Freiheit, und wenn er gejagt wird, zeigt er aber viel List und Gewandtheit seinen Feinden zu entgehen. Alte Hasen sind viel schlauer als junge, und scheinen daher durch Erfahrung klüger zu werden. Sollte man allen Erzählungen der Jäger und Jägerlinge glauben, so wäre er ein sehr listiges Thier, und sehr oft haben sie den Verdruß, daß er allen Nachstellungen entgeht. Er schwimmt leicht über nicht unbeträchtliche Gewässer, und kommt so den Hunden aus der Nase. Oft bleibt er ganz ruhig im Felde liegen, da er weiß, daß seine Farbe, welche der Erde gleich ist, ihn nicht leicht entdecken läßt. Es gibt auch viele, sonst erfahrne Jäger, welche noch keinen Hasen in seinem Lager gesehen haben. Wird er im Holze aufgestöbert, so sucht er sogleich außer die Gebüsche zu kommen, und durch Holzwege das offene Feld zu erreichen, weil sein an den Gebüschen hängenbleibender Geruch ihn den Hunden weit eher verräth, als das freie Feld, wo sie häufig seine Spur verlieren. Das Gehör scheint sein feinster Sinn, das Gesicht dagegen ziemlich schlecht, und oft sieht man ihn ganz gerade auf den Jäger zulaufen, da seine ganz seitlich liegenden Augen das Sehen gerade vorwärts verhindern. Da auch der Geruch ihm hier nicht die Gefahr verräth, so scheint auch dieser nicht besonders scharf. Sein Lauf ist sehr schnell, besonders Berg aufwärts, der langen Hinterbeine wegen. Nie geht er gerade in sein Lager, sondern erst nachdem er viele Hin- und Hergänge gemacht hat, dann sitzt er nach einem weiten Sprunge erst fest. Frisch gefallener Schnee bringt ihm die größte Gefahr, da der erfahrne Jäger, der seine Fährte studirt hat, ihn bis ins Lager verfolgt, und ohne Hund auffinden kann.

Saftige Kräuter, wie Klee, Löwenzahn, Kohl u. s. w. machen seine Hauptnahrung aus; sie fressen aber sehr vielerlei Pflanzen. Im Hunger, wenn sie bei großem Schnee nicht zum Boden kommen können, benagen sie die Rinde junger Obstbäume, und können in Baumschulen und Baumgärten oft bedeutenden Schaden anrichten.

Der Fortpflanzungstrieb ist sehr stark, die Tragezeit des Weibchens kurz, und tritt drei bis viermal im Jahre ein. Die Jungen, 4 bis 5 an der Zahl, werden sehend geboren, wachsen schnell, und pflanzen sich schon innert Jahresfrist wieder fort, daher die Vermehrung ungemein stark, so daß sie leicht zur Landplage würden, wenn sie nicht so viele Feinde hätten, wie schon ist angegeben worden. Die Mutter ruft ihren Jungen durch Zusammenschlagen der langen Ohren, wodurch ein Geklapper entsteht.

Fleisch und Balg werden bekanntlich benutzt; letzterer gibt Haare zu Hüten.

Der veränderliche Hase, Lep. variabilis,

unterscheidet sich durch seine Farbe, da er im Sommer silbergrau, im Winter aber, die schwarzen Ohrspitzen ausgenommen, rein weiß wird. Er ist in seiner Lebensart etwas vom gemeinen Hasen verschieden, und lebt im mittlern Europa nur auf hohen Bergen, dann auch im Norden, und man findet ihn, oder eine sehr nahe verwandte Art, selbst im nördlichen Grönland, so weit nur Europäer gekommen sind.

Sehr verschieden in der Lebensart vom Hasen ist die des Kaninchens, Lepus cuniculus. Es ist kleiner als der Hase, hat kürzere Ohren und Beine und eine röthliche Farbe. Man findet es in sehr vielen Gegenden von Europa wild, doch nur in ebenen Gegenden, wo es familienweise in selbst gegrabenen Höhlen lebt, sich sehr stark, noch stärker als der Hase vermehrt, und durch seine vielfachen Gänge Erdeinstürze und Dammdurchbrüche verursachen kann, wie dieses in Holland begegnete. Da sie sich noch stärker vermehren als die Hasen, so können sie in kurzer Zeit sehr verderblich werden; sie haben aber auch sehr viele Feinde, Füchse, Marder, Iltise, Katzen u. s. w.; ihr größter Feind unter den Thieren ist das Frett, eine Iltisart, welche eigentlich aus Afrika stammt, aber im zahmen Zustande sich fortpflanzt. Dieses Thier wird vorzüglich gehalten, wo es wilde Kaninchen gibt. Man legt ihm einen Maulkorb an, und läßt es in die Kaninchenhöhlen hinein. Die verschiedenen Ausgänge der Kaninchenwohnungen werden nun mit Sacknetzen bedeckt, so daß die vor ihrem Feinde fliehenden Kaninchen, wenn sie aus der Höhle fliehen wollen, in die Netze gerathen und gefangen werden. Legt man dem Frett keinen Maulkorb an, so beißt es dem ersten besten Kaninchen das Genick ab, saugt sein Blut aus, und legt sich in der Höhle schlafen. Die zahmen Kaninchen stammen von den wilden, sind aber, wie alle Hausthiere, vielfarbig, und die sogenannten angorischen Kaninchen haben sehr langes und weiches Haar, welches man zu Zeugen verarbeitet. Das Fleisch der Kaninchen wird gegessen, und auch der Pelz gebraucht.

In Sibirien gibt es eine Art von Mäusen, welche man Hasenmäuse oder auch Schoberthiere, Lagomys, nennt. Sie haben dasselbe Gebiß, wie die Hasen, aber kurze und abgerundete Ohren, und bei weitem nicht so lange Hinterschenkel. Sie graben sich Höhlen, an deren Eingängen sie Heuhaufen sammeln, welche bedeutend groß sind, und wie kleine Heuschober aussehen, daher hat man sie auch Schoberthiere genannt. Die Einwohner sammeln dieses Heu, und benutzen es zum Viehfutter. Daneben nähren sich diese Thiere von Baumrinde und vielen Kräuterarten, welche sie in ihre Höhlen tragen. Es sind kleine, nächtliche, lebhafte Thiere, mit feinem Pelze.

Stachelthiere. Hystrix.

Vorderzähne stark und meiselartig abgeschnitten; Backenzähne allenthalben 4, mit platten Kronen. Der ganze Oberkörper mit längern oder kürzern, hornartigen Stacheln besetzt, welche völlig die Gestalt von Federkielen haben, ebenso in der Haut stecken, und wenn sie ausfallen, sich gerade so wieder erzeugen, wie die Federn eines Vogels. Die Arten sind im warmen Europa, Afrika und Amerika zu Hause.

Die bekannteste ist:

Taf. 38. Das Stachelschwein. Hystrix cristata.

Den Namen Schwein hat es von dem grunzenden Tone, denn es von sich gibt, sonst hat es nichts schweinartiges. Die Schnauze ist sehr stumpf; die Lippen gespalten, wie bei den Hasen; die Backen voll und breit; der Rücken mit sehr langen, dicken, ungleichen, weiß und schwarzen Stacheln dicht besetzt; auf dem Hinterhaupt und Nacken dagegen mit groben und langen Haaren; an den Seiten sind die Stacheln kürzer; alle untern Theile des Körpers kurz behaart und schwarz; der Schwanz kurz, mit kleinen Stacheln besetzt.

Vaterland. Afrika, das wärmere Europa, Unteritalien, Spanien, auch Indien und Persien. Es lebt in Höhlen und gräbt leicht.

Die Stacheln sind weit hinauf von der Wurzel an hohl. Die Haut des Rückens hat, wie die des Igels, starke Muskeln, vermittelst deren das Thier seine Stacheln aufrichten und bewegen kann. Häufig macht es mit denselben ein eigenes Geräusch, indem es sie in zitternder Bewegung an einander schlägt. Sie stecken lose in der Haut, fallen oft aus, werden durch andere ersetzt, und verhalten sich vollkommen wie Federn ohne Bärte. Das Thier kann sie nach der Seite wenden, woher es einen Angriff befürchtet. Dieses gibt ihm ein furchtbares Ansehen, allein es ist kein böses Thier, und läßt sich leicht zähmen. Seine Nagezähne sind so stark, daß es mit leichter Mühe starke Bretter zernagt, und nur in mit Eisen beschlagenen Behältern gehalten werden kann.

Die Nahrung besteht einzig aus Pflanzenstoffen, wie bei den Hasen. Vorzüglich liebt es saftige Pflanzen, genießt aber auch gerne knollige Wurzeln, Kartoffeln, Rüben und dergleichen.

Im Merz oder April wirft das Weibchen 3 bis 4 Junge, welche schon mit Stacheln auf die Welt kommen, die aber bei der Geburt ganz weich sind, und erst später hart werden. Sie pflanzen sich in der Gefangenschaft fort.

Wo es häufig ist, schadet es zuweilen in den Gärten. In Italien wird es gegessen, und sein Fleisch auf den Märkten Roms verkauft. Es soll süßlich schmecken. Die Stacheln werden vorzüglich zu Pinselstielen von Malern benutzt.

Amerika hat mehrere Arten, wovon einige lange Greifschwänze haben, und auf Bäume steigen, dagegen sind ihre Stacheln viel kürzer. Auch in Java lebt eine Art.

Aguti. Dasyprocta.

Die obern Vorderzähne vorn platt, die untern spitzig, vorn abgerundet. Backenzähne allenthalben 4; sie haben eiförmige Kronen, und sind fast platt. Der Kopf ist lang; die Schnauze dick; die Augen groß und vorspringend; die Ohren mittelmäßig groß, abgerundet oder verlängert; die Beine dünn und mager; die Vorderfüße mit 4 Zehen und einem

Höcker statt des Daums; die Hinterfüße viel länger; die Füße dreizehig, mit starken Nägeln; Sohlen nackt und schwielig; kein oder ein sehr kurzer Schwanz; das Haar ist grob.

Die Agutis bilden mit einigen andern Gattungen den Capyvaras, den Pakas und den Meerschweinchen eine eigene Familie unter den Nagern, welche blos dem warmen Amerika eigen ist.

Taf. 37. Der brasilische Aguti. Dasyprocta Aguti.

Der Kopf ist schmal; die Schnauze stark gebogen; die Oberlippe gespalten; die Ohren nackt und abgerundet; die Unterkinnlade sehr kurz; der Schwanz wird nur durch eine unbewegliche Warze gebildet. Die Farbe des Pelzes ist olivengrau, da die Haare braunschwarz und gelbgeringelt sind, am Bauche und auf dem Kreuz sind sie lebhaft rostroth, und auf letzterm fast 4 Zoll lang, dagegen am übrigem Körper kurz; die langen Haare sind grob und borstig; die Nägel dick; 12 Saugewarzen.

Die Länge ist 8 bis 9″, ungefähr die Größe eines Kaninchens.

Aufenthalt. Brasilien, Gujana, St. Luzia, seltener auf den andern Antillen und in Paraguay.

Es sind nächtliche, sehr furchtsame und schnelle Thiere. Zu seinem Aufenthalte wählt der Aguti trockene, hochgelegene Wälder, im freien Felde oder in sumpfigen Gegenden findet man ihn nicht. Den größten Theil des Tages bringt er in seinem Lager zu, welches er sich in einem hohlen Baumloche oder unter den verschlungenen Wurzeln eines Baumes aus dürrem Laub oder Gras bereitet. Einige Zeit vor Sonnenuntergang verläßt er dasselbe und geht seiner Nahrung nach. Ist die Witterung schön, so verweilt er die ganze Nacht auf seinen Streifereien, sonst kehrt er schon vor Mitternacht in sein Lager zurück. An ganz unbewohnten Orten sieht man ihn auch oft am Tage. Er geht immer auf demselben Wege zu seinem Lager oder von demselben aus, daher entsteht nach und nach ein schmaler, ordentlich gebahnter Weg, der sein Lagerplatz verräth.

Seine Nahrung besteht in Kräutern, Blumen, Samen und Früchten. In angebauten Gegenden besucht er auch die Zuckerpflanzungen und Gemüsegärten, richtet aber unbedeutenden Schaden an. Fleisch fressen nur die Gezähmten und bloß in Ermangelung anderer Nahrung. Er frißt fast alles auf den Hinterbeinen sitzend, und die Gegenstände mit den Vorderbeinen haltend; mit diesen putzt er sich auch öfters.

Nach Rengger und Azara soll das Weibchen nur einmal des Jahres 2 Junge auf einmal werfen; nach den Nachrichten des Prinzen von Wied aber werfen sie 3 bis 5 Junge, was wahrscheinlicher ist, da die Zahl der Säugewarzen dieser Jungen Zahl eher entspricht. Es säugt sie mehrere Wochen, und wird von den Jungen noch einige Zeit begleitet. Im Sommer und Herbst leben die Thiere einsam; im Winter und Frühjahr paarweise.

Jung eingefangene werden sehr zahm und beinahe zu Hausthieren, welche in Dörfern und Städten frei umher laufen, ohne, selbst in der Nähe von Waldungen, zu entfliehen; sie sind aber dem Menschen keineswegs ergeben, oder kennen ihren Herrn, lassen sich ungerne berühren, folgen selten einem Rufe, und dulden keinen Zwang. Sie werden aber dann mehr zu Tagthieren, und wählen sich in irgend einem Hauswinkel ihr Lager, welches sie mit Heu und Stroh oder auch mit zernagten Kleidern auslegen. Sie trinken sehr selten, aber ihr Urin ist sehr übelriechend.

In Brasilien wird der Aguti häufig von Menschen gegessen, in Paraguay soll dieß selten geschehen. Viele Feinde haben sie an Raubthieren. Sie werden entweder durch Hunde aufgejagt und geschossen, oder in Schlagfallen gefangen.

Man kennt von dieser Gattung noch einige Arten, welche in Surinam, in Gujana und in Patagonien vorkommen.

Die Lebensart der Pakas, Coelogenys, und der Meerschweinchen, Cavia, hat viel Aehnlichkeit mit der der Agutis. Der Paka ist ein kleines Thier, ungefähr wie das Meerschweinchen. Er gräbt Höhlen, lebt in Gujana, Brasilien und Paraguay, und nährt sich von Kräutern.

Die Meerschweinchen sind ebenfalls kleine Nager, welche im warmen Amerika leben, von woher eine Art nach Europa gebracht und gezähmt worden ist. In ihrem Vaterlande leben sie in steinigen Gegenden, welche mit Dornen und Buschwerk bedeckt sind. Es sind lebhafte, muntere Thierchen, deren grunzender Ton ihnen den Namen gegeben hat. Die nach Europa verpflanzten verlangen einen trockenen und geräumigen Stall, welcher im Winter warm sein muß. Sie leben gesellig, und vermehren sich sehr stark. Die Farben der Zahmen sind verschieden, selten einfarbig weiß, rothgelb oder schwarz, sondern meist mit großen unregelmäßigen Flecken von diesen Farben bezeichnet. Sie werden sehend geboren, und laufen gleich nach der Geburt herum. Man ißt sie nicht, und hält sie blos zum Vergnügen.

Endlich gehört noch zu dieser Familie das größte aller Nagethiere, der Capybara, oder das Flußschwein, Hydrochoerus. Es hat die Größe eines kleinen Schweines, und ist ein halbes Wasserthier, welches den größten Theil seines Lebens im Wasser zubringt; daher findet man es nur an Flüssen in Brasilien und andern Theilen von Südamerika. Es nährt sich nur von Pflanzen. Sein Fleisch ist fett, weiß, und soll wie Schweinfleisch schmecken, daher wird es häufig gegessen. Es vermehrt sich sehr stark.

Hufige Thiere.

Sie unterscheiden sich dadurch, daß sie äußerlich keine abgesönderte Zehen oder Finger haben, indem ihre Füße in einer Art von Hornschuhen stecken, welche ihre Außerseite jeder Empfindung beraubt. Sie nähren sich alle, mit Ausnahme einer einzigen Gattung, welche aus dem Thier- und Pflanzenreich Dinge genießt, nur aus dem Pflanzenreich. Sie bilden wieder zwei Ordnungen, nämlich die Dickhäuter und die Wiederkauer.

Dickhäuter. Pachydermata.

Fast durchaus große, starke Thiere, mit dickem Felle, von sehr verschiedenem Körperbau. Die Füße entweder nur mit einer Zehe, welche in einer dicken, hörnenen Hufe steckt, oder mit mehreren, welche von außen nur durch die Klauen bezeichnet, aber mit einer allgemeinen, dicken, harten Haut oder auch mit Hornschuhen bekleidet sind. Die Gattungen unter sich sind so von einander verschieden, daß man fast aus jeder eine eigene Ordnung bilden könnte. Es gehören zu dieser Ordnung die Gattung Pferd, Schwein, Elephant, Nashorn, Hippopotamus und Tapir. Die Gattungen sind in der jetzigen Schöpfung nicht zahlreich an Arten, allein in einer frühern Zeit lebten mehrere, jetzt untergegangenen Gattungen und Arten. Diese waren zum Theil ebenso groß, ja noch größer als die Lebenden, und scheinen zur Zeit ihrer Existenz die größte Zahl der Säugethiere ausgemacht zu haben. Da die jetztlebenden Gattungen fast alle nur in den warmen Zonen vorkommen, die untergegangenen aber über die ganze Erde zerstreut sind, so hat man daraus geschlossen, daß die Klimate der Erde sich müssen geändert haben, da kalte Gegenden unmöglich so große pflanzenfressende Thiere hätten ernähren können. Sehr wahrscheinlich hat die Veränderung des Klimas, wenn sie plötzlich eintrat, den Untergang jener Gattungen und Arten herbeigeführt.

Wir gehen nun zur Betrachtung der einzelnen Gattungen über.

Einhufer oder Pferde. Solidungula.

Die einzig vorhandene Zehe steckt in einem dicken, hörnernen Schuhe, den man die Hufe nennt. Nur eine Gattung.

Pferd. Equus.

Große, schöne, starke und schnelle Thiere. Vorderzähne oben und unten 6. Die Eckzähne stehen einzeln in einem weiten Zwischenraume zwischen Vorder- und Backenzähne, und sind nur bei den männlichen Thieren vorhanden, zuweilen doch auch bei den weiblichen, dann aber sind sie viel kleiner und schwächer. Schon einige Tage nach der Geburt kommen oben und unten zwei Backenzähne hervor, die übrigen dann nach drei bis vier Monaten. Nachdem das Pferd zwei und ein halb oder drei volle Jahre erreicht hat; fallen die zwei mittlern Vorderzähne oben und unten aus, und werden durch neue kürzere ersetzt; im vierten Jahre fallen die vier folgenden aus, und endlich nach vier und einem halben Jahr die übrigen; daher kann man das Alter der Pferde bis zum fünften Jahr genau bestimmen.

Backenzähne allenthalben 6, bei jüngern Thieren stehen im Oberkiefer 7 Backenzähne, allein der erste kleine fällt sehr frühe wieder aus, und das Pferd hat das ganze Leben durch nur 6; sie sind alle oben viereckig, an den Seiten buchtig, und bilden vier Schmelzleisten, welche paarweise vier Halbmonde bilden, welche in der obern und untern Kinnlade in ent-

gegengesetzter Richtung laufen. Die Lippen, besonders die obere, ist sehr beweglich und groß, und dient dem Thiere zum Anfassen. Der Schwanz ist mit langen, harten, parallelen Haaren ganz bedeckt, und heißt dann Schweif, oder er hat nur eine Haarquaste.

Alle Arten dieser Gattung finden sich nur in der alten Welt. Pferde und Esel sind nun auch in Amerika und Neuholland eingeführt, und gedeihen dort sehr gut.

Das edle Pferd. Equus Caballus.

Es ist wohl überflüssig das Pferd in seiner allgemeinen äußern Gestalt zu beschreiben, da es ein allzu bekanntes Thier ist. So leicht es auch ist, die schönen Pferderaffen von den gemeinen Pferden zu unterscheiden, so erfordert es doch eines eigenen Studiums, um sich die einzelnen Merkmale zu versinnlichen, welche diesen Unterschied begründen.

Mit Gewißheit kann man annehmen, das Pferd sei seit den ältesten Zeiten Hausthier, was aber nicht ausschließt, daß es lange nach der Zähmung des Pferdes auch neben den zahmen noch wilde von der Stammrasse gegeben habe. Es sind sogar Spuren vorhanden, welche zu der Vermuthung führen könnten, das Pferd sei lange schon vor der Entstehung der Menschen vorhanden gewesen, da man Pferdezähne und Knochen häufig mit solchen der fossilen Nashörner, Tapire, Hippopotame und Elephanten findet. Das ursprüngliche Vaterland des Pferdes kennen wir nicht, allein es scheint in Mittelasien gesucht werden zu müssen. Zwar ist es sehr merkwürdig, daß die Pferde unter den Hausthieren Abrahams nicht angeführt sind, obgleich er zu den Beduinenarabern gehört, und zu Jakobs und Josephs Zeiten die Egypter schon Reiterei hatten. Die Araber hatten aber zu Abrahams Zeit wahrscheinlich noch keine Pferde, da sie den Stammbaum ihrer Rasse aus den Stutereien Salomons ableiten, auch sagt Strabo ausdrücklich, daß die Araber keine Pferde, sondern nur Kameele besaßen. Der Meinung aber kann unmöglich beigepflichtet werden, daß in jenem Zeitalter, welches man mit dem Namen der goldenen bezeichnet, der Mensch eine vollkommene Herrschaft über alle Thiere ausgeübt habe, und er erst nach dem sogenannten Sündenfall diese unumschränkte Herrschaft verloren habe, und viele Thiere ihm nun erst feindlich gegenüber sich stellten, die er vorher beherrschte. In diesem Falle müßten die Thiere ihre Natur ganz geändert haben, davon aber ist auch keine Spur vorhanden, und im Gegentheil anzunehmen, daß die Thiere der jetzigen Schöpfung noch alle dasselbe Naturel, dieselbe Lebensart, dieselben Neigungen haben, welche sie bei ihrer uns ganz unbestimmbaren und unerklärbaren Entstehungsperiode hatten, ausgenommen eben diejenigen, die der Mensch sich als Hausthiere aneignen konnte. Die Zähmung dieser mußte aber mehr oder weniger mühselig herbeigeführt werden, und konnte bei den meisten erst nach mehrern Generationen, welche in der Hausgenossenschaft entstanden waren, vollkommen gelingen, und noch lange blieben viele Individuen der ursprünglichen Stammrassen wild, und sind es heut zu Tage, wie das wilde Schwein, der wilde Esel, die Bezoarziege, das wilde Schaf, das wilde Rennthier, das Kaninchen und andere. Es mag nun aber dieser Satz richtig sein oder nicht, so bleibt so viel gewiß, daß die Zähmung des Pferdes ins höchste Alterthum hinauf geht. Kein Hausthier leistet dem Menschen so vielartigen Nutzen, wie das Pferd. Es ist intelligent, gelehrig, stark, ausdauernd, schnell, genügsam und willig. Es ist dem civilisirten Menschen in einer Menge von Geschäften fast unentbehrlich, und wenn auch in unsern mechanischen Zeiten die Anwendung des Dampfes tausende von Pferden überflüssig zu machen scheint, so hat ihre Anwendung für die Geschäfte des täglichen Lebens den vielfachsten Einfluß, und seine Einführung in Länder, wo es vorher nicht vorhanden war, hat die Sitten und den Charakter ganzer Nationen und Erdtheile verändert. Völker, deren Voreltern zu ganzen Armeen einst vor einigen berittenen Spaniern flohen, weil sie dieselben im Ernst für Centauren hielten, sind jetzt die besten Reiter der Erde, und man kann von einigen fast buchstäblich sagen, sie werden auf den Pferden geboren, und sterben auf denselben. Was in Afrika das Kameel bewirkt, daß es nämlich den Weg durch die Wüste möglich macht und abgesönderte Länder verbindet, das ist das Pferd für Amerikas Ebenen geworden, die Llanos am Platastrome, die Pampas von Buenos-Ayres werden von flüchtigen Reitern durchjagt, welche mit Sonnenaufgang aufsitzen, und in vollem Galoppe einen Raum von 15 bis 20 Stunden durcheilen, wo sie am Abend auf der nächsten Poststation, das heißt, eben so viele Stunden von der ersten entfernt, ankommen. Die Araukaner, die Pechuemhes und Patagonen sind halbe Centauren geworden, welche nie zu Fuße gehen, bei ihren Räubereien oft sehr entfernte Gegenden plötzlich überfallen, ausplündern, und eben so schnell, als sie gekommen sind, spurlos verschwinden. Die wilden Stämme von Nordamerika sind ebenfalls häufig beritten und verfolgen den Bison mit ihren flüchtigen Pferden. Kurz das Pferd hat durch seine Einführung in Amerika eine vollständige Revolution in den Sitten hervorgebracht.

Wie bei allen Hausthieren mußte die Verbreitung der Pferde in alle Klimate; die verschiedene Behandlung, welche sie erlitten; das verschiedene Futter, welches sie bekamen, nach und nach alle die Rassen hervorbringen, welche nunmehr vorhanden sind. Mehrere solcher Rassen sind verschwunden, andere entstanden, und noch andere werden entstehen. Alte Statuen und Münzen zeigen, daß zu den Zeiten der Griechen und Römer andere Rassen bekannt waren, welche jetzt nicht mehr vorhanden sind. So weit die Geschichte in dieser Hinsicht hinaufreicht, scheint die Pferdezucht bei den Völkern Mittelasiens am ersten geblüht zu haben. Diese Länder scheinen dem Gedeihen dieses Thieres am günstigsten, und haben noch jetzt die edelsten Rassen.

So nützlich das Pferd als Hausthier ist, so schädlich wäre es in kultivirten Gegenden als wild, wie sich dies namentlich auch in Amerika zeigt, wo die Heerden der wilden Pferde der Kultur bedeutenden Schaden thun, auch dadurch, daß sie die zahmen Pferde entführen. Daher werden sie, so oft sie sich den Wohnungen nähern, verfolgt, eingefangen und gezähmt, oder aber auch nur getödtet. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß es keine ursprünglich wilden Pferde mehr gibt, sondern alle wilden Pferde nur verwildert sind, und von zahmen abstammen. Wenn es noch ursprünglich wilde Pferde gibt, so müssen sie in Asien zu suchen sein, in Tibet, oder an den Quellen des Indus. Aber nur von den südamerikanischen verwilderten Pferden weiß man den Zeitpunkt der Verwilderung. Als nämlich die Spanier von Hunger und den wilden Indianern gedrängt im Jahr 1537 Buenos-Ayres verließen, konnten sie nur einen Theil ihrer Pferde einschiffen, und gaben den übrigen die Freiheit, und als diese Stadt im Jahr 1580 wieder gebaut wurde, fanden die Spanier ganze Heerden dieser Thiere. Man kann verwilderte Pferde natürlich nur da finden, wo große unbewohnte Landstrecken vorkommen. In ältern Zeiten sollen wilde Pferde in Preußen, in Spanien und am Dniester vorgekommen sein, wo man jetzt keine mehr findet; auch Sardinien hatte wilde Pferde bis auf unsere Zeiten. Der eigentliche Wohnplatz der wilden oder verwilderten Pferde in der alten Welt ist der südöstliche Theil Rußlands bis zum japanischen Meere, in welchen Gegenden aber auch von den Bewohnern die stärkste Pferdezucht getrieben wird, und da die zahmen Pferde halb wild auf den Steppen herumstreifen, so ist es unmöglich sie so sorgfältig zu hüten, daß nicht immer einige ganz verwildern.

Solche verwilderte Pferde streifen in Heerden von 15 bis 20 Stück umher, und bestehen aus einem Hengst, mehrern Stuten und ihren Füllen. So bald die jungen Hengste einer Truppe sich zu fühlen anfangen, werden sie vom Anführer der Heerde vertrieben. Solche streifen dann eine Zeit lang allein umher, bis es ihnen gelingt, Stuten aus andern Truppen anzulocken, und eine eigene Heerde zu bilden. Im Sommer schweifen sie in den futterreichen Steppen umher, im Winter besuchen sie vom Schnee entblößte Berghöhen. Nur jung eingefangen lassen sie sich zähmen, bleiben aber immer stutzig, und erst ihre Nachkommen werden wieder ganz Hausthier. Sie sind von verschiedener Färbung, doch gibt es unter ihnen keine Schecken, und Rappen sind sehr selten. Alle sind klein, haben einen großen Kopf, dichtstehende Haare, lange Ohren, gebogene Stirn und Schnauze, buschige Mähnen, aber einen kurzen Schweif; die Augen lebhaft und feurig.

Auch im Hochlande Tibet gibt es wilde Pferde und nahe an den Quellen des Indus, im Königreiche Ladakh und in China. Ob nicht vielleicht unter diesen wilden Pferden die eigentliche Urrasse zu suchen wäre, oder ob eine unbekannte Art darunter zu finden ist, das läßt sich bei der Unbestimmtheit der Nachrichten darüber nicht mit Genauigkeit angeben. Daß eine noch unbekannte neue Art dort vorkomme, ist nicht unwahrscheinlich, da, nach Gerards Nachrichten, in Ladakh solche vorkommen, welche wie Zebras gefleckt sind.

Auch in Afrika sah Mungo Park wilde Pferde, welche wohl von den Zebras und Quaggas zu unterscheiden sind. Sie waren alle von einerlei Farbe, und sprengten bei Ansicht der Menschen im Galopp da-

von. Die Neger essen ihr Fleisch sehr gerne, und machen daher häufig auf sie Jagd.

Die meisten verwilderten Pferde leben in Amerika. Wir haben schon angeführt, daß die wilden Pferde, deren große Heerden man in den Pampas von Buenos-Ayres findet, von den Spaniern herkommen, welche im Jahr 1537 daselbst viele ihrer Pferde laufen lassen mußten. Diese wilden Pferde unterscheiden sich von den zahmen nur durch ihre Farbe, da es unter ihnen keine Schecken gibt; man findet nur braune und schwarze. Es sind Nachkömmlinge andalusischer Pferde oder solcher von Teneriffa. Die Vermehrung dieser Pferde wird hier hauptsächlich dadurch begünstigt, daß es nur wenig Schmeißfliegen gibt. Diese legen nämlich ihre Eier in den blutigen Nabel der Füllen, wodurch ein Geschwür verursacht wird, an welchem diese Thiere, ohne menschliche Hülfe, sterben. In dem benachbarten Paraguay gibt es aus dieser Ursache keine wilden Pferde, weil hier diese Schmeißfliegen häufig sind; dagegen findet man solche nördlich am Silberstrom, doch gehen sie nicht über die südlichen Provinzen der spanischen Missionen hinaus, südlich aber gehen sie bis zum Rio Negro und Patagonien. Sie leben hier nicht in kleinen Truppen, wie in Asien, sondern in zahlreichen Heerden, welche manchmal bis zu 10,000 Stück enthalten, und verursachen großen Schaden, weil sie einerseits das Futter aufzehren und kultivirte Gegenden zerstören, anderseits gezähmte Pferde entführen. Kaum werden sie nämlich ein oder mehrere solche gewahr, so kommen sie im Galopp auf sie zu, und laden sie durch ein freundliches Wiehern zu ihrer Gesellschaft ein. Gewöhnlich dauert es auch nicht lange, so reißen sich jene los, vereinigen sich mit ihnen, und kommen nie wieder zurück. Die wilden Pferde rücken in geschlossener Kolonne an, welche von zwei oder drei Hengsten angeführt werden. Die Eigenthümer der Vorwerke stellen häufig Pferdejagden an, und verfolgen die wildem in vollem Galoppe, pressen sie so eng als möglich zusammen, und erstechen mit Lanzen links und rechts, so viel sie können. Zum Zähmen werden blos so viele gefangen, als jeder zu seinem Gebrauche nöthig hat. Die Pferde werden mit dem Wurfriemen eingefangen; dieser besteht aus drei Stricken von etwa zwei Ellen in der Länge, welche unten an einem Ende zusammen gebunden sind, am andern sind eben so viel schwere Steine gebunden. Diese Stricke wirft ein geschickter Reiter den Pferden zwischen die Beine, so daß sich die Steine um dieselben umschlagen, und das Laufen hemmen, so daß sie stürzen. Diesen Augenblick benutzt der Reiter, springt von seinem Pferd auf das gestürzte, bindet ihm die vier Beine zusammen, und legt ihm dann ein Gebiß in den Mund, löst aber dann, sobald dieses geschehen ist, die Stricke wieder los; das Pferd springt auf, der Reiter aber bleibt auf ihm sitzen, es mag sich bäumen wie es will, er spornt es tüchtig, und jagt so in vollem Galopp mehrere Meilen weit, bis es, ermüdet, fast zusammensinkt, wodurch es sehr bald die Kraft des Menschen kennen lernt und zahm wird.

Die freien Pampasindianer essen die Pferde, besonders die Stuten und Füllen. In Buenos-Ayres sind diese Pferde, die übrigens ihren andalusischen Voreltern an Schönheit nichts nachgeben, ungemein wohlfeil; man zahlt für einen gezähmten Hengst oder Wallachen 2 bis 3 Piaster und für eine Stute einige Groschen. Die Spanier reiten nämlich nie auf Stuten, und halten es für eine Schande. Durch die vielen Kriege haben aber die wilden Pferde an Menge sehr abgenommen. Man braucht ihre Knochen in holzarmen Gegenden zum Feuer, und besetzt die Umgebungen der Hütten damit; die skeletirten Köpfe aber werden in den Hütten statt der Stühle gebraucht. Auf dem Marsche bilden diese Wildlinge keine Linien, sondern nur dichte, undurchbrechliche Massen, aber nur dann, wenn sie verfolgt werden, oder zahme Pferde verführen wollen; sonst trennen sie sich auch in kleinere Truppen, indem jeder Hengst so viele Stuten anlockt, als er kann.

Auch in den übrigen Theilen Amerikas gibt es wilde Pferde in Mexiko, Karolina, Virginien u. s. w., welche aber immer seltener werden, je mehr Kultur und Bevölkerung zunehmen. Einzelne schweifen auch in den sogenannten Prairien, am Missuri und Mississippi umher, und werden oft gefangen und gezähmt. In Nordamerika sollen sie aber von allen Farben vorkommen, und gezähmt vortreffliche Reitpferde abgeben.

Zur Geschichte der Lebensart der halbwilden Pferde in Amerika gehört die anziehende Schilderung, welche Humboldt von denselben gibt, welche auf den Ebenen Kolumbiens weiden. Wenn, sagt er, in seinen Gemälden der Natur, im Sommer unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die Grasdecke jener unermeßlichen Ebenen gänzlich verkohlt ist, und in Staub zerfällt, so klafft allmälig der Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen zerrissen. In dichte Staubwolken gehüllt, und vor Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse, hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtig und verschlagen suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Der Melonenkaktus, eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, verschließt unter stacheliger Hülle ein wasserreiches Mark. Mit den Vorderfüßen schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, um den kühlen Distelsaft zu trinken; aber das Schöpfen aus dieser lebenden vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos, denn oft sieht man Thiere, welche von den Kaktusstacheln an der Hufe gelähmt sind. Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können Pferde und Rinder auch dann nicht ruhen. Die blattnasigen, blutsaugenden Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes, und hängen sich an ihren Rücken, um ihnen das Blut auszusaugen. Tritt endlich nach langer Dürre der Regen ein, so ändert sich die Scene. Kaum ist die Oberfläche des Bodens benetzt, so überzieht sich die Steppe mit dem herrlichsten Grün. Pferde und Rinder weiden in frohem Genuß des Lebens; aber im hoch aufschießenden Grase versteckt sich auch der Jaguar, und erhascht manches Pferd und manches Füllen mit sicherm Sprunge. Bald schwellen die Flüsse, welche südlich die Ebenen begrenzen, der Arauka, der Apure und der Payara. So zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben, da die Steppe wie ein ungeheurer See erscheint. Die Mutterpferde ziehen sich mit ihren Füllen auf die höhern Bänke zurück, welche lange, inselförmig, über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum, und aus Mangel an Weide, schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, welche sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht und verschlungen. Auch nicht selten bemerkt man Pferde, welche am Schenkel große Narben von dem Biß der Krokodile tragen. Auch unter den Fischen haben sie gefährliche Feinde an den zahllosen elektrischen Aalen, welche oft 4 bis 6 Fuß Länge haben. Diese merkwürdigen Fische sind mächtig genug, mit ihren gewaltigen Schlägen die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre Batterien auf einmal in günstiger Richtung entladen. Jährlich ertrinken beim Uebergang über die Flüsse viele Pferde, da sie, durch die Schläge betäubt, untersinken.

Das gezähmte Pferd hat durch die Zähmung sehr an Schönheit und Anstand gewonnen, und je besser es gepflegt und behandelt wird, desto schöner und veredelter wird seine Form, desto schätzbarer seine Eigenschaften. So wie die Charakter der Menschen verschieden sind, so sind es auch die Charaktere der einzelnen Pferde, und jede Rasse hat, so wie jedes Volk, wieder allgemeine Charaktere. So wie Erziehung den Menschen veredelt, so veredelt sie auch das Pferd.

Man schätzt kein Thier so sehr nach seiner Schönheit als das Pferd, aber die Begriffe über seine Schönheit sind vielleicht ebenso verschieden, wie die Ansichten über die Schönheit des Menschen. Sehr merkwürdig ist es, daß das Pferd durch die Zähmung so sehr an Schönheit gewonnen hat, als der Esel dadurch verlor. Vergleicht man das verwilderte asiatische Pferd, oder das halbwilde Russische mit einem Araber oder Mecklenburger, so ist der Unterschied ebenso groß, als im Gegentheil der des verkruppelten Hausesels gegen den schönen, flüchtigen Onager oder wilden Esel.

Um eines Pferdes Schönheit zu bezeichnen, wird besonders auch auf den Kopf gesehen. Ein Kopf von mittelmäßiger und verhältnißmäßiger Größe zum Körper, die vordere Fläche desselben gerade; Stirn und Nase flach, wird für den schönsten gehalten; ebenfalls für schön gilt der sogenannte Rammskopf mit gebogener Nase und schwacher Stirnkrümmung. Der Kopf muß wenig fleischig und die Gefäße vortretend seyn; der Hals schwanenartig, schlank und mäßig lang, oder auch hirschartig; die Mähne lang und gut behaart; der Wiederrüst ist gut gebaut, wenn er fleischig, gehörig erhaben, sich allmälig an den Rücken verliert; Rücken und Lenden sollen eine gerade Linie bilden; das Kreuz oder die Kruppe soll von vorn nach hinten sich leicht abrunden, und mit derbem, festem Fleisch belegt sein; der Schwanz muß vollhaarig sein, und hoch getragen werden. Das Anglisiren oder Stutzen ist eine lächerliche Mode, durch welche

dem Pferde eine schöne Zierde und eine wichtige Waffe gegen die Fliegen genommen wird.

Die Brust muß breit und gut gewölbt, der Bauch mäßig stark und abgerundet, die Füße fein und zierlich und die Schenkel von mittelmäßiger Muskulatur seyn. Der Huf ist gut, wenn er mittelmäßig groß ist, und hohe Wände hat.

Die Größe der Pferde ist sehr verschieden, doch bei derselben Rasse ziemlich gleich; die Farbe dagegen wechselt sehr, wie bei allen Hausthieren. Die Schecken und Tigerpferde werden nicht sehr geschätzt, kommen aber in manchen Gegenden häufig vor, in andern gar nicht; überhaupt sind die Pferde fast in jedem Lande verschieden, und kein Hausthier hat durch Zähmung, Aufsicht und Wartung eine solche Verschiedenheit erlangt, wie das Pferd. Die schönsten Rassen findet man im vordern Mittelasien und in dem angrenzenden nördlichen Afrika.

Die asiatischen Pferde sind höchst wahrscheinlich der älteste und ursprüngliche Stamm, von welchem die Rassen aller andern Welttheile abstammen. Sie bilden zwei Hauptrassen, nämlich: die Arabisch-Persische und die Mongolisch-Skythische. Der Unterschied zwischen beiden entstand durch Weide, Klima und Behandlung. Die arabisch-persischen Pferde leben meist in hohen Ländern, mit trockenen, aromatischen und gesunden Weiden. Sie sind leicht gebaut, kräftig, fein behaart, sehr ausdauernd, haben einen trockenen Kopf, schmächtigen Leib, feine Füße, harte Hufe, sind schnell, muthig, intelligent und sanft.

Wir fangen die Beschreibung der Rasse mit dieser an.

Taf. 44 u. 45. Das arabische Pferd.

Diese Rasse wird für die schönste und vorzüglichste gehalten. Der Kopf ist klein und mager; die Stirn gerade, platt und breit; die Ohren ziemlich lang, mit der Spitze etwas einwärts gekrümmt; die Augen groß, erhaben und feurig; der Nasenrücken gerade, zuweilen etwas ausgehöhlt; die Nasenlöcher weit; die Blutadern am Kopfe stark; der Hals lang, mager, gegen den Kopf sehr schmächtig, im Laufe hirschhalsartig; die Mähne fein; die Brust breit; der Leib etwas lang und schmächtig; der Rücken stark; die Kruppe gerade und schön gerundet; der Schweif hoch angesetzt, aber nicht sehr stark behaart; die Beine sind fein, nicht sehr fleischig, aber mit starken Sehnen; die Hufen erhaben, hart, glänzend und platt; die Haut mit kurzen, glänzenden Haaren; die Größe mittelmäßig, selten höher als 4 Fuß 9 Zoll.

Der Charakter ist sanftmüthig, treu gegen den Herrn, lebhaft, feurig, schnell, muthig, der Lauf ausdauernd, das Gedächtniß vortrefflich.

Die Araber theilen ihre Pferde in solche von unbekannter Abkunft und in solche, deren Stammbaum auf 2000 Jahre hinaufsteigt. Diese letztern sollen ursprünglich aus der Stuterei des Königs Salomon abstammen, und werden nur um sehr hohe Preise verkauft, manchmal für 18 bis 20,000 Gulden. Die Stuten werden immer in Gegenwart von Zeugen belegt, und nie soll ein Araber ein falsches Zeugniß von der Geburt eines Pferdes unterschrieben haben. Bei der Geburt der Füllen muß der Zeuge wieder gegenwärtig sein, und der Geburtsbrief wird in den ersten sieben Tagen gerichtlich abgefaßt; allein es ist dennoch den Beduinen in dieser Hinsicht nie ganz zu trauen, denn für Geld ist ihnen nichts heilig. Die Beduinen der syrischen und arabischen Wüsten haben keine solche genealogische Tabellen, sondern nur die Pferde von der Koheyl-Rasse der Türken sind mit Adelsbriefen versehen.

Unter den mehr als 250 Beduinenstämmen, welche in der Wüste zwischen dem Euphrat bis nach Anah, den Grenzen von Syrien und der nördlichen Küste des rothen Meeres umher ziehen, hat keiner schönere Pferde als die Rowalla. Auch unter den Arabern der syrischen Wüste haben einige ausgezeichnete schöne Pferde.

Das arabische Pferd ist sanft und zutraulich, da es mit großer Sorgfalt und Liebe behandelt wird, selbst von einem, gegen seine Mitmenschen harten und grausamen Herrn. Seine Erziehung wird blos mit Güte, nie mit der Peitsche betrieben. Sein Herr theilt mit ihm das Zelt, und die Kinder spielen unbesorgt um dasselbe herum. Diese Güte vergilt das Pferd mit Zutrauen und Anhänglichkeit an seinen Herrn. Bei Tage bekommt es kein Futter, und wird nur einige Mal getränkt; erst bei Sonnenuntergang wird ihm ein Sack mit Gerste an den Kopf gehängt; so wird es an Mäßigkeit gewöhnt. Seine Bewegungen sind schnell, anmuthig, ausdauernd und bis ins hohe Alter kräftig.

Die Anzahl der Pferde ist aber in Arabien nicht sehr groß, da es ganze Provinzen gibt, wo man kein einziges antrifft, so im ganzen peträischen Arabien; auch unter den Beduinen gibt es manche Stämme, bei welchen sich nicht ein einziges findet, da der gemeine Mann nicht im Stande ist das nöthige Futter herbei zu schaffen; auch in der wichtigen Provinz Jemen und in Mekka sind sie sparsam. Die wechabitische Reiterei besteht fast nur aus Kameelen. Am zahlreichsten findet man sie in den Gegenden von Mosul, Aleppo und Damaskus und überhaupt bei den Beduinen in Syrien.

Es ist nichts unerhörtes, daß man ausgezeichnete Stücke um 20,000 Gulden gekauft hat. So hat der König von Würtemberg mehrere, welche ihn diese Summe kosten sollen; solche Pferde werden aber nicht blos zur Pracht, sondern besonders zur Fortpflanzung gehalten, wie namentlich auch in Stuttgart, und es ist durch Kreuzung eine vortreffliche Rasse entstanden, die den arabischen Ursprung deutlich zeigt. Nicht blos die Gestalt, sondern auch die Tugenden der Eltern haben sich auf die Kinder vererbt, wobei indeß nicht zu vergessen ist, daß auch die Erziehung nach arabischer Art behandelt wird. Es ist auch für denjenigen, der nicht leidenschaftlicher Pferdliebhaber ist, ein schönes Schauspiel die Stuten mit ihren Füllen in der Meierei von Weil auf der Weide zu sehen, wie sie auf den ersten Ruf ihren Wärtern zueilen, und sich schmeicheln lassen; immer aber bleibt die Liebhaberei für arabische Pferde in Europa nur Königen und Fürsten vorbehalten.

Taf. 52. Die persischen Pferde

behaupten unmittelbar nach den arabischen den Rang. Ueber diese Pferde haben die Herren Bennigsen, Chardin und Ker-Porter Nachrichten gegeben. Sie sind größer als die arabischen Pferde; der Kopf fein und trocken; die Stirn gerade; der Hals hoch und etwas gebogen; die Kruppe lang; die Haut weich und zart, wie Seide. Bei einigen ist die Nase gebogen. Der Körperbau ist im Allgemeinen feiner und schlanker, als bei den Arabern; die Brust schmal; die Ohren schön gestellt und proportionirt; die Beine fein. Der Charakter ist lebhaft; sie sind gelehrig, kühn, muthig und zur Duldung der größten Strapatzen geschickt. Sie laufen mit großer Schnelligkeit, tragen im Laufe den Kopf hoch und sind unermüdlich. Ihr Tritt ist sicher und fest. Sie sind leicht zu ernähren, und dienen 18 bis 20 Jahre. Man verschneidet die Hengste nie. Die Perser halten große Wettrennen, bei welchen aber besonders darauf gesehen wird, daß die Pferde in längerer Zeit eine gehörige Ausdauer an den Tag legen. Außer dem König darf Niemand Stutereien anlegen, und die Statthalter, welche solche haben, halten sie nur auf seinen Namen. Sie bekommen, wie die Araber, niemals Hafer, sondern Stroh und Gerste, auch kein Heu.

Die turkomanischen Pferde werden den rein persischen noch vorgezogen. Sie zeichnen sich besonders durch ihre Größe aus, und haben einen beträchtlichen Vorzug im Knochenbau, sind unerschöpflich in Strapazen. Sie sind schmächtig am Leib, und haben lange Füße.

Die tartarischen Pferde der Turkmanen in den Steppen zwischen dem kaspischen- und Aralsee und im europäischen Rußland, bei den nomadischen Horden der Türken in Syrien und Natolien sind von arabischer Abkunft, von außerordentlicher Güte, Schönheit und Dauer.

Die bucharischen Pferde gleichen den turkomanischen; unter ihnen gibt es viele Schecken, welche von den Indiern theuer bezahlt werden. Sie gehören zu den schönsten Rassen, sind groß, schlank und sehr muthig.

Die kirgisischen Pferde sind von besonderer Häßlichkeit. Ihr Unterscheidungszeichen ist ein Schafskopf. Die Brust ist schmal; das Kreuz schweinsartig; der Wuchs mittelmäßig; aber sie sind flüchtig, muthig und dauerhaft. Sie werden nie beschlagen, und nur zum Reiten gebraucht. Da die Milch der Pferde bei den Kirgisen sehr beliebt ist, und sie daraus Branntwein machen, so werden besonders viele Stuten gehalten. Manche reichen Kirgisen haben 4 bis 5000 Pferde.

Die mongolischen Pferde sind klein und unansehnlich, aber stark, ausdauernd und schnell. Ihre Menge ist außerordentlich groß; der gemeinste Mann ist beritten, und hält es fur Unsinn zu Fuße zu gehen. Die Pferdezucht ist bei den mongolischen Völkern Hauptbeschäftigung; doch wird Pferdefleisch wenig gegessen, was hingegen bei den Kalmücken geschieht, deren Pferde den mongolischen sehr ähnlich sind. Sie sind Sommer und Winter auf der Weide. Sie sind mißtrauisch, wild, aber äußerst dauerhaft, und besonders auch gute Berggänger, die auf den

steilsten und schmalsten Pfaden sicher gehen. Ihnen gleichen die Pferde von Tibet und Butan, die man auch tanguniſche nennt. Im Allgemeinen sind es Schecken und Einfärbige selten. Sie sind kurz gebaut, schön gegliedert, äußerst thätig und willig.

Die Pferde in Hindostan sind im Allgemeinen eher klein, als groß, aber schnell und dauerhaft. Die sumatraniſchen sind klein, aber stark und kühn.

Die chineſiſchen Pferde sind klein, unansehnlich und muthlos, ja sie sollen so furchtsam sein, daß sie beim bloßen Wiehern der tartariſchen Pferde davon laufen. Sie werden nicht beschlagen, und das Horn der Hufen nützt sich bald ab, so daß sie schon nach 6 Jahren fast unbrauchbar sind. Auch die japaniſchen Pferde sind weder groß noch schön.

Afrika hat in manchen Gegenden schöne Pferde, in andern wenig, oder gar keine. Die nordafrikaniſchen Pferde gehören meist der großen arabiſchen Familie an, und haben auch ihren Ursprung den arabiſchen Kriegsheeren zu verdanken.

Die egyptiſchen Pferde werden von allen Reisenden gerühmt; sie sind größer als die arabiſchen, gelehrig und gewandt. Gegen Nubien hinauf werden sie immer größer, und die nubiſchen Pferde gehören zu den allerbesten. Die Pferde in Dongola wetteiferten mit den besten arabiſchen Pferden; sie sollen aber durch eine Viehseuche in den Jahren 1814 und 1815 und später beim Einfall der türkiſchen Truppen beinahe ausgegangen sein und ebenso die noch vorzüglichern der Provinz Schendi nach Rüppells Angaben. Noch südlicher in Kordofan fand Rüppell ebenfalls ausgezeichnete Pferde.

Nahe verwandt mit den arabiſchen Pferden sind die Pferde aus der Barbarei, dem alten Mauritanien und Numidien, den ehemaligen Raubstaaten und den Reichen Fetz und Marokko; man nennt sie Barben. Sie sind von mittlerer Größe, haben einen kleinen, trockenen Kopf, schöne, wohlgestellte Ohren, einen schlanken, gut geformten Hals, mit dünnen, feinen Mähnenhaaren; magere, etwas steife Schultern, einen schönen Rücken, kurze Lenden, und ein etwas langes Kreuz, mit hoch angesetztem Schwanz; die Schenkel sind trocken, fein, gut gebaut; die Fessel etwas zu lang; die Hufe etwas länglich, aber fest und gut; die Haut ist zart, und das Haar weich und fein. Man findet sie von allen Farben, am häufigsten aber Schimmel. Sie sind sanft, gelehrig, aufmerksam, stark, muthig, schnell und ausdauernd. Sie bekommen Gerste, welche sie aus Beuteln fressen. Auf Reisen bekommen sie am Tage kein Futter, nur des Abends nach vollendetem Tagmarsch. Die Mauren schlagen die Pferde nicht, sondern zähmen sie durch Schmeicheleien, so daß sie im stärksten Galopp plötzlich stehen, wenn der Herr ihnen einen Wink gibt, und wenn der Herr absteigt, auch unangebunden nicht von der Stelle gehen.

Abyssinien, Sudan, Bornu, Mandara und andere Reiche in Afrika haben viele und treffliche Pferde und starke Reiterkorps. Im südlichen Afrika in den Ländern der Hottentotten und Kaffern sind wenig oder keine Pferde. Diese Völker reiten auf Ochsen; überhaupt scheinen die Pferde südwärts vom Aequator in Afrika nur da vorhanden, wo die Europäer sie eingeführt haben.

Europa hat eine große Manigfaltigkeit der Pferderassen. In diesem Erdtheil scheint besonders der Unterschied zwischen edeln und gemeinen Pferden groß, weil nirgends der Gebrauch des Pferdes zu den verschiedensten Geschäften so allgemein ist. Vom schlechten deutschen Karrengaul bis zum edeln Mecklenburger ist eine weite Kluft, und noch mehr zwischen dem engliſchen Kohlenpferde und dem edeln engliſchen Pferde. Nirgends besser kann man den Unterschied wahrnehmen und beurtheilen, als in Europa.

Taf. 39. Die Pferde in der Krimm

scheinen ächt tartariſche Rasse zu sein. Es sind große, schöne, starke Pferde, feurig, unermüdlich und schnell; die Füße fein; der Huf stark; der Hals ein Schwanenhals; der Kopf klein.

Taf. 46. Die ſpaniſchen Pferde

werden ihres Feuers und ihrer Schönheit wegen hoch geschätzt, und ihnen wird neben den engliſchen der erste Rang unter den europäiſchen Zuchten zuerkannt; sie sollen aber in neuerer Zeit durch die langwierigen Kriege, durch Fahrläßigkeit und Vernachläßigung sowohl in Menge als Güte sehr herabgekommen sein. Wie den Spaniern, ihren Herren, ist ihnen arabiſch-mauriſches Blut beigemiſcht. Die Nase ist etwas gebogen; die Ohren meist lang, aber wohl gestaltet; die Augen feurig; der Hals etwas dick, aber gut gebaut; die Mähne lang und vollhaarig; Schultern und Brust breit und voll; die Lenden stark; die Seiten rund; die Füße schön und fast unbehaart; die Hufen enge. Sie sind von mittelmäßigem Wuchse, meist schwarz von Farbe oder dunkelbraun. Sie sind gelehrig, gehorsam, muthig und vortreffliche Kriegspferde. Der Spanier hält es unter der Würde des Mannes, eine Stute zu reiten; die spaniſche Reiterei besteht daher nur aus Hengsten oder Wallachen. Andaluſien, Gallizien und Asturien liefern die schönsten spaniſchen Pferde. Von diesen Pferden stammen die zahllosen südamerikaniſchen, halbwilden oder ganz verwilderten Pferde, von welchen wir schon gesprochen haben.

Wir haben einen spaniſchen Toreador oder Stierkämpfer in seiner ganzen phantaſtiſchen Kleidung, auf einem andaluſiſchen feurigen Hengst reitend, abbilden lassen. Zum Stiergefecht bedarf es starker, gewandter und sehr gut dreſſirter, muthiger Pferde, und ebenso gewandte, muthige Reiter, welche geschickt den Stößen des wüthenden Stieres auszuweichen wissen, aber nur zu oft unterliegen dennoch die gewandtesten und muthigsten Pferde dem angreifenden Stier, und müssen mit aus dem Leibe hängenden Eingeweiden vom Kampfplatze weggeschleppt werden.

England zeichnet sich durch die Zucht mehrerer Pferderaſſen ebenso sehr aus, als durch die Zucht der Rindviehrassen. Die im Aeußern verschiedensten Pferde kommen hier vor, und man könnte fast den engliſchen Wettrenner und das Kohlenpferd für zwei verschiedene Thierarten halten; die Lebensart beider ist aber ebenso verschieden, wie ihre Bestimmung. Das eine soll durch Schnelligkeit seinem Herrn große Summen eintragen, das andere ist zum unterirdiſchen Leben verdammt, und nützt nur durch Stärke und geduldige Ausharrung. Das Feuer des einen würde das andere zur Arbeit untüchtig machen, und die plumpen Bewegungen des andern zeigen das Gegentheil vom Renner.

T. 49 u. 50. Das engliſche Rennpferd

stammt von arabiſchen und berberiſchen Hengsten und höchst veredelten einheimiſchen Stuten ab. Man nennt diese Pferde Blutpferde. Sie zeichnen sich durch eine große Länge des Körpers aus. Ihre Füße sind fein und der Bau schlank, da man sie einer strengen Diät unterwirft. Man kann diese Pferde unmöglich schön nennen, auch sind es mehr Luxuspferde, sie übertreffen zwar an Schnelligkeit die Araber, allein sie übernehmen sich leicht, und es mangelt ihnen an Ausdauer. Sie kosten ungeheure Summen, tragen aber, wenn sie gut sind, auch solche ein. Beinahe allen werden die Schwänze abgeschnitten. Diese unnatürliche und häßliche Künstelei ist auch in England erfunden worden, und die Operation hat auch den Namen des Angleſirens erhalten. Bekanntlich werden von den Eigenthümern große Wetten auf die Geschwindigkeit ihrer Pferde gemacht. Das Rennpferd Starling durchlief in einer Sekunde den Raum von 82½ Fuß, lief also schneller als der Sturmwind, oder ein Segelschiff im schnellsten Laufe. Es legte in Zeit von 6 Minuten und 40 Sekunden beinahe 4 engliſche Meilen zurück; in der Schnelligkeit ließ es aber bald nach, dagegen legte das Pferd Childers in gleicher Zeit nur 46½ Fuß zurück, blieb sich aber immer gleich, und schien gar nicht müde zu werden. Der Renner Eclipse, ein brauner Hengst, nicht schön vom Kopfe, aber der schnellste Renner seiner Zeit, legte in einer Sekunde 88 Fuß zurück, und gewann in einem Jahre sechs Preise des Königs, jeder von 100 Guineen. Er bedeckte bei der größten Streckung 25 Fuß. Kein Pferd konnte mehr mit ihm laufen, daher wurde es von der Rennbahn weggenommen, und um große Summen als Beschäler ausgeliehen, da für jede Belegung einer Stute für einen solchen Hengst 50, ja sogar 100 Guineen bezahlt werden. Der Wettläufer des Prinzen von Wales, Rokingham, wurde im Jahr 1786 um die ungeheure Summe von 2500 Pfund, also mehr als 25,000 Gulden verkauft. Sehr berühmt waren auch die Rennpferde Pantalon und Bucephalus.

Die engliſchen Jagdpferde entspringen aus der Paarung eines Bluthengstes mit einer minder edeln Stute. Sie sind beleibter als die Rennpferde, weniger schnell, aber mehr ausdauernd. Sie ertragen mit Leichtigkeit die Beschwerden der Jagd, welche nach engliſcher Art nicht geringe sind, da die Perforcejagd in England noch üblich ist, und die Fuchsjagd auf ähnliche Art betrieben wird, wobei das Pferd über Hecken, Zäune und Gräben springen muß, so daß der Jäger zu fliegen scheint, aber auch dabei zuweilen den Hals bricht.

Die engliſchen Kutſchpferde entstehen aus der Paarung eines Jagdhengstes mit einer großen Stute. Sie sind noch größer und stärker

als die Jagdpferde; auch feurig und ſtark, und werden neben den Kutſchen auch zu Poſtpferden gebraucht.

Die gemeinen engliſchen Zugpferde ſind von der größten Raſſe; ſie entſtehen durch die Paarung eines Hengſten der vorigen Raſſe mit den größten Stuten. Sie ſind gar nicht ſchön, von ſchwerem Körper, ſtark beleibt, aber von ausnehmender Stärke. Man ſieht in London Pferde, welche auf einem ebenen Platze allein 60 Centner fortſchleppen.

Die allergrößten engliſchen Pferde endlich ſind die ſchottiſchen Steinkohlenpferde, welche ungemein ſtark und üppig behaart ſind. Sie haben das traurige Loos, in den Steinkohlengruben arbeiten zu müſſen, und ſehen oft, ſo wie ſie einmal in die Gruben herunter gelaſſen werden, das Tageslicht nie mehr.

Unter den Pferden Deutſchlands exiſtiren ebenfalls mehrere verſchiedene Raſſen. Die edelſten bilden:

Taf. 53. Die mecklenburger und hannöveriſchen edeln Pferde.

Es ſind Pferde, welche auf deutſchem Boden, wo man keine Wettrennen hält, vor allen andern den Vorzug verdienen. Es ſind kräftige, ſtarke uud doch ſehr proportionirte Pferde. Der Kopf iſt mittelmäßig groß; die Stirne platt; der Naſenrücken gerade; die Naſenlöcher weit; der Hals kurz und ſtark; die Mähne fein; die Bruſt breit; die Schultern ſtark; die Kruppe gewölbt. Es ſind gelehrige, gutmüthige Thiere, welche nicht ſelten ſehr alt werden, und bis ins hohe Alter geſund und ſtark bleiben. Sie ſind wenig Krankheiten unterworfen, und als Reit- und Zugpferde gleich brauchbar. Die holſteiniſchen Pferde ſind noch ſchöner als die Mecklenburger, aber weniger ausdauernd und mehrern Krankheiten unterworfen.

Die däniſchen Pferde ſind ſchöne und ſtarke Pferde, haben einen vollen und großen Wuchs, ſtarke Schweife, und ſind als Reit-, Kriegs- und Kutſchenpferde berühmt. Sie kommen von allen Farben vor, aber Schecken und Tiger ſind häufig.

Unter den deutſchen Zugpferden findet man oft ſolche von außerordentlicher Größe, wie die holſteiniſchen Fuhrhengſte, die Pinzgauer und andere.

Die holländiſchen Pferde ſind groß und ſtark und eignen ſich beſonders zu Kutſchenpferden. Zu den ſchönen Pferden gehören ſie eben nicht, und leiden nicht ſelten an den Hufen.

Die franzöſiſchen Pferde gehören im Allgemeinen nicht zu den ſchönen. Die größten ſind: die Normänner und Pikarden, Taf. 42, welche beſonders zur ſchweren Kavallerie und Kutſchenpferden gebraucht werden. Die Fracht- und Poſtpferde, Taf. 41, ſind groß, ſtark, ausdauernd, aber gar nicht ſchön. Feiner und weniger groß ſind die Pferde aus Limouſin.

Taf. 51. Die ſchweizeriſchen Pferde

ſind ſtark, geſtockt, und dienen beſonders zu Kutſchenpferden oder für die ſchwere Reiterei, wozu ſie häufig nach Frankreich verkauft werden.

Unter den italiäniſchen Pferden ſind die ſchönſten die Neapolitaner; ſie ſind Abkömmlinge andaluſiſcher Pferde; ſie ſollen aber nicht mehr ſo ſchön ſein, als ehemals. Sie geben vortreffliche Kutſchenpferde; haben viel Aehnlichkeit mit den ſpaniſchen; ſind aber größer als dieſe, haben einen ſchweren Ramskopf, fleiſchigen Hals, ſind ungelehrig und unbändig, aber von ſchönem Anſtand in allen Bewegungen.

Die ſardiſchen Pferde ſind gut, da die edle Raſſe durch die Kreuzung mit ſpaniſchen Pferden erzeugt wird. Sie haben auch den Wuchs und Anſtand der Andaluſier, ſind kräftig, mäßig, ſicher, gute Berggänger und ſehr ausdauernd. Es gibt aber auch eine kleine Raſſe, welche zwar weniger ſchön in der Geſtalt, aber ebenſo ausdauernd iſt, und bis ins hohe Alter brauchbar bleibt. Dieſen ähnlich ſind die korſiſchen Pferde.

Die Pferde aus der Moldau und Wallachei ſind gewöhnlich von bedeutender Größe, ſchönem Kopf; Augen groß und feurig, aber nicht ſelten mißtrauiſch und falſch; der Hals iſt ſchön; der Schwanz ſtark behaart und hoch angeſetzt. Wallachiſche Fuhrpferde ſind abgebildet auf Tafel 47.

Die ungariſchen Pferde ſind ziemlich klein, gewöhnlich braun oder fuchsroth; der Kopf dürre; die Stirne breit; die Augen groß; Vorkopf lang; Hals lang und dünne; Mähne wenig dick; Rücken gerade; Füße ſchlank, aber muskulos, faſt unbehaart; Hinterfüße etwas auswärts gewendet. Dieſe Pferde ſind nicht ſchön, aber lebhaft, ſehr ausdauernd, leicht zu befriedigen, und daher für die leichte Reiterei ſehr geſucht uud brauchbar.

Die ſiebenbürgiſchen Pferde ſind etwas größer, aber noch lebhafter, voll Feuer, Kraft und Ausdauer.

Die polniſchen Pferde ſind nicht ſchön; der Kopf bald zu klein, bald zu groß; der Hals ſchlecht; die Mähne grob, oft verworren; die Bruſt ſchmal; die Schultern platt; die Schenkel ſchwach; die Hufe meiſt ſchlecht. Es gibt auch ſchöne, aber immer iſt das polniſche Pferd an ſeinem verkehrten Hals und ſeinem abgeſchliffenen Kreuz kenntlich. Sie werden gewöhnlich in halbwilden Geſtüten aufgezogen und ſpäter durch Schleifen, welche ihnen über den Kopf geworfen werden, eingefangen, daher behalten ſie beſtändig ein mißtrauiſches, capriziöſes und boshaftes Benehmen, und faſt ohne Ausnahme haben ſie beſondere Unarten. Sie ſind ſtettig, beißen und ſchlagen gerne. Als Kavalleriepferde gewöhnen ſie ſich indeß gerne zu ihrem Reiter, und ſind ausdauernder als keine andern Pferde. Sie nehmen mit wenig und ſchlechtem Futter vorlieb, ſind unerſchrocken und fürchten das Feuer nicht, daher iſt die polniſche Kavallerie vortrefflich.

Die ruſſiſchen Pferde ſind den polniſchen ſehr ähnlich, aber viel gutmüthiger, folgſamer, gelehriger, weniger zum Reiten als zum Ziehen brauchbar und von großer Ausdauer.

Taf. 40. Die koſakiſchen Pferde

ſind von mittlerer Größe, nicht ſchön, aber ſtark und dauerhaft; bei den reichern gibt es aber auch ſchöne; die gemeinen Koſakenpferde ſind dagegen durchgehend ſchlecht, ſind aber ſchnell, ausdauernd, zähe, aber ſtettig, und laſſen ſich meiſt nicht gerne beſchlagen. Sie werden in großer Menge gezogen, und machen den Reichthum der doniſchen Koſaken aus. Ein Attaman des Dons hinterließ bei ſeinem Tode 20,000 Pferde.

Die ſchwediſchen, norwegiſchen und isländiſchen Pferde ſind klein, aber nicht ſelten gut gebaut, lebhaft, ſchnell und ſicher in ihren Bewegungen. In Island ſuchen ſie ſich meiſt ſelbſt ihr Futter; im Winter ſchaufelt man den Schnee für ſie weg. Fehlt es an Nahrung auf dem Lande, ſo ſuchen ſie Seekräuter auf, und freſſen ſogar zuweilen Fiſche.

Ueber die verwilderten amerikaniſchen Pferde iſt ſchon geſprochen worden, aber auch die zahmen ſind halb wild, und wenig verſchieden von den ganz in der Freiheit lebenden, Taf. 43. Wie dieſe, müſſen ſie ſich im Sommer und Winter ihr Futter ſelbſt ſuchen. Sie leben truppenweiſe, gewöhnlich in einem beſtimmten Reviere, an welches man ſie von Jugend auf gewöhnt hat. Jedem Hengſt gibt man 12 bis 18 Stuten, die er zuſammenhält und gegen andere Hengſte vertheidigt. Die Füllen leben bis ins dritte oder vierte Jahr mit ihren Müttern, welche ihnen große Sorgfalt erweiſen. Wenn ſie heran gewachſen ſind, ſucht man einen jungen Hengſt heraus, gibt ihm Stuten zu, und gewöhnt den Trupp in einem beſondern Reviere zu leben. Die übrigen Hengſte werden verſchnitten, und dieſe allein gebraucht, Hengſte und Stuten aber blos zur Fortpflanzung gehalten. Die Truppen vermengen ſich nie, und wenn ſie durch Zuſammentreiben vermengt werden, ſo finden ſie ſich nachher ſehr bald wieder zuſammen, und beziehen von ſelbſt ihre Reviere.

Nach dem vierten Jahre werden die Pferde eingefangen, geſattelt und gezäumt, wie dieß ſchon vom Einfangen der ganz verwilderten Pferde geſagt worden iſt. Dieſe Pferde ſind gutartig, werden aber durch die gewaltſame Behandlung bei der Bändigung zuweilen ſtörriſch und böſe; aber ſanftes Benehmen gegen ſie macht ſie ſehr lenkſam, zutraulich, und ſie laſſen ſich auf der Weide leicht fangen.

Die Zahl der zahmen Pferde iſt ſo groß, daß der ärmſte Taglöhner in Paraguay, Buenos-Ayres u. ſ. w. 6 bis 10 beſitzt; ebenſo groß iſt ihre Zahl in Chili und Patagonien. Die Pferde in Chili ſind ſchöner als die von Paraguay, welche von ihren andaluſiſchen Voreltern ſehr viel verloren haben. Die Farbe iſt verſchieden; die braune jedoch vorherrſchend. An Schnelligkeit, Gewandtheit und Ausdauer ſtehen ſie nicht hinter den beſten ſpaniſchen, und die chiliſchen werden oft nach Europa gebracht.

Bei weitem weniger zahlreich ſind die Pferde in Peru und Braſilien. In Kolumbien trifft man nur auf kleine Heerden verwilderter Pferde, hingegen hat man viele gezähmte.

Die nordamerikanischen Pferde stammen von spanischen, englischen und französischen Pferden her, und sind daher sehr verschieden.

Im nördlichen Kanada sind sie des kalten Klimas wegen klein, dabei aber schnell und dauerhaft. Wie weit sie nach Norden gehen ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Eskimohs haben keine Pferde mehr; zahlreich dagegen sind sie bei den Indianerstämmen am Missuri, und von den Nomaden hoch geschätzt.

In Grönland gibt es keine Pferde mehr; das Klima ist ihnen viel zu kalt, und im Allgemeinen hört die Möglichkeit Pferde zu halten da auf, wo das Klima den Rennthieren günstig ist; doch kommen sie bei den Jakuten in Asien zugleich mit den Rennthieren vor, und man kann in Asien den 64sten Grad als die nördlichste Grenze ansehen, wo sie noch gedeihen können. In Europa geht das Pferd bis zum Polarkreise, und in Lappland leben noch kleine, aber muntere Pferde.

Das Alter, welches das Pferd erreichen kann, ist natürlich nicht allenthalben gleich. Im Allgemeinen kann man 16 bis 20 Jahre annehmen; man hat aber einzelne Beispiele, daß Pferde bis 40 Jahre erreichten. Begreiflich hat die Behandlung auf das Alter einen großen Einfluß. Büffon erwähnt eines Pferdes des Bischofs von Metz, welches 50 Jahr alt wurde, und in England soll eines sogar 60 Jahre gelebt haben. Friedrich der Große hatte ein Reitpferd, der lange Schimmel genannt, welches 40 Jahr alt wurde. Als es schon lange außer Dienst und über 30 Jahre alt war, fiel es dem Könige ein, es noch einmal zu reiten. Als er auf den Exerzierplatz kam, und das Thier die flatternden Fahnen sah, und das Wirbeln der Trommeln hörte, erwachten in ihm die freudigen Regungen seiner Jugendzeit; es fing an zu kurbetiren, daher es nachher noch mehrmals geritten wurde. Dieses Beispiel zeigt auch das gute Gedächtniß des Pferdes; dieses gute Gedächtniß der Pferde kann man aber im täglichen Leben sehr gut an ihnen beobachten. Nach langen Jahren oft erkennt ein Pferd das Wirthshaus wieder, in dem es einst gefüttert wurde, und man hat alle Mühe, es weiter zu bringen. Es scheint den ausgehängten Schild zu erkennen. Weit schneller eilt es dem heimischen Stalle zu, als es sich von demselben entfernt. Gute Behandlung macht es gelehrig, aufmerksam, es lernt bald die Bedeutung der Worte verstehen, kennt die Personen, welche ihm Gutes thun, und folgt ihnen, wie ein Hund, nach. Fast alle Pferde lieben den Zucker; mit dieser Leckerei kann man sie zu allen den Kunststücken abrichten, zu welchen Bereiter sie bringen. Die Bösartigkeit ist meist eine Folge ungeschickter Behandlung, und mit unvernünftiger Strenge kann man ein Pferd völlig verdummen. Die übeln und gefährlichen Gewohnheiten der Pferde sind Beißen und Ausschlagen; beides ist schwer ihnen abzugewöhnen; am besten kann man sie durch gute Worte und Schmeicheleien bändigen; der Charakter ist aber bei den Pferden fast ebenso verschieden, wie bei den Menschen. Ganze Rassen haben, wie wir gesehen haben, allgemeine Charakterzüge, wovon aber einzelne Individuen Ausnahme machen. So sind einige Rassen muthig, und taugen vortrefflich in den Krieg, indem sie weder Kanonnendonner, noch Pulverdampf fürchten; dagegen sind die chinesischen und japanischen Pferde fast zu furchtsam, und laufen oft bei den ersten Flintenschüssen davon. Die Kriegspferde lieben sehr die Musik, und lernen bald die Musik ihrer eigenen Regimenter vor andern kennen. Sehr häufig ereignet es sich im Krieg, daß Beutepferde, welche unter die feindliche Kavallerie gesteckt werden, beim Angriff dieser gegen das Regiment, bei welchem sie vorher waren, sogleich unhaltbar Reißaus nehmen, so bald sie die Trompetentöne desselben hören, und mancher Reiter ist schon auf diese Art, ohne es zu wollen, mitten unter die Feinde gerathen und gefangen worden, oder hat sich ohne Verdienst das Lob außerordentlicher Tapferkeit erworben. Durch freudiges Wiehern geben solche Pferde ihren ehemaligen Kameraden ihre Rückkunft zu erkennen, und werden ebenso bewillkommt.

Auch das Geschlecht hat auf den Charakter großen Einfluß; auch beim Pferd ist das weibliche Geschlecht das sanftere und gutmüthigere; der Hengst stärker, ausdauernder, aber schwerer zu behandeln. Furchtbar ist das Stampfen und Wiehern gutgenährter Hengste in Stutereien, man kann sich vor ihren Bissen und ihren Hufen nicht genug in Acht nehmen. Das kastrirte Pferd oder der Wallach ist für den täglichen Gebrauch das tauglichste. Schon mehr als ein Gefecht ist verloren gegangen, wenn bei der einen Kavallerie Stuten, bei der andern Hengste waren, da die letzten sich nicht bändigen ließen. Stolz ist das Pferd auf einen guten Reiter und auf den Putz. Es fühlt sich gleichsam dadurch geehrt.

Das Pferd erfordert Reinlichkeit und gute Wartung, wenn es gesund bleiben soll und vorzüglich luftige Ställe. Sein Schlaf ist kurz, da es in 24 Stunden nur 2 bis 4 Stunden nöthig hat. Die meisten legen sich dabei auf die Erde, andere schlafen aufstehend, oder wechseln dabei ab. Pferde, die stehend schlafen, werden eher steif.

Das Pferd hat weniger und schlechteres Futter nöthig als das Rindvieh, nährt sich aber, wie dieses, ganz aus dem Pflanzenreich. Für die europäischen Pferde ist das beste Futter Hekfel oder geschnittenes Stroh, welches aber nur als Beifutter gegeben wird; dann wohlgetrocknetes Heu, welches aus gröbern Kräutern bestehen darf, als beim Rindvieh, da das Gebiß des Pferdes stärker ist. Nebenbei müssen die Pferde bei uns Haser haben, wenn sie bei Kräften bleiben sollen; man kann ihnen aber auch statt dessen Waizen, Korn, Buchwaizen, Erbsen und Linsen geben, aber es geschieht selten, da diese Sämereien theils theurer sind, theils weniger gepflanzt werden, und die Pferde nach und nach daran gewöhnt werden müssen. Im Orient ist das Hauptfutter Gerste. Die Araber bekommen nichts als Gerste; auch gutgebackenes, nur nicht frisches Brod, ist ein sehr gutes Futter, welches daran gewöhnte Pferde sehr lieben. Ganz frisches, warmes Brod kann ihnen tödtlich werden; auch Kleien werden ihnen sehr oft gereicht. Frisches Klee und Grünfutter ermattet die Arbeitspferde, bekommt ihnen aber zuweilen sehr gut. Grummet gibt man ihnen nur aus Noth, es macht leicht Durchfall. Ein starkes Pferd bedarf, wenn es nichts als Heu bekommt, täglich 20 Pfund, oder 12 Pfund Heu und wenigstens 5 Pfund Haser oder Kleien. Nach jeder Mahlzeit muß das Pferd getränkt werden. In Europa gibt man den Pferden des Tages dreimal Futter; die arabischen, türkischen und Berberpferde bekommen am Tage nichts als Wasser, und blos nach Sonnenuntergang Gerste. Gutes Wasser ist ihnen sehr nöthig, trübes mögen sie nicht.

Das Pferd lebt im verwilderten und halbwilden Zustande in der Vielweiberei, und ein Hengst befruchtet jährlich 20 bis 30 Stuten. Bei uns ist die Begattungszeit im Frühjahr. Die Tragezeit ist 11 Monate, oft 8 bis 10 Tage mehr oder weniger. Sie wirft meist nur ein Füllen, selten zwei, und diese sind dann schwach und sterben meist. Ein gesundes Füllen springt gleich in der ersten Viertelstunde auf die Füße und saugt. Das Saugen dauert 4 bis 5 Monate. Schon nach 9 Tagen nach der Geburt kann die Stute wieder trächtig werden.

Ueber den Nutzen der Pferde darf nichts gesagt werden, er ist bekannt genug, und die Existenz ganzer Völkerschaften beruht auf dem Pferde. Bei den mongolisch-asiatischen Nationen ist Pferdefleisch sehr beliebt und ebenso die Milch. Nicht blos in Asien, sondern auch in Afrika und Amerika und zuweilen auch in Europa wird Pferdefleisch gegessen. Die Pferdemilch macht ein Hauptnahrungsmittel der Kalmücken aus, welche mehr Stuten als Kühe halten, und die Pferdemilch der Kuhmilch und selbst der Kameelmilch vorziehen, da diese blos gesäuert schon so geistig wird, daß zwei bis drei Schalen voll einen kleinen Rausch erregen. Sie ist flüssiger und wässeriger als Kuhmilch, und für Ungewohnte etwas unangenehm; bei reinlicher Säuerung erhält sie aber einen sehr angenehmen weinsäuerlichen Geschmack, und leicht kann man durch Destillation einen starken Branntwein daraus erhalten, der sehr berauschend ist. Dieser Branntwein heißt Kumyß.

Haut, Fett, Sehnen, Hufen, Knochen, Mist werden ebenfalls manigfaltig benutzt.

Das Pferd ist vielen Krankheiten unterworfen; die gefährlichsten sind: die Drüse, eine fieberhafte, ansteckende Krankheit der Lympfdrüsen des Kehlkopfs; sie ist aber gewöhnlich nicht gefährlich. Die Rehe, ein rheumatisches Fieber, durch Erkältung entstanden, mit Steifheit der Glieder und Leiden der Hufe; nicht gefährlich. Der Rotz, Entzündung der Nasenschleimhaut, welche selbst die Knochen ergreift. Sie ist sehr ansteckend, unheilbar und tödtlich. Der Koller ist eine Hirnkrankheit der Pferde, man könnte ihn Wahnsinn nennen, da das Pferd alle Intelligenz verliert. Man theilt ihn in den stillen Koller und den rasenden Koller. Man kann den ersten mit der Melancholie, den zweiten mit der Manie vergleichen. Die Kolik; sie entsteht durch Ueberfütterung, oder schwer verdaulicher Nahrungsmitteln, z. B. frisches Brod.

Der Esel. Equus asinus.

Der Kopf ist dicker, kürzer, breiter und platter als beim Pferd; die Schnauze stumpf; die Oberlippe sehr lang; die Augen auseinander stehend; der Hals dick; die Brust schmal; der Rücken gebogen; das Kreuz

platt, die Ohren lang. Die Farbe meist mäusegrau, oft silberglänzend, zuweilen weiß, braun, schwarz oder rostroth, sehr selten g fleckt. Ueber den Rücken läuft eine schwache Linie und kreuzt sich auf den Schultern mit einer andern. Der Schwanz endigt mit einem langen Haarbüschel.

Es gibt größere und kleinere Rassen; die arabischen, egyptischen, persischen, nubischen und barbarischen Esel sind fast eben so schön und flink als das Pferd. Mit Gewißheit kann man die wilde Stammrasse des Esels nachweisen; diese ist der wilde Esel oder der Onager der Alten, der Kulan der Kalmucken. Er ist etwas größer als der Hausesel; der Grund der Pelzfarbe ist ein schönes Grau, welches bald mehr ins Gräuliche, bald ins Gelbliche übergeht. Die Ohren sind weniger lang und schmäler als beim Hausesel. Die Gestalt ist schlank; die Schenkel fein, schön und leicht. Dieser wilde Esel lebt in den Wüsten der großen Tartarei in großen Heerden. Den Sommer durch weiden sie in den waldlosen bergigen Gegenden, im Herbst wandern sie zu Hunderten, ja Tausenden, südwärts gegen Indien und Persien, um dort den Winter zuzubringen. Es bilden sich dadurch in den Steppen ordentliche Straßen. Zur Zeit der Römer fand man den wilden Esel auch in Syrien und Arabien, und seiner wird in der heiligen Schrift oft gedacht. Man fängt ihn lebendig in Gruben, welche zum Theil mit Heu gefüllt sind, oder man sucht die Füllen einzufangen und zähmt sie. Von ihnen stammen die schönen Reitesel des Morgenlandes, welcher man sich zum Reisen durch die Wüste bedient, und theurer als Pferde bezahlt, da sie sehr ausdauernd sind und selbst an Schnelligkeit das Pferd übertreffen.

Der Esel geht nicht so weit nach Norden als das Pferd, und nicht über den 60sten Grad hinaus.

Seine Sinne sind fein, am wenigsten der Geschmack. Er zieht Disteln und stachelige Kräuter den saftigen vor, und ist daher leicht zu erhalten; aber gutes und reines Wasser will er haben, trübes trinkt er nicht.

Schlechte Haltung hat den Esel verschlechtert, und die vielen Schläge, welche er erhält, haben ihn furchtsam gemacht; dabei ist er stettig und tückisch, wenn er mißhandelt wird. Aber so dumm, wie man ihn gewöhnlich schildert, ist er nicht. Seine Stimme ist bekanntlich abscheulich und widrig, noch mehr die der Eselin als des Hengstes, die Haut hart und unempfindlich; das Kreuz stark; er kann Lasten bis zu 500 Pfund tragen. Ins Wasser geht er nur durch Schläge gezwungen, und scheuet Nässe und Koth. Sein Tritt ist sicherer und sanfter, als der des Pferdes. Sein Leben ist viel zäher und hat weniger Krankheiten als das Pferd.

Zur Brunstzeit, im Mai und Juni, schreit er unaufhörlich; die Stute trägt 11 Monate. Sie kann das ganze Jahr durch Milch geben, diese ist zwar süßlich und fade, aber sehr nahrhaft, daher für schwache Personen sehr zuträglich. Sie kommt der menschlichen am Nächsten und kann diese am besten ersetzen.

Der Esel begattet sich mit Pferd, Zebra und Quagga fruchtbar. Sein Alter erstreckt sich auf 30 und mehr Jahre.

Sehr selten wird er von Insekten geplagt. Seine Haut gibt ein vortreffliches Leder, sein Fleisch essen die Kirgisen. Er ist eines der nützlichsten Hausthiere, welche wenig Nahrung bedürfen und viel leisten.

Sehr wichtig ist der Esel für die Zucht der Bastarde mit dem Pferde. Aus dieser Vermischung entstehen die Maulthiere und Maulesel. Sie ist aber künstlich und muß vom Menschen erzwungen werden. Wilde Esel und wilde Pferde würden sich nie begatten. Das Maulthier entsteht vom Eselhengst und der Pferdestute. Der Maulesel vom Pferdehengst und der Eselstute.

Das Maulthier, kommt an Größe und Stärke dem Pferde gleich, ist an Hals und Leib mehr wie ein Pferd gebildet, in den Kopfhaaren, den längern Ohren, dem Schwanze und den vorderen Schenkeln mehr dem Esel. Es wiehert nicht. Dieses ist auf unserer 56sten Tafel abgebildet, nicht aber der Maulesel, welcher viel kleiner ist und von seiner Mutter die unansehnliche Gestalt ererbt. Vom Pferd dagegen hat es den dünnern und längern Kopf, die kürzern Ohren und stärkern Schenkel, den durchaus behaarten Schweif und das Wiehern. Das Maulthier ist munterer, flüchtiger, größer und stärker. Es lebt länger als das Pferd, ist viel ausdauernder und daher im Allgemeinen in höherm Preise. Beide Thiere sind in der Regel unfruchtbar, doch hat man nicht so gar seltene Beispiele vom Gegentheil. Man kann die Begattung des Pferdes mit dem Esel leicht erhalten, wenn beide Thiere von Jugend auf zusammen gehalten werden. Die Maulthierzucht ist in Spanien und Italien, auch in Amerika so wichtig, daß sie der Pferdezucht Abbruch thut.

Mit dem wilden Esel nahe verwandt ist:

Der Dschiggetai. Equus Hemionius.

Dschiggetai ist der mongolische Name dieses Thieres, welches man auch Halbesel genannt hat, da es zwischen Pferd und Esel inne steht. Der Schwanz hat nur am Ende eine Haarquaste. Er hat die Größe und Gestalt des Maulthieres, ist aber in allen Beziehungen schöner; die Mähne ist kurz und aufrecht stehend; Kopf, Hals, an den Seiten und oben, Rücken und Seiten des Körpers rothgelb, alle untern Theile und das Innere der Schenkel weiß, welche Farbe sich auch noch an die Seiten hinauf erstreckt; Schwanzquaste schwarz; über den Rücken läuft ein schwarzbrauner Streif. Man findet dieses Thier im östlichen Mittelasien, an den Grenzen Sibiriens, in Dauurien, und in der mongolischen Wüste. Es ist ein äußerst schnelles und flüchtiges Thier, welches in Truppen lebt. Auf der Flucht kann es vom schnellsten Pferd nicht eingeholt werden. Man kann es zähmen, es bleibt aber stettig und bissig. Die Mongolen essen sein Fleisch.

Taf. 54. Das Zebra. Equus Zebra.

Das Zebra ist in seiner Gestalt dem wilden Esel nicht unähnlich; die Ohren sind lang; der Hals dick; der Schwanz gleicht mehr einem Kuhschwanz als einem Pferdeschwanz; unter der Kehle ist eine lockere Haut, eine Art kurzer Wamme.

Die Grundfarbe des Zebra ist die weiße, auf welcher allenthalben schwarzbraune Bänder laufen, welche sich durch die Abbildung deutlich zeigen, dagegen nur durch eine sehr langweilige Beschreibung dargestellt werden können, und wahrscheinlich oft variren; die Hufen sind schwarz; die ganze Länge von der Schnauze bis zum After ungefähr 7 Fuß; die Höhe an der Gegend der Schultern 4 Fuß; die Kreuzhöhe ungefähr ebensoviel. Das Vaterland dieses schönen Pferdes ist einzig Südafrika, es geht bis ins südliche Abyssinien hin, aber nicht weiter nördlich. Es bewohnt bergige und sandige Gegenden, und lebt in Heerden beisammen, welche immer in der Nähe der Straußheerden sich aufhalten. Es ist sehr schnell, doch dem Pferde nicht überlegen.

Es wäre namentlich für die Bewohner des Caps sehr vortheilhaft, wenn sie dieses Thier zähmen könnten, allein die deßwegen gemachten Versuche sind nur zum Theil gelungen, und können nur dann ganz gelingen, wenn man ganz junge Zebrafüllen einfängt, und alle Sorgfalt auf sie verwendet. Man hat indeß doch einzelne Beispiele, daß die Zähmung so weit reichte, daß das Thier geritten werden konnte. Um das Zebra völlig zum Hausthier zu machen, müßten mehrere Generationen abgewartet werden. Aber für Afrika wäre die Zähmung wichtig, nicht bloß der Schönheit wegen, sondern weil das Zebra besser bei dem dürren und trocknen Futter aufkommt, wie es Afrika hervorbringt, als das Pferd. Man hat indeß in der Gefangenschaft Bastarde vom Pferd und Zebra und vom Esel und Zebra entstehen sehen. Allein bloß in Paris blieb das geworfene Füllen länger am Leben, welches von einem Esel entstanden war; es hatte die Größe des Vaters aber eine gemischte Färbung, da es auf grauem Grunde schwarze Querbänder zeigte.

Die Sinne des Zebra sind vortrefflich. Es geht immer in Heerden, welche in der Nähe der Strauße sich aufhalten und mit ihnen fliehen, wenn sie Menschen bemerken. Diese Gesellschaft scheint dadurch zu entstehen, daß die Zebras sich sicherer fühlen, da der große Vogel weit umher sehen und die Gefahren bemerken kann. Die Zebras nähren sich von den dürren und trockenen Pflanzen der Ebenen Afrikas, und wären schon deßwegen der Zähmung werth, weil sie leicht zu erhalten wären.

Das Fleisch der Zebras wird von den afrikanischen Völkern gegessen.

Taf. 55. Das Daw oder das Bergzebra. Equus montanus.

Es unterscheidet sich vom Zebra durch die Grundfarbe des Felles, welche an den obern Theilen isabellfarben und nur unten weiß ist; die Querstreifen sind ebenfalls vorhanden, gehen aber nicht so weit an die Hinterschenkel hinunter und verschwinden dann ganz. Die Schnauze ist ganz schwarz; der ganze Kopf in die Quere gebändert; die Ohren weiß; die Spitze schwarz; die kurze steife Mähne ist weiß und schwarz, der Bauch weiß, ohne schwarze Querstreifen; dagegen ein schwarzer Längsstreif; der Schwanz weiß. Die Größe ist etwas geringer als beim Zebra.

Die Lebensart ist fast dieselbe. Man findet es in Heerden auf den Gebirgen des südlichen Afrika. Es ist ebenso schnell, muthig, bissig und tückisch als das Zebra, doch ebenso zähmbar.

Das Quagga, Equus Quagga, die dritte afrikanische Art, ist noch kleiner; Kopf und Hals dunkelbraun, schwärzlich; die übrigen obern Theile, so wie die Seitentheile hellbraun, die untern Theile und Schenkel weiß; Kopf, Hals und Rücken mit weißgrauen Querbändern. Lebensart und Vaterland wie beim Zebra.

Hufer mit mehrern Zehen.

Die Füße haben mehrere Zehen, welche aber durch eine gemeinschaftliche, harte Haut so mit einander verbunden sind, daß sie sich nicht bewegen können, und von Außen nur durch Vorragungen am Rande der Hufe bemerkbar sind.

Zu dieser Abtheilung gehören die Gattungen des Elephanten, des Nashorns, des Flußpferdes und des Tapirs.

Elephant. Elephas.

Vorderzähne in der obern Kinnlade 2, welche als lange Stoßzähne hervorragen; in der untern Kinnlade keine; Eckzähne fehlen; Backenzähne, je nach dem Alter, in jeder Kinnlade auf jeder Seite nur 1 oder 2. Sie sind aus mehrern Tafeln zusammengesetzt, welche nach und nach stückweise abfallen und durch neue Zähne, welche von dem hintern Theil der Kinnlade nach vorn vorrücken, ersetzt werden. Zuerst hat der Elephant nur einen Zahn auf jeder Seite, dann erscheint ein zweiter, welcher den ersten nach und nach vor sich herschiebt, der sich nun abblättert, bis endlich nach vollendetem Zahnen wiederum nur 4 Backenzähne im Ganzen bleiben. Die Nase ist in einen langen, beweglichen Rüssel verlängert, die Haut fast nackt oder nur mit wenigen Borsten besetzt; der Schwanz von mittlerer Länge; die Zitzen liegen an der Brust. Die Füße fünfzehig und plump, mit fünf Hufen versehen.

Die Form des Elephanten ist plump und alles an diesem Thiere kolossalisch.

Die jetztlebenden zwei Arten leben nur in den warmen Zonen Afrikas und Asiens. In der frühern Schöpfung gab es mehrere Elephanten, von welchen einige viel kleiner waren, andere bei nicht größerm Körper viel größere Stoßzähne hatten, und zum Theil stark behaart waren. Man findet Ueberreste von diesen untergegangenen Arten in allen Welttheilen und selbst in den kältesten Klimaten, wie an den Küsten des asiatischen Eismeeres; auch in allen Gegenden Europas, oft in Massen beisammen. So hat man bei Kanstadt im Würtembergischen und bei Tiedge im Herzogthum Braunschweig ungeheure Massen von Zähnen und Knochen gefunden, worunter Stoßzähne von 14 bis 15 Fuß Länge. In Sibirien fand man ganze Elephanten mit Haut und Haaren eingefroren im Eise der Lena. Die Zähne dieser Elephanten zeigen, daß sie mehr dem jetzigen asiatischen Elephant verwandt waren, als dem afrikanischen.

Aehnliche Thiere, aber mit ganz anderm Zahnbau, aber auch mit Stoßzähnen und Rüssel versehen, sind ebenfalls ganz von der Erde verschwunden; so waren die Mastodonten oder Elephanten mit hügeligen Backenzähnen, welche man für fleischfressend hielt, die aber wahrscheinlich sich von Wurzeln nährten. Es gab Arten, welche dem größten Elephanten gleich kamen, und wiederum kleinere; auch ihre Reste sind über die ganze Erde zerstreut, und namentlich hat auch Amerika viele Ueberreste großer Gattungen.

Die lebenden Arten der Elephanten gehören zu den klügsten und intelligentesten Thieren, die wir kennen, welche in dieser Hinsicht mit dem afrikanischen Schimpanze, oder dem Orang-Utan und mit dem Hunde auf einer Stufe stehen. Mag auch Manches, was über die Klugheit des Elephanten gesagt wird, zu sehr ausgeschmückt sein, so viel ist gewiß, daß sein Benehmen wunderbar und seine Handlungen sehr oft das Gepräge des Verstandes haben. Es ist daher wohl zu begreifen, daß die Völker, welche an eine Seelenwanderung glauben, annehmen, es sei die Seele eines Fürsten oder Weisen in den Körper eines Elephanten eingezogen; daher die hohe Verehrung in Hinterindien gegen den weißen Elephanten. Unter den Titeln des Kaisers der Birmanen ist einer der Vornehmsten Herr der weißen Elephanten. Ohne Bedenken schreibt man diesem Thiere Vernunft und sogar Religion zu; es gehört aber eben deßwegen zum Triumpfh des menschlichen Verstandes, daß es ihm gelungen ist, den Elephanten zu zähmen; dennoch ist die Kunst sehr alt und schon im höchsten Alterthum wurden wahrscheinlich in Indien Elephanten gezähmt; aber auch in Afrika war diese Kunst bekannt, ist jetzt aber verloren gegangen. Die Römer bezogen in spätern Zeiten ihre Elephanten, deren sie bei Hunderten hatten, aus Nordafrika, und wußten sie so gut abzurichten, daß sie auf einem Seile stehen konnten, nach der Musik tanzten und andere ähnliche Künste lernten. Höchst wahrscheinlich bezogen die Römer damals ihre afrikanischen Elephanten aus Mauritanien und Numidien, wo es jetzt keine mehr gibt. Aus eben diesen Gegenden bezogen auch die Karthaginenser dieselben. Es scheint sogar, daß in Rom afrikanische Elephanten geboren wurden.

Beide Elephantenarten kommen in ihren Eigenschaften überein, beide erreichen dieselbe Größe, beide haben auch dieselbe Farbe, aber die Bildung des Kopfs, des Rüssels, der Zähne und der Ohren sind sehr verschieden.

Beim asiatischen Elephanten ist die Stirn vertieft, und zu beiden Seiten stehen pyramidalische Erhöhungen. Die Backenzähne bestehen aus parallelen, schmalen, wellenförmigen Schmelzleisten, welche durch Knochenmasse verbunden werden; die Stoßzähne sind viel kleiner, besonders bei den Weibchen; die Ohren bedeutend kleiner und zugespitzter; an den Hinterfüßen ist eine Hufe mehr; die Farbe ist heller; der Rüssel länger und weniger runzelig.

Beim afrikanischen Elephanten ist der Kopf abgerundet, die Stirn niedriger, aber nicht vertieft; die Backenzähne haben rautenförmige Schmelzleisten; die Hauzähne viel länger; der Rüssel kürzer, mit mehr und stärkern Querrunzeln; die Ohren viel größer im Umfange, rund; der Schwanz kürzer; die Hautfarbe dünkler.

Taf. 58. Der asiatische Elephant. Elephas indicus.

Mit erhabenem Kopf, ausgehöhlter Stirne, kleinen, eckigen Ohren; Farbe hellaschgrau. Schulterhöhe 10 Fuß. Dieß scheinen die größten zu sein, und sehr selten mißt einer etwas mehr, doch soll mon solche von 12 Fuß gesehen haben.

Länge vom Vorderkopf bis zur Schwanzwurzel 15 Fuß.

Vaterland. Das warme Indien, in Bengalen, Birma, Ava und auf den Inseln Ceilon und Java.

Es ist schon gesagt worden, daß der Elephant eines der klügsten und intelligentesten Thiere sei. Man könnte viele Bogen mit allen den Anekdoten anfüllen, welche man darüber erzählt. Das wunderbarste Organ des Elephanten ist sein Rüssel. Er kann diesen wie die vollkommenste Hand brauchen, damit die kleinsten Dinge anfassen, Knoten auflösen, Bouteillen vom Boden aufnehmen, den Stöpsel daraus ziehen, die Bouteille in den Mund stecken, sie ausleeren, und unversehrt auf den Boden abstellen. Er kann denselben als Arm gebrauchen, und große Dinge damit aufheben. Alles bringt er damit zum Munde; er füllt ihn mit Getränke an, läßt dieses in den Mund laufen, oder bespritzt sich damit. Zugleich dient er als Nase, als Geruchsorgan, in welchem er einen feinen Geruch hat; er kann damit Luft ausstoßen, Trompeten blasen und noch viele andere Künste. Durch ihn wird die Unbeholfenheit seines plumpen Körpers ganz aufgehoben.

Der Elephant lernt sehr bald seine Wohlthäter und seine Beleidiger kennen, zeigt den ersten große Anhänglichkeit, man möchte sagen Freundschaft und Folgsamkeit. Schnell versteht er Worte und menschliche Sprache und ihre Bedeutung, so daß man mit ihm sich ordentlich unterhalten, ihn durch Versprechungen und Worte aufmuntern kann. Güte macht ihn lenksam, schlechte Behandlung tückisch und unfolgsam, und kann seine Anhänglichkeit in Haß verwandeln. Er hat ein vortreffliches Gedächtniß, vergißt daher das einmal Gelernte nicht leicht.

In seinem Vaterlande lebt er in großen Truppen, und eine solche Truppe thut in angebauten Gegenden außerordentlichen Schaden. Man kann sich denken, daß ein gebautes Feld, über welches 50 bis 100 Elephanten gegangen sind und geweidet haben, wenig mehr ertragen wird. Alte Männchen schweifen indeß oft ganz allein umher, und diese besonders werden mit Hülfe zahmer Weibchen gefangen, indem diese treulich mithelfen, ihren freien Bruder mit in die Gefangenschaft zu bringen. Man führt zu diesem Zweck 3 oder 4 Weibchen an den Ort, wo man das wilde Männchen bemerkt hat. Sie erheben ein Geschrei, wodurch der wilde auf sie aufmerksam wird. Sie suchen sich ihm zu nähern, schmeicheln ihm mit ihren Rüsseln, und reizen seine Sinnlichkeit, so daß

er ganz vergißt, was um ihn herum vorgeht. Die versteckten Jäger benutzen diesen Augenblick, kriechen, mit Seilen versehen, unter ihn, umschlingen, unvermerkt, zuerst seine Vorderfüße, dann auch seine Hinterfüße, so daß seine Bewegungen beim Gehen sehr gehemmt werden. Ein mit diesen Schlingen zusammenhängendes Seil wird nun um einen starken Baumstamm geschlungen und fest gemacht. Sobald der Elephant seine Fesseln fühlt, so fängt er an zu toben, allein seine Bewegungen sind gehemmt, er bemüht sich umsonst sich loszumachen, und unterliegt endlich den vergeblichen Anstrengungen. An die zahmen Weibchen gefesselt, läßt man die Stricke so viel nach, daß er zwar gehen, aber sich nicht ganz frei bewegen kann. So wird er in den Stall geführt, der für ihn bestimmt worden, und in wenigen Wochen ist er ganz zahm. In Indien fängt man aber auch ganze Heerden Elephanten ein, indem man sie durch zahme Elephanten in eigends verfertigte Umzäunungen lockt, welche, so bald die Elephanten darin sind, verschlossen werden können. Das eigentliche Einfangen der Eingeschlossenen geschieht nun auf ähnliche Weise, indem man sie durch hingelegte Speise in den engen Ausgang lockt, der durch Fallthüren hinter und vor ihnen verschlossen werden kann. So wird der Eingeschlossene in die Unmöglichkeit versetzt, sich umzukehren oder sich zu vertheidigen. Er wird auf ähnliche Art gebunden, und durch schon gezähmte Elephanten geleitet. Da nur selten Elephanten im Hausstand geboren werden, so müssen von Zeit zu Zeit wieder wilde eingefangen werden. Selten wird in Indien auf die Elephanten Jagd gemacht blos um sie zu tödten, da der Ertrag des Elfenbeins bei den kleinen Zähnen die Mühe und die Kosten, welche darauf gehen, kaum bezahlt; in Afrika wird dagegen diese Jagd hauptsächlich aus dieser Ursache betrieben, da Fleisch und Haut nicht geachtet wird, Elfenbein aber einen der vorzüglichsten Handelsartikel Afrikas ausmacht. Diese Jagd ist aber immer gefährlich, und erfordert viele Vorsicht und gute Waffen. Der angeschossene Elephant wird wüthend, und wenn er den Jäger ereilen kann, so ist es um diesen geschehen; er wird mit dem Rüssel in die Höhe geschleudert, mit den Zähnen durchbohrt und mit den Füßen zerstampft.

Jeder zahme Elephant wird einem besondern Führer übergeben, den man Kornak nennt. Dieser besorgt den Elephanten, wird bald von demselben anerkannt, der ihm allein gehorcht und seinen Worten folgt; aber auch dieser muß sich in Acht nehmen, das Thier nicht zu strenge zu behandeln, sonst zieht er sich den Haß des Elephanten zu, und läuft die größte Gefahr.

Die große Verständigkeit des Elephanten in Verbindung mit seiner außerordentlichen Stärke räumen ihm als Hausthier eine hohe Stelle ein; allein die kostbare Unterhaltung, welche seine Ernährung nach sich zieht, macht, daß nur die Großen des Landes diese Thiere halten können. In Indien werden von allen größern und kleinern Fürsten und von der englischen Herrschaft Elephanten gehalten, und zum Reiten, Lasttragen, zum Ziehen und zur Jagd gebraucht. Die Tigerjagd besonders wird hauptsächlich auf Elephanten betrieben, da sie nur auf diese Art mit einiger Sicherheit geschehen kann, da der Tiger den Elephant fürchtet, in der Regel ihn nicht angreift, und von dem auf dem Elephanten sitzenden Jäger leicht geschossen werden kann; zuweilen aber wird selbst der Elephant vom Tiger angefallen und in die Flucht gejagt. Als Zug- und Lastthier leistet ein Elephant so viel als sechs Pferde. Er wendet seinen Rüssel dazu an, sich selbst zu beladen, oder damit Stricke zu fassen und Lasten zu ziehen. Bei dem hohen Alter, welches der Elephant erreicht, da es sich weit über hundert Jahre erstrecken soll, kann er sehr lange Dienste leisten, und wird Familienerbstück. Der Preis eines Elephanten steigt bis auf 2000 Thaler.

Einige Thatsachen werden hinreichen die Klugheit des Elephanten darzuthun.

Auf dem Zuge eines Artilleriparks in Indien fiel ein Kanonier von einer Kanone herab, und kam so zu liegen, daß das Hinterrad über ihn hätte gehen müssen. Ein Elephant, welcher hinter der Kanone war, bemerkte die Gefahr, hob mit dem Rüssel das Rad in die Höhe, und hielt es so lange schwebend, bis die Gefahr vorbei war. Ein anderer Elephant zog ganz allein, unter der Leitung eines Knaben, Bauholz aus dem Wasser, indem er mit dem Rüssel das Seil erfaßte; lag nun ein anderes Stück Holz im Wege, so hob er das, welches er zog, über das andere hinweg, so daß es leicht darüber weggeleitete. Ein junger Elephant erhielt in einem Treffen durch eine Kanonenkugel eine Fleischwunde, welches ihn so toll machte, daß sich ihm Niemand nähern durfte. Dem Führer gelang es endlich durch Hülfe der Mutter dieses Thieres, welche auch auf dem Schlachtfelde war, sich seiner zu bemächtigen; sie ergriff ihr Junges, und hielt es so lange fest, bis es verbunden war, und dieß that sie alle Tage bis zur Heilung. Ein anderer Elephant, dem man eine Wunde verbunden hatte, kam täglich von selbst, um sich verbinden zu lassen, und ließ den Wundarzt geduldig alles vornehmen, was er für nöthig hielt, sogar das Ausbrennen der Wunde, und äußerte gegen ihn nichts als Dankbarkeit. Ein indischer Fürst ritt auf einem Elephanten in Luknoor, als gerade eine ansteckende Krankheit unter den Bewohnern herrschte. Die Straße war mit Kranken und Sterbenden bedeckt, welche man, um das Mitleid des Fürsten zu erregen, herbeigebracht hatte. Es schien unmöglich, daß der Elephant durchkommen könne, ohne einige zu zermalmen, was aber der Fürst nicht achtete; allein der Elephant schob die einen mit dem Rüssel auf die Seite und half den andern auf die Beine, so daß keinem etwas geschah. Ein Elephant wurde in Neapel bei einem Bau dazu gebraucht, den Maurern in einem kupfernen Gefäß Wasser zuzutragen. Einst rann dieses Gefäß, der Elephant mußte es zum Kupferschmied tragen, um es repariren zu lassen. Als es nachher wieder rann, trug er es ohne alle Anleitung selbst hin. Ein sehr zahmer Elephant, der in Europa zur Schau geführt wurde, nahm mit seinem Rüssel kleine Stückchen Geld, welche man ihm vorwarf, auf, und schob sie, auch wenn der Wärter gar nicht zugegen war, in eine blecherne Büchse, welche hoch oben auf einem Gestelle stand.

Auch der zähmste Elephant hat zuweilen Anfälle übler Laune und ist dann sehr gefährlich, allein man muß ihn nur sich selbst überlassen, so geht diese üble Laune bald vorüber. Wein und Branntwein liebt das Thier sehr und kann große Mengen davon zu sich nehmen, ohne berauscht zu werden; doch kann es die üble Laune hervorbringen, wenn er zu viel davon bekommt. Mit Versprechen von solchen Getränken, kann man ihn zu allen Arbeiten willig machen, man muß aber sein Versprechen auch halten, wenn man sich nicht einer Gefahr aussetzen will. Man hat Beispiele, daß sie ihre Rache erst nach einiger Zeit ausübten. Man muß sich überhaupt hüten, den Elephanten zu necken und zu beleidigen. Ein Einwohner von Ceilon, vor dessen Wohnung täglich Elephanten zur Tränke geführt wurden, reichte öfters einem derselben Feigenblätter, einst wickelte er einen Stein darein, der Elephant nahm zwar die Blätter mit dem Rüssel, ließ aber den Stein fallen. Bei der Rückkehr von der Tränke ergriff er den Mann mit dem Rüssel und zertrat ihn. Bei einer andern Gelegenheit rächte sich der Elephant, den ein junger Herr, statt ihm etwas zu reichen, mit einem Zahnstecher in den Rüssel gestochen hatte, bloß dadurch, daß er sogleich wegging, ein Ameisennest ergriff und dasselbe dem Beleidiger, und zwar mit aller Ruhe, ins Gesicht schmiß.

Das Weibchen des Elephanten trägt 20 Monate, und es scheint, daß keine bestimmte Fortpflanzungszeit eintrete, da eingefangene Weibchen in allen Monaten Junge werfen. Das Junge ist bei seiner Geburt nicht ganz 3 Fuß hoch, im siebenten Jahre ist es 6 Fuß hoch, wächst aber bis ins dreißigste Jahr.

Ein erwachsener Elephant erfordert täglich etwa 200 Pfund Nahrung. In Indien gibt man einem solchen täglich 100 Pfund Reis, belaubte Baumzweige und Früchte. In Versailles gab man einem Elephanten täglich 80 Pfund Brod, 12 Kannen Wein, 2 Eimer Suppe, 2 Eimer in Wasser gekochten Reis und eine Waizengarbe. Einem andern 100 Pfund Heu, 15 Pfund Brod, einige Bündel gelbe Rüben und einige Maß Kartoffeln, ohne das zu rechnen, was er durch die Zuschauer bekam. Es sind also auf alle Fälle theure Kostgänger, und man darf sich nicht wundern, wenn das Volk in Würtemberg in der Theurung von 1817 über den Elephanten des Königs unzufrieden war, da seine Unterhaltung so viel täglich kostete.

Der Bau der Stoßzähne ist beim asiatischen und afrikanischen Elephanten derselbe, nur daß die asiatischen nicht so groß werden. Die Masse derselben ist ziemlich gleichartig, im Innern fast so hart als von Außen. Sie besteht aus tutenförmig concentrischen Schichten, kann sehr gut verarbeitet werden, wird aber im Alter wachsgelb. Der längste Zahn der lebenden afrikanischen Elephanten ist 10 Fuß, und das Gewicht eines solchen Zahnes 150 Pfund. Die fossilen Elephanten haben Zähne von 15 Fuß Länge. Die Weibchen der indischen Elephanten haben nur sehr kurze Stoßzähne, welche zuweilen kaum über die Lippen hervorragen, und die schwersten der Männchen wiegen nicht über 75 Pfund Apothekergewicht, doch sollen die Ele-

phanten in Pegu Zähne haben, welche den afrikanischen nicht nachstehen.

Das Fleisch der alten Elephanten ist grob und hart, doch sollen die Füße und die Zunge sehr gut seyn.

Nashorn. Rhinoceros.

Vorderzähne sind bald vorhanden, bald fehlend; Eckzähne fehlen ganz; Backenzähne finden sich in jeder Kinnlade auf jeder Seite sieben. Sie zeigen auf der Kaufläche verschiedene Leisten, welche sich mehr oder minder abnutzen. Jeder Fuß hat drei kurze Zehen, welche mit eben so viel Hufen umgeben, in eine schwielige Haut gewickelt sind. Die Euter liegen zwischen den Hinterschenkeln. Die Haut ist dick, nackt, nur mit einzelnen Borsten versehen; der Schwanz kurz. Auf der Nase stehen ein oder zwei Hörner, welche aber nur aufsitzend sind und nicht mit den Knochen zusammenhängen.

Die lebenden Arten sind nicht zahlreich, und finden sich in den warmen Gegenden Asiens und in Afrika.

Es sind große, plumpe, mit wenig intelektuellen Eigenschaften versehene Thiere, welche zum Theil an Größe den Elephanten wenig nachstehen würden, wenn sie höhere Beine hätten. Man kannte bis in die neuern Zeiten nur zwei Arten, wovon die eine, das einhörnige Nashorn, in Indien, das andere oder zweihörnige in Afrika wohnt, beide kannten schon die Römer, beide wurden unter den römischen Kaisern lebend in Rom gezeigt und sehr kenntlich auf den römischen Münzen abgebildet. Außer diesen beiden längst bekannten Arten wurden in neuern Zeiten noch zwei Arten in Asien auf den Sundinseln und zwei in Afrika entdeckt. Die afrikanischen Arten haben alle zwei Hörner. Sie unterscheiden sich nicht bloß durch die ganz glatte Haut von den asiatischen, sondern auch durch den Mangel an Schneidezähnen, von welchen die asiatischen Arten im Ober- und Unterkiefer zwei starke besitzen. Das längst bekannte indische Nashorn hat nur ein starkes kegelförmiges, nach hinten gekrümmtes spitziges Horn, das javanische hat auch nur ein Horn, und das sumatranische hat zwei solche.

So wie die Gattung der Elephanten in der frühern Schöpfung zahlreicher war, so war auch die des Nashorns wenigstens eben so zahlreich und allgemein verbreitet. Nur allein in der Schweiz findet man die Ueberreste von drei Arten, von denen eines Schneidezähne hatte, und die Ueberreste von Nashörnern gehören zu den allgemein verbreitetesten. Die Sammlung in Zürich besitzt sehr gut erhaltene Nashornzähne aus den Kohlengruben von Elgg und aus andern Gegenden des Kantons.

Die lebenden Nashörner genießen nichts anders als Pflanzen, leben einsam oder höchstens paarweise, am liebsten in sumpfigen Gegenden, fliehen den Menschen; wenn sie aber verwundet werden, rennen sie auf den Jäger los und sind dann sehr gefährlich. Man kann sie auf einen gewissen Grad zähmen, allein sie scheinen ihren Herrn vor andern nicht zu unterscheiden, und sind zu nichts zu gebrauchen. Das Fleisch ist zwar eßbar, aber zähe und unschmackhaft. Aus den Hörnern hat man ehmals Gefäße gemacht, von denen man glaubte, daß sie vor Vergiftung schützen sollten, indem vergiftetes Getränk darin aufschäume. Aus der Haut macht man in Afrika Peitschen. Das Weibchen wirft nur ein Junges.

Tafel 57. Das einhörnige javanische Nashorn. Rhinoceros javanicus.

Mit einem einzigen Horn, welches auf der Haut der Nase aufsitzt; mit starken Schneidezähnen und einer gefalteten Haut, welche besonders über die Schultern, am Halse und an den Schenkeln Falten schlägt. Sie ist ganz nackt, aber mit kleinen winklichten Höckerchen dicht besetzt; der Schwanz ist kurz; die Ohren mittelmäßig lang; die Augen klein; das Horn beim Erwachsenen groß; die Farbe umbrabraun.

Länge 9 — 10 Fuß, Höhe bis 6 Fuß.

Das abgebildete Thier ist noch ein junges, dessen Horn erst zu wachsen anfängt.

Die Heimath dieses Nashorns ist auf Java beschränkt, wo es gesellschaftlich zusammenlebt. Es ist nicht an eine besondere Gegend gebunden, sondern von der Küste bis zu den Berggipfeln anzutreffen, und zieht hohe Lagen vor. In einigen Gegenden ist es ziemlich zahlreich, und seine Lagerstätten werden durch die tiefen Wege bezeichnet, welche es längs den Abhängen der Berge bildet.

Es ist nicht wild und boshaft und greift den Menschen ungereizt nicht an. Verwundet ist es aber sehr gefährlich. Es wird selten lebend gefangen und gezähmt; zuweilen wird es aber in Gruben gefangen und getödtet. Es streift vorzüglich bei Nacht umher und verursacht großen Schaden in den Kaffe- und Pfefferplantagen. Ein ganz jung eingefangenes wurde so zahm, daß es sich an einen großen Karren spannen ließ und dabei ruhig und lenksam blieb. In einem großen Hofraume herumlaufend, zeigte es keine Spur von Unruhe oder Bosheit. Es duldete selbst Betastungen und ließ Leute auf seinen Rücken steigen. Größer geworden, verließ es zuweilen seine Umzäunung, kam zu den Wohnungen der Eingebornen und that bedeutenden Schaden an ihren Gemüse- und Obstgärten, ließ sich aber bereitwillig wieder in seinen Stall zurückführen. In seinem Hofraume machte es durch Wälzen und Stampfen bedeutende Vertiefungen in den Boden, der sehr weich war, und hielt sich am liebsten in diesen auf.

Man gab ihm Zweige von Bäumen, Strauchwerk und verschiedene Schlingpflanzen zur Speise, unter denen es Plantanen am meisten liebte. Wasser bedurfte es sehr viel.

Dieß ist alles, was wir über diese Art sagen können, von der wir nicht einmal bestimmt wissen, welche Größe sie erreicht. Unsere Abbildung ist nach Friedrich Cüvier.

Flußpferd. Hippopotamus. Seekuh.

In jeder Kinnlade vier Vorderzähne, die beiden mittlern in der untern Kinnlade sind die längsten. Eckzähne in beiden Kiefern, die untern sehr groß. Backenzähne auf jeder Seite sechs oder sieben, von zusammengesetztem Bau. Füße vierzehig, mit eben so viel Hufen. Die Haut dick, nackt; nur hin und wieder mit Borsten versehen. Die Schnauze sehr aufgeschwollen, stumpf; die Lippen bedecken alle Zähne.

Das Flußpferd ist das plumpeste aller Landsäugethiere. Der Kopf ist sehr groß; der Hals undeutlich; die Augen klein; die Ohren mittelmäßig, spitzig; der Schwanz kurz; die Beine ungemein kurz, so daß der Bauch des Thiers fast den Boden berührt.

Das Vaterland der einzig bekannten lebenden Art ist Afrika, wo es in den großen Flüssen, Nil, Niger und in den Seen vorkommt.

Das afrikanische Flußpferd. Hippopotamus amphibius.

Der große Kopf, die unförmlich aufgeworfene Schnauze, der dicke, faßförmige Leib und die kurzen Beine geben diesem Thiere ein sehr unangenehmes Ansehen, zu dessen Verschönerung die nackte, dicke Haut wenig beiträgt. Es sieht fast aus, wie eine auf vier kurzen dicken Stützen ruhende Tonne. Der Rachen ist weit gespalten und zeigt beim Gähnen oder Fressen den furchtbaren Zahnapparat. Am Rumpfe sind nur wenige vereinzelte kleine Haare, an den Lippen stehen einzelne kleine Haarbüschel; der Schwanz ist kurz, nackt und faltig; die Farbe ist lohgelb, ins schwärzliche ziehend.

Die Männchen übertreffen die Weibchen bedeutend an Größe.

Die Länge des größten bekannten Flußpferdes, welches im Frankfurter Museum steht, beträgt gegen 15 Fuß, die Höhe des Vordertheils noch nicht 6 Fuß, des Kreuzes etwas zu 6 Fuß.

Die untern Eckzähne können eine Länge von 26 Zoll erreichen, stecken aber sehr tief in der Kinnlade.

Aufenthalt. In frühern Zeiten lebte das Nilpferd auch in Unteregypten, und war auf den Münzen ein Emblem Egyptens neben dem Gott Nilus und dem Krokodil; jetzt ist es nur noch in Oberegypten, in Nubien, und weiter hinauf im Nil zu finden. In Kongo, in Abyssinien, im Niger und im Senegal, auch vom Kap landeinwärts ist es in allen großen Flüssen anzutreffen. Man findet sie selbst an den Mündungen der Flüsse im Meere. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, und gehen selbst am Boden des Wassers umher. Ihre Nahrung besteht aber bloß in Pflanzen, deßwegen kommen sie häufig ans Land und richten in den Pflanzungen großen Schaden an.

Es sind dumme, aber friedfertige Thiere, welche ungereizt dem Menschen nichts zu leide thun, verwundet aber mit blinder Wuth auf den Jäger losgehen. Man hat auch Beispiele, daß sie Rindvieh anfielen und tödteten. Sie fliehen vor den Menschen in bewohnten Gegenden, laufen dem Wasser zu und tauchen unter, stecken dann bloß die Nase aus dem Wasser, um zu athmen, und sind dann schwer anzugreifen.

Sie selbst sollen sich zuweilen untereinander fürchterliche Kämpfe liefern und dabei die Zähne oft zerbrechen.

Das Fleisch des Flußpferdes soll sehr wohlschweckend sein, besonders werden Füße und Schwanz geschätzt. Ein Hippopotamus gibt so viel Fleisch als 4 bis 5 Ochsen. Aus der Haut macht man am Kap Peitschen. Die Zähne werden als Elfenbein bearbeitet, welches immer weiß bleibt. Die Jagd ist selbst mit Feuergewehr schwierig und gefährlich. In Dongola bedienen sich die Hippopotamusjäger der Harpunen, wobei aber furchtbare und gefährliche Kämpfe statt haben. Kugeln dringen kaum durch die Haut durch. Zur Zeit der Römer wurde das Flußpferd mehrmal lebend nach Rom gebracht. In neuern Zeiten ist dieß Thier nie lebend nach Europa gekommen.. In einer frühern Schöpfung gab es mehrere Hippopotamus, von denen eine Art kaum größer als ein Schwein war. Im Arnothale in Toskana, hat man den ganzen Kopf einer großen Art gefunden.

Tapire. Tapirus.

Oben und unten 6 Vorderzähne; die Eckzähne klein in beiden Kinnladen; Backenzähne in der obern Kinnlade 7, in der untern 6 auf jeder Seite; die letzten sind höckerig und mit Querleisten besetzt. Die Nase ist in einen vorstreckbaren Rüssel verlängert; die Haut ist dick und behaart; der Hals ist lang und deutlich vom Rumpfe unterschieden; die Beine sind stark, von mittlerer Länge, vorn mit 4, hinten mit 3 Hufen; der Schwanz sehr kurz.

Wir kennen drei Arten, wovon zwei, der Schweinstapir und der langhaarige Tapir, Amerika angehören, der zweifarbige Tapir aber auf Sumatra sich findet.

Taf. 57. Der zweifarbige Tapir. Tapirus bicolor.

Schwarz oder dunkelbraun, hinter den Schultern, über den Rücken, bis zum Bauche und über die Hinterschenkel zieht sich ein weißer Fleck, wie eine Schabracke, rings herum. In der frühern Jugend ist das Thier schwarz, oben mit fahlen Flecken und Streifen, unten mit weißen, sehr schön gezeichnet. Der Rüssel ist kurz; die Ohren sind weiß gerändert; der Schwanz sehr kurz.

Länge vom Rüssel bis zum Schwanz 6′ 10″; des Weibchens 8′. Schulterhöhe 3′ 2 bis 5″, Kreuzhöhe 3′ 4 bis 9″.

Vaterland. Sumatra, die Halbinsel Malakka und die südwestlichen Provinzen von China.

Er lebt in Wäldern, in der Nähe der Flüsse und liebt das Wasser sehr; er schwimmt und taucht gut. Er ist ein friedliches und furchtsames Thier. Gefangen wird er zahm und so anhänglich an seinen Herrn, wie ein Hund. Ein junger in Barrakpoor schweifte frei in einem Park herum, ging oft und gerne ins Wasser, und schien auf dem Boden des Wassers herum zu gehen, ohne zu schwimmen. Er fraß alle Arten von Vegetabilien und war bei Tische sehr aufmerksam, um Brod oder Kuchen zu bekommen, und schien nie böse werden zu können.

Das Fleisch wird von den Malajen sehr gerne gegessen, und hat wahrscheinlich einen Geschmack, wie das der amerikanischen Tapire, welche als Speise sehr beliebt sind. Ueber seine Fortpflanzung ist nichts bekannt.

Tapire gab es auch in frühern Schöpfungen, und die, von Cuvier sogenannte Gattung Paleotherium war den Tapiren der jetzigen Schöpfung sehr nahe verwandt.

Schwein. Sus.

Vorderzähne oben 4, unten 6, oder oben und unten 6; die untern stehen schief vorwärts; die Eckzähne sehr groß und aus dem Munde vorstehend, zuweilen so lang, daß sie eine Art Hörner bilden. Sie stecken sehr tief in den Laden, und wachsen fast das ganze Leben des Thieres durch; Backenzähne allenthalben 7, die vordern einfach, die hintern mit Höckern. Die Nase in einen stumpfen Rüssel verlängert, am Ende wie abgeschnitten; an allen Füßen 4 Zehen mit Hufen, wovon aber nur die beiden mittlern den Boden berühren und zum Gehen dienen.

Die Schweine sind vorzüglich Pflanzen fressend, genießen aber auch thierische Kost, und sind also Alles fressend. Man findet sie in allen Erdtheilen, Neuholland ausgenommen. Es sind Thiere mit wenig Intelligenz, schwer zähmbar, und auch im gezähmten Zustande ihren Herrn nicht kennend. Sie werden sehr fett, und blos ihres Fleisches wegen gejagt und gehalten. In der Freiheit leben sie in Heerden, und richten in Pflanzungen großen Schaden an, da sie sehr gefräßig sind, und die Pflanzungen umwühlen.

Sie vermehren sich stark, und das gemeine Hausschwein wirft unter allen Hausthieren am meisten Junge. Man hat gesehen, daß ein Schwein auf einmal 24 Junge geworfen hat; die gewöhnliche Zahl ist aber 6 bis 8.

Das Hausschwein ist eines von den wenigen Säugethieren, deren wilde Stammrasse man noch antrifft, da das wilde Schwein fast alle Gegenden der alten Welt, der höhere Norden ausgenommen, bewohnt. Es läßt sich, jung gefangen, zähmen, ist aber immer gefährlich zu behandeln, und es bedurfte viele Generationen, ehe es ganz gezähmt werden konnte. In manchen Gegenden, wie z. B. in Ungarn, lebt es noch jetzt in einem halbwilden Zustande. Das Männchen heißt Eber, das Weibchen die Sau. Das wilde Schwein lebt in Heerden oder Rudeln; man hat sie in Gesellschaften von 40 Stücken angetroffen.

Die Farbe des wilden Schweines ist schwärzlichgrau; die Haare sind lang, grob, borstenartig, auf der Haut aber finden sich sanftere, wollige, gekrauste Haare. Auf dem Rücken sind die Borsten länger. Der Kopf ist verhältnißmäßig groß, lang; die Nase stumpf; die Hauzähne sind beim alten Eber sehr groß, 3 oder 4 Zoll aus dem Munde vorragend; die obern Eckzähne sind vorn abgeschnitten, ebenfalls aufwärts gebogen, so daß die untern auf der abgeschnittenen Fläche spielen und sie immer poliren und schleifen. Bei der Sau sind sie kleiner. Die Ohren sind aufwärts gerichtet, breit, stark behaart; die Haut, besonders an den Seiten, dick, hart und fast undurchdringlich; der Schwanz ziemlich kurz und meist geringelt. Die Jungen heißen Frischlinge; sie sind schwarz gestreift.

Die Länge eines alten, starken Ebers ist bis zur Schwanzwurzel 5′ 9″ bis 6′, des Schwanzes 9″; das Gewicht 400 Pfund und mehr.

Es sind starke, wilde, bösartige Thiere. Sie laufen schnell, fliehen zwar den Menschen; verwundet aber sind sie gefährlich, gehen blind auf den Feind los, und suchen ihn durch ihre Hauer zu verletzen. Das wilde Schwein hat keinen dicken Speck, wie das zahme, aber ein saftiges, mit Fett durchwirktes Fleisch. Wie das zahme Schwein liebt auch das wilde sich im Koth und Morast zu wälzen.

Zu ihrem Aufenthalte wählen die Schweine die dichtesten Gebüsche, wo sie gemeinschaftlich ein weites Loch aufwühlen, und dasselbe mit Holzreisern, Laub und Moos ausfüttern, welche Dinge sie im Munde herbeitragen. Hier bringen sie den größten Theil des Tages zu, und gehen erst gegen Abend auf Nahrung aus. Man nennt dieses Lager den Kessel. Die Gesellschaft besteht aus etlichen Weibchen mit ihren Jungen und aus jungen zwei und dritthalbjährigen Ebern. Die alten Eber leben fast immer einsam, und gesellen sich nur zu gewissen Zeiten zu den Sauen.

Die Gefräßigkeit des Schweines erstreckt sich über Pflanzen- und Thierreich. Eicheln, Kastanien, Buchnüsse, alle Arten von Obst, viele Wurzeln, Rüben, Kartoffeln, Gras, Erbsen, Linsen, Getreide, Trüffeln, Regenwürmer, Insektenlarven, Aas, Eier und Junge der auf der Erde brütenden Vögel; nichts verschmähen sie. Mit ihren Rüsseln wühlen sie, unter beständigem Grunzen, die angepflanzten Aecker auf, und fressen das Gepflanzte. Da sie sehr viel bedürfen, so müssen sie weit umher streifen, laufen oft viele Stunden weit, und richten Verwüstungen an.

Zur Begattungszeit, im November, kämpfen die Eber mit einander, und hauen sich oft tiefe Wunden mit ihren Eckzähnen. Die Verwundeten reiben sich darauf an Tannen und Fichten, um die Blutung durch das Harz zu stillen. Es bildet sich auf diese Art eine Art von Panzer an ihrem Körper, da die Harzkruste alle Haare zusammenklebt. Man nennt solche Eber Panzerschweine. Nach vier Monaten wirft die Sau 4 bis 6 Frischlinge, welche einige Tage ganz still liegen, dann aber mit der Mutter, die sie nie verläßt, umher streifen. In dieser Zeit ist die Mutter furchtbar böse, und greift mit Wuth Menschen und Thiere an, die sich ihren Jungen nähern.

Des großen Schadens wegen ist das wilde Schwein fast allenthalben in bewohnten Gegenden vogelfrei erklärt und wird möglichst ausgerottet, oder nur in eingeschlossenen Parks gehalten; allein die Jagd ist für Menschen und Hunde gefährlich und sehr mühsam. Man braucht dazu eigene abgerichtete große Hunde, welche das Schwein bei den Ohren fassen, und so dem Jäger Gelegenheit geben, es zu tödten. Wo man diese nicht hat, ist die Jagd sehr unsicher, da die Schweine heute da, morgen dort sind. Bei uns, wo seit einiger Zeit sich wilde Schweine eingenistet haben, führt blos der Zufall zuweilen ein solches dem Jäger in die Hände.

Die zahmen Schweine sind, wie alle Hausthiere, in viele Varietäten ausgeartet. Es gibt rothe, weiße, schwarze, gefleckte, mit hängenden und stehenden Ohren. Sie sind viel weniger behaart als die wilden, und die Haut nur dünne mit Borsten bedeckt. Unter der Haut legt sich bekanntlich oft mehrere Zoll dicker Speck an.

Man hält sie blos des Fleisches wegen, obschon auch die Haut benutzt wird, in engen Ställen, oder läßt sie zuweilen auf die Weide und ernährt sie mit allem Abgang aus Gärten und Küchen.

Die Sau wirft jährlich zwei oder gar dreimal, selten weniger als 6, aber auch oft 10, 12 und mehr Junge; man pflegt aber die meisten zu verschneiden, indem dadurch das Fettwerden begünstigt wird. Man muß kleine Kinder vor ihnen hüten, wenn sie frei herumlaufen, da man viele traurige Beispiele hat, daß solche von den Schweinen angefallen, verstümmelt oder aufgefressen worden sind. Sie sind vielen Krankheiten unterworfen, welche oft die Schweine ganzer Gegenden befallen und viele tödten.

Taf. 63. Das Warzenschwein.
Phascochoeros Aeliani.

Der Rüssel ist sehr breit, ganz platt gedrückt; die Hauer sind so lang, daß sie, wie Hörner, zu beiden Seiten vorstehen. Die obern sind umgebogen, und laufen spitzig zu, die untern sind fast ebenso lang, sehr spitzig und scharf. Unter den Augen und zu beiden Seiten des Rüssels stehen große Warzen. Der ganze Körper ist mit dünnen, langen Borsten sparsam besetzt, die am Nacken und Rücken sehr lang sind. Der Schwanz endiget mit einem Borstenbüschel. Die Farbe des ganzen Thieres ist erdfarben, die Borsten der Mähne hellbraun.

Länge vom Rüssel bis zur Schwanzwurzel 4′ 4″ 6‴, des Schwanzes 1′ 5″. Länge des obern Stoßzahns nach der Krümmung 8½″. Schulterhöhe 2′ 3″; Kreuzhöhe 2′ 1″.

Aufenthalt in niedrigen Gebüschen und Waldungen von Kordofan und am östlichen Abhang Abyssiniens.

Seine Nahrung besteht in Wurzeln, die es mit den Hauzähnen auswühlt; dabei rutscht es auf den Knieen fort, indem es mit den Hinterfüßen den Körper nachschiebt. Bei den Eingebornen heißt es Harujá in Kardofan Halluf. Sein Fleisch wird von den Eingebornen nicht gegessen; es soll aber gar keinen unangenehmen Geschmack haben.

Die Abbildung ist nach Rüppell.

Taf. 63. Der Hirscheber oder die Babirussa.
Sus Babirussa.

Die Eckzähne stehen wie Hörner aufwärts, und krümmen sich bogenförmig nach hinten, die in der untern Kinnlade stehen von den obern entfernt, sind etwas weniger gekrümmt, beide sehr spitzig. Der Rüssel ist ziemlich spitzig, und der Kopf ein ächter Schweinskopf; die Ohren kurz, nackt und klein; die ganze Haut ist mit sehr wenig Haaren besetzt und fast nackt, hin und wieder Runzeln werfend, besonders am Halse und am Bauche. Die Farbe ist einförmig aschgrau, am Bauche ins Falbe übergehend; die einzelnen Borsten sind lang und hart; die ganze Gestalt ist schweinsartig und etwas plump.

Länge bis zum Schwanz 3′ 6″, des Schwanzes 8″. Höhe 2′.

Vaterland. Die Molukken, wo es im freien und zahmen Zustande lebt. In der Freiheit leben sie paarweise, und scheinen feindlich gegen einander zu sein. Die in der Gefangenschaft in Paris lebenden schliefen immer ganz nahe aneinander liegend, und bedeckten sich mit dem Stroh ihres Lagers, so daß man sie nicht sehen konnte. Wahrscheinlich haben sie im freien Zustande dieselbe Gewohnheit. Sie waren nicht sehr bösartig, und das Männchen, welches zwar sehr alt und fett war, zeigte sich äußerst träge, das jüngere Weibchen dagegen war munterer. Gegen alle Erwartung wurde das Weibchen in der Menagerie trächtig und warf nur ein Junges. Man bemerkte dieß erst dadurch, das dasselbe eines Morgens ganz wüthend auf den Wärter losstürzte, der in den Behälter trat. Da es sonst nicht sehr böse war, so fiel dieß auf; man hielt es fest, und fand nun das Junge ganz unter dem Stroh verborgen. Es war kaum über 6 Zoll lang, ganz nackt, aber mit allen Sinnen begabt, und konnte schon gehen. Mehrere Wochen erlaubte das Weibchen Niemanden sich zu nähern, und war äußerst besorgt um sein Junges, welches immer verborgen blieb. Das Männchen lebte fortdauernd friedlich mit dem Weibchen, bekümmerte sich aber gar nicht um das Junge. Nach 6 Wochen war es schon 15 Zoll hoch. Es starb nach 22 Monaten, und hatte dazumal eine Höhe von 17 Zoll. Die obern Stoßzähne waren noch nicht hervorgebrochen, aber man sah die Erhöhung, die ihrem Ausbruch voran ging.

Die Nahrung ist die unserer Schweine. Die Zähne scheinen ebenfalls zum Graben nach Wurzeln zu dienen; es soll aber nicht wühlen. Gras, Früchte und Fleisch genossen die in der Pariser Menagerie lebenden ebenfalls.

Amerika hat auch zwei eigene Arten Schweine; sie sind klein, haben keine äußerlichen Hauer; ihre Borsten sind fast stachelig, sie leben in Heerden in den Wäldern Brasiliens, und heißen Nabelschweine. Ihr Fleisch wird sehr geschätzt.

Wiederkauende Thiere.

Diese Ordnung enthält die größte Zahl der für den Menschen nützlichsten Thiere, aus welchen er von den frühesten Zeiten an sich solche zu Hausthieren wählte, sich von ihrer Milch und ihrem Fleische nährte, und aus ihren Häuten und Haaren seine Kleider bereitete. Sie dienen ihm als Zug- und Lastthiere, und sind vom Schöpfer über alle Klimate der Erde verbreitet; nur Neuholland, dieses sonderbarste aller Länder, ernährte ursprünglich keine Art; in neuern Zeiten aber haben die Europäer sie auch dort eingeführt, wo sie sich gleich, wie in andern Welttheilen, leicht gewöhnten und sich fortpflanzen.

Keine Ordnung ist so natürlich und so bestimmt, wie diese. Der erste Hauptcharakter ist der Mangel der Vorderzähne in der obern Kinnlade, welche nur mit einer harten Wulst versehen ist. In der untern Kinnlade stehen immer 8 schneidende Vorderzähne. Zwischen ihnen und den Backenzähnen ist immer ein weiter leerer Raum, in welchem jedoch bei einigen lange und starke Eckzähne stehen, welche dagegen andern ganz fehlen. Backenzähne sind immer 6, welche an ihrer Oberfläche schief und mit gebogenen Schmelzlinien bezeichnet, an den Seiten aber wellenförmig gebuchtet sind. An den Füßen befinden sich immer zwei in Hufen eingehüllte Zehen, daher heißen sie Thiere mit gespaltenen Hufen, weil es gerade so aussieht, als ob man eine Hufe mitten entzwei geschnitten hätte. Hinter ihnen stehen meist zwei Afterhufen, welche aber den Boden beim Gehen nicht berühren. Der Mittelfuß wird nur aus zwei mit einander verwachsenen, langen Knochen gebildet.

Zwei oder drei Gattungen ausgenommen haben alle Wiederkauer, Geweihe oder Hörner, entweder nur beim männlichen Geschlecht, oder bei beiden. Den Namen Wiederkauer aber haben sie von der sonderbaren Eigenschaft, daß sie die Pflanzen, welche sie genießen, erst nur leicht zerkauen und hinunterschlucken, dann aber durch eine Art von willkürlichem Erbrechen die Pflanzen aus einem ersten Magen portionsweise wieder in den Mund steigen lassen, und nun erst recht zerkauen. Der Magen dieser Thiere ist deswegen aber auch ganz eigen eingerichtet. Bei den meisten Säugethieren ist er blos einfach, ohne innere Abtheilungen; bei diesen aber in vier Abtheilungen geschieden, wovon jede eine andere Einrichtung hat. Die drei ersten Abtheilungen sind so gebaut, daß die Nahrungsmittel in den einen oder andern gehen können, da die Speiseröhre in alle drei einmündet. Der erste Magen ist weit der größte von allen, und füllt einen sehr großen Theil der Bauchhöhle aus; er fällt daher auch sogleich in die Augen, wenn man die Bauchhöhle öffnet; er heißt der Panzen, und nimmt die leichtgekauten Pflanzen sogleich auf, welche deswegen noch einen sehr großen Raum einnehmen. Aus diesem Theil gehen sie portionsweise in den zweiten Magen, den man die Mütze nennt. Die innere Haut dieses Magens ist so gefaltet, daß die Falten regelmäßige sechseckige Figuren bilden, wie Bienenzellen. Er ist klein, rundlich, und nimmt nur kleine Portionen aus dem Panzen auf; diese werden hier noch mehr erweicht, befeuchtet und bilden kleine Ballen, welche nun wieder in den Mund aufsteigen, und besser gekaut werden. Sie gehen nun in den dritten Magen über, welcher Blättermagen oder Psalter heißt, da die innere Haut Falten bildet, welche wie die Blätter eines Buches über einander liegen. Das Aufstoßen und Wiederkauen geht so lange fort, bis alles, was in dem Panzen war, ausgeleert ist. Bei diesem Geschäft ist das Thier ruhig und sehr häufig liegend. Aus dem Psalter gehen endlich die Speisen in den vierten oder Labmagen, wo sie am stärksten aufgelöst und breiartig werden. Er hat dicke, runzelige Wände und eine

ſtarke Muskelhaut, und entſpricht dem einfachen Magen der andern Säugethiere. Da die Wiederkauer eine große Menge Pflanzen bedürfen, um ſich zu nähren, ſo ſcheint die Natur deswegen eine ſolche Einrichtung getroffen zu haben, daß ihnen das Abweiden weniger Zeit wegnehme, und ſie nun in Ruhe der Verdauung abwarten können; dadurch ſind ſie aber um ſo eher zum häuslichen Gebrauch geeignet, weil ſie auch neben der Arbeit kauen können. Eine ſo große Menge Pflanzen, welche ſie bedürfen, hatte auch eine zuſammengeſetztere Einrichtung nöthig, um hinlängliche Nahrung liefern zu können. So lange die Wiederkauer nur Milch genießen, verdaut der Labmagen faſt nur allein, und es hat kein Wiederkauen ſtatt, er iſt daher am meiſten ausgebildet, und erſt wenn ſie Pflanzennahrung genießen, dehnt ſich der Panzen und die übrigen Magentheile aus.

Das Fett der Wiederkauer häuft ſich an gewiſſen Stellen ſehr ſtark an, beſonders in der Nierengegend, wird beim Erkalten dort härter und brüchig. Man nennt dieſes gröbere Fett Talg oder Unſchlitt, und braucht es vorzüglich zu Lichtern.

Die Euter liegen zwiſchen den Hinterſchenkeln, bilden eine große zuſammengeſetzte Drüſe, ſind einer bedeutenden Ausdehnung fähig und können viele Milch enthalten. Die Milch mehrerer Arten iſt für den Menſchen ſelbſt ein wichtiges Nahrungsmittel.

Es ſind die einzigen Säugethiere, welche wahre Hörner oder Geweihe haben. Die Hörner beſtehen aus Hornmaſſe, welche einen Knochenfortſatz am Kopfe umgibt und nie abfällt, auch immer nur einfach iſt. Geweihe ſind äſtige Knochenfortſätze, welche an der Stirn auf einem Knochenvorſprung feſtſitzen, jährlich abfallen, und durch Neue erſetzt werden. Sie fehlen, ſo wie die Hörner, den meiſten weiblichen Thieren.

Ohne Hörner oder Geweihe:

Kameel. Camelus.

Vorderzähne oben 2, welche man indeß eher Eckzähne nennen kann, obſchon ſie im Zwiſchenkieferknochen ſtecken, unten 6. Eckenzähne oben und unten auf jeder Seite einer; hinter dieſen ſtehen vereinzelt oben und unten auf jeder Seite noch ein Zahn, den man als Eckzahn oder falſchen Backenzahn betrachten kann; ſie ſind, wie die Eckzähne, hakenförmig. Backenzähne allenthalben 5, alſo in allem 32 Zähne. Der Kopf iſt lang; die Naſe gebogen; die Lippe ſtark geſpalten, und jeder Lappen kann ſich einzeln bewegen; die Naſenlöcher ſind einfache Spalten, welche ſich öffnen und ſchließen können; die Augen groß; die Ohren klein; der Hals ſehr lang und gekrümmt; die Beine lang, dünne; die Füße nicht ganz geſpalten, ſondern unten bis faſt an die Spitze mit einer bindenden Sohle vereinigt; an den Zehen zwei kurze Hornſcheiden; auf dem Rücken ein oder zwei Fetthöcker; an der Bruſt und an den Vorderſchenkeln ſtarke Schwielen; der Schwanz mittelmäßig lang; die Haare weich und wollig.

Die Kameele, von welchen man nur zwei Arten kennt, ſind in Aſien und Afrika einheimiſch, ſeit den früheſten Zeiten Hausthiere, und nirgends mehr wild anzutreffen. So nützlich ſie ſind, ſo gehören ſie doch zu den häßlichſten Thieren; allein alles an ihnen iſt brauchbar, Haut, Fleiſch, Milch, Haare, ſelbſt Koth und Urin, und eine Eigenſchaft macht ſie beſonders nützlich, nämlich die, daß ſie das Waſſer ſehr lange entbehren können, indem am Panzen noch ein eigener Anhang oder Nebenbehälter von zelligem Bau ſich befindet, in welchem das getrunkene Waſſer aufbehalten wird und lange friſch bleibt, ſo daß das Thier das Saufen eine bedeutende Zeit entbehren kann, aber auf einmal viel trinkt.

Die Kameele ſind ſanfte und gelehrige Thiere, ganz geeignet für ebene Gegenden, nicht aber für Gebirge. Dieſen ſanften Charakter haben aber nur die Weibchen und verſchnittenen Männchen; die Hengſte dagegen ſind launige, biſſige und ſchwer zu behandelnde Thiere, welche furchtbar beißen können.

Nicht nur das Saufen kann das Kameel lange entbehren, ſondern es bedarf auch zur Nahrung nicht ſehr viel, und kann lange mit wenigen trockenen Kräutern vorlieb nehmen, wenn es nur zuweilen ſich wieder recht ſättigen kann. Die Höcker nämlich, welche ihm ein ſo häßliches Anſehen geben, ſind gerade in dieſer Hinſicht wichtig. Sie beſtehen aus Fett, und werden um ſo größer, als das Thier reichliche und gute Nahrung erhält; bekommt es aber nur wenig und ſchlechte Nahrung, ſo ſchwinden ſie, allein das Fett wird eben zur Ernährung angewendet und eingeſogen. Dieſe ſcheinbar unnütze Verunſtaltung iſt alſo eine ſehr weiſe Einrichtung der Natur, ſehr wichtig für die Oekonomie des Thieres und für ſeine Brauchbarkeit für den Menſchen.

Das Weibchen wirft nur ein Junges, welches ganz wollig auf die Welt kommt, und mit den Schwielen geboren wird.

Die Behaarung richtet ſich nach dem Aufenthaltsorte; iſt das Klima kälter, ſo iſt ſie ſtärker, iſt es wärmer, geringer. Die merkwürdige Eigenſchaft, das Waſſer lange entbehren zu können, liegt zwar in der Organiſation, allein ſie iſt durch Angewöhnung verſtärkt worden. Die Angaben der Reiſenden über die Zeit, welche das Kameel ohne Waſſer ſein kann, iſt ſehr abweichend, wahrſcheinlich wegen dem Unterſchied der Jahreszeit, in welcher die Beobachtung gemacht wurde. In der Mitte des Sommers begehrt das Kameel jeden dritten oder vierten Tag zu ſaufen. Im Frühjahr kann es ſehr lange ohne Waſſer ſein. Skinner beobachtete auf ſeiner Reiſe von Damaskus nach Bagdad, daß dieſe Thiere 20 Tage ohne Waſſer aushielten, allein der Boden war damals mit ſaftigen Pflanzen bedeckt. Wo es zu haben iſt, trinken ſie jeden Tag; Gewöhnung macht hier das meiſte. Die Pferde der Turkomanen können auch mehrere Tage arbeiten, ohne zu trinken. Die intellektuelen Eigenſchaften der Kameele ſind nicht gering, Geſicht, Geruch und Gehör ſind vortrefflich; der Charakter biegſam und gutmüthig. Sie kennen die Stimme ihrer Herren, folgen ihrem Rufe, richten ihren Gang nach dem Geſange derſelben ein, lernen leicht ſich niederlegen, um beladen zu werden; laufen ſchnell, und können ungemein lange Strapazen aushalten. Die ſtärkſten tragen eine Laſt von 12 bis 1500 Pfund, und der Araber durchſtreift mit ſeinem Kameele in einem Tage einen Strich Landes von 30 bis 40 Stunden. Einige trockene Blätter, einige ſtachelige und dürre Kräuter ſtillen ihren Hunger, ja ſie ſollen ſelbſt von Pflanzenkohlen einige Zeit leben können. Waſſer wittert ihr vortrefflicher Geruch weit in der Wüſte und den Kopf hoch in die Luft haltend, verdoppeln ſie ihre Schritte. Kommen ſie abgemagert, mit ſchlaffen faſt hängenden Höckern, nach einer Reiſe durch die Wüſte auf fruchtbaren Boden, ſo freſſen ſie viel, und bald iſt ihre häßliche, aber wichtige Zierde, welche die Höcker geben, wieder in vollem Maße hergeſtellt. Ohne ſie wäre es unmöglich die Sandmeere Afrikas zu durchreiſen.

So ſanft und lenkſam die Weibchen und verſchnittenen Kameele ſind, ſo ſchwierig ſind die Männchen zu leiten, man braucht ſie auch nur zur Fortpflanzung; weit die meiſten werden verſchnitten. Die Kameele machen den Reichthum der Araber aus, welche ſich ihrer zum Reiten und Laſttragen bedienen. Für ſie iſt auch die Milch ſehr wichtig. Sie iſt ſüß, hat viel Butterſtoff, und wirklich für ſich allein zu ſtark, daher wird ſie mit Waſſer vermiſcht, und iſt manchmal faſt alleinige Nahrung der Beduinen der Wüſte. Das Fleiſch der Weibchen, der Verſchnittenen und Jungen iſt vortrefflich. Die Haut gibt ein ſchönes Leder; aus den langen Haaren werden Zeuge gemacht; aus dem Urin bereitet man Salmiak; der Kameelmiſt iſt getrocknet oft das einzige Brennmaterial in den holzleeren Gegenden.

Der gewöhnliche Gang iſt ein weites Traben, während ſie den Kopf ganz in die Höhe halten, und den Schweif ſteif und wagrecht emporheben. Gewöhnlich treibt ſie der Araber durch einen eigenen Geſang zum ſchnellern Gange. Da der Trab etwas ſchwer iſt, ſo muß man ſich nach und nach daran gewöhnen, wenn man nicht ermüdet werden ſoll. Man kann dieſe Thiere aber auch an das Schießen gewöhnen. Die Franzoſen in Egypten hatten eine ſchöne Kameelreiterei, und die Perſer haben ſogar eine Kameelartillerie, wo bei jedem Schuſſe das Kameel ſtille ſteht.

Die Kameele werfen jährlich nur ein Junges; die Tragezeit des Weibchens iſt ein Jahr. Das Junge kommt ſehend zur Welt, iſt ganz mit weicher Wolle beſetzt, und hat ſchon die Anlage zum Höcker, der ſich aber nun erſt entwickelt. Es ſaugt zwei Jahre.

Die beiden Arten ſind:

Taf. 66. Das Dromedar oder einhöckerige Kameel.

Häufig in Arabien und ganz Nordafrika, von Egypten bis nach Mauritanien und vom Mittelmeer bis zum Senegal, auch in Abyſſinien, Perſien, der ſüdlichen Tartarei und in Indien. Dieſe Art iſt eigentlich für die dürren Sandwüſten geeignet.

Die Farbe iſt meiſt grau, faſt weiß, im Alter grauröthlich, zuweilen weiß, ſchwarz oder braun; das Haar fein und wollig, mittelmäßig lang.

Taf. 65. Das zweihöckerige Kameel.
Camelus bactrianus.

Mit zwei Fetthöckern, wovon der eine auf dem Widerrüſt, der andere auf dem Hintertheil des Rückens ſitzt, ſo daß zwiſchen beiden ſich ein natürlicher Sattel bildet. Das Haar wollig, ſehr dicht, weich, mit einzelnen gröbern Haaren vermiſcht. Die Farbe im Allgemeinen braun, an der Naſe und Lippe gräulich, an den Seiten des Halſes und der ſchlaffen Halshaut roſtfarb, an der Schwanzſpitze ſchwarz, am Vorderhals, auf dem Scheitel, dem Hinterhals, dem Rücken, den Höckern, am Aeußern der Schenkel und am Schwanze, auch an Bruſt und Bauch länger.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 10½′, des Schwanzes 1′ 8″; Höhe am Widerrüſt 6′ 1″, am Kreuz 5′ 1″.

Vaterland. Turkeſtan oder die ehemalige Landſchaft Baktriana, Thibet, ein Theil Chinas, die ganze Tartarei, Perſien und in der Mongolei bis zum See Baikal. Man hat auch Verſuche gemacht, es in Amerika einzuführen, allein ſie gelangen nicht, vielleicht weil ſie nicht mit der gehörigen Sorgfalt gemacht wurden. Es kann auch eine nicht unbedeutende Kälte aushalten, da es ſtark behaart iſt. Es iſt außerordentlich häßlich, und ſcheint langſam, plump, dumm und wenig intelligent, von allem dieſem iſt es aber nichts, ſondern, wie wir eben angaben, ſehr lenkſam und mit vielen Fähigkeiten begabt.

Schafkameel. Auchenia.

Der Zahnbau hat Aehnlichkeit mit dem des Kameels. Man findet oben auch 2 Vorderzähne, unten 6; Eckzähne und falſche Backenzähne aber nur oben, unten fehlen ſie; Backenzähne 5, oben und unten. Keine Hörner. Augen groß; Ohren groß und ſpitzig; die Füße zweizehig, mit kleinen gekrümmten Hufen; an der Ferſe eine Schwiele, welche den Boden berührt. Keine Fetthöcker; Schwielen an der Bruſt und an den Knien; der Schwanz kurz; der Anhang am Panzen fehlt. Zwei Säugewarzen.

Die Schafkameele ſind Thiere Amerikas; ſie waren vor der Entdeckung die einzigen Wiederkauer, welche zu Hausthieren geworden. Sie leben im wilden Zuſtande noch in den hohen Anden von Südamerika in bedeutenden Heerden, laſſen ſich aber leicht zähmen, und werden noch jetzt, doch ſeltener als ehemals und nur in den hohen Gebirgen, als Laſtthiere gebraucht. Sie ſind in der Hinſicht den Kameelen entgegengeſetzt, daß jene Thiere der Ebenen, die Schafkameele dagegen Bergthiere ſind, welche nie auf die Ebenen kommen, ſondern die Kette der Anden bis zu der Region des ewigen Schnees bewohnen. Sie ſind von ſanftem, aber lebhaftem Naturel und im Laufe ſehr flüchtig. Ihre Milch, Haut, Haare und Fleiſch werden benutzt. Dieſe Gattung vertritt in der neuen Welt die Kameele der alten Welt, zeichnen ſich aber durch eine viel angenehmere Geſtalt aus. Ueber die Zahl der wirklichen Arten iſt man noch nicht ganz einig. Man nimmt an, der Guanako ſei das urſprünglich wilde Thier des unter dem Namen Llama und ſeinen Spielarten dem Moromoro und Pako bekannten Thieres.

Taf. 59. Der Guanako.
Auchenia Guanaco.

Hellbraunroth; auf dem Körper ſitzt eine kurze gelblichrothe Wolle, am Rücken und an der ganzen Seite hängen darüber die längern Haare herab, welche mehr rothbraun ſind. Die Haare unter dem Bauche, wie auf der innern Fläche der Schenkel ſind ſehr kurz und gelblichweiß gefärbt; das Geſicht iſt bläulichſchwarz, die Stirn dünkler; der Rand der Ohren weiß.

Länge von der Schnauze bis zum After etwa 4½′, des Schwanzes 9″, Schulterhöhe 2′ 8″, Kreuzhöhe 3′ 4″; Länge des Halſes 17″.

Aufenthalt. Die Cordilleren der ſüdamerikaniſchen Anden, in der Nähe der ewigen Schneegränze, von der Magelhans Straße bis zum nördlichen Peru, in Rudeln von 7, 10 bis 100 Stücken. Nachts ſchläft er gewöhnlich am Abhange hoher Berge, von wo er mit Sonnenaufgang zu den Quellen und Flüſſen herabſteigt, und an deren grünen Ufern den Tag über weidet und ſich von den kleinen Pflanzen nährt, welche daſelbſt wachſen. Sie ſind ſo wenig ſcheu, daß ſie dem Reiſenden oftmals dicht vor den Pferden vorübergehen und ſelbſt ſtille ſtehen. Ihr Lauf iſt nicht beſonders ſchnell, und mit einem guten Pferde holt man ſie in der Ebene ein. Vor den Hunden lauft es in kurzem Gallop kaum 10 Schritte voran, wird aber ſelten von ihnen eingeholt, da es Berg an ſchneller läuft. Junge Thiere und Weibchen ſtoßen die Männchen mit dem Kopfe nach. Die jungen Thiere ſind außerordentlich niedlich, werden ſehr zahm, und gewöhnen ſich leicht an verſchiedene Nahrungsmittel, älter geworden aber ſuchen ſie die Freiheit. Man zieht ſie häufig in den Wohnungen zur Unterhaltung der Damen und Kinder auf. Sie freſſen jede Art von Gras, auch Früchte, Mais, Reis, Brod und Zucker; Kaffee und Thee trinken ſie mit Begierde. Wallnüſſe lieben ſie ganz beſonders.

Wie das Llama hat das Thier die eigenthümliche Sitte ſeinen Gegner mit Speichel zu bewerfen; die Materie iſt aber nicht bloß Geifer, ſondern das, was wieder gekaut wird; dieß thun ſie auch oft gegen ihren Herrn. Dieſer Auswurf hat einen entſetzlichen widerlichen Geruch, aber nichts ſcharfes. Sie ſtoßen zur Vertheidigung auch mit dem Kopfe und ſchlagen hinten aus. In der Noth machen ſie weite Sprünge.

Das Llama (Lama) iſt nur eine Varietät des Guanako. Es leiſtet dem Peruaner, was das Rennthier dem Lappen. Es gibt ihm Fleiſch, welches er in getrocknetem Zuſtande lange aufbewahren kann. Die Milch iſt ſo gut wie Schafmilch, und aus der Wolle werden Zeuge zur Kleidung und Luxus verfertigt. Aus den Häuten macht man Fußbekleidungen und braucht ſie zum Verpacken. Der Miſt wird als Brennmaterial benutzt. Die Zahl der Zahmen beträgt in Peru viele Millionen, ja es ſollen jährlich gegen 4 Millionen Stück geſchlachtet werden. Zum Laſttragen benutzt man nur die männlichen Thiere, die Weibchen nur zur Zucht. Sie tragen eine Laſt von 60 bis 100 Pfund, machen aber nicht mehr als 4 bis 5 Meilen den Tag über. Nur durch Güte laſſen ſie ſich lenken, Schläge machen ſie ganz halsſtarrig; ſie werfen ſich nieder und ſtehen nicht wieder auf. Die Zucht der Llamas gedeiht nur auf den Gebirgen, am beſten auf den Höhen von 8 bis 10,000 Fuß, ja auf Höhen gleich des unſern Montblanks. Die größte Kälte ſchadet ihnen nicht. Sie liegen ſowohl im Sommer als im Winter in Umzäunungen unter freiem Himmel, in einer Gegend, wo in der wärmſten Jahreszeit der Thermometer faſt jeden Morgen unter den Gefrierpunkt ſinkt.

Der Pako iſt eine andere kleinere zahme Varietät des Guanako, als das Llama, man kann es das Zwerglama nennen. Es wird blos der Wolle und des Fleiſches wegen gezogen, zum Laſttragen nicht benutzt.

Das Moromoro iſt eine andere Varietät des Llama, beſonders groß, mit einer gemiſchten Färbung von ſchwarz und weiß. Es wird, ſeiner Größe und Stärke wegen beſonders zum Laſttragen benutzt. Alle dieſe Thiere leben friedlich beiſammen, und kommen nie wild vor, ſondern ſind bloß durch die Zähmung hervorgebrachte Varietäten.

Das Vicunna, Auchenia Vicunna, iſt dagegen die zweite Art. Es iſt im Allgemeinen kleiner als der Guanako, iſt zarter gebaut und hat längere Beine, kürzere Ohren, welche auf der innern Fläche faſt ganz nackt, auf der äußern nur kurzbehaart ſind. Der Körper iſt mit langen Haaren beſetzt, auch an den Seiten der Beine ſtehen lange Haare und an der Spitze des Schwanzes lange Wolle. Sie leben an den Abhängen der höchſten Cordillern von Chili und dem ſüdlichſten Peru an der Schneegränze. Man findet ſie nur in Rudeln und einzeln. Sie werden jung ebenfalls gezähmt. Meyen ſah ein zahmes auf der Poſtſtation Poti 14,500 Fuß hoch, höher als der Montblank, welches ganz zahm war.

Biſamthiere. Moschus.

Geſtalt rehartig, keine Geweihe. Das Männchen hat in der obern Kinnlade zwei ſehr lange, nach Außen gerichtete, gekrümmte Eckzähne und am Bauche vor den Geſchlechtstheilen einen häutigen Sack, in welchem ſich eine ſtarkriechende Materie abſondert; dem Weibchen fehlt er, und iſt auch nicht bei den Männchen aller Arten anzutreffen.

Das wahre Biſamthier.
Moschus moschiferus.

Braun von Farbe, von der Größe und Geſtalt eines mittelmäßigen Rehes. Der Schwanz ſehr kurz und dick. Die Farbe iſt bald heller, bald dünkler braun, meiſt mit einigen hellern gelblichen Flecken. Das junge Thier iſt ſchön gefleckt.

Länge des Männchens 3′, des Weibchens 2½′.

Aufenthalt. Die hohen Alpen des öſtlichen Aſiens vom Altai bis nach Kaſchmir, auf den nördlichſten Gebirgen von China und in Sibirien.

Immer bewohnen ſie nur die Gebirge. In ihrer Lebensart haben ſie ſehr viel mit unſerer Gemſe gemein, ſind ſcheu, lebhaft, ſchnell, flüchtig,

setzen über die steilsten Klippen leicht weg; ihre Jagd ist daher beschwerlich und selbst gefährlich. Man verfolgt sie hauptsächlich um des Bisams willen, welchen man aber nur am Männchen findet. Der Bisam ist eine braune, bröckelige, sehr stark riechende Materie, welche besonders als Arzneistoff sehr geschätzt und theuer ist. Das Fleisch ist eßbar, riecht aber beim Männchen stark nach Bisam.

In Java findet man noch einige ganz kleine Arten dieser Bisamthiere, welche aber keinen Bisambeutel haben.

Es wäre wohl der Mühe werth, das Bisamthier auf die europäischen Alpen zu verpflanzen, wo es gar wohl fortkommen würde.

Wiederkauer mit Geweihen.

Dahin gehört die einzige Gattung Hirsch. Geweihe sind Knochenauswüchse, welche auf eigenen Knochenvorsprüngen, die am Stirnbein sitzen, wachsen, mit Unebenheiten und Auswüchsen, welche man Enden nennt, bedeckt sind, alle Jahre abfallen und sich in demselben Jahre wieder erzeugen. Nur beim Rennthier haben beide Geschlechter Geweihe, bei allen andern zahlreichen Arten nur die Männchen. Sie stehen mit den Geschlechtsverrichtungen in derselben Verbindung, wie der Bart beim männlichen Geschlecht des Menschen, oder der Sporn beim Haushahn. Bei einem verschnittenen Hirsch wachsen sie nicht mehr nach, wenn sie bei der Verstümmelung nicht da waren, oder fallen nicht mehr ab, wenn sie da waren. Eckzähne haben nur die männlichen Hirsche und nicht alle Arten; dagegen findet man bei beiden Geschlechtern, aber auch nicht bei allen Arten, sogenannte Thränenhöhlen, oder Vertiefungen unterhalb der Augen, welche mit Haut überzogen sind. In denselben wird eine schmierige, leicht verhartende Materie abgesöndert, welche zu gewissen Zeiten ausfällt und wieder ersetzt wird; man nennt sie Hirschthränen; wozu sie dem Thiere dienen, weiß man nicht.

Die Hirsche sind zum Theil große, starke, schnelle und flüchtige Thiere, welche in Wäldern leben, über alle Gegenden der Erde verbreitet sind; doch kommen in Neuholland keine vor, und in Afrika findet sich nur eine Art in seinen nördlichen Theilen, im ganzen übrigen Welttheil fehlen sie. Sie haben ein vortreffliches Fleisch, geben gutes und dauerhaftes Leder, und werden daher ihres Nutzens wegen häufig gejagt. Nur eine Art konnte zum Hausthier gemacht werden, ist aber eines der wichtigsten und nützlichsten Hausthiere für die Bewohner des hohen Norden, wo sie sich aber auch noch wild findet. Auch andere Arten lassen sich, jung eingefangen, zahm machen, aber nicht zu Hausthieren gewöhnen. Obschon man es beim gemeinen Hirsch dahin gebracht hat, daß er zum Ziehen und sogar zum Reiten gebraucht werden kann, so erfordert diese Zähmung außerordentliche Mühe, gelingt nur selten und ist nicht von Dauer, da während der Fortpflanzungszeit die Männchen sehr böse und gefährlich werden, und sich als eigentliche Hausthiere nicht fortpflanzen.

Die Arten der Gattung sind zahlreich. Die größte Art ist der Elennhirsch, Cervus Alces, mit kurzen, aber breiten, schaufelförmigen, zackigen Geweihen, einem langen und starken Kopf, kurzem Hals. Die Beine sind hoch; die Hufen groß und stark; der Schwanz kurz. Das Männchen hat an der Kehle eine Art von Beutel, der erst nach dem dritten Jahre zu wachsen anfängt, und mit langen Haaren bewachsen ist. Die Farbe ist im Ganzen schwarzbraun; die Größe ist die eines Pferdes; das Gewicht etwa 600 Pfund.

Der Elennhirsch findet sich im Norden von Europa, Asien und Amerika. Früher war er in ganz Deutschland einheimisch, seit langer Zeit aber ist er durch Bevölkerung und Kultur hier ausgerottet. Er ist flüchtig, stark und schnell, aber furchtsam und flieht den Menschen. Angeschossen vertheidigt er sich kräftig. Mit einem Schlage seiner Vorderfüße ist er im Stande einen Wolf sogleich todt zu schlagen. Fleisch und Haut werden sehr geschätzt.

Der gemeine Hirsch oder Edelhirsch, Cervus elaphus, hat runde, lange, ästige Geweihe, einen hohen, schlanken Körper, lange, dünne Beine. Am Halse des Männchens ist eine Art Mähne, aber nicht oben, sondern an den Seiten und unten. Die Geweihe bekommen mit jedem Altersjahre bis zu einem gewissen Alter mehr Spitzen oder Enden, im ersten Jahre kommen nur einzelne Stangen oder Spieße zum Vorschein, dann bekommt das Geweihe eine Gabel und endlich jede Stange 5 bis 6 Enden und mehr, so daß man Hirsche von 32, ja sogar von mehr als 60 Enden gesehen hat. Der Hals ist lang und schlank; der Leib gestreckt; der Schwanz kurz. Die Farbe ist im Sommer mehr rothbraun, im Winter mehr graubraun. Die Geweihe haben unten, wo sie auf dem Knochenvorsprung aufsitzen, einen Wulst, man nennt ihn den Rosenstock und die Erhöhungen an den Geweihstangen Perlen.

Die Länge eines großen Hirsches von der Schnauze bis zum After ist 6′ 4 bis 5″, des Schwanzes 7″, Schulterhöhe 3′ 3″, Kreuzhöhe 3′ 5″.

Das Hirschkalb ist röthlich, weiß gefleckt und hat, wie bei den meisten Arten, eine ganz andere Farbe, als das alte Thier. Die Jägersprache nennt dieß eine Livree. Es gibt auch zuweilen ganz weiße Hirsche.

Der Edelhirsch war noch vor wenigen Jahren fast in allen Gegenden Europas anzutreffen, und in mehrern Ländern durch Jagdgesetze beschützt, allein da er in den gebauten Gegenden nicht unbedeutenden Schaden anrichtet, die zunehmende Bevölkerung aber immer mehr gesteigerte Kultur nöthig macht, so wurde dieses edle und schöne Thier so stark verfolgt, daß es in vielen Ländern, wie z. B. in der Schweiz, ganz verschwunden ist, in Deutschland aber an vielen Orten nur noch in eingezäunten Parks lebt, deren Eigenthümer jeden Wildschaden vergüten müssen. Noch im vorigen Jahrhundert hegte man in den Stadtgraben sehr vieler Städte Hirsche, so in der Schweiz in Zürich, Winterthur, Aarau, allein mit den Mauren sind auch die Hirsche verschwunden, doch sind noch einige übrig, wie in Bern und Luzern.

In der Freiheit bewohnt der Hirsch die Wälder, welche er des Morgens früh und Abends verläßt, um auf den benachbarten Feldern und Wiesen seine Nahrung zu suchen, den Tag und die Nacht durch bringen sie wieder in den Wäldern zu. Im Winter leben sie von den Knospen der Gesträuche und der Rinde der Pappeln, Weiden, Buchen, Eschen und Birken. Im Frühling genießen sie die Kätzchen der Weiden, die jungen Sprossen der Lerchen und anderer Nadelbäume und die junge Saat. Im Herbst fressen sie auch mehrere Schwämme. Da das Thier groß ist und viel Nahrung bedarf, so ist es begreiflich, daß der Schaden nicht unbedeutend ist, daher die Verfolgung gerechtfertigt wird.

Außer der Fortpflanzungszeit lebt der Hirsch in Rudeln nach dem Geschlecht und Alter beisammen, zur Fortpflanzungszeit aber trennen sich diese Rudel, und die alten Hirsche schweifen allein umher. Dieß geschieht zu Ende des Augusts. Sie haben dabei ein trauriges Aussehen, schreien und brüllen fürchterlich, so daß ihnen dabei der Hals aufschwillt, laufen wie wüthend umher, suchen die Nebenbuhler auf und kämpfen mit ihnen; ein solcher Kampf ist fürchterlich. Zuerst sehen sie einander an, senken den Kopf, scharren mit den Füßen die Erde auf, dann stoßen sie mit den Geweihen gegen einander, und suchen einer den andern besonders an den Geschlechtstheilen zu verwunden. Das Anschlagen der Geweihstangen und das Gebrülle wird weit gehört. Nicht selten bleibt einer der Kämpfenden auf dem Platze, oder der Schwächere wird in die Flucht geschlagen und eine Zeit lang verfolgt. Man hat Beispiele gesehen, wo sich die Geweihe so in einander verwickelten, daß die Thiere nicht mehr auseinander kommen konnten und verhungern mußten; man konnte solche Geweihe nicht mehr auseinander bringen, ohne sie zu zerbrechen. Die Weibchen oder Hirschkühe sehen diesen Kämpfen gelassen zu und folgen dem Sieger. Es ist gefährlich einem solchen Hirschen zu begegnen, und die zähmsten Hirsche in den Thiergärten werden um diese Zeit böse, so daß Unglücksfälle nicht selten sich ereignen. Zu dieser Zeit trinken die Hirsche viel und baden sich oft.

Die Hirschkuh wirft nach 8 Monaten ein schön gflecktes Kalb, welches sie zärtlich liebt. In den ersten 4 Tagen bleibt es bei ihr liegen, dann folgt es ihr nach. Sie läßt es meist vor sich hergehen, sucht es bei Gefahren im Gras oder Gesträuche zu verbergen und läßt sich jagen, kehrt nach überstandener Gefahr zu ihm zurück und ruft ihm mit ängstlicher Stimme. Es bleibt bei der Mutter bis sie wieder trächtig ist. Das Junge wächst schnell. Das männliche Thier bekommt im Mai des zweiten Jahres sein erstes einfaches Gehörn; es wird ein Spießer. Im August sind die Spieße ausgewachsen. Im folgenden Jahre heißt er ein Gabler. Die Geweihe fallen bei alten Hirschen im Merz, bei jungen im April und Mai ab, und sind im Anfang Augusts wieder völlig ausgewachsen. Anfangs sind sie mit einer rauhen, haarigen Haut besetzt, weich und bluten leicht, dann aber werden sie nach und nach hart, und diese Haut wird an Bäumen abgerieben, das Anfangs weiße Geweih wird braun. Ganz junge sprossende Geweihe sind weich, knorpelartig, lassen sich zerkochen, und werden zuweilen gegessen. Bei fehlerhaften Geschlechtstheilen kommen die Geweihe, wenn sie auch hervorkommen, fehlerhaft vor; sie sind ungestalt, klein, wie zerfressen, blutend und weich. Bei zahmen, sehr schlecht genährten Hirschen wachsen die Geweihe oft auch nicht, oder

verkrüppeln. So lange die Geweihe nicht hart sind, geht der Hirsch mit gesenktem Kopf, und nimmt sich in Acht sie anzuschlagen.

Das Fleisch der Hirsche ist ohngefähr wie Rindfleisch, das der Kuh ist saftiger und zarter. Die Haut gibt ein vortreffliches Leder, das besonders deßwegen gesucht wird, da es sehr elastisch bleibt.

Der Hirsch gehört nach den Jägergesetzen zur hohen Jagd; man schießt aber gewöhnlich nur die Männchen, und zwar vorzüglich während der Brunstzeit. Verwundete Hirsche sind gefährlich. In frühern Zeiten war die Parforcejagd ein barbarisches Vergnügen großer Herren. Sie bestand darin, daß der Hirsch durch eine Menge Hunde so lange gejagt wurde, bis er vor Ermüdung todt niederfiel. Da das Fleisch solcher Thiere kaum genießbar ist, so ist diese Jagd eine Schande der Menschheit, eine unnütze Barbarei, wie die ähnliche Fuchsjagd in England, welche den Engländern eben keine Ehre bringt.

Da der Hirsch ein kluges, mit feinen Sinnen begabtes, und sehr schnell laufendes Thier ist, so ist seine Jagd mühsam. Seine Beine sind so elastisch, daß er über 6 bis 7 Fuß hohe Zäune wegsetzt. Im Laufe hält er den Kopf zurück, besonders im Gehölze, damit sein Geweihe ihn nicht aufhalte.

Die Naturgeschichte unsers Hirsches ist ungefähr die aller andern Arten, darum haben wir sie ausführlicher gegeben. Rehe und Rennthiere weichen aber hierein bedeutend ab.

In Europa lebt noch der Damhirsch, Cervus Dama.

Er ist viel kleiner als der Edelhirsch; sein Geweihe ist an der Basis rund, obenher schaufelförmig, mit zackigem Rande und einem spitzigen längern Sprossen. Im Winter ist die Farbe schwärzlichbraun, im Sommer hellbraun, gelb gefleckt, an jeder Seite mit einem schwarzen Streifen; die Hinterschenkel zu allen Zeiten weiß; der Schwanz etwas länger als beim Edelhirsch, obenher schwarz, unten weiß. Diese Art scheint eigentlich aus Afrika zu stammen, wo sie in der Barbarei einheimisch ist. Jetzt findet man ihn in ganz Europa. Es gibt ganz schwarze und ganz weiße. Er wird noch leichter zahm als der Edelhirsch und ist überhaupt etwas zärtlicher.

Taf. 60. Der Sumpfhirsch.
Cervus paludosus.

Die größte Art der südamerikanischen Hirsche. Die Farbe braunroth; die Lippen gelblichweiß; an jeder Kinnlade ist vorn ein schwarzer Fleck; über den Rücken und der Nase läuft ein schwarzer Streif bis zur Mitte der Stirn; die Augenlieder schwarz und von einem gelblichweißen Ringe umgeben; Kehle, Brust und die innere Seite der Schenkel weißgelblich; die äußere der Schenkel, die Mittellinie vor der Brust und die untere Seite des Schwanzes schwarzbraun. Der Körperbau gleicht dem des Edelhirsches, allein die Geweihe sind sehr verschieden. Sie sind bei weitem kleiner und verästeln sich weder so vielfältig, noch auf die männliche Art. Der Stamm ist walzenförmig, und theilt sich bald in zwei Zinken oder Stangen, welche eine gekrümmte Gabel vorstellen, wovon die eine Spitze kürzer als die andere und ohne Nebenast, die andere hingegen länger und meist mit einem kurzen Nebenast oder Ende versehen ist; übrigens gibt es auch in dieser Hinsicht Abweichungen in der Zahl der Enden, und es soll zuweilen Zehnender geben.

Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 5½′, des Schwanzes 4½′.

Der Wechsel des Geweihes geschieht nicht bei allen in derselben Jahreszeit.

Das Männchen hat in der obern Kinnlade Eckzähne.

Vaterland. Südamerika, Brasilien, Paraguay, in sumpfigen Gegenden, und nur bei Ueberschwemmungen geht er in die höher gelegene Waldungen.

Er lebt den größten Theil des Jahres in kleinen Gesellschaften von 3 bis 5 Stücken; am häufigsten sieht man einen alten Hirsch von zwei Hirschkühen und einem sogenannten Schmalthier (jungen Weibchen) begleitet. Während dem Männchen die neuen Geweihe wachsen geht es allein und das Weibchen trennt sich, wenn die Geburt nahe ist, von seinen Gefährten, und erscheint mehrere Wochen nur in Gesellschaft seines Jungen, deren es immer nur eins hat. Nicht alle Weibchen werfen zu derselben Jahreszeit. Das Junge soll keine Livree tragen.

Sein Betragen gleicht dem des Edelhirsches, nur ist sein Lauf nicht so schnell, indem ihn ein gut berittener Jäger auf trockenem Boden bald einholen kann; im Moorlande dagegen kann man ihm nicht beikommen. Er ist ein trefflicher Schwimmer und setzt über die breitesten Ströme. Die Nahrung besteht in fetten Sumpfpflanzen; er liebt auch sehr das Salz. Er läßt sich zähmen und kann sehr zahm werden, lebt mit den Hausgenossen, auch mit Hunden und Pferden friedlich, lernt die Leute im Hause kennen, und folgt dem Rufe seines Herrn; gegen Fremde ist er aber scheu. Die Haut wird als gutes Leder gebraucht; das Fleisch dagegen soll keinen angenehmen Geschmack haben.

Taf. 61. Der braune Spießhirsch.
Cervus nemorivagus. Cuv.

Kurzbeinig; Kopf lang gestreckt und schmal; Ohren lang, abgerundet; Geweih ein einfacher Spieß; Farbe gelbbraun, mit weißem Fleck vor dem Auge und weißer Spitze des sehr kurzen Schwanzes. Jedes Haar des Körpers ist dunkelbraun und trägt an der Spitze einen gelben Ring; Kehle, Hinterbauch und die übrigen Untertheile isabellfarben, auch die Füße sind heller. Die Geweihe sind pfriemförmig, stehen parallel, sind weiß und stehen rückwärts; sie sind gefurcht.

Ganze Länge bis zur Schwanzwurzel 3′ 9″; Länge des Schwanzes mit der Quaste 6″, vordere Höhe 1′ 11″, hintere 2′ 1″.

Vaterland. Brasilien, Paraguay.

Er bewohnt die Waldungen und man trifft ihn selten auf offenem Felde an, dagegen hält er sich in niedrigen, wie in hohen, in trockenen wie in feuchten Gegenden auf und ist umherschweifend. Den Tag über schläft er im dickſten Gebüsche, bei anbrechender Nacht aber begibt er sich an den Saum des Waldes, um dort zu weiden, besucht auch wohl benachbarte Pflanzungen und thut nicht unbedeutenden Schaden an Mais, Kohl, Melonen u. s. w. Man trifft ihn einzeln oder paarweise, nie in Rudeln an.

Das Weibchen wirft gewöhnlich nur ein Junges. Bei diesem sind die Ohren graubraun; über den Rückgrath läuft ein brauner Streife und auf jeder Seite sind drei Reihen weißer Flecken von den Schultern bis an den hintern Rand der Schenkel. Die Männchen stoßen nicht alle Jahre ihre Geweihe ab. Die Jungen werden nicht selten gezähmt; so lange sie jung sind, entfliehen sie nicht; später entfernen sie sich immermehr von den Wohnungen, und kommen am Ende nicht wieder. Das Fell wird nicht geachtet, aber das Fleisch ist gut.

Taf. 62. Der Rennhirsch.
Cervus Tarandus.

Der Kopf ist lang und hinterwärts stark; die Nase dick; die Nasenlöcher von einander entfernt, schräge, länglich, weit und mit kurzen Haaren ganz bedeckt; die Stirn ist breit; die Geweihe sind groß, sehr ästig und bei beiden Geschlechtern vorhanden; doch beim Weibchen etwas kleiner; die Stangen Anfangs gerade, dann hinterwärts einen Bogen bildend wieder vorwärts gebogen, an den Spitzen weit von einander abstehend, unterwärts rundlich, doch etwas zusammengedrückt, an der Krone aber abgeplattet und ästig. Der sogenannte Augenspriſſel oder das unterſte Ende geht gerade vorwärts, ist lang und endigt meist handförmig. Die Farbe gelbbraun. Das Abwerfen des Gehörns geschieht bei beiden Geschlechtern, aber nicht zur nämlichen Zeit. Die Hirsche werfen sie im Herbst, diese Thiere im Frühjahr, die kastrirten Hirsche ums Neujahr ab. Der Hals ist stark, der Leib gestreckt; die Beine ziemlich niedrig; der Schwanz dick und kurz; die Farbe ist verschieden, die aus Spitzbergen sollen graugelblich sein, die sibirischen nach Pallas im Sommer dunkel mäusefarb, im Winter weißlichgrau; die grönländischen nach Fabrizius im Sommer dunkelbräunlich; am Bauch weiß, im Winter weißlich, mit langem weißen Haar; die zahmen weichen noch mehr ab; es gibt auch ganz weiße, dunkelbraune, schwarzbraune und selbst schwarze, aber selten. Bei manchen sind Seiten und Bauch weiß. Das Rennkalb ist nicht fleckig, sondern einfärbig braun. Das Haar ist ziemlich fein, dicht und am untern Theil des Halses und Bauches herabhängend.

Auch die Größe ist verschieden; die wilden sind größer als die zahmen. Die Länge von der Schnauze bis zum Schwanze spielt zwischen 5½ bis 6′; die Höhe etwa 3½′.

Das Vaterland dieses Thieres sind die kalten Länder dieß- und jenseits des Polarkreises in Europa, Asien und Amerika. Wild findet sich das Rennthier auf Spitzbergen, in Grönland, in einem Theile von Lappland, in Asien längs dem Eismeer bis Kamtschatka. Zahm werden Rennthiere gehalten von den Lappen, Ostiaken, Samojeden, Koräken und

Tschukschen, welche Heerden von 20 bis 50,000 Stücken haben, gewöhnlich aber auch nur kleinere von 3 bis 4000 Stück. Auch die wilden Rennhirsche halten sich in Heerden beisammen, oft zu vielen Tausenden; in Grönland aber gibt es keine Rennthierheerden, sondern blos kleine Gesellschaften von 6 bis 8 Stücken, selten mehr. Sie ziehen innerhalb gewissen Grenzen umher, und kommen nach einiger Zeit wieder in dieselben Orte zurück. In Nordamerika ziehen sie im Sommer weit nach Norden und über die gefrornen Meere auf die Inseln; im Winter aber müssen sie diese ganz kalten Gegenden verlassen. Alle Versuche die Rennthiere in weniger nördlichen Gegenden zu ziehen, sind mißlungen; sie kommen selbst im wärmern Schweden und Norwegen nicht mehr fort, sondern nur in den nördlichsten Theilen dieser Länder.

Der wilde Rennhirsch läßt sich leicht zähmen und ist das einzige Thier der Hirschgattung, welches vollkommen zähmbar ist und willig sich der Herrschaft der Menschen unterzieht. Man kann dieses Thier eigentlich nicht Hausthier nennen, da es nicht in Ställen gehalten wird. Es ist merkwürdig, daß das Rennthier in Amerika nicht gezähmt wird und daß es auf Island nicht vorkommt.

Die Nahrung des Rennthiers besteht im Sommer aus fast allen den Kräutern, welche in den nördlichen Gegenden wachsen; auch fressen sie Schwämme, unter andern den giftigen Fliegenschwamm, der sie betäubt, aber nicht tödtet. Es theilt seine giftigen Eigenschaften seinem Urin mit.

Die Koräken, welche gleich andern Völkern Liebhaber berauschender Getränke sind, von welchen sie aber in ihrem armen Lande keine bereiten können, besaufen sich in Rennthierurin; dagegen lieben aber auch die Rennthiere den Harn des Menschen, und die Koräken harnen in eigene Gefässe, und theilen den Rennthieren den Harn in kleinen Portionen mit, wodurch sie sehr anhänglich werden. Harnt ein Mensch, so laufen die Rennthiere sogleich zu und halten das Maul unter. Die Ursache dieser Lüsternheit scheint durch die salzigen Theile des Urins hervorgebracht zu werden, da die Rennthiere, wie alle Wiederkauer, Salz lieben. Im Winter nähren sich die Rennthiere von Rennthiermoos, welches in großer Menge längs den Küsten des Eismeeres wächst. Um dazu zu kommen, scharren sie den Schnee darüber weg, oder schaufeln ihn mit dem Geweihe auf die Seite. Auch andere Flechtenarten fressen sie, und werden dabei ungemein fett. Es ist das einzige Hausthier, dem der Mensch gar nichts zu geben braucht, und von dem er dennoch den größtmöglichen Nutzen zieht. Heu könnte man in diesen nördlichen Gegenden nicht genug für so außerordentlich zahlreiche Thierheerden einsammeln; es würde ihnen auch nicht so viel Nahrung geben, als die viel Gallerte enthaltenden Flechten. In den meisten Gegenden können die Rennthiere im Sommer nicht einmal in Ruhe die frische Nahrung genießen, da sie einen Feind haben, der sie außerordentlich plagt und ihnen sogar oft tödtlich wird. Eine kleine stachellose Fliege ist dieser Feind, man nennt sie die Rennthierbremse; sie beißt das Thier aber nicht blutig, wie die gewöhnlichen Viehbremsen, und schadet für sich dem Rennthier nicht; aber sie legt ihre Eier, die mit einer kleberigen Materie versehen sind, auf die Haut des Rennthiers. Die aus diesen Eiern kommenden Larven oder Maden der Fliege fressen sich in die Haut ein, und nähren sich von den Säften der Rennthiere. Dadurch entstehen Geschwüre, welche das Thier abmagern, und, wenn ihrer viele sind, es tödten können. Vor diesem Feinde fliehen die Rennthiere in die Schneegebirge, wohin ihnen die Fliege nicht folgt.

Der Charakter des Rennthiers ist sanft; es ist gegen den Menschen sehr zutraulich und folgsam, ist reinlich und beschmutzt sich nie, hat einen feinen Geruch und scharfes Gehör. Sein Lauf übertrifft an Geschwindigkeit den des Pferdes; es hält auch im Laufen länger aus. Sein Lauf ist ein schneller Trab, wobei es weit vorgreift, und seinen breiten Klauen wegen leicht über Eis und Schnee wegeilt. Bemerkenswerth ist, daß beim Laufen die falschen Hufen des Thieres ein starkes Geräusch hervorbringen, ähnlich dem Tone, der beim Knacken der Nüsse entsteht. Man hört dieses schon, wenn das Thier sich nur schüttelt, oder wenn man ihm einen Fuß aufhebt.

Die Rennthiere schwimmen leicht und schnell über Flüsse und kleine Seen, und tauchen dabei nicht tief unter. Sie vertheidigen sich gegen Angriffe, theils mit den Vorderfüßen, mit welchen sie Hunde und Wölfe niederschlagen können, theils mit den Geweihen, wobei sie von obenherab schlagen. Die Hirsche kämpfen auch oft mit einander und verwickeln leicht ihre Geweihe, so daß die wilden zuweilen nicht mehr auseinander kommen und verhungern müssen. Auch zahme Rennhirsche sind oft launig und greifen den Menschen an; geschieht es, wenn sie vor den Schlitten gespannt sind, so wälzt der Fahrende den Schlitten um, und läßt das Thier mit den Füßen trommeln, bis es ausgetobt hat. Die Stimme ist eine Art von Grunzen. Ihr Alter erstreckt sich auf 14 bis 16 Jahre, bei wilden auf noch mehr.

Der Nutzen des Rennthiers für die Bewohner des Nordens ist außerordentlich groß. Man bedient sich seiner in Lappland und Sibirien zum Fahren, Lastenziehen und Tragen, seltener auch zum Reiten. Zum Fahren bedient man sich meist kastrirter Hirsche. Vor einen Schlitten wird immer nur ein Hirsch gespannt. Die Fahrt auf guter Bahn geht schnell; es läuft das Thier 6 bis 7 Meilen nach einander, und man behauptet, daß man mit einem starken Hirsch innerhalb 24 Stunden 20 Meilen reisen könne; im Sommer geht aber eine Reise um vieles langsamer. Die Last, die ein Rennhirsch ziehen kann, beträgt ungefähr 250 Pfund, zum Tragen etwa 100 Pfund. Die Tungusen reiten häufig auf Rennthieren. Das Fleisch ist sehr angenehm und gesund. Die Milch ist sehr fett und gibt gute Butter und Käse, doch ist der Geschmack der Butter etwas talgartig. Die Haut gibt ein vortreffliches Leder und mit den Haaren gegerbt ein vortreffliches Pelzwerk, aus welchem man Zeltdecken, Better, Kleider, Mäntel, Beinkleider und Strümpfe verfertigt. Die Haare dienen zum Ausstopfen der Polster und Kissen, die Sehnen als Zwirn, die Gedärme zu Stricken, die Harnblase als Beutel; die Geweihe werden, wenn sie noch jung und weich sind, gegessen, oder zu Leim gekocht, die harten zu allerlei Geräthe verarbeitet. Es ist also alles am Rennthier brauchbar und nur zu bedauern, daß man das Thier nicht in etwas wärmern Gegenden verpflanzen kann.

Wir erwähnen unter den zahlreichen Hirscharten, welche in den verschiedenen Erdtheilen vorkommen, nur noch des Rehes, Cervus capreolus, Taf. 70, als eines auch bei uns noch häufig vorkommenden Thieres. Das Reh ist viel kleiner als der Hirsch, ein munteres, schlankes, leicht zähmbares Thier, welches paarweise in unsern Wäldern lebt. Die Farbe ist im Winter grau, im Sommer rothbräunlich. Das Geweih des Männchens macht einen sehr stumpfen Winkel mit der Stirne, geht ziemlich gerade aufwärts und endigt oben mit einer Gabel, an welcher die eine Spitze viel länger ist; es hat meist nur zwei Enden, und die Stangen sind stark gefurcht und geperlt. Die Beine sind hoch und schlank; der Schwanz fehlt, oder besteht viel mehr nur aus einer Warze; die Aftergegend ist weiß; die Klauen sind schwarz; die Haare trocken, grob und brüchig; die Ohren etwas kürzer als die Geweihe. Das Reh lebt immer paarweise, das Männchen mit seinem Weibchen und den Jungen. Solche wirft die Geiß jährlich ein Paar; sie sind bei der Geburt hellbraun, mit mehrern Reihen weißer Flecken, und werden von der Mutter und vom Vater treu behütet und beschützt.

Die Giraffe. Camelopardalis.

Auf der Stirn zwei einfache, kegelförmige, gerade, mit Haut überzogene Hörner, die sich an der Spitze mit einem Haarbüschel endigen und nicht abgeworfen werden.

In der untern Kinnlade stehen 8 Vorderzähne; die Eckzähne fehlen, dagegen sind in jeder Kinnlade 12 Backenzähne vorhanden. Die Ohren sind mittelmäßig lang und spitzig; der Schwanz ist kurz.

Man kennt nur eine Art.

Taf. 64. Die gefleckte Giraffe. Camelopardalis Giraffa.

Dieses große Thier hat einen Bau, der dasselbe vor allen andern Säugethieren auszeichnet, indem sein Hals nicht nur außerordentlich lang ist, sondern auch die vordern Füße viel höher sind als die hintern, daher, von vorn angesehen, man den Hinterkörper gar nicht bemerkt. Vom Boden bis zur höchsten Höhe des Kopfes mißt ein erwachsenes Männchen 18, ja sogar 19′, ist also weit höher als der größte Elephant. Die Brust ist breit, stark und dick; der Hals aber hat eine Länge von 7 bis 8′ und wird fast senkrecht getragen; die senkrechte Höhe der Schulter beträgt über 10′, die Höhe des Kreuzes dagegen nicht viel über 8′, und da der Körper hinten ganz schmal ist, so wird er von der breiten Brust bedeckt. Der Kopf hat einige Aehnlichkeit mit einem Schafskopfe. Vor den Hörnern auf der Stirne steht eine mit Haut bedeckte, zugespitzte Erhöhung, wie eine Anlage zu einem dritten Horn. Die Hörner selbst gleichen vollkommen den Rosenstöcken eines Hirsches, dessen Geweihe wieder wächst, da dieses ebenfalls mit einer behaarten Haut bedeckt ist. Die Beine sind

dünne und zierlich; die Hufe hinten höher als vorn, ohne Nebenhufe; der Schwanz mißt mit der Haarquaste etwa 3½′. Die Grundfarbe der Haut ist gelbweißlich; auf dieser Grundfarbe stehen eine Menge unregelmäßiger Flecken von brauner Farbe; der Schwanz ist schwärzlich; die Unterschenkel weiß, der Kopf weiß, mit grauen Flecken; die Stirne braun. Im Alter wird die Farbe immer dünkler.

Die Giraffe bewohnt die Ebenen des Innern von Afrika, von Abyssinien an bis zum Cap. Sie lebt in kleinen Heerden von 4 bis 10 Stücken, und liebt ebene, menschenleere Gegenden. An der Ost- und Westküste Afrikas hat man sie noch nicht gefunden. Sie ist scheu und vorsichtig, daher schwer zu fangen und zu schießen.

Dieses sonderbare Thier wurde unter den Römern zuerst nach Europa gebracht. Cäsar soll sie zuerst in Cirkus eingeführt haben. Geßner erzählt von einer, welche in Constantinopel zu seiner Zeit sei gezeigt worden. In unsern Tagen wurden drei dieser Thiere, eines nach Frankreich, ein zweites nach England, ein drittes nach Wien gebracht, sämmtlich vom Pascha von Egypten dahin geschenkt. Von diesen lebt gegenwärtig nur noch die Giraffe in Paris. Im Frankfurter Museum aber steht die größte, welche 19′ Höhe hat.

Die Giraffe wird leicht zahm und ist ein gutmüthiges, harmloses Thier, welches sich leicht leiten läßt; man könnte sie daher gewiß zum Hausthier machen, allein einen großen Nutzen könnte man von ihr kaum ziehen, da schon ihre Größe ihre Haltung erschwert, ihre Gestalt sie aber weder zum Reiten, noch zum Lasttragen oder Ziehen tauglich macht. Die Milch könnte zwar vermuthlich wohl genossen werden, allein der Ertrag davon könnte nur unbedeutend sein. Das Fleisch der Weibchen und jüngern Thiere ist gut, die Haut gäbe gutes Leder; aber diese letzten Vortheile kann man durch die Jagd gewinnen. Verwundet wehrt sie sich durch Ausschlagen mit den Hinterfüßen. Beim Laufen wird der Hals zurück gebogen und schwankt wie die Segelstange eines schwankenden Schiffes. Das Thier kann nur schreiten oder gallopiren und gar nicht traben. Der Lauf wäre nicht sehr schnell, allein die Länge des Thieres, welches weit ausholen kann, fördert schnell weiter, doch läßt es sich mit einem guten Jagdpferd leicht einholen, besonders wenn es bergan geht, wo die Giraffe, ihres Baues wegen, nicht schnell vorwärts kommt.

Die vorzüglichste Nahrung der Giraffe besteht in Baumblättern, dazu ihr langer Hals; besonders liebt sie die Blätter der wilden Aprikosen und der Giraffenakazie; sie kann indeß auch niedere Kräuter abbeißen, wenn sie die Beine von einander streckt. Die Zunge ist schmal, lang, sehr biegsam und schwarz, daher geschickt die Blätter einzuschlürfen oder zu erfassen und zum Munde zu führen. Zahme Giraffen zeigten keine Neigung zu entfliehen; sie müssen aber ganz jung eingefangen und Anfangs mit Milch ernährt werden; Alte halten nicht aus. Sie legen sich selten und nie am Tage nieder, sind sehr reinlich, und die steifen, kurzen Haare überall geordnet.

Das Weibchen soll 12 Monate tragen und immer nur ein Junges werfen. Sie erreicht wahrscheinlich ein bedeutend hohes Alter.

Die nun folgende Familie der Wiederkauer enthält diejenigen mit hohlen Hörnern. Diese sind nämlich so gebildet: zu beiden Seiten des Schädels kommt aus den hintern Ecken der Stirnknochen ein knöcherner Vorsprung, der sich nicht, wie bei den Hirschen, kurz endigt, sondern sich verlängert, und bald gerade, bald gewunden in eine Spitze ausläuft. Ueber diesen Knochen läuft eine Hornscheide, wie ein Futteral, ist am Knochen selbst nicht befestigt, sondern an seiner Basis nur mit einem Hautwulst umgeben und befestigt. Diese Auswüchse nennt man Hörner. Sie haben niemals Aeste, sind aber oft vielfach gewunden und fallen nie ab. Nur der untere Theil ist hohl; die Spitze bildet ein fester Hornkern.

Diese Familie begreift nur wenige Gattungen, aber zahlreiche Arten. Es gehören dahin die Gattung der Antilopen oder Gazellen, der Ziege, des Schafes und des Ochsen.

Antilopen. Antilope.

Unten 8 Schneide- oder Vorderzähne, keine Eckzähne, Backenzähne allenthalben 6, also in allem 32 Zähne. Beide Geschlechter oder auch nur das männliche tragen Hörner. Die Hörner sind bald fast ganz gerade, bald aber gewunden, und meist an ihren untern Theilen mit Wulstringen versehen, an der Spitze platt. Mehrere Arten haben ein Maul; so nennt man denjenigen Theil der Oberlippe bis zur Nase, wenn er mit einer nackten Haut überzogen und nicht behaart ist. Die Ohren sind meist lang und sehr beweglich; die Gestalt des Körpers schlank; die Beine lang, fein und zierlich; der Hals lang und schlank; der Schwanz mittelmäßig oder kurz. Einige Arten tragen an den Knieen Haarbüschel oder Bürsten; einige haben am Halse eine Mähne oder eine Wamme (schlaffe hängende Haut.) Die Haare sind meist kurz, die Farben lebhaft, oft scharf begränzt und angenehm.

Die meisten sind scheue, flüchtige, sehr schnelle, gutmüthige, furchtsame und gesellige Thiere, lassen sich, jung eingefangen, wohl zähmen, aber nie zu Hausthieren gewöhnen. Beinahe alle Arten bewohnen entweder die hohen Gebirge, die steilsten und abgerissensten Klippen, nahe an Schnee und Eis, laufen mit großer Schnelligkeit und Sicherheit über diese hinweg, oder sie bewohnen die dürren Ebenen, die Ränder der Wüsten, die weiten Steppen Afrikas und Asiens, da, wo das Land aufhört dem Menschen bewohnbar zu sein. Die wenigsten leben einsam, sondern in kleinern oder größern Heerden, oft von vielen tausend Stücken, von jedem Alter und Geschlecht beisammen. Die Männchen kämpfen oft zur Begattungszeit. Ihre zahlreichen Arten sind über die Festländer aller Erdtheile verbreitet, nur Neuholland hat keine Art Wiederkauer gehabt, also auch diese nicht, dagegen leben einige Arten auch auf Inseln, wie in Sumatra. Die Größe ist ebenso verschieden, wie die Gestalt der Hörner. Einige sind nicht größer als kleine Hunde, andere größer als ein Pferd. Das Fleisch aller ist eßbar und von manchen vortrefflich; die Haut gibt schönes und gutes Leder; die Hörner werden ebenfalls zu verschiedenen Geräthschaften verarbeitet. Ihre Jagd beschäftigt besonders die Völker Afrikas, für welche sie wichtige Unterhaltsmittel abgeben.

Durch ihre äußere Gestalt machen sie eine Zwischengattung, welche an die Hirsche, Ziegen, Ochsen und selbst in gewisser Hinsicht an die Pferde grenzt. Man kennt gegen 50 Arten, wovon etwa 30 in Afrika vorkommen.

Man hat sie nach dem Bau der Hörner eingetheilt: a. In Antilopen mit geringelten, zweimal gebogenen Hörnern; b. Antilopen mit geringelten, dreimal gebogenen Hörnern; c. in solche mit geringelten Hörnern, mit doppelter Biegung, deren Spitze nach hinten gerichtet ist; d. die Hörner geringelt, einfach gebogen, die Spitze nach vorn gebogen; e. die Hörner geringelt, aber gerade und nur wenig gebogen; f. die Hörner geringelt, mit einfacher Biegung, die Spitze nach hinten; g. die Hörner mit spiraler Kante; h. die Hörner mit einem Nebensprossen; i. vier Hörner; k. zwei platte Hörner.

Unser Plan erlaubt uns nur wenige Abbildungen zu geben.

Aus der Abtheilung a mit zweimal gebogenen Hörnern, die Spitze nach vorn.

Taf. 68. Der Kevel *), Antilope Kevella, und Antil. Dorcas.

Die Hörner haben zahlreiche Ringe, sind aber an der Wurzel zusammengedrückt. Die Gestalt ist schlank und zierlich. Die Farbe isabellfarb, mit dünklerm, fast braunem Seitenstreif, der sich im Alter stärker ausbildet; der Unterleib und die Seiten des Kopfs sind weiß. Die Hörner länger als der Kopf, stark geschweift, mit den Spitzen nach innen und vorn gekrümmt, fast bis zur Spitze geringelt.

Ganze Länge bis zur Schwanzwurzel 3′ 6″, des Schwanzes 8″. Vordere Höhe 1′ 9½″, hintere 1′ 10½″.

Das Vaterland ist das ganze nördliche Afrika nach seiner ganzen Ausdehnung.

Er ist die bekannteste Antilope. Sie war bei den Egyptern der Isis geheiligt; ihre Hörner umfassen das Bild dieser Göttin. Sie lebt in sehr großen Heerden, und macht die gewöhnliche Nahrung der Panther und Hyänen aus. Wenn man sich einer Heerde nähert, so schließen sie sich aneinander und zeigen nach allen Seiten die Hörner, ergreifen aber dann schleunig die Flucht. In die Enge getrieben bedienen sie sich ihrer Waffen und können heftig verwunden. Die Araber jagen ihnen zu Pferde nach, und werfen ihnen einen Stock zwischen die Beine, welche, vom Wurfe getroffen, brechen, und so kommt das Thier in die Gewalt des Jägers; auch jagt man sie mit dem Jagdpanther und mit Falken. Lebendig fängt man sie, indem man zahme, denen man Schlingen um die Hörner gelegt hat, unter die Heerden laufen läßt; so fangen sich die wilden mit den Füßen oder Hörnern. Sie werden leicht so zahm, daß sie nicht weglaufen und sind dann die niedlichsten Thiere, die man sehen kann.

*) Nicht Kervel, wie es auf der Tafel heißt.

Ihre Heerden bedecken die Ränder der Wüſten, wo ſie von den wenigen Kräutern leben, welche hier wachſen. Ueber die Fortpflanzungszeit weiß man nichts genaues. Das Fleiſch iſt nach Alter und Jahreszeit mehr oder weniger ſchmackhaft und gleicht dem Rehwildpret.

Taf. 61. Die arabiſche Antilope. Antilope arabica.

Beide Geſchlechter gehörnt, aber das Gehörn des weiblichen Thieres iſt viel ſchwächer. Alle obern Theile und das Aeußere der Schenkel ſind rothbraun; der Bauch und das Innere der Schenkel weiß; Schwanz ſchwarz; zu beiden Seiten läuft über das Geſicht weg, von der Naſenſpitze an bis über und hinter die Augen ein weißer Streif, der durch einen ſchmalen, ſchwärzlichen, welcher durch das Auge geht, unterbrochen wird; Naſenrücken ſchwarz, Aftergegend weiß. Hörner länger als der Kopf, ſehr ſchlank, wenig geſchweift, an der Spitze mehr aufwärts als einwärts geſchwungen und bis zu dem letzten Fünftel der Länge geringelt. An den Knien ſtarke Haarbüſchel oder Bürſten.

Ganze Länge bis zur Schwanzwurzel 3′ 10″, des Schwanzes 8″.

Aufenthalt. Die öſtliche Küſte des rothen Meeres. Sie bewohnt dort die Vorhöhen in der Nähe der Küſte, und findet ſich ſogar auch auf den derſelben nahe liegenden größern Inſeln. Sie wird von den Einwohnern Ariel genannt, iſt flüchtig und ſcheu.

Taf. 69. Der Addax. Antilope Addax.

Hauptfarbe des Körpers milchweiß; Kopf chocoladenfarbig; dieſe Farbe erſtreckt ſich bis zur Bruſt, am Halſe aber ſcheint das Weiße gleichſam durch; quer über dem Naſenrücken, unter den Augen durch, ein weißes Band; die Hörner bei beiden Geſchlechtern lang, ſpiralförmig gewunden und geringelt, im letzten Drittel gerade, platt und ſpitzig; Hufen platt und breit. Geſtalt plump und wohlbeleibt. Der Schwanz ſehr dünne, mit einer Haarquaſte.

Größe eines Eſels. Ganze Länge 6′ bis zur Schwanzwurzel, des Schwanzes 11″; vordere Höhe 3′, hintere 3′ 1″.

Aufenthalt an einzelnen Stellen in der afrikaniſchen Wüſte, ſüdlich von Ambukol, bis zur Oaſe Horaza. Sie lebt unſtät in kleinen Familien abgeſöndert von allen andern Antilopenarten, welche mit ihr dieſelbe Gegend bewohnen. Sie wird von den Arabern mit Pferden todt gehetzt, was aber nur im Sommer geſchehen kann, an warmen, windſtillen Tagen. Die ſchnellſten nubiſchen Pferde haben Mühe ſie einzuholen. Sie ſoll mehrere Monate ohne Waſſer leben können. Die Araber nennen ſie Adas oder Akas.

Taf. 67. Die Gemſe. Antilope rupicapra.

Die Hörner von der Stirn an gerade, oder etwas ſeitlich gebogen, aufwärts ſteigend und nach hinten einen Hacken bildend, ſchwarz, rund und kurz. Die Ohren lang; die Zunge platt; der Pelz im Winter von zweierlei Art; die Wollhaare dicht, die langen grob und brüchig, im Winter ganz ſchwarz, im Frühling weißgrau, im Sommer rothbraun, mit einem ſchwarzen Streif, im Herbſt dunkelbraun; zu allen Jahreszeiten aber ſteht zu beiden Seiten des Naſenrückens ein brauner Streif; die Stirne, das Innere der Ohren, das Geſicht und die Kehlgegend weiß. Beide Geſchlechter ſind gehörnt, aber die Hörner des Weibchens ſind dünner.

Länge von der Schnauze bis zum After 3′ und einige Zolle, des Schwanzes 3″, Schulterhöhe 2′, Kreuzhöhe 2′ 1″.

Die Gemſe bewohnt die Hochgebirge der Schweiz, Tyrols, Salzburgs, Savoyens, die Pyrenäen, die Karpathen und die Gebirge des Kaukaſus und zwar den Sommer durch in der Nähe des ewigen Schnees, im Winter aber ſteigt ſie in die hohen Alpenthäler hinab. Auf dem Jura iſt ſie nirgends. Sie iſt allenthalben, wo ſie nicht zu ſehr verfolgt wird, noch häufig und lebt in Truppen von 5 bis 40 Stücken. Sie iſt ſehr ſcheu und furchtſam, hat vortreffliche Sinne, und flieht vor dem Menſchen auf die ſteilſten und unwegſamſten Klippen, welche ſie mit ſichern Füßen und mit der größten Schnelligkeit durcheilt. Ueber den Schnee eilt ſie leicht hinweg; auf die Gletſcher aber geht ſie nur, wenn die Gefahr ſie dazu zwingt und bleibt darauf nie lange. Sie weidet mehr des Nachts und bis zu Tages Anbruch, als am Tage, und bringt dieſen in den verborgenſten Schluchten zu, wo ſie ſich gerne auf oder neben dem Schnee lagert. Am Abend geht ſie wieder auf die Weide, die dunkeln Nächte aber bringt ſie unter überhängenden Felſen zu. In den härteſten Wintermonaten ſteigen ſie in die Alpenwälder hinab, ſo lange es aber möglich iſt, bleiben ſie über dem Holzwuchs. Die dichteſten Wälder geben ihnen den beſten Schutz vor der Kälte und den Schneelauwinen, und vor der erſten ihr dichter und wohlbehaarter Pelz. Sie lagern ſich gerne unter den herabhängenden Aeſten der ſogenannten Wettertannen. Die ſüdlichen Abhänge ziehen ſie den nördlichen vor. Sie leben, die Begattungszeit ausgenommen, wo die Böcke unter ſich kämpfen, im Frieden beiſammen. Die Schenkel ſind ſtark und elaſtiſch, ſo daß ſie unbegreiflich weite Sprünge machen können; man ſah eine Gemſe einen Sprung von 21 Fuß machen. Ueber die ſteilſten Felſengräte läuft ſie ebenſo ſicher, als die Gazelle Afrikas über die Sandebenen; gejagt aber können ſie ſich auch ſo verſteigen, daß ſie weder vor- noch rückwärts können und in den Abgrund ſtürzen. Sie können als ein Sinnbild der Wachſamkeit gelten. Bei einem Trupp verläßt ſich keine auf die andere, alle ſehen ſich jeden Augenblick um und erheben den Kopf, um durch Geruch und Geſicht den vielleicht nahenden Feind zu erkennen. Bemerkt eine etwas, ſo pfeift ſie und die ganze Geſellſchaft flieht aufs ſchnellſte. Bergaufwärts läuft ſie ſchneller als Bergabwärts und zwar im Galopp.

Alte Böcke leben meiſt einſiedleriſch. Die Fortpflanzungszeit tritt im November ein, wo die Geſellſchaften ſich trennen; dann trifft man einen Bock mit ein oder zwei Ziegen meiſt beiſammen. Bei den Kämpfen der Böcke ſtreifen ſie mit den Hörnern ſeitwärts von unten nach oben, und verwunden einander oft bedeutend. Nach 20 Wochen wirft die Ziege gewöhnlich nur ein Junges, ſelten zwei, welches ſogleich nach der Geburt laufen kann, von der Mutter aufs treuſte gehütet wird, wobei es faſt wie eine Ziege mekkert. Das Junge verläßt die Mutter auch nach ihrem Tode nicht und wird dabei nicht ſelten gefangen. Sie laſſen ſich ſehr leicht zahm machen und ſpielen gerne mit Hunden; älter geworden aber werden die Böcke beſonders oft böſe und ſuchen zu verwunden. Selten leben aber zahme Gemſen lang.

Ihre Nahrung beſteht aus den beſten Alpenkräutern, aus den jungen Trieben ſtrauchartiger Alpengewächſe. Im Herbſt und Winter freſſen ſie abgefallenes Laub, dürres Gras, ja ſelbſt die jungen Triebe der Nadelbäume, die herabhängenden Bartflechten und andere Flechtenarten. Sie können länger hungern als dürſten. Salz lieben ſie, wie alle Wiederkauer, ſehr, und ſuchen die ſalzartigen Felſen auf, an welchen ſie lecken.

Dies friedliche Thier hat viele Feinde; der gefährlichſte iſt der Menſch, der ſie, um ihres Fleiſches und um ihrer Haut willen, immer verfolgt, ſehr häufig aber bei dieſer, durch die Natur der Gebirge, ſehr mühſamen und gefährlichen Jagd umkommt. Der Bär, der Luchs, der Wolf verfolgen ſie ebenfalls, allein dieſen Thieren entgehen ſie viel leichter als dem Lämmergeier und Adler; der erſte ſtürzt ſie durch gewaltigen Flügelſchlag von den Felſengräten in den Abgrund, oder entführt die Jungen durch die Luft; der andere greift beſonders die Jungen an, die Alten bezwingt er kaum. Bergſtürze und Schneelauwinen tödten auch viele. Dieſer Gefahren ungeachtet iſt die Art noch zahlreich in den Alpen und wird, wenn man ihr nur geringen Schutz gewährt, ſo leicht nicht ausgerottet werden. Das Fleiſch jüngerer Thiere iſt vortrefflich, und die Haut gibt ein ſehr gutes Leder.

Die Gemſe der Pyrenäen iſt etwas von der ſchweizeriſchen verſchieden, doch macht ſie keine eigene Art aus.

Die hohen Gebirge Aſiens, namentlich der Himalaja, haben keine Gemſen, aber mehrere ſtellvertretende Antilopen, die vielleicht noch nicht alle bekannt ſein mögen. Man hat auch geglaubt, das fabelhafte Einhorn der Alten dort zu finden, allein es ſcheint nun ausgemacht, daß ein ſolches Thier gar nicht exiſtirt, und daß man wohl irgend eine geradhörnige Antilope, welche durch Zufall ein Horn verloren hatte, dafür nahm. Aſien hat auch eine vierhörnige Antilope, welche in den Gebirgen von Nepaul und im Himalaja lebt. Die Hörner liegen paarweiſe voreinander; die vordern ſind kleiner.

Auch auf den afrikaniſchen und amerikaniſchen Felsgebirgen leben Antilopen, deren Lebensart derjenigen der Gemſe ähnlich iſt. Die ſonderbarſte iſt die amerikaniſche Gabelantilope, deren Hörner ein Nebenende haben und geperlt ſind, wie bei den Hirſchen. Sie lebt im Felſengebirge Nordamerikas.

Afrika hat mehr Arten, welche die Ebenen bewohnen als die Gebirge. Die ſchnellſte und ſonderbarſte iſt die Gnuantilope; ſie ſteht zwiſchen Ochs und Pferd, hat einen ſchmalen, wunderbar geſtalteten Kopf, ſtarke, breite, an der Wurzel platte Hörner; das Geſicht iſt mit ſtruppi-

gen Haaren besetzt; am Kinn ein Bart, am Halse eine Mähne. Größe eines Esels.

Andere Antilopen dieses Welttheils haben die Größe eines Hirsches oder gar eines Pferdes, wie die Kuh-Antilope, die Elenn-Antilope; auch die weißfüßige Antilope aus Bengalen ist so groß, wie ein Hirsch.

Ziege. Capra.

Vorderzähne unten 8, Eckzähne fehlen, Backenzähne oben und unten 6. Die Hörner nach unten gerichtet, seitwärts platt und in die Quere geunzelt; Nasengegend flach oder auch vertieft. Kein Maul, oder nackte Schnauze, keine Thränenhöhlen; Schwanz kurz, meist in die Höhe stehend.

Sie lieben alle bergige Gegenden, klettern leicht, leben gesellig in Heerden, sind lebhaft, zeigen viele intellektuele Fähigkeiten und haben feine Sinne.

Nur eine Art ist Hausthier, und diese hat, wie alle Hausthiere, außerordentliche Veränderungen erlitten. Die wilde Ziege glaubt man in der Bezoarziege des Kaukasus zu finden. Man nennt die wilden Ziegen Steinböcke, und hat davon in den neuern Zeiten mehrere Arten entdeckt.

Taf. 67. Die Hausziege. Capra hircus.

Hörner groß, oft zwei Fuß lang, an den Seiten zusammengedrückt, geunzelt, meist in einem Bogen nach hinterwärts gekrümmt; zuweilen sind sogar vier Hörner vorhanden, zuweilen fehlen sie selbst dem Bocke, häufiger aber der Ziege. Am Kinn steht ein Bart; die Ohren sind spitzig und aufrecht stehend; der Schwanz kurz, platt, aufwärts gerichtet, unten zum Theil nackt; der Nasenrücken gerade; die Augen groß und lebhaft; der Hals lang; die Beine stark; der Körper schlank und mager. Feine Wollhaare bedecken den Körper, zwischen diesen stehen sparsamer lange Haare. Die Farbe sehr verschieden, weiß, braun, schwarz, einfarbig oder gefleckt. Die Hörner der Ziege sind immer kleiner, als die des Bocks.

Unter die merkwürdigen Varietäten gehören:

Die angorische Ziege, mit feinen, seidenartigen, blendend weißen Haaren, welche in langen Locken über die halben Beine herabhängen. Sie lebt in der Gegend von Angora in Kleinasien und liefert das schöne Kämelgarn. Aus ihren Haaren, und aus den Häuten wird das Saffian- und Corduanleder bereitet.

Die Kaschmir- oder Schalziege, mit außerordentlich feiner, seidenweichen Flaumwolle auf der Haut, welche durch Auskämmen gewonnen wird, und zur Verfertigung der ausnehmend feinen und kostbaren Kaschmirschals gebraucht wird. Sie ist in Ladak und Tibet zu Hause; in Kaschmir aber werden diese Schals verarbeitet.

Beide Arten werden nun auch in Europa gezogen, und vertragen unser Klima recht gut, geben aber nicht mehr Milch, als für den Unterhalt der Jungen nöthig ist.

Die buckelnasige Ziege oder die Ziege aus Oberegypten, Taf. 69. Mit sehr langen, hängenden Ohren, welche bis unter den Hals herunterhängen; die Hörner kurz, quer gefurcht; sie fehlen aber oft; die Stirn ist von der Nase durch eine Vertiefung geschieden, dann folgt ein starker Buckel, der sich bogenförmig gegen die Schnauze senkt, welche platt ist; die Haare sind sehr lang und herabhängend; der Bart fehlt; dagegen haben sie am Anfang des Halses ein paar Hautglöckchen, wie man sie auch oft an den Hausziegen findet; die Farbe ist meist braun; das Euter der Ziege hängt fast bis auf den Boden. Sie stammt aus Oberegypten, wird aber auch hin und wieder in Europa gezogen und ist zahm und folgsam.

Es gibt außer diesen noch mehrere Varietäten, wie die Zwergziege, die flachhörnige Ziege, die Stutzziege u. s. w., die in verschiedenen Ländern gezogen werden.

Die Ziege ist seit den ältesten Zeiten Hausthier, verwildert aber leicht, und zeigt überhaupt viel Liebe zur Freiheit. Sie stammt aus dem Kaukasus und ist mit ein Beweis unserer Abstammung aus jenen Gegenden, woher sie uns als Hausthier gefolgt ist.

Durch ihre Milch, ihr Fleisch und ihre Haut, aus welcher man besonders Handschuh verarbeitet, wird sie sehr nützlich, und wird vorzüglich ihres Milchertrages wegen in unsern Alpenthälern in großer Menge gehalten, um den Bewohnern den nöthigen Milchbedarf zu liefern, da die Kühe im Sommer alle auf den höhern Alpen weiden, wo man Käse macht. Die Ziegenmilch ist bekanntlich vortrefflich, sehr nahrhaft und gesund, hat aber, besonders wenn die Ziegen im Stalle gehalten werden, einen für Manche unangenehmen Nebengeschmack, der bei denjenigen, welche fast immer im Freien sich aufhalten, sich größtentheils verliert; allein der bedeutende Nutzen, den sie gewährt, wird fast wieder durch den Schaden aufgewogen, den sie an verschiedenen Pflanzen anrichtet. Die Ziege ist keine Kostverächterin und frißt eine Menge Pflanzen, welche andere Wiederkauer nicht berühren; aber sie nagt die jungen Triebe der Holzpflanzen so ab, daß sie nicht mehr treiben und häufig absterben, daher thut sie in Gehölzen großen Schaden, und man kann mit Recht sagen, sie habe schon bedeutendes Unglück und unersetzlichen Schaden in unsern Alpen angerichtet. Durch das Absterben der Gebüsche wird die an steilen Abhängen befindliche Erde locker, Regen und Schneewasser dringen ein; es entstehen Spälte und bei Gelegenheit Erdstürze; auf jeden Fall aber Unfruchtbarkeit dieser Berghalden. Durch passende Verordnungen könnte man indeß vielen Schaden verhüten. In den ebenen Gegenden der Schweiz ist es daher verboten, Ziegen weiden zu lassen, da auch die Zäune, welche sie benagen, absterben. Weinlaub fressen sie sehr gerne und schaden sehr, wenn sie in Weinberge kommen, daher opferten die Alten die Ziegen dem Bachus.

Daß die Ziege ein Bergthier sei, wird schon dadurch bewiesen, daß sie in Berggegenden viel besser gedeiht als in Ebenen, und immer möglich in die Höhe steigt.

Man hat es auch in der Schweiz versucht Angora- und Kaschmirziegen zu halten. Sie gedeihen vortrefflich, aber da sie nicht mehr Milch geben, als das Junge nöthig hat, und der Ertrag der Wolle und Haare allein zu gering ist, so sind die Versuche damit wieder aufgegeben worden. Durch fortgesetztes Melken aber könnte man ohne Zweifel den Milchertrag auch hervorbringen.

Sie scheint in ihren Sitten am meisten der Urrasse gleich geblieben zu sein. Das Auge ist lebhaft; der Gang munter. Sie sind auf der einen Seite zutraulich, auf der andern boshaft und tückisch, und stoßen oft unversehens, ohne gereizt zu werden; überhaupt ist ihr Betragen oft ganz widersprechend, bald lenksam und schmeichelnd, bald störrisch, bald muthig, bald furchtsam. Junge Ziegen machen närrische und lächerliche Sprünge. Auf den Alpen ziehen sie oft Tage lang umher, oder begleiten den Wanderer Stunden weit. Der einzige Laut, den man von der Ziege hört, ist das bekannte Mekkern.

Die Ziegenböcke sind muntere, rüstige, muthige Thiere, die sich unter einander mit den Hörnern stoßen, so daß sie auf die Hinterbeine stehen, und von oben herunter seitwärts auf einander treffen. Sie verbreiten bekanntlich einen unerträglichen Geruch. Ein einziger Bock kann aber auch hundert Ziegen befruchten. Sie begatten sich mit Schafen, Steinziegen und sogar auch mit Gemsen. Die Ziege trägt etwas mehr als fünf Monate, und wirft meist nur ein Junges, leidet aber oft bei der Geburt.

Es sind die Ziegen unter sich sehr gesellige Thiere, welche immer zusammenhalten. Sie ziehen trockene und harte Kräuter dem fetten Wiesengras vor, und fressen sogar Schierling und Wolfsmilch ohne Schaden; dagegen sind die Blätter des Spindelbaumes Gift für sie, und zu viele Eicheln schaden ihnen.

Bären, Lüchse, Wölfe, Adler und Lämmergeier sind ihre Feinde im Thierreich, dagegen sind sie wenigen Krankheiten unterworfen. Verwundungen ertragen sie nicht leicht. Die Raude und die Sucht sind für sie ansteckende Krankheiten.

Taf. 67. Der Steinbock der europäischen Centralalpen. Capra ibex.

Die Farbe des Steinbocks ist schmutziggrau; am Kinn stehen einige längere Haare, welche eine Art von Bart bilden, im Sommer aber oft fehlen und beim Weibchen nie vorkommen. Die Hörner sind groß, stark, oben mit einer breiten, knotigen Fläche, mit abgestumpften Kanten, unten sind die Kanten noch mehr abgestumpft. Die Zahl und Größe der Knoten wechselt nach dem Alter und der Größe des Thieres, die längsten haben 19 bis 22 Knoten. Die Hörner der Steinziege sind viel kürzer und kleiner, kaum ½ Fuß lang, die des alten Bockes über 2½ Fuß. Die Farbe wechselt nach der Jahreszeit, vom Braunen bis zum Rothgrauen und Aschgrauen, ab. Die Ohren sind klein, stehen weit hinten und sind spitzig; der Hals ist stark und kurz; die Beine sind etwas dick, plump und stark; die Hufen stark, unten scharf und rauh, zum Anhalten

auf den Felsen geschickt; der Schwanz ist kurz, aufwärts stehend, mit einem 2 Zoll langen Haarbüschel, oberhalb schwarz behaart.

Die Länge von der Nasenspitze bis zum Schwanz 4′ 6″, des Schwanzes 6″. Gewicht bis zu 150 Pfund.

Der Aufenthalt des Steinbocks war ursprünglich auf den Centralalpen Europas, welche Salzburg, Tyrol, die Schweiz und Savoyen durchziehen. Jetzt ist er einzig auf die savoyischen Gebirge der Kette des Montblank und Mont-Rosa beschränkt, in allen übrigen Gebirgen ist er verschwunden, und man kann mit Bestimmtheit behaupten, er sei nicht mehr in der Schweiz anzutreffen, wo er einst ebenfalls häufig war. Die Zeit kann wirklich nicht mehr ferne sein, wo dieses schöne und stattliche Thier ausgeht und aus der Schöpfung verschwunden sein wird; es müßte denn dieses Thier noch in den Pyrenäen und den Gebirgen von Ronda in Spanien vorkommen, wie einige Nachrichten angeben, oder in Kreta; allein wenigstens in den Pyrenäen kommt ein ganz anderer Steinbock vor, ob auch noch der unsrige daneben, ist sehr zweifelhaft.

Die Lebensart des Steinbocks gleicht der der Gemse, des Bisamthiers und der andern Arten der Steinböcke. Er ist ein Bergthier, welches die hohen Gebirge niemals verläßt; nur im Winter steigt er in die Alpenwälder und höhern Bergthäler hinab, bleibt aber da nur so lange, als ihn der allzu hohe Schnee und die Kälte nöthiget, und steigt im Frühjahr wieder auf die luftigen und sonnigen Höhen. Die Jungen und die Weibchen bleiben immer etwas tiefer als die Männchen. Sie leben in kleinen Gesellschaften von 12 bis 15 Stücken. Die Stimme hat etwas ähnliches mit dem Pfeifen der Gemse, doch ist es gedehnter; das Junge meckert. Der Körper scheint zwar plumper und schwerfälliger, als der der Gemse, wozu allerdings die großen Hörner viel beitragen; allein die starken, elastischen Schenkel geben seinen Bewegungen Festigkeit und Schnelligkeit, und in dieser Hinsicht sowohl, als in der Geschicklichkeit auf steilen Felsen und schmalen Felsgräten zu laufen, gibt er der Gemse nichts nach, im Gegentheil, er scheint sie eher noch zu übertreffen, und soll im Springen und Laufen über Glätscher wirklich noch gewandter sein; allein er ist pflegmatischer als diese und bewegt sich weniger gerne, und nur wenn er genöthigt wird zeigt er seine Schnelligkeit und Gewandtheit, seine Kraft und Stärke. Die Sage, daß er beim Springen von Felsen seine Hörner vorhalte, hat nichts unwahrscheinliches. Er ist vorsichtig und flieht den Menschen, als seinen gefährlichsten Feind unter den lebenden Geschöpfen; aber in die Enge getrieben sucht er den Jäger wohl in den Abgrund zu stürzen. Zahme wenigstens zeigten sich muthig genug im Angriffe von Menschen und Hunden, wurden oft böse, ja selbst gefährlich.

Die Nahrung ist ganz die der Gemse, da er mit ihr denselben Aufenthalt theilt, dieselben Bedürfnisse hat. Wie die Gemse, weidet auch der Steinbock des Nachts in den höchsten Wäldern, im Sommer doch niemals tiefer als eine Viertelstunde von der obersten, schneefreien Höhe. Kaum fängt die Sonne an die obersten Berggipfel zu röthen, so verläßt er die Waldungen, und steigt immer höher, bis zu den höchsten Gipfeln, wo er sich an den wärmsten Plätzen lagert, wiederkaut, und den größten Theil des Tages schlafend und ruhend zubringt.

Im Januar kämpfen die Steinböcke mit ihren Hörnern um die Weibchen, wobei sie, wie die Ziegenböcke, von oben nach unten seitwärts auf einander stoßen.

Die Steinziege trägt fünf Monate, und wirft gewöhnlich in der letzten Woche im Juni nur ein Junges, von der Größe einer Katze, welches sogleich laufen kann, und von der Mutter aufs treuste gepflegt und beschützt wird. Sie verläßt es nie, als wenn sie gejagt wird, dann verbirgt es sich in Felsentrümmern; die Mutter sucht es bald wieder auf, und ruft ihm durch eine Art von Mekkern. Mit der Ziege zeugt der Steinbock fruchtbare Bastarde, welche an Größe und Stärke den Vater übertreffen, und im Alter sehr böse werden.

Der Steinbock scheint ein hohes Alter erreichen zu können, wenn man nach der Größe seiner Hörner urtheilen darf, vielleicht 20 und mehr Jahre. Warum er so selten geworden ist, ist bis jetzt unerörtert geblieben, da die Jagd allein die Schuld kaum sein kann. Verwundungen sind ihm schnell tödtlich, dagegen die Gemse sehr harte aushalten kann. Diese Zartheit des Lebens, vielleicht auch Seuchen, mögen die große Verminderung einer Art herbeigeführt haben, welche einst so zahlreich war.

Die Jagd ist ebenso gefährlich und mühsam als die Gemsenjagd, der Ertrag aber bei dem jetzigen Preis der Steinböcke bedeutender, da die Haut eines Steinbocks von den Naturaliensammlern mit 60 und mehr Gulden bezahlt wird. Dieser hohe Preis ist Schuld, daß diese Jagd, ungeachtet der schärfsten Verbote, noch immer betrieben wird, und die Liebhaberei der Naturforscher trägt das Ihrige dazu bei, das Thier bald ganz auszurotten. Das Fleisch soll wie Schaffleisch schmecken, und die Hörner wurden ehemals von den Drechslern zu verschiedenen Arten gebraucht.

Fast alle hohen Gebirgszüge haben ihre Steinböcke.

Wir haben abgebildet:

Taf. 68. Den egyptischen Steinbock, Capra finaitica, oder Beden.

Die Hörner sind länger und schlanker als beim europäischen Steinbock, und bilden etwas mehr als einen Halbzirkel, daneben haben sie eben solche Knoten; an der Wurzel sind sie viereckig, in der Mitte dreieckig, an der Spitze zusammengedrückt. Am Kinn ist ein starker, spitzig auslaufender Bart. Die Farbe des Körpers ist braun; die Füße schwarzbraun, weiß gefleckt. Das Weibchen hat keinen Bart und viel kleinere Hörner.

Die Länge des Bocks ist von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4′ 4″; die Hörner nach der Krümmung 2′ 9″; des Schwanzes 9″ mit dem Pinsel, ohne denselben 3″.

Das Vaterland dieser Art sind die Gebirge von Nubien und Oberegypten, auch der Berg Sinai und wahrscheinlich auch mehrere Gebirge von Syrien. In Oberegypten heißt das Thier Teytel, in Syrien Beden.

Seine Lebensart scheint wenig von der des Steinbocks verschieden zu sein. Er lebt in Haufen von 40 bis 50 Stücken, und zeigt große Vorsicht und Schnelligkeit. Das Fleisch wird gerne gegessen, und die Hörner werden in Jerusalem zu Messerheften und Dolchgriffen verarbeitet.

Nach Rüppels Beobachtungen soll eine von dieser verschiedene Art auf den Gebirgen, welche das rothe Meer östlich und westlich einfassen, leben. Er nennt sie nach dem arabischen Namen Waalieh.

Ganz verschieden vom Steinbock der europäischen Centralalpen findet sich ein Steinbock auf den Pyrenäen. Er ist eben so groß, wo nicht größer, als der Alpensteinbock, hat einen dichten, aber kurzen Bart und gewundene Hörner, sehr verschieden von denen der andern Steinböcke. Man findet ihn nur in den spanischen Pyrenäen und sparsam. Wir nennen ihn den pyrenäischen Steinbock. Ob er außer den Pyrenäen vorkommt und ob der Steinbock, der in den Gebirgen von Ronda in Granada vorkommt, derselbe oder eine andere Art sei, oder gar unser Steinbock, das kann aus Mangel an nähern Angaben nicht bestimmt werden. Die Lebensart ist wenig von dem unsrigen verschieden.

Was der Steinbock von Kreta für eine Art sei, weiß man ebenso wenig, da ihn kein neuerer Naturforscher noch gesehen hat. In Sibirien lebt dagegen ein Steinbock, sehr verschieden von den angeführten Arten, mit längern und etwas schlankern Hörnern, einem langen, braunen Bart und einer Art Halsmähne versehen. Er heißt der sibirische Steindock. Auf dem Kaukasus lebt der kaukasische Steinbock, abermals von den andern verschieden, und die Bezoarziege oder Stammziege unserer Hausziege. Auf den Gebirgen des Himalaja sind ebenfalls Steinböcke, der Jharal, mit kurzen, dicken, einfach gekrümmten Hörnern. Es soll ein kräftiges, flinkes, doch lenksames Thier sein, von schiefergrauer Farbe, in der Größe unsers Steinbocks. Es wohnt in Nepaul, in der Nähe des Schnees. Auf den südöstlichen und westlichen Zweigen des Himalaja lebt noch die Knoppernziege, eine noch wenig bekannte Art, und endlich hat auch das Felsgebirge Amerikas eine wilde Ziege, mit langen, hängenden Haaren, welche sehr wild ist.

Gleichsam parallel mit den Ziegen bilden die Varietäten der Schafe eine Reihe, entstanden durch die Wanderung der Schafe als Hausthiere in alle Klimate.

Die Schafe, Ovis,

unterscheiden sich von den Ziegen nur durch spiralförmig gewundene Hörner, durch den Mangel an Bart und längere Schnauze, und sind daher von den neusten Systematikern mit den Ziegen vereinigt worden, was um so eher geschehen kann, als sie fruchtbare Bastarde mit einander zeugen.

Die wilden Schafe sind, wie die Ziegen, Bergthiere, und finden sich, wie dieselben, wild auf verschiedenen hohen Gebirgsketten der alten und neuen Welt.

Von wilden Schafen kennen wir den Argali, Ovis Ammon, aus den Gebirgen Sibiriens, den Mufflon, Ovis musimon, aus den Gebirgen von Korsika und Sardinien, das kamtschadalische Bergschaf, Ovis nivicola, das kalifornische Schaf, Ovis californiana, das nordamerikanische Schaf, Ovis montana. Diese alle ohne Wolle und einander so ähnlich, daß sie als Arten kaum durch genaue Charaktere getrennt werden können, und mehr als klimatische Varietäten anzusehen sein dürften. Verschieden ist aber von ihnen das afrikanische Bergschaf, Ovis Tragelaphus.

So verschieden nun aber die erstern Arten schon dadurch vom Hausschaf sind, daß sie keine Wolle tragen und eine andere Farbe haben, so scheint doch aus vielen Gründen unbezweifelt angenommen werden zu müssen, daß unser Hausschaf von einem dieser Bergschafe abstamme, und durch viele Generationen nach und nach sich so verändert hat. Daß das Schaf seit den aller ältesten Zeiten Hausthier sei, ist gewiß. Mit sehr geringen Fähigkeiten begabt, mußte es bald der Herrschaft des Menschen sich unterwerfen, welche in seiner Wolle, Haut und Fleisch bald seine Nützlichkeit erkannten, und seine Schwachheiten zu seinem Vortheile benutzte.

Nach unserm vorgesetzten Plane können wir nur kurz dieses Thieres erwähnen.

Der Mufflon, Ovis musimon, oder das wilde Schaf der Gebirge von Korsika und Sardinien kommt in seinem äußern Ansehen mit dem zahmen Widder überein, ist aber schlanker und schöner. Der Nasenrücken ist gewölbt; der Leib stark und kräftig; die Beine stark und fest. Nur der Bock hat Hörner; diese sind, wie beim Widder, spiralförmig gewunden, dick, fest und schwer. Die Farbe ist im Sommer, wo die Haare kurz sind, ein gräuliches Rothbraun; Bauch, Inneres der Beine und Gesicht weiß. Im Winter ist die Farbe dünkler, das Haar weit länger, aber nicht wollig. Die Größe ist die eines gewöhnlichen Schafes. Das Weibchen ist kleiner und ohne Hörner.

Der Mufflon ist ein scheues, schnelles und lebhaftes Thier, welches in Rudeln von 50 bis 100 Stücken zusammen lebt, auf den höchsten Gebirgen und Felsen sich aufhält, und mit unsern Gemsen in der Lebensart sehr viel Aehnlichkeit hat. Der älteste und stärkste Widder ist der Anführer der Heerde. Zur Brunstzeit im December und Januar theilen sich die Heerden in kleinere, die aus einem Widder und mehrern Schafen bestehen; dann kämpfen die Widder heftig mit einander.

Im April oder Mai werfen die Weibchen zwei Junge, welche die Mutter zärtlich liebt und beschützt.

Die Sinne des Mufflons sind fein. Diese feinen Sinne und seine Schnelligkeit retten ihn aus vielen Gefahren, und machen die Jagd mühsam und schwierig. Sie lassen sich, jung eingefangen, leicht zähmen, folgen dem Menschen wie Hunde nach, lernen die Wohnung ihrer Herren kennen, gehen fort und kommen wieder zurück. Sie sind sehr artig, lebhaft und munter, werden aber ihres Muthwillens wegen oft beschwerlich, indem sie alle Winkel im Hause durchsuchen, Geschirre umwerfen und allerlei Unfugen treiben. Das Fleisch ist sehr angenehm, und wird dem des Hirsches und Damhirsches vorgezogen. Die Zahmen können gemolken werden, und geben eine vorzüglich gute Milch, obwohl in geringer Menge. Mit dem Hausschaf zeugt der Widder Bastarde, welche ebenfalls fruchtbar sind.

Das zahme Schaf ist ein allzu bekanntes Thier, als daß es einer weiteren Beschreibung bedürfte; allein es gibt verschiedene Rassen, welche nach und nach durch Verpflanzung und verschiedene Wartung und Klimate entstanden sind. Alle Varietäten haben Wolle oder gekrauste Haare, nur das Guineische Schaf hat keine, sondern lange Haare. Die Wolle ist aber sehr verschieden an Größe und Feinheit, daher das Halten dieser oder jener Varietät nicht gleichgültig. Folgende sind die Hauptrassen:

Taf. 70. a. Das spanische oder Merino-Schaf.

Das Weibchen hat keine Hörner; die Hörner des Widders dagegen sind groß und stark. Dieses Schaf ist von mittlerer Größe, und unterscheidet sich durch die gleichförmig geschlängelte, feine, lange Wolle, welche, ausgespannt, zwischen 2 bis 4½ Zoll Länge hat, und in einzelne Büschel getrennt ist. Der Hauptstamm des Merinos findet sich in Spanien, von wo aus diese Rasse, ihrer feinen Wolle wegen, in ganz Europa verbreitet worden ist. Die Heerden in Spanien gehören den reichsten Privatleuten, und haben das Recht in ausgedehnten Bezirken, welche gar nicht ihr Eigenthum sind, ihre Schafe zu weiden. Da nun jährlich 4 bis 6 Millionen Schafe Spanien weidend fast seiner ganzen Länge nach durchziehen, so kann man sich denken, warum der Ackerbau und die übrige Viehzucht in diesen Theilen Spaniens fast ganz darnieder liegt und das Land immer mehr in Armuth versinkt. Zum Vortheil einiger Privatleute muß also ganz Spanien darunter leiden. Man rechnet indeß die Zahl der spanischen Schäfer auf 50,000 Individuen, und sie bilden einen eigenen Stand. Die Merinos kommen übrigens außer Spanien eben so gut fort, und werden, wie schon gesagt, in sehr vielen Gegenden gehalten.

b. Das gemeine Landschaf.

Die Widder sind gehörnt oder ungehörnt; die Ohren aufrecht; der Schwanz von mittlerer Länge; die Größe mittelmäßig; die Wolle filzig oder gekräuselt. Zu ihnen gehören die meisten europäischen Landschafe. Die englischen haben eine bessere Wolle, und in England werden, zwar zum Nachtheil des Landbaues, sehr große Heerden von verschiedenen Rassen gehalten.

c. Das Bergamasker Schaf.

Es ist das größte, europäische Schaf, sehr hochbeinig, mit sehr gewölbter Nase, großem Kopf, langen, hängenden Ohren, langer aber grober und rauher Wolle, fettem Fleisch. Die Heerden dieser Schafe werden in den Thälern von Bergamo und Brescia gehalten, und ziehen im Sommer auf die Alpen, besonders von Graubündten, wo sie den Sommer über immer unter freiem Himmel weiden, im Herbst aber in ihre Thäler zurückwandern.

d. Das Zackelschaf.

Groß, mit außerordentlich langen, schraubenförmig gewundenen Hörnern in beiden Geschlechtern. Es ist in Ungarn, Siebenbürgen und der Wallachei einheimisch, wo die Schafzucht ebenfalls im Großen getrieben wird.

e. Das fettsteissige Schaf.

Der Schwanz mangelt, oder hat sich vielmehr in einen Fettklumpen verwandelt. Hörner meist bei beiden Geschlechtern. Ist hauptsächlich in Asien zu Hause.

f. Das fettschwänzige Schaf.

Der Schwanz ist bei diesem im Gegentheil lang, und so sehr mit Fett umgeben, daß er 15 bis 20 Pfund wiegt, und vom Thiere kaum getragen werden kann. Man findet diese Rasse in der Krimm, in Persien, in der Bucharei u. s. w.

g. Das guineische Schaf.

Ist sehr hochbeinig und hat keine eigentliche Wolle, sondern lange Haare. Es ist in Afrika zu Hause.

Wir übergehen mehrere unbedeutendere Rassen, die kein allgemeines Interesse erregen können.

Die Farbe der Schafe ist die Weiße, die Braune oder die Schwarze, seltener gibt es von diesen Farben gefleckte.

Die Schafzucht erfordert große, trockene und gesträuchfreie Weiden, da das Schaf, welches das ganze Jahr in Ställen gehalten wird, nicht gedeiht, oder seine Wolle schlecht wird. Die Schafzucht im Großen kann daher nur in wenig bewohnten Gegenden, welche große Flächen zur Weide darbieten, oder auf weiten Alpen getrieben werden. Wo größere Bevölkerung mehr Anbau des Bodens erfordert, ist sie nie mit Vortheil einzuführen, daher kann sie in der ebenen Schweiz nie mit Vortheil angewendet werden. In nassen Gegenden ist das Schaf vielen Krankheiten unterworfen, welche ganze Heerden wegraffen können. Das zahme Schaf ist überhaupt ein dummes, unbeholfenes, schwächliches Thier und vielen Unfällen unterworfen; aber die Wolle, das Fell und das Fleisch sind so nützliche Produkte, daß man es nirgends entbehren kann. Wir können aber hier nicht in das Einzelne der Schafzucht eintreten, und müssen es Jedem überlassen, sich in den vielen darüber geschriebenen Büchern umzusehen, wenn er sich darüber belehren will.

Die letzte Gattung der Wiederkauer ist die Gattung des

Ochsen. Bos.

Der Körper ist im Allgemeinen groß und stark; die Beine dick; der Kopf groß; die meisten Arten haben ein wahres Maul, oder die Gegend unter der Nase bis zum Mund ist platt, unbehaart und immer naß; die Zunge ist lang, mit rauhen Warzen besetzt; die Hörner einfach, konisch,

platt, mit abgerundeter Spitze und verschiedener Länge und Krümmung. Am Halse eine Wamme oder schlaffe hängende Haut. Der Schwanz lang, mit einer Haarquaste geendigt. Das Euter der Kühe hat vier Zitzen. Sie leben in Heerden, bei welchen nur ein Stier sich befindet. Sie vertheidigen sich muthig gegen Raubthiere mit den Hörnern. Die Arten sind nicht zahlreich. Südamerika und Neuholland haben keine ursprüngliche Art. Auch in der frühern Schöpfung waren Arten vorhanden. Die intellektuellen Fähigkeiten sind gering.

Der Hausochse. Bos taurus.

Wie alle Hausthiere hat auch dieses, da es aus seinem ursprünglichen Vaterlande, das sehr wahrscheinlich Asien war, von den Menschen über die ganze Erde verbreitet wurde, eine unendliche Menge von Rassen gebildet, die fast mit jedem Lande wieder ändern, und sich durch äußere Gestalt, Größe überhaupt, Größe und Gestalt der Hörner und Farbe auszeichnen. Diese alle anzuführen liegt außer unserm Plan; daher nur einige der vorzüglichsten.

Die einen haben auf dem Wiederrüst einen Fetthöcker oder Buckel. Sie heißen Buckelochsen oder Zebus.

Die andern sogar zwei Fetthöcker, welche hinter einander stehen.

Die dritten endlich haben diesen Fetthöcker nicht.

a. Die Rassen mit einem Fetthöcker leben in Indien, Persien, Arabien und in Afrika auf der Südseite des Atlasses bis zum Cap. Sie haben außer dem Fetthöcker nichts besonderes, und theilen sich in drei Rassen. Die größte hat die Größe des großen europäischen Rindviehes. Der Fetthöcker hat oft bis auf 50 Pfund Gewicht. Sie lebt in Indien.

Die mittlere Rasse hat die Größe einer mittelgroßen Kuh; die Hörner krümmen sich nach vorn. Die Farbe ist meist weißgräulich; das Haar fein, aber kurz. Sie ist Hausthier in Indien, und vermischt sich mit dem gemeinen Rindvieh.

Die kleine Rasse, Taf. 71, hat einen Höcker, aber keine Hörner, und ist nicht viel größer als ein starkes Schwein, am Wiederrüst noch nicht 3 Fuß hoch. Statt der Hörner ist eine schwielige Schuppe vorhanden, welche sich immer abschuppt. Der Fetthöcker ist etwa 3 Zoll hoch. Sie soll aus Abyssinien stammen, findet sich aber auch in Indien. Die Farbe meist oben grau, unten weiß.

b. Die Rasse mit zwei Buckeln. Der größere Höcker steht vorn auf dem Wiederrüst, der andere kleinere hinter ihm. Sie findet sich in der Gegend von Surate und Indien.

c. Die Rassen mit plattem Rücken. Dahin gehören alle europäischen Rassen, welche in andern Hinsichten unendlich mehr Verschiedenheiten zeigen als die Buckelochsen, und in jedem Lande wieder verschieden sind, oft von Bezirk zu Bezirk. Daher können wir, ohne ungemein weitläufig zu werden, nicht in die Beschreibung der einzelnen Rassen eingehen. Die Verschiedenheiten beziehen sich nicht allein auf die Größe; es gibt sehr große und sehr kleine Rassen, sehr hochbeinige und sehr kurzbeinige, solche mit ungemein großen Hörnern und solche mit sehr kleinen oder gar keinen. Die einen werden leicht fett, die andern bleiben mehr mager, haben aber doch ein vortreffliches Fleisch. Ebenso verschieden sind die Farben; sie richten sich nach den Gegenden und Rassen. Bestimmtes läßt sich darüber nur bei Beschreibung der einzelnen Rassen sagen.

Wir haben auf Taf. 72 die holländische Rasse abbilden lassen. Die dazu gehörigen Thiere sind ziemlich kurzbeinig; Beine mittelmäßig; Rücken gerade; Hörner kurz; Größe mittelmäßig. Es sind schöne und milchreiche Thiere.

Die Schweizerkühe sind ihrer Größe und Schönheit wegen berühmt, aber gar sehr verschieden, und es läßt sich über sie im Allgemeinen wenig sagen, da sie fast in jedem Kanton und in den einzelnen Kantonen selbst wieder sehr verschieden sind. So hat z. B. Zürich zwei bis drei Rassen, wovon die eine zu den größten, die andere entgegengesetzt zu den kleinsten gehört. Beide haben für ihre Besitzer gewisse Vortheile und Nachtheile. Die kleinen fressen weniger, geben eben so viel Milch, und sind daher für ärmere Güterbesitzer vortheilhafter; allein beim Verkaufe gelten sie sehr wenig, da sie wenig Fleisch haben, und zur Zucht größern Viehes taugen sie daher nichts, und umgekehrt ist die große Rasse dem Armen zu kostbar, und bedarf zu viel Unterhaltung, ohne mehr Milchertrag zu liefern, wofür sie doch dem gemeinen Mann am meisten nützt.

Die Viehzucht wird für uns bei der vermehrten Bevölkerung und deßwegen steigenden Preise des Viehes immer wichtiger, da auch der möglichste Ertrag des Landes immer wichtiger und das Land kostbarer wird; ohne Viehzucht aber kein Acker- und Weinbau gedeihen kann. In allen ebenen Gegenden der Schweiz wird immer mehr auf die Kultur der Wiesen und der Futterkräuter verwendet, diesem Zweige immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und große Summen dadurch in Umlauf gesetzt. Ganz verschieden muß die Viehzucht auf den Alpen behandelt werden. Die Alpen liefern auf ihren Höhen nur ein kurzes Gras, welches als Heu nur für weniges Vieh hinreichen würde, vom Vieh selbst abgeweidet aber ihm den Sommer durch hinlängliche Nahrung gewährt, also nur auf diese Art den großen Nutzen tragen, den sie wirklich bringen. Der Gewinn an Milch, Butter und Käse ersetzt den Verlust, den der Thalbewohner dadurch erleidet, daß er aus Mangel an Dünger seine Güter nur dürftig bebauen kann; die Alpen machen daher den Reichthum der Bergbewohner aus. Wir können annehmen, daß auf den sämmtlichen Alpen der Schweiz 300,000 Stück Rindvieh weiden. Auf dem Jura ist die Viehzucht ebenfalls sehr bedeutend, und die Zahl, des in den ebenen Gegenden gehaltenen Viehes, mag wohl ebenso viel betragen, so daß man gegenwärtig die Zahl der Stücke Rindviehes, die in der Schweiz gehalten werden, nicht viel unter eine Million schätzen darf. Davon gehen jährlich etwa 55 bis 60,000 ins Ausland als Schlachtvieh. Man kann nach diesem eine Berechnung machen, wie hoch sich der Ertrag der Viehzucht, an Butter, Käse, Milch- und Mastvieh belaufen möge.

Des großen Nutzens wegen, den der Mensch von diesen Thieren ziehen kann, ist dieses Hausthier auch über beinahe alle Länder der Erde verbreitet, welche sich dazu eignen. Amerika kannte vor der Entdeckung diese Thiere und ihren Nutzen nicht, und es ist die Einführung der Rindviehzucht in jene weiten Länder eine der wenigen Wohlthaten, welche die Spanier gegen so viele Uebel, die sie verursachten, wieder geben. In den unermeßlichen Ebenen Südamerikas, den sogenannten Pampas und Llanos, weiden viele Millionen in einem an völlige Verwilderung gränzenden Zustand. Ihre Rassen haben sich nach und nach verändert. Diejenigen von Monte-Video und der Banda Oriental sind die größten, und übertreffen selbst ihre Urväter aus Andalusien; diejenigen in Paraguay sind dagegen niedriger auf den Beinen, und einige haben sogar ihre Hörner verloren. Heerden von 10 bis 12,000 Stücken waren vor der Revolution nicht selten, und ein einziger Besitzer ließ zuweilen in einem Jahre 70 bis 80,000 Stücke blos um der Häute willen schlachten; das Fleisch blieb unbenutzt. Die Ausfuhr der Häute aus diesen Ländern ist auch jetzt noch ein Hauptprodukt. Aber diese Thiere geben, da sie nicht gemolken werden, nicht mehr Milch, als nöthig ist, die Kälber zu ernähren. Erst durch das Melken wird die Milch vermehrt und der Ertrag so reichlich, wie bei uns.

Neuholland hatte ebenfalls noch vor 60 Jahren weder Schafe noch Rinder, und jetzt ist dort die Wolle schon ein bedeutender Ausfuhrartikel, und einige verwilderte Stücke Rindvieh vermehrten sich in wenigen Jahren so, daß man sie ihres Schadens wegen, den sie der Kultur verursachten, verfolgen mußte.

Das Naturel des Rindviehes ist gar sehr nach seiner Behandlungsart und nach dem Geschlecht verschieden. Jedermann kennt den Muth und die Bosheit des Stieres, besonders wenn er älter wird. Die Stierkämpfe machen noch jetzt ein grausames Nationalschaufpiel der Spanier und Portugiesen aus; vorzüglich sind die andalusischen Stiere ihres Muthes und ihrer Stärke wegen berühmt, werden aber von Jugend auf mit Fleiß zur Bosheit gereizt. Auch die Italiäner lieben es sehr, die Stiere zur Wuth zu bringen und sie zu reizen. Die Kühe sowohl, als die kastrirten Ochsen sind aber im Allgemeinen von viel friedlicherm Temperament, und das Gegentheil gehört unter die Ausnahmen; doch bemerkt man unter den Heerden, daß unter den Kühen ein gewisser Rangstreit statt hat, der durch persönliche Stärke bestimmt und von den übrigen geachtet wird. Auf unsern Alpen muß jede Kuh einer Heerde sich ihren Rang erkämpfen. Zwei Kühe von gleicher Stärke kämpfen immer unter einander, bis eine davon besiegt, oder von der Heerde abgesöndert wird. Die stärkste wird die Heerkuh, und führt die Heerde, nach und von den Alpen, an, trägt auch die größte Glocke, und alle andern folgen ihr nach ihrem Range, den sie sich erkämpft hat. Die Heerkuh stellt sich auch immer zuerst zum Melken ein, und nach ihr jede nach ihrem Range. Ohngeachtet dessen kann man diese Thiere nicht eben intelligent nennen; sie nehmen eine niedere Stelle in dieser Hinsicht ein; aber die Alpkuh hat viel mehr Intelligenz und feinere Sinne als die Stallkuh und die verwilderten Heerden

in Amerika, mehr als die ganz zahmen. Würde man sich indeß mehr mit ihrer Erziehung abgeben, so könnte auch ihre Intelligenz mehr entwickelt werden, wie die Heerden der Kaffern beweisen, welche, mit großer Aufmerksamkeit behandelt, bedeutend höher stehen, als selbst unsere Alpenheerden. Den Hund ihres Herrn kennen sie und gehorchen ihm, aber fremde Hunde werden in die Flucht gejagt, und können selbst ihren Herrn in Gefahr bringen, wenn sie zu ihm fliehen und verfolgt werden, daher thut man wohl, keine Hunde bei Alpenreisen mitzunehmen.

Das Alter dieser Thiere kann auf 25 bis 30 Jahre kommen, aber äußerst selten läßt man in Europa sie dieses Alter erreichen, da sie lange vor dieser Zeit weniger Nutzen geben, und daher geschlachtet werden. In Indien dagegen, wo die Hinduh keine Kuh tödten, erreichen sie wohl dieses Alter. Leider ist aber dieses nützliche Thier vielen Krankheiten unterworfen, welchen oft die Heerden ganzer Gegenden fast ganz unterliegen, namentlich unter der Viehseuche, welche, da sie selbst ansteckend ist, nur durch Niederschlagen der zuerst erkrankten und durch strenge Absönderung der angesteckten von den gesunden aufgehalten werden kann. Der Milzbrand ist eine andere, sehr gefährliche Krankheit, welche selbst den Menschen befallen und ihm tödtlich werden kann, wenn er davon erkranktes und gefallenes Vieh unvorsichtig behandelt. In diesen Fällen muß das Gefallene sorgfältig mit Haut und Haar vergraben werden. Dagegen haben wir in den neuern Zeiten durch die Kuhpocken, welche an den Eutern der Kühe erscheinen, zur Ausrottung der Menschenpocken ein unschätzbares Mittel erhalten. Die Knotenkrankheit entsteht bei weidendem Vieh durch die Larve der Ochsenbremse, welche, wie beim Rennthier, ihre Eier auf die Haut des Thieres legt, wo dann die Larve sich einfrißt und jene Knoten veranlaßt. In unreinlichen Ställen plagen auch mehrere Insekten, Läuse, die sogenannte Ochsenzecke und die Lausfliege diese Thiere. Unter den Pflanzen sind Schierling, der gelbe Eisenhut, Bilsenkraut, Tobak- und Wasserrispe ihnen giftig, und von zu vielem Genuß von nassem Klee bekommen sie das Aufblähen oder die Wölle, die man aber heilen kann. Häufig findet man auch Haarballen in ihrem Magen, indem durch das Lecken die Haare dahin kommen, besonders bei der Leckfucht, einer Krankeit, die davon den Namen hat, daß die Thiere andere Dinge und sich selbst immer belecken, wobei sie abmagern; diese Haarballen scheinen ihnen aber wenig Beschwerde zu machen.

Taf. 71. Der Sylhetanische Ochse.
Bos Sylhetanus.

Hörner seitlich, an der Hinterhauptsgräte, nach Außen aufwärts, mit der Spitze nach vorn gerichtet, halbmondförmig, unten stehen sie um so näher beisammen, je älter das Thier ist. Sie sind an der Basis zusammengedrückt, dann aber rund und platt. An der Schulter steht ein kleiner Fetthöcker. Stirne, Hinterhaupt, Nacken und der obere Theil des Rückens sind gräulich; das Haar wollig und etwas länger als am übrigen Körper; alles übrige ist schwarz; am Schwanz ein langer Haarbüschel. Die Kuh ist kleiner und ihre Hörner ebenfalls, die Farbe heller. Beide Geschlechter haben eine starke Wamme.

Die Größe die unsers größten Rindviehes.

Vaterland. Die Gebirge von Sylhet in Indien, am Fuße derselben, entfernt von bewohnten Gegenden. Sein Aeußeres gleicht so sehr unserm Rindvieh, daß man ihn für blos verwildert halten könnte, allein zuverläßig bildet er eine eigene wilde Art. So wild er scheint, läßt er sich, als Kalb eingefangen, leicht zähmen, und wird in wenigen Monaten zum Hausthier. Die Milch ist so häufig und nahrhaft, als die jeder andern Rasse. Wenn je eine Art als die Stammrasse unsers Rindviehes angesehen werden kann, so ist es diese, und abermal mit ein Beweis, daß alle unsern ältern Hausthiere aus Asien kommen.

Taf. 73. Der Wisent oder Auerochse.
Bos Urus.

Das Wort Auer oder Ur bedeutet im Altdeutschen wild, daher man unter Auerochsen den wilden Ochsen versteht. Lange hielt man den Auerochsen für die Stammrasse der Hausochsen, es ist dieß aber, wie Cüvier zeigte, unrichtig, ja selbst das Wort Auerochse bedeutete bei den alten Deutschen einen andern Ochsen, als den jetzt sogenannten, und die Art, von der wir hier sprechen und haben abbilden lassen, hieß bei ihnen Wisent. Jener Auerochse, der mit diesem zugleich im alten Deutschland lebte, ist wenigstens in Deutschland schon längst ausgestorben, soll aber noch in einigen Parks von Schottland vorkommen; aber auch der fälschlich sogenannte Auerochse oder besser Wisent ist aus ganz Deutschland verschwunden, und Europa besitzt ihn nur noch im Walde von Bialowiza in Lithauen, wo noch etwa 600 Stücke gehegt werden; auch kommt er nach ganz neuen zuverläßigen Angaben noch im Kaukasus wild vor Der Auer ist das größte und stärkste Thier Europas. Der Kopf und die Stirne mancher Stiere soll so breit sein, daß zwischen den Hörnern drei Männer von mittelmäßiger Große sitzen können, wovon König Sigmund in Polen eine Probe anstellen ließ. Der Margraf Georg Friedrich von Preußen soll im Jahr 1595 bei Friedrichsburg einen Auer geschossen haben, der 7 Fuß Höhe hatte. Dieß mag eine übertriebene Angabe sein, allein gewiß ist es, daß der Auer ein gewaltiges Thier ist, größer als keine Rasse des Hausochsen, und nach neuern Angaben werden alte Stiere 7½ Fuß lang, und erreichen eine Schulterhöhe von 5 Fuß. Das Gewicht 11 bis 13 Zentner. Der Wisent gleicht in etwas unserm Hausochsen, aber der Kopf ist im Verhältniß kürzer und die Hörner kleiner. Die Wamme fehlt. Hinter dem Halse auf der Schulter bildet sich ein Buckel, und diese vordern Theile sind stärker behaart, mit langen, rauhen, etwas nach Bisam riechenden Haaren besetzt, wogegen die hintern nur mit kurzen, weichen Haaren bedeckt sind. Diese langen Haare sind aber nur im Winter vorhanden, im Sommer bleibt nur ein Büschel auf der Stirn und am Nacken, und ein Bart am Kinn. Im Sommer ist die Farbe hell kastanienbraun, im Winter dunkelbraun.

Es sind wilde, scheue, trotzige Thiere, welche gereizt in furchtbare Wuth gerathen und sich nicht zähmen lassen. Den Menschen fliehen sie nicht, greifen ihn aber ungereizt nicht an. Es begegnet oft, daß man einen Stier im Walde antrifft, der mitten im Wege steht; dann muß man warten, bis es ihm gefällt Platz zu machen und wegzugehen. Im Sommer ist er schüchterner als im Winter, und geht eher aus dem Wege. Gereizt oder angeschossen ist er fürchterlich, und rennt, wie blind, auf den Jäger los, um ihn mit den Hörnern anzugreifen. Wenn die Kuh, welche so lange trägt als unsere Hauskuh, ihr Kalb geworfen hat, so bleibt dieses drei Tage lang bei ihr liegen, dann läuft es mit ihr. Es ist dann äußerst gefährlich ihr in die Nähe zu kommen; sie stürzt sich wüthend auf Menschen und Thiere, und selbst die Raubthiere, namentlich die Wölfe und Bären, wagen sich nicht an sie.

Sie nähren sich, nach der Jahreszeit, von Gras, Laub, Rinden und Knospen der Eschen, Linden, Weiden und Erlen, und würden in weniger ausgedehnten Waldungen an diesen Pflanzen großen Schaden anrichten, allein in den Gegenden, wo sie noch wohnen, ist er nicht bedeutend. Ihr Fleisch ist zwar gut, aber ihr Schaden und die Gefahr, welche ihre Nachbarschaft immer mit sich bringt, wiegt ihren Nutzen weit auf. Dieß ist auch der Grund, warum sie der Kultur allenthalben weichen mußten, und bereits wäre die Art in Europa verschwunden, wenn nicht die Regierung diese letzten Ueberreste im Walde von Bialowiza schützte. Sie werden sorgfältig gehegt, und die Jagd ist bei sehr hoher Strafe verboten. Nur unmittelbare Erlaubniß des russischen Kaisers berechtigt dazu. Diese Thiere verlassen den Wald niemals. Die Stiere können die zahmen Kühe nicht leiden, und streifen die meiste Zeit einsam umher, verlassen aber den Wald ebenso wenig als die Kühe. Alle frühern Versuche, sie zu zähmen, sind mißlungen. Es ist dieser Haß der Stiere gegen die zahmen Kühe ein Beweis mehr, daß der Wisent nicht der Stammvater des zahmen Rindviehes ist, was auch durch anatomische Gründe erwiesen ist. Kommt etwa eine Viehseuche an diese Thiere, so dürfte leicht die ganze Art, aller Sorgfalt ungeachtet, ausgehen.

Taf. 73. Der Bison. Bos Bison.

Der Bison oder amerikanische Auer ist lange für eine Art mit dem Wisent gehalten worden; er unterscheidet sich aber doch wesentlich von ihm. Die Hörner sind klein, rund an den Seiten des Kopfs und weit von einander abstehend, zuerst nach Außen, dann nach Oben gerichtet. Die Form des Körpers plump; der Kopf kurz und dick; die Augen klein; der Wiederrüst sehr hoch und stark; die Kreuzgegend und das Hintergestell dagegen sehr schlank und schwach; der Schwanz ziemlich kurz; Scheitel, Backen, Nase, Hals und Schultern sind mit wolligen Haaren besetzt; am Kinn bilden lange und schlaffe Haare einen dicken Bart und eine breite Decke über Oberhals und Vorderbeine; Seiten, Kreuz, Schenkel und Hinterbeine dagegen sind mit kurzen und anliegenden Haaren dicht bedeckt; die Haare am Schwanz kurz, am Ende desselben aber eine lange Quaste. Die Farbe im Allgemeinen dunkel; der Kopf schwarz, an den Schultern kastanienbraun, an Rücken, Seiten, Bauch und am ganzen

Hintertheil des Körpers dunkelbraun. Das Winterhaar unterscheidet sich nur durch die Länge vom Sommerhaar. Die Kuh ist kleiner, schlanker, weniger plump; der Hals länger; die Beine dünner; der Wiederrüst weniger hoch; die Haare an demselben, wie am Kopf, weniger lang.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 7′ 10″, des Schwanzes 1′ 6″, ohne die Quaste. Höhe am Wiederrüst 4′ 11″, am Kreuz 3′ 11″. Aeltere Thiere werden oft noch bedeutend größer. Gewicht 11 bis 12 Centner.

Vaterland. Ehemals fast das ganze Gebiet der vereinigten Staaten von Nordamerika. Die wachsende Bevölkerung und Kultur drängt aber diese Thiere immer weiter zurück gegen die weiten Ebenen am Missuri und Mississippi in die sogenannten Prairien. Hier aber wandern ihre Heerden, welche noch jetzt zuweilen bis auf 10,000 Stück enthalten sollen, immer umher, wo sie nur irgend Weide finden. Stiere und Kühe leben meist in getrennten Heerden, letztere mit den Kälbern. Ungeheure Strecken der Prairien sind oft buchstäblich von ihnen bedeckt. Jede Heerde hat einen Anführer oder Leitstier, dem die ganze Heerde folgt. Durch die Menge der einander folgenden Thiere werden ordentliche Straßenzüge gebahnt, welche den Weg bezeichnen, den die Thiere genommen haben nnd zu ihrem wirklichen Aufenthalt leiten.

So furchtbar dieses Thier auch aussieht, und so stark es eigentlich ist, so flieht es den Menschen und beleidigt ihn nicht, ausgenommen es sei verwundet.

Die Amerikaner nennen diesen Ochsen fälschlich Büffel. Auf seinem Dasein beruht größtentheils die Existenz der eingebornen Völkerschaften. Sein Fleisch macht ihre Hauptnahrung aus; aus seiner Haut verfertigen sie ihre Kleidungsstücke und Zeltbedeckungen; ja sie verfertigen sogar Kähne daraus; sie gibt weiche Bettlager, und die Wolle des Winterfelles wird wie Schafwolle verarbeitet. Ihre Verminderung und allmälige Ausrottung wird auch den Untergang der wilden Stämme zur Folge haben, wenn sie sich nicht noch zu rechter Zeit dem Anbau des Bodens und der Haltung des viel mehr nützlichen zahmen Viehes widmen, welches eben so leicht wäre, wenn diese Stämme eine fixe Wohnung hätten. Da die Kühe ein besseres Fleisch und eine weichere Haut haben, so wird auf dieses mehr Jagd gemacht, als auf die Stiere, und dadurch natürlich die Verminderung der Heerden noch schneller herbeigeführt. Die Jagd geschieht theils mit Feuergewehren, theils mit Lanzen. Die Eingebornen nähern sich mit ihren Pferden den dicht gedrängten Heerden, und stechen die einzelnen Thiere, die ihnen am nächsten sind, mit Lanzen nieder. Das verwundete Thier stürzt zwar wüthend auf den Angreifer, allein das zu dieser Jagd abgerichtete Pferd weicht schnell genug aus, um dem Anfall des etwas plumpen Stieres auszuweichen, dennoch sind Unglücksfälle nicht selten. Auch für die Weißen, nicht blos für den Indianer, ist der Nutzen dieses Thieres groß, namentlich für die das Land durchziehenden Pelzjäger, allein die Verminderung schadet ihm wenig, da die Viehzucht ihn hinlänglich entschädigt. Auf einer einzigen großen Jagd werden zuweilen 1500 bis 2000 Bisonten getödtet. Alle Versuche, den Bison zu zähmen, sind bis jetzt fehl geschlagen. Ein in Paris gehaltener Bison konnte nur mittelst eines durch die Nase gezogenen Ringes von einem Neger, der ihn von Anfang an behandelt hatte, geleitet werden, und gehorchte ihm bis zu einem gewissen Grade. Er kannte aber nur die Kleidung, nicht den Mann; denn als dieser einst in einem neuen Kleide an den Stall kam, stürzte er wüthend auf ihn, so daß er kaum entfliehen konnte; sobald er wieder sein altes Kleid anzog, war auch der Stier wieder folgsam. Dennoch befruchtete er eine Bisonkuh, gegen die er Anfangs sehr böse gewesen war, und diese warf wirklich ein Kalb. Fortgesetzte Versuche durch mehrere Generationen durch könnten vielleicht dennoch eine völlige Zähmung herbeiführen, wenn es sich der Mühe lohnte; aber die Versuche müßten sehr viel Zeit und Geld kosten, und der Gewinn wäre nicht bedeutend.

In den kältern Gegenden Nordamerikas lebt noch ein wilder Ochse, der so weit nach Norden geht, als das Rennthier. Nämlich:

Der Bisamochse. Bos moschatus.

Mit sehr breiten, platten, schwarzen Hörnern, welche an der Wurzel sich berühren; sie krümmen sich nach unten und vorwärts, und legen sich an den Seiten des Kopfs an; kein Maul, oder nackte Nase; die Ohren kurz, weit nach hinten stehend, mit dichten, weichen Haaren besetzt; die Augen sehr klein; der Schwanz kurz, fast ganz unter den Haaren verborgen; die Beine sehr kurz; der ganze Körper mit feiner, langer Wolle oder Flaum bedeckt, aus welchen sehr lange und feine Haare hervorragen, welche fast bis auf den Boden reichen; die Beine dagegen nur kurz behaart. Dieß alles gibt dem Thiere eher das Ansehen eines großen Schafes, als eines Ochsen. Die Größe gleicht der eines zweijährigen Kalbes von mittlerer Größe, und das Thier erreicht ein Gewicht von 300 bis 400 Pfund. Die Hörner sollen oft 60 Pfund wiegen.

Diese Art ist sehr zahlreich zwischen dem 66 bis 73 Grad nördlich in Amerika, und geht im Sommer bis zum nördlichen Eismeer, so weit als der Mensch nach Norden kommen kann. Im Winter aber wandert er südlicher, da das Land ihm keine Nahrung geben könnte. Er geht in Truppen von 5 bis 30 Stücken, und klettert sehr geschickt, wie eine Ziege. Die Männchen sind sehr eifersüchtig, und kämpfen oft mit einander. Die Kuh wirft im Mai und Juni nur ein Kalb. Obschon das Fleisch, so wie das ganze Thier, vorzüglich nach Bisam riecht, so wird es doch gerne gegessen, und ist für die armen Bewohner der ödesten aller Gegenden der Erde von großem Nutzen. Man kann sich kaum denken, wie dieses Thier sich genug Nahrung verschaffen kann, und doch wird es oft sehr fett; wahrscheinlich genießt es auch, wie das Rennthier, die nährenden Flechten, welche bis in den höchsten Norden noch wachsen. Im Winter zieht er so weit südlich, bis er wieder niedrige Gesträuche antrifft, von dessen Knospen er sich nährt. Die Häute geben ein vorzügliches Pelzwerk. Die Eskimohs machen daraus Mützen von fürchterlichem Ansehen, da sie die langen Haare daran stehen und über das Gesicht herab hängen lassen, wodurch sie vor den Stichen der Muskiten geschützt sind. Die feine Wolle gäbe vielleicht eben so schöne Schals, als die Kaschmirschals. Allein man kann das Thier weder zähmen, noch in wärmere Länder verpflanzen. Die Grönländer eignen sich besonders gar nicht dazu, Versuche mit der Zähmung zu machen, da sie nicht einmal das Rennthier zähmen können.

Taf. 22. Der Büffel. Bos Bubalus.

An Gestalt gleicht der Büffel unserm Rindvieh, aber er hat einen gedrungenern, stärkern, plumpern Körper, dickere und kürzere Beine und eine stark gewölbte Stirne. Die Hörner sind meist mittelmäßig, liegen Anfangs am Kopfe an, gehen dann nach hinten und auswärts, und erst an den Seiten des Halses biegen sie sich aufwärts. Die Ohren sind mittelmäßig, tutenförmig, nicht hängend; die Wamme unbedeutend; der Schwanz lang, hängend, mit einer Quaste. Die Farbe meist schwarz. Die Haare dick und grob. In verschiedenen Ländern hat der Büffel sich auch in verschiedene Varietäten getheilt, welche in Hinsicht der Farbe und der Hörner sich unterscheiden. Es gibt auch weiße, braune und rothbraune Büffel, und in einigen Gegenden haben diese Thiere ungeheuer lange Hörner.

Die Länge eines gewöhnlichen Büffels in gerader Linie bis zum Schwanze ist 8′ 2″; des Schwanzes 2′ 2″; Schulterhöhe 4′ 9″; Kreuzhöhe 4′ 6″; Gewicht 11 bis 12 Centner. Hindostan ist das wahre Vaterland des Büffels. Man findet ihn in ganz Hinterindien, in China und Japan, und auf den indischen Inseln als Hausthier, aber auch in Persien, Armenien, Syrien, Palästina und Egypten. Nach Europa kam er erst zur Zeit der großen Völkerwanderung, und die alten Römer kannten ihn nicht. Jetzt ist er Hausthier in Unteritalien, in den römischen Staaten, in Neapel, Toskana, Griechenland, in der Wallachei und in Nordafrika.

Der Büffel ist stärker als unsere Hausochsen, aber auch bei weitem wilder, unbändiger, trotziger, scheuer und tückischer. Seine Stimme ist sehr unangenehm, und mehr dem Grunzen des Schweines ähnlich, als dem Brüllen des Ochsen. Er scheut die Kälte, liebt sumpfige und morastige Gegenden, und vergräbt sich oft in den Sumpf bis an den Hals. Nicht selten reißt er mit seiner ganzen Last aus und lauft in den nahen Sumpf. Man braucht ihn zum Ziehen und Lasttragen, selbst an einigen Orten zum Reiten. Bei seiner Unbändigkeit läßt er sich nicht anders leiten, als dadurch, daß man einen eisernen Ring durch den Nasenknorpel zieht, wie man einen bösen Stier bändigt; durch diesen wird der Zaum gezogen, so daß der Schmerz bei starker Bewegungen ihn am Ausreißen hindert. Die Nahrung findet er in schlechtern Pflanzen, als der Hausochse, besonders liebt er Sumpfpflanzen, Schilf, Stroh und harte Gräser, welche das Rindvieh verschmäht. Man kann ihn aber

auch an beſſeres Futter gewöhnen. An Nützlichkeit ſteht der Büffel dem Ochſen nach, da er durch ſein trotziges Weſen oft Unheil anrichtet, und ſein Fleiſch ſchlecht iſt. Dagegen iſt die Milch der Büffelkuh vortrefflich und gibt reichlichere und ſchmackhaftere Butter. Die Haut gibt gutes Sohlenleder, auch werden Hörner und Knochen benutzt. In ſumpfigen und unfruchtbarern Gegenden wärmerer Länder iſt er immer ein ſehr nützliches Thier, wie z. B. in den ihrer Ungeſundheit wegen berühmten pontiniſchen Sümpfen und an den Meeresküſten in den Abruzzen. Die Kuh wirft jährlich nur ein Kalb.

Außer dieſen Ochſenarten gibt es noch eine Art von Büffel, welcher Hausthier in den Gebirgen des Himalaja, in Tibet und Tangut iſt, der Yak oder grunzende Büffel, der ſich durch ſeinen langbehaarten, einem Pferdeſchweif ähnlichen Schwanz auszeichnet; der ganze Körper iſt lang behaart, daher kann er kalte Gegenden nahe an der Schneegränze leicht aushalten. Es gibt gehörnte und ungehörnte, und von allen Farben des Rindviehes, deſſen Stelle er in den Gegenden, wo er gehalten wird, vollkommen verſieht.

Endlich findet man noch in Südafrika einen wilden Büffel, mit ungeheuern Hörnern, der in großen Heerden lebt und nicht gezähmt werden kann, den afrikaniſchen Büffel, Bos caffer.

Walle oder Wale. Cetacea.

Die letzte Ordnung der Säugethiere begreift große Thiere, deren innerer Bau warmes Blut und das Gebären lebendiger Jungen, welche mit Milch geſäugt werden, ſie den Säugethieren, ihr äußerer Bau aber und ihr beſtändiger Aufenthalt im Waſſer den Fiſchen ähnlich macht. Wir haben unter den fleiſchfreſſenden Säugethieren auch ſolche, welche faſt beſtändig im Waſſer leben, aber ſie können, da ſie wirklich vier Füße haben, ans Land gehen, und ſind deßwegen den übrigen Säugethieren viel ähnlicher; den Wallen aber fehlen die Hinterfüße ganz, und die vordern ſind den Floſſen ganz ähnlich; der Körper geht in einen Fiſchſchwanz aus, der aber horizontal ſteht, und nicht perpendikular, wie bei den Fiſchen. Unter den Wallen ſind nicht blos ſehr große Thiere enthalten, ſondern überhaupt die größten aller bekannten thieriſchen Geſchöpfe. Sie bilden aber unter ſich wieder zwei, oder, wenn man noch genauer unterſucht, drei Familien.

Die erſte begreift die pflanzenfreſſenden Walle. Sie haben ein Gebiß dem der übrigen Säugethiere ähnlich, und nähren ſich von Pflanzen; ſie leben daher auch nicht in den Meeren, ſondern an den Mündungen und in den großen Flüſſen, und freſſen Gras längs den Ufern.

Die zweite Abtheilung begreift Raubthiere im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie nähren ſich von Fiſchen und andern Waſſerthieren, und haben ſehr viele Zähne, die aber ſehr verſchieden von den der übrigen Säugethiere gebildet ſind. Delphine und Pottfiſche.

Die dritte Abtheilung begreift die eigentlichen Walle, deren Mund keine Zähne, ſondern ſogenannte Barten hat. Sie nähren ſich von ganz kleinen Weichthieren, obſchon ſie eine ungeheure Größe erreichen.

Alle haben eine nackte Haut und unter derſelben mehr oder weniger Fett und Speck. Die Augen ſind ſehr klein; das äußere Ohr mangelt. Ihre Sinne ſcheinen nicht ſehr fein und ihre Intelligenz nicht groß zu ſein; doch haben ſie, wenigſtens für die Bewegungen des Waſſers, ein feines Gefühl; Geſicht und Geruch ſcheinen dagegen nicht ſehr entwickelt. Sie haben wahre Lungen, und ſind daher genöthiget, den Kopf häufig aus dem Waſſer zu heben, um zu athmen; doch können einige ziemlich lange unter Waſſer aushalten, und um zu athmen iſt es genug, nur die Naſenlöcher außer das Waſſer zu ſtrecken, welche aber nur bei den Pflanzen freſſenden an demſelben Orte ſtehen, wie bei andern Säugethieren, bei den andern dagegen oben auf dem Kopfe. Sie haben Brüſte und Saugewarzen, wie alle andern Säugethiere, dieſe liegen aber weit hinten am Bauche.

Grasfreſſende Walle.

Sie haben Zähne mit platten Kronen, welches ſchon auf ihre Nahrung hindeutet. Sie gehen, zwar ſelten, aus dem Waſſer, da ſie, ihres Baues wegen, nicht auf dem Lande fortkommen können, aber ſie bleiben bei der Ebbe zuweilen am Ufer bis die Fluth wieder ſteigt und ſie mitnimmt, oder kriechen auch wohl mühſam am flachen Ufer herum. Viel häufiger indeß ſtecken ſie nur Kopf und Bruſt aus dem Waſſer, um die Pflanzen am Ufer abzuweiden. In dieſer Stellung ſehen ſie von weitem einem Menſchen nicht ganz unähnlich, der aus dem Waſſer auftaucht, und haben, wie die Seehunde, deswegen zu der Sage von den Syrenen und Tritonen Anlaß gegeben. Die Naſenlöcher liegen, wie bei andern Säugethieren; vorn und unter ihnen liegt das kurz abgeſchnittene, ſtumpfe Maul, welches mit Haaren und Bartborſten beſetzt iſt, da der übrige Körper ganz nackt erſcheint. Ihr Vordertheil hat daher ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Wallroß, aber der hintere endigt in einen wagrechten Schwanz, und hat keine Füße.

Man hat ſie in drei Gattungen getheilt, von welchen aber eine nicht mehr vorhanden zu ſein ſcheint, nämlich:

Das Borkenthier. Rytina.

So genannt, weil ſeine Haut ganz riſſig iſt, wie Eichenborke. In allem hat das Thier blos 4 Zähne, welche aus einer Art von Schuppe beſtehen, aus Blättern zuſammengeſetzt ſind, und weder Schmelz noch Wurzel haben. Die Oberfläche iſt platt, mit gewundenen Vertiefungen. Die Farbe der einzig bekannten Art dieſer Gattung iſt braun. Der Kopf iſt rund; der Mund klein, unter der Schnauze ſtehend, mit dicken, ſchwammigen, aufgeworfenen Lippen, und mit weißen, 4 bis 5 Zoll langen, gekrümmten Stachelborſten beſetzt.

Die Länge des Thieres erſtreckt ſich auf 23′, und das Gewicht beträgt 8000 Pfund.

Das Vaterland dieſes Thieres ſind die Küſten von Kamtſchatka und Nordweſtamerika. Es findet ſich nur am Strande an den Mündungen der Flüſſe, verläßt aber das Salzwaſſer nie. Man findet es paarweiſe und familienweiſe an ſeichten und ſandigen Stellen, wo es von Seetang lebt. Während dem Freſſen ſetzen ſie eine Floſſe nach der andern vor und kriechen, den Rücken über dem Waſſer vorragend, vorwärts, heben aber den Kopf von Zeit zu Zeit über das Waſſer, um zu athmen. Die Meven ſetzen ſich dabei auf ihren Rücken, und ſuchen die in den Hautſchrunden befindlichen Meerthiere ab. Steller, der einzige Naturforſcher, der ſie in Kamtſchatka beobachtete, ließ ein Weibchen fangen und ans Land ziehen; dieſem folgte das Männchen ſo weit nach als es immer konnte, und ließ ſich durch Schläge, die man ihm gab, nicht abhalten, verließ auch erſt drei Tage nach ihrem Tode die Küſte. Es ſind ſehr harmloſe Thiere, welche den Menſchen wenig fürchten. Man ſteuert mit einem Boote unter eine Heerde, ſtößt dem nächſten Thiere eine Harpune in den Rücken, fährt dann ans Land, und zieht das Thier mit dem an der Harpune befeſtigten Seile nach. Sie ſollen wirklich ganz zahm werden. Das Fleiſch iſt wohlſchmeckend; die Haut iſt hart, wie Ebenholz; aus derſelben verfertigen die Tſchukſchen eine Art von Boote aus einem einzigen Stück. Bei nur geringer Bevölkerung und Verfolgung müßte die ganze Gattung bald untergehen, wenn ſie nicht ſchon untergegangen iſt?

Die Manatis. Manatus.

Sie haben einen langen, mit einer großen, ovalen Floſſe endigenden Körper. Vorderzähne oben 2, aber nur beim jungen Thiere; die Eckzähne fehlen, Backenzähne allenthalben 8, mit viereckiger, hügeliger Krone. Am Rande der Floſſen Spuren von Krallen. Sie bedienen ſich dieſer Floſſen mit vieler Geſchicklichkeit zum Kriechen, und tragen damit ihre Jungen. Die Haut iſt nackt, dick und runzelig; die Lippen wulſtig, mit ſehr dicken, hornartigen Bartborſten. Sie leben geſellig, nähren ſich einzig von Pflanzen. Männchen und Weibchen ſollen einander ſehr zugethan ſein, und das Weibchen ſein Junges die erſten Tage unter der einen Floſſe tragen. Sie gehen zuweilen aus dem Waſſer, und ſchleppen ſich am Ufer hin und her, wobei auch die ſtarken Schnurrbartborſten mithelfen. Da ihre Brüſte weit nach vorn liegen, ſo haben ſie, da ſie zuweilen mit dem Körper aufrecht aus dem Waſſer ſehen, zur Sage von den Syrenen Anlaß gegeben.

Sie bewohnen die Küſten des atlantiſchen Meeres, vorzüglich die Mündungen der großen Flüſſe, in welche ſie oft weit hinaufſteigen. Sie ſind friedfertig und geſellig. Das Weibchen wirft ein oder zwei Junge, und ſoll ein Jahr tragen.

Man kennt mit Gewißheit nur zwei Arten, welche in Amerika und Neuholland vorkommen.

Der amerikaniſche Lamantin oder Manati. Manatus americanus.

Wird bis 20 Fuß lang und 8000 Pfund ſchwer. Das hintere Ende des Körpers plattet ſich ab, und geht in den Schwanz über, der

eiförmig, am Ende breit und wie abgeschnitten, aber dünne ist. Die Schnauze groß; die Lippen fleischig und angeschwollen, in der Mitte ausgeschweift, aber die Mundöffnung klein; die Augen klein und hoch am Kopf; die Ohröffnung kaum sichtbar. An den Vorderflossen vier platte, abgerundete Nägel, welche aber nicht vorstehen. Die Haut ist grau, mit einzelnen Haaren. Im Amazonenstrom und im Orenoko, wo sie aber seltener geworden sind, und bei größerer Bevölkerung wohl verschwinden dürften. Man fängt sie mit Harpunen, oder überrascht sie auf dem Lande und schlägt sie todt. Das Fleisch der Jungen und Alten soll sehr schmackhaft sein.

In Neuholland lebt eine andere Art, und in der Vorwelt scheinen mehrere solche Thiere, oder ihnen ähnliche, gelebt zu haben, da man in dem bei Eppelsheim, am Rhein, aufgefundenen Kopf eines großen Thieres, welches man Dinotherium nannte, eine verwandte Art zu entdecken geglaubt hat.

Dugong oder Dugung.
Dugungus. Halicore.

Oben 2 sehr starke, walzenförmige Hauzähne; hinter diesen noch 2 andere kleinere, aber nur in der ersten Jugend; Backenzähne bei jungen Thieren allenthalben 5, bei ältern nur 3, und in der untern Lade noch mehrere kleine verborgene Zähne. Diese Zähne sind walzig, mit etwas platter Krone. Der Körper lang, mit einer wagrechten, halbmondförmigen Flosse endend; Kopf klein; Schnauze kurz; Lippen wulstig, mit starken Schnurrbarthaaren.

Nur eine Art.

Taf. 74. Der indische Dugong.
Dugungus indicus.

Die Flossen völlig ungetheilt; der Körper mit einer dicken, lederartigen Haut überzogen; die Lippen mit kleinen, hornartigen Stacheln; das Innere der Backen ganz behaart; Augen sehr klein; Ohröffnung kaum sichtbar; Farbe blaugrau.

Länge 7 bis 8′.

Aufenthalt. An den Küsten von Sumatra, Celebes, der Philippinen, Molukken und Neuhollands. Er entfernt sich nie weit davon. Die Nahrung Seegras. Männchen und Weibchen sind einander sehr treu, und verlassen sich selbst in Todesgefahr nicht. Das Thier soll sehr zahm gemacht werden können. Das Fleisch wird so sehr geschätzt, daß es nur auf die Tafeln der Vornehmen und Fürsten kommt.

Die nun folgenden Walle nähren sich von thierischen Substanzen, und weichen besonders in der Mund- und Nasenbildung von der ersten Familie ab. Bei den einen verlängert sich der Mund in einen wahren mit Zähnen versehenen Schnabel; bei allen aber stehen die Nasenlöcher, wenn man sie so heißen will, oben auf dem Kopfe, indem sie im Munde entstehen, und schräge aufwärts und hinterwärts gehen. Sie können aus diesen Löchern Wasser ausspritzen, was diesen Thieren ganz eigenthümlich ist. Daneben haben sie wahre Lungen, warmes Blut, und sind wahre Säugethiere. Ihre Bildung erlaubt ihnen nicht aus dem Wasser zu gehen, obschon sie außer demselben leben können. Die Sinne scheinen nicht fein zu sein, doch ist das Gesicht gut; indem sie einander bei klarem Wasser aus bedeutender Ferne bemerken. Die Haut ist nackt, ohne alle Schuppen, völlig haarlos. Unter der Haut liegt immer eine Lage dicken Specks. Die Flossen haben innerlich wahre Zehenknochen, bilden aber eine ungetheilte Masse ohne Nägelspuren, blos zum Rudern eingerichtet, doch können sie damit ihre Jungen halten. Von den Hinterfüßen ist keine Spur, nur zwei kleine Knochen stecken im Fleische, und der Schwanz endigt wagerecht den Körper. Mehrere haben, gleich den Fischen, eine Rückenflosse, ohne Knochen.

Erste Familie.
Walle mit Zähnen.

Sie begreifen die Gattungen Delphin, Narwall und Pottfisch.

Delphin. Delphinus.

Der Kopf steht mit dem Körper im Verhältniß, und endigt mit einem kürzern oder längern Schnabel, dessen Ränder mit einer Menge von kleinen, spitzigen, einzeln stehenden, konischen Zähnen versehen sind. Die meisten Thiere dieser Gattung sind grimmig, kühn, scheuen keine Gefahr, und suchen die Herrschaft über die Meere gegen alle andern Geschöpfe zu behaupten. Ungereizt fallen sie jedes Thier an, und verfolgen es so lange, bis es unterliegt, oder entfliehen kann. Ihre Bewegungen sind ungemein schnell, und ihre Schwenkungen so leicht, daß sie mit Blitzesschnelle dem Auge entgehen, und ebenso schnell wieder erscheinen. Bei ihren Kämpfen lassen einige ein fürchterliches Gebrüll hören, andere stoßen ein starkes Pfeifen aus, wodurch sie ihre Artsverwandten um sich sammeln, und den Kampf von Neuem beginnen, so daß das vergossene Blut das Meer weit umher färbt. Die einzelnen Arten leben unter sich im Frieden, und sind aneinander sehr anhänglich; sie bilden große Truppen. Sehr zärtlich sind sie gegen ihre Jungen, welche sie mit eigener Gefahr beschützen und vertheidigen. Ist das Junge müde, so nimmt es die Mutter unter ihre Flossen und schleppt es mit sich. Sie wirft nur ein Junges nach 9 bis 10 Monaten Tragezeit. Die Nahrung besteht einzig aus Fischen und Weichthieren. Sie verfolgen ihre Beute mit solchem Eifer, daß sie der Schrecken aller Meerbewohner sind. Einige Arten verfolgen sogar Seehunde und Haifische, und man erzählt, wie wohl wahrscheinlich ohne Grund, daß sie sogar den Wallfisch angreifen. Sie folgen den Schiffen oft Tage lang nach, aber nicht aus Anhänglichkeit an den Menschen, wie man gefabelt hat, sondern um das, was etwa herausfällt, zu erhaschen; den Menschen greifen sie aber nicht an, wenn er schwimmt. Die Schiffenden erfreuen sie durch ihre Spiele an der Oberfläche des Wassers bei ruhiger See. Sie machen oft weite Sprünge über das Wasser.

Die Arten sind zahlreich, über alle Meere verbreitet, und gewiß noch nicht alle bestimmt. Die Farben sind immer weiß, schwarz oder blauschwarz, in verschiedenen Zeichnungen; der Bauch ist fast immer weiß.

Es gibt sehr kleine und sehr große Arten, mit oder ohne Rückenflossen, mit 50, 42, 36, 28 und noch weniger Zähnen in jeder Kinnlade. Der Nutzen, den der Mensch von ihnen zieht, besteht in Gewinnung des Thranes für die Europäer. Die Nordpolarländer essen ihr Fleisch.

Narwall. Monodon.

Sie unterscheiden sich durch einen kleinen Mund, aus dessen Oberkinnlade zwei lange, horizontale Zähne vorragen, von welchen aber der eine meist nur klein bleibt, während der andere eine Länge von 15 Fuß erreichen kann. Sie bestehen aus einer sehr harten, weißen Zahnmasse und sind gewunden. Wozu sie eigentlich dem Thiere dienen, ob allein als eine, unter gewissen Umständen allerdings furchtbaren Waffe oder zur Erlangung der Nahrung, welche hauptsächlich aus Schleimthieren besteht, wissen wir nicht. Es ist eine einzige Art bekannt, welche, ohne den Zahn, eine Länge von 15 bis 16 Fuß erreicht, und in den Polarmeeren lebt.

Pottwall. Pottfisch. Physeter.

In der untern Kinnlade 18 bis 32 Zähne auf jeder Seite. Die obere Kinnlade breit und hoch, ohne, oder mit kleinen im Zahnfleisch verborgenen Zähnen. Die Zähne sind dick, konisch, und passen in Vertiefungen der obern Kinnlade. Der Kopf ungeheuer groß, vorn wie abgeschnitten, nimmt mehr als den Drittel der ganzen Länge des Thieres ein; der Schwanz ist sehr schmal; die Spritzlöcher vereinigen sich in eine Oeffnung. Einige Arten haben eine Rückenflosse, andere statt deren nur Höcker. Am Kopfe liegen neben der Hirnhöhle weite Kanäle, welche eine fettige Flüssigkeit enthalten, die man Wallrath nennt. Sie gerinnt beim Erkalten, und bildet ein Fettwachs. Die Pottfische finden sich in allen Meeren, und nähren sich von Fischen.

Der großköpfige Pottfisch.
Physeter macrocephalus.

Neben dem eigentlichen Wallfisch das größte Thier der jetzigen Schöpfung, welches dem Wallfisch gar nichts nachgibt. Ein sehr unförmliches Geschöpf, mit ungeheuerm Rachen und sehr kleinen Augen. Er hat keine Rückenflosse, statt deren einen länglichen Buckel. In der untern Kinnlade stehen 20 bis 23 Zähne auf jeder Seite. Die Farbe ist oben schieferblau, mit weißlichen Flecken; der Bauch weißlich.

Die Länge kann sich bis auf 70 Fuß erstrecken; der Umkreis des Körpers, wo er am dicksten ist, ist 52 Fuß, und die Höhe des liegenden Thieres übertrifft sogar einen Drittel seiner Länge. Das Gewicht gegen 250,000 Pfund.

Die obere Kinnlade ist länger als die untere, über 18 Fuß lang und 5 Fuß breit; die untere 15 Fuß lang und nur 1 Fuß breit. Die Zunge ist blutroth, füllt den ganzen Mund aus, und wiegt allein mehrere tausend Pfunde.

Man findet dieses ungeheure Thier in allen Meeren von Grönland, bis Chili. Die Mundöffnung ist ungemein schmal, wenn schon weit, Die größten Zähne haben über 3 Fuß im Umfang. Das Auge ist schwärzlich, mit kurzen Haaren umgeben und sehr klein; es liegt oben hinter dem Winkel der Mundöffnung, ob der Wurzel der Brustflossen; die Ohröffnung ist schwer zu finden; die Spritzlöcher liegen ganz vorn auf der Schnauze, und haben oben nur eine Oeffnung nach vorn. Die Haut ist weich, wie Seide. Der Pottwall kann länger unter Wasser aushalten, als kein anderes Säugethier, und kommt viel seltener auf die Oberfläche, um zu athmen.

Dieses Thier ist lebhafter als die meisten Walle; seine Fähigkeiten scheinen aber sehr geringe, und seine Sinne stumpf. Seine Stärke und seine furchtbaren Zähne machen ihn zum Schrecken aller Meeresbewohner. Selbst die Seehunde, Schnabelwallfische, Delphine und die Haye fliehen vor ihm, und nicht selten ist ihre Furcht so groß, daß sie blindlings am Ufer stranden, oder an den Felsen den Tod finden, den sie ausweichen wollten. Die Fische machen seine tägliche Nahrung aus; es verschlingt davon zu Tausenden; es bedarf aber seiner ganzen Schnelligkeit, um ihrer habhaft zu werden. Sogar der todte Körper des Thieres soll den Fischen Schrecken einjagen.

Die Begattung geschieht im Frühjahr. Zu dieser Zeit kämpfen die Männchen mit einander mit großer Wuth, und beide Geschlechter geben sonderbare Töne von sich. Man hört das Gebrüll der kämpfenden weit, wobei das Meer zu Schaum geschlagen wird. Der Sieger entfernt sich mit dem Weibchen in die Nähe unbewohnter Küsten. Die Tragezeit soll 9 bis 10 Monate dauern, und das Weibchen ein bis zwei Junge werfen, welche von ihm sehr geliebt, und mit furchtbarer Wuth vertheidigt werden.

Man fängt diesen Wall vorzüglich des Wallrathes und des Specks wegen; der letzte hat eine Dicke von 7 Zoll; das Fleisch ist schön roth; die Zunge schmeckt vortrefflich; das aus dem Speck gezogene Oel brennt gut und ohne übeln Geruch. Am meisten wird das Wallrath geschätzt; es findet sich in Seitenhöhlen des Schedels, und man muß, um dazu zu gelangen, Haut, Fett und eine schwarze Haut wegnehmen, welche die großen Nerven einhüllt. In diesen Seitenhöhlen sind 18 bis 20 Tonnen (eine Tonne enthält 2000 Pfund) Wallrath enthalten; allein nicht blos im Kopf, sondern im ganzen Körper des Walls findet sich eine ähnliche Materie in eigenen Kanälen, welche durch den Speck laufen, und mit denen im Kopfe in Verbindung stehen. Im Leben des Thieres ist dieses Oel flüssig, nach dem Tode aber erkaltet es zu einer härtlichen, wachsähnlichen Masse, welche wie Wachs brennt, und ein helles, geruchloses Licht gibt. Wozu dieses Fett dem Thiere dient, ist unbekannt. In den Eingeweiden des Pottwalls findet man eine andere, wohlriechende, fast wachsähnliche Materie, den grauen Ambra. Sie scheint ein krankhaftes Erzeugniß, kommt in unregelmäßig gestalteten Stücken im Darmkanal, aber nicht immer, vor.

Der Fang des Pottfisches geschieht wie der des Wallfisches, von welchem wir gleich sprechen werden, ist aber gefährlicher.

Außer dieser Art gibt es noch etwa vier Arten, worunter eine mit einer Rückenflosse auch an 70 Fuß lang wird.

Zweite Familie.

Wahre Walle, Bartenwalle. Balaena.

Sie haben keine Zähne, sondern statt derselben ganz eigene und sonderbar gebildete Organe, welche man Barten (Fischbein) nennt. Ueber den ganzen Rücken des Innern der Oberkinnlade geht ein Längsknochen, wie ein Balken, welcher mit einer weißen, festen Substanz bedeckt ist; in dieser steckt eine Reihe von Blättern, welche mit ihren Wurzeln am Längsknochen befestigt sind, und quer durch den Mund gehen; die ersten sind, nach der Breite des Mundes, die kürzesten; die hintern werden immer breiter, und bilden ein Gewölbe; die längsten stehen in der Mitte des Gaumens und sind etwa 15 Fuß lang, nehmen aber nach hinten wieder ab. Die innern Ränder sind mit Franzen von haarartigen Fasern besetzt, der äußere Rand aber abgeplattet und an der Lippe nach unten umgebogen, wie die Zähne eines Rechens; die Spitze ist wieder ausgefasert, und der gegen die Zungen gekehrte Rand ganz weich und haarartig; der ganze Gaumen erscheint daher wie behaart. Die Barten bestehen aus einem faserigen Gewebe, wie aus Haaren zusammengesetzt. Die Farbe ist schwarzblau, weißlich gestreift. Ein großer Wall kann bis 300 Pfund Fischbein geben. Dieser sonderbare Bau hat auf die Ernährung Bezug. Das ungeheure Thier ernährt sich blos von kleinen etwa Zoll langen Weichthieren; diese könnte das große Thier einzeln nicht fassen; es öffnet daher den sehr weiten Mund, läßt das Wasser und mit ihm eine Menge dieser Thierchen einströmen, schließt den Mund, und sie bleiben in den Bartenhaaren hängen. Die Zunge nimmt einen großen Theil der Mundhöhle ein, ist aber wenig beweglich, fleischig, weich und fettig, oft bis 27 Fuß lang und 9 bis 12 Fuß breit, so daß man bis 6 Tonnen (12,000 Pfund) Oel daraus ziehen kann. Der Schlund ist durch eine schlaffe Haut so verengt, daß kein großer Bissen durch kann, ungeachtet der ungeheuern Weite der Mundöffnung. Die Augen sind sehr klein; die Augenlieder wulstig und fast unbeweglich; die Ohröffnung klein, ohne ein äußeres Ohr; die Spritzlöcher sind doppelt; die Flossen sind wahre Arme, deren sie sich zum Rudern, zur Vertheidigung und zur Beschützung der Jungen bedienen. Sie haben dieselben Knochen, wie die Vorderfüße anderer Säugethiere, aber keine getrennten Zehen und Nägel, und sind nahe am Mundwinkel eingelenkt. Einige Arten haben eine Rückenflosse. Der Schwanz ist breit, lang, stark, biegsam, in zwei Lappen getheilt, welche einzeln sich bewegen können; die Bewegungen desselben können mit furchtbarer Kraft geschehen. Die Haut stark, nackt, oft 8 Zoll dick; die Oberhaut so glänzend, wie polirtes Metall, da sie immer fettig ist. Das Fleisch ist roth, grob, hart, trocken, lederartig, riecht widerlich; der Speck unter der Haut ist oft 1 Fuß dick, und ein Theil des Fettes immer flüssig. Das Blut ist in sehr großer Menge vorhanden; der Durchmesser der großen Pulsader beträgt mehr als 13 Zoll. Der Magen besteht aus fünf deutlich abgetheilten Säcken.

Taf. 74. Der gemeine Wallfisch.
Balaena mysticetus.

Die Länge 60 bis 70 Fuß; man behauptet, daß sie ehemals viel größer gewesen, ehe man sie so sehr verfolgte; allein es ist nicht wahrscheinlich, und 80 Fuß ist wahrscheinlich das größte Maß; wohl hat man fossile Knochen einer Wallfischart aufgefunden, nach welchen diese Thiere in der Vorwelt eine Länge von fast 200 Fuß erreicht hätten? Der Kopf nimmt den dritten Theil der ganzen Länge ein; die Mundöffnung ist bis 7′ breit, 10 — 12′ hoch und 16 — 17′ lang; der größte Mann kann darin mit aller Bequemlichkeit aufrecht stehen und umhergehen. Der Umfang des Körpers am dicksten Ort ist 35 — 40′; das Gewicht 200,000 Pfund und mehr. Der Schwanz ist 5 — 6′ lang und 18 — 24′ breit, seine Bewegungen schnell, seine Kraft ungeheuer, und die ihn bewegenden Muskeln bilden allein eine große Masse. Er ist das mächtigste Organ zur schnellen Fortbewegung. Die Flossen halten den Körper im Gleichgewicht. Die Spritzlöcher sind über 10 Zoll breit; die Farbe sammetschwarz oben, unten rein weiß; es gibt auch gefleckte Walle. Jüngere Thiere sind mehr bläulichschwarz, ältere mehr grau. Die Masse eines großen Wallfisches gleicht der von 80 großen Elephanten, oder 100 Nashörnern, oder Hippopotamen.

Sein Gesicht ist scharf, sein Gehör scheint stumpf, das Gefühl der Haut auch nicht bedeutend, doch macht ein geringes Plätschern des Wassers ihn aufmerksam.

Man findet den Wallfisch vorzüglich in den nördlichen Polarmeeren, wo er so weit nach Norden geht, als man das Meer befahren kann. In frühern Zeiten war er weit südlicher anzutreffen, allein die vielen Verfolgungen haben ihn nach dem Pole hingedrängt; im Winter ist er aber genöthigt die gefrierenden Meere zu verlassen, und geht dann bis an die Küsten von Südamerika und Südafrika, wo man ebenfalls zur geeigneten Jahreszeit viele fängt. Die Hauptfischerei aber wird im Norden getrieben, und macht einen sehr wichtigen Industriezweig der Engländer, Hamburger, Holländer, Dänen, Franzosen und Amerikaner, von welchen Nationen jährlich etwa 300 Schiffe auf den Wallfischfang im Frühjahr auslaufen, im Herbst aber wieder zurückkehren.

Die Wallfische leben gesellig, doch trifft man gar häufig auch einzelne an. Eine Stimme hört man nicht von ihnen, aber, wenn sie athmen, machen sie ein lautes Geräusch, und es steigt ein Dampf aus ihren Spritzlöchern, welcher, wie ein hervorschießender Rauch, mehrere Ellen hoch steigt, und besonders bei kaltem Wetter weit sichtbar ist. Sie blasen

am stärksten, wenn sie in vollem Laufe sich befinden, oder eben aufgetaucht haben, nachdem sie lange unter Wasser waren; es geschieht etwa 4 bis 5 Mal in einer Minute, und länger als zwei Minuten bleiben sie selten an der Oberfläche. Mehr als eine halbe Stunde können sie nicht unter Wasser aushalten. Nur wenn der Kopf unter der Wasserfläche ist, spritzen sie auch Wasser aus; oft spielen sie auf der Oberfläche des Wassers mit einander, dann sieht man diesen Dampf und dieses Spritzen von weitem, wie eine Menge von Springbrunnen, oder rauchender Kamine. Selten sieht man sie schlafen. Seines Fettes wegen schwimmt er leichter auf dem Wasser, als daß er taucht. Gewöhnlich scheint er nicht tief zu tauchen, verwundet aber geht er auf den Boden des Wassers; ja man hat Beispiele, daß er die Kinnladen durch Aufstoßen auf den Boden zerbrach. An der Oberfläche ragt sein Rücken bedeutend über das Wasser vor, und gibt so Gelegenheit ihn mit der Harpune zu treffen. Verwundet stößt er mit dem Dampfe Blut aus den Spritzlöchern. Er kann sich äußerst schnell bewegen, und in 4 oder 5 Sekunden außer dem Bereich seiner Verfolger sein, da er in jeder Sekunde 13 bis 15 Fuß zurücklegt; diese Geschwindigkeit hält indeß nicht lange an. Zuweilen sieht man ihn mit seinem ganzen ungeheuern Körper über die Oberfläche emporspringen, wo dann bei seinem Fall das Meer weit umher in Bewegung kommt, letzteres aber auch, wenn er mit dem Schwanze umher das Meer zu Schaum schlägt; dieß thut er, indem er den Kopf gerade unterwärts taucht und den Schwanz in die Luft hält, oder wenn er verwundet ist. Das Getöse davon wird bei stillem Wetter weit gehört. In seinem Schwanze liegt seine größte Stärke; mit demselben zermalmt er seine Feinde, und die Fälle sind häufig, wo er damit Boote umwirft und zertrümmert.

Seine Nahrung besteht, wie schon angedeutet, nicht aus Fischen, wenigstens nicht aus großen, sondern aus Weichthieren und kleinen Krebsen, die er in ungeheurer Menge verschluckt, da sie mit dem Wasser in den offenen Mund einströmen, und in seinen Bartenhaaren sich fangen. In den nordischen Meeren ist die Clio, ein kaum Zoll langes Thierchen, welche in unglaublicher Menge vorhanden ist, seine Hauptnahrung, und dieses kleine Thier reicht hin, ihn fett zu machen. Außer den nordischen Meeren soll er, eben wegen Mangel dieser Thiere, immer mager sein. Man findet aber eine andere Art auch in den südlichen Meeren, und kleine Krebse, deren die Meere so viele haben, wahrscheinlich auch noch andere kleine Weichthiere, dienen ihm zur Nahrung.

Die Fortpflanzungszeit ist die letzte Hälfte des nördlichen Sommers; im Frühjahr trifft man die Weibchen mit Jungen an, und glaubt daher die Tragezeit sei 9 bis 10 Monate, sie könnte aber auch das doppelte betragen. Das Junge ist bei der Geburt schon 12 bis 14 Fuß lang, und da es über ein Jahr bei der Mutter bleibt und saugt, so muß wohl die Tragezeit wenigstens 20 Monate dauern. Die mütterliche Liebe, dieses sonst so wenig intellektuelen Thieres, ist so groß, daß sie es in der Gefahr nie verläßt; die Wallfischfänger harpuniren daher die Jungen, weil sie wissen, daß dann die Mutter auch leicht zu fangen ist. Sie eilt sogleich hinzu, und nimmt es unter eine ihrer Flossen, um mit ihm zu fliehen; dabei setzt sie sich leicht den Angriffen der Fänger aus. Beim Säugen liegt die Mutter auf der Oberfläche des Wassers auf die Seite, so daß das Euter über das Wasser vorragt. Die Milch soll süß und nicht unangenehm schmecken. Wahrscheinlich wächst der Wallfisch etwa 25 Jahre, und möchte wohl an 200 Jahre leben.

Durch den Wallfischfang sind diese Thiere allerdings sehr vermindert worden. Die ersten Wallfischfänger fanden ihn häufig bei Spitzbergen und andern nördlichen Inseln, und es war nicht schwer ihn zu fangen, da er nicht mißtrauisch war, und sich leicht nahe kommen ließ; allein die Erfahrung lehrte ihn im Menschen seinen größten und gefährlichsten Feind erkennen, und dies ging, wie durch Tradition, auf die ganze Gattung über, welche sich immer weiter in die unwirthbaren und den Schiffen unzugänglichen Regionen der Eisberge und des Polareises zurückzieht, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Thiere die Reise um den Pol selbst machen. Der Fang ist zwar nicht mehr so ergiebig als ehemals, aber immer noch einträglich genug, um die Ausrüstungen mit großen Zinsen zu bezahlen. Man rechnet den Gewinn von einem getödteten Fische auf wenigstens 8000 Gulden. Das Fleisch essen zwar die Europäer nicht, wohl aber die Eskimohs, welche auch das Wallfischfett mit großer Begierde trinken; es schmeckt ihnen so wohl, als dem Europäer sein Schnaps. Die Kinder saugen am Wallfischspeck, wie die unsrigen am Zuckerpapier. Aus der getrockneten Haut des Bauchfells machen sie, ihrer Durchsichtigkeit wegen, Fensterscheiben; aus den Knochen Harpunen, Sparren, Zelt-, Boot- und Schlittengerippe, statt hölzerner, welche sie nicht haben können; aus den Sehnen Zwirn. Für die Europäer ist der Speck und Thran der Hauptgewinn, und das Fischbein hat bedeutenden Werth; aus den Flossen siedet man in Holland Leim.

Der Fang geschieht mit der Harpune oder einem eisernen Wurfspieß, den man aus einem Boote nach dem Fische wirft. Sie hat ein langes, dreieckiges Eisen, von fast 3 Fuß Länge, mit schneidenden, oder sägenförmig gezähnten Seiten, welches an einem hölzernen Schaft befestigt ist, der an einem Seile hängt. Ist ein Fisch verwundet, so wirft man noch zwei oder drei solcher Wurfspieße ihm auf den Rücken, bis er sich verblutet. So bald er todt ist, durchbohrt man die Flossen und den Schwanz, zieht Seile dadurch, zieht ihn an das Hauptschiff oder ans Ufer, und sucht den Kopf außer Wasser zu bringen. Dann steigen die Fischer, mit Häkeleisen an den Füßen versehen, um sich fest häkeln zu können, auf den Fisch, schneiden nun eine Lage Speck, etwa 2 Fuß breit, der ganzen Länge nach bis zum Schwanze weg, und fahren so fort, bis aller Speck abgelöst ist; dann wird die Zunge und die Barten ausgeschnitten. Diese Arbeit erfordert für geübte Leute nur etwa 6 Stunden Zeit. Nun überläßt man den Körper den Meven, Sturmvögeln, Hayfischen und Eisbären, welche ihn skeletiren.

Zu den Wallen gehören noch der Nordkaper, auch ohne Rückenflosse, der Knotenwall, der Höckerwall, der japanische Wall. Zu denjenigen mit einer Rückenflosse der Finnfisch, das Breitmaul, der Schnabelwall und einige andere, theils in den Polarmeeren, theils im japanischen Meere vorkommende Arten, welche mehr oder weniger mit Vortheil gefangen werden, und dieselben Produkte liefern.

Register

	Seite	Taf.
Allgemeine Betrachtungen über die Säugethiere außer dem Menschen	1	—
Intelligenz der Säugethiere	1	—
Zähmbarkeit	4	—
Nachahmungsfähigkeit	7	—
Erfahrung	7	—
Sitz des Bewußtseins	10	—
Geselligkeit	11	—
Einfluß der Zähmung der Stammrassen	14	—
Vermischung der Arten	18	—
Sind Thiere der jetzigen Schöpfung ausgestorben?	18	—
Einfluß des Geschlechtstriebes und Sorge für die Jungen	19	—
Verbreitung	21	—
Winterschlaf	22	—
Vierhändige Thiere	25	
Affen	29	—
Schwarzer Troglodyt oder Schimpanse	29	1
Rother Orang-Utan	33	1
Langarmaffen	35	—
Hoolock	36	1
Schlankaffen	38	—
Meerkatzen	39	—
Nisnas	39	2
Gelada	40	5
Hundskopfaffen	40	—
Tartarin	41	2
Weißgemähnter Stummelaffe, F. 2.	41	3
Schwarzer Brüllaffe	43	4
Klammeraffen	44	6
Der Rollschwanzaffe mit weißem Gesicht	45	4
Wollhaaraffen	46	—
Sapajou	46	—
Gigot	46	5
Nachtaffen	47	—
Bärenaffen	47	—
Seidenaffen	47	—
Pinche Fig. 1.	47	3
Makis	48	—
Vari Fig. 2.	48	7
Galago Fig. 1.	48	7
Raubthiere	49	
Handflügler	49	—
Egyptische Spaltnase Fig. 2.	51	8
Bartfledermaus Fig. 3.	51	8
Fliegender Hund Fig. 1.	52	8
Keraudrenischer fliegende Hund	52	9
Gemeiner Igel Fig. 2.	52	11
Europäischer Maulwurf Fig. 3.	53	10
Indische Spitzmaus	54	10
Alpenspitzmaus	54	10
Preß oder rostfarber Tupaja	54	11
Eigentliche Fleischfresser	55	
Malaischer Bär	56	12
Syrischer Bär	56	13
Europäischer Dachs	57	11
Nordischer Vielfraß	57	14
Hernandesischer Waschbär	58	25
Stinkdachs	58	26
Katzenbär	58	—
Nasenthier	58	—
Kinkaju	58	—
Bärenmarder	59	—
Marder oder Wiesel	59	—
Iltis	59	14
Hausmarder	59	14
Gemeiner Fischotter	61	15
Meerotter	61	15
Langschwänziges Stinkthier	62	15
Haushund	62	17
Wolf	66	16
Fuchs	67	—
Isatis	68	18
Silberfuchs	68	18
Zerda	68	18
Zibetthier	69	19
Ichneümon	69	19
Listiger Fuchsmarder	70	19
Gefleckte Hyäne	70	20
Gestreifte Hyäne	70	20
Katze	70	—
Löwe	72	21
Tiger	73	22
Jaguar	74	23
Nimmr	76	24
Nordischer Luchs	76	23
Steedmannischer Hundsmarder	78	25
Wilder Katzenmarder	78	25
Dunkler Mango	78	26
Schnarrthier	78	—
Rollmarder	78	—
Nasenthiere	78	—
Zibethhyäne	78	—
Grönländischer Seehund	80	27
Wallroß	81	27
Virginische Beutelratte	82	35
Maugeischer Schweifbeutler	83	29
Spitznasiger Beuteldachs	83	26
Harrisischer Beutelhund	83	28
Kookischer Phalanger	84	28
Bärenartiger Phalanger	84	29
Fliegender Phalanger	84	28
Wombat	85	29
Wolliges Känguruh	85	30
Zahnlose Säugethiere	85	
Ganz Zahnlose	85	
Großer Ameisenfresser	86	31
Langschwänziges Schuppenthier	86	30
Borstiger Ameisenigel	87	31
Braunes Schnabelthier	87	31
Zahnlose Thiere mit nur wenigen Zähnen versehen	87	
Capischer Ameisenscharrer	88	32
Halsbandfaulthier	88	34
Neungürtel	89	33
Abgestutzter Schildtrager	90	32
Nagende Säugethiere. Nager	90	
Gemeiner Biber	90	33
Europäischer Hamster	93	35
Murmelthier	94	—
Haselmaus. Schlafmaus	95	—
Siebenschläfer	95	—
Große Haselmaus	95	—
Kleine Haselmaus	95	—
Amerikanisches fliegendes Eichhorn	95	35
Kapischer Hüpfer	96	37
Vierzehiger, kirgisischer, plattschwänziger, Springer	96	38
Isabellfarbiger Hase	96	36
Veränderlicher Hase	97	—
Stachelschwein	97	38
Brasilischer Aguti	98	37
Hufige Thiere	98	
Dickhäuter	98	
Edles Pferd	99	—
Arabisches Pferd	101	44.45
Persisches Pferd	101	52
Krimmisches Pferd	102	39
Spanisches Pferd	102	46
Englisches Rennpferd	102	49.50
Mecklenburger Pferd	103	53
Schweizerisches Pferd	103	51
Kosakisches Pferd	103	40
Französisches Postpferd	103	41
Fuhrpferd	103	42
Wildes Pferd	103	43
Wallachisches Pferd.	103	47
Stute	—	48
Esel	104	—
Dschiggetai	105	—
Zebra	105	54
Bergzebra	105	55
Maulesel	105	56
Hufer mit mehrern Zehen	106	
Asiatischer Elephant.	106	58
Einhörniges, javanisches Nashorn	108	57
Afrikanisches Flußpferd	108	—
Zweifarbiger Tapir	109	57
Warzenschwein	110	63
Hirscheber	110	63
Wiederkauer	110	—
Dromedar	111	66
Zweihöckeriges Kameel	112	65
Schafkameel	112	—
Guanako	112	59
Wahres Bisamthier	112	—
Wiederkauer mit Geweihen	113	—
Edelhirsch, Elennhirsch	113	—
Damhirsch	114	—
Sumpfhirsch	114	60
Brauner Spießhirsch	114	61
Rennhirsch	114	62
Gefleckte Giraffe	115	64
Antilopen	116	—
Kevel	116	68
Arabische Antilope	117	61
Addax	117	69
Gemse	117	67
Hausziege	118	67
Steinbock	118	67
Egyptischer Steinbock	119	68
Spanisches oder Merino-Schaf	120	70
Hausochse	121	72
Sylhetanischer Ochse	122	71
Wisent oder Auerochse	122	73
Bison	122	73
Bisamochse	123	—
Büffel	123	22
Grasfressende Walle	124	—
Borkenthier	124	—
Amerikanischer Lamantin od. Manati	124	—
Indischer Dugong	125	74
Delphin	125	—
Narwall	125	—
Großköpfiger Pottfisch	125	—
Gemeiner Wallfisch	126	74

HERZOG v. LEUCHTENBERG.

Fahnlein del

Lithv Honegger

MADEMOISELLE NOBLET.

Lith v Honegger

Hasler del

GEORGIER.

Luthy Honegger

Fäbnlean del

INSEL TIMOR.

CHINESER TCHONKA SPIELEND.

Adam Z

INSEL TIMOR Fadácor

NUKAHIWER .

Fähnlein del

KLEIDUNG DER BEWOHNER

v. VANIKORO.

Lith v. Honegger

v. Schonfeld del

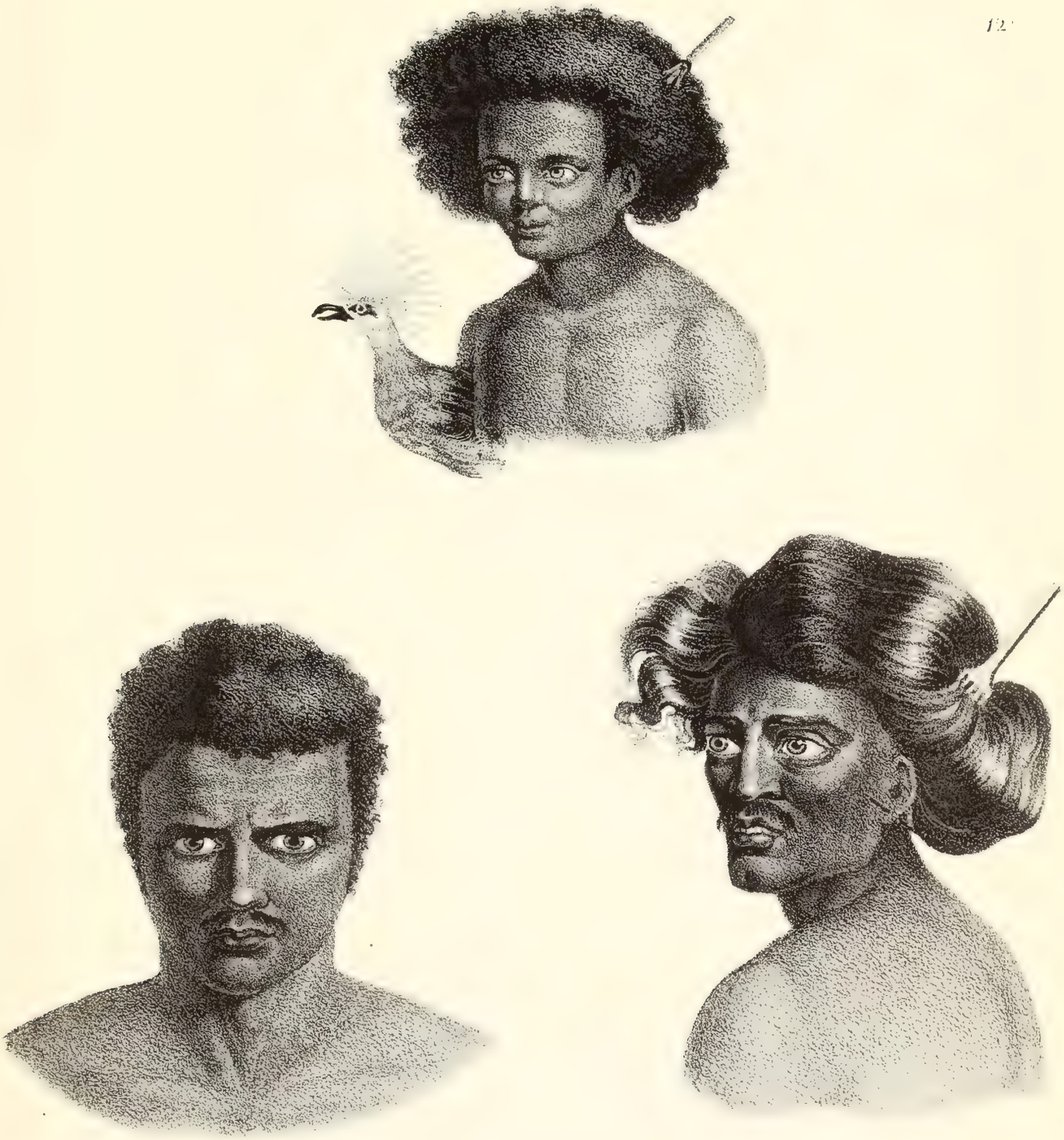
BEWOHNER DER INSEL OMBAI

BEWOHNER VON HOUA-HOUA.

Lith v. J Honegger

TAMOR u. SEINE FRAU VON DEN CAROLINISCHEN INSELN

MAMBEO



Hadel

INSEL RAWACK

BEWOHNER DER SANDWICHINSELN.

Lith. v. J. Honegger

BEWOHNER BEIDERLEI GESCHLECHTES v. VAN DIEMENSLAND

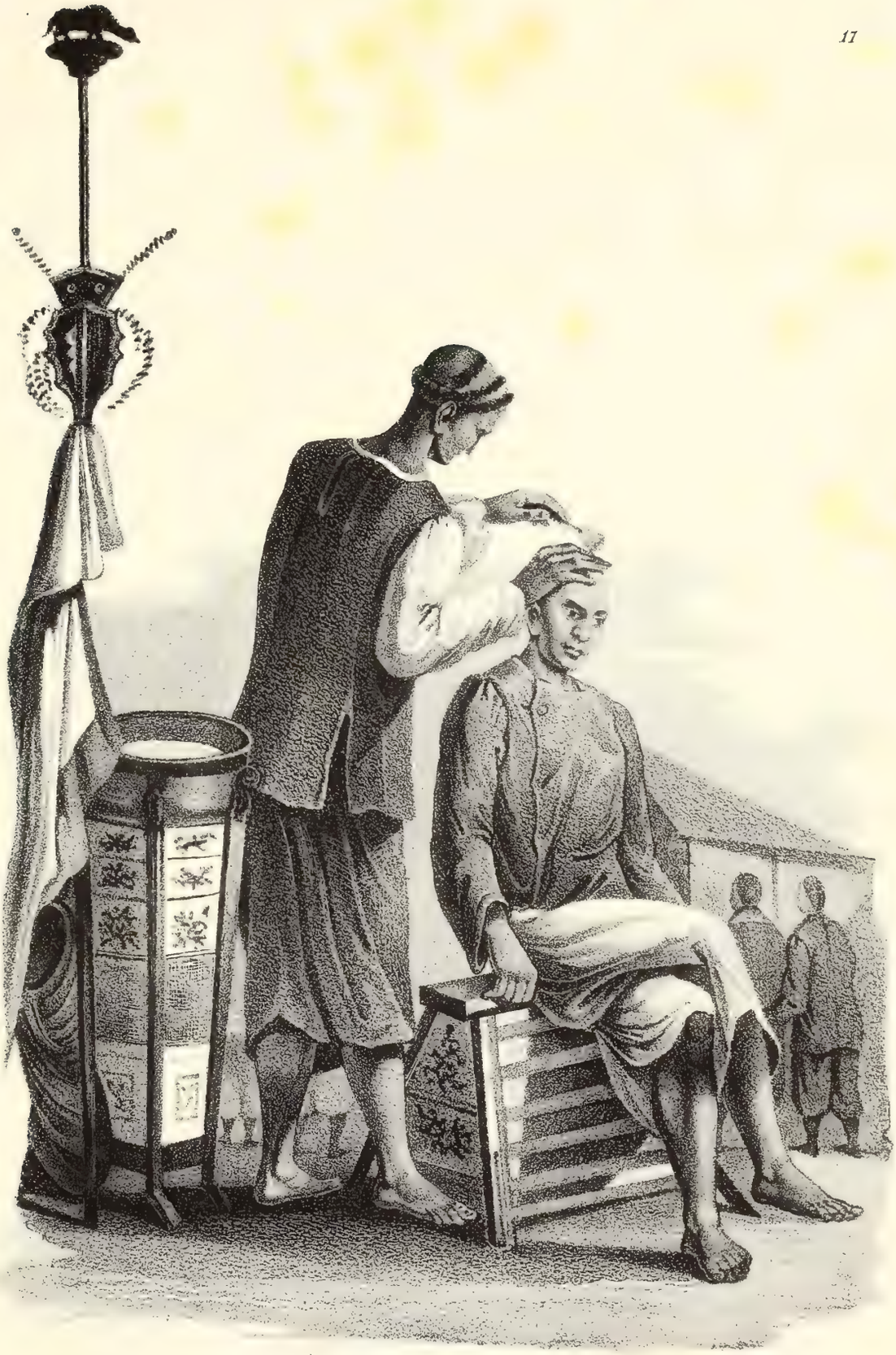
Lith.v.Honegger

ESKIMO

Lith. v. Honegger

Fahnlein del.

TANZENDE ESKIMO.



Lith v Honegger

CHINESISCHER BARBIER.

COSTUME de TRIPOLI.

lith. v. Honegger

PONDICHERI.

EAKIR.

Lith. v. Honegger — Hassler del.

NEGER VON BAIHA.

Lith v Honegger *Fahnlein del*

NEGERINNEN VON RIO JANEIRO.

NEGER,
v. VERSCHIEDENEN STÄMEN

Lith. v. Honegger

Lith. v. Honegger Fahnlein f.

NEGER UND NEGERIN VON DER PLANTAGE.

Lith. v. Honegger

Fahrnlein

CHOCHINCHINESEN.

SOLDATEN.

AMBOINA

KLEIDUNG EINES MALAIEN

Lith. v. Honegger. *Hassler del.*

BODOCUDOS.

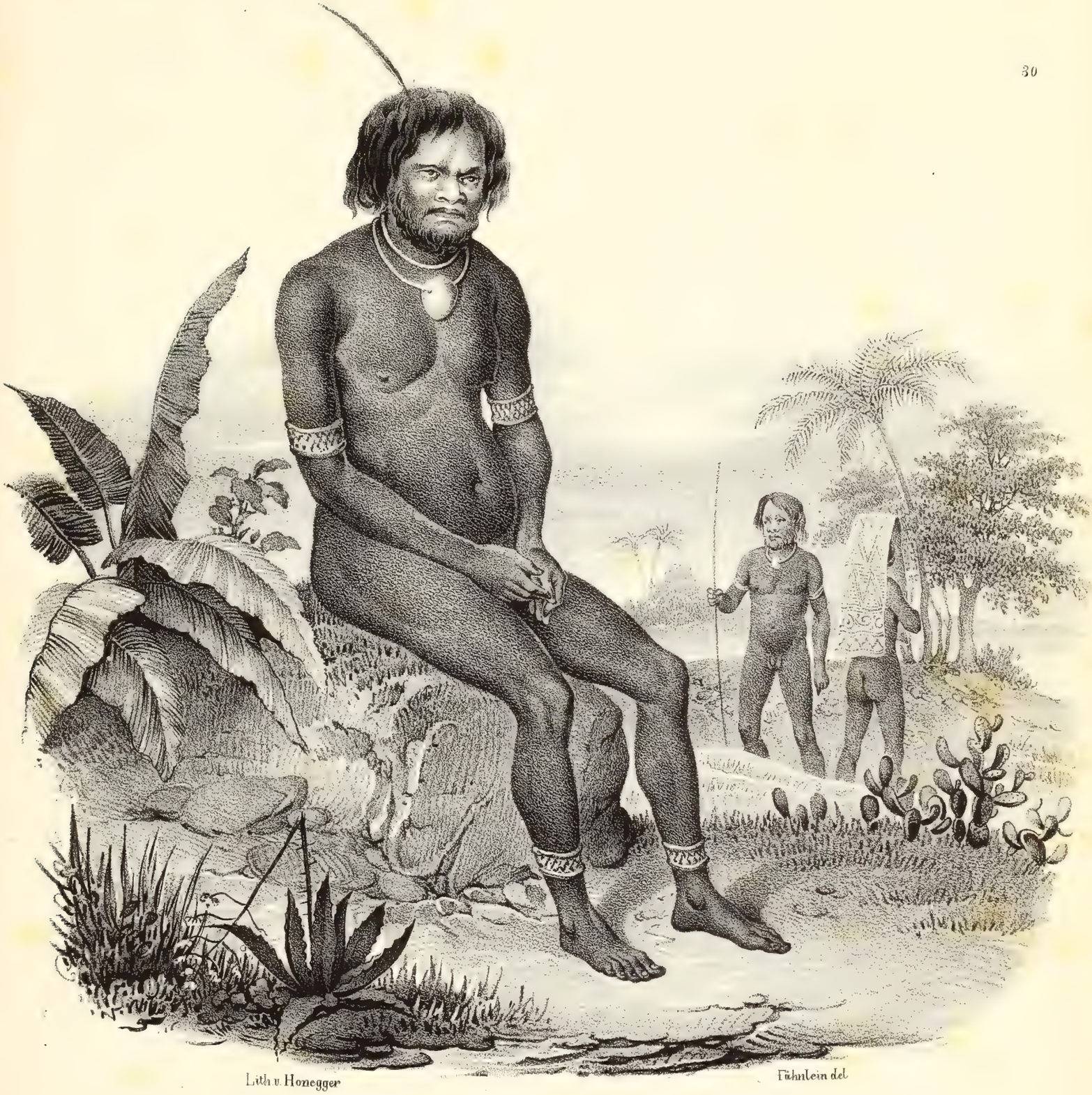
BEWOHNER VON NEU GUINEA.

DIE KAFFERN.

Fähnlein del

Litn u Honegger

DIE BADUKA.



Lith v. Honegger

Fähnlein del

NEUIRRLAND

BEWOHNER v. HAFEN CARTERET

Lith. v Honegger *Hassler del.*

NORDAMERIKANER.

Lith v Homegger

Fühnlein del

INSEL JAVA

HAUPTMANN DER LEIBGARDE.

LANDMANN.

Fähnlein del. *Lith. v. Honegger.*

EIN NEUHOLLÄNDER ZEIGT DIE VON DEN EUROPAERN ERHALTENEN GESCHENKE.

Lith. v. Honegger

NEUHOLLÄNDER

DIE HOTTENTOTTIN .

Fähnlein del

TRINKFEST DER COROADOS.

Lith. v. Honegger

Fähnlein del.

PEHUENCHES.

NEUHEBRIDEN

COOK'S AUSLANDUNG ZU TANNA

Lith. v. Honegger

Fahnlein del.

NEUHEBRIDEN

COOK'S AUSSCHIFFUNG ZU MALLICOLO

Lith. v. Honegger

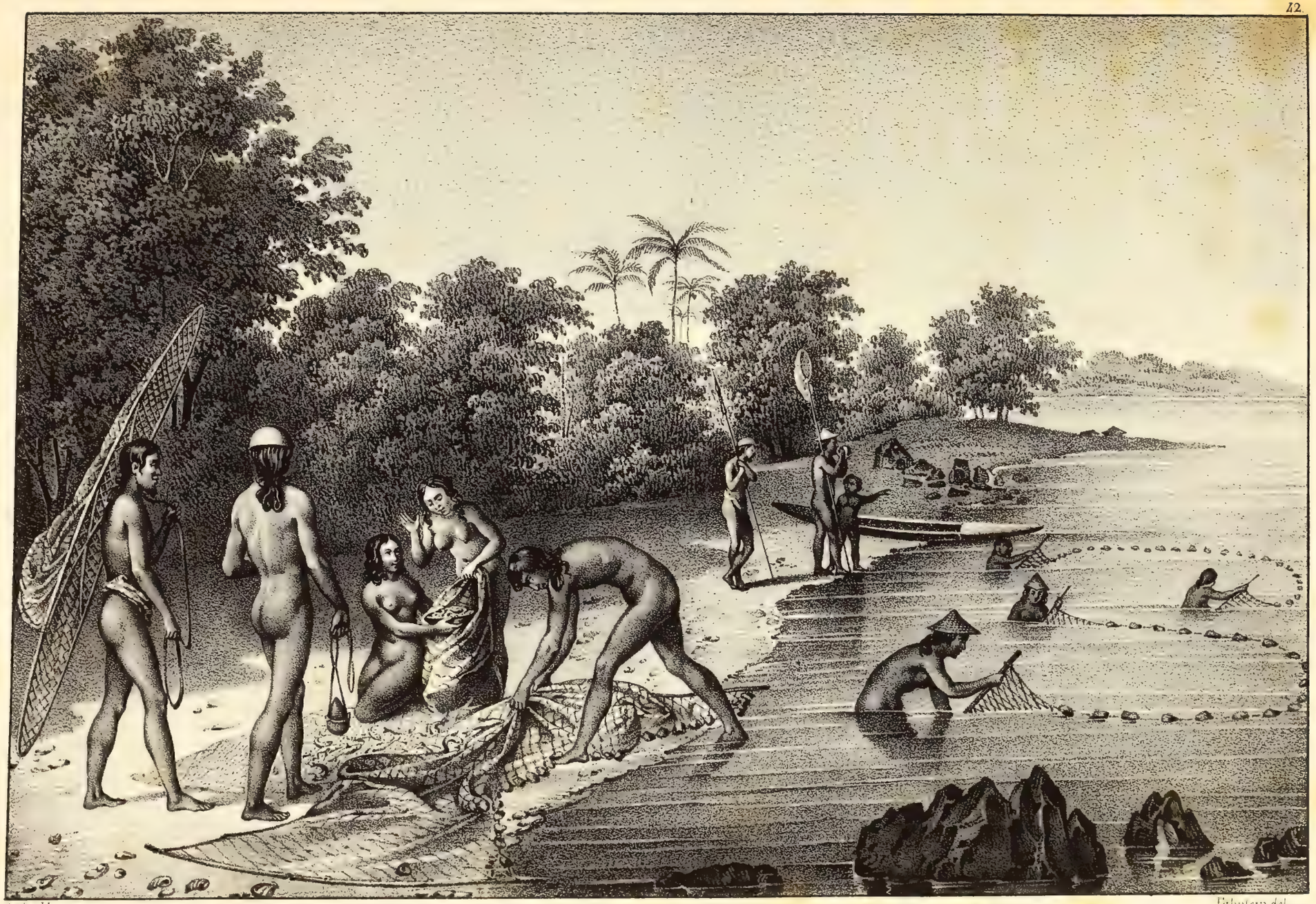
Hassler del.

TRACHT DER INDIANER VON MECHOACON.

Lith. v. Honegger. Fähnlein del.

EINE MAMOLUKA EINE CAFUSA

AUS DER PROVINZ ST: PAULO.

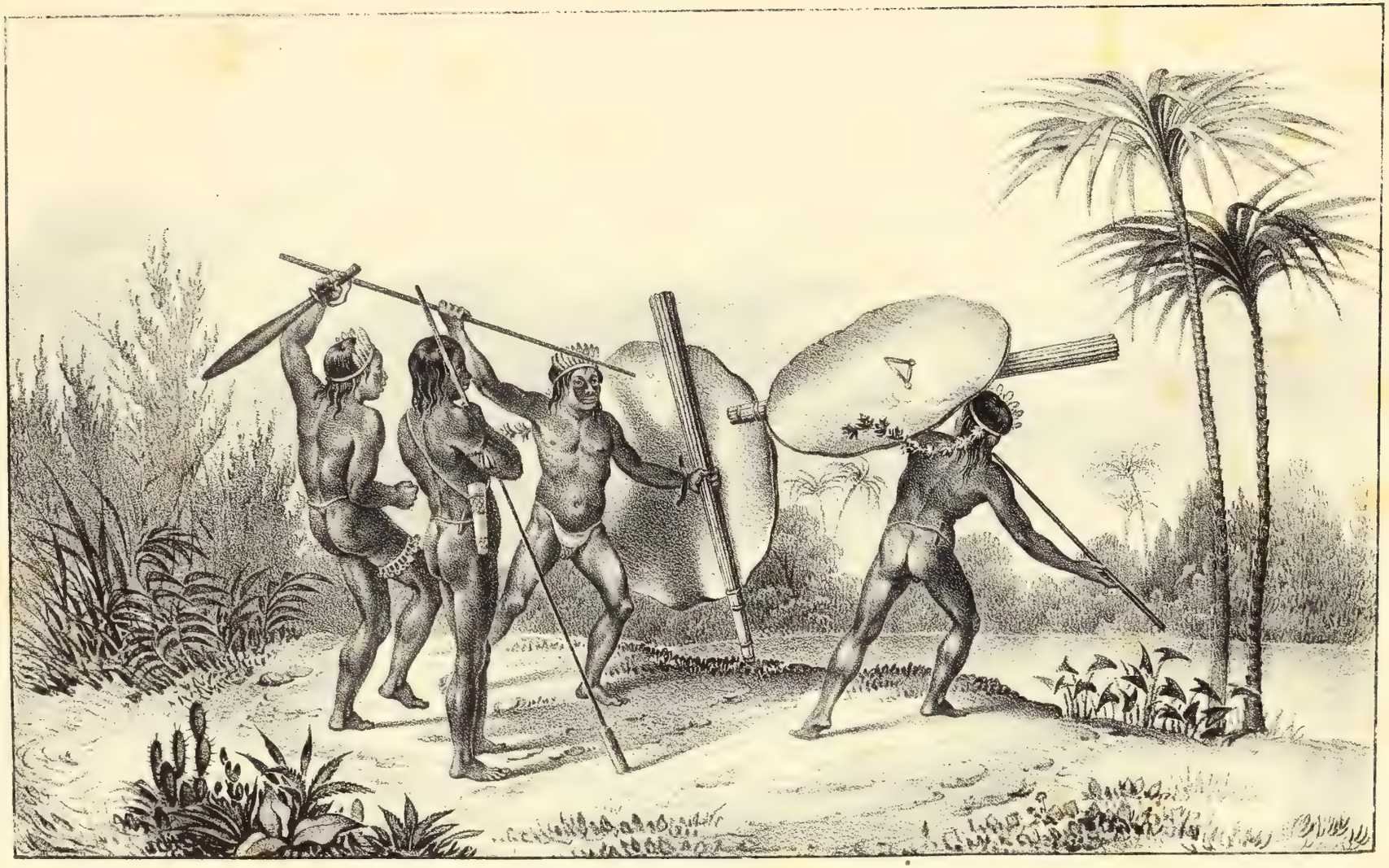


Lith. Honegger

Fahnstein del.

MARIANENINSELN

FISCHFANG DER UREINWOHNER



Lith. v. Honegger *Fähndrich del*

WAFFENTANZ DER JURIS.

Lith v Honegger

Hasler del

EIN HÄUPTLING VON NEUSEELAND

Lith v Honegger

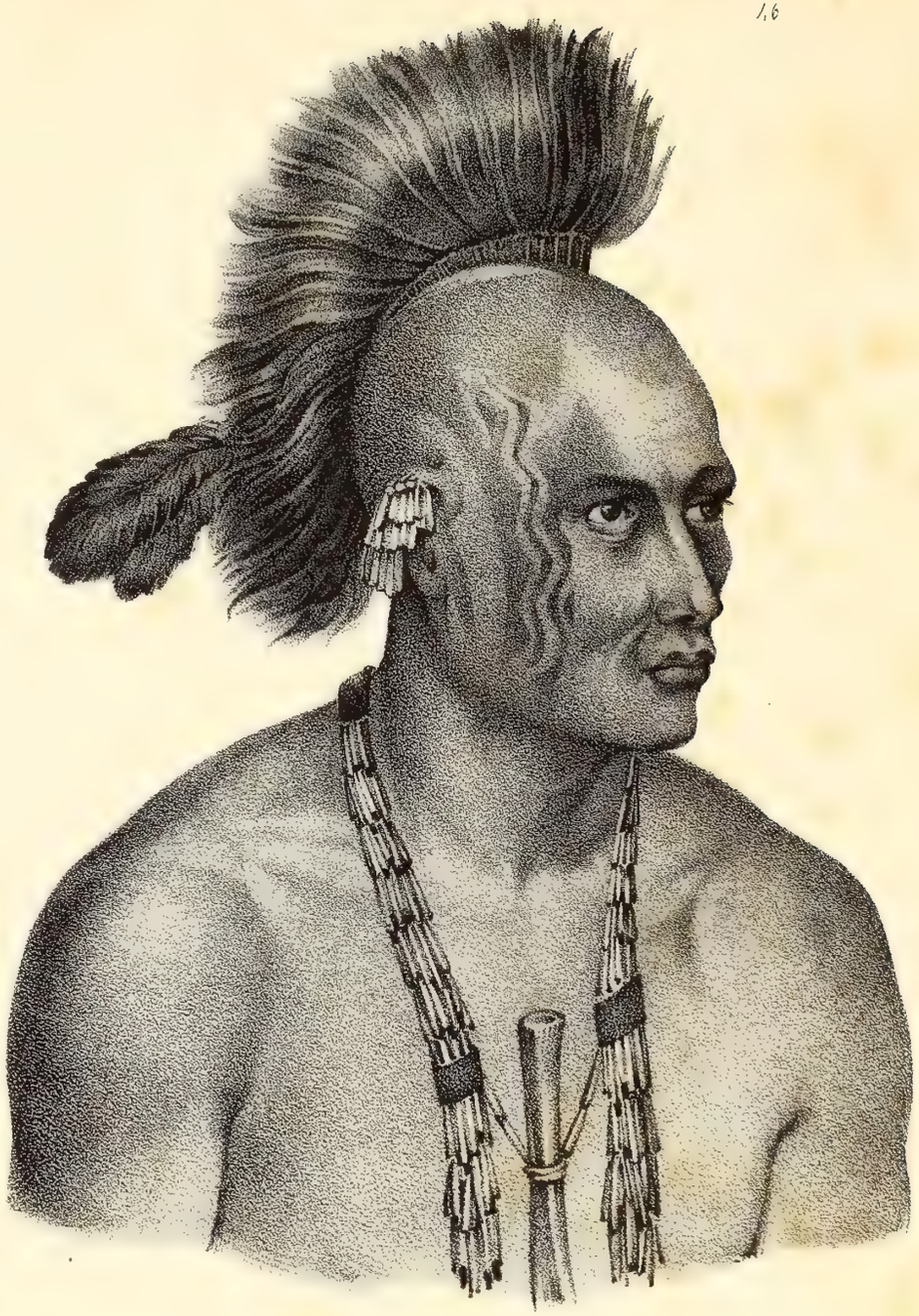
Schweizer del

MAÜRA.

Bodmer del

WAH MENITU EIN DACOTA

INDIANER



EIN MUSKOLE

Lith v Honegger gez. a nat v Bodmer 1834 Hasler del

INDIANER

MAKUIE-POKA SOHN DES WOLFEN

Lith. Hennegin

TATARISCHER CHEF

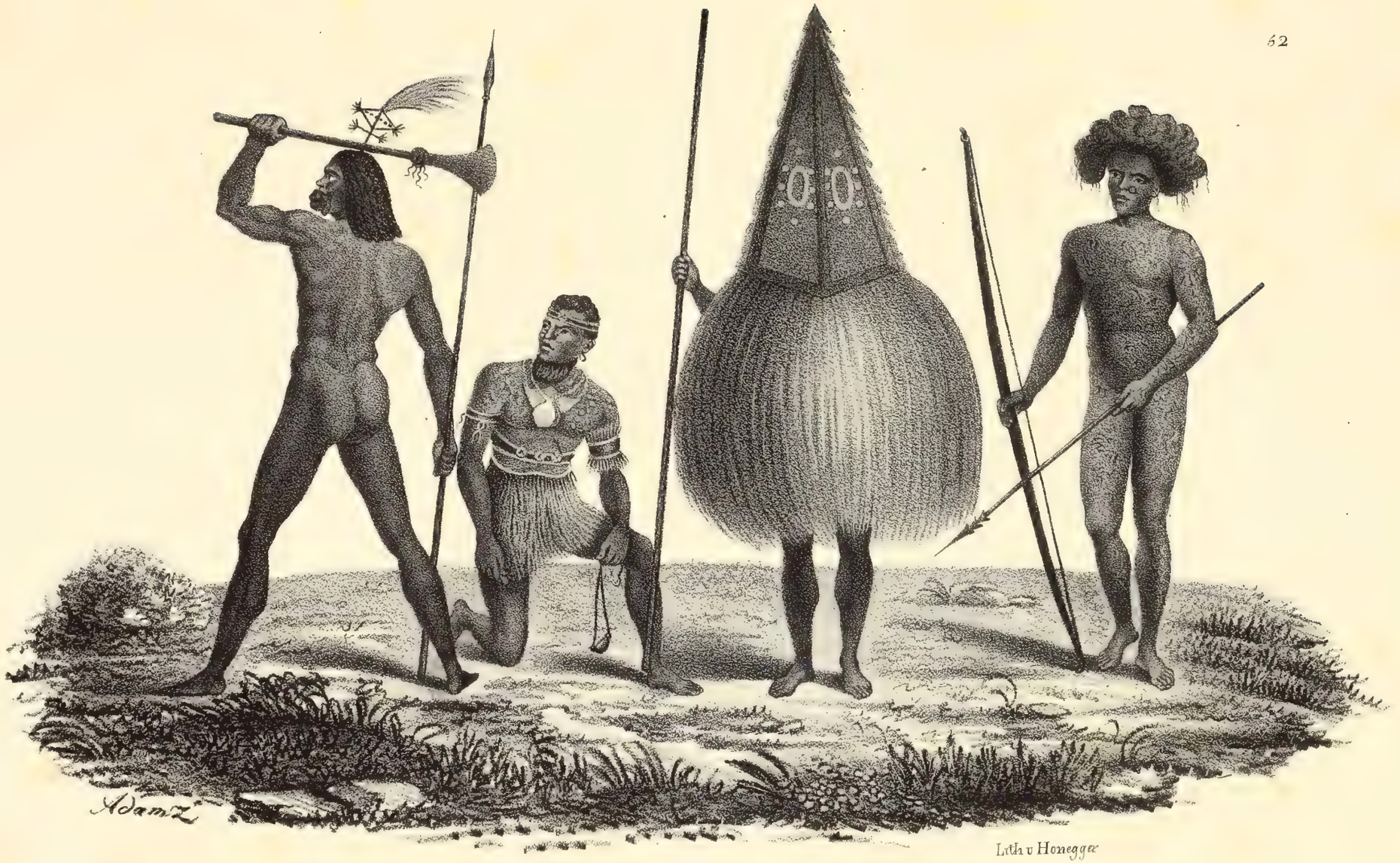
IN DER BAY NADESILDA.

DIE TUPIS IN IHRER HÜTTE

EINGEBORNE DER INSEL ROTUMA

EINGEBORNE VON TAITI

EINGEBORNE v. DER INSEL WAIGIU.



EINGEBORNE v. NEUIRRLAND

Lith. v. Honegger. Hassler del.

GRUPPE EINIGER CAMACANS

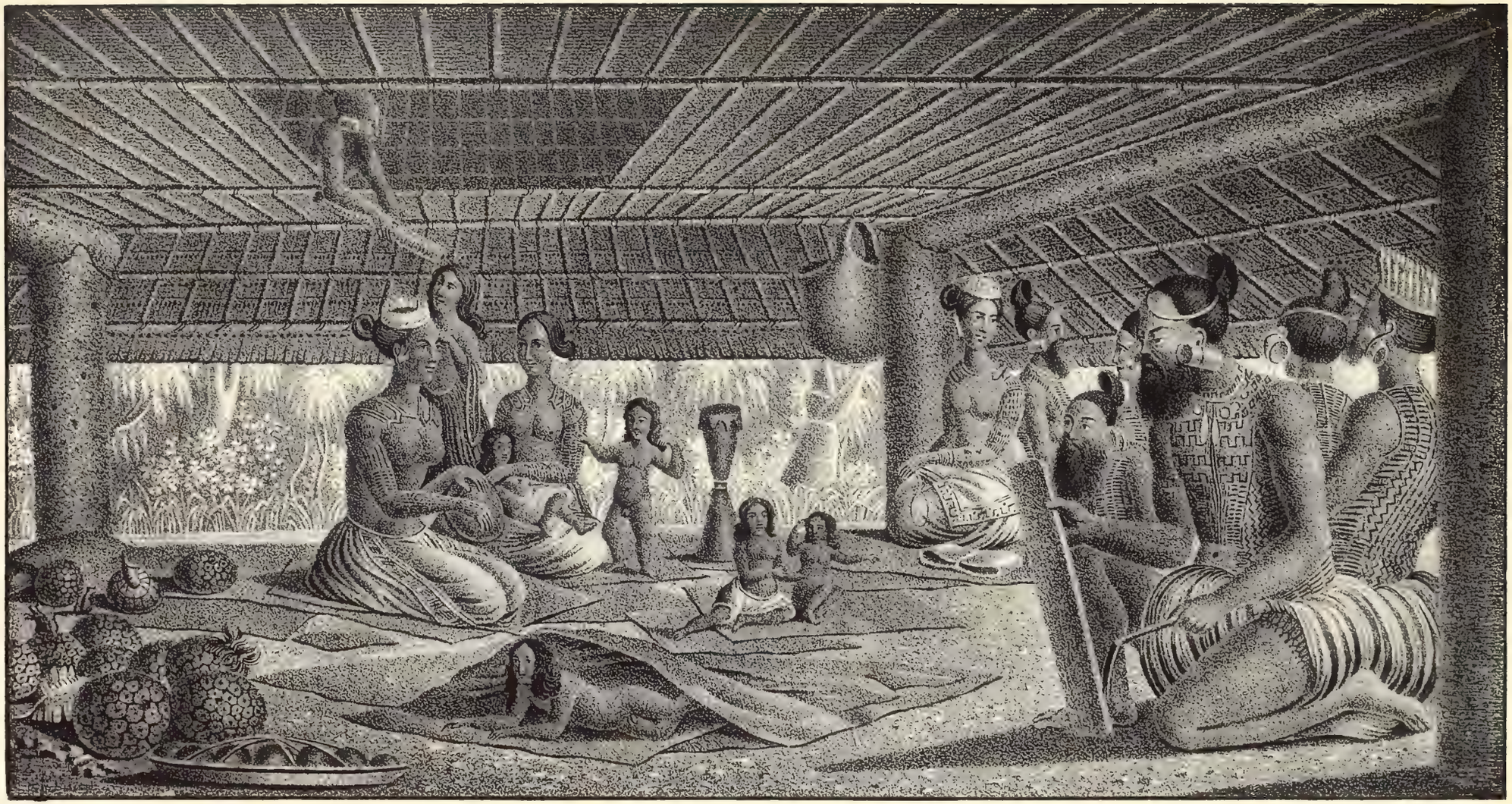
EINGEBORNE DER INSEL IROS

EINGEBORNE DER INSEL OUALAN

Schweyer del

KARDYANISCHER-PRIESTER MIT SEINEM GEFOLGE

FESTLICHER ZUG DER TECUNAS.



Steger del.

DAS INNERE EINES HAUSES AUF DER INSEL RADACK

Lith. v Honegger

RELIGIÖSES FEST DER EINWOHNER v. CAILELI INSEL BORU

Luth u Honegger

ALGIERISCHE SEERAUBER.

Lith v Honegger

ITALIENISCHES – BANDITENWEIB.

Schweizer del

ESTER EIN ABYSYNISCHER GELEHRTER

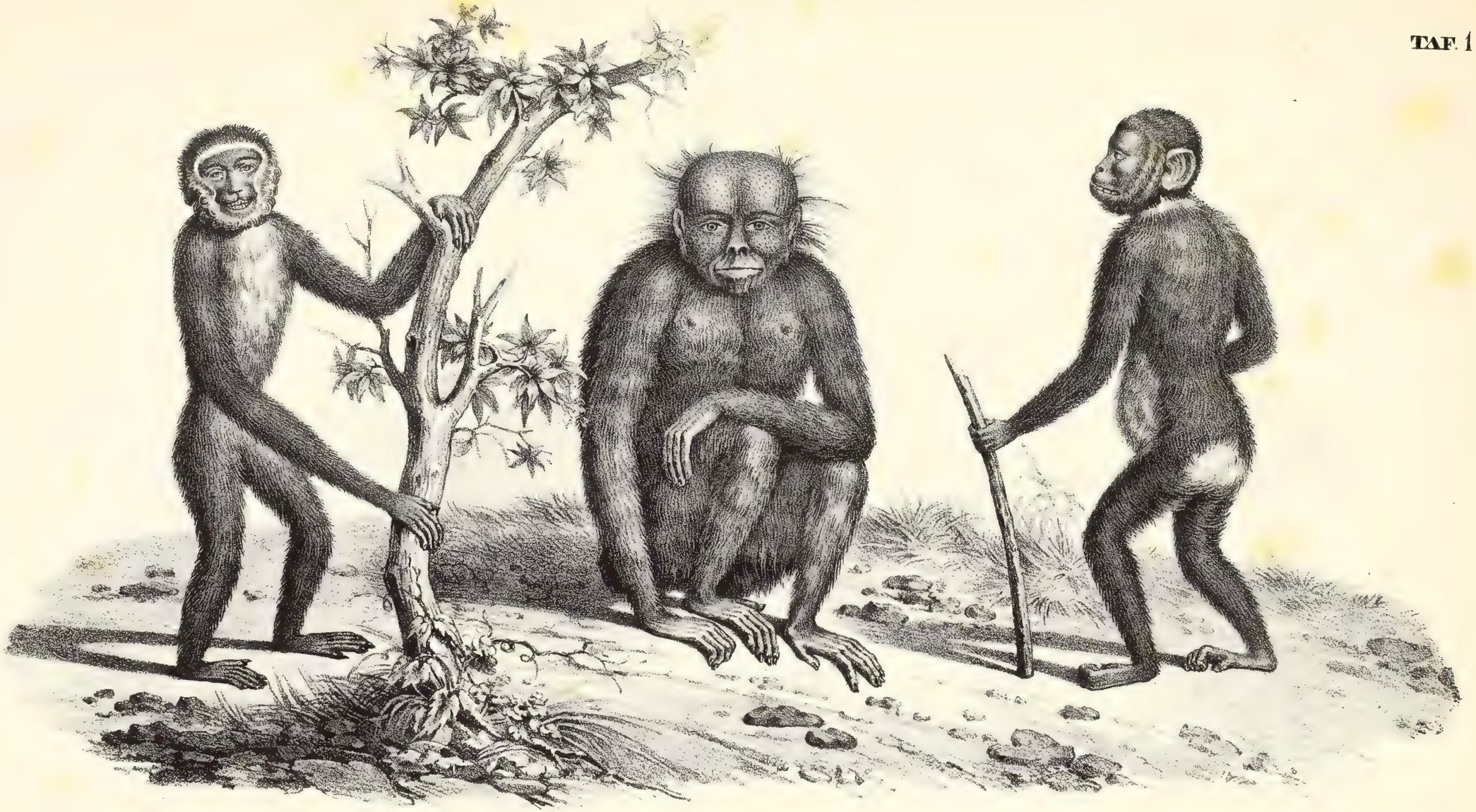
Werner del

PRAGA *1831*

POLNISCHER KRIEGER.

Scheuchzer del. Lith v Honegger

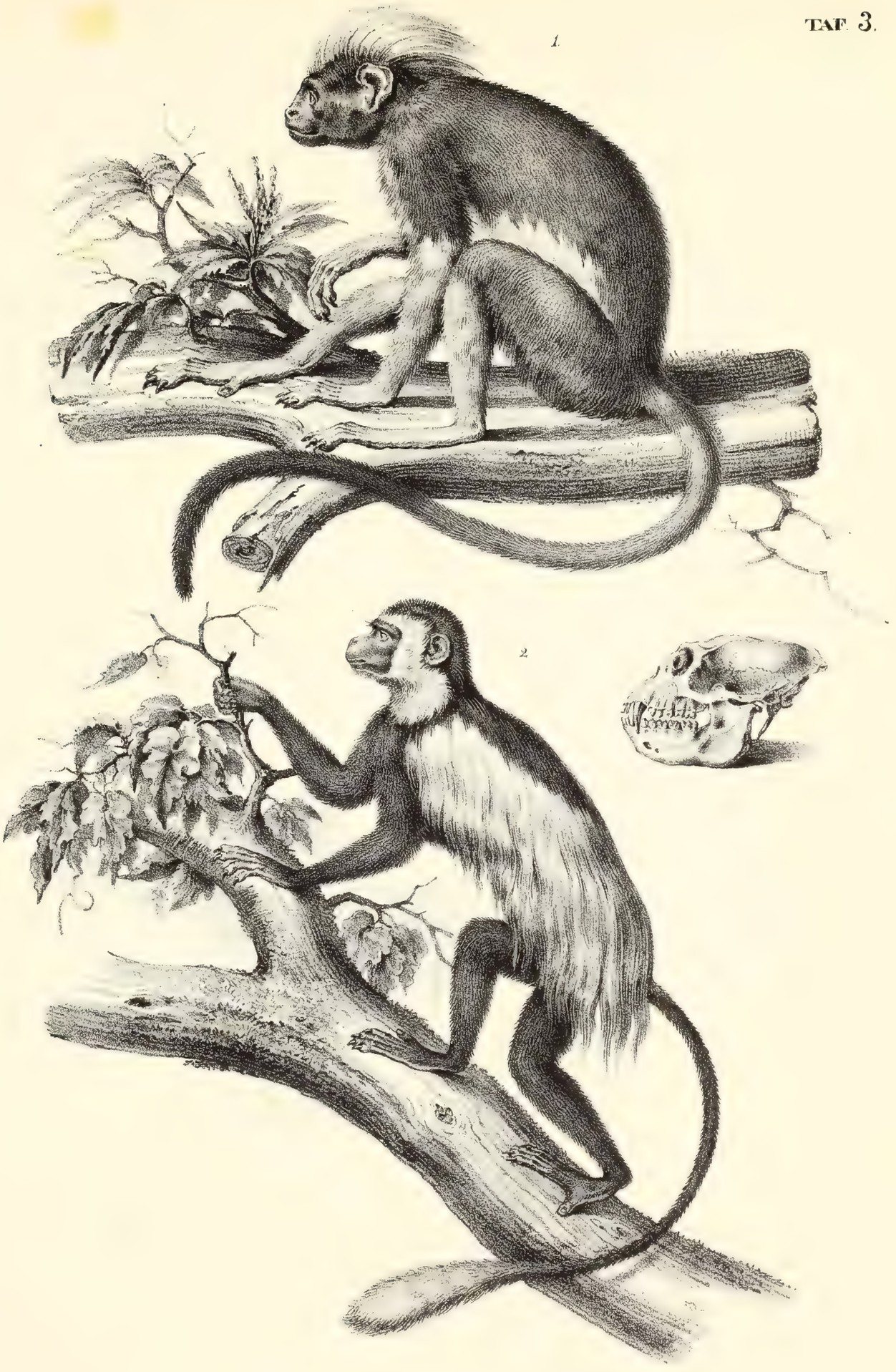
TYROLERIN.



Der Hoolock. Der Orang-Uttang. Der Schimpanze.

Der Nimas

Der Tartarin



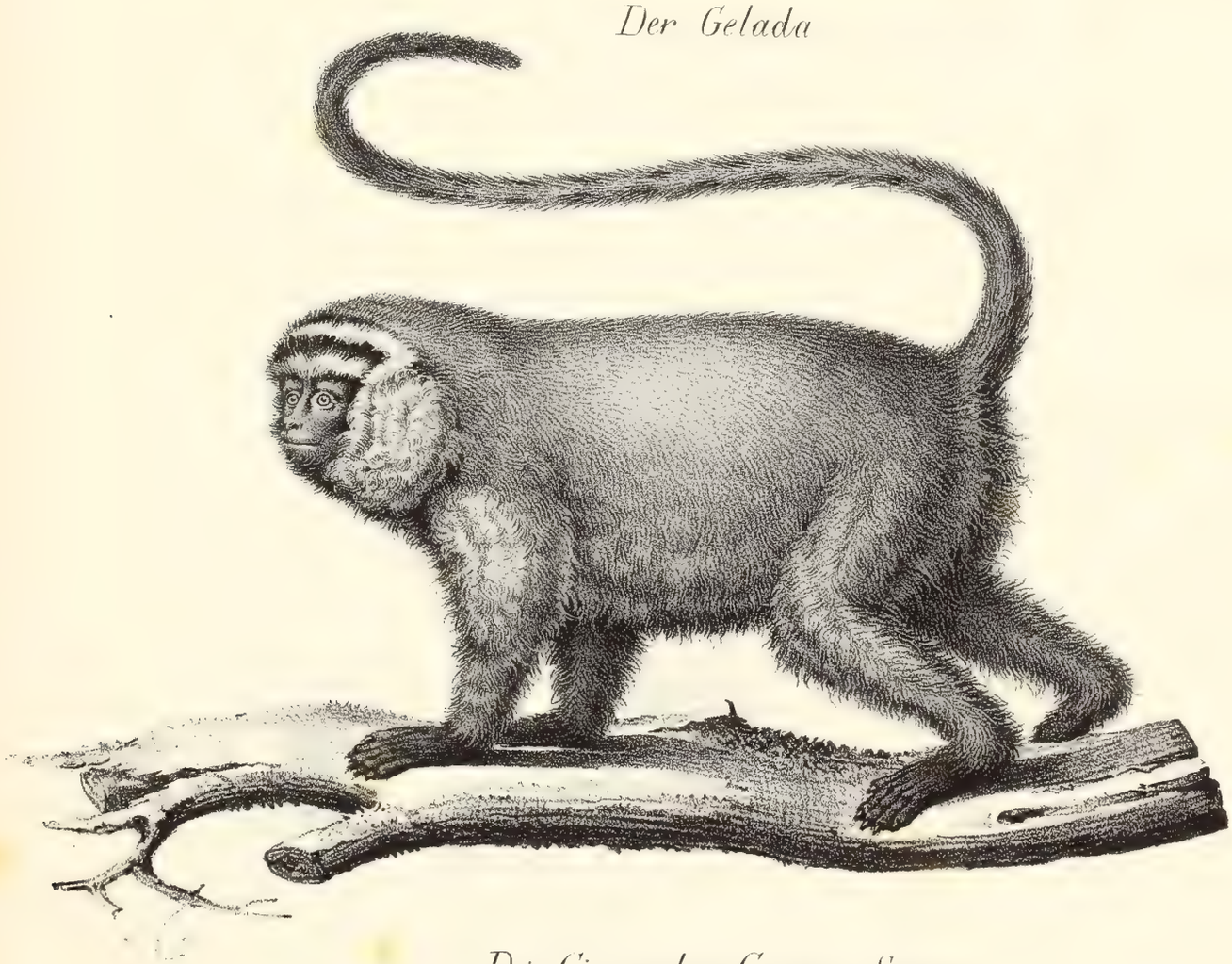
1. 2.

Der Pinche. Der weissgemähnte Stummelaffe.

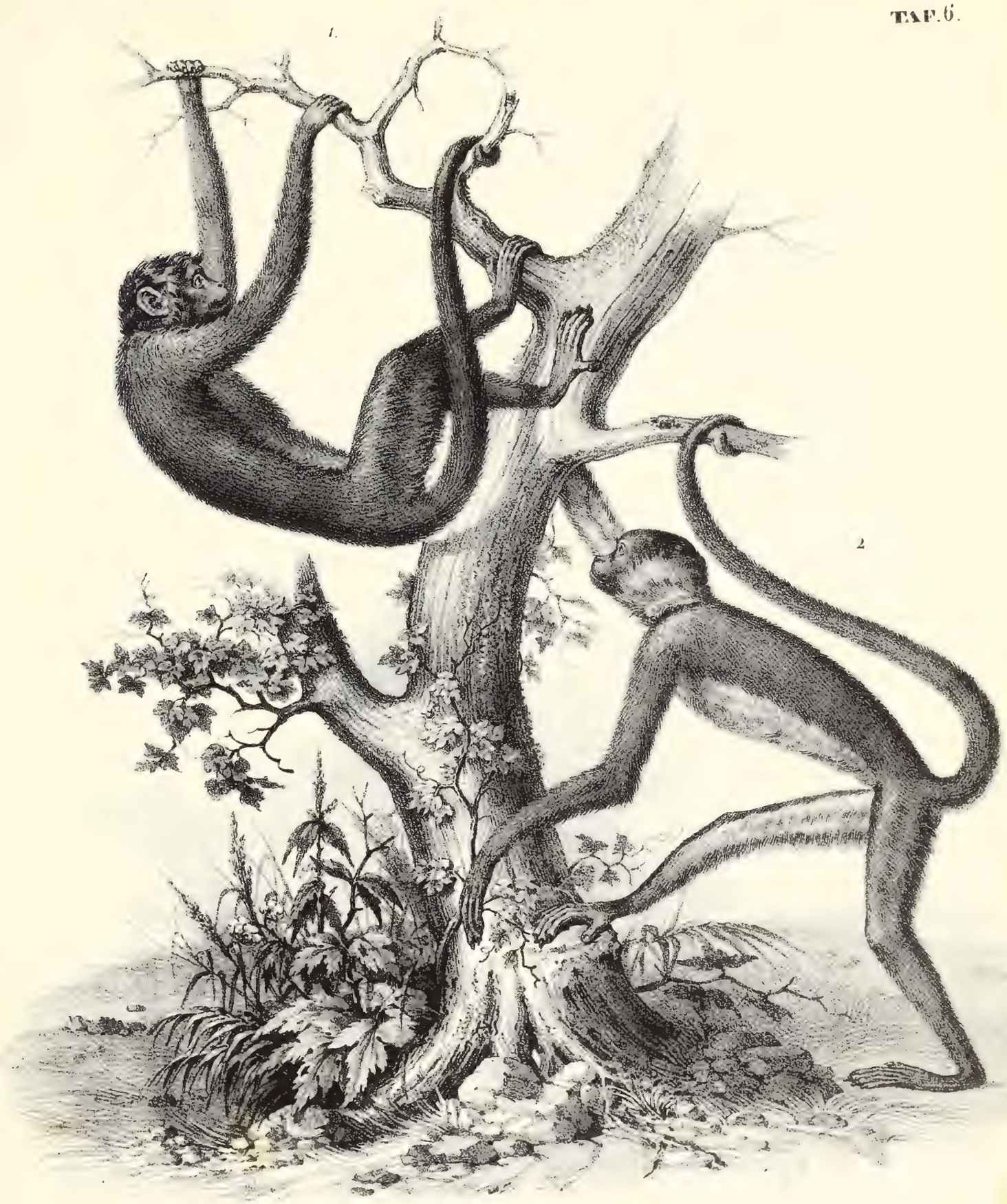
1 2.

Der Rollschwanzaffe. Der Brüllaffe.

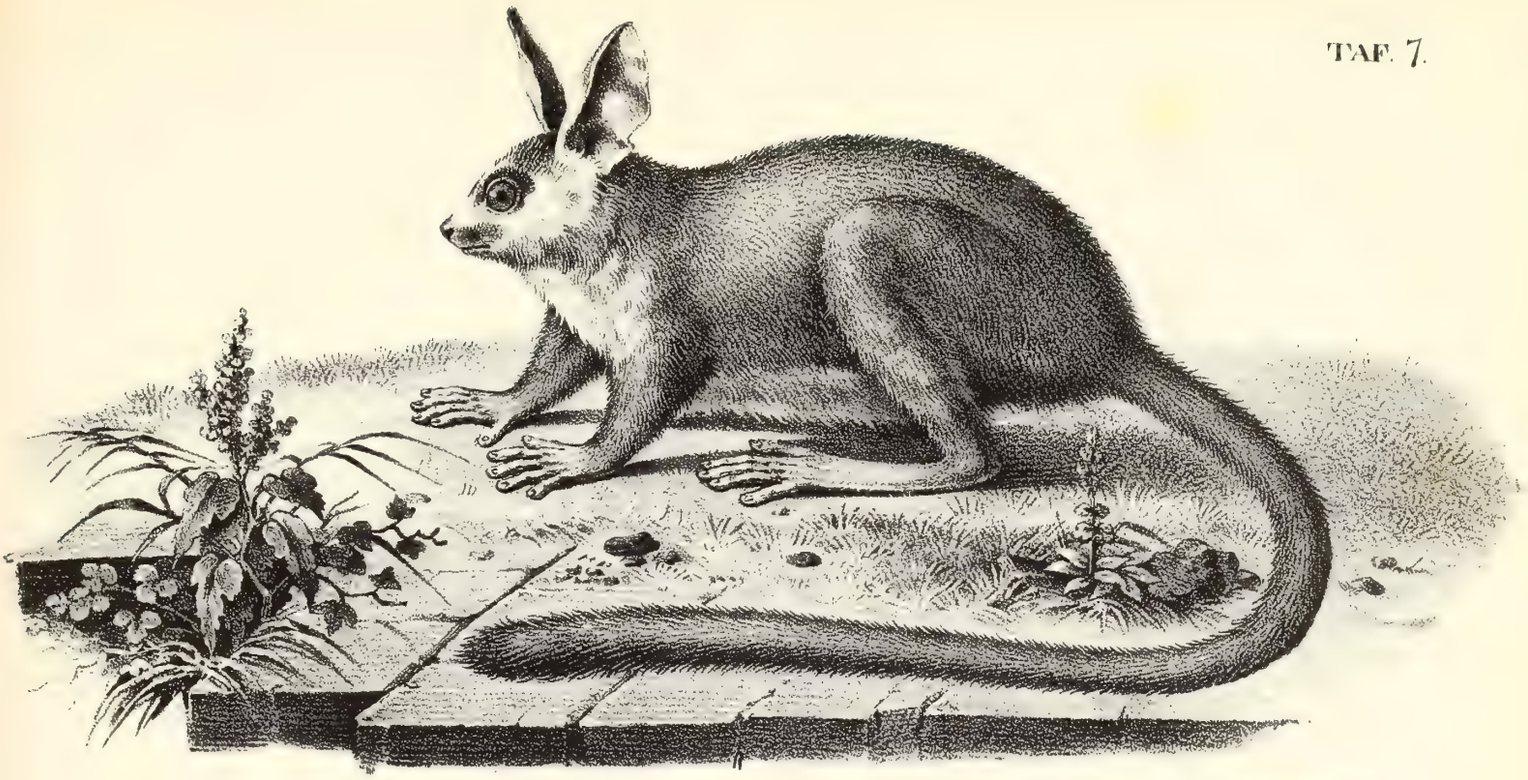
Der Gelada



Der Gigo oder Graue Sapaju



Der Cayou Der Belzebuth



Der Galago.

Der Vari.

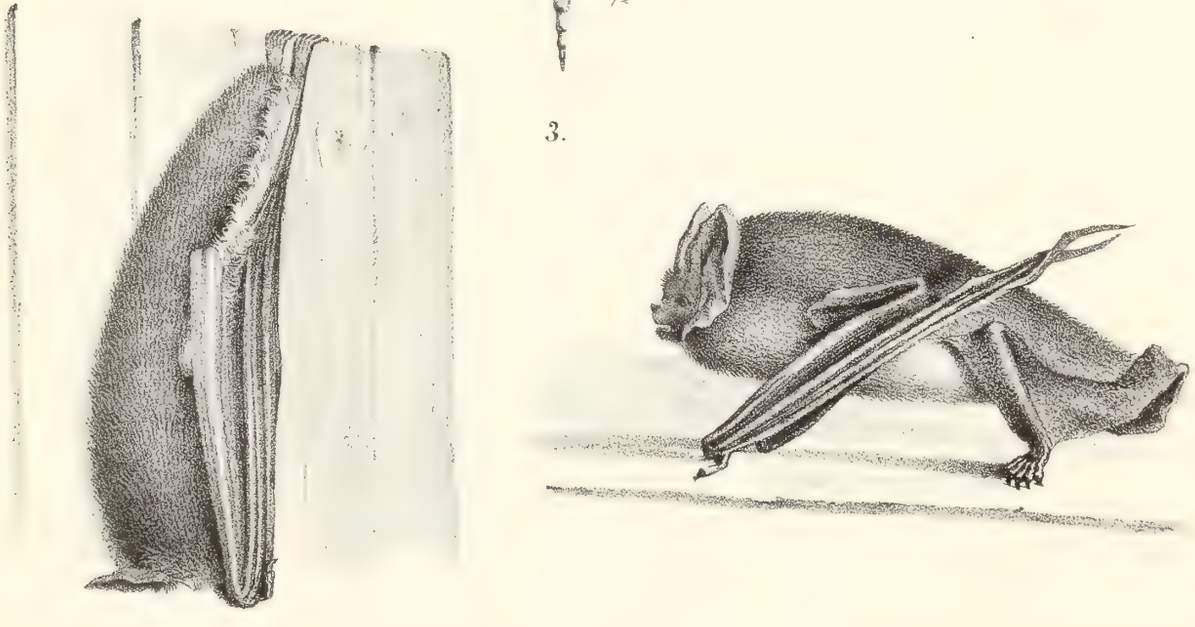
1.

½

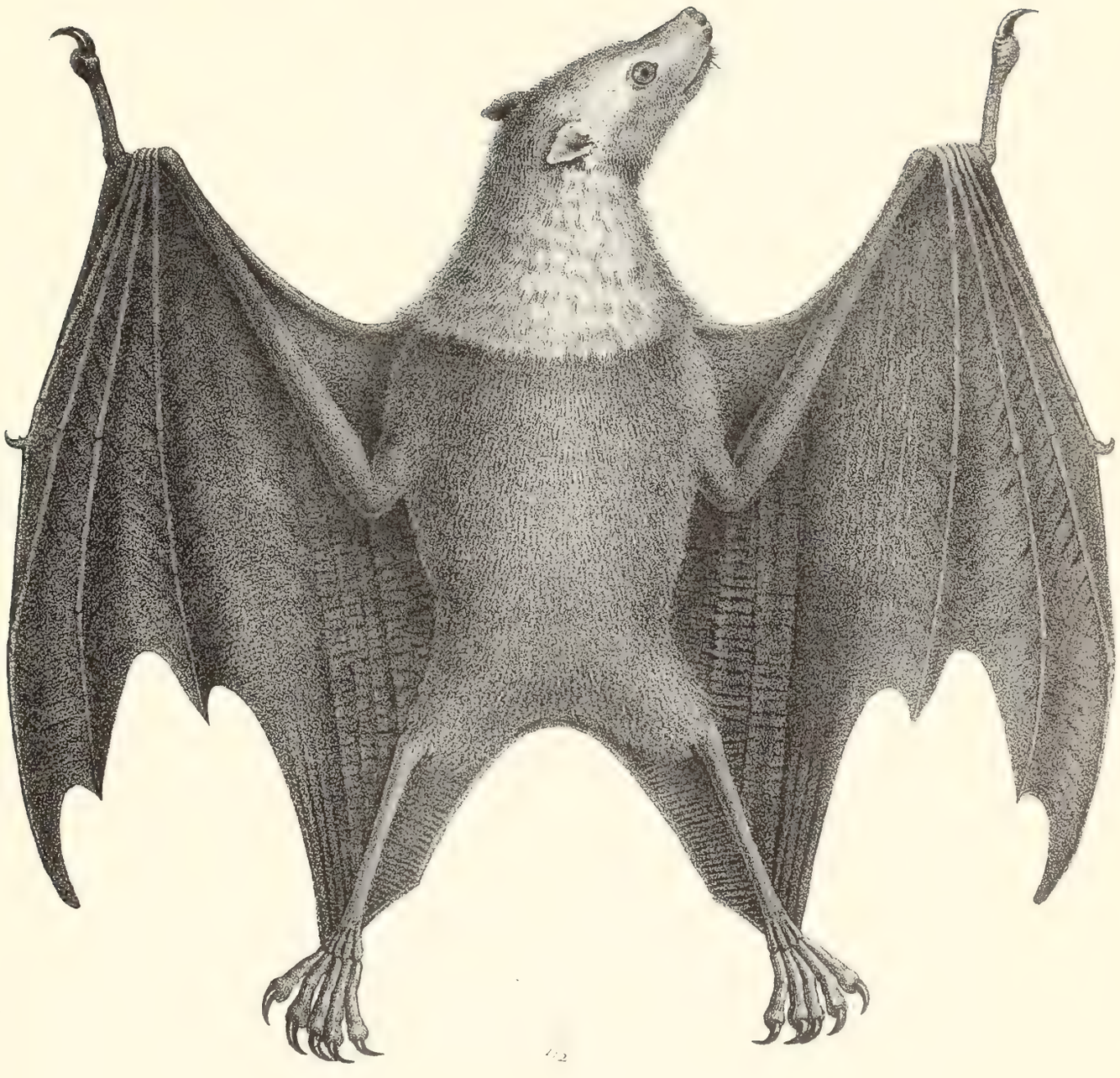
2.

½

3.



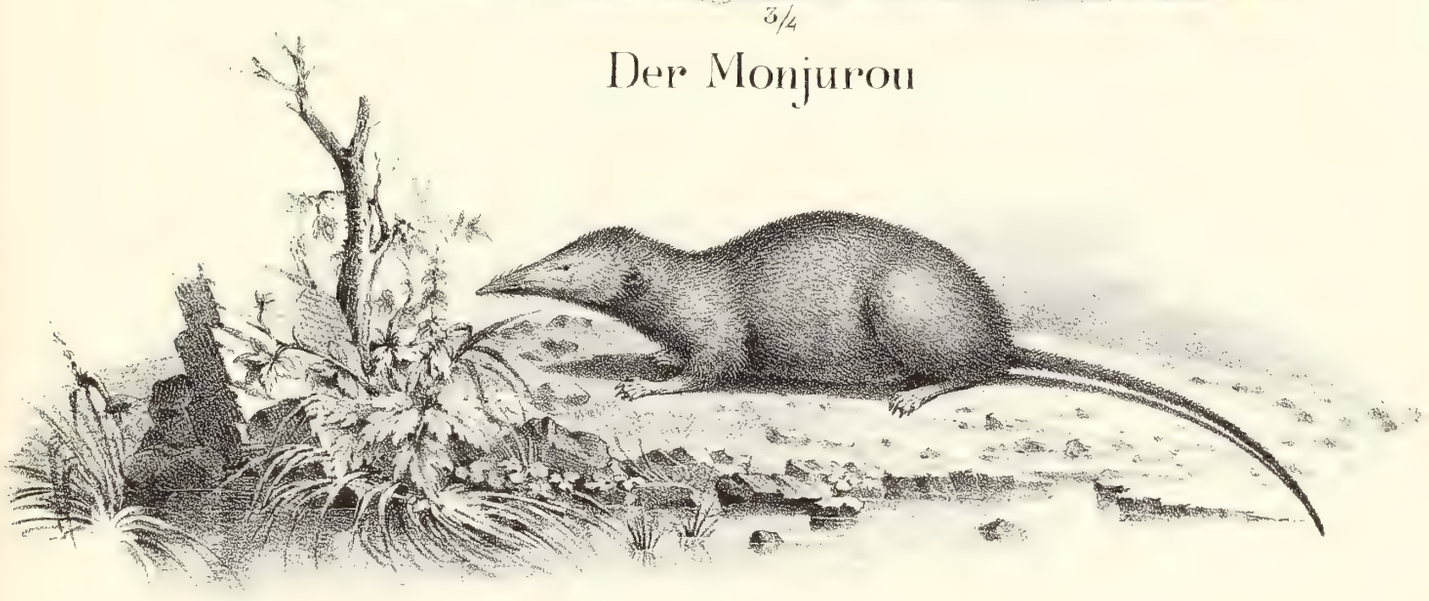
1. 2.
Der fliegende Hund. Die Spaltnase
3.
Die Bärtfledermaus.



Die grosse Rossette.

3/4

Der Monjurou



Die Spitzmaus.

3/4

Der Maulwurf.

1/2

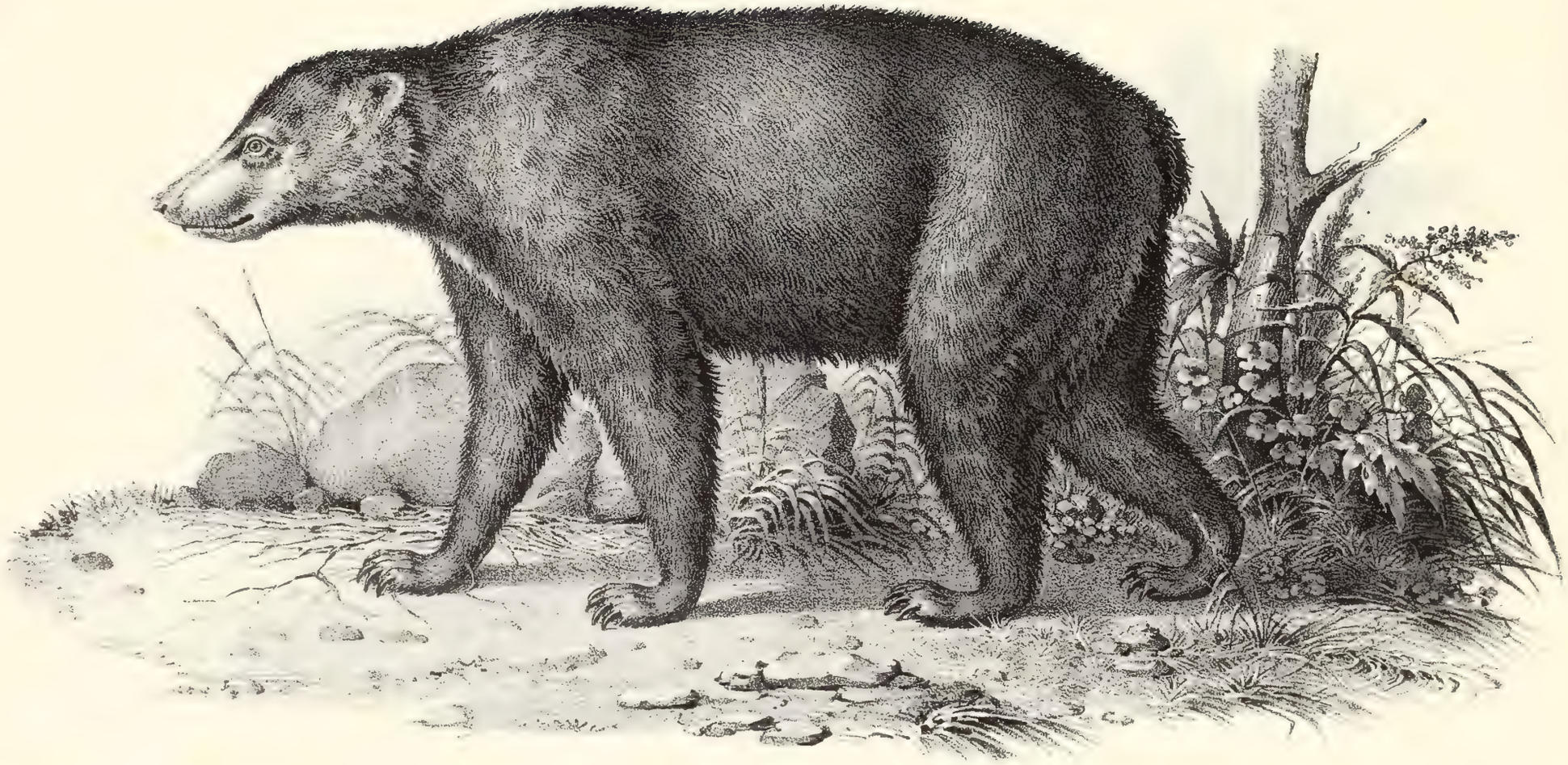
Der Press.

1/2

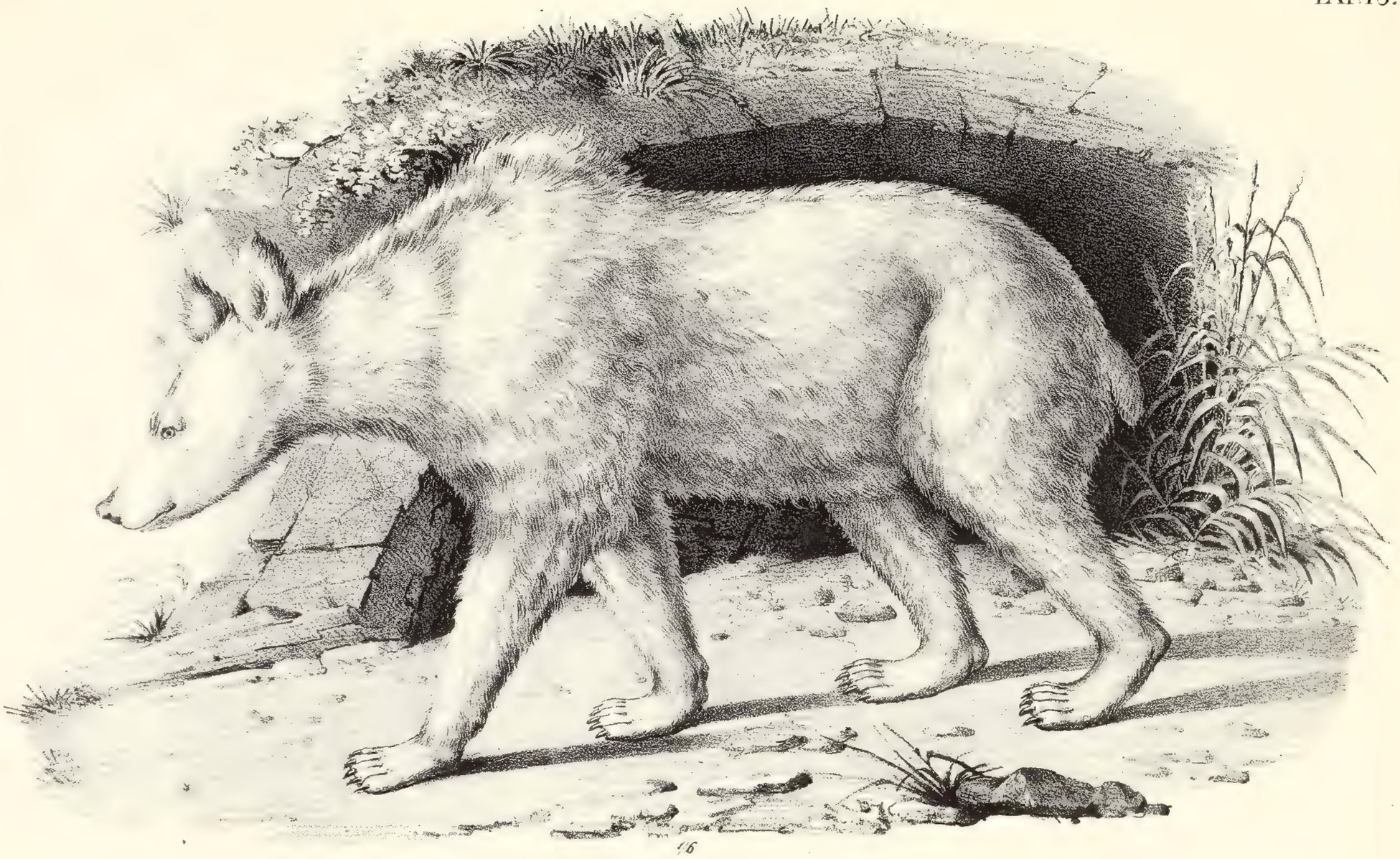
Der Igel.

1/8

Der Dachs.



Der Malajische Bär.



Der Syrische Bär.

1/4

Der Iltis.

1/5

Der nordische Vielfrass.

1/4

Der Hausmarder.

Der Fischotter.

Das Langschwänzige Stinkthier

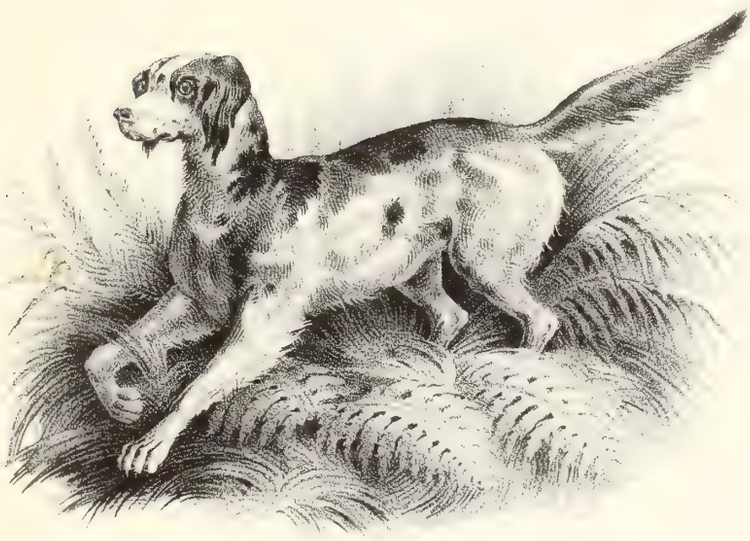
Der Meerotter.

Lit v Honegger

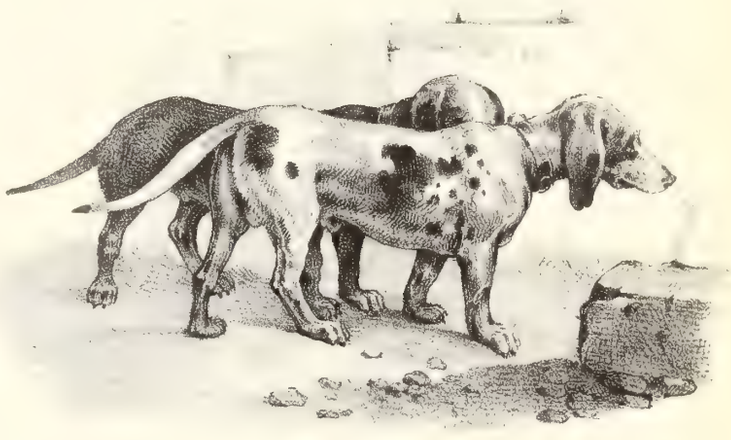
Der Wolf und der Hund

Schäferhund.

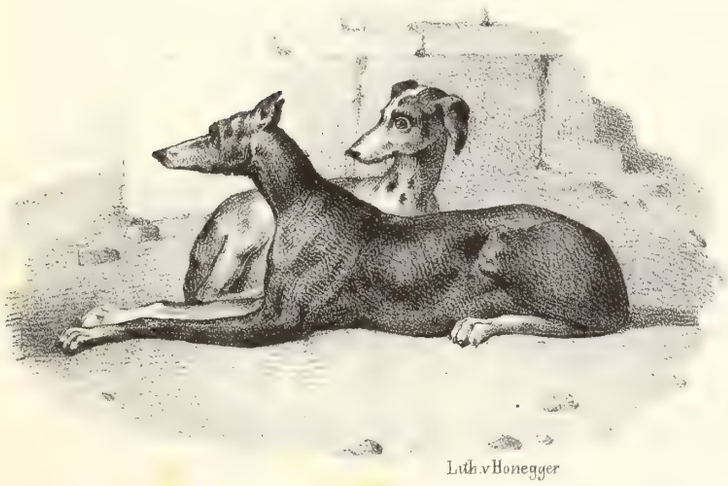
Englische Dogge



Spanischer Hund.

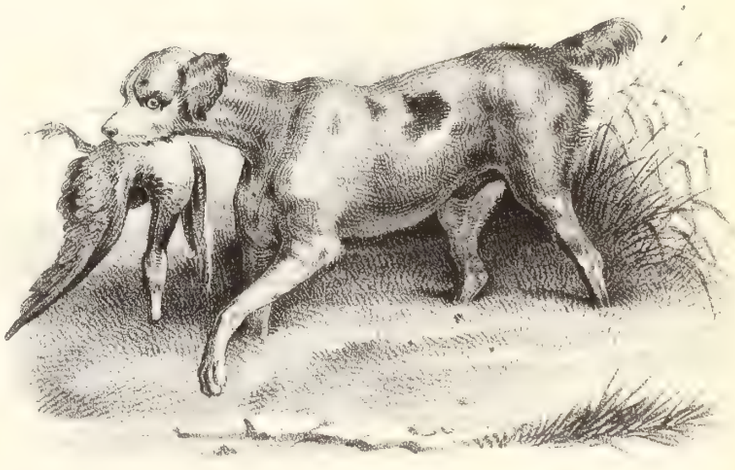


Dächshund.



Luth. v Honegger

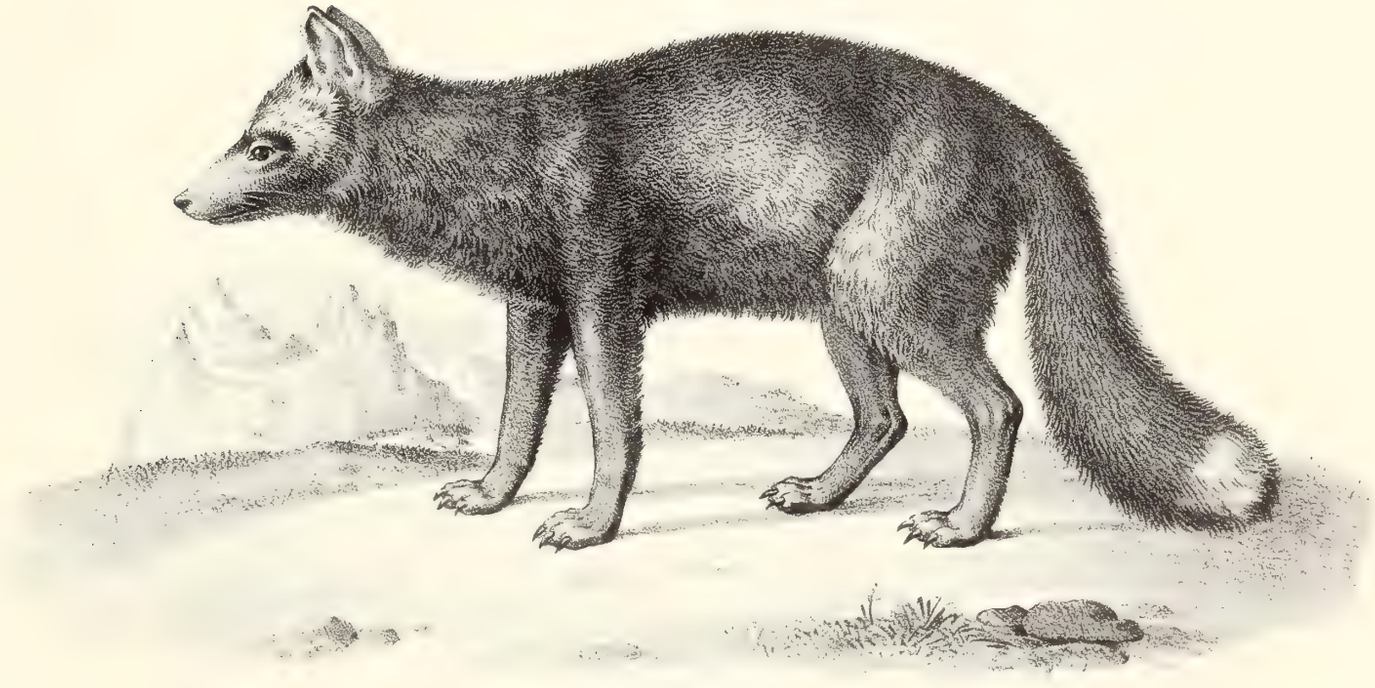
Windhund.



Hund von Neufundland.

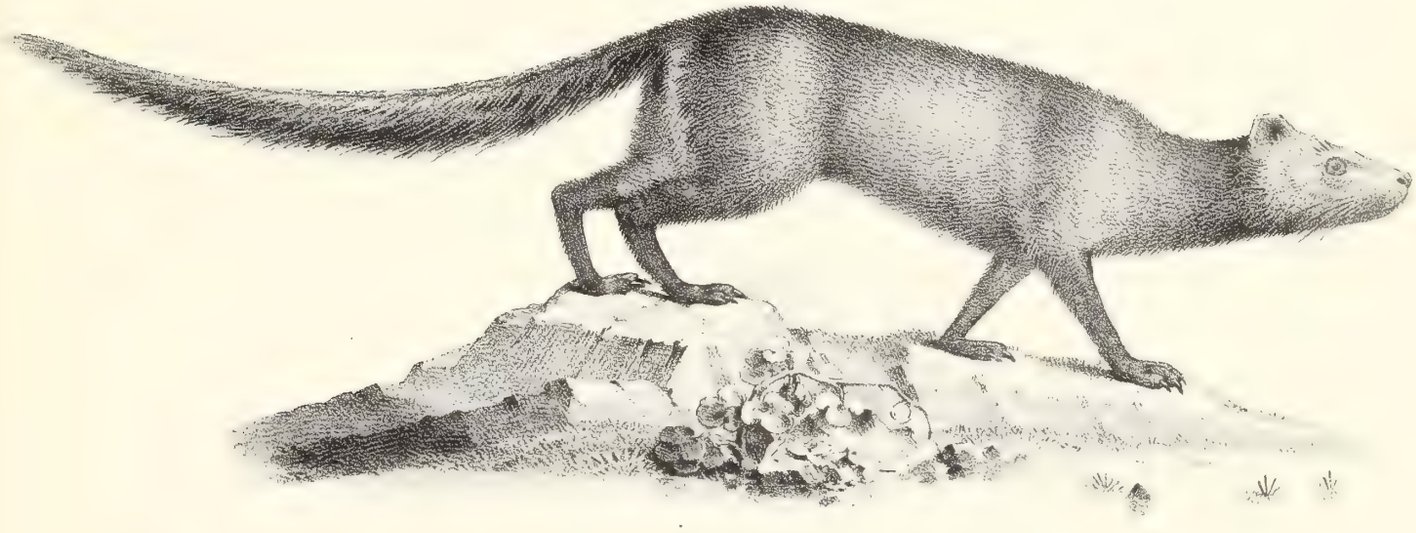
Der Zerda.

Der Eisfuchs.



Der Silberfuchs.

Das Zibethier.



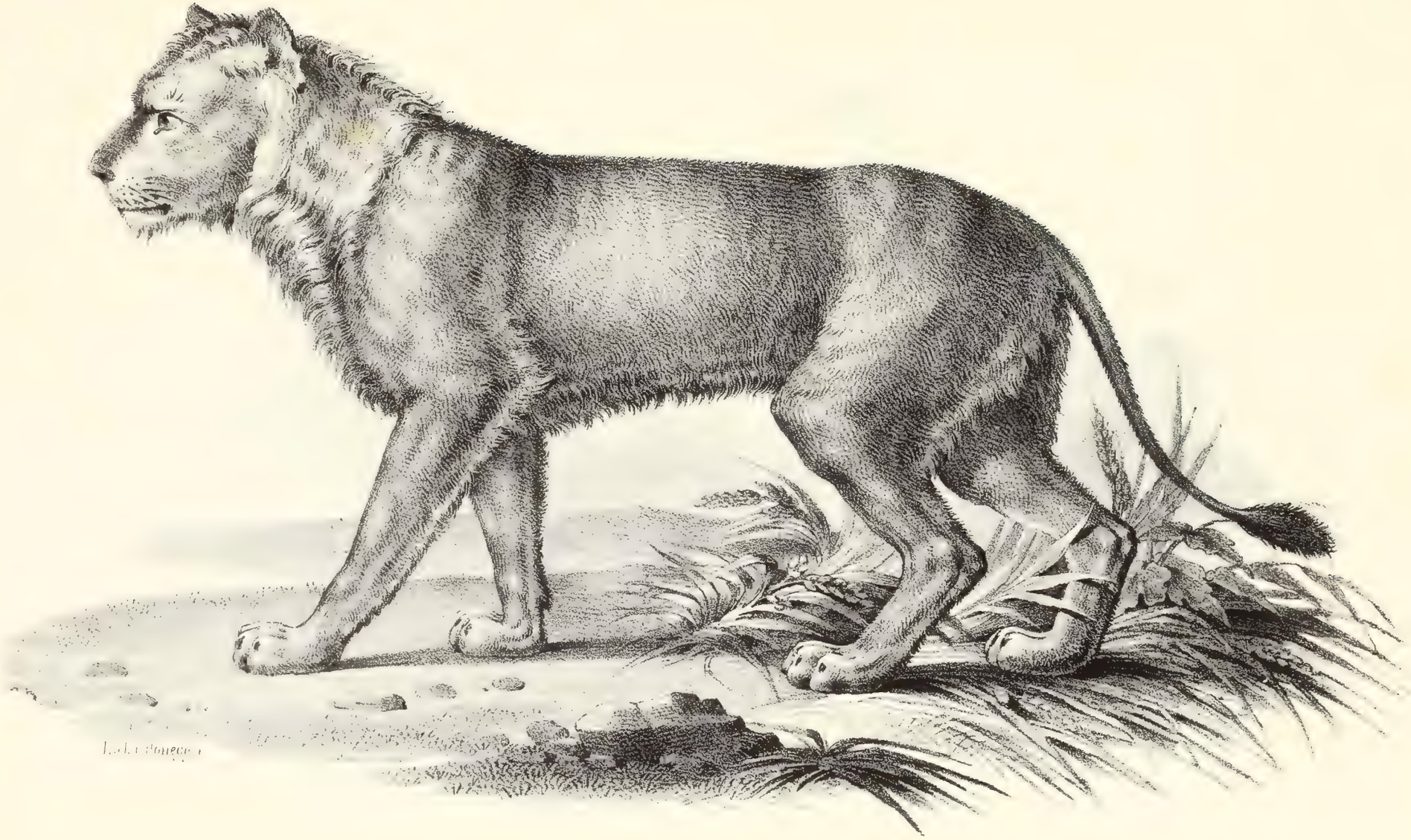
Der Ichneumon.

Lith. v. Honegger

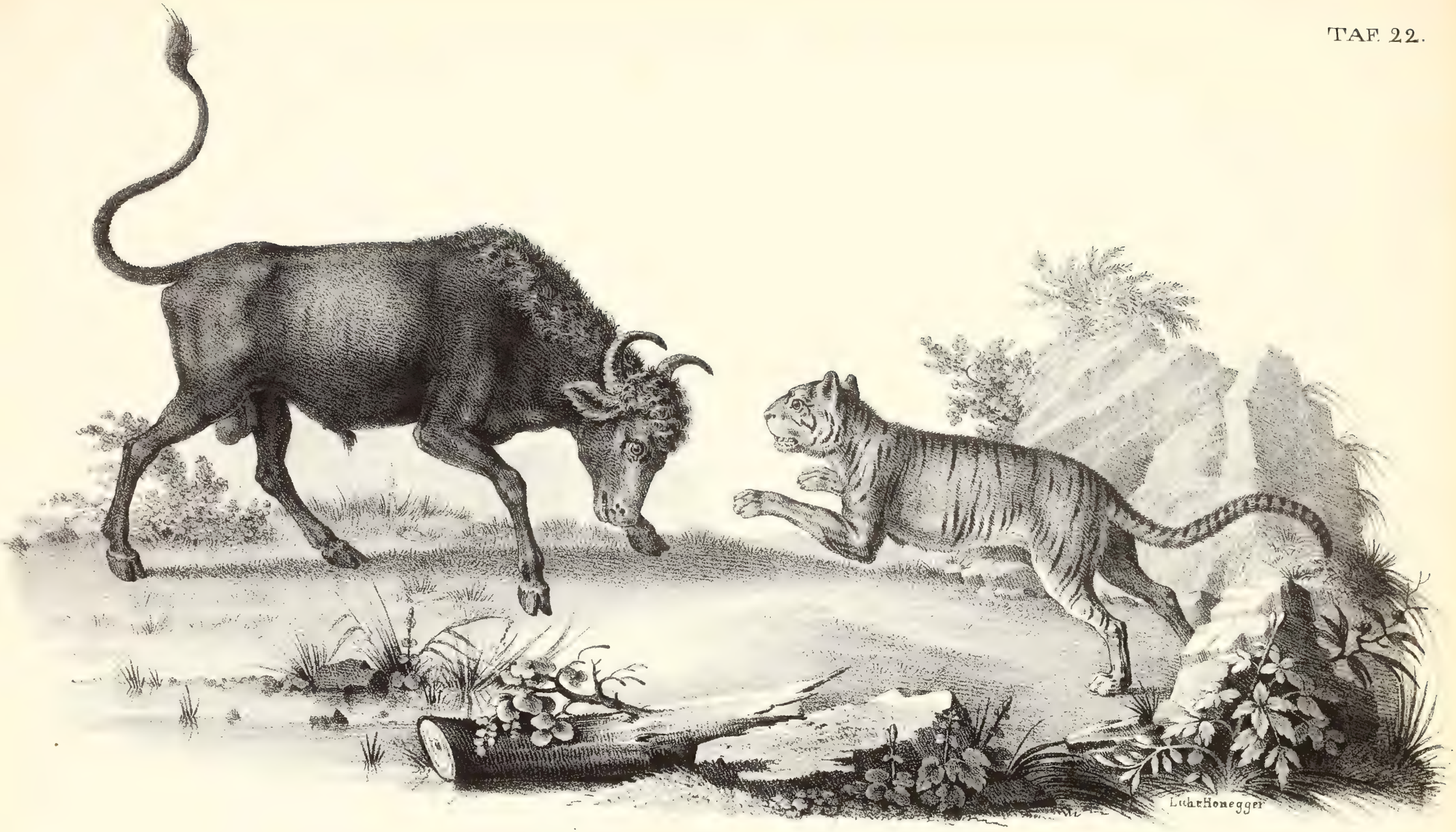
Der Fuchsmarder.

Die gefleckte Hyäne.

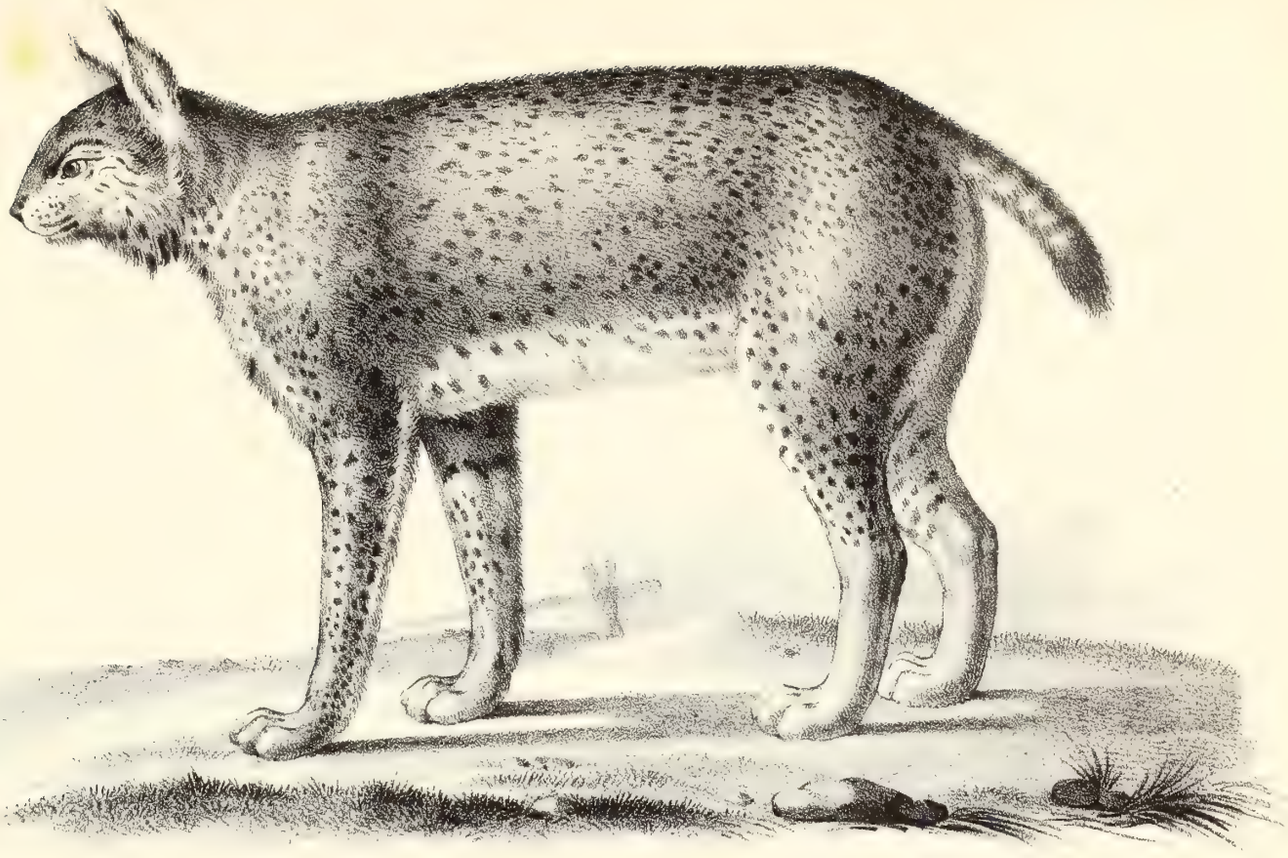
Die Hyäne.



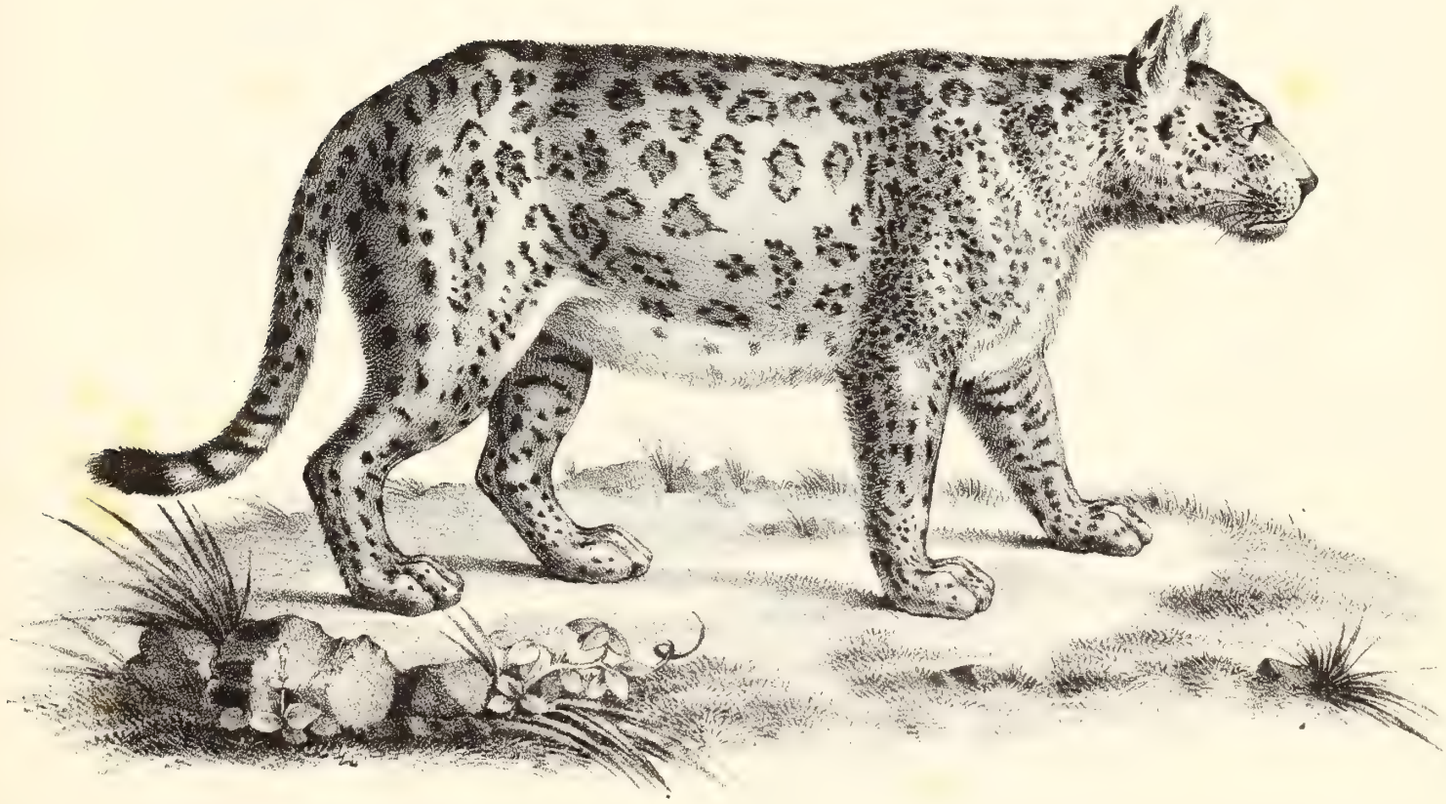
Der Löwe ohne Mähne.



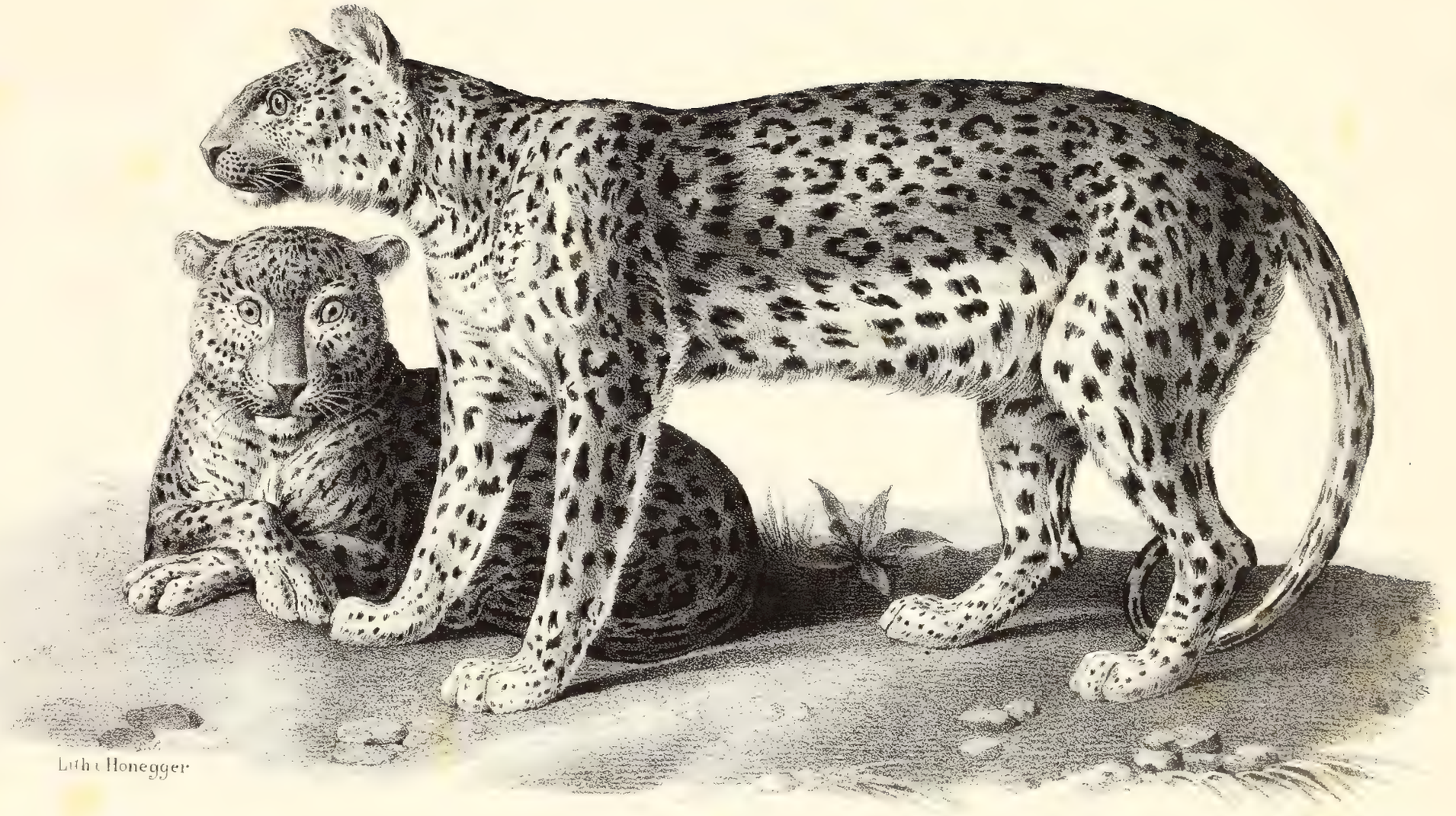
Der Büffel u. der Tiger



Der nordische Luchs.



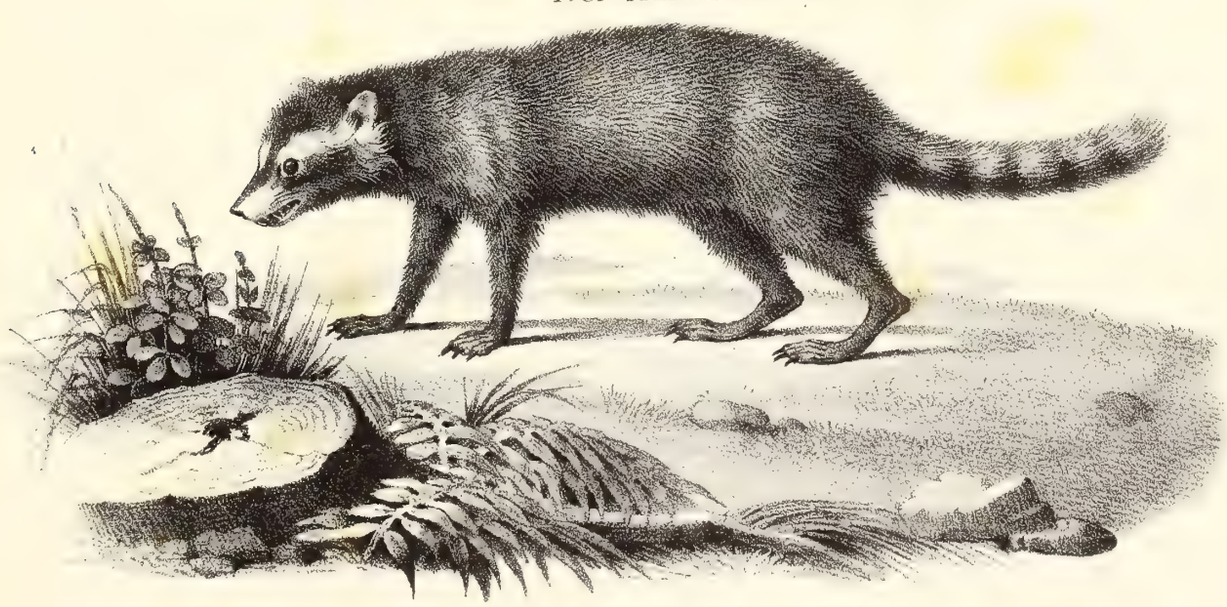
Der Jaguar.



Der Nimmer.

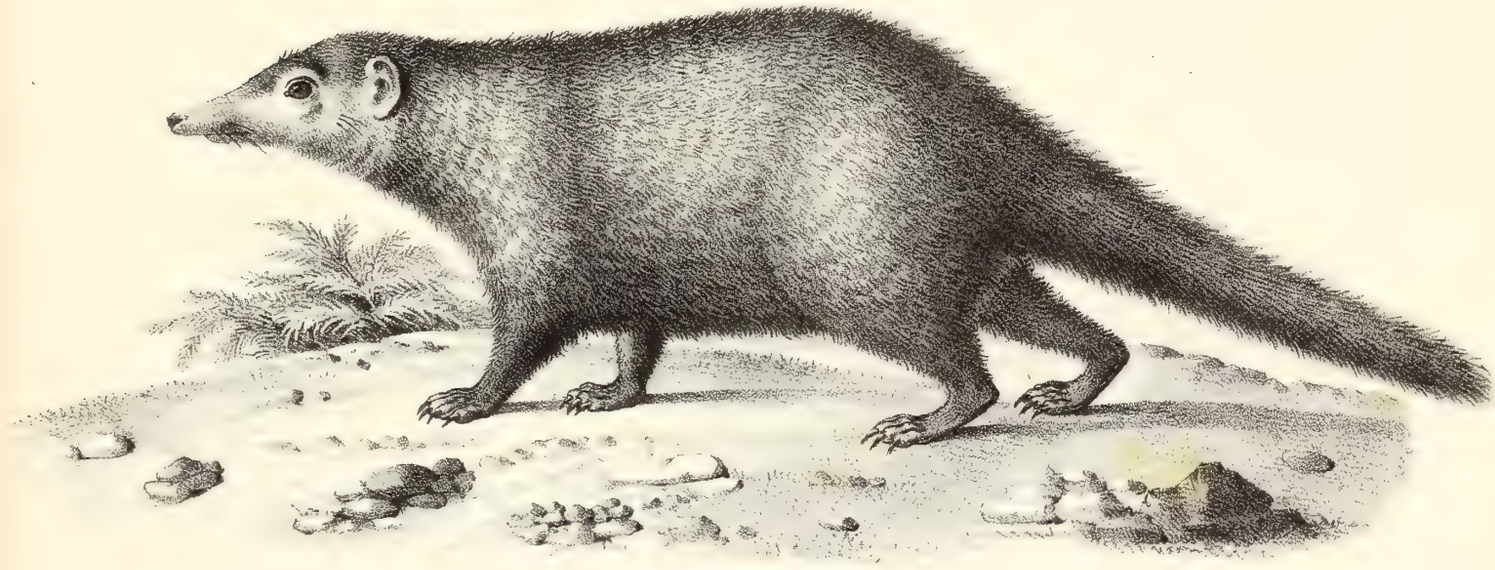
Der Katzenmarder.

Der Hundsmarder.

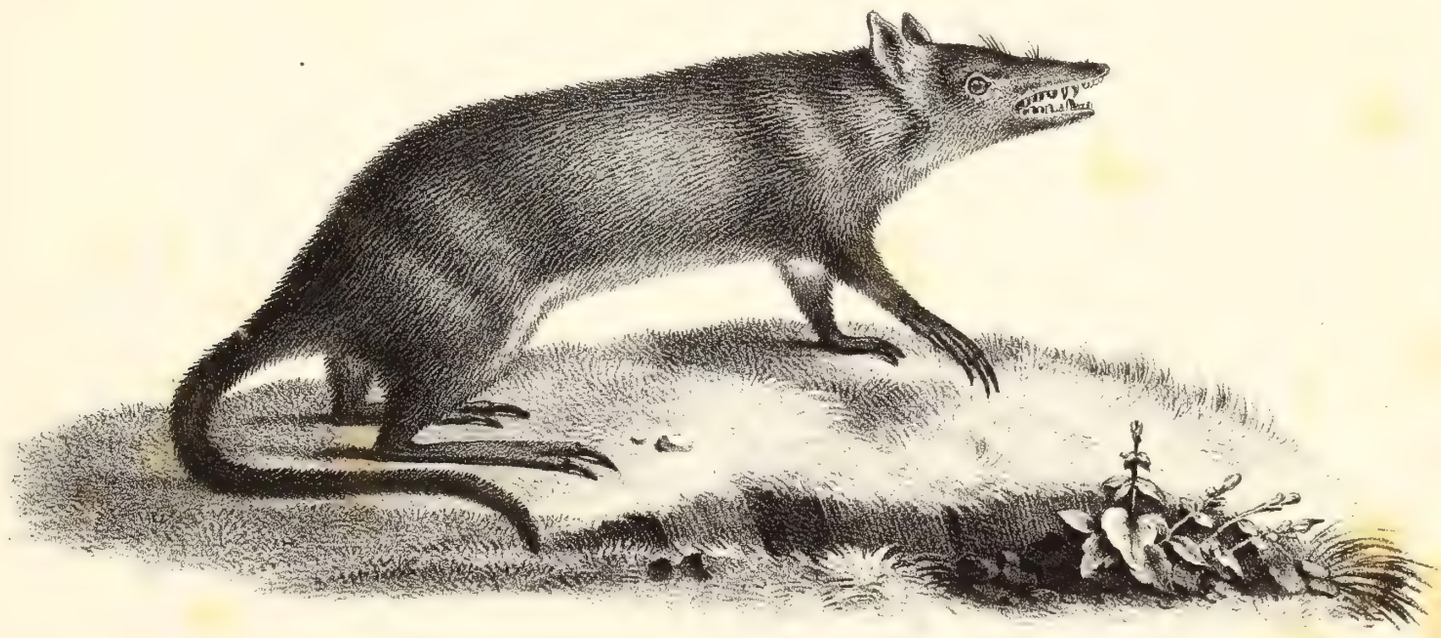


Der WaschBär.

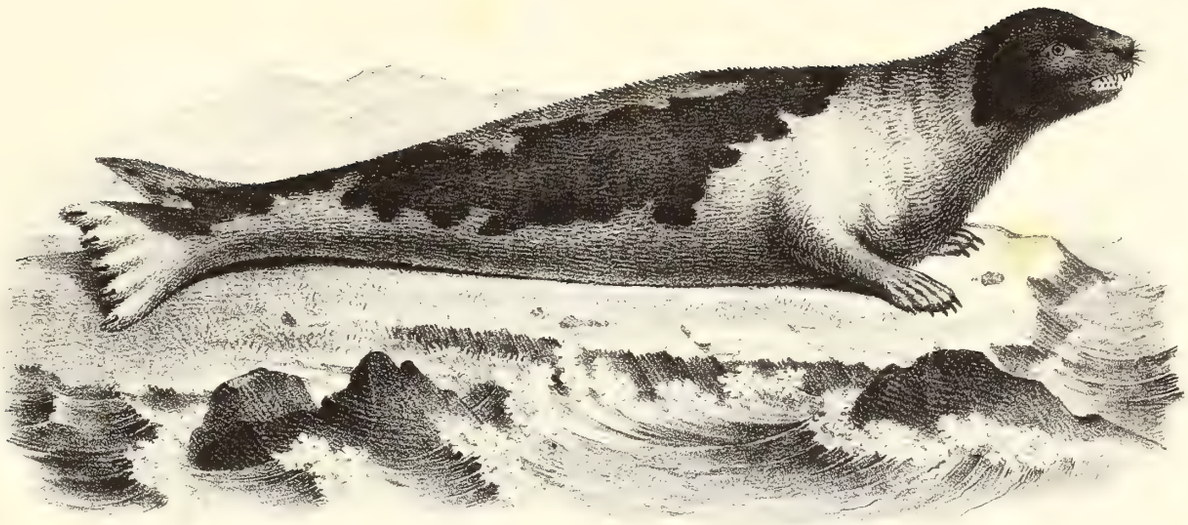
Der Stinkdachs.



Der Mango.



Der Beuteldachs.



Der Seehund.

Das Wallross.

Der Beutelhund.

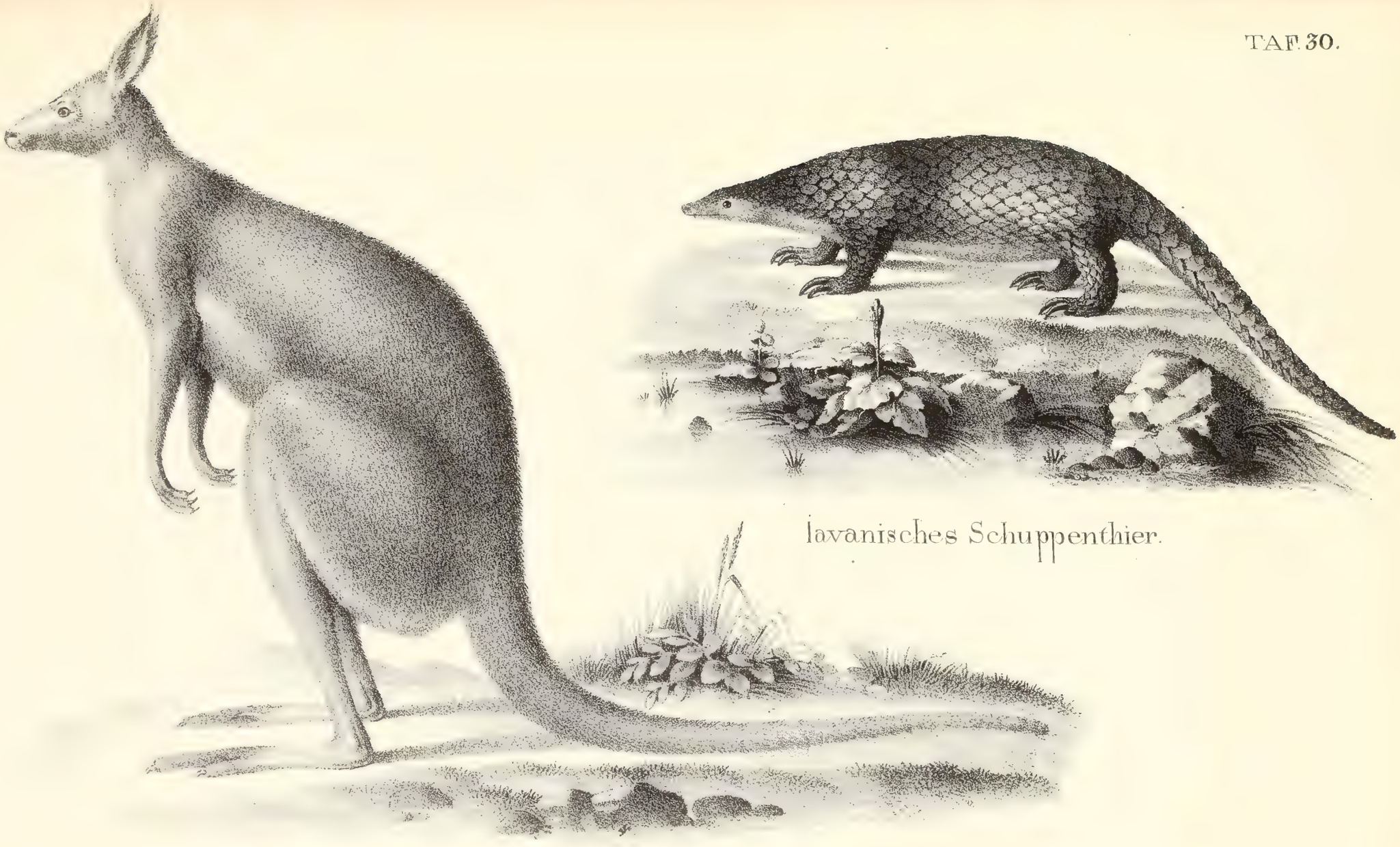
Der Fliegende Phalanger.

Der Kookische Phalanger.

Bärenartiger Phalanger.

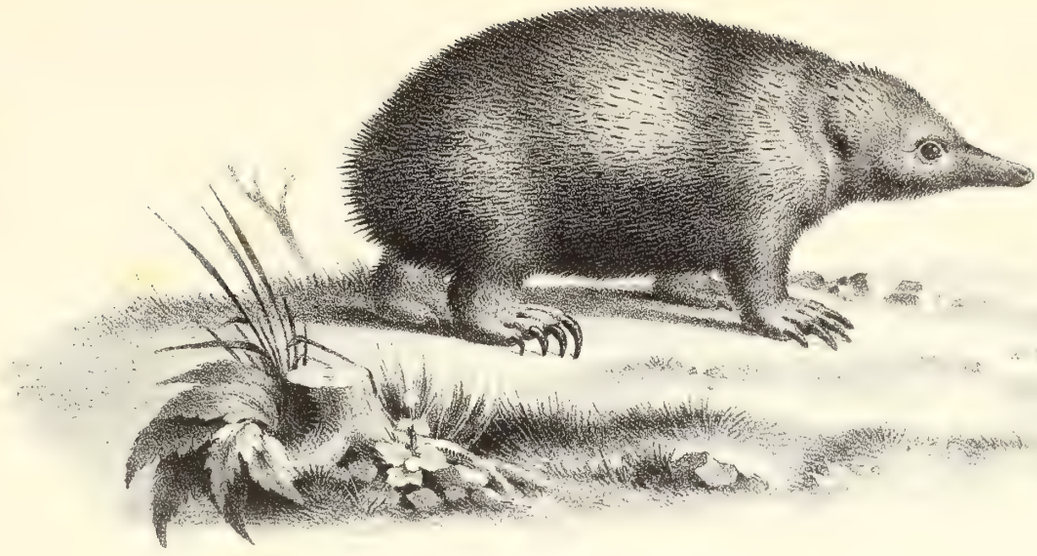
Maugeischer Schweifbeutler.

Wombat.

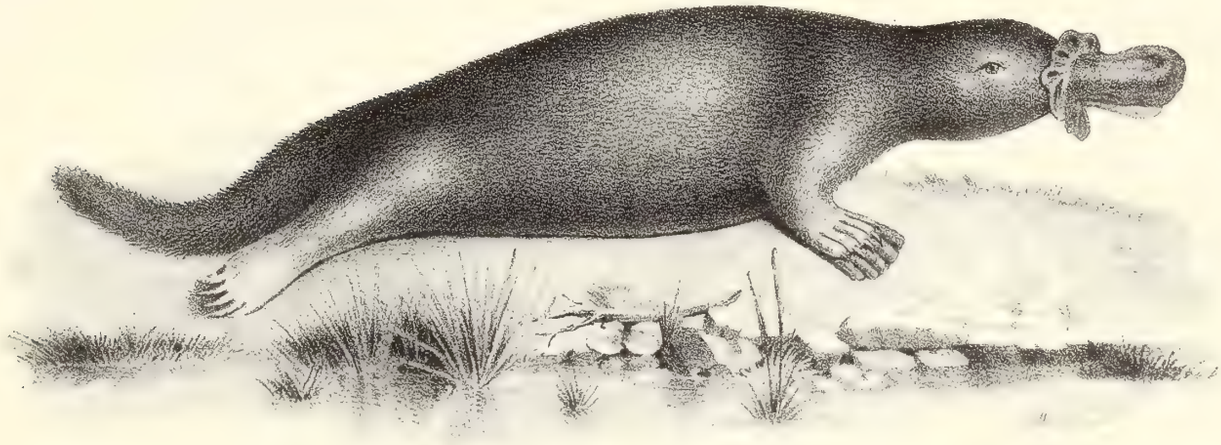


Javanisches Schuppenthier.

Wolliger Känguruh.

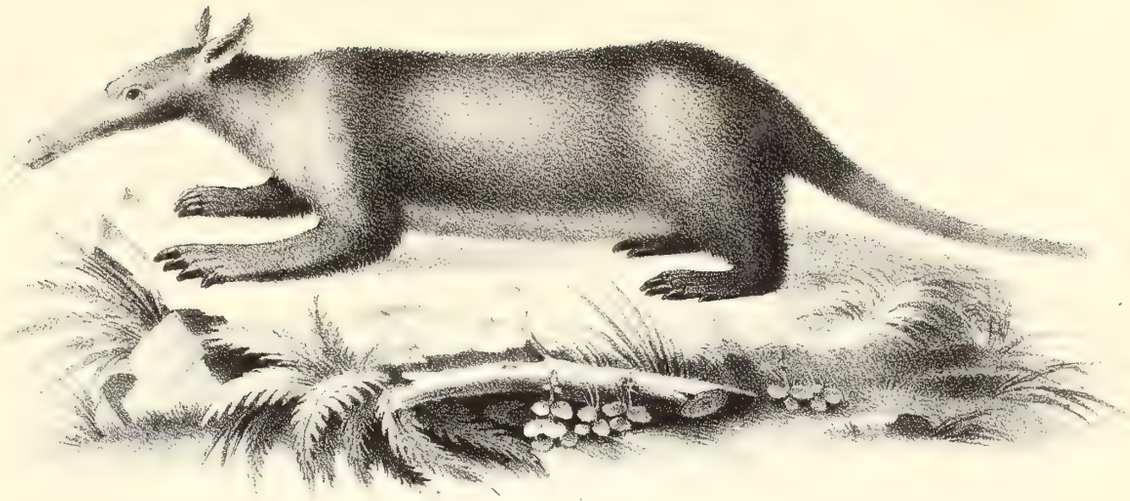


Der Ameisenigel.

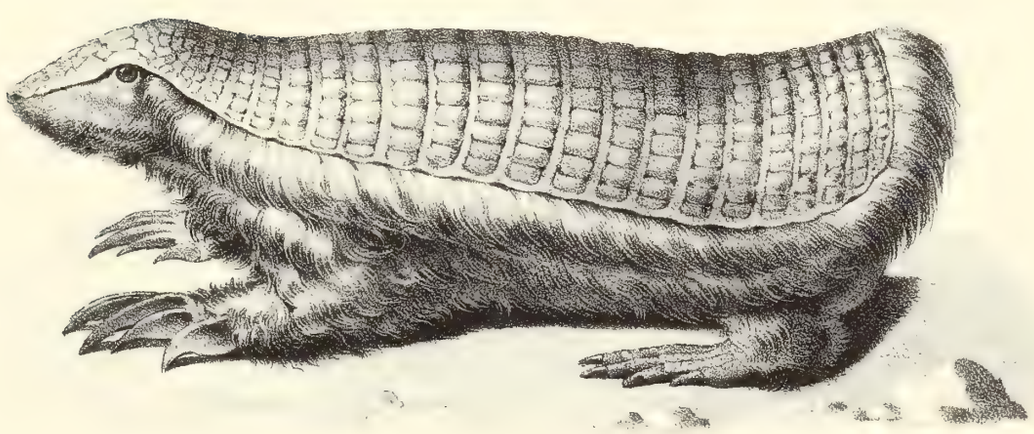


Das Schnabelthier.

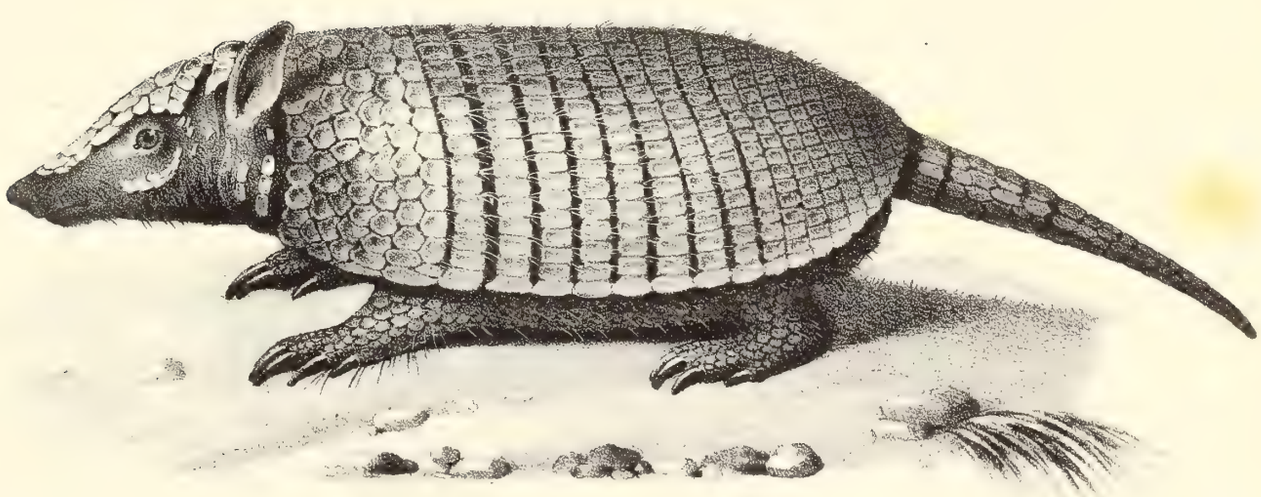
Der grosse Ameisenfresser.



Capischer Ameisenscharrer.

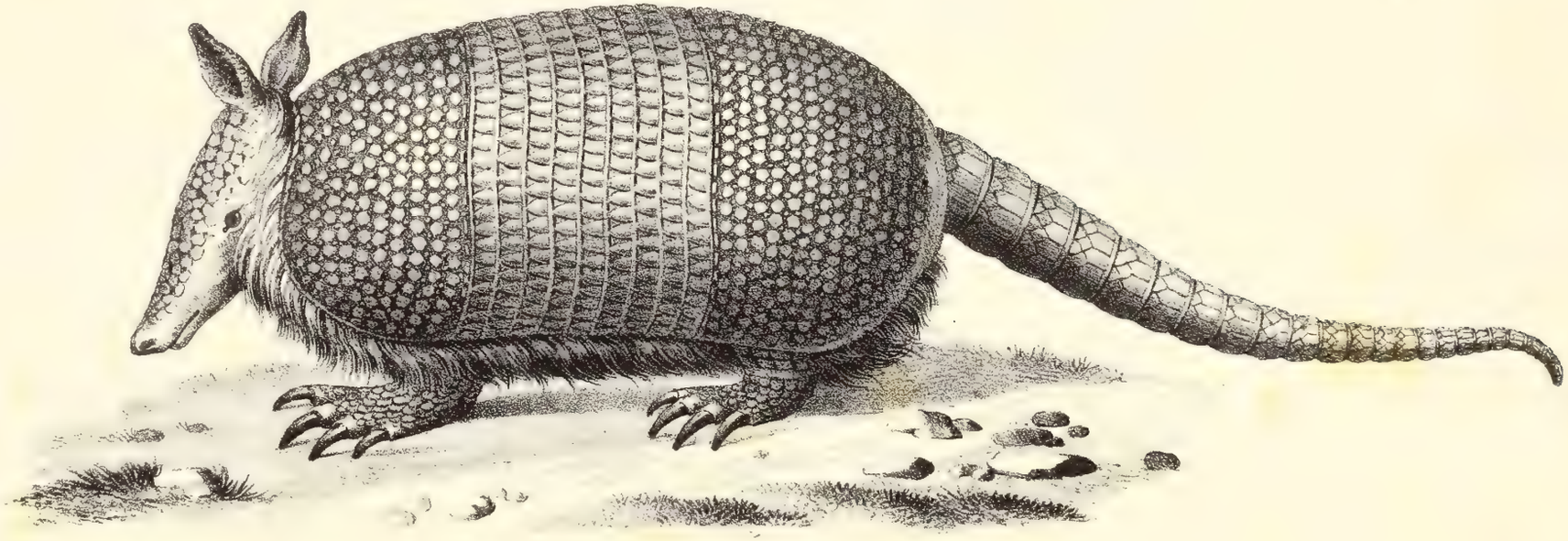


Abgestutzter Schildträger.



Der Enkubert.

Der Biber.



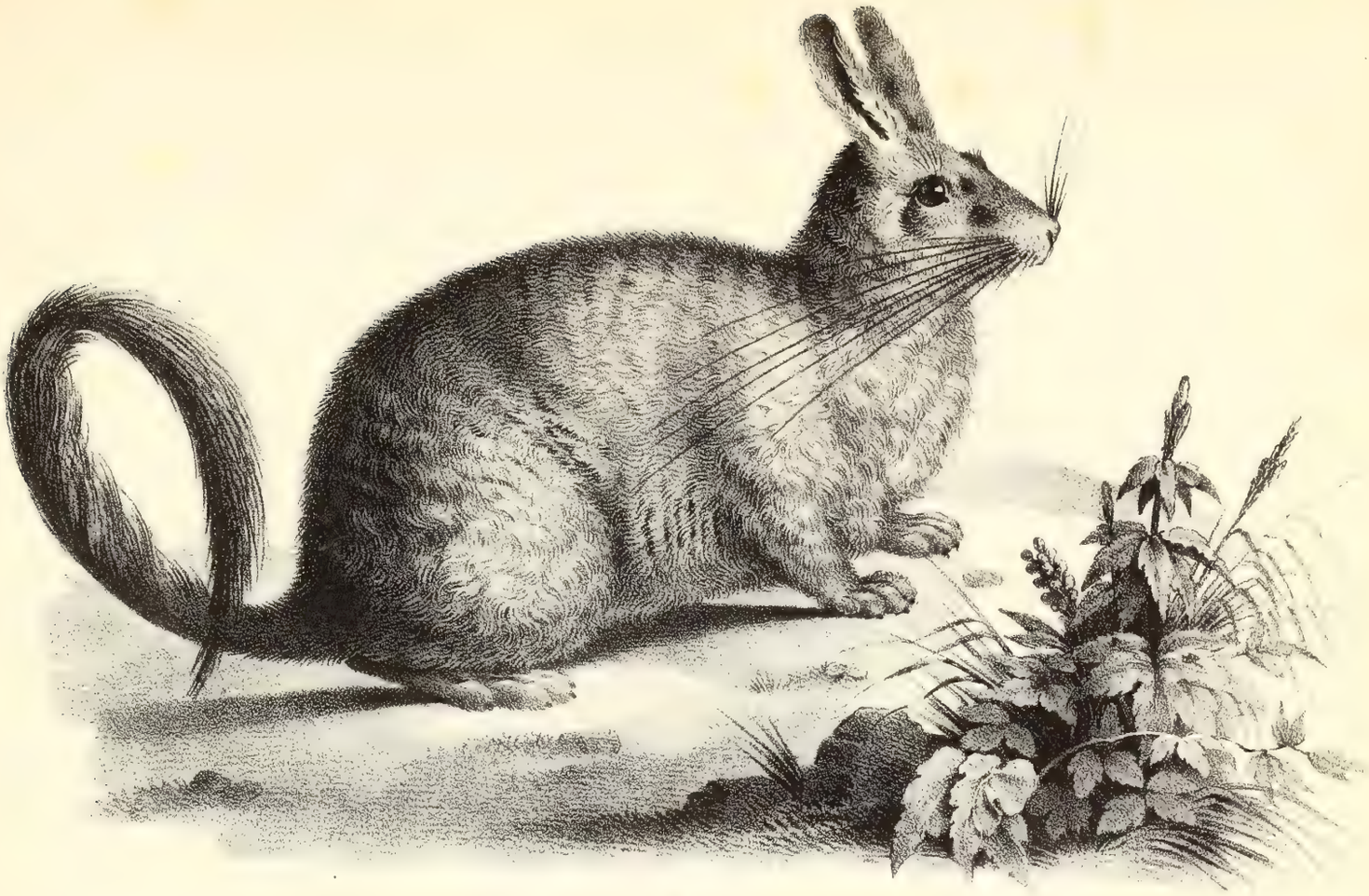
Das Gürtelthier.

Halsbandfaulthier.

Die virginische Beutelratte.

Das amerikanische, fliegende Eichhorn.

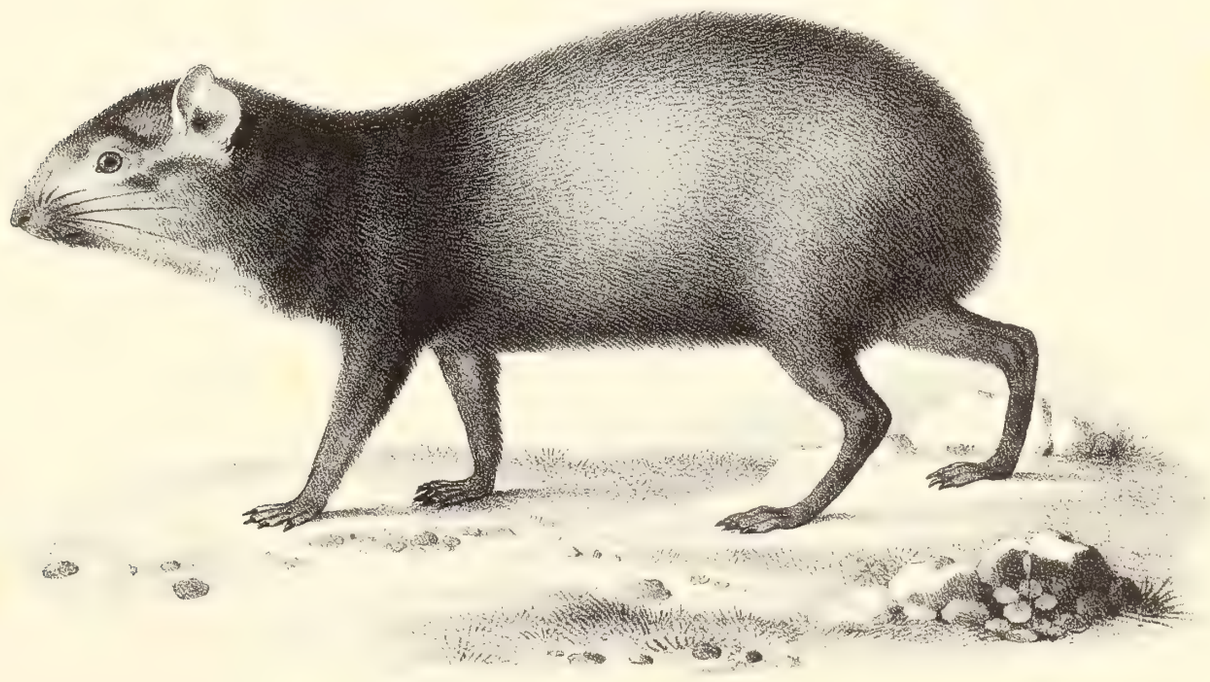
Der Hamster.



Die Wizcachia

Isabellfarbiger Hase

Capischer Hüpfer.



Aguti.

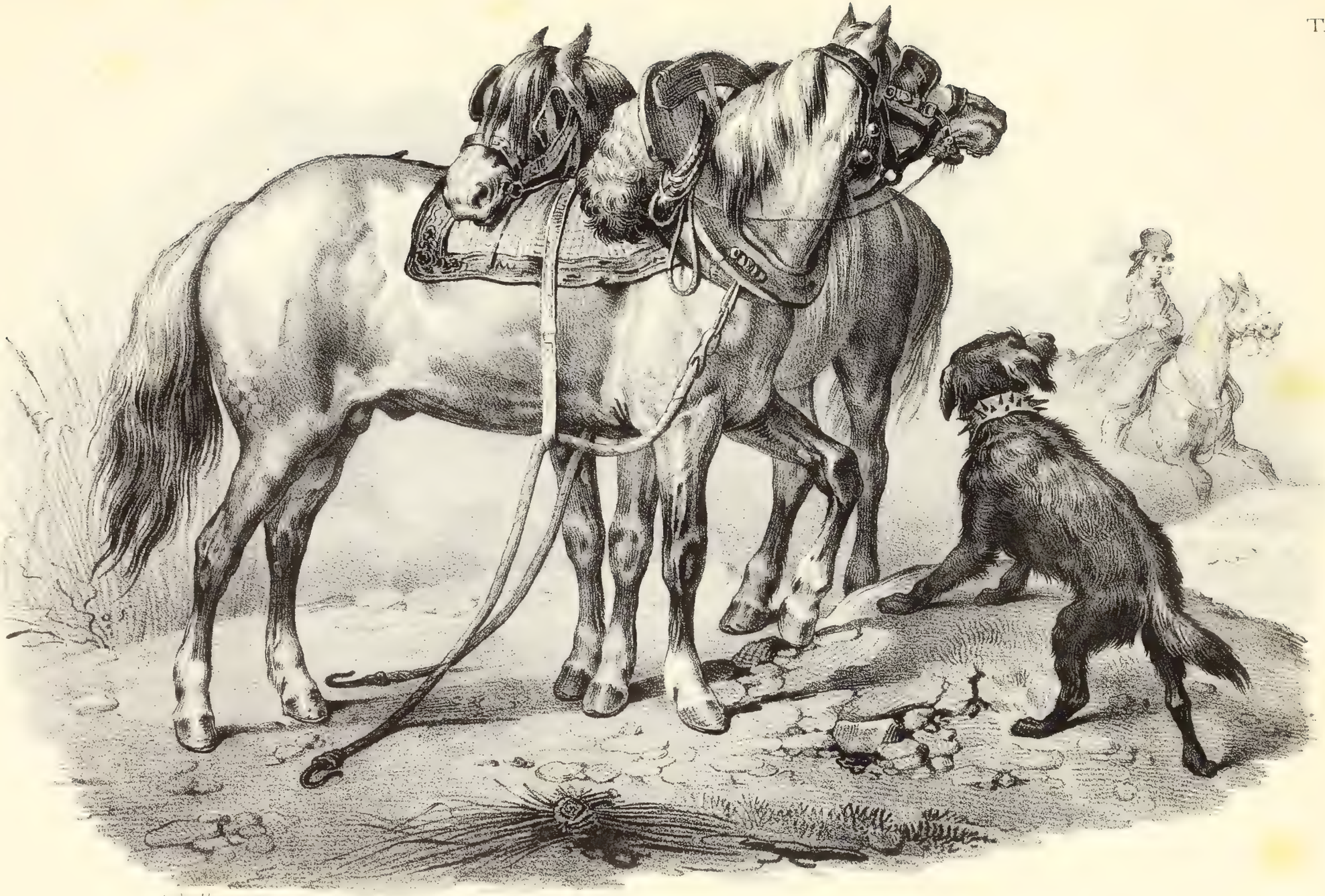
Stachelthier.

Vierzehiger. Springer Kirgisischer. Plattschwänziger

KRIMISCHES PFERD.

KOSAKENPFERD.

FRANZÖSISCHES POSTPFERD.



Lith. Honegger

FUHRPFERD AUS DER PICARDIE.

Lith v Honegger

WILDES PFERD.

Lit. v. Honegger.

ARABISCHE SPFERD VON DER ABDIAR RACE.

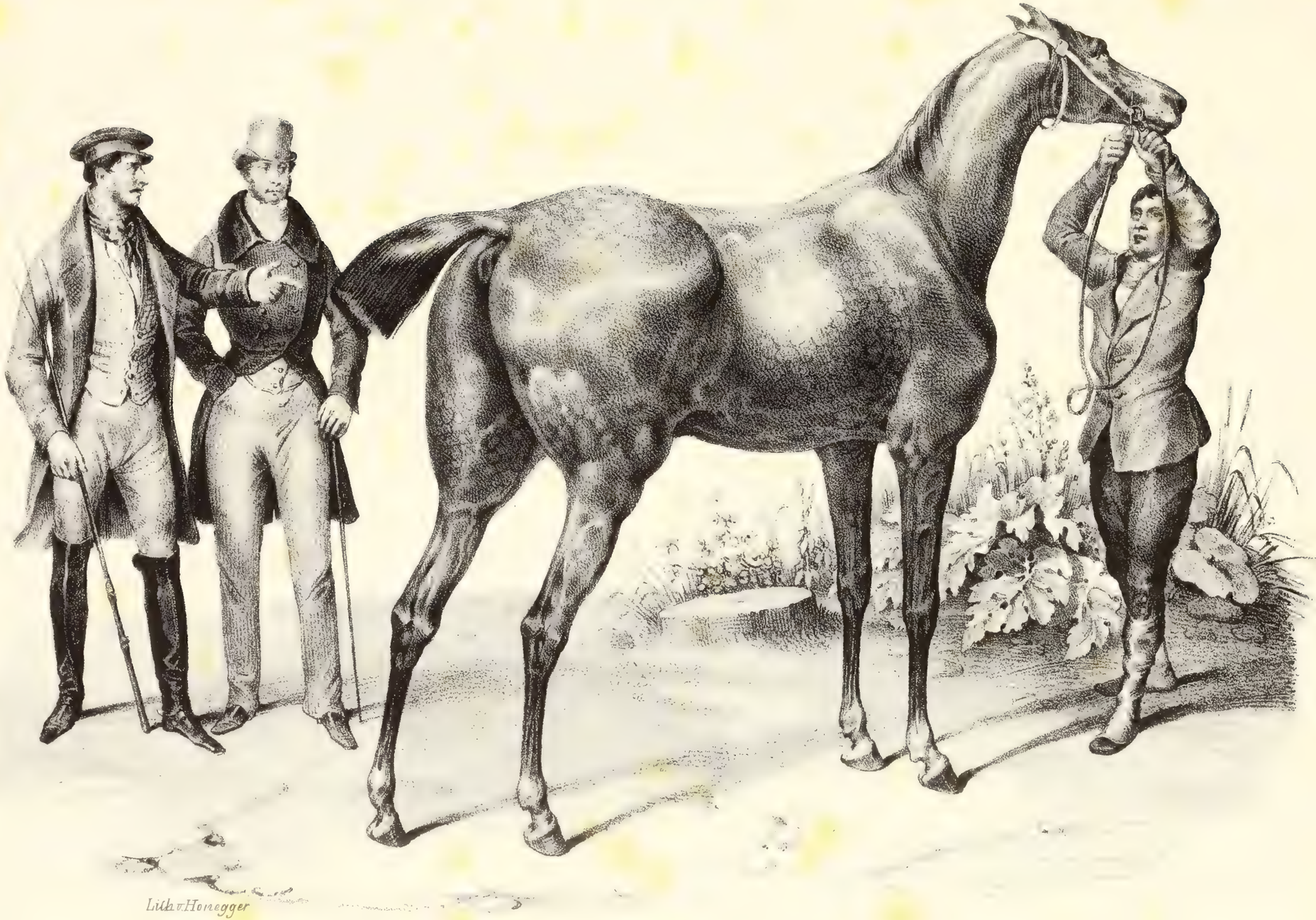
Lith v Honegger

ARABISCHER HENGST.

SPANISCHES PFERD.

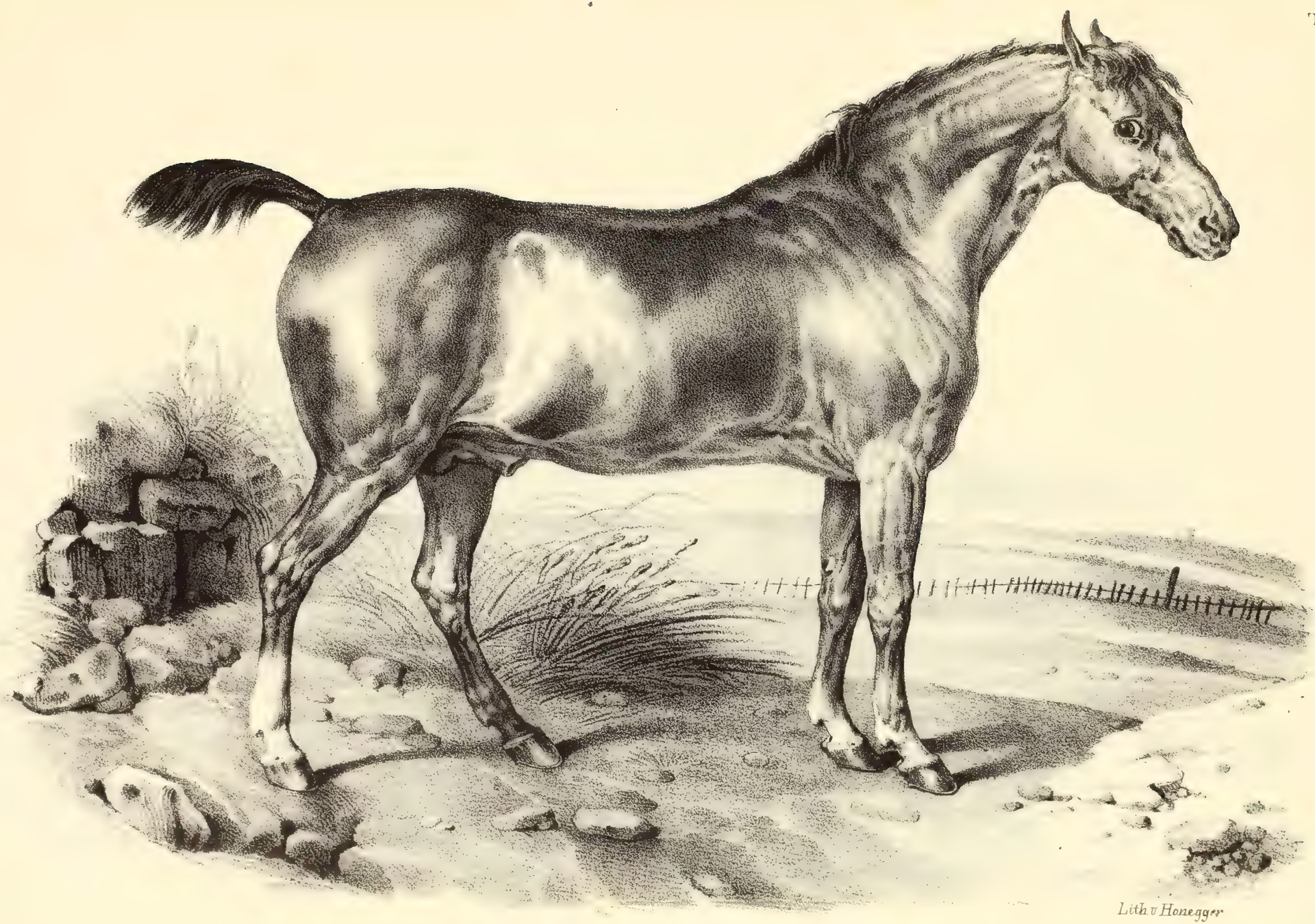
Lith.v.Honegger

WALLACHISCHE FUHRPFERDE.



Lith. v. Honegger

DAS EDLE ENGLISCHE PFERD

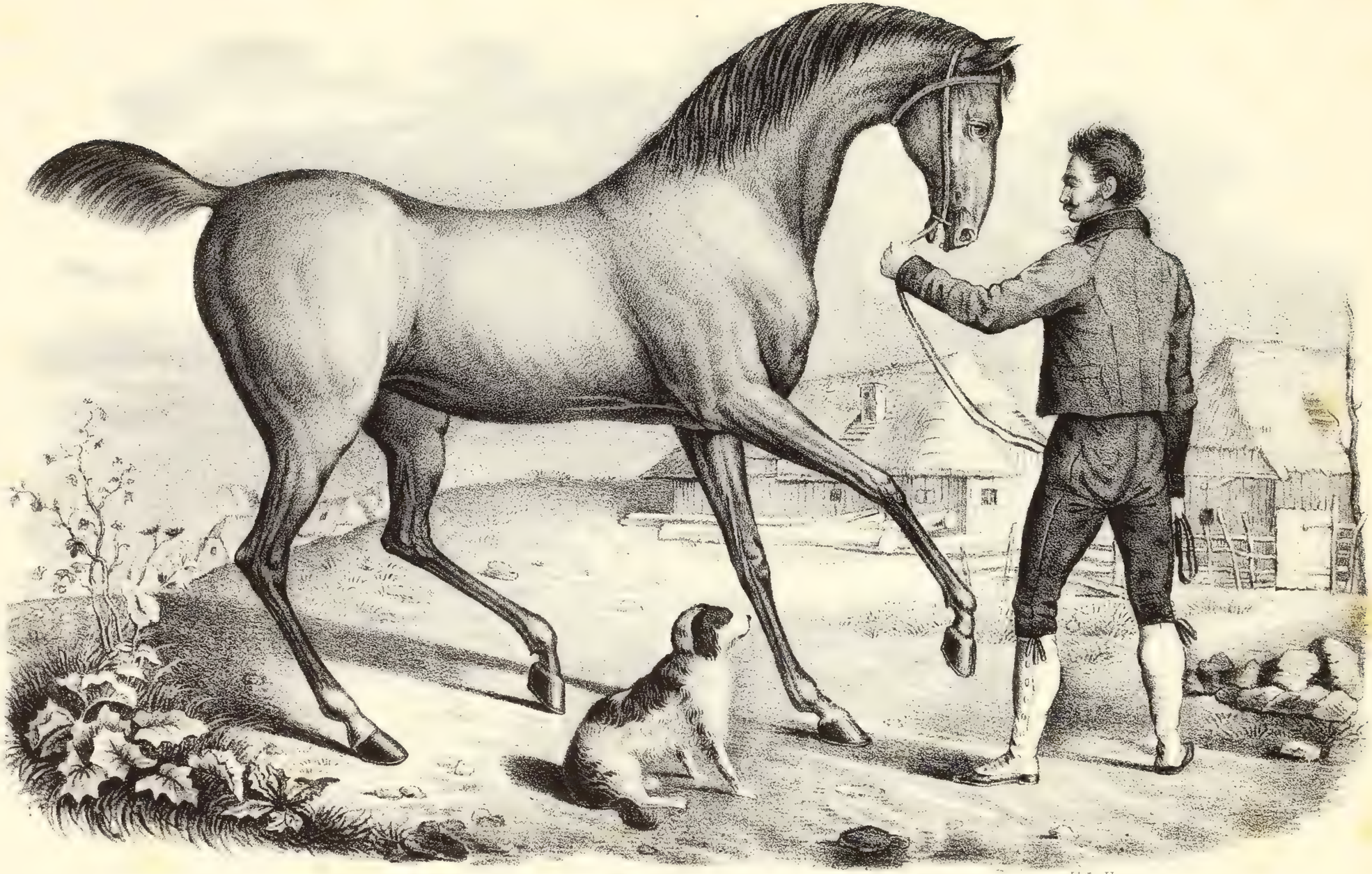


Lith v Honegger

ENGLISCHER WETTTRENNER.

SCHWEIZER PFERD.

PERSISCHES PFERD.



Lith. v. Honegger

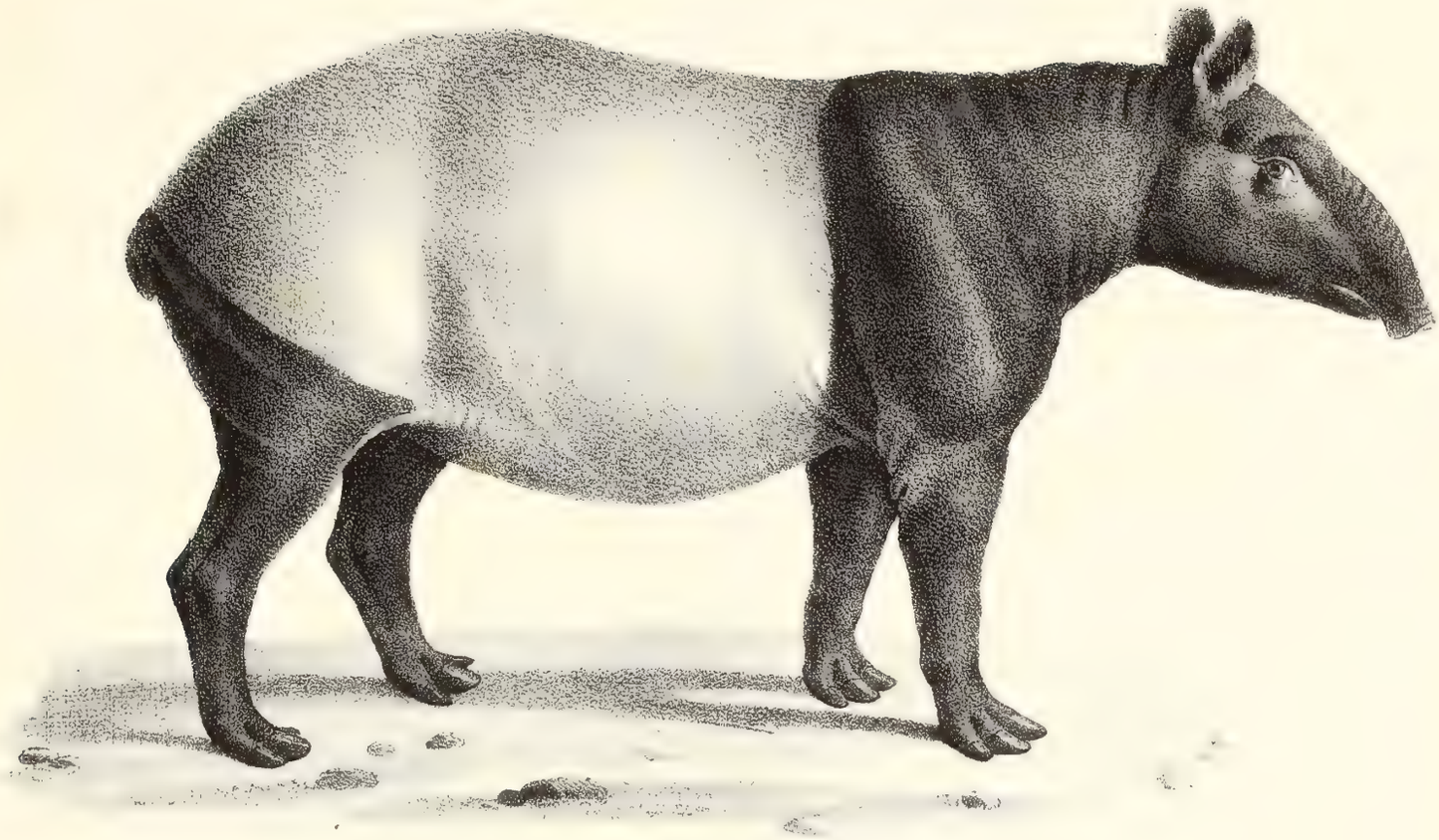
MEKLENBURGER PFERD.

Das Zebra.

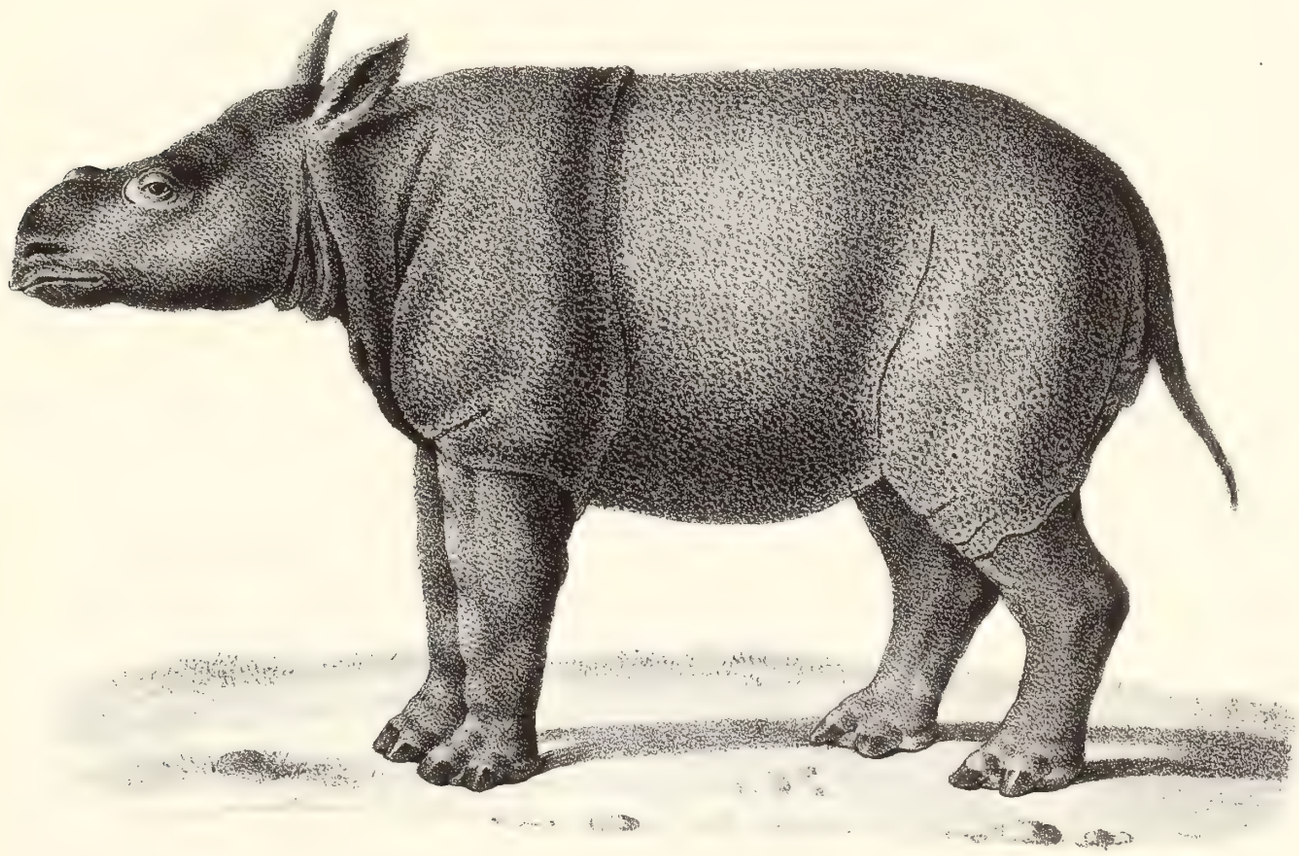
Das Bergzebra.

Lith v Hongger

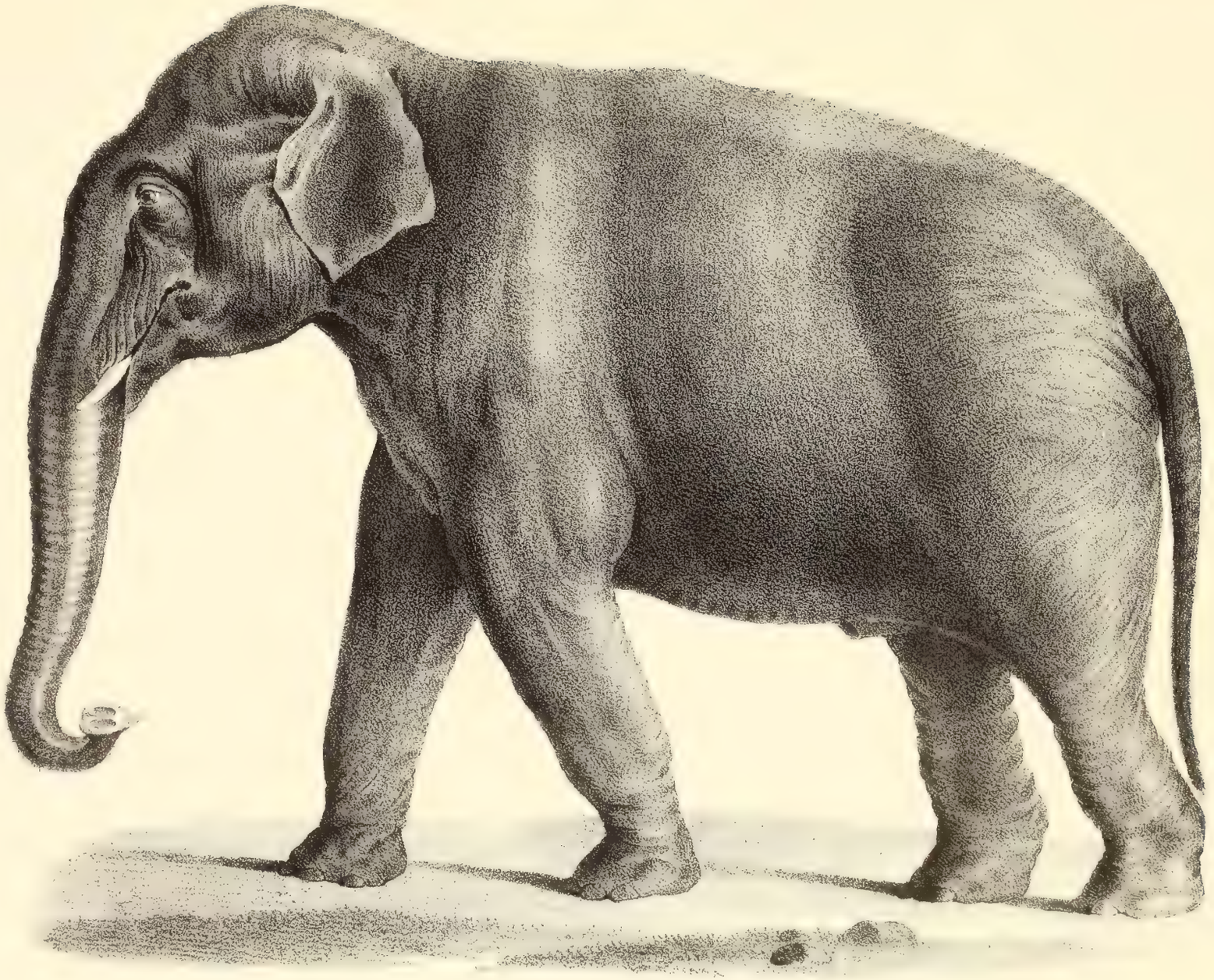
Der Maulesel.



Der Tàbir.



Das Nashorn.



Asiatischer Elephant.

Das Lama.

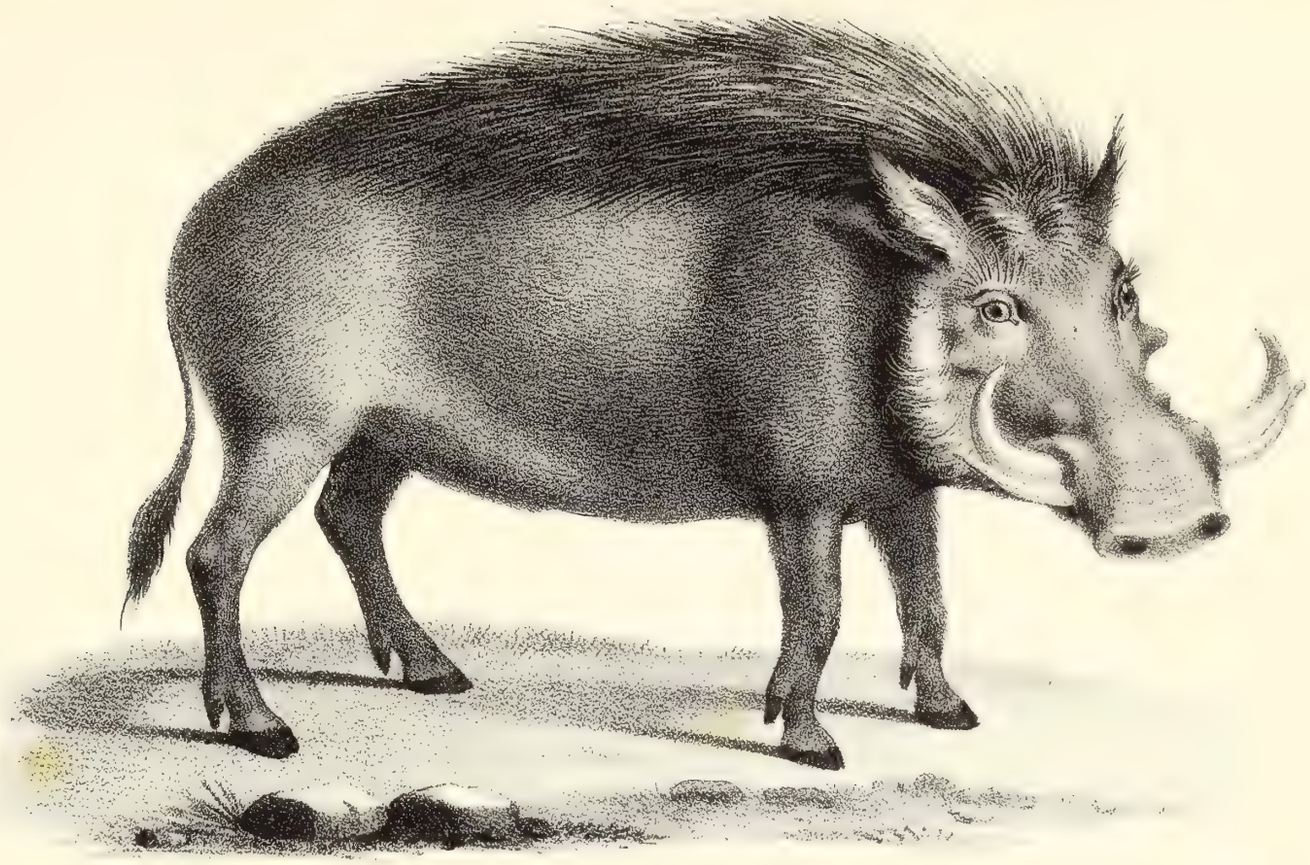
Der Sumpfhirsch.

Der braune Spiesshirsch

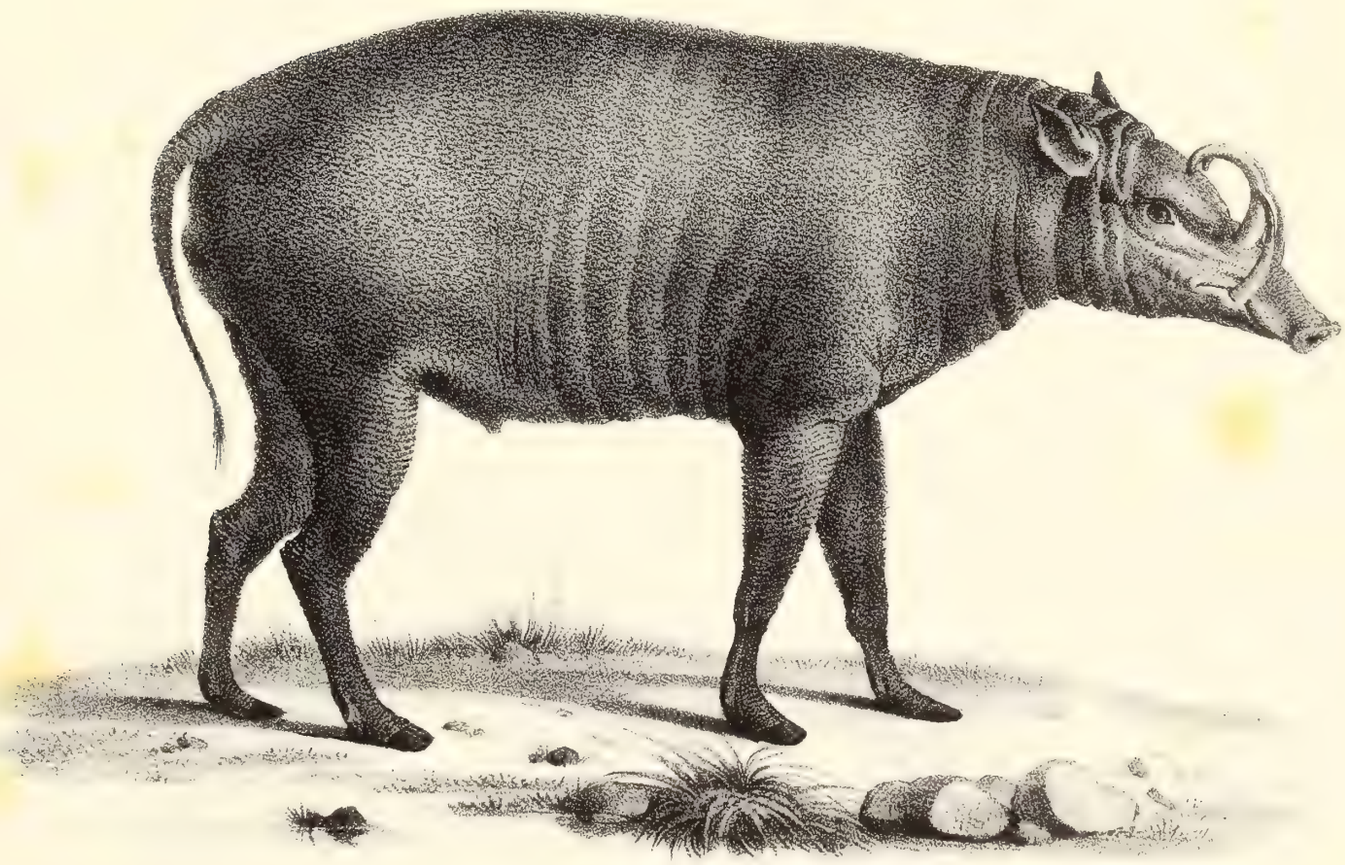
Die Arabische Antilope.

Lith v Honegger

Der Rennhirsch.



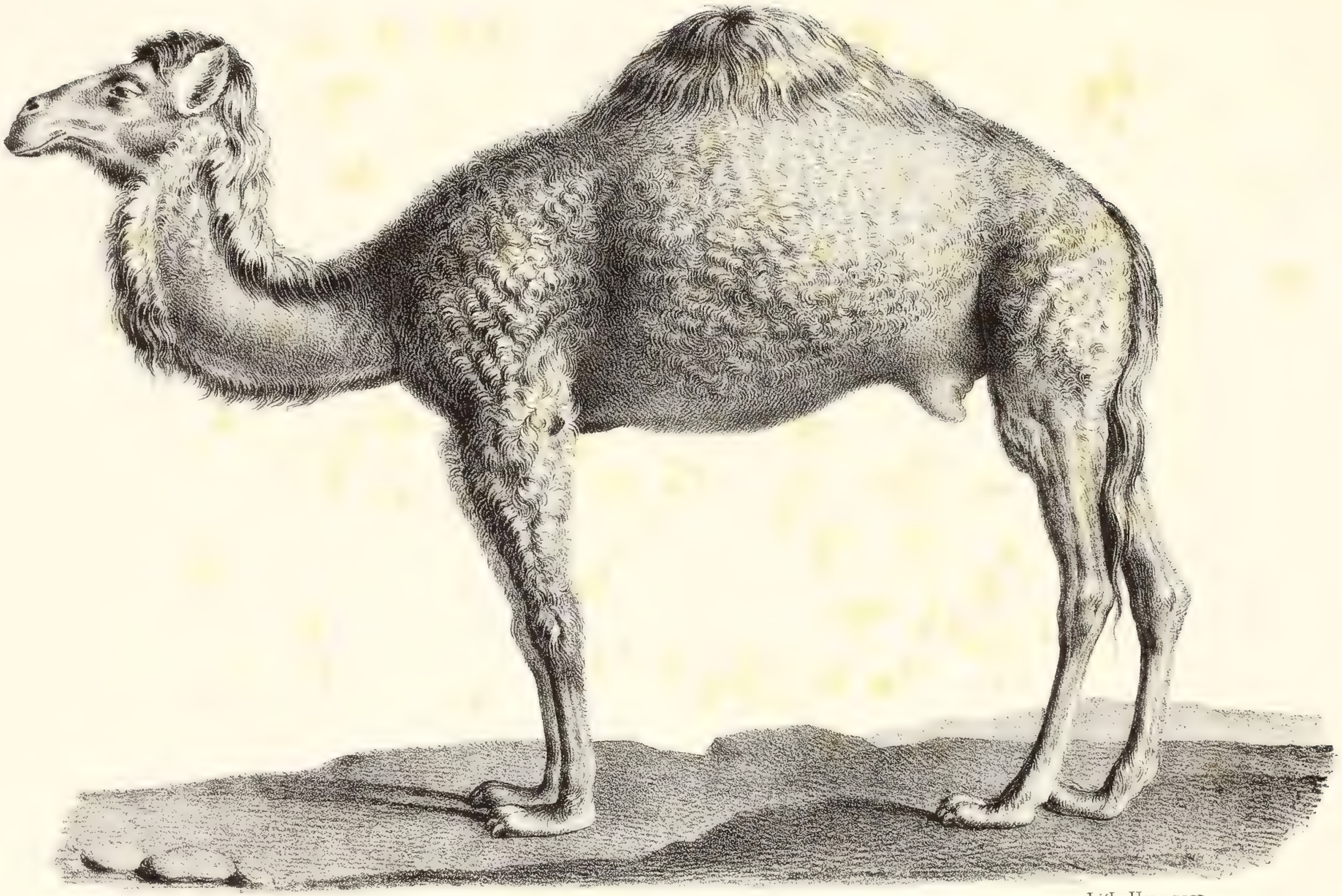
Das Warzenschwein



Der Hirscheber

Die Giraffe.

Kameel mit zwei Höckern.

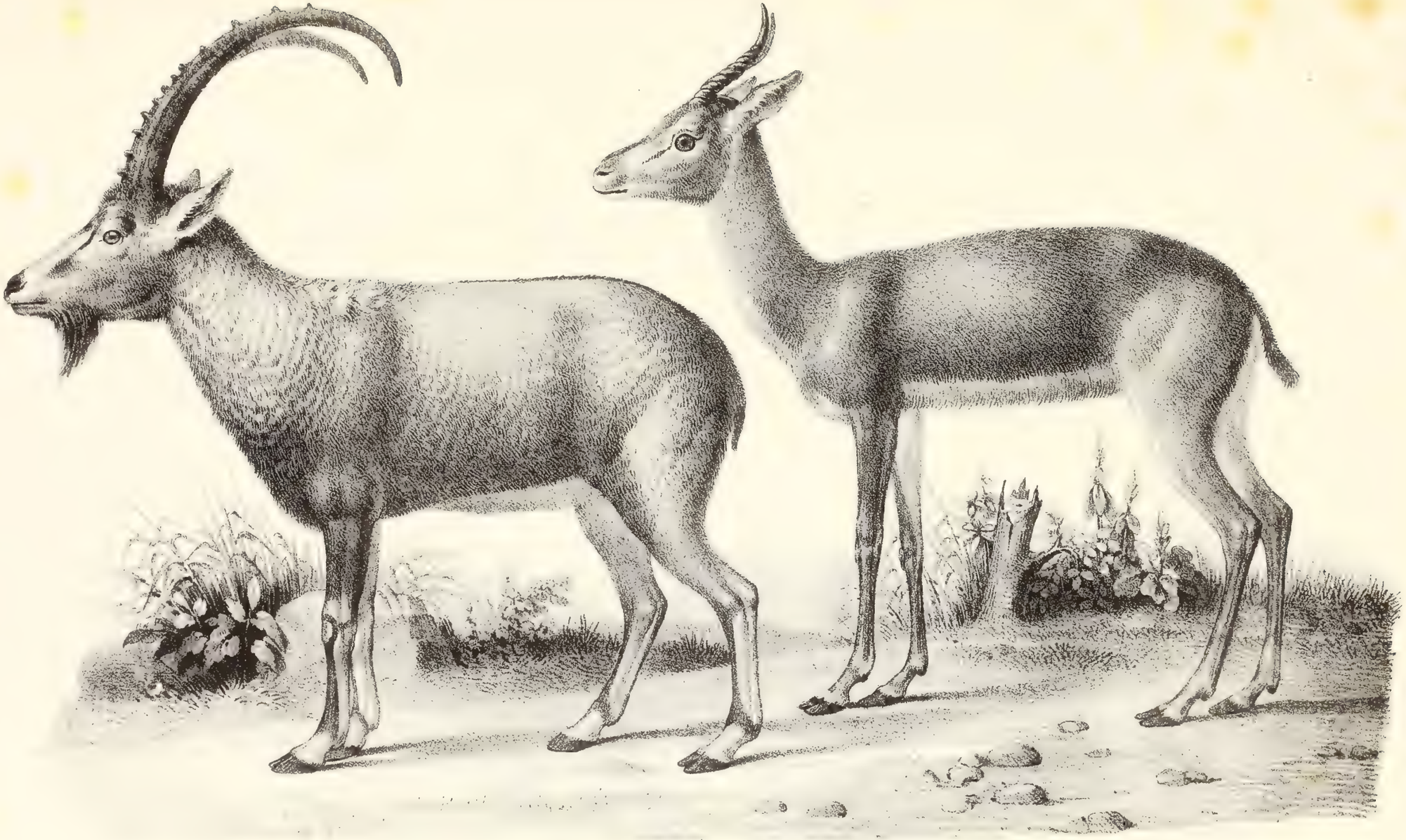


Lith. v. Honegger

Das Dromedar

Die Hausziege.

Die Gemse. Der Steinbock.

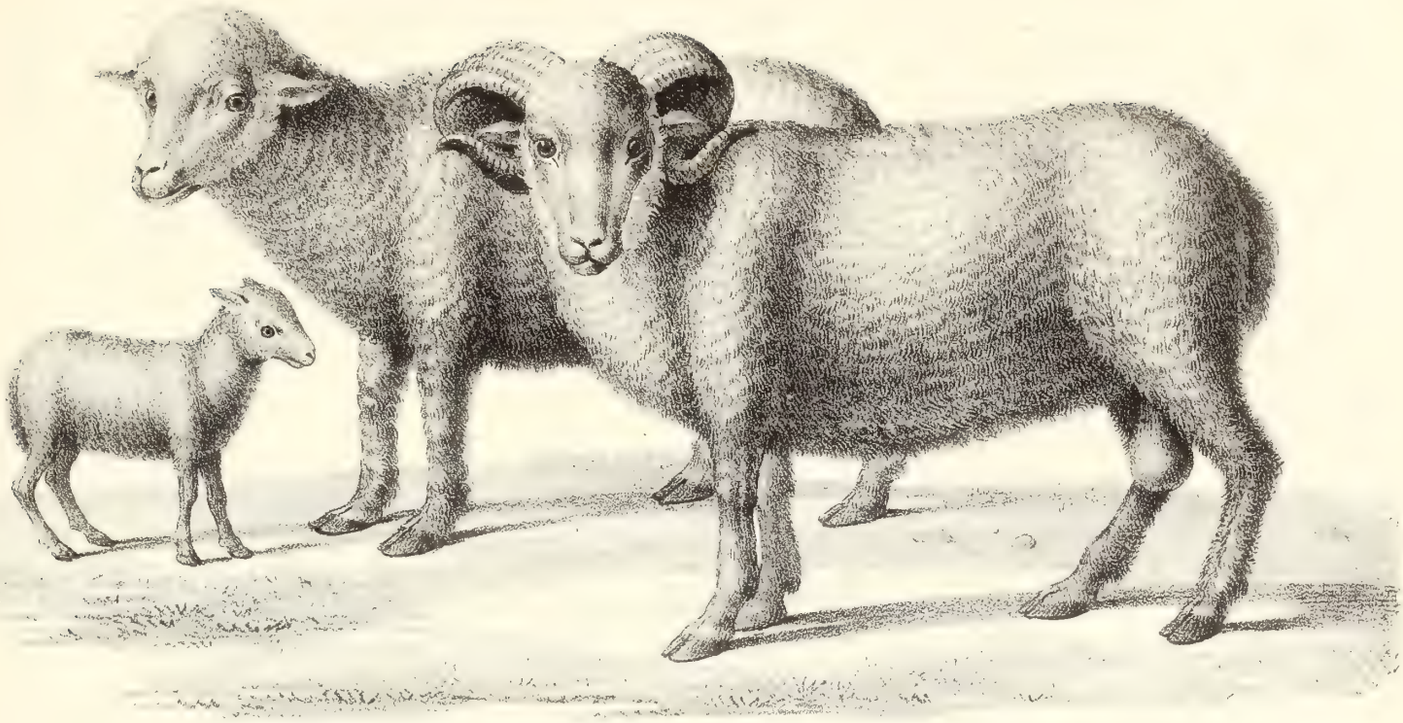


Steinbock aus Egypten.

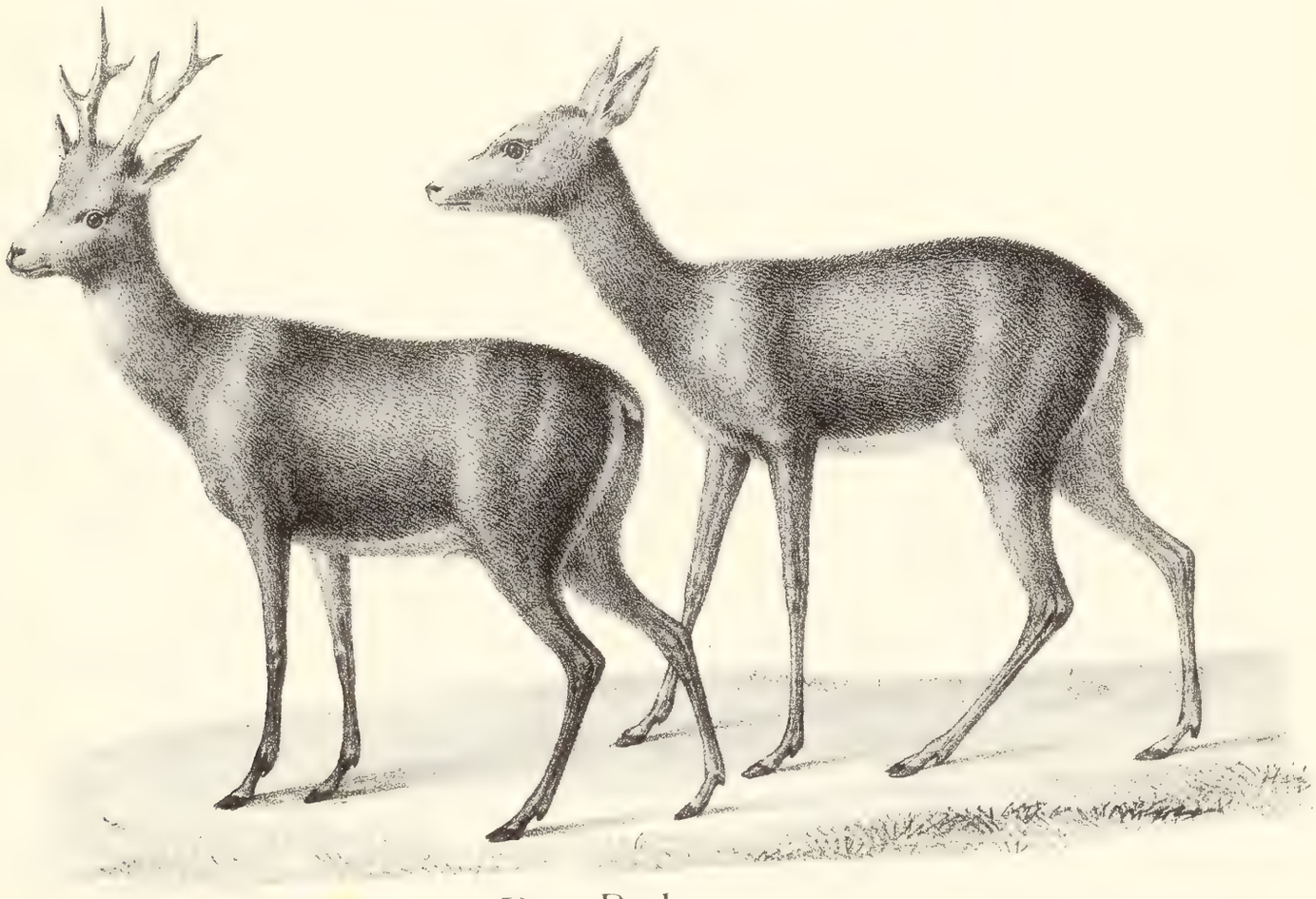
Der Kerwel.

Der Addax.

Bock aus Oberegypten.



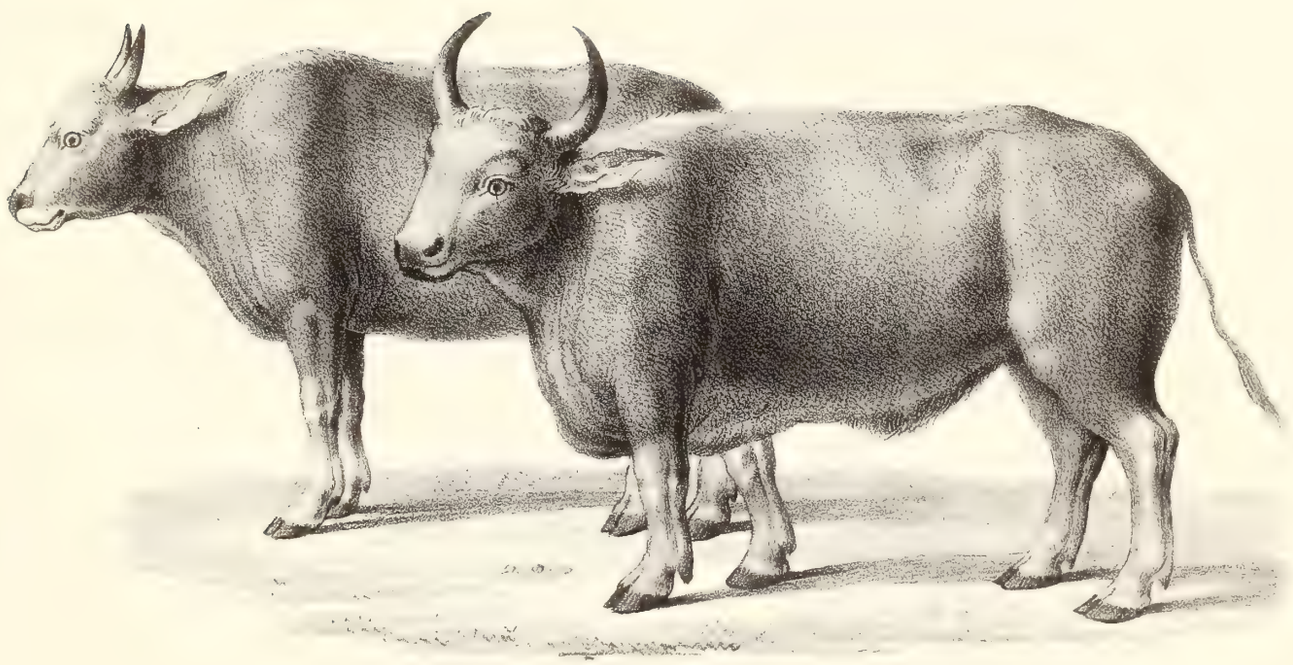
Das Spanische Schof



Das Reh

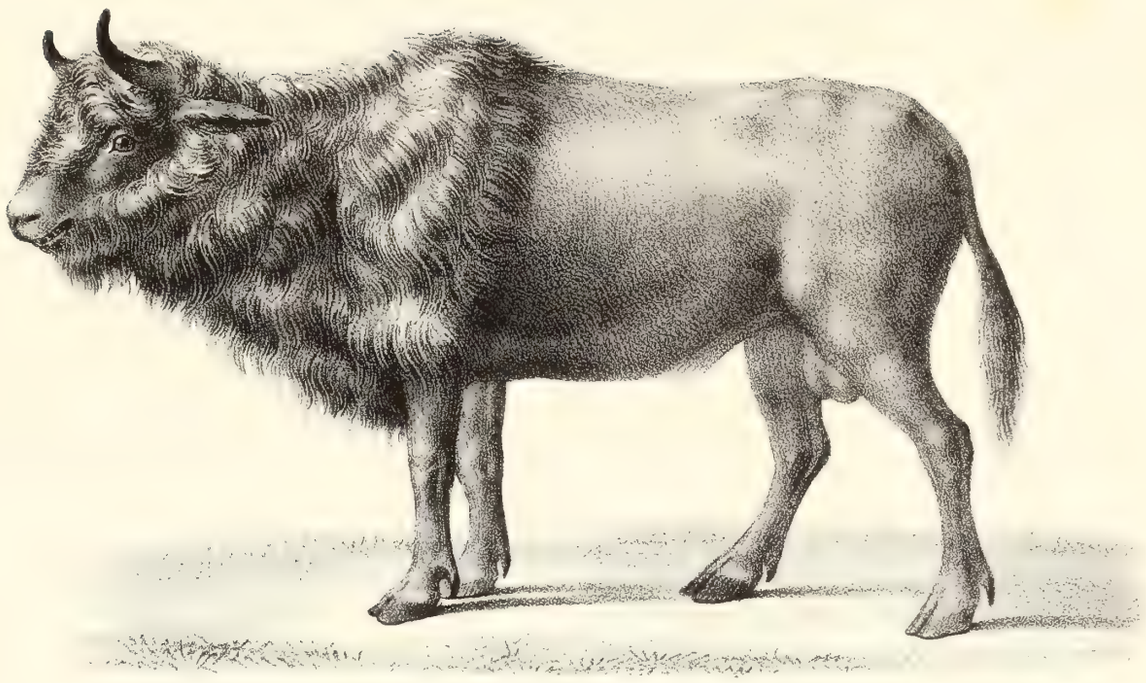
Mān. Weib

Das Zebu.

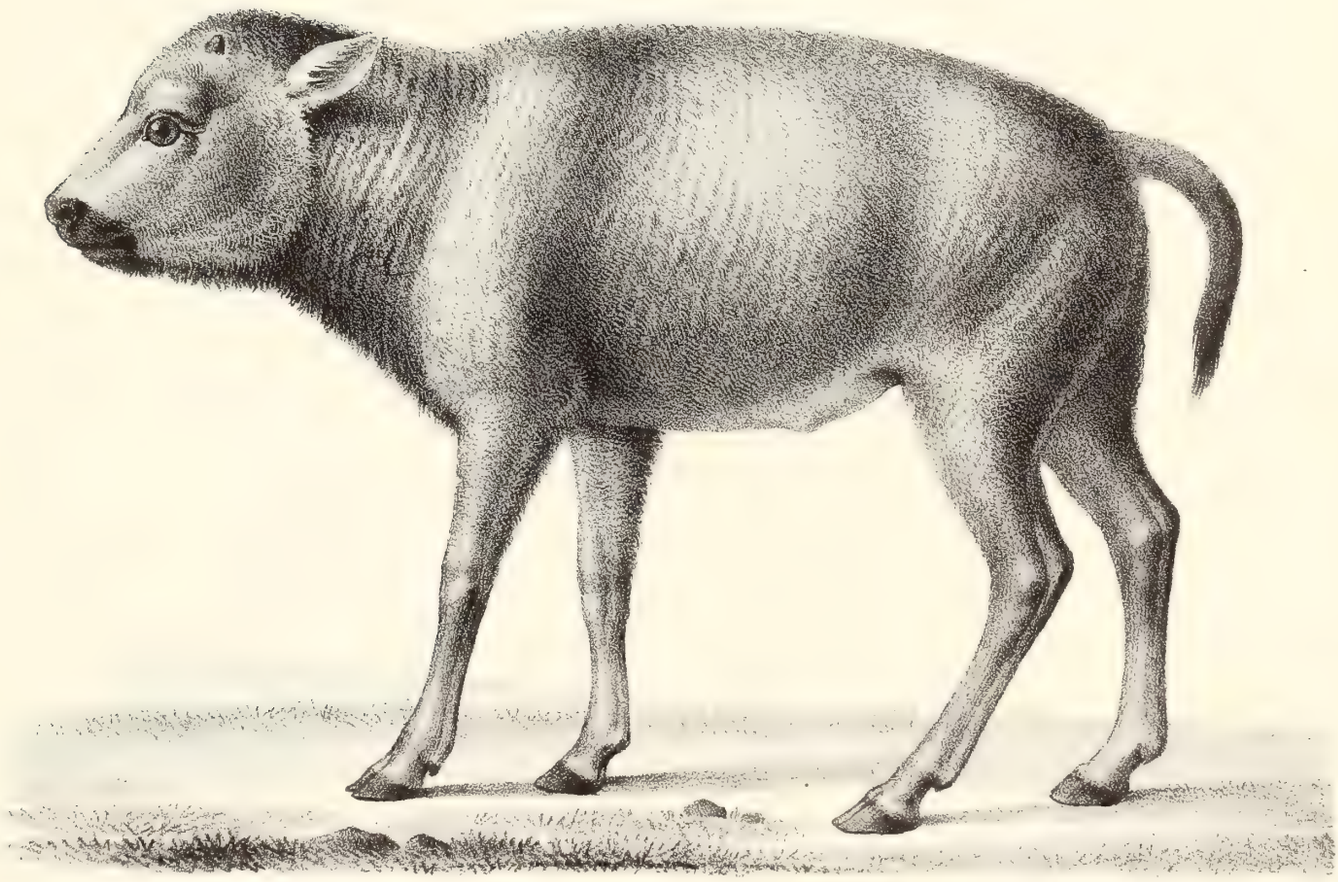


Syhlhetanischer Ochs u. Kuh.

Holländisches – Rindvieh.

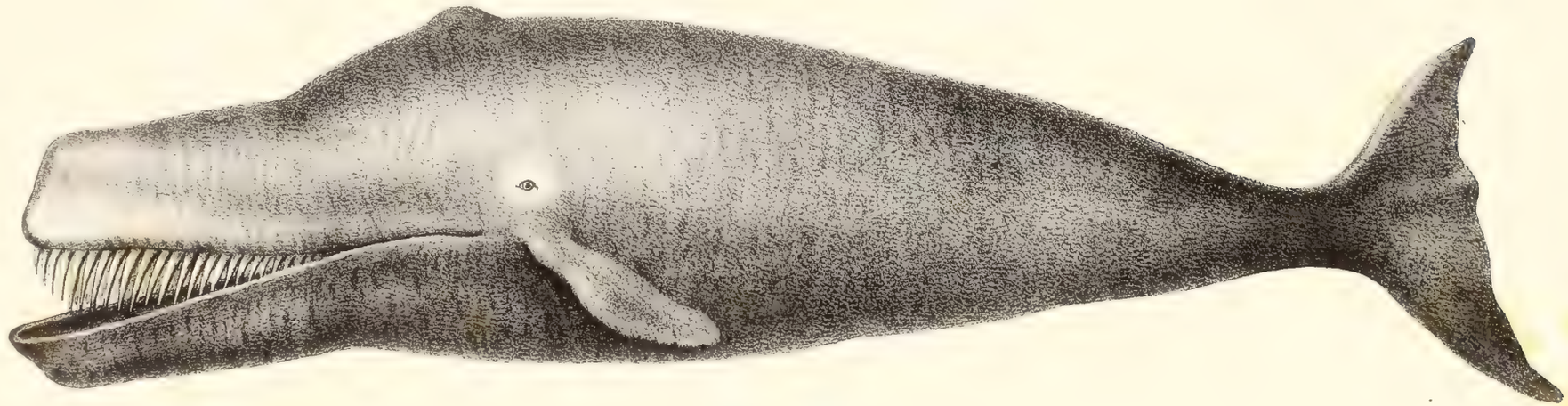


Europäischer Auerochs.

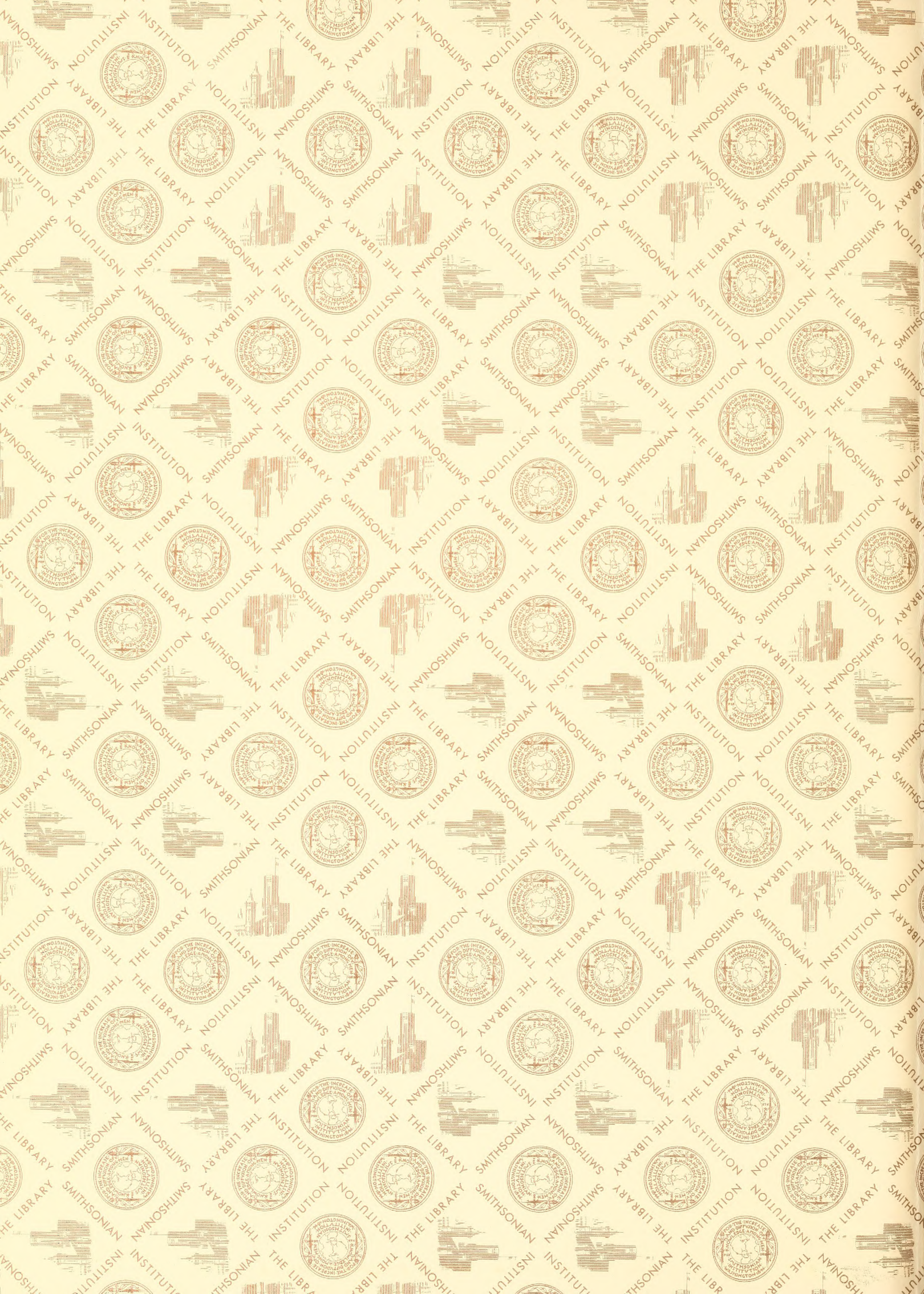


Weiblicher Bison.

Indischer Dugung.



Der Wallfisch.


SMITHSONIAN INSTITUTION THE LIBRARY

SMITHSONIAN INSTITUTION THE LIBRARY

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00716 6440